Von

**Joh. N. Vogl**

# Frauenlob

## Taschenbuch für das Jahr

## 1835.

Erster Jahrgang.

Ich lob die Frauen früh und spät,
Ihr Lob das will ich immer mehren;
Ein Mann der Frauen Huld nit hat,
Den wollt ich fürbas mit Gesang hie letzen,
Ich lob die werthen Frauen zart,
Sie können uns wohl alle Leids ergetzen.

Heinrich Frauenlob.

Yf 651 - 1.1825

Ex
Biblioth. Reg.
Berolinensi

# Drei Duelle.

## Erzählung von Em. Straube.

Gabriele küßte die Hand ihres Vaters, der die seinige segnend auf ihre Stirne legte; dann entfernte sie sich und ging nach ihrem Zimmer. Sorgfältig verschloß sie die Thür desselben, blickte in jede Ecke, um sich zu versichern, daß sie allein sey, hierauf zog sie einen Brief aus dem Busen, hielt ihn zögernd vor sich hin, als fürchtete sie, ihn zu eröffnen; — ihre Hände zitterten dabei, ihr schönes Antlitz erblich, ihre Brust hob sich convulsivisch. Mit einem unsäglich bitteren Gefühle schaute sie auf die fast unleserlichen Züge der Schrift, die in nachlässiger Eile nur hingehaucht schien und seufzte tief.

Ein Mädchen, welches zum ersten Male liebt, sucht in jeder Kleinigkeit Bedeutung; darum schnitt auch der Anblick dieses Briefes in Gabrielens Seele, denn sie erinnerte sich des Augenblickes, in welchem sie s e i n e ersten, schüchternen Zeilen empfangen hatte. „Damals" — flüsterte sie und brach in Thränen aus — „damals wählte er Rosapapier mit Goldschnitt und seine Buchstaben zeigten die Anstrengung eines Kalligraphen — heute klext

er auf ein aschgraues Blatt, was er mir zu sagen hat, denn unser Verhältniß ist ihm eine Bürde geworden. Damals freilich, damals liebte er mich noch!"

Eine süße Erinnerung glitt an ihrer Seele vorbei, sie eilte an den Schreibtisch, zog aus einem Schiebfache mehrere, sinnlich verwahrte Briefe hervor und öffnete den ersten, der ihr in die Hände fiel.

Sie las:

„Meine angebetetste Gabriele!"

„Einen vollen Tag lang habe ich Dich nicht gesehen „und mein Herz erliegt dem Schmerze der Sehnsucht. Ein „ganzer Tag — eine Ewigkeit für einen Liebenden! Ich „bin diesen Abend bei Frau von Montreuil gebeten „— ich weiß, daß auch Du eine Karte erhalten hast — „wirst Du mich wieder heimkehren lassen, ohne daß ich „Deines lieben Anblickes froh geworden wäre? — Meine „Gabriele, komm!"

Als sie das Billet gelesen hatte, blickte sie mit dem Ausdrucke der Verzweiflung gegen Himmel und rang die Hände; plötzlich aber, ihre ganze Kraft sammelnd, erbrach sie das Siegel des Briefes, welchen sie mitgebracht hatte, und las wieder:

„Mein Fräulein!"

„Eine Regimentsordre ruft mich nach Metz, ich rei„se morgen dahin ab. Suchen Sie mich zu vergessen, man „kann ja Alles, was man ernstlich will. Überdieß beut „Ihnen die große Welt so viele Zerstreuungen, Bälle,

„Theater, Abendgesellschaften, daß es Ihnen nicht schwer „werden wird, mein Bild aus Ihrem Gedächtnisse zu ver„tilgen. Sie sind reizend, sind schöner als die gnidische „Göttin, Huldigungen umgaukeln Sie auf jedem Schritte, „ein Lächeln von Ihnen vermag einen Glücklichen zu „schaffen. Ein Dasein von Seligkeit und Liebe erwartet „Sie — ich entsage mit Vergnügen den kindischen Chimä„renen einer jugendlichen Thorheit, um mich ganz wie„der meinem Berufe zu weihen."

„Ich empfehle mich

Victor de la Haye."

Der unselige Brief entfiel Gabrielens Händen und sie hob ihn nicht mehr auf. Sie weinte so heftig, daß es schien, als ob sie ihr Leben in Thränen ausströmen wollte. Mit wankenden Schritten ging sie im Gemache auf und nieder, das Feuer im Kamin war erloschen, es war eiskalt; dennoch glühte die Arme, wie von einem Vulkan; ein heimliches Fieber verzehrte sie und tobte wüthend durch ihre Adern; sie mußte sehr unwohl seyn, denn jeden Augenblick wechselten die Rosen ihres Angesichtes mit einer fürchterlichen Todesblässe und ihr Herz schlug so heftig, daß es den Busen zersprengen zu wollen schien.

O wie glücklich hätte sie sich gepriesen, mit welcher Inbrunst hätte sie dem Himmel gedankt, wenn sie jetzt gestorben wäre; — wie heiß flehte sie um den Tod! allein sie war verurtheilt, noch länger zu leben, noch einen bittereren Kelch zu leeren! Das Leiden, welches an ihrem

Leben nagte, war keines von denen, für die das Grab Erlösung gewährt; verrathene Liebe nimmt das Gedächtniß ihres Unglückes auch in das Jenseits mit. — Was beidens Krankheit gehörte nicht zu jenen übeln, die von den Aerzten mit Decocten oder Pillen weggebannt werden können, deren schlimmstes Resultat am Ende der ewige Schlummer in der Erde seyn kann; es war ein Fieber, erzeugt durch treulosen Undank, ein Leiden, das der Arzt nicht heilen, das seine Kunst häufig nicht einmal errathen kann, und das in einem zarten Gemüthe nur mit dem letzten Seufzer des Todes seinen Ausgang findet.

Die Luft war schauerig-kalt, der Nachtwind pfiff durch die entblätterten Zweige der Bäume, der Schnee quoll in dicken Massen von dem Firmamente herab, kein Stern flimmerte aus dem grauen Gewölke, kein Strahl des himmlischen Lichtes fiel auf die Erde herab, es war, als ob der Himmel sich absichtlich verhüllt hätte, um von den Gräueln seiner edelsten Geschöpfe Nichts mehr zu erblicken.

Mühsam zerrte sich Gabriele an das Fenster, öffnete es und schlürfte mit einer wahnwitzigen Freude den eisigen Odem der Nacht. Ihr Angesicht, ihre Haare, ihr Hals bedeckten sich mit Schneeflocken und sie wühlte krampfhaft in der kalten Schichte; sie wollte so das Brennen ihrer Seele durch den äußeren Schmerz ertödten.

Inzwischen aber lag der unglückliche Vater in süßem Schlummer und träumte von seinem Kinde und koste mit ihr von einer glücklichen Zukunft, und sie stand ihm lä-

eelnd zur Seite als der Engel ſeiner Träume, denn ſie war ſein Alles, der Liebling und Troſt ſeines Herzens. Eben drückte er die bräutliche Myrthenkrone auf ihr Haupt und ſie erſchien ihm himmliſch ſchön in dem reichen Schmucke des hochzeitlichen Staates, womit die Vaterzärtlichkeit ſie angethan hatte.

Sage mir Niemand, daß Träume von Gott kommen, daß ſie eine Ahnung von Oben ſeyen! — Träume ſind Schäume, ſind Lügen einer trügeriſchen Phantaſie, die ſich darin gefällt, den Menſchen mit verführeriſchen Bildern zu höhnen, damit ihm die Täuſchung beim Erwachen um ſo blutiger das Herz zerfleiſche!

Wäre der Traum eine Eingebung des Himmels, ſo hätte er nun, anſtatt den armen Vater mit Geſtalten der Freude und des Glückes zu umgaukeln, als finſterer Gnome an ſein Lager treten und ihm dumpf an das Ohr rufen müſſen: „Steh auf und fliege in das Kämmerlein Deines Kindes! Es iſt bleich, Fieber nagt an ſeinem Gebeine und die Stirne verhüllt ihm ein Bahrtuch von Schnee. — Eile, eile, ſonſt mußt Du einen Todtenkranz bereiten.“

Doch kein Warner trat an des Vaters Bette, kein Zuruf erweckte ihn, und die Wahngebilde des Glückes umwoben ihn fort und fort mit täuſchendem Glanze.

Am Thurme von St. Thomas Aquinus ſchlug es Mitternacht und dieſe Stimme der Kirche, die ja eine Stimme Gottes iſt, hallte in Gabrielens Ohr, wie die

Donner des Weltgerichts. Schwermüthig verließ sie das Fenster und sank in einen Armstuhl — in düsterm Hinbrüten saß sie so, wohl eine Stunde lang; dann holte sie aus ihrem Busen ein Porträt, das nie von dieser Stätte kam, und heftete die thränenschweren, entzundenen Augen darauf.

„Victor," lispelte sie und Seufzer erstickten ihre Stimme, „o Victor, warum hast du mit schonungsloser Hand die Erstlingsblüthen meiner Jugendliebe zerrissen? Eh' ich dich kannte, umfaßte mein Gemüth nur die kindliche Zärtlichkeit für den Vater, ich kannte nur das Gefühl der Dankbarkeit und war glücklich — ach, warum hat Dein verderblicher Blick ein fremdes Feuer in meiner Brust entzündet? warum die Gluth Deiner Worte nur allzuleicht den Weg zu meinem Herzen gefunden? — ach, warum tauschtest du deine Liebe von wenigen Monden für ein ganzes Leben meiner Liebe ein?"

Gabriele stand auf, löste ihre nassen Haare und die schwarzen Locken umwallten kühlend ihren brennenden Nacken. Ihr gegenüber befand sich ein Wandspiegel, zufällig fiel ihr Blick in denselben. Sie erschrack, blickte noch einmal hinein und lächelte herb. Blaß, wie sie war und mit den fliegenden Haaren, glich sie so sehr einer büßenden Magdalena. Diese Ähnlichkeit erschütterte sie — sie fühlte nur allzu lebhaft, daß sie wirklich eine Büßerin sey!

Rasche Tritte kamen jetzt die Treppe herauf, mehrere Stimmen wurden vernehmbar. Gabriele horchte,

denn eine der Stimmen ſchien ihr nur allzubekannt. Jetzt hörte ſie das Thor von unten verſchließen, das Getöſe kam immer näher. Gabriele lauſchte aufmerkſam, dann trat in ihrem Geſichte ein Ausdruck von Würde hervor, ein energiſcher Entſchluß ſchien ſich in ihrer Seele zu bilden.

Wenn der Menſch in den Momenten, wo das Unglück plötzlich und mit aller Gewalt auf ihn hereinſtürmt, ſeinen Willen zu bewältigen und durch eine gewaltige That den Orkan zu beſchwören vermag; dann gelingt es ihm bisweilen, die drohenden Zeichen zu zerſtreuen, ja wohl ſogar plötzlich die Sonne wieder heraufzubringen aus den dichtgedrängten Wolken; aber dieſe Kraft des Willens, welche man gewöhnlich Geiſtesgegenwart nennt, iſt nur ein Eigenthum ſtarker Seelen, die in der Schule des Leidens vielgeprüft und bewährt erfunden worden; von einem ſo zarten Weſen, wie Gabriele, konnte ſie füglich nicht erwartet werden, um ſo mehr, als dieſe Täuſchung die erſte und zugleich eine ſo grauſame war, daß ſie mit derſelben gleichſam die Erfahrung eines ganzen Daſeyns erkauft hatte.

Dennoch war der Vorſatz, welcher ſich in ihr entwickelte, von der Art, daß man ihn wohl für die Frucht der Erfahrung hätte halten können, wäre Gabriele nicht ſo jung und kaum dem Erziehungshauſe entrückt geweſen. Doch ſie dachte wohl, daß, wenn Liebe das Herz zu brechen vermag, es Etwas geben müſſe, das auch die Liebe vernichten könne. Sie kehrte an den Schreibtiſch zu-

rück, öffnete ihn, suchte in allen Fächern umher, und ging dann, von dem Ächzen der Verzweiflung, plötzlich zur höchsten Trunkenheit des Vergnügens über. — Wie ein leuchtender Stern tauchte es in ihrer Seele auf — sie erkannte, daß es in ihrem Willen liege, mit einem Male all ihr Leiden abzuschütteln.

„Ja", flüsterte sie leise in sich hinein, „er soll mich noch ein Mal sehen, schön wie vormals, schön, wie an dem Tage, wo ich sein Herz gewann, wie ein Geist will ich an ihm vorübergleiten, und bleibt sein Gemüth kalt, dann weiß ich, wie ich meiner Sehnsucht den Frieden geben kann — für immer!"

Und sie that mit kindischem Wohlgefallen alle Behältnisse auf und holte ihre reizendsten Kleider, ihren glänzendsten Schmuck daraus hervor.

Wenige Minuten später stand sie da, in ein köstliches Ballkleid gehüllt, ein Diadem flammender Edelgesteine im Haar; ach, es war derselbe Anzug, derselbe Schmuck, worin sie zuerst Victors Aufmerksamkeit erregt hatte, der aber jetzt nur eine bittere Ironie der Vergangenheit zu enthalten schien, denn ein Putz, welcher der Liebe wohlgefiel, ist für die Gleichgültigkeit nichts als ein stummer Vorwurf, und zeigt nur in so grellerem Kontraste das, was war und für immer aufgehört hat zu seyn.

Gabriele betrachtete sich im Spiegel, ihre Blicke leuchteten bei dem Anblicke der himmlischen Erscheinung, die ihr daraus entgegentrat — selig wie eine Braut,

glaubte ſie ſich des Sieges verſichert und die Bruſt pochte ihr vor freudiger Erwartung.

Aber dennoch beſchlich ſie wieder ein geheimes Grauen und bebte wie Froſt durch das Mark ihrer Glieder — ſie zitterte, ſich Rechenſchaft von dieſer Bangigkeit zu geben, die vielleicht, ſo ſuchte ſie ſich ſelbſt zu überreden, nur eine Wirkung des Nachtfroſtes war.

„Sey es denn", liſpelte ſie noch einmal, „wie ein Geſpenſt will ich an ihm vorübergleiten, wenn er mit ſeinen wüſten Freunden vom Gelage heimkehrt. Mein Anblick wird die erloſchene Wärme ſeiner Neigung aufs Neue anfachen und meine Geſtalt das Andenken des Glückes auffriſchen. O er müßte kein Menſch ſeyn, wenn die Furchen des Grames in meinen Zügen, wenn der Wehruf meines Schmerzes kein Echo in ſeiner Bruſt erweckten. Er wird mich wiederſehen, mein Bild wird ihn umſchweben — meine Liebe wird an die Saiten ſeines Herzens ſchlagen — er wird wieder mein ſeyn!"

Raſch öffnete ſie die Thür und verſchwand in den Schatten des Korridors.

---

Victor de la Fare, Capitän eines Dragonerregimentes, war der Sohn eines Mannes, der im Jahre 1793 auf dem Schaffote geſtorben war, und hatte kürzlich das fünfundzwanzigſte Jahr erreicht. Er war groß und ſchlank, aber ſein Geſicht war unbedeutend und kalt; — da-

gegen beſaß er eine ungemeine Gewandtheit, viel Witz, Scharfſinn und die Gabe, ſich in der Welt als einen Mann geltend zu machen, den ſeine Stellung zu den höchſten Anſprüchen berechtiget. Überdieß hatte er ſich vollkommen jene Anmuth der Salons, jene Sicherheit des geſelligen Umganges angeeignet, welche ſo oft für Geiſt oder Bildung genommen wird; galant mit den Damen, wußte er ſich bei ihnen ſehr beliebt zu machen, und galt allgemein für einen ſehr gefährlichen Herzenseroberer. Wenn er in eine Geſellſchaft trat, ſo lief ſein Name von Mund zu Mund und alle Blicke hafteten auf ihm. Eine Fremde, die ihn zum erſten Male ſah, fand ihn gewöhnlich gekenhaft, abgeſchmackt; allein kaum hatte er ein paar Minuten mit ihr geplaudert, ſo erſchöpfte ſie ſich gewiß im Lobe ſeiner Liebenswürdigkeit. Fügt man dieſen Eigenſchaften noch bei, daß Victor ein beredtes Auge, ein höchſt angenehmes Lächeln mit einem zierlich gewichsten Schnurbarte und eine, mit Virtuoſität geſchlungene Kravate zur Schau trug, und fünfzigtauſend Franks jährlicher Rente beſaß, ſo haben wir ein vollendetes Signalement des Herrn de la Fare, deſſen Vorzüge in der That, wie man ſieht, auch manche reelle Seite aufzuweiſen hatten. Übrigens war er nicht ganz ohne Bravour und Gutmüthigkeit, deßhalb würde er von ſeinen Kameraden ebenfalls Achtung erworben haben, hätte nicht eine gewiſſe Weichlichkeit in ſeinen Manieren und ein ewiges Sehnen

nach den Zerſtreuungen der Hauptſtadt ihm in ihrer Meinung Abbruch gethan.

Drei Monate im Jahre wurde gewiß dem Capitän der Aufenthalt in der Provinz unerträglich; dann wurde er regelmäßig krank und erwirkte ſich einen Urlaub, den er natürlich nirgends beſſer als in Paris zuzubringen wußte. Einer ſeiner Verwandten von mütterlicher Seite, der Baron Liéval räumte ihm dann einige Appartements in einem abgeſonderten, gewöhnlich leerſtehenden Flügel ſeines Hôtels ein, und der junge Mann wußte ſeine Zeit ſo wohl zu benützen, daß ſein Banquier meinte, jedes dieſer Vierteljahre in Paris ſey ein böſer Feldzug gegen ſein Vermögen, worin dieſes die Kriegskoſten zahlen mußte.

Im heurigen Jahre hatte der Haushalt des Herrn von Liéval einen Zuwachs erhalten — Gabriele, ein liebenswürdiges Kind von 16 Jahren, war ſo eben aus der Penſion in den Schooß des Vaterhauſes zurückgekehrt, um in die große Welt eingeführt zu werden. Das Fräulein war eine jener ſchönen Naturen, die von jedem erſten Eindrucke allgewaltig hingeriſſen werden; einfach erzogen, ein Neuling im Treiben der ſogenannten guten Geſellſchaft, fand ſie ſich mitten in eine Welt der Wunder verſetzt, worin ihr Alles trefflich, jeder gleiſſende Schein Wahrheit, jede freundliche Miene offene Neigung däuchte, und ſie gab ſich mit vollem Vertrauen den Eingebungen ihres argloſen Herzens dahin.

Ihren Couſin ſah ſie anfänglich mit gleichgültigen Augen; allein, jemehr ſie ſich der Huldigungen, die er an ſie verſchwendete, bewußt ward und ſich geliebt erkannte, deſto inniger fühlte ſie ſich an ihn gezogen, und allmählig erwuchs dieſe Neigung, die ja ihre erſte war, zur Leidenſchaft.

Gabrielens Vater, ein alter Geſchäftsmann, voll Rechtlichkeit, Freimuth und Biederſinn, war zu wenig vertraut mit dem Geiſte, der unter der Jugend unſerer Tage herrſcht, als daß er an dem Umgange ſeiner Tochter mit Victor hätte einen Anſtoß nehmen ſollen, und ſo ſetzte das Fräulein ſeine Billigung ihrer Liebe voraus, die nur um ſo tiefer in ihrem Herzen wurzelte.

Der Capitän empfand in der That — dieſe Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren laſſen — eine Regung von Zärtlichkeit für ſeine reizende Baſe; allein, ein Liebesverſtändniß die Dauer von drei Monaten überleben zu laſſen, das hätte freilich geheißen, einen groben Fehler gegen den guten Ton zu begehen, und Victor lebte ja in der großen Welt, er konnte ſich nicht der Gefahr ausſetzen, in den Verdacht zu gerathen, als habe er kleinſtädtiſche Anſichten der Provinz angenommen. Was würden ſeine Freunde von ihm gedacht haben! — Nein, nein, er mußte mit Gabrielen brechen und Gabriele — hatte ihm ihr Herz für die Ewigkeit geſchenkt!

Armes Kind!

Während ſie oben am Fenſter ſtand, und aus dem

ſtarren Sauſen des Nords Kühlung für die Gluth ihres troſtloſen Gemüthes ſuchte, hielt er vor der Pforte des Pallaſtes mit zweien ſeiner ſchlimmſten Genoſſen an, um ſeine etwas unſichere Haltung und den zerrütteten Anzug zu ordnen, damit der Thürſteher kein Ärgerniß nehme oder zum Verräther ſeines Zuſtandes werden könne; die Tropfen, welche von ihrem Haupte herniederrieſelten, benetzten ihn und er fing ſie auf und ſpritzte ſie mit knabenhaftem Muthwillen ſeinen Spießgeſellen ins Geſicht, ohne daß ſie Brandmale auf denſelben hinterließen; dieſelbe Luftſchichte umſpielte beide, ihn und ſie, nur daß er ſie mit trunkenen Scherzen erfüllte, während ſein Schlachtopfer in heißen Seufzern um den Tod rang, den ſein Treubruch verſchuldet hatte.

Endlich knarrten die Riegel des Thores in ihren Angeln, Schritte ſchlurften ſchwerfällig über den Hof und ſtiegen die Treppe herauf.

Es waren drei Stimmen, welche kichernd, lallend, murmelnd durch die Gänge hallten. Victor hatte ſeine Kameraden beredet, die Nacht vollends bei ihm zuzubringen, und willig hatten ſich die Schmarotzer dazu herbeigelaſſen, da des Capitäns Abreiſe nicht mehr fern war und es zu den Gewohnheiten dieſes Gelichters gehört, ſo lange an einer Frucht, die ihnen gebothen wird, zu ſaugen, bis man ſie ihnen entrückt.

Auf einer der unterſten Stufen, machten die Wanderer Halt und es entſpann ſich ein Geſpräch unter ihnen,

dem die unsicheren, gröhlenden Stimmen und die unbeholfene Langsamkeit, womit die Reden artikulirt wurden, einen nichts weniger als interessirenden Anstrich gaben.

„Glaubt Ihr wohl, Doctor", begann der Capitän, „daß Doctor Gall, wenn er Euren Schädel zerschnitte, die Spur eines Gedankens in Eurem Gehirne anträfe?"

— Mein lieber Capitän — entgegnete der Gefragte — ich fürchte, der gelehrte Kraniolog würde bey Euch seine Untersuchung nicht einmal vornehmen können, weil ich sehr in Zweifel bin, ob Ihr überhaupt einen Kopf habt.

„Kopflos muß mich freilich der Umstand zeigen", fiel Victor dem Sprecher in's Wort, „daß ich Geschmack an Eurem Umgange gefunden habe, die Ihr doch Beide in der Zahlensumme der Menschheit als leidige Nullen figurirt."

— Freund — lachte eine dritte Stimme im widrigen Schnurrbasse — es ist noch die große Frage, ob man Dir selbst nicht zu viel Ehre anthut, wenn man Dich im Ernste unter die Menschen rechnet.

„Darüber", spottete der Capitän, „darüber laß Du die Weiber entscheiden. Es ist wenigstens mehr als wahrscheinlich, daß Ihr beide vor diesem Richterstuhle ein unbedingtes Verdammungsurtheil erhalten würdet."

— Thu nur nicht allzugroß mit Deinen leidigen Eroberungen — rief der Doctor — am Ende ist's doch nicht mehr noch weniger, als eine alte Kokette oder ein naseweises Kind von Cousine.

„Still mit dieser Albernheit", lärmte Victor, „wenn

Du mich nicht raſend machen willſt! Denkt Euch einmal, die Närrin hatte Grillen von ewiger Liebe im Kopf. Aber ich habe ſie abgefertigt, daß ſie an mich denken ſoll."

— Schlechte Bravour — murmelte die Baßſtimme — an einem Gänschen von 16 Jahren zum Helden werden, kann auch ein Anderer, ohne das Hauptmanns-Patent zu beſitzen.

Bei dieſen Worten fuhr Victor dem Sprechend[illegible] die Kehle und ſchrie wüthend: „Für dieſen Hohn [illegible] Du mir blutige Genugthuung geben, Burſche! Hät[illegible] Du Waffen, Elender, Du ſollteſt auf der Stelle —"

— Ich habe meinen Stock — erwiederte der Baſſiſt — und der genügt gegen Deinesgleichen vollkommen.

Der Capitän machte raſch ſeinen Degen blank und fiel gegen den Beleidiger aus, der ſeinerſeits mit dem Bambus geſchickt zu pariren wußte. Der Doctor ſuchte zwar durch vermittelnde Worte den Streit beizulegen, allein die Kämpfer waren ſo erbittert, daß ſeine Bemühungen ohne Erfolg blieben.

Matt flimmerten die Lampen von den Wänden des Korridors, aber die erhitzten Streiter hieben mit blinder Wuth aufeinander los, da trat plötzlich um die Ecke des Ganges eine bleiche Geſtalt hervor und trat mitten unter die Überraſchten.

„Endet" rief ſie mit ſchneidender Stimme, „endet! In dieſem Streite kann nur ich Richter ſeyn und Gott. — Victor, ich verachte Dich, doch ſoll kein Unberufener

ſich das Rächeramt anmaſſen, das einem Höheren vorbehalten iſt; darum fliehet, Genoſſen des Laſters — ihn wird Gott richten!"

Und in den dunklen Windungen der Gänge verloren ſich, nach drei verſchiedenen Richtungen, alle Theilnehmer der nächtlichen Scene.

---

Der Capitän erwachte ſpät am nächſten Morgen mit wüſtem Kopfe, verſtimmt und abgeſpannt, ohne ſich ſogleich des Abentheuers der vergangenen Nacht zu erinnern. Schlaftrunken und gähnend ſchaute er um ſich her, da fiel ſein Blick auf einen Brief, der auf dem Tiſchchen neben dem Bette lag und er erbebte im tiefſten Innerſten.

Er klingelte und ſeine erſte Frage an den eintretenden Jokai war: wer das Billet gebracht habe?

„Ein Domeſtik des Barons", hieß es, „ſehr früh des Morgens."

Victor nahm das Schreiben mit unſchlüſſiger Hand, beſah das Siegel, wendete es nach allen Seiten, legte es wieder weg, ergriff es wieder — er ſchien den Inhalt zu fürchten.

„Wahrſcheinlich eine Einladung zu Tiſche oder zu der Parthie nach Neuilly, die, wie der Bediente ſagte, morgen Statt finden ſoll", bemerkte der Jokai.

Ein Wink ſeines Herrn entfernte den Burſchen, und der Capitän erbrach das Siegel mit einer Haſt, die ein ziemlich beredter Zeuge ſeiner Unruhe ſeyn konnte.

Sein Antlitz wurde kreidenweiß, als er einige Zeilen gelesen hatte, er warf den Brief zähneknirschend von sich, sprang vom Lager auf und schritt einige Male stürmisch im Zimmer auf und nieder.

Lange kämpfte er mit sich selbst, dann ergriff er das Billet von neuem, seine Hand zitterte, seine Lippen zuckten krampfhaft und er las:

„Mein Herr!

„Wenn Verachtung uns das Recht gibt, einen Nichts„würdigen, den wir für einen solchen erkannt, als Brandmal „seines Geschlechtes vor die Augen der Welt hinzustellen, „so habe ich dieses Vorrecht im vollen Maße gegen Sie er„worben. Ich leiste indessen willig auf einen Triumph „Verzicht, der nur ein mittelbares Geständniß seyn wür„de, daß ich wirklich thöricht genug war, mein Herz an „Sie weg zu werfen. Daß Sie meine Liebe zum Schlag„worte für den Witz Ihrer Gesellen erniedrigten, daß Sie „meiner reinen Neigung spotteten, das verzeihe ich Ih„nen; aber Sie haben die Lebenshoffnungen eines Grei„ses, Ihres Oheims vernichtet — dieß darf nicht unge„ahndet bleiben. — Schlag ein Uhr erwarte ich Sie hin„ter dem Kiosk in der Tiefe des Parks — Sie sollen mir „vollends den Tod geben! — Ein Bube, wer nicht kömmt.

Gabriele."

Victor zerknitterte das Blatt zwischen den Fingern und sank in einen Sessel. Sein Gemüth war in einer Aufgeregtheit, wie er sie noch nie empfunden hatte.

Er betrachtete die Schrift mit aller Genauigkeit, es waren ihre Züge, er prüfte wiederholt das Petschaft, ja selbst das Papier entging seinem Forschen nicht — er kannte Beides allzugenau aus der Zeit, wo er noch häufig mit Gabrielen korrespondirt hatte, als daß ein Zweifel an der Ächtheit des Briefes möglich gewesen wäre. Allein der Geist, der sich in demselben aussprach? War dieß die weiche Sentimentalität, welche ihr, so lange er sie kannte, eigen gewesen war? Konnte dieß energische Auftreten aus dem Gemüthe eines sechzehnjährigen Mädchens stammen, das seit wenigen Monden in die Welt getreten war? — „Es ist nicht möglich", rief der Capitän, als sein Nachdenken ihn einmal bis zu jenem Raisonement geführt hatte, „es ist nicht möglich, gewiß hat sie ihren Vater zum Vertrauten gemacht, und dann bin ich verloren! Er hat großen Einfluß, mächtige Conjunkturen — sie werden mich verderben!

Ächzend — düsterbrütend saß Victor da, ein Bild des Jammers; allein nicht der Vorwurf seines Verrathes an der harmlosen Jungfrau folterte ihn — es war bloß ein selbstsüchtiges Zagen um die Vereitelung seiner Entwürfe, seiner nichtigen Aussichten für die Zukunft. Er empfand keine Reue über den Frevel, den er an einem Herzen voll Liebe zu ihm verübt hatte, sein Egoismus nur fühlte sich in der Klemme; und, was gäbe es denn für Menschen dieser Art Peinlicheres, als die Gewißheit, in den Lieblingskindern ihrer selbstischen Einbildungskraft

befehdet zu werden! Der Capitän glaubte, es sey unmöglich, daß jene Zeilen aus Gabrielens eigener Eingebung fließen konnten, und dieser Wahn erfüllte seine Brust mit bangen Befürchtungen anderer Art; aber er vermochte nicht zu begreifen, daß eine betrogene, erste Liebe, wenn sie unverdorbenen Gemüthern den Tod geben kann, bisweilen auch in denselben eine Kraft entzügelt, deren sie früher sich selbst nicht bewußt waren; daß ein einziger Augenblick der Verzweiflung nicht selten eine Reife entwickelt, wie sie nicht immer bloß eine Folge durchlebter Jahre, erduldeter Wechselfälle des Glückes ist.

Gabriele hatte im Kampfe dieser Nacht die ganze Schule der Leiden durchgemacht, sie hatte gezittert, geweint, gehofft und zuletzt, nachdem sie den Gegenstand ihrer Thränen verachten gelernt hatte, alle Hoffnung für immer von sich gewiesen — sie war von einem schüchternen, empfindelnden Mädchen zur ernsten, ihres Werthes bewußten Jungfrau, zur Heldin geworden, stark genug, um ihren eigenen Weg zu gehen, und muthig dem Feinde ihrer Ruh[illegible]st entgegen zu treten.

Es schlug zwölf Uhr, der Capitän fieberte — eine Viertelstunde nach der andern verrann und noch war er zu keinem Entschluße gekommen, ob er der Vorforderung folgen solle oder nicht.

Was konnte ihn anders erwarten, als Vorwürfe, die er vermeiden wollte, Erklärungen, die er nicht wünschen konnte, vielleicht Thränen, welche er nicht sehen wollte.

Dazu war die Witterung so stürmisch, der Wind so rauh, der Himmel so dicht mit Schneewolken umhangen, daß die Entschuldigung ziemlich nahe lag. Wahrscheinlich erschien sie selbst nicht und er hatte dann nur die Schwäche geoffenbart, sich von dem Tone ihres Briefes einschüchtern zu lassen. — Aber eben der Ton, in welchem Gabriele sprach, die Bestimmtheit, womit sie einen völlig gereiften Entschluß ausdrückte? — nein, nein, er durfte es nicht wagen, sie zu verletzen — von der Festigkeit, die sich in ihrem Betragen äußerte, war offenbar das Schlimmste zu besorgen! —

Es schlug drei Viertel auf ein Uhr — Victor langte nach Hut und Degen und ging.

Als er durch die beschneiten Alleen des Parkes schritt, däuchten ihn die lautlosen Gänge, die entblätterten Bäume, der knisternde Schnee unter seinen Füßen und der eisbedeckte Rasen fast unheimlich — es war ihm, als habe die ganze Natur sich absichtlich all ihres Schmuckes entkleidet, um ihm zu zeigen, wie armselig ein Leben sey, dem die Blüthe des Hoffnungslenzes abgestreift worden — er schauderte — graße Ahnungen schwebten ihm peinigend zur Seite, und das Heulen des Windes in den Äsien kam ihm vor, wie ein Grabgesang seiner Lebensfreuden.

Gabriele erwartete ihn bereits — sie war allein.

Als er hinter dem Kiosk hervortrat, näherte sie sich einen Schritt, dann blieb sie dem Capitän gegenüber stehen und heftete einen starren, vernichtenden Blick auf ihn.

Victor konnte dieſen Blick nicht ertragen, er ſenkte das Haupt und harrte ſprachlos, wie dieſe Scene ſich enden würde.

Nach einer Pauſe nahm Gabriele das Wort und ſprach mit einer Stimme, die feſt ſeyn ſollte, der man aber die gewaltſame Anſtrengung mit leichter Mühe abmerkte:

„Sie haben mich bis auf den Tod beleidigt, mein Herr!"

Victor wollte reden, allein das Fräulein winkte ihm gebietheriſch, zu ſchweigen und fuhr fort:

„Mein Vater iſt ein Greis, deſſen graues Haar ich ſchonen muß, indem ich ihm verſchweige, wie man ſein Kind beſchimpft hat — ich habe auf der weiten Gotteswelt nur einen einzigen Verwandten, Sie allein wiſſen, wie dieſer mich behandelte — mir bleibt demnach nichts Anderes übrig, als, das Recht, das mir nach menſchlichen Begriffen gebührt, mir ſelbſt zu verſchaffen. — Auf welche Weiſe thut Ihr Männer Euch gegenſeitig genug, wenn eine blutige Beleidigung Eure Herzen zum Haße anfachte?"

Der Capitän antwortete nicht.

„Mann dem Manne — fuhr die erhitzte Jungfrau fort — Mann dem Manne tretet Ihr einander gegenüber, und die Waffe muß zwiſchen Euch den Richter machen — nicht wahr? Ihr nennet das einen Zweikampf, ein Gottesurtheil, als wüßte die gnädige Vorſicht um den Wahn blinder Thoren, die da meinen, der Himmel würdige ſie einer Entſcheidung, wo Kraft und Unkraft, Gewandtheit und Unbehülflichkeit das Zünglein der Wage regieren,

die der ewigen Vernunft ein Gräuel iſt — Ich bin ein Weib, weiß mit den Waffen des ſtärkeren Geſchlechtes nicht umzugehen, und kann mir daher in Eurer rohen Art nicht Genugthuung verſchaffen — aber ich bin zu tief gekränkt, als daß ich das Leben länger ertragen könnte, ohne meine Schmach geſühnt zu wiſſen. — Reden Sie, mein Herr, was gedenken Sie zu thun, um Ihren Frevel wieder gut zu machen?"

Victor lächelte hämiſch in ſich hinein. „Aha", dachte er, „ſie will ſich unter die Haube bringen, und meint mich nun durch Bravaden ködern zu können."

— Vielleicht, Ihnen meine Hand am Altare reichen? — erwiederte er ſpottend.

Gabriele trat mit einer Geberde des Abſcheues zurück. „Eher", rief ſie dann, eher auf die Galeere, als mit Dir zum Hochzeitsmale! Ich habe ein anderes Mittel erſonnen, das die Stelle der Waffen zwiſchen uns vertreten, das ebenfalls dem Ungefähr den Rechtsſpruch zwiſchen mir und Ihnen anheimſtellen ſoll. — Wählen Sie!"

Bei dieſen Worten brachte das Fräulein unter dem Mantel zwei Phiolen von dunklem Glaſe und von ganz gleicher Größe hervor, und hielt ſie mit abgewandtem Geſichte ihrem Beleidiger hin.

Verwundert blickte dieſer nach ihr und wußte nicht, wie er ſich dieſen ſeltſamen Antrag erklären ſollte. Nicht ohne eine Regung von Mitleid bemerkte er, daß Gabrielens ganzer Körper gewaltſam zitterte, daß ihre Augen

verglast und ihre Wangen wie mit brennendem Roth übertüncht erschienen, daß sie überhaupt sich in einem Zustande unnatürlicher Spannung befand, der ihrer Gesundheit Gefahr bringen mußte.

Er trat deßhalb einen Schritt zu ihr und sprach bedauernd: Fassen Sie sich, Cousine, Sie sind krank. — Was ist denn zwischen uns Großes vorgefallen, das Sie so tief erbittern könnte? — Ich flüsterte Ihnen Worte der Liebe in das Ohr, die Ihnen wohlgefällig waren — Sie erwiderten mein Geständniß. — Der Roman führte zu keinem Resultate, weil wir Beide noch zu jung zum Heirathen sind und ich — aufrichtig gesagt — noch keinen Beruf zur Ehe in mir verspüre; — wie kann eine solche Kleinigkeit Sie in dem Maße allarmiren? — Unser Weg lief einen Moment in gleicher Richtung dahin, wir wandelten ihn im freundlichen, oder wenn Sie lieber wollen, im liebenden Einvernehmen mit einander fort — nun trennt er sich — Jedes muß einer andern Bahn folgen — das geschieht im Leben so häufig, daß ich nicht begreife, warum es Sie allein so heftig affizirt! — Sie sind liebenswürdig, vom Glücke und von der Natur begünstigt — es bedarf nur Ihres Willens, und das Heer der Anbether, der Brautwerber, ist zu Ihren Füßen gefesselt. — Unsere kindische Tändelei aber wollen wir vergessen! —

„Tändelei!" schluchzte Gabriele und vermochte ihrer Erschütterung nicht länger Herrin zu werden, „Tändelei? — Die erste, heilige Empfindung eines reinen Her-

zens hintergehen, den ganzen Himmel einer Liebe vernichten, die Blüthe eines Lebens zerreißen — nennen Sie das Tändelei? Hätten Sie sich früher in dieser abscheulichen Gestalt mir gezeigt, ich wäre glücklich, während ich es nun, mit diesem grausam enttäuschten Herzen, nie wieder werden kann. — Doch ich würde Ihnen verzeihen, wenn Sie bloß an meiner Liebe gefrevelt hätten, denn diese gehört nur mir an: indessen — Sie haben sich erlaubt, meinen guten Ruf auf die verpestenden Zungen Ihrer sogenannten Freunde zu legen — dafür muß ich Genugthuung im Namen meines Vaters, dem der Leumund seiner Tochter angehört, von Ihnen verlangen. — Diese unscheinbaren Waffen sollen sie mir gewähren."

Sie reichte ihm von Neuem die beiden Phiolen. Victor schaute sie fragend an — sie fuhr fort:

„Eines der Fläschchen enthält Gift, das andere Quellwasser — beide sind sich vollkommen ähnlich, ich selbst kenne dasjenige nicht mehr, das ich mit dem Tode anfüllte. Wählen Sie, welches Sie wollen, das zweite werde ich behalten. Wir setzen es dann gleichzeitig an den Mund, leeren es und", fügte sie mit erlöschendem Tone hinzu — „Gott wird Richter seyn!"

Der Capitän schauderte; er war im Zweifel, ob er träume, oder ob der Wahnsinn aus dem zarten Geschöpfe spreche, das ihm gegenüber stand. Eine Weile schaute er unschlüßig bald Gabrielen, bald die verhängnißvollen Gläser an — doch plötzlich zuckte ein Gedanke in ihm

auf — blitzschnell hatte er beide Phiolen aus des Fräuleins Hand gerissen und schmetterte sie mächtig an den nächsten Baum — dann schrie er wüthend: „Um eine Tolle ist mir mein Leben nicht feil!" und entfernte sich in stürmischer Eile.

Ein gellender Schrei klang hinter ihm nach, aber er floh, ohne umzublicken, und die wilde Lust seines gewöhnlichen Treibens hatte schon nach wenigen Stunden das Bild des unglücklichen Mädchens verwischt.

Als Victor spät Abends nach Hause zurück kam, fand er das ganze Palais in Unruhe und Bestürzung. Das Fräulein — erzählte man ihm — sey im Park ohnmächtig gefunden worden, und ringe nun, in ungestümen Phantasien, mit dem Tode.

---

Acht Tage nach Gabrielens Beerdigung befand sich der Baron von Liéval allein in dem verödeten Gemache seiner Tochter. Welch eine Veränderung war in dieser kurzen Zeit mit ihm vorgegangen! Seine Stirne war ganz kahl, seine Augen glanzlos, seine Wangen hohl geworden, er schien in acht Tagen um acht schwere Jahre gealtert. Ach — ein Vater, der keine andere Freude, keine andere Zukunft hat, als sein Kind, ergibt sich, wenn ein unverhoffter Schlag ihm dasselbe plötzlich entreißt, so ganz dem Schmerze, daß ihn dieser überall hin begleitet, wie sein Schatten; sein Lager bewacht, wenn

er zur Ruhe geht, und ſeinen Schlummer mit düſteren Träumen bevölkert. Sinkt er endlich, müde und abgeſpannt vom Gram, bewußtlos dahin, ſo ſchwirrt das Geſpenſt des Schmerzes um ſein Kiſſen und heult ihm in das Ohr: Während Du hier des irdiſchen Schlafs genießeſt, ſchläft Dein Kind den ewigen! Denkſt Du nicht daran, daß morgen, wenn Du erwachen wirſt, kein zärtlicher Kuß mehr Deine Stirne kühlen, kein kindliches Lächeln Dein Herz erquicken, kein Wort der Dankbarkeit Dein Leben verſchönern wird? — Du kannſt ſchlafen und Dein Kind iſt todt! . . . .

Wenn ein Menſch, verwöhnt an das Glück, der kein anderes Leid kannte, als irgend eine kleinliche Beſchwerde des Tages, einmal vom Mißgeſchicke heimgeſucht wird: ſo meint er, vor dem Hauche der Widerwärtigkeit vergehen zu müſſen. — Der Arme, deſſen Daſeyn eine Kette von Mühſal und Elend iſt, ſieht jeden Zuwachs derſelben als ein unabwendbares Verhängniß an, und ein Mehr oder Minder bringt ihn nicht aus ſeiner Faſſung; doch der Günſtling des Glückes fühlt auch die geringſte Laune desſelben mit tauſendfacher Bitterkeit, und ein ſchwerer Streich des Unglücks zerſchmettert ihn.

Der Baron von Liéval, der durch Vermögen, Rang und andere Vorzüge eine höchſt ausgezeichnete und angenehme Stellung in der Geſellſchaft behauptete, war ganz in derſelben Lage. In ſeinem Kinde hatte er alle ſeine Hoffnungen conzentrirt und er glaubte zuverſicht-

lich, das Glück, welches all seine Wege geleitete, einst auch auf sie übertragen zu können; da riß eine unglückliche Stunde sie mit einem Male aus seinen Armen — er sah sich einzeln, freuden- und liebeleer auf der Welt und sein Herz verblutete unter dem Gewichte dieser Verlassenheit.

Zuweilen war es ihm, als träume er nur: dann riß er die Augen auf, suchte seine Tochter ängstlich, rief sie bei den süßesten Namen; allein er fand sie nicht, und wenn eine Stimme ihm Antwort gab, so war es ein Weheruf aus der Tiefe des Grabes.

Wie innig wünschte der Baron, seiner Tochter nachfolgen zu können in die Grube; doch der Tod ist unversöhnlich, seine Hippe mäht nur die Glücklichen und geht höhnend an denjenigen vorüber, denen das Loos ewiger Thränen geworden ist.

Ganze Tage lang brachte der Greis in dem Zimmer der Verlorenen zu; dort konnte er sich wenigstens mit ihr beschäftigen. Jeder Spiegel hatte ja ihr Bild empfangen, in jedem Sessel hatte sie geruht, auf jeder Tafel der Parketen hatte ihr Fuß verweilt; deßhalb wähnte der kinderlose Vater nun in allen diesen Dingen sein Mädchen selbst zu erblicken — es war ihm, als ob ein Theil von dem Daseyn seines Lieblings daran zurückgeblieben seyn müßte.

Mit einer schmerzhaften Freude betrachtete er insbesondere das seidene Bette, auf welchem sie geruht hat-

te, und über welches ſich eine prächtige Himmeldecke wölbte. Ach, jetzt ſchlummert ſie nicht mehr in der Mitte eines glänzenden Gemaches, ſondern mitten im Friedhofe; nicht mehr auf Eiderflaum, ſondern auf Brettern von Eiche, und über ihr breitete ſich ſtatt eines befranſ'ten Vorhanges ein Leichentuch von Erde aus — ekles Gewürm war ihre Geſellſchaft.

Seine Blicke trübten ſich bei dieſem Gedanken, er ſtand auf, öffnete die Schränke und tändelte mit den Kleidern, Kaſchemirs und Seidenzeug, die einſt ſein Kind geſchmückt hatten; ſeine Bruſt zog ſich krampfhaft zuſammen, als laſtete ein Ambos auf ihr. Dieſe Kleider umfingen ſonſt den weißen Nacken ſeiner Gabriele und wallten unter den keuſchen Schlägen ihres Herzens, dieſe ſeidenen Stoffe rauſchten um ihre ſchlanken Hüften, dieſe Shawls verhüllten vordem Formen, die einem Engel anzugehören geſchienen hatten; ach, der arme Vater fand in jeder Falte eine Erinnerung an ſein Kind, fand dasſelbe ganz und lebend hier wieder.

Heiße Thränen badeten dann ſeine abgehärmten Wangen, ihm wurde leichter im Gemüthe.

Als er ſich entfernen wollte, ging er zufällig am Schreibtiſche vorüber. Er blieb vor demſelben ſtehen, tauſend wonnige Bilder klammerten ſich hier an das Gedächtniß des Greiſes. Hier konnte er ja ſogar ſich wieder mit ſeinem Mädchen unterreden, konnte mit den Augen verſchlingen, mit Küſſen bedecken die Briefe, welche ſie

ihm vormals geſchrieben hatte, als ein Kind, getrennt von ihm, eingekerkert in die Mauern der Penſion und auf der Erde Niemanden kennend, als den Mann, welchen ſie Vater nannte.

Mit zitternder Hand ſchloß er den Sekretär auf, ſpürte mechaniſch in den Papieren umher und fand bald die Briefe Gabrielens, welche ſie einſt an ihn entworfen hatte, ſo wie ſeine Antworten darauf; eine wohlthuende Zärtlichkeit athmete ihm daraus entgegen, — er las, las wieder und glaubte wieder aufzuleben in der dankbaren Liebe ſeines Kindes.

Er griff nach andern Papieren — es war das Tagebuch Gabrielens. Er blätterte gierig darin umher und freute ſich der reinen Gefühle, welche ſich überall ausſprachen.

Plötzlich ſchauderte er entſetzlich zuſammen, ſeine Augen flammten, ſeine Fauſt ballte ſich krampfhaft, ſein bleiches Antlitz entzündete ſich von dunklem Roth, ſeiner Bruſt fehlte der Odem — erſtickend haſchte er nach Luft; wiederholt ſtreift er mit der glühenden Hand über die Stirne und betaſtet ſich am Leibe, ob er auch wirklich wache. — Nein, nein, das mußte ein Gaukelſpiel der Hölle ſeyn, was ſeine Blicke umſchwirrte, dieſe Züge waren nicht mehr Gabrielens Schrift — es waren Worte, von einer Rächerhand hingezeichnet, damit der Mörder der Unſchuld an den Tag komme.

Noch immer unterſtützte der Baron ſeine Stirne mit

der Hand — er überflog das Tagebuch wieder, fand die Briefe, deren darin Erwähnung geſchah — wie Schuppen fiel es von ſeinen Augen — er wußte nun, an welchem Leiden Gabriele geſtorben war.

Wüthend ſtieß er ſeinen Kopf an die Ecken des Kaſtens, rief ſein Kind und forderte es ächzend aus dem Grabe zurück, damit es Zeuge ſeyn könne von der Rache, die er ihm geben wollte.

Herr von Liéval hatte den letzten Brief Victor de la Fare vor ſich und zweifelte nicht mehr, daß derſelbe Gabrielens Herz gebrochen, daß ſie aus Gram getäuſchter Liebe geſtorben ſey.

„Schmach" — ſchrie er — „Schmach über den Elenden!" Und flehend ſchaute er zum Himmel hinauf und fühlte neue Kraft in ſeinen Adern erwachen. Er, der ſich des Morgens nur mit äußerſter Anſtrengung nach dieſem Zimmer geſchleppt hatte, verließ es nun haſtig, mit feſtem Fuße; ſein ganzes Weſen war verjüngt, denn es handelte ſich darum, die Aſche ſeines einzigen Kindes zu ſühnen, der Welt ein warnendes Beiſpiel zu geben.

In ſeinem Kabinete ſchloß er ſich ein, ergriff die Feder und ſchrieb mehrere Stunden lang; er aß nicht, trank nicht, der Schweiß troff von ſeinem Angeſichte; aber er fühlte keine Ermattung und ſchrieb raſtlos fort — es war ſein Teſtament, das er in Ordnung brachte. Dann ſuchte er aus ſeinem Gewehrſchranke die beſten Piſtolen, die längſten und ſchärfſten Degen, verfügte über ſein Haus-

weſen und befahl dem Kutſcher, den Reiſewagen anzuſpannen.

Eine Stunde darauf, vom Hunger und Durſt genagt, vom Schlafe gefoltert, raſſelte der Baron auf der Straße nach Metz dahin, der Spur ſeines Neffen in wilder Eile folgend.

---

Der Capitän befand ſich ſeit einigen Tagen zu Metz, und das Andenken Gabrielens ſtellte ſich nur höchſt ſelten, und auch nur für Augenblicke, vor ſeine Seele. Keine unheimliche Erſcheinung raubte die Ruhe ſeiner Nächte hinweg, kein Phantom mit blaſſem Antlitze, hohlen Augen und dumpfer Grabesſtimme tauchte neben ſeinem Lager empor; er beſaß zu viel leichtes Blut, um ſich mit dem Bilde einer Frühverwelkten zu befaſſen; zu wenig Gemüth, um etwa deßhalb Gewiſſensbiſſe zu verſpüren.

Victor war einer jener Menſchen, die das Leben, wie es ſich gibt, gut oder ſchlimm, hinnehmen, die eben ſo leicht vergeſſen, als Andere tief empfinden, die die Luft einathmen, weil ſie glauben, ſie ſey ihretwillen da, die den Himmel betrachten, bloß, weil ſie Augen haben und den Tod nicht fürchten, weil er für ſie das Ende aller Dinge iſt.

Dem Wirbel der Hauptſtadt entrückt, ſuchte er ſich wieder an das Treiben des Garniſonsdienſtes zu gewöh-

nen, ſtand des Morgens zur vorgeſchriebenen Stunde auf, beſtieg ſein Pferd, ging auf die Parade und that Alles, was ſein Beruf von ihm forderte; Abends war er regelmäßig im Theater, machte irgend einer Schönen Fleurettten vor, die am folgenden Tage Stadtgeſpräch waren — aber er ſaß bechernd, auch wohl ſpielend, im Klubb ſeiner Kameraden und legte ſich ſpät zu Bette. Am nächſten Morgen begann derſelbe Reigen vom Neuen und Tag für Tag, Woche für Woche, ſpannen ſich in gleicher Einförmigkeit ab.

Eines Morgens — er befand ſich noch im Bette, ſchlaftrunken, aber vergebens den Schlummer herbeiwünſchend, welcher vor dem champagnerwüſten Taumel des Kopfes floh — eines Morgens alſo, ward heftig an ſeine Thür gepocht und ſein Jokai meldete ihm einen Fremden, der ihn zu ſprechen verlangte. Erſtaunt über einen Beſuch um fünf Uhr früh und verdrießlich über die Störung, befahl er, ihn abzufertigen; allein Jener ließ ſich nicht zurückweiſen.

Bedeckt mit Staub, das Geſicht glühend, die Haare zerrüttet, trat, ohne Antwort zu erwarten, der Baron von Liéval ein. De la Fare erblaßte, nicht aus Schreck, denn, wie geſagt, er fürchtete Nichts, ſondern, weil die Erſcheinung des Vaters, ihm den Tod der Tochter, in das Gedächtniß zurückrief.

Er winkte ſeinem Bedienten, ſich zu entfernen —

*Sie waren allein, Stirn an Stirne der verwaiste Vater mit dem Mörder seines einzigen Kindes. Der Baron ergriff einen Armstuhl, setzte sich, ohne eine Sylbe zu sprechen, an das Lager des Capitäns, faßte seinen Arm gewaltig und heftete einen durchbohrenden Blick auf ihn. Der junge Mann wollte seine Augen abwenden, denn er vermochte diesen Blick nicht auszuhalten; aber das flammende Auge des Greises verfolgte ihn überall. Er wollte sich erheben, doch die Eisenhand Lievals nagelte ihn an seinen Platz: er wollte reden — der fürchterliche Blick fesselte jeden Laut an dem Rande seiner Lippen.*

Und noch immer saß der Baron da, ohne daß ein Wort aus seinem Munde ging — sein Schweigen erregte in der That Grausen.

Der Capitän wagte nicht, sich dieß Benehmen zu erklären — entweder, dachte er, ist der alte Mann wahnsinnig geworden, oder — dabei bebte er unwillkührlich — er hat das Geheimniß vom Tode seiner Tochter erfahren. Die Furcht vor dem letzteren Umstande, krallte sich peinigend an seine Seele, denn die Rache eines Vaters, dem das Einzige, was ihn an das Leben band, entrissen, dem die Freude seines Alters zerstört worden war, mußte ein Vulkan werden, um denjenigen, der so an ihm zum Verbrecher geworden war, schonungslos zu verschlingen.

Aber Furcht ist in den Momenten der Gefahr verderblich — dieß wußte Victor und bemühte sich, sein Auge

zu jenem des Greises zu erheben — es war ſtarr und haftete mit einem Ausdrucke auf ihm, als wollte es das Blut aus ſeiner Bruſt ſaugen.

„Mein Herr Baron", ſtammelte er endlich, „welchem Umgefähr darf ich Ihre Reiſe nach dieſer Stadt, Ihren Beſuch bei mir zuſchreiben?"

Der Baron lächelte, aber mit jenem Ausdrucke, der das Mark in den Beinen frieren macht, lächelte mit einer gräßlichen Bitterkeit und verſank wieder in Schweigen.

Eine Regung von Mitleid flog durch Victors Seele; — er war nun überzeugt, daß der Greis in der That wahnſinnig geworden ſey.

„Ich glaube Sie zu verſtehen", fuhr er fort — „und Sie haben vollkommen Recht, zu reiſen. Es gibt Unglücksfälle, die ſo fürchterlicher Art ſind, daß man die Luft des Ortes, wo ſie uns trafen, nicht mehr ertragen kann — es wird dann Bedürfniß, einen anderen Himmel über uns zu ſehen, einen anderen Boden zu betreten, um dem Schauplatze unſeres Grames fern zu ſeyn. — Sie haben ſehr wohl gethan, Paris zu verlaſſen, denn Sie bedürfen neuer Eindrücke, um ſich der früheren, die gar ſo trauriger Natur ſind, zu entäußern."

Der Baron machte ein bejahendes Zeichen — Victor athmete etwas freier; er ſchöpfte allmählig die Vermuthung, Herr von Liéval wiſſe von demjenigen noch

nichts, was, wenn es ihm bekannt wurde, seinem Neffen nur verderblich seyn konnte.

„Die Erinnerung an Ihr einziges Kind", setzte er seine Rede fort, „das Andenken Gabrielens, die den Inbegriff Ihres ganzen Glückes ausmachte, schwebt Ihnen in der Hauptstadt allzusehr vor Augen — überall begegnen Sie ihr, Jeder erneuert durch Fragen das Gedächtniß von ihr. — Arme, unglückliche Cousine! o, daß Du so früh, so blühend in das Grab sinken mußtest! — Hat man denn gar keine Spur von der Veranlassung ihres Todes gefunden?

Hier benetzten sich die Augen des Capitäns von unfreiwilligen Thränen, und sein Herz blutete und sein Gewissen machte ihm herbe Vorwürfe, daß er seine liebenswürdige Verwandte mit solcher Leichtfertigkeit aufgeopfert hatte. Seine Zähren waren aufrichtig, zum Theile mochten sie vielleicht wohl auch der Scham über die eigene Erbärmlichkeit fließen, deren Gefühl in diesem Augenblicke vernichtend auf ihm lastete.

Als der Capitän die Hand von seinem Angesichte entfernte und seine Blicke erhob — Entsetzen — da sah er dicht vor seinen Augen einen Brief — einen Brief, den er nur allzuwohl erkannte!

Der Baron hielt das Schreiben mit fester Hand vor ihn hin, und seine Blicke sprühten Flammen und seine

Zähne knirschten schrillend an einander — es war Victors Abschiedsbrief an Gabrielen, derselbe, der sie gemordet hatte.

Der junge Offizier stieß einen Schrei aus und wollte sich zu den Füßen des Vaters stürzen, um seine Verzeihung zu erflehen; allein Herr von Liéval hielt ihn mit eherner Faust zurück — hier war an kein Entkommen zu denken.

Victor versuchte nun sich zu rechtfertigen, und den beleidigten Vater milder zu stimmen.

„Ich bekenne mich schuldig", begann er mit einer, vom Schluchzen unterbrochenen Stimme, die kaum vernehmlich war; „ich bekenne es, daß ich unedel an Gabrielen handelte; aber bin ich darum auch an ihrem Tode Schuld?"

Der Baron hielt noch immer den Brief unverändert und schonungslos vor sein Angesicht.

„Oheim!" schrie der Capitän mit steigender Angst, „theurer Oheim, lassen Sie sich durch Ihren Schmerz zu keiner Ungerechtigkeit gegen mich verleiten. Ich erkenne das Schreckliche Ihrer Lage, welche in der That hoffnungslos seyn muß, wie jene der Verdammten — doch, wie konnte ich ahnen, daß Gabrielens Herz von einer jugendlichen Thorheit so allmächtig hingerissen seyn könnte!"

Der Baron sah den Capitän mit verächtlicher Miene

an, und ſeine Hand zuckte bedeutſam nach dem Herzen. Jener fuhr fort:

„Bannen Sie die Verzweiflung aus Ihrer Seele, Onkle! — Noch bleibt Ihnen ja ein Verwandter übrig, der letzte Ihrer Familie! Wenn Sie es wünſchen, ſo will ich mein Regiment verlaſſen, alle meine ehrgeizigen Pläne aufgeben, Ihnen überall nachfolgen und in Ihre Liebe all meinen Ehrgeiz ſetzen! — Sie ſollen an mir einen Sohn haben, der Ihre Thränen trocknen, der, wenn Sie krank ſind, an Ihrem Bette wachen, der Sie mit kindlicher Zärtlichkeit pflegen wird. — Vergebung, Oheim, — ſeyn Sie mir ein Vater, ich will ſtreben, ein, Ihrer würdiger Sohn, ein Erſatz für Gabrielen zu werden!" —

Der Baron ſchlug ſeinen Mantel auseinander, ohne ein Wort zu erwiedern, und ſchleuderte zwei Degen und ein paar Piſtolen auf den Boden.

Victor erblaßte, ſein Blut verwandelte ſich in Eis. — Nachdem er die Tochter gemordet hatte, nun vielleicht auch dem Vater den Tod zu geben — die Schuld eines Doppelmordes auf ſich zu laden, däuchte ihn doch zu grauſam, und die Stimme ſeines Gewiſſens machte ſich mit aller Kraft geltend.

„Mein Herr Baron", ſagte er, zurücktretend, „wozu dieſe Waffen? Glauben Sie ja nicht, daß ich mich mit Ihnen ſchlagen werde — nimmermehr werde ich die Hand

gegen Sie erheben. Halten Sie mich für schuldig — hier ist meine Brust — so durchbohren Sie mich; allein ich kämpfe nicht mit Ihnen!"

Der Greis winkte mit der Hand und seine Bewegung war so gebietherisch, daß der junge Kriegsmann keinen weiteren Einspruch wagte, sondern willenlos gehorchte, wie ein Kind seinem Zuchtmeister.

Zum ersten Male in seinem Leben bedurfte Victor de la Fare keines Bedienten zu seiner kurzen Toilette; im Nu war er angekleidet, er stand ja vor einem Manne, der von ihm Rechenschaft für das Blut seines Kindes heischte, und das grause Schauspiel einer unbeugsamen väterlichen Entrüstung nahm alle seine Sinne gefangen.

Liéval verbarg Degen und Schießgewehr wieder unter seinen Mantel und Beide verließen des Capitäns Wohnung. In einem Wagen vor dem Hause warteten ihrer die nöthigen Sekundanten — mit Blitzesschnelle waren sie außerhalb der Stadt.

An einem abgelegenen Orte wurde gehalten, man stieg aus und in wenigen Minuten waren die Degen bloß.

Neuerdings versuchte der Capitän Erörterungen.

Herr von Liéval schwieg hartnäckig.

„Nun denn", sagte de la Fare, „ich erkläre noch einmal, daß ich mich nicht schlage. Meine Herrn" — fuhr

er, gegen die Zeugen gewandt, fort — „der Herr Baron ist mein Oheim, war der vertraute Freund meines unglücklichen Vaters — ist ein gebrechlicher Greis — es scheint, daß ich die Veranlassung zu dem Tode seiner Tochter war — kann die Ehre verlangen, daß ich ihn mit Willen tödte, da er von mir Genugthuung für einen unwillkührlichen Mord verlangt?"

— Allerdings müssen Sie sich schlagen, Capitän — antwortete der eine von den Gefragten, indem er die Pistolen lud — wählen Sie die Waffen.

Verzweiflungsvoll langte Victor nach einer Pistole.

Die Entfernung wurde gemessen, die Signale verabredet und alle jene abscheulichen Vorbereitungen getroffen, welche dem unsinnigen und verruchten Gebrauche eines Duelles voranzugehen pflegen.

Der Baron nahm seinen Posten, fünfzehn Schritte von dem Capitän.

„Sie sind der Beleidigte, Sie haben den ersten Schuß", bemerkte Victor mit erzwungener Ruhe.

Herr von Liéval hob die Waffe, zielte lang — der Schuß knallte.

De la Fare stand unverletzt.

„Die Reihe ist an mir", rief der Capitän mit gepreßter Stimme, und schoß in die Luft.

Die Sekundanten traten vor und erklärten glückwünschend, daß der Ehre beider Theile vor den Augen der Welt genug geschehen sey.

Die Blicke des Barons funkelten grimmig — er trat ebenfalls zu seinem Gegner.

„Victor de la Jare", schrie er mit donnernder Stimme, und erhob die Rechte über sein Haupt: „Fluch über Dich, Mörder meines Kindes — ewiger Fluch!"

Und wie ein Sturm war er verschwunden.

Tages darauf spülten die Wellen der Mosel einen Leichnam ans Ufer — und es war der Capitän de la Jare, der bei einer Lustfahrt unversehens ausgeglitten, über Bord gefallen und ertrunken war.

Der Baron von Liéval aber kehrte nicht mehr in sein Hôtel zu Paris zurück, man hat nie wieder Etwas von ihm gehört. Sein letzter Wille hatte die Armen zu seinen Kindern gemacht.

# Dramaturgiſche Streckverſe.

von

Bauernfeld.

---

Beifall ſchallt von allen Seiten: aus den Logen, vom Parterre;
Wiſſen ſie, warum ſie klatſchen? Ach, erleuchte ſie, mein Herre:

---

Shakeſpear, Ziegler, Göthe, Scribe — o ſie nehmen alles mit,
Speiſen Roſen ſo wie Diſteln mit dem gleichen Appetit.

---

Dichter geben Leib und Seele, doch ſie wollen nur den Leib,
Suchen in der Iphigenie wie im Scribe — Zeitvertreib.

---

Vormals widmeten die Meiſter ſich der loſen Kunſt mit Liebe,
Hauchten ihre eig'ne Seele in's mechaniſche Getriebe.

---

Normen wurden aufgefunden — dichteten die Meiſter lieber! —
Der verſtändigſte der Deutſchen ſchrieb den Canon auf darüber.

---

Andre kamen, die bewieſen: Leſſing ſey der Schönheit Richter,
Doch ihm fehle die poët'ſche Seele und er ſey kein Dichter.

---

Wenn er Minna ſchrieb und Nathan ohne Poëſie und Seele,
Glaub' ich's, daß Ihr kritiſiret, ob vielleicht der Kopf Euch fehle.

---

England, Spanien und Frankreich ſtanden feſt in Kunſt und Leben,
Deutſche Art und Bühne ſchien ſich nebenſammen zu erheben.

---

Und es gab ein reges Leben in dem neuen Elemente:
Was nur das Genie erobert, kultivirten die Talente.

---

Aber ach! die Meiſter ſtarben und verwaiſt ſtand das Theater;
Glut und Flamme war erloſchen, Dampf und Rauch qualmt aus dem Krater.

---

Und ſie bauten eine Bühne in den weſenloſen Lüften,
Aus Romantik, Lieb' und Sehnſucht, Mondſchein und Muſik und Düften.

---

Ohne Körper ſchwebt's und nebelt's, nirgend will's zuſammenhalten,
Und dramatiſche Gedichte nannten ſie die Truggeſtalten.

---

Vornehm thut die Muſe, will ſich nicht herab zum Volke laſſen,
Und ſo ſingen denn die Dichter, was ſie eben ſelbſt nicht faſſen.

---

Welche Wahnſinns Glut! o welch ein metaphyſiſches Spektakel!
Pythia auf ihrem Dreyfuß ſprach nicht dunklere Orakel.

---

Das wär' echte Hippokrene? wie? das wär' der Geiſt des Britten?
S'iſt der deutſche Pegaſus nur, auf Shakeſpeariſch zugeritten.

---

Doch das wack're Pferd aus Holſtein — ſo behaupten alle Kenner —
Wird, wie man es auch dreſſire, nie ein engelländ'ſcher Renner.

---

Schade um die ſchönen Künſte! Schade um die ſchöne Kunſt!
Ihr gewinnt nichts für Euch ſelber, und verliert der Andern Gunſt.

---

Denn zum Gegenſatze hebt erſt die Gemeinheit recht ihr Haupt,
Die ſo wenig an Euch ſelber, wie an Euern Shakeſpear glaubt.

---

Und der Zwieſpalt iſt entſchieden, jedes ſchreitet ſeine Pfade,
Doch Ihr tragt die Schuld, verſchüttet's Kindlein eben mit dem Bade.

---

Und die Fröſche quacken munter, kommen luſtig aus den Ritzen,
Baden ſich mit Wohlbehagen in der Seine ſeichten Pfützen.

---

Dramen ſchnappen ſie wie Fliegen, vorgekäut vom Überſetzer,
Ernſt iſt wie Humor verachtet, der Poët heißt ihnen Ketzer.

---

Schröder, Iffland iſt zu ernſt, es ſchmeckt nur fremde lock're Speiſe,
Und die Bühnenkünſtler finden ſich in die bequeme Weiſe.

---

Aber ſoll denn dieß Miſere des Parnaſſes ſich bemeiſtern?
Soll dieß überſetzte Weſen unſ're Bühne ganz entgeiſtern?

---

Deutſchland hat doch auch Talente, die es ernſt und würdig meinen;
Laſſet Euer Licht, Ihr Dichter, doch nicht unter'm Scheffel ſcheinen.

---

Wendet Euch nicht von der Bühne mit verrächtlichen Geberden;
Tretet erſt in's Leben und Ihr werdet auch lebendig werden.

---

Äſchylus und Plautus, Shakeſpear, alle Großen aller Zeiten
Mühten ſich, dem Volk ein Schauſpiel, doch ein würd'ges zu bereiten.

---

Was nicht quillt aus innerm Leben, wird nie recht in's Leben bringen;
Für das Volk müßt Ihr die Lieder, nicht für die Gelehrten ſingen.

---

Sondert Euch nicht in Partheyen, Jeder zeige, was er ſey;
Wirke tüchtig, und am Ende nimmt die ganze Welt Parthey.

---

Klagt nicht über ſchlimme Zeiten! Jede Zeit iſt gut und ſchlecht;
Wer ſein Ziel verfolgt gelaſſen, kommt mit jeder Zeit zurecht.

---

Modelt nicht nach fremden Muſtern, ſenkt in's Herz den klaren Blick,
Wenn's lebendig iſt, ſo ſtrahlt es auch das Leben Euch zurück.

---

Und das Volk, es lauſcht Euch gerne, folgt gern der geſunden Richtung,
Schaut ſein Leben freudig in dem Zauberſpiegel Eurer Dichtung.

---

Und wie Ihr gewirkt, ſo wirkt es wieder günſtig Euch entgegen,
Denn in Kunſt und Leben bringt nur Einheit den gewünſchten Segen.

# Liebe im Monde.

Novelle von

Adolph Ritter von Tſchabuſchnigg.

Es ſchlug drei viertel auf zehn. Dunkel lag Blumenbeet und Gebüſch, die hohen Pappeln ſchauerten kaum merkbar im flimmernden Sternenſchein, und fern herüber ſchlug die brandende Woge der Oſtſee; ich ſaß ſinnend an der Steinbank, und ſchaute trübe gegen das einſame Häuschen, das am Ende der Allee ſeine dunklen Kanten in das heitere Himmelblau einſchnitt, laſtend ſchwieg die Nacht um mich, drückte mich die Erwartung, — die ganze Natur ſchien aufgebahrt vor mir und ich ſelbſt kam mir vor, wie ein einſamer Leichenwächter. Da überflog leiſe den öſtlichen Horizont ein blaßer Schein, wie eine matte, bleiche Morgenröthe, und aus dem geſtaltenloſen Dunkel trat mächtig der weite Waſſerſpiegel des Meeres hervor; heller ward es im Oſten und immer heller, ich blickte träumend hinein in's Lichtweben, endlich am fernſten

Wasserrande erschien ein schimmernder Punct und der Punct entfaltete sich und ward zum steigenden Monde, und die ganze Natur schien aufzuzucken mit dem wachsenden Strahle und sich erwachend des herrlichen Glanzes zu freuen. Der Wind zog spielend über die wehenden Blätter, die weißen Statuen traten lebendig an den dunklen Wänden hervor, die Mondblumen erschlossen ihre Kelche, und Schmetterlinge zogen summend darüber und Juniuskäfer, und dabei rauschte es seltsam in den Wipfeln, und die Fledermäuse pfiffen und die flatternden Eulen schnarrten, und die Ostsee brauste lauter mit hohlem Getöse an die Gestade. Es schlug zehen, der volle Mond stand weit unten über der Wasserfläche, sein rothgelber, stechender Schein verlöschte das milde Sternenlicht, und nur selten noch tauchte für Augenblicke der Sirius oder der Zigeus am wolkenlosen Himmel empor, wie eine stille, fallende Thräne. Mein Auge hing, angeheftet, am Vollmonde, der Schestern schmerzte mich schon, aber doch konnte ich den Blick nicht abwenden, Fluth und Landschaft flossen verdämmernd vor mir zusammen, nur der Mond wuchs immer größer und heller, und schien vor mir seine leuchtenden Glanzauen voll Lotosblumen und wallender Gestalten zu entfalten, und seine stillen Ozeane von keinem frechen Kiele durchschnitten.

„Armer Kornelius! armer Endimion!" rief ich halblaut gegen die glühende Scheibe, „so mußte dein milder, klarer Geist untersinken im trüben, verwirrenden Irrsin-

ne, und die Spheroide 51,570 Meilen von dir entfernt zerstörend in den stillen, heiligen Kreis deines Denkens und Fühlens treten und dein frommes Herz zerdrücken und deinen hellen Gedanken! — Du böser Mond du, der sonst so willkommen und gesegnet über meine stillen Nächte aufging, den ich den Freund des Liebenden, den Tröster des Unglücklichen nannte, — du böser Mond du! du hast mir geraubt den theuern Freund meiner Jugend, meinen guten Kornelius!"

Kaum hatte ich ausgesprochen, da knarrte die Thüre des Häuschens an der Allee, mir pochte das Herz hörbar, all mein Blut drängte sich schwellend im beengten Busen zusammen; wie sollte ich meinen Freund wieder sehn, — vor fünf Jahren trennten wir uns umarmend in der Göttinger Musenhalle, die weite Welt, das lachende Leben lag Jedem von uns geöffnet, und hundert Stimmen lockten und riefen; ich hatte früh die Menschen kennen gelernt und das verwirrte und verwirrende Getriebe des Egoismus, das wir Leben nennen, und unbeladen ließ ich das prunkende Schiff des Glückes hinaustreiben in die blaue Fluth, und zog den stillen Fluß abwärts in's stillere Thal und wählte genügsam mir ein ruhiges Friedenloos; nicht so Kornelius; die schöne Fernsicht war ihm zu reizend, das weite, große Leben zu herrlich, als daß er mit seinem vollen Jugendherzen ihm so schnell Adé sagen sollte. „Wie ein Vogel ziehe ich über die Welt", schrieb er mir aus Paris, „und während ich mich rein erhalte in

meiner Perſpektive, fließt der volle, unendliche Strom abwechſelnd unter mir vorüber.“ Endlich verlor ich ſeine Spur; aus Sicilien erhielt ich ſeinen letzten Brief, in dem er mir verkündete, daß er nicht übel gelaunt ſey, den Wanderſtab in einen Maſt zu verwandeln, und das Leben an fernen, winkenden Küſten zu verkoſten. Ziehe fröhlich hin durch die lockenden Wellen, dachte ich mir, ſo oft ich ein Segel ſich blähen ſah in der alten Oſtſee, ziehe fröhlich hin, mein guter Kornelius, auch du wirſt einmal zurückkehren in's rauhe Thal der nordiſchen Heimath, und dich nimmer nach der Mandelblüthe und der glühenden Orange des Südens ſehnen, auch in deiner Bruſt wird es einmal ruhig werden; tritt nur heraus einmal aus dem Zauberkreiſe, den wir Jugend nennen, und der Schimmer des Reizes iſt hin, die Leidenſchaft ein verbrauchter Sturm, und das Herz eine arme Reliquie; dann ſiedelt ſich die geſchäftige Häuslichkeit um's verſunkne Pompeji mit Pflug und Spaten an, das Weinlaub, der Hopfen wuchert über die joniſche Säule, und von der Zeit der Sehnſucht ſagſt du: ſie iſt geweſen! —

Es iſt anders gekommen. Plötzlich, vor faſt einem Jahre leſe ich in einer Gazetta aus Rom: Kornelius W* ein Deutſcher aus Q* machte am 15. Auguſt ſeine erſte Luftfahrt, und ſtieg bis zu einer ſelten erreichten Höhe. Mir ſchwindelte der Kopf, als ob ich ſelbſt tauſend Toiſen ober der Erdrinde ſchwebte, ich las und las wieder, ja es war mein Kornelius. Die bewegte Zeit verſperrte

jede Verbindung mit dem Süden, und ich mußte mich resignirend auf ruhigere Tage vertrösten. Da erhielt ich vor einigen Wochen von einem alten Freunde aus Frankreich einen Brief; er traf im südlichen Theile des Königreichs ganz unerwartet mit Kornelius zusammen, den das Gerücht schon im voraus als berühmten Luftschiffer und Schüler der Madame Blanchard ankündete. Mein Freund suchte ihn auf und fand ihn sehr verändert, seine frühere Neigung für Botanik, Mineralogie war verschwunden, nur wenn er von der Äronautik, von Jacques Etienne Montgolfier, von Mesmer sprach, glühte sein Auge in seltsam verzehrendem Feuer, überflog seine bleiche Wange ein leuchtendes Fieberroth. Mein Freund bemerkte sogleich, daß ein zerrüttendes, fremdes Wesen in sein Leben getreten sey, seine Nerven schienen heftig angegriffen, es ging auch ein Gerede, daß er Nachtwandler sey, und überhaupt trug man sich mit verschiedenen seltsamen Gerüchten vom blaßen Aerostatiker. „Doch wozu soll ich dir, mein lieber Walter, noch mehr von Kornelius berichten", endete mein Freund, „er reiset nach Lübeck, du wirst ihn dort selbst sehen, und besser beobachten, als ich es bei seiner flüchtigen Erscheinung zu Vivarais zu thun im Stande war."

Meine Neugierde und meine Theilnahme waren auf das Höchste gespannt, ich reis'te sogleich nach Lübeck, und erfuhr, daß der berühmte Kornelius bereits angekommen und sich einen Garten an der Ostsee gemiethet habe. Es

war Abend, als ich in den Garten trat; sein alter Diener Andres empfing mich mit Freude und Thränen, und bestätigte mir das Gerüchte, Kornelius war wirklich Mondgänger. Eben schlief er ermattet in seinem Klosette, sein psychisches Leben ging unter in dunklem Mistizismus, während er es potenzirt glaubte zur höchsten Clairvoyance. Draußen gingen wir im Garten auf und ab, er berichtete mir, daß ich ihn heute in seinem Schlafwachen von der Steinbank am besten beobachten könnte, er selbst ging vor dreiviertel auf zehn in das Häuschen nachzusehen.

Er hatte leider wahr gesprochen; kaum stand der volle Mond im Osten, so knarrte die Thüre, und heraus trat eine hohe, vermagerte Gestalt, die edlen Züge starr und farblos, waren vom Gelocke umhangen, das dunkle Auge glühte regungslos — vom Monde beschein t, und die enge Kleidung ließ wie eine altdeutsche Haustracht die schlanken Glieder hervortreten, die sich langsam in taktmässigen Schritten bewegten. Es war Kornelius, verwüstend waren die Jahre, in denen ich ihn nicht gesehen, über seine blühende Gestalt gezogen. — Doch war er es unverkennbar. Er kam an mir vorüber, ohne mich zu bemerken, ich folgte ihm leise, schweigend schritt er fort, durch die Laubgänge und Blumenrabate zur Springquelle, dort setzte er sich langsam am Bassin nieder, Agapanthen und Kollokasien standen wuchernd um die Marmelzierathen, das gleißend weiße Standbild der Diana prangte mitten im Wasserspiegel, und hoch darüber trieb

silberhell im Mondlichte der Wasserstrahl; ich nahm ein wenig abseits an der beschnittenen Baumwand Platz. Regungslos saß Kornelius an der plätschernden Fontaine, die Hände still in einander gefaltet, den Blick unverwandt gegen die Stelle gekehrt, wo der Vollmond nun eben hinter einer langsam ziehenden Wolke stand; leises Lächeln spielte wie eine süße Erinnerung um seinen Mund; da ging plötzlich stärker die Nachtluft, und hob die hüllende Wimper des Mondes, riesengroß stand er im blauen Grunde, über den Bassin aber flog auf Augenblicke in den zerstäubenden Wasserperlen ein schimmernder Mondregenbogen. „Mylitta!" seufzte Kornelius leise und hob die Hände gegen den farbigen Nebel. Und wieder war's stille, und der Springquell plätscherte, und Kornelius saß regungslos, wie vordem.

Wie das erste Dämmern des Morgens am Himmel aufstieg, seufzte er leise, und abgemess'nen Schrittes, wie er gekommen, schlich er wieder durch die Allee zurück; die Thüre knarrte, er war verschwunden.

So war es denn wahr, was das Gerücht sagte, was mein Freund schrieb: Kornelius war Mondgänger, sein physischer und psychischer Organismus zerrüttet! Ich bin Arzt, die Menschlichkeit trieb mich an, die Freundschaft spornte mich, Kornelius Rettung leuchtete mir lockend als das Ziel meines Strebens vor. —

Ich ging am nächsten Tage zu ihm, matt lag er zu Bette. „Walter!" rief er mir freundlich entgegen, und

ſtreckte die Hand aus, ich ergriff ſie mit Innigkeit: „O mein Kornelius!"

Er blickte mir treuherzig in die Augen, wie er es ſonſt wohl oft gethan; „wie lebſt du?" fuhr er endlich fort, „du mein Alter, Treuer! Die Jahre ſind gekommen und gezogen, biſt du in Frieden!"

„Ich bin's; ein trauliches Stübchen, eine blühende Flur, ein blauer Himmel darüber, ein reines Herz." —

Er. Und keine Liebe!?

Ich. Keine, — Kornelius! Wohl iſt das Herz voll, und ahnt und träumt, aber nur die Ahnung, der Traum iſt ſchön, was in's Leben tritt iſt der Nemeſis verfallen, dem Fluche des Augenblicks.

Er. Die Liebe iſt mild, aber über dem Leben muß ſie ſtehn, nicht in, nicht unter ihm.

Ich. Biſt du glücklich, Kornelius!

Er. Ich bin's; nicht eben, wie ihr das Glück nehmt, aber ich bin's! — Sieh' hier die Blume!

Ich nahm ſie von ſeinem Herzen, ſie war eine große, halbgewelkte, mit weißem Kelche, wie ich nie eine geſehen.

Er. Ich erhielt ſie dieſe Nacht.

Ich. Dieſe Nacht?

Er. Am Springquell?

Ich. Kornelius! — du biſt krank.

Er. Wohl war ich es; aber ich bin geheilt, ach — geheilt! — die ſchöne Roſe mußte brechen, der Dornenſtock trieb von Neuem und wucherte; — o Walter! —

Ich. Du wurdeſt Luftſchiffer; iſt die Erde nicht ſchön in der grünen Tracht, das Weltmeer nicht weit genug bis zu den fernen Küſten, — was ſuchteſt du das fremde Element?

Er. Wenn die Liebe fortzieht, magſt du weilen? — ſieh' das Himmelblau — das freundliche kannſt du ihm abhold ſeyn? ſieh' die Sterne all' — wie ſind ſie ſo mild, o! und der Mond. —

Ich. Bleicht Wachs und Linnen, macht Ebbe und Fluth, und zieht, 60 Erdhalbmeſſer fern, in 27 Tagen, 7 Stunden und 43 Minuten in der Ellipſe um die Erde; iſt ein dunkler Kloz, empfängt ſein Licht von der Sonne, und bildet ſich in vulkaniſcher Revolution zum bewohnbaren Weltkörper.

Er. O, wie gelehrt und gelernt, mein Walter! wenn ihr euern Tobias Mayer und Schröter ausgeleſen ſo vermeint ihr, Alles weg zu haben, und leſet Kollegia über die Mondberge. —

Walter! ich ſtand auf den goldgrünen Hügeln, in den leuchtenden Thälern mit den Blumen aus Morgenroth und Ätherblau; fern zog die ſtille Nachtleuchte, die Erde, o ſo mild, wie ſie uns hier unten nimmer iſt, und die Mitternacht war ſchöner, als unſere Maimorgen, und Mylitta lag mir am Herzen, und große, ſtille Nachtigallen ſchlugen, und ihr Lied war kein Seufzer, kein Jammerlaut eines brechenden Herzens.

Ich. Deine Liebe — im Monde? —!

Er. Im Monde, -- droben im ſtillen Sterne, der gegen die Erde iſt, wie ein mildes, beruhigtes Herz gegen ein wildes, zerriſſenes, drüben unter den Lotosblumen und den Rieſenpalmen, wo der Edotio flötet und die Lerche ſteigt im ewigen Morgenroth! — Und ich weiß es, daß die Liebe ein Ewiges iſt, ein Dauerndes; ihr Vorfrühling iſt hier unten, aber drüben iſt ihr längſter Tag — ihr herrlichſter!

Ich. Du ſchwärmſt.

Er. Die Erde iſt die erſte Stufe der Leiter, die durch's All fortläuft, und die großen Geſtorbnen, die nur größere Lebende ſind, kehren zurück manchmal mit den Mond- und Sternenſtrahlen, das ſtille Gemüth erkennt ihre Gegenwart, und der Morgenthau iſt die Freudenthräne ihrer Erinnerung. — Mylitta war bei mir dieſe Nacht — und ſo manche vergangne!

Ich. O nicht, Freund! eine wirre Täuſchung tritt verdunkelnd über deine Wahrnehmungen, wohl ruhen ſie in Gott die Todten, wir dürfen hoffen, ſie wieder zu ſehen, — aber ihre Hülle zerfällt ſtill in Staub, ſchießt im Gräschen auf, blüht im Vergißmeinnichte, — ihre Geiſter aber richtete Gott mit Ernſt und Milde.

Er. Wie ihr ſo Alles wißt, und deduziren könnt mit eurem Verſtand; aber, glaub' mir, er iſt ein enges Winkelmaß, eine kurze Elle; meſſet nicht Gott daran, nicht die Geiſterwelt! Eure Vorſtellungen, eure Gedanken ſind ſo nett, ſo gezirkelt, wie chineſiſche Häuschen,

eure Schlüsse — hölzerne Brückchen, wie man sie zu Duzenden in jedem Parke trifft; euer Bewußtseyn eine Stalllaterne, ein Grubenlicht, eine argantische Lampe, mit der ihr wohl einen Saal erleuchten könnt, aber nicht das Universum. Eben, was außer dem Bewußtseyn liegt, über dem erbärmlichen Kreuzdornzaune, das ist vom Lichte; ihr nennt es dunkle Ideen, aber sie sind heller, als eure anatomirten. Die fünf Sinne sind elende Spürhunde des Körpers; des Menschen eigenthümliches, innerstes Leben hat feinere Fühlhörner und Nervenfäden. Die Sinnenwelt ist ein gleißender Zaubergarten, aufgebaut aus dem Staube der Verwesung, erst tritt heraus, daß dein innerer Sinn aufwacht, und dann in seiner höchsten Klarheit wende dich wieder zu ihr. Wie sie dir da ganz anders erscheint! du siehst die Säfte im Baume zur Blüthe auftreiben, siehst das Weben in der Knospe, wenn sie sich öffnet, hörst des Schmetterlings leises Seufzen, verstehst die Liebesstimme der Nachtigall. Im ätherischen Nebel liegst du, dein Auge ist geschlossen, aber du siehst ohne Nezhaut, und keine Nacht ist dir dunkel; das Sonnengeflecht des Nervensystems ist dein Zerebrun, dein Sensorium, du nimmst wahr ohne Organ, denkst ohne Marksieber, das Prinzip deiner Existenz wird thätig ohne die trägen Handlanger. Die Sprache ist edel wie die Anschauung. Und endlich bist du im Sonnenpuncte des Hellsehens, du beschaust dich selbst und die Körper der Geisterwelt, frei wendest du dich nach Innen und

Außen, löſeſt ungeſtraft das Räthſel deiner Exiſtenz, und am Wege a priori erwacht das Selbſtbewußtſeyn der Seele. Mit der geſammten Natur trittſt du in eine höhere Verbindung — ohne Raum, ohne Zeit. — Es iſt ein vollkomm'nerer Zuſtand, der Vollendung näher, — alle Individualität hört ja auf in Gott, — Liebende ſind eins, — das iſt ja das Heilige der Liebe! — die im magnetiſchen Rapporte ſtehen, auch, du kannſt leſen in der Schweſterſeele, ihr Gedanke iſt der deinige, und all' eure ſympathetiſchen Nerven zittern und tönen ineinander. O, ich habe in einer Seele geleſen, die geheimſten Myſterien eines Herzens geſchaut; — Mylitta! dein Herz iſt zerfallen, dein Geiſt fortgezogen; — um den Preis Geneſung! nimm ſie weg von mir, und laß mich mitziehen in die Mondauen!

Ich. Ich kenne dieſe Syſteme, die Fabeleien eines Paracelſus, die Behauptungen des Siderismus; Mesmer mag ein großer Mann geweſen ſeyn, wohl mag ſich ein allgemeines Fluidum durch alle Winkel der Schöpfung ziehn, auch durch die Nervenathmoſphäre des Menſchen, aber greif' nicht ein in das verhüllte Geheimniß, wer bändigt den entfeſſelten Dämon, der mit Irrſinn ſtraft und Vernichtung?

Er. So vermeint ihr, Uneingeweihte! was ihr nicht mit Ziffern berechnen könnt, und nach Unzen wägen, das iſt bei euch vom Übel. Walter! wandle friedlich auf deiner grünen Erde zwiſchen Kräutern und Erdſchichten, mir

ging ein Höheres auf, das Prinzip des individuellen Lebens im Unendlichen, mich ziehen die Gestirne!

Noch länger sprachen wir, einander nur halb verständlich, ohne daß Einer von uns in die Ansichten des Andern einging; er gab mir einige Papiere mit, und ich sehe mich veranlaßt aus denselben und aus dem, was mir sein Diener erzählte, den Lesern noch Einiges aus dem Leben meines Freundes mitzutheilen.

Eine heftige Krankheit meines Freundes in Sicilien, woher ich den letzten Brief von ihm erhielt, führte die entscheidende Katastrophe für sein Leben herbei. Seine Nerven waren von jeher äußerst reizbar, in der Kindheit litt er viel an Krämpfen und Zuckungen, — seine nachmalige Hinneigung zu Schwärmerei und Mistizismus wirkte verheerend auf seine Organe, die Reisestrapazen schwächten seine Kraft, und die wandelnden, erregenden Bilder seines Lebens spannten vereint mit dem Wechsel des Klima auf eine zerstörende Art sein Gemüth, das der Ruhe im höchsten Grade bedürftig war. So wurde, während er im immerwährenden Reize sich wohler fühlte, als je, seine Jugendkraft und Gesundheit untergraben, und drohte in Kurzem einen gänzlichen Verfall. Was auch sein treuer Andres zu einem stätigen Stillleben mahnen mochte, zur wohlthuenden Ruhe der Häuslichkeit und Ordnung, Kornelius hörte nicht darauf, und glaubte nicht an die Zerrüttung seiner Gesundheit. Man muß den Becher auskosten in der Jugend, war sei-

ne Antwort, und ſo zog er ſchwärmend, wohin ihn die Sehnſucht des Augenblicks trieb — von Land zu Land, von Thal zu Thal, die Nacht ward ihm zum Tage, der Tag zur Nacht, wie es ſeine Laune und ſeine Genüſſe forderten.

Zu Palermo endlich verweilte er länger, als irgendwo; ſein Leben ſchien ein friedliches, geregelteres. Wie auch der wunderſchöne ſicilische Frühling locken mochte mit den glühendſten Farben, mit den ſüßeſten Düften, wie ſie nur die Sonne Heſperiens hervorzaubert, Kornelius kam nur ſelten aus ſeinem ſtillen Häuschen. Den heißen Tag hindurch ſchlief er, wie aber der ſtille Abend ſeine Roſen über den hellblauen Himmel ſtreute und dämmernd über die Erde mit all den ſüßen Geheimniſſen der Liebe und Sehnſucht zog, und wie nun die Blüthenbüſche unten im Garten lebendig wurden und zitterten und wankten in der lauen Nachtluft, und die Nachtigallen lauter ſchlugen und ſchmelzender, da ging er ſeelig hinaus auf den Balkon und ſog die Hauche des Frühlings und die Düfte des Gartens in die ſchwellende Bruſt, und horchte den Nachtigallen und dem wechſelnden Blattgefliſter.

Und ſtiller ward es im Garten, und immer ſtiller, die Nacht hielt ihren Odem an, und die Zweige verzitterten und die Nachtigallen, und der Mond und die Sterne ſchauten freundlich in den geheimnißvollen Zauberkreis. Da ſchlugen vom Altane gegenüber lange, ziehende Guitarrlaute an, erſt leiſe, dann immer ſchwellender, voller,

und unter den Kakten und Oleandern saß eine stille, weiche Frauengestalt, schön wie ein milesisches Mährchen, luftig wie ein Phantasiebild der Maiennacht. Der Mond stand über dem Garten und beleuchtete die zarte, feine Gestalt. Ihr Antlitz glich einer gelungenen Büste griechischer Kunst, überwebt vom warmen Rosenhauche des Lebens, ihr Gewand war weiß, wie Lilien, dabei glühte ihr Auge so hell unter den schwarzen Locken, und das Doppellicht des Mondes und der Phantasie erhob das ätherische Wesen hoch über die gewöhnlichen Gestalten des Lebens.

Nicht auf dem nüchternen Wege der Achtung, auf dem anziehenden seiner Koketterie, nicht durch das aufquellende Gefühl des verwandten Herzens, noch weniger als irdische Flamme konnte die Liebe meinen Freund erfassen, nur dieses Geheimnißvolle, Seltsame, dieser reizende Mistizismus war die Bedingung ihrer Einwirkung auf ihn. Kornelius saß der holden Unbekannten begehrungslos die schönen Nächte gegenüber, süßes, schaffendes Träumen ersetzte ihm die Wirklichkeit, er horchte ihren Tönen, sah ihr still in's verklärte Antlitz, und seufzte mit aller Glut der Liebe! „Mylitta!" über die duftenden Blüthen und Mandelbäume hinüber.

Andreas ließ ihn in seinem stillen Treiben gewähren und hoffte aus dieser keimenden Liebe die erfreulichsten Folgen für die Zukunft.

Alle Tage, sobald der Morgen graute, erwartete er dann seinen Herrn, um ihn auszukleiden.

Da geschah es denn eines Tages, daß die Sonne schon hell durch die Fenster schien, ohne daß Kornelius vom Altane gekommen; endlich ging der sorgliche Diener hinaus, um nachzusehen. Kornelius saß an der gewohnten Stelle, den Kopf vorwärts gelehnt an's Gelände, er schien zu schlafen. Noch eine Weile wartete Andres, da schlich er näher, rief ihn erst leise, dann lauter beim Namen, Kornelius regte sich nicht, Andres faßte ihn behutsam an, aber seine Hand war kalt; er richtete ihn auf, kein Leben, kein Athemzug, — alle Glieder steif!

In höchster Angst lief er um den Arzt, bald erschien dieser prüfte Puls und Herz lang und bedächtig, und wandte sich endlich entschieden zum Diener: „Zu spät; der hat geendet." Laut weinte Andres bei seinem guten, lieben Herrn, und erst nach lange konnte er sich anschicken, ihn im weiten, einsamen Zimmer aufzubahren. Er ging in den Garten hinunter, um Blumen und Zipressen zu hohlen.

Wie er zurückkam, kniete eine hohe, schlanke Gestalt tief in weiße Schleier verhüllt beim Bette des Gestorbenen. Sie erhob sich mit Würde, und im reinsten Deutsch bath sie Andres, seinen Herrn zu ihrer Mutter hinüber tragen zu lassen, indem sie versicherte, er sey nicht todt, und könne gewiß noch zum Leben gebracht werden. Der holde Klang der Stimme, das Süße der

Heimathsprache ſtimmten den Diener ſogleich willfährig, obwohl er die Hoffnung der Wiederbelebung ſchmerzvoll belächelte; — zudem erkannte er in der Dame die holde Erſcheinung vom Balkone, die nächtliche Guitarrſpielerin.

Im Pallaſte gegenüber empfing ſie eine hohe, edle Matrone, das freundliche, ſchöne Geſicht überſchattete eine Wolke der Sorge und des Schmerzes; ſie ſprach das Mädchen franzöſiſch an, die Stimme war gepreßt und bekümmert. Sie ſchien der Jungfrau ernſte Vorſtellungen zu machen, die aber blieb immer entſchieden in Haltung und Ton. Sie hatte ſich unterdeſſen entſchleiert, aus ihren lieben Augen leuchtete ſüße Hoffnung, fromme Zuverſicht; endlich ſchien die Matrone bekümmert nachzugeben, und küßte die Jungfrau mit einer Thräne im Auge auf die Stirne. Die Diener der Dame trugen Korneliusin das nächſte Zimmer, das Mädchen ging zu ihm hinein.

Die Dame und Andres blieben im Vorſaale, ſie winkte ihn auf einen Seſſel. Sorgevoll hatte ſie ihr Haupt auf den Arm geſtützt, und ſeufzte von Zeit zu Zeit; Andres ſah ſtill vor ſich hin, verſchiedene Gedanken fuhren wechſelnd an ihm vorüber, ohne daß er einen davon feſt halten und verfolgen konnte.

Im Zimmer daneben athmete es hörbar, manchmal ging es in ein verhaltenes Seufzen über, dann war's auf einmal wieder ſtill, dazwiſchen klangen bald einzelne Guitarrtöne, bald ganze Melodieen. Darüber war es Abend geworden, der Mond ſtieg auf, und warf unheim-

liche Schatten in den langen, geſchmückten Saal, da ſchlug drinnen einmal die Guitarre lange und ſchmelzend, und wie ſie geendet, hörte Andres einen ſchweren, tiefen Seufzer; die Thüre ging auf, das Mädchen ſchwebte langſam heraus, wie ein holder, blaſſer Lilienengel. „Er lebt!" ſprach ſie im weichſten rührendſten Tone; die ältere Dame fuhr angſtvoll auf und umarmte ſie. Andres ſprang vom Seſſel und hinein. Da ſaß Kornelius im Mondlicht' vor einem deckenhohen Spiegel, ſein Angeſicht war bleich, ſein Aug geſchloſſen, aber der leisgehobene Buſen verkündete das warme, athmende Leben.

„O mein Herr, mein guter, lieber Herr!" rief Andres, und ſank an ſeiner Hand auf die Kniee, Kornelius aber fing zu zucken an mit den Gliedern. „Weg vom Kranken, du treuer Diener!" rief ſchnell wiederkehrend das Mädchen. Andres ergriff es unheimlich, er entfernte ſich.

Alle Abende durfte er ſeinen Herrn beſuchen kommen, alle Abende fand er ihn lebenvoller, röther, manchmal hörte er ihn durch die verſchloſſene Thüre ſprechen; aber wie er hineintrat, ſchien ihn ſein Herr nicht zu bemerken, oder hatte gar die Augen geſchloſſen. Das Mädchen war dabei von Tag' zu Tage blaſſer anzuſchauen, zuletzt glich ſie ganz einer weißen Roſe, oder einem bleichen Schneeglöcklein, die ältere Dame aber traf er häufig in Thränen.

„Nun noch einen ſüßen, linden Schlaf", ſagte das

Mädchen eines Abendes mit froher, zitternder Stimme, „und er iſt wieder eine rothe Roſe.“

Und Kornelius verfiel in den ſüßen, linden Schlummer, und ſeine ganze Natur beruhigt und beſänftigt trat wieder in's alte Geleis des Lebens zurück, ſeine Sinne erwachten, ſeine Pulſe gingen voll und geregelt; im Gefühle der Kraft und des Wohlbehagens ſchlug er nach langem Schlafe endlich die Augen auf.

„Wo bin ich?“ rief er, aber er blickte in Augen voll Thränen, es waren die der alten Dame, kummervoll ſaß ſie an ſeinem Bette; — zur Seite aber ſtand ein zweites, geſchmücktes, über und über hingen üppige Mirten mit ihren weißen Blüthen darüber hin zwiſchen den hohen, wehenden Lichtern, und Jasmin blühte zur Seite und weiße Roſen. „Mylitta!“ rief er mit gellendem Schmerzenlaut', und ſprang vom Bette auf und hin zur Stillen, Blaſſen unter den verſchlungenen Mirten. Sie war todt, — er gerettet!

Eine milde Schwermuth lag ſeitdem in ſeinem Herzen, nicht der graſſe Schmerz der Verzweiflung bemächtigte ſich ſeiner, ſondern ſtille, zehrende Sehnſucht. Am Balkone ſaß er, wie ſonſt, manche lange, freundliche Nächte, und ſchaute über den Garten hinüber nach den blühenden Oleandern und Kaktusſträuchen, und ſeufzte: „Mylitta!“ Oft ging er zu Madame Blanchard hinüber, und ſaß im langen Saale in der Monddämmerung, oder im wohlbekannten Zimmer, und ſpielte die Guitarre, wie

einſt die Geſchiedene. Andres erinnerte ihn an ſeinen früheren Plan, Europa zu verlaſſen, aber er war von der Erinnerungsſtätte ſeiner Liebe nicht wegzubringen.

Der Sommer verging, rund auf den Hügeln reiften die Trauben, und die Bäume trieben zum zweiten Male Blüthen; Madame Blanchard ward geſchäftiger und thätiger, ſie beſchloß abermals eine Luftfahrt zu machen.

Eines Nachmittags kam Kornelius zu ihr hinüber, ſie war eben im Ausfahren begriffen. „Wohin?" fragte Kornelius. „Zu Mylitta!" war ihre Antwort. „Ich gehe mit!" rief Kornelius in plötzlicher Begeiſterung.

Sie fuhren hinaus nach campo rotondo; eine große Menſchenmaſſe empfing jubelnd die Luftſchifferin, und wie die Sonne ſich nach Weſten hinunter neigte, ſtieg prächtig ihr Rieſenballon in die Abendlüfte. Ich entlehne hier einige Zeilen wörtlich aus Kornelius Tagebuche.

„Die Erde unter uns ſchwamm in ſchmelzender Abendbeleuchtung, wir flogen pfeilſchnell aufwärts, der verſinkenden Sonne nach, und genoſſen lange des wunderſchönen Schauſpieles.

Endlich überhohlte ſie uns, und war verſchwunden, über uns glühten die Lüfte und unter uns, wir zogen mitten im Abendroth? Fern ſchien die Erde unter uns abzuſinken, immer weiter und weiter ſchwebte der erdige Globe, wir aber hoch im reinen Blau. Der Buſen ward mir frei und leicht, das Herz zitterte freudig in der Hoffnung des Wiederſehens. Bald lag die Erde nur wie ein

ferner, ſchmutziger Rauch unter uns, — nun war er zerronnen, feiner Äther duftete um uns, und fernherüber rauſchte es, wie aus anderen Welten. Ein weiter, weiter Lichtfleck dämmerte über uns, das iſt der Mond, rief's in mir, — dort ſiehſt du Mylitta wieder! Schneller ſtets ſchoß der Äroſtat aufwärts, der Schimmerfleck wurde größer und größer, in unendlich ſüßer Empfindung ſchwelgte mein Herz, vor Wohlgefühl lehnte ich mich in meinem Sitze zurück, und blickte unverwandt mit dem Sternglaſe hinauf in's geheimnißvolle Strahlenweben. Um mich war's dunkel und ſtille, aber oben leuchteten die Sterne, trat es im Mondnebel immer heller und deutlicher hervor, nun ein Berg, nun ein weiter Seeſpiegel mit Ufergebüſchen und Inſelgruppen, nun ein liebes Thal mit Smaragdengrün und Blumenfarben, hell wie der Strahl des Brillantes. Noch flog ich lange — lange, der ſchöne Mond lag endlich vor mir, wie früher die Erde; ich landete auf einer großen Flur, ſo weit ich ſchauen konnte, ſtand Blume an Blume und die Vergißmeinnichte wuchſen hoch, wie Gebüſche, und die Roſen hatten keine Dornen. Wie ich an eine Laube kam da rief's: „Korneliusl!" aus den Blattgewinden, ahnend trat ich hinein, und ſank Mylitten an's Herz. Ihr Antliz leuchtete mild, wie die Milchſtraße, ihre Wangen glühten, wie ferne Morgenröthen. — Mylitta! waren die Stunden nicht heilig, die uns dämmerten in der blüthigen Mondlaube, lag deine Seele nicht in meiner, mein Herz in deinem, wie da-

mals, als du mich wieder zum Leben weckteſt; waren wir nicht fromm, wie bethende Kinder! — Aber die Stunden verflogen, bald rief es fernher: „Fort nach der Erde!" — „O laß mich bei dir Mylitta!" bath ich, „im ſchönen Monde; was ſoll ich noch unten, wo die Herzen brechen, ohne ſich zu verſtehen, — wo Mylitta nicht iſt!" — „Erſt lebe!" tönte es feierlich aus ihrem Munde, „in Sehnſucht und Hoffnung walle deinen Pfad bis zum ewigen Wiederſehen, weine und blute, damit die Roſe blüh' im Frühthaue! — Mylitta kommt auf den Mondſtrahlen jemanchmal zu dir, und trocknet mit den Lilien deine Thränen!" Ich ſeufzte, ſauſend hinunter fuhr das Luftſchiff, der Mond verdämmerte ferner und ferner, und unſere Erde lag endlich wieder vor mir mit ihren Nebelmaſſen und Staubwolken."

Seit der Luftfahrt überließ ſich Kornelius unbeſchränkt ſeinen miſtiſchen Träumen und wirren Phantaſiegebilden, ſeine Nervenkraft wich, er wurde Mondgänger. Die Äronautik erfaßte ſein Denken und Sinnen; hinauf zu Mylitten! rief die Stimme der Sehnſucht in ihm, er ſtudierte mit glühendem Eifer Mechanik und Phiſik, und bald ſtieg er mit dem ſelbſterbauten Äroſtaten in die Lüfte. Von Neuem durchſchwärmte er nun Europa, und ſo traf ich ihn zu Lübeck.

Ich entwarf nach langem Sinnen den Plan, ihn herzuſtellen. Die phyſiſchen Heilmittel beſchloß ich vorzüglich durch pſychiſche Einwirkung zu unterſtützen. Ich war

faſt immer um ihn, wie bei einem Kinde ſuchte ich auf ſeinen Verſtand von den Urfunctionen an einzuwirken, ich zog ihn mit mir auf Spaziergänge und Promenaden, lenkte ſeine Sinne auf verſchiedene Wahrnehmungen, analiſirte ſie unvermerkt mit ihm, bildete Begriffe daraus und Sätze, und nöthigte ſeinen Geiſt zu ganz einfachen, ſtätigen Schlüßen; wollte er je einmal ausſchweifend einen Sprung machen, ſo hing ich das Gewicht des kalten Verſtandes an die Schwingen ſeiner glühenden Einbildungskraft, und zog ihn in das klare, ſichere Geleis des Begründbaren zurück.

Wohl ſah ich, wie ſein Geiſt — nur an üppiges Träumen und willkührliches Phantaſiren gewohnt über dem geregelten, nüchternen Fortſchreiten von Gedanken zu Gedanken ermüdete, aber eben nur aus dieſer Ermattung war gänzliche Wiedergeburt zu hoffen. Ich ſchlief mit ihm in einem Hinterſtübchen, deſſen Fenſter der Mond nie beſcheinte; dieß und manche andere mediziniſche Mittel heilten ſeine Mondſucht, er warf ſich zwar noch unruhig beim Wechſel der Mondphaſen im Bette herum, vorzüglich, wenn er im Perigäum ſtand, aber bis zum Wandeln kam es nun nicht mehr. Obwohl ſeine Wange dabei immer bleicher und verfallner anzuſehen war, wuchs doch meine Hoffnung einer zwar langſamen, aber ſichern Geneſung.

Er klagte mir nun oft, daß Mylitta nimmer zu ihm komme in ſtillen, mondhellen Nächten, und liſpelte alle

Abend ſehnſuchtsvoll ihren Namen in die Lüfte. Er blieb manche Nacht draußen im Garten wach, aber Mylitta kam immer nicht. „Ich muß zu ihr!“ rief er mir einmal nach einer ſolchen leidenſchaftlich entgegen. Ich ſuchte ihm behutſam die Unmöglichkeit einer Mondfahrt darzuthun, und ihn ſelbſt auf die Täuſchungen lebhafter Träume und wirrer Phantaſieen zu führen; aber bald ſah ich, daß ich auf dieſe Weiſe nur ſein Vertrauen verlieren würde, ohne meine Abſicht erreichen zu können. Ich ließ ihn alſo gewähren, und hoffte, daß Thätigkeit und phyſiſche Anſtrengung von ſelbſt das bewirken würden, was mir mislungen. Tag und Nacht arbeitete er nun emſig an dem Ballone, ſeine Wange färbte die Gluth der Sehnſucht und Hoffnung; endlich ſtand das Werk vollendet da.

Die Sonne war unter, die Roſenlichter des Abends verlöſchten ſtill nach einander, da ſchwebte Kornelius ſelig in die Lüfte. Wehmüthig ſah ich ihm nach: „O du Armer, Getäuſchter! ſegeln willſt du nach der ewigen Liebe hin, und kannſt nicht hinaus aus der Dunſtathmoſphäre der Erde! Sternwelten, Mondauen glaubt dein Auge zu ſehen, und es iſt doch nur ein Traum, ein kranker, zerrütteter, der deine Sinne umgaukelt! — Einmal, du Guter! ziehſt du wohl in's verhüllte Jenſeits hin, aber da iſt es kein Schiff, kein Ballon, der dich aufwärts trägt, — und wo liegt die Küſte, auf der du dann landeſt!“

Der Vollmond ſtieg über der Oſtſee auf, die Heim-

chen zirpten, die Eulen flogen, der Ballon oder mir war verſchwunden. Ich ſah in den Mond, wie damals, aber ſein Strahl blieb mir unerreichbar ferne — das Licht eines Himmelskörpers, den der Unendliche erſchaffen hat, wie die vielen Millionen anderer, er, der auch dem Sterblichen ſeine Spanne Zeit ausmißt, und ihn durch ein dunkles, zerſtückeltes Leben zur unendlichen Klarheit, durch den Widerſpruch zu Wahrheit und Einheit führt.

Dieſer Gedanke verklärte auch das Leben des armen Kornelius vor meinem geiſtigen Auge; ich ſchlummerte ruhig.

Der nächſte Tag kam und verſtrich, von Kornelius war nichts zu ſehen. Am zweiten Morgen fingen Schiffer den Ballon in der Oſtſee.

# Wanderers Liebesſchmerz.

Liederkranz von

Johann N. Vogl.

1.

Geſtern glänzte Blum' an Blume
Mir im hellſten Farbenlicht,
Heute ſchlägt mir Sturm und Regen
In's gebräunte Angeſicht.

Geſtern ſah ein Schiff ich gleiten
Luſtig auf des Stromes Band,
Heute ſeh' ich Wrak und Trümmer
Treiben an dem öden Strand.

Geſtern lachten mir zwei Augen
Noch voll Huld und Liebesglut,
Heute wandr' ich einſam weiter
Und mein Aug netzt bitt're Flut.

2.

Wohin ich nur wendre
Mit meinem Weh',
Ach immer und immer
Die Eine ich ſeh'.

Sie ſteht auf dem Stege
Mit naſſem Blick,
Sie ſteht auf dem Wege
Und winkt mir zurück.

Sie nicket, ſie winket
Mit weißer Hand,
Noch ſeh' ich durch Zweige
Ihr ſchimmernd Gewand.

Es flüſtern die Bächlein:
Kehr' um! kehr' um!
Sie ſchlingen um mich ſich
Wie hemmend herum.

Doch darf ich nicht wenden
Den Stab zurück,
Muß laſſen, muſſen fliehen
Die Liebe, das Glück

3.

Sie wandern an mir vorüber
Mit lachenden frohem Mund
Ich aber werd' immer trüber,
Werd trüber von Stund' zu Stund'.

Sie ſchauen zu Thal und Auen
Und ſeh'n doch ſatt ſich nie,
Ich mag dahin nicht ſchauen
Seh' üb'rall ja nur ſie.

Sie halten Raſt bei'm Kruge
Sie ſprechen manch' ſcherzend Wort,
Mich aber treibt's im Fluge
Treibt's ruhlos fort und fort.

4.

Der Regen fiel mit Sturmgebraus
Da trieb's mich in des Schenken Haus,
Ich trat hinein, ich ſetzt' mich hin
Und dacht' an die Liebſte in meinem Sinn.

Und wie ich ſo der Liebſten dacht'
Da hob den Blick ich trüb und ſacht'
Und ſieh ein Pärchen vor mir ſaß
Das rings um ſich die Welt vergaß.

Ein Pärchen, deſſen ſtilles Glück
Gar deutlich ſprach aus Mien' und Blick,
Das ſelig, trotz dem Sturmgetoſ',
Mit linden Armen ſich umſchloß.

Da fuhr es mir mit einem Mal
Durch's Herz in neuer Folterqual,
Fahr' hin, fahr' hin, du gaſtlich Haus,
Mich treibt's zu Nacht und Sturm hinaus!

5.

Ich hör' es klingen und ſchlagen
Hör 's läuten von jedem Thurm,
Es fliehen die Stunden vorüber
Vorüber als wie im Sturm.

Doch achtlos geh' ich weiter
Was merkt' ich viel auf ſie,
Ach die des Wiederſehens
Vernimmt mein Ohr doch nie.

6.

„Wandre abſeits von dem Walde
Denn ein Mörder lauſcht darin,
Und nach deinem Gut und Leben
Steht allein ſein blut'ger Sinn."

Habe Dank für deine Warnung
Doch iſt ſie umſonſt gethan,
Denn wie auch der Tod mir dräue
Durch den Wald geht meine Bahn.

Wiß' ich laſſe ja dem Mörder
All' das warme Leben gern,
Liegt ja doch nichts an der Schale
Wenn verdorben drin der Kern.

7.

Es iſt ein trübes Wandern
Auf Nimmerwiederſeh'n,
Gern' läg' ich bei den andern
Über die die Gräſer weh'n.

Möcht' nur bei ihnen raſten,
Möcht' ſeh'n wie's dort ſich ruht,
So kann nicht die Erde laſten
Als wie mein Schmerz es thut.

8.

Saß gar ſo wandersmüde
Am grünen Wieſenrand
Und grub mit meinem Stocke
Ein Herz hinein in den Sand.

Hui, kam, den Staub aufjagend,
Der Wind im Flug daher,
Sah kaum von meinem Herzen
Die eine Hälfte mehr.

Wie gar ſo kindiſch machte
Mich damals doch der Scherz,
Denkt nur, ich weinte bitter
Auf das zerriſſ'ne Herz.

## 9.

Es iſt für ſchlimme Augen
Das Grüne, das Grün ſo gut,
Warum nur ſollt's nicht taugen
Für meiner Augen Glut.

Hab' wund' mein Aug' geweinet
Um ſie die ich verlor,
Wenn nun ein Grün mir ſcheinet
Iſt's ärger denn zuvor.

Das macht, der Hoffnung Schimmer
Erglüht aus jedem Grün,
Nur mir will nie und nimmer
Ein Hoffnungsſtrahl erglüh'n.

10.

Sie hielten mich an am Thore
Sie fragten nach Paß und Schein.
Sie ſuchten ob nicht was Fremdes
Ich ſchwärzte in's Land herein.

Sie mochten auch wol was ahnen
Ich ſah's an ihrem Geſicht,
Ach meine Contrebande
Die findet ihr ewig nicht.

Ich trag' ſie gar wol verborgen,
Sie könnt' es nicht beſſer ſeyn.
Es iſt ja in meinem Herzen
Die bitt're Liebespein.

11.

Ich will es kleben an jede Wand
Auf allen Straßen und Wegen,
Will's rufen laſſen von Haus zu Haus
Bei lärmenden Trommelſchlägen.

Will's ſetzen in jedes Zeitungsblatt
Daß ich was Werthes verloren,
Vielleicht, daß der Finder mirs wieder bringt
Wenn 's kommt zu ſeinen Ohren.

Will geben ihm einen guten Lohn,
Soll nicht über Undank klagen,
Doch wo und wann ich es verlor
Das weiß ich nicht zu ſagen.

Ich habe verloren mein Wangenroth,
Es war mir auf einmal verſchwunden,
Ich habe verloren mein Wangenroth,
Wer hat es doch nur gefunden?

## 12.

Ob ſie meiner wol gedenkt
Nun von ihr ich losgeriſſen,
Ach, dieß Eine möcht' ich wiſſen,
Ob ſie meiner noch gedenkt?

Ob ſie nach dem Pfad wol blickt
Den ich ging mit heißen Thränen?
Ob ſie wol mit leiſem Sehnen
Nach dem öden Pfade blickt?

Ach, ſo zieh' in Gram verſenkt
Weiter ich mit jedem Tage,
In dem Mund die bange Frage:
Ob ſie meiner noch gedenkt?

13.

Sonſt liebte ich die Roſe wol
Mit ihrem Duft und ſüßen Schein,
Jetzt aber iſt mir lieber noch
Als ſie der dunkle Rosmarein.

Steckt' eine Roſe immerdar
In's linke Knopfloch mir hinein,
Jetzt trage ich an ihrer Statt
An meiner Bruſt den Rosmarein.

Wie ſchlägſt du doch ſo heiß mein Herz,
Als wär davor noch Roſenſchein,
Sey ſtill' doch Herz, weißt du denn nicht
Wie ſich's geziemt für'm Rosmarein?

14.

Heimath, goßeſt wol mir wieder
Balſam in das Herz voll Pein,
Wiegteſt mit bekannten Klängen
All' das Drängen
All' die lauten Schmerzen ein.

Aber wie in ſchweren Träumen
Oft ein Schläfer fährt empor,
Regt es ſich auch mir im Herzen
Oft mit Schmerzen:
Ach, daß dich mein Herz verlor!!

## 15.

Du, der ich mein Leid vertraute,
Mög'ſt du nun mir Tröſter ſeyn,
Wundervolle ſüße Laute
Lind're du jetzt meine Pein.

Klinge nun in ſüßen Klängen
Wenn mich wilder Schmerz ergreift,
Daß er an des Herzens Engen
Milder mir vorüberſtreift.

Bring' auf zaub'riſchen Accorden
Oftmals noch ihr Bild zu mir,
Und — wenn's ſtill in mir geworden,
Spring' entzwei — und künd' es ihr!

# Der wilde Jäger.

Österreichische Sage von

Andr. Schumacher.

## 1. Zuspruch auf der Mühle.

Die Mühle des wackern Reinbold war weit und breit bekannt. Die schlichte Redlichkeit ihres Besitzers mehrte seinen Wohlstand von Tag zu Tag. Was aber mächtiger als dieß die Blicke der Nachbarschaft anzog, das war ein Kleinod ganz anderer Art, welches der Himmel Vater Reinbold geschenkt hatte.

Von all seinen Kindern war ihm ein einziges am Leben geblieben. — Als das Mädchen aber heranwuchs — sie hatte eben ihr sechzehntes Jahr vollendet, so schien es, in ihr wolle der Himmel dem Vaterherzen alle Segnungen vereinen. — Kindlich schmiegsam, froh und still wußte Klärchen selbst der Alltäglichkeit Schönheit zu verleihen; und das leuchtende Juwel, das der Müller unter seinem Dache barg, strahlte bald so weit in die Runde, daß Pilger der Liebe aus allen Gegenden nach der Mühle kamen. Was half es ihnen?

Sie kamen und gingen wie Waſſer im Bach,
Schön Klärchen ſah keinem der Scheidenden nach.

Reinbold hatte ſich in einer der ſchönſten Gegenden Öſterreichs angebaut, welche damals dem berühmten Geſchlechte der Herrn von Eizing angehörte. Seine Mühle lehnte ſich an einen ſanft abdachenden Waldrücken, aus deſſen Schluchten ein ſchäumender Wildbach herabſtürzte, der den Mühlgang reichlich mit Waſſer verſorgte. Weinberge, ſaftige Wieſen und fruchtbare Kornfelder mit Obſtbäumen und blühenden Hecken ſtreckten ſich den Fuß des Berges entlang in das reitzende Thal hinab, durch welches die Donau mit ihren blauen, ruhigen Wogen ſtolz dahinzog; die Mühle ſelbſt, von Schlehen- und Fliederbüſchen eingehegt und von breitſchattenden Nußbäumen gegen die Nordſtürme gedeckt, both mit ihrem rothen Dache, dem ſchimmernden Taubenſchlage und den anſtoßenden Wirthſchaftsgebäuden einen reitzenden Anblick und der Wanderer konnte vor dieſem heiteren Bilde des Wohlſtandes und der frohen Genügſamkeit nicht vorüberziehn, ohne ihre Bewohner glücklich zu preiſen.

Da kam eines Tags ein gar rüſtiger Geſelle ſeines Weges geſchritten. Er hatte bei einem Müller, ungefähr eine Tagreiſe ſtromaufwärts, wo Öſterreich und Ungarn ſich begränzen, gedient, wollte aber bei dem kargen und zänkiſchen Meiſter nicht ausharren, der ſeinen Überfluß in Ärger und Unfrieden verzehrte. Er gedachte bei ſich:

„Nun ich ein junger und froher Burſche bin, will ich wandern zu frohen Leuten!"

So war er einen ganzen Tag gewandert längs den Bächen über lachende Wieſen, bis der Abendwind linde durch die Bäume rauſchte, und die große Hymne des Tages in den leiſen Glockenklängen des Ave verklang, da ſang er:

Die Wolken zieh'n Land ein, Land aus
Mit Segeln weit geſpannt,
Wo mag wohl ſeyn ihr Vaterhaus,
Wo iſt ihr Unterſtand?
Auf Wandrung all' ſich wohl verſtehn,
Auf Wandrung all' die Bächlein gehn —
Der luftige Geſell, der Wind —
Iſt auch nicht für die Raſt geſinnt,
Und ſollt' ich gar allein —
Nicht friſch am Wandern ſeyn? —
Muß wandern nach der Liebe,
Ja, nach Liebe!

Auf Wand'rung iſt mein' Sach' geſtellt,
Mein Herz ſchlägt froh und leicht,
Mein iſt die liebe Gotteswelt,
So weit ein Auge reicht.
Was Blüthe von dem Baume lacht,
Was flammt und glänzt in Lenzespracht.

Im Morgengold, im Abendſchein —
Der Wald, der Bach, der Schattenhain —
Iſt Alles, Alles mein,
Will Paradies mir ſeyn;
Denn üb'rall webt die Liebe,
Ja, die Liebe!

Ja, wenn ich einſt die Liebe fand,
Wie ich ſie mir begehr',
Dann mögen wandern Meer und Land,
Ich mag nicht wandern mehr.
Ich halte Hand in Hand gepreßt —
Ich halt' an meinem Liebchen feſt,
Da bau ich mir ein feſtes Haus,
Schau lachend in das Weltgebraus;
Da wanderte weit und breit
Leb' wohl, o Wanderzeit;
Ich ruh' im Arm der Liebe,
Ja, der Liebe!

Konrad hatte eben ſein Liedchen vollendet, als er aus der Dunkelheit des Waldes hervortrat. Die Sonne neigte ſich zum Untergang und die Rebenhügel und fernen Waldrücken; der Strom und der weite Fruchtboden jenſeits waren von ihrem glühenden Gold überfloßen. Der Hirte blies zur Heimkehr, die Herden zogen ins Thal herab, die Bewohner des Waldes ſchwangen ſich ſeinen höheren

Regionen zu. Der gute Schritt, in dem Konrad aufgetreten, hatte ihn zwar nicht ermüdet, denn die frische Bergluft, der Duft der grünen Wälder und sein eigenes fröhliches Gemüth hatten ihn wunderbar erkräftigt; — aber die ganze Natur feierte ihren Sabbath — ihr goldenes Friedensfest, und auch in seiner Brust erwachte das Verlangen nach Ruhe.

Die Welt war hier so schön; wohin sein Auge schaute begegnete es dem Bilde des Glückes, nur er war ein Fremdling. Wehmüthig klangen ihm die Worte seines Liedes nach:

Muß wandern nach der Liebe,
Ja — nach Liebe. —

Da hörte er das ferne Rauschen eines Baches, die Mühlräder klapperten drein, er sah um, und entzückt blieb er über den überraschenden Anblick eine gute Weile reglos an der Gartenthüre stehen.

Sollte hier das ersehnte Ziel meiner Wanderung seyn? — seufzte er still bei sich. — Laßt uns zusprechen unter dem Dache der Glücklichen — und

„— Wenn ich hier die Liebe fand —
Wie ich die Lieb' begehr' —"

Er vollendete nicht — ihm ward so wohl und so weh im Herzen — als ob sein ganzes Daseyn in einer zitternden Freudenthräne zerschmelzen wollte — und langsam schritt er der Mühle zu. Aber plötzlich blieb er wie versteinert stehen. Befremden, Erstaunen, Entzücken erfüll-

te ſtufenweiſe ſein Herz und ein Wunder ſchien ſeine Blicke feſtzuhalten.

Der Mühlgang brauste gewaltig und der ſchäumende Giſcht des Wildbachs, den die donnernden Räder zum Himmel hinaufſchleuderten, fiel wie Perlenregen zwiſchen einer Gruppe von Fliederbäumen nieder. Die untergehende Sonne blitzte mit ihren letzten Strahlen darin, und ein leuchtender Irisbogen ſchwebte über einer Mädchengeſtalt — welche, wie von einer überirdiſchen Glorie umfloßen, dem Fremdling entgegen ſah. Ein blondes Engelsköpfchen — das Angeſicht halb Mädchen, halb Kind — wiegte ſich auf einem blendenden Nacken — neugierig vorgebogen ſchien ſie von der fremden Erſcheinung feſtgehalten. — In Konrads Geſicht mochte ſich eine ſonderbare Miſchung von Überraſchung und frommem Entzücken malen — denn laut lachend ſchwand ſie plötzlich aus ſeinen Blicken.

---

Die Mühle klappert Nacht und Tag
  Friſch treibt der Bach das Rad —
Mein Herz ſchlägt, was es ſchlagen mag,
  Ob's auch ſein Bächlein hat?
Ach weißt du Herz was dich ſo treibt,
  Was dir nicht Ruhe gibt?
Wenn einſt dein Mädchen ſtehen bleibt,
  Dann denke,
Ach, dann denke —
Sie hat mich nicht geliebt!

Wohl hundert Male hatte Konrad dieſes Liedchen in dem Jahre geſungen, das er nun ſchon in Reinbolds Mühle zugebracht, der Müller nahm ihn gern auf, und als er ſeine Tüchtigkeit erkannte, hielt er ihn ſo wohl, daß Konrad ſich wie einen Sohn des Hauſes fand; das hinderte aber nicht, daß ſeine Ruhe mehr und mehr von ihm wich — denn ſeit er Schön Klärchen geſehen — ſchwellten ſeine Bruſt ſehnſüchtige Seufzer. Oft genug ward er in ſeinem gewohnten Thun irre, denn allenthalben ſtand das Wunderbild des Mädchens vor ſeinen Blicken — von einer leuchtenden Iris, wie von einem Heiligenſchein umſchwebt — heiter und rein, wie der klare Frühlingshimmel, der in der Menſchenbruſt ſo tiefe — ſo unendliche Wünſche aufregt. —

Die Vertraulichkeit, in der alles im Hauſe lebte, geſtattete ihm hinlänglich jede Annäherung und Klärchens Unbefangenheit, die von dem was in ſeinem Herzen vorging, nichts zu ahnen ſchien, führte ſie oft genug in ſeine Nähe. Aber was ſollte er ihr ſagen? Sie ſchien ja die Liebe kaum dem Namen nach zu kennen? Sie war ein Kind, — ſie konnte ihn ja nicht verſtehen. — Andere freilich hielten es nicht ſo — erſt kürzlich meinte Einer, Schön Klärchen ſey eben recht für eine tüchtige Müllerin — und er der allerpaſſendſte Müller zu ihr — das war aber die Meinung Schön Klärchens nicht, und ſie lachte ihn derb aus.

Konrad geſtattete ſich nur Eines. Er hatte bis jetzt

jede Nacht Schön Klärchens Fenster mit Blumen verſorgt; dieß geſchah aber mit ſo großem Geheimniß, daß Niemand im Hauſe darum wußte. Die Vermuthung gerieth auf dieſen und jenen, und natürlicher Weiſe machten ſich's ſeine Mitgeſellen zur Aufgabe, dem nächtlichen Beſucher aufzulauern. Konrads Liſt jedoch wußte immer hinter ihr Geheimniß zu kommen, und die Blumen, entweder bevor jene noch an Ort und Stelle waren, oder wenn jene — des Wartens bereits müde, ihre Schlafſtellen ſuchten, unbemerkt auf das Fenſter zu bringen, auf dem ſie Klärchens erſten Blicken begegnen mußten. Endlich verbot Vater Reinbold ſelbſt, ſich weiter um den nachtwandelnden Blumenfreund zu kümmern — denn, meinte er, wenn er durchaus unbekannt bleiben wolle, ſo könne man ihm das Vergnügen wohl gönnen. Seitdem nahm Alles im Hauſe an, Vater Reinbold ſelber habe ſich den Scherz erſonnen, und da ihm daran lag, dieſe Meinung zu unterſtützen, ſo blieb es für dermalen dabei. Konrad war darum nicht minder behutſam und feierte jeden Morgen einen neuen Triumph in der geheimnißvollſten Tiefe ſeines Herzens.

So ſah der Liebende mit ungebeugter Hoffnung dem Tag entgegen, an dem der Engel der Liebe Klärchen erſcheinen und ihr Herz berühren würde. Reichlich entſchädigte ihn ſein ſchöner Glaube für Alles, was dem irdiſchen Antheil ſeines Gefühles verſagt war. Schön Klärchens reine und ungetrübte Seele, voll heiterer Un-

ſchuld, galt ihm für den ſchönſten Spiegel ſeines eigenen Daſeyns, das ſich durch die Kraft der Liebe hoch über den niedern Standpunct erhob, den ſeine Geburt und ſein Handwerk ihm anwieſen.

Der brave Konrad hätte ſich vielleicht noch jahrelang mit der Hoffnung einſtigen Glückes getröſtet, hätte ihn nicht eine plötzliche und gar gewaltige Umänderung allzu lebhaft beunruhigt.

Klärchen, das muntere, unbefangene Klärchen war mit einemmale wunderbar mit ſich ſelber abgeſchloſſen. Dinge, die ihr ſonſt Gegenſtand der vollſten Aufmerkkeit waren, ihre Tauben, ihre Blumen, die Rothkehlchen, die ſie im Käfig hielt, beachtete ſie kaum mehr. Worte, Blicke und Scherzreden, deren ſie früher kaum geachtet, überzogen ihre Wangen mit dunkler Purpurgluth, und ihr Betragen gegen ihre Umgebung ſtrebte nach einer ihr ſonſt völlig fremden Unterſcheidung. Sie wandte mehr auf ihre Äußerlichkeit, und erſchien nie, ohne ihren Anzug ſorgfältig gewählt zu haben. All ihr Thun verrieth einen Grad von Selbſtſtändigkeit, welche eine ſorgfältige Prüfung ihrer Überzeugung voraus zu ſetzen ſchien. Auch geſchah es, daß ſie eine ſonſt vernachläßigte Muhme öfter als gewöhnlich und meiſt zur ſelben Stunde beſuchte. Konrad ſah ſie nicht ſelten mit feuchten Augen — zuweilen mit einer eigenen wunderbaren Verklärung in all ihren Zügen zurückkehren, dann irrten ihre Blicke ſcheu in die Runde, und ſchien es ihr,

daß ſie beobachtet werde, ſo mochte ſie ihre Verwirrung darüber nur ſchlecht verhehlen. Einen eigenen Widerwillen bezeigte ſie gegen gewiſſe Beluſtigungen, zu welchen ſie ihr Vater nicht ſelten nach dem Dorfe hinabnahm — und der feinere Beobachter konnt' es ihr wohl abmerken, daß nur die Rückſicht der Dankbarkeit, zu der ſie ſich gegen den Vater ſchuldig fühlte, ſie zurückhielt, ihre Abneigung beſtimmt auszuſprechen.

Vater Reinbold dachte mehr auf die Beſtellungen ſeiner Kunden als auf Klärchens Umwandlung, die er lediglich dem natürlichen Laufe der Dinge, und der zunehmenden Reife ihrer Jahre zuſchrieb. Kam er ja einmal zu einer Bemerkung, ſo ſah er in Klärchen eine tüchtige Haushälterin für ſeine Wirthſchaft heranwachſen, die er noch nicht ſo bald von ſich zu laſſen geſonnen war — obwohl er aus Vorſicht längſt ihre ganze Ausſteuer zuſammen gelegt hatte.

Konrad dachte darüber ganz anders, und wenn er ſich als wirklich vorſtellte, was in ihm nun ſchon mehr als Vermuthung war: daß Klärchens Herz bereits einen tiefen, bleibenden Eindruck aufgenommen, einen Eindruck, der ſich in ſeinen Nachwirkungen als ein Gefühl höherer Art — bedeutungsvoll für ihr ganzes Daſeyn kund gab, ſo erfüllte ihn dieſer Gedanke mit tiefer Wehmuth. Allein er gedachte bei ſich an den Hirten Jakob, und unerſchütterlich war ſein Glaube, daß ein ſo treues, ſo

beharrliches Hoffen, wie das seine, nicht unbelohnt bleiben könne.

In den Anblick der schönen Landschaft verloren, über welche die Dämmerung eben ihren durchsichtigen Mantel ausbreitete, saß Vater Reinbold auf der Hausflur, wo sich in den Abendstunden seine Hausgenossen gerne um ihn versammelten. Auch heute fand sich einer nach dem andern bescheiden grüßend an der Seite des Meisters ein, der sie freundlich willkommen hieß, ohne sich in seinen Betrachtungen stören zu lassen, bis Schön Klärchen sich an die Seite des Vaters schmiegte und ihm ankündigte, daß sie nun mit aller Arbeit fertig sey. Vater Reinbold küßte sie herzlich, hieß sie willkommen, und freute sich, daß gleich ihr erster Gang sie zu ihm geführt habe.

Habt ihr heute Nacht, nahm Vater Reinbold jetzt das Wort, das Unwetter im Gebirge wohl gehört — und wie wild das tobende Jagdgeschrei und der Ruf der Hörner darin lärmte?

Wer sollte nicht! entgegnete Joseph. War's ja doch ein Lärm, als ob das jüngste Gericht aus den Bergen herabzöge. — Der Hagel schlug ganz gewaltig an die Fenster, ein Blitz verschlang den andern, und die Grundfesten des Hauses erzitterten; die wilde Jagd zog hart an der Mühle vorüber."

Der wilde Jäger und seine Gesellen wurden nun Gegenstand des allgemeinen Gespräches.

Wißt ihr, unterbrach Reinbold die Burschе, Klär-

chen ſingt ein recht ſchauriges Lied von ihm, das ſoll ſie uns zum Beſten geben; Konrad iſt ein guter Citherſpieler und mag ſie begleiten.

Konrad holte die Cither herbei, und ſie begann mit merkbar bewegter Stimme:

Ein Mädel ging bei Morgenſchein
Hinaus zum grünen Wald,
Da kam ein Reiter ſchlank und fein
Der grüßte ſie alsbald.
Er ſprach: Ei Kind, wie ſchön biſt du,
Er ſchwor ihr ew'ge Liebe zu —
Dahin war ihre Ruh!

Der Frühling floh, der Sommer wich,
Der Herbſtwind fegt den Plan,
Der Graf blieb fort, ei Mädel ſprich,
Wann kommt dein Freiersmann?
Ach Gott, ich bin die ärmſte Maid,
Legt mir ſtatt meinem Hochzeitkleid
Mein Todtenhemd bereit.

Und Nachts lief ſie hinaus zum Wald
Und rief den Grünen an,
Die Hahnenfeder ſah ſie bald
Er winkt ihr hoch hinan. —
Das Mädel trieb Verzweiflung fort,
Verzweiflung bis zum höchſten Ort;
Der Grüne harrte dort.

„Was bangſt du, weil der Ort ſo ſteil,
„Was ſtarr'ſt ſo bleich hinab?
»Für deine Schand iſt doch kein Heil
»Auf Erden, als im Grab?!" —
Da faßt ſie's an, wie Höllenpein,
Da reißt ſie's nieder; am Geſtein
Zerſchmettert ihr Gebein.

Alle Umſtehenden waren ergriffen, doch mehr als Alle Schön Klärchen.

Der aufgehende Mond beleuchtete ihr erbleichendes Angeſicht — aus dem die Farbe des Lebens entwich. — Konrad, der ihr am nächſten ſtand, bemerkte, daß ihre Kniee brachen, daß ſie ſchwanke und zu ſinken drohe — und fing ſie in ſeinen Armen auf.

Unter Beſorgniſſen mancherlei Art ward ſie auf ihr Zimmer gebracht, wo Vater Reinbold bei ihr blieb, denn er bangte für ihre Geſundheit, Konrad aber ging in den Wald hinaus, um ſeinem Kummer ungeſtört nachzuhängen — und mit ſich zu berathen, was er nun beginnen wolle; denn daß Schön Klärchen liebe, daß er nicht geliebt ward, das unterlag für ihn keinem Zweifel mehr.

---

## 2. Das Votivbild.

Es war eine beſonders ſchöne und herrliche Sternennacht, gelinde Lüfte rauſchten durch die falben Blätter, und der klare Vollmond leuchtete mit ſeinem vollſten Glan-

ze auf die weitgeſtreckten Waldwieſen. Die Erinnerung froherer Tage beſchlich mit Wehmuth das Herz des Einſamen, er dachte ſeiner Hoffnungen, ſeiner Träume wieder, Schön Klärchen erſchien ihm wie damals, als er ſie das erſte Mal ſah — im Regenbogenglanze — unter dem blühenden Flieder — er ſah ſich geliebt, er nannte ſie ſein und baute ſtill und fromm an ſeinem und ihrem Glück, — da ſtand er plötzlich an einem hohen Ort, von wo aus eine weite Strecke von Bergen und Thälern, der Donau leuchtender Silberfaden im wogenden Grün — bis an die Gränze des Landes hinab — ja alle Herrlichkeit des ſchönen Öſterreichs zu überſchauen war. „Ach, gedachte Konrad bey ſich — wer könnte hier ſtehen mit verſchloſſenem Herzen? Stünde jetzt Klärchen neben mir — ſie würde meinen ſtummen Schmerz — mein ſtilles Harren ganz verſtehen — ach, vielleicht bedürfte es nur eines ſolchen Augenblicks — und ſie ſänke liebend an meine Bruſt!" Sehnſüchtig breitete er die Arme nach dem Himmel aus — da fuhr mit Einem ein kalter Windſtoß über die Wälder hin — und von der alten Eiche her, neben der er ſtand, kam ein ſo lautes Geräuſch — daß Konrad unwillkührlich wie über die Nähe eines Weſens aus fremden Welten zuſammenfuhr — und mit unruhigem Blick um ſich ſah. —

Das Geräuſch kam von einem Kranze wilder Roſen, der — wahrſcheinlich zum Andenken irgend einer bedeutungsreichen Stunde an dem Stamm der Eiche aufgehan-

gen worden, der aber von den Stürmen hinfahrender Wetter, von der heißen Gluth der Mittagsonne längst ſchon ſeiner Blüthen beraubt, längſt entblättert und verdorrt war. Konrad konnte ſich keinen Grund angeben, warum er bei dieſem Anblick ſo furchtbar in ſich zuſammenſchrack — aber er vermochte den Gedanken nicht zu verbannen, daß dieſer Kranz irgend einen Zuſammenhang mit ſeinem Schickſale, mit Klärchens geheimer Liebe habe.

Wehmüthig ſtand er ſtille, ſchwere Seufzer drängten ſich aus ſeiner Bruſt, ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen. Vergebens ſchalt er auf ſein eigenes, weichliches und allzu erregbares Herz — vergebens wollt' er ſich die Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Zuſammentreffens beweiſen — der Gedanke hatte ihn ergriffen — tiefer ergriffen, als er ſelbſt wußte. — Jetzt glaubte er auch das Band zu kennen, welches die Dornen umflocht — Klärchen hatte eine ähnliche Buſenſchleife verloren. Endlich vermeinte er bei dem hellen Mondlichte unter den dürren Blättern des Kranzes auch einige Zeichen zu entdecken, die in den Stamm des Baumes geſchnitten waren. — Er trat näher — er fand zwey Buchſtaben ein H — ein K. —

Im ſelben Augenblicke klang es in weiter Ferne wie der Ton eines Jagdhornes — bald kam es wie Hufegetrapp, wie Roſſewiehern aus den Bergen — der Zug ging ſchnell, und dumpf tönte ſein Geräuſch auf dem graſigen

Wieſengrund. Kleine Wölkchen zogen raſch über der Mondesſcheibe weg, kalte Windſtöße fuhren wie Fieberfroſt rüttelnd über die Wälder hin — und jetzt ſah Konrad deutlich einen Jäger, hager und düſter die Wieſe hinabſchreiten; er blickte um, und ein fahles Angeſicht grinste den Müller hohnlachend an. „Biſt du's?" — ſtammelte er leiſe, die unwillkührliche Frage augenblicklich bereuend. — Ein ſchaurig wildes Lachen antwortete, weithin verhallend im Walde; — der Jäger war verſchwunden.

---

Monden gingen vorüber, bis Schön Klärchen genas, Monden, bis ſie ſich wieder mit Sicherheit in dem kleinen Kreiſe ihres häuslichen Wirkens bewegen konnte. Sehnſüchtig, wie der Gefangene dem Tage der Befreiung, ſah ſie dem neuen Frühlinge entgegen — da, hoffte ſie, könnte alles wieder gut werden. Konrad war ihr in der Zeit ihrer Geneſung ſo lieb geworden, ſey es um ſeiner oft bewieſenen Theilnahme willen — ſey es, daß ſie ſein beredtes Schweigen — ſeine Liebe verſtand und Mitleid für ihn fühlte — ſie hatte ihn ſo lieb gewonnen, daß er der einzige Menſch war, dem ſie zuweilen einen Blick in ihr Herz geſtattete.

Es war einer jener ſchönen Tage des Vorfrühlings, wo die Sonne erwärmend aus dem Schneegewölk hervortritt, wo die Eisrinde der Bäche ſchmilzt, und di. Menſchenbruſt ein ſo unendlich ſeliges Gefühl der herannahenden Herrlichkeit des Lenzes beengt, da ſtand Kon-

rad, den Blick in die Ferne gewandt, als wollt' er in dem blauen Himmel die Verheißung einer beſſern Zukunft leſen, an das offene Fenſter gelehnt; ohne Abſicht irrte ſeine Hand durch die Saiten der Cither — bis die verworrenen Klänge ſich in einer Lieblingsmelodie ſammelten, die ihn ſchon oft in Stunden des trüben Kummers getröſtet. Er ſang:

Ei, Lenz, kommſt ſchnell gezogen,
Auf goldnem Schiff in's Land;
Auf himmelblauen Wogen,
Die Segel weit geſpannt!

So ſey ich dein Geſelle,
Laß wandern mich mit dir —
Du biſt beſchwingt und ſchnelle,
Du hält'ſt wohl Schritt mit mir?

Du frägſt, was mich ſo triebe,
Da noch die Flur vereist;
Ei, Lenz, das iſt die Liebe,
Von der du doch wohl weißt?!

Hab's meiner Lieb verſprochen,
Daß ſie mich wieder ſieht;
Bevor das Eis gebrochen,
Bevor die Mandel blüht.

Bevor die Schwalben kommen,
Muß ich, o Lenz, zurück,
Hab' ja mit mir genommen,
All' ihre Luſt — ihr Glück.

„Da ſingt ihr ein ſchönes Lied, lieber Konrad — redete ihn plötzlich Jemand an — ich kenn' es, ich hab' es auch einſt ſingen gehört — ſo ſchön, beim Himmel, wo nicht ſchöner, als ihr es eben ſangt."

Es war Schön Klärchen, ihr Angeſicht erglühte dabei, wie die Roſe im Widerſchein der aufblitzenden Morgenröthe — wenn ſie zuerſt als feuriger Purpur am Rande des Horizonts ſichtbar wird. — Konrad war von der entzückenden Erſcheinung zu ſehr überraſcht — als daß er ſogleich Worte für ſein Gefühl gefunden hätte. — Klärchen aber ſtand vor ihm mit niedergeſchlagenen Augen — mit brennenden Wangen — und es ward ihm Zeit genug, ſich zu erhohlen.

„Bereut es nicht, entgegnete er, mir das geſagt zu haben! — Aber mögt ihr das Lied gehört haben, von wem es ſey, wenn der Sänger nur ſo wahr, ſo tief wie ich in dieſem Augenblick empfand. — Dann werdet ihr glücklich ſeyn."

Klärchen ſchien die Bedeutung dieſer Worte vorſätzlich nur halb aufzufaſſen und im gefaßteren Tone fuhr ſie fort: „Entweder ihr verſteht euch auf Wahrſagen, guter Konrad — oder es habt auch ihr etwas Geheimes."

„Das errietet ihr auch ganz und gar."

„Aber ihr wollt' uns doch nicht im Ernſte verlaſſen, wie's euer Lied beſagt?"

„Ich euch verlaſſen? — Nie!"

„Wirklich Konrad? Das iſt ſchön. Was wird denn aber euer Lieb dazu ſagen?"

„Darf ich mich ihr wohl nähern, ſo lang' ihr Herz einem Andern gehört?"

Klärchen war betroffen über dieſe Antwort — ſie blickte dem armen Konrad einen Augenblick g'rad ins Auge — und indem ſie ſanft ſeine Hand drückte, ſprach ſie mit gedämpfter Stimme: „Konrad — armer Konrad — dann geht es euch ja bald wie mir?!" —

Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, ein Seufzer drängte ſich aus ihrer Bruſt, — dann entfernte ſie ſich ſchweigend. Noch an der Thüre blickte ſie zurück, ſie hatte ihn verſtanden, ſie hatte ſeinen Schmerz erkannt — ſie bemitleidete ihn.

---

Die Nacht war hell und rein. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Zweig ließ ſich bei dem Widerſcheine des Vollmonds auf den vom Schnee reichlich bedeckten Fluren deutlich unterſcheiden. Hier und da, wo das Leichentuch des Winters unter dem mild kräftigen Südoſt zerfloßen war, erſchienen bereits grünende Oaſen in dem weißen Lande, ein Schimmer wundervollen Lichts durchbebte die Lüfte — als zögen unſichtbare Muſikchöre auf luftigen

Barken durch den Himmel, so harmoniſch klang das Rauſchen der Bäche, das Säuſeln der Thauluft zu einer Hymne der Ahnung zuſammen.

Jedermann im Hauſe war zur Ruhe gegangen, und alles athmete den tiefſten Frieden, nur Konrad ſaß allein in der Werkſtätte, die vom Brauſen des Bachs, vom Donner der Räder ertönte und erdröhnte. Er hatte die Wacht bis zwölf Uhr, wo ihn dann einer der anderen Müllerburſche ablöſen ſollte. Da blieb ihm denn wieder einmal ſo rechte Muße über die Ereigniſſe dieſes Tages nachzudenken. Seine Träume gewannen immer größeren Spielraum — das Gemäuer der Mühle trat auseinander, und wurde zum Feengarten der Einbildung. Er ſah Schön Klärchen von überirdiſchem Glanz umfloßen in Mitte adelicher Herren und Frauen — die ſtolz an ihr vorübergingen. Auch er war unter den Spaziergängern, aber in einer fremden, wunderlichen Tracht, wie etwa die Pilger, wenn ſie über's Meer zurück vom heiligen Lande kehren. Er wagte nicht, ſich Schön Klärchen zu nähern, denn je weniger die Andern ihrer zu achten ſchienen, deſto übernatürlicher ward der Glanz, der ſie umgab, — der die irdiſche Schönheit dieſer Himmelsbewohnerin in ein Wunder der Heiligkeit auflöste und ſtumme Verehrung geboth. Da war es mit einem Male, als riſſen die Schleier des Himmels. Das Auge ſah weit hinaus in die Ferne — wo ſich Waldungen, Berge, Thäler, Wieſen mit ſchäumenden Bächen und zahlreichem Gewilde hin-

ſtreckten. Über den Bergen aber rollten ſich ſchwere Wetter hin — deren ſchwarze Wolken von zuckenden Blitzen — von einem bläulichen — geſpenſtigen Wetterleuchten zerriſſen wurden. — Da war es Konrad, als ſähe er einen Mann in Jägerkleidern mitten auf einer Wieſe, der ſeine Rechte krampfhaft an die Bruſt gepreßt — ſein ſtrömendes Herzblut zurückzuhalten bemüht war, denn ſchon war es ſo reichlich hinabgefloßen — daß die rothe Spur ſeiner Schritte im hohen Ried aufleuchtete. Für Konrad war dieſer Mann ein Anblick des Schreckens, denn mit jeder Minute wechſelte die Geſtaltung ſeines Angeſichts — und ſeine Züge waren in einer immerwährenden Bewegung, wie ein Waſſerwirbel, der mit der ſtärkern Woge jetzt mächtig aufrauſcht — mit der ſchwächeren zu ſinken ſcheint. Der Mann kam jetzt nach dem Garten geſchritten — und wo er vorüberging, da wurden die Menſchen zu Aſche — oder erſtarrten zu Bildſäulen — die ſich ſo entſetzlich ſchnell verkohlten und verſanken, daß die Blumen des Gartens vor Schreck darüber ihre Farbe verloren. Schon nahte er ſich Klärchen — ſchon war auch ſie bis zur Bruſt in Aſche verwandelt — da klirrte plötzlich eines der Mühlfenſter zerſchmettert herein, und ſchreckte Konrad aus ſeinem wachen Traume auf. Ein greller Schrei wie in Todesnoth — „Erbarmen! — kommt mir zu Hilfe!" drang zugleich in ſein Ohr und zwang ihn, ſeine Blicke nach dem Orte hinzuwenden, wo alles dieß vorging. Entſetzt

ſprang Konrad auf. Es war ſein Jäger, der ſich dort durch das zerſchlagene Fenſter hereinbog — ſein todtblaſſes Geſicht vom Vollmond beleuchtet, war dasſelbe, welches er eben geſehen — aus ſeinen erlöſchenden Augen blitzte Schrecken und Verzweiflung, — Wuth und Schmerz verzerrten ſeine Züge. Jetzt ſank er nach einer Seite wie ohnmächtig hin — und unter ſeiner Hand — mit der er die linke Seite der Bruſt bedeckte, quoll der rothe Blutſtrom des Lebens in rauchenden Wellen hervor.

Nur einen Augenblick ſtand Konrad in erſtarrendem Entſetzen feſtgebannt, den nächſten aber flog er ſchon zur Thür hinaus. Bald war Lärm im Hauſe — und während Konrad hinauseilte, dem Fremden beizuſpringen — hatte ſich auch Vater Reinbold mit ſeinen übrigen Geſellen bereits aufgerafft. Man kam mit Licht und trug den Verunglückten ins Haus. Schön Klärchen war ſchnell zur Hand — ſie war es auch, die einen kunſtvollen Verband anlegte, aber die Hülfe kam zu ſpät. Schon in einer Stunde verſchied der Fremde. —

Die Wunde mochte mit einem Jagdmeſſer geſchlagen ſeyn, das mit aller Gewalt in die Bruſt des Unglücklichen getrieben worden. Wer ſein Mörder geweſen, konnte man nicht erfahren, da ihn Bewußtſeyn und Sprache bereits verlaſſen.

Alles im Hauſe hielt ſtarres Entſetzen feſtgebannt, und die Verwirrung war ſo groß, daß vielleicht eine halbe Stunde verging, bis Vater Reinbold Klärchen ver-

miſste, die, ſobald ſie den Verband angelegt — alſogleich aus dem Hauſe verſchwunden war.

Neuer Schrecken, düſtere Beſorgniſſe erfaßten jedes Herz. — Vater Reinbold, Konrad und mehrere Andere, alle nach verſchiedenen Richtungen, eilten hinaus, um das Mädchen zu ſuchen.

In Konrads Seele dämmerte ein Gedanke eigener Art. Die Welt der Wunder war ihm aufgegangen — und der unerklärliche Zuſammenhang ſeines Traumgeſichts mit der furchtbaren Wirklichkeit der nächſten Augenblicke — hatte ihn ſo durch und durch erſchüttert, daß er überzeugt war, er müſſe dem Winke, der ihm von oben gekommen, beharrlich folgen. Darum vermeinte er, Klärchen ſey nur dort zu ſuchen, wohin die Hand des Unbegreiflichen wies, und ihr Verſchwinden müſſe mit dem Verbrechen dieſer Nacht in irgend einem, bis jetzt noch unenthüllten Zuſammenhange ſtehen.

Es war ihm ein Leichtes, der Spur zu folgen, welche der verunglückte Unbekannte im Schnee zurückgelaſſen. Noch ſtand der Mond am Himmel, und jeder ſeiner Schritte war deutlich zu erkennen. Sie führten den Mühlbach entlang — hinauf gegen das Gebirg, und Konrad folgte ihnen um ſo eifriger, je ſchneller er ſeine Vermuthung augenſcheinlich beſtätigt fand.

Deutlich erkannte er, daß neben den blutigen Stellen und den größeren nach der Mühle gewandten Fußſtapfen kleinere, nach der entgegengeſetzten Seite gekehrte, fort-

liefen. Das konnte nicht Zufall seyn, Klärchen war es ohne Zweifel, die ihm vorausgeeilt, die vielleicht, worauf noch niemand gedacht hatte, den Ort, wo das Verbrechen vollbracht worden, aufgesucht. Peinliche Ungeduld jagte den armen Konrad vorwärts, und er gelangte auf eine große Waldwiese.

Diese lag auf der Mittagsseite eines Hügels, wo die Sonnenstrahlen beinahe den ganzen Tag lagerten, und der Schnee war früher, als an andern Stellen geschmolzen. Das Wasser hatte auf dem ziemlich gähen Abhang leichten Abfluß — und der reichlich getränkte Boden schwoll bereits von grünen, saftigen Pflanzen und duftigen Waldkräutern. Hier endete jede Spur. Konrad sah sich den Ort genau an; konnte jedoch nichts entdecken: nur eine Stelle, hart am Walde, war stark zertreten. Hier vielleicht hatte der Kampf auf Leben und Tod Statt gefunden. Aber weder eine Waffe, noch sonst irgend ein Zeichen war zurückgeblieben, welches zur Entdeckung des Mörders hätte führen können. Auch hielt es schwer, die Stelle auszumitteln, wo die Spur, welche ihn von der Mühle hierher geleitet, einlief. Zweifelnd — unschlüssig, was er nun beginnen wolle, hielt Konrad inne. Der frösteinde Morgenwind — die Schauder des Orts durchrieselten sein Gebein. — Düster starrte er auf die weite Landschaft hinab — unter deren weißem Bahrtuch mancher Schmerz — manche hoffnungslose Liebe in Vergessenheit modern mochte. — Da war es ihm mit einem Male, als sähe er in der Fer-

ne, weit unter dem Dorfe, ein einsames Lichtlein zittern, das, wenn er sich nicht irrte — sich immer den Hohlweg entlang gegen die Donau hin bewegte. Eiligst machte er sich auf, und in gerader Richtung, die Schneetiefen nicht scheuend, über die dürren Büsche und Hecken hinweg, flog er im schnellsten Lauf dieser Erscheinung nach. —

---

Beinahe athemlos, erschöpft von der äußersten Anstrengung seiner Kräfte kam Konrad an den Hohlweg hinab. Er mußte stille stehen, um sich einen Augenblick Erholung zu gönnen. Das Licht schwebte noch immer vor ihm, aber, wie er jetzt wohl begriff, mit nicht viel geringerer Schnelligkeit, als er sich ihm zu nähern bemühte. Noch immer war eine bedeutende Strecke Weges zwischen ihm und dem Gegenstande seines Nacheilens. Sobald er sich denn etwas verschnaubt hatte, eilte er von Neuem auf dem ihm wohlbekannten Wege dem Lichte nach, das sich jetzt unmittelbar dem Ufer näherte, und sobald es dort erschien, bald stromaufwärts, bald stromabwärts in verschiedenen Entfernungen sichtbar wurde, als ob Jemand emsig nach etwas suchte. Noch immer hatte er die Person nicht unterscheiden können, die sich dieses Lichtes bediente; erst als er auf einige hundert Schritte herangekommen, nahm er deutlich das lange weiße Gewand einer Frauensperson wahr. Die Hast ihres Treibens, die Ängstlichkeit ihrer Bewegungen erfüllte Konrad mit steigender Be-

ſorgniß, denn daß es Klärchen war, die vor ihm am Strome auf und nieder lief, das konnte er jetzt, wo die Umriſſe der Geſtalt immer deutlicher hervortraten, nicht mehr bezweifeln. Am Ufer war noch Eis in Menge, und der Weg hie und da gefährlich — das alles aber ſchien ſie gar nicht zu beirren. Endlich hatte ſie die Barke gefunden, welche ſie ſo lange geſucht zu haben ſchien — ihrer äußerſten Anſtrengung gelang es, das Fahrzeug, welches man weit herein ins Trockene gezogen hatte, flott zu machen — muthig ergriff ſie das Ruder — doch eben in dem Augenblicke, als ſie im Begriffe war abzuſtoſſen, ſtand Konrad vor ihr.

Er war unbemerkt ſo nahe gekommen, daß er ihre Hand, wenn er ſie faßte, feſthalten konnte. „Klärchen," redete er ſie an, „was ſucht ihr hier zu dieſer Stunde?" — Anfangs ſchien das Mädchen betroffen und Schreck lähmte ihre Zunge. Aber ſchneller, als Konrad vermuthete, faßte ſie ſich, und mit einem Trotz, den er in Klärchens Zügen noch nicht geſehen — mit einer Entſchloſſenheit, die auf das Äußerſte gefaßt iſt — hieß ſie ihn gehen. — „Glaubt ihr," entgegnete jener, „ich ſey euch deßhalb gefolgt, um euch hier allein eurem Schickſal zu überlaſſen. Nein, dem beſtürzten Vater muß ſein Kind wieder werden — und ich danke Gott, daß ich euch gefunden habe." —

„Laß deine Beſorgniſſe fahren! Ich komme wieder — aber jetzt — muß ich fort!" Mit kräftigem Stoß trieb ſie den Kahn in den Strom. —

Konrad machte Miene zu folgen. „Wag's nicht rief ſie ihm zu, dich mir zu nähern — denn in demſelben Augenblicke ſpring ich in den Strom." —

Konrad ſtand wie angewurzelt. Alles, was um ihn vorging, ſchien ihm einem Traume ähnlicher, als der Wirklichkeit. — Er traute ſeinen Augen — traute all ſeinen Sinnen nicht; das konnte Klärchen nicht ſeyn. Ihr ganzes Weſen war verwandelt, all ihr Thun und Treiben unbegreiflich. In ihrer Drohung aber lag ein ſo furchtbarer Ernſt, daß er es nicht unternahm, ihr nachzueilen — und ſie ruhig in der Mitte des Stromes hinausſteuern ließ. Wie er wußte, führte ſie das Ruder wohl. Sobald ſie die Tiefe des Waſſers erreicht hatte, bemerkte Konrad — daß ſie etwas vom Boden des Nachens aufhob. Jetzt neigte ſie ſich vor — blau ſchimmerte es in ihrer Hand — deutlich hörte er den ſchweren Fall ins Waſſer, noch eine Weile flackerte es wie Seidenglanz auf dem Spiegel des Stromes, dann aber verſank es und kam nicht wieder zum Vorſchein. Jetzt ſank Klärchen auf die Knie — ſie faltete ihre Hände, wie dankend blickte ſie zum Himmel empor, — ihre Lippen ſtammelten ein leiſes, aber inbrünſtiges Gebeth.

---

Es war im Lenze des vorigen Jahres, als Heinrich von Eizing wegen einer ſeiner allzukühnen Bewerbungen im Dienſte der Frauen ſich auf einige Zeit vom herzoglichen Hofe entfernen mußte. Seine natürliche Gemüthsart war ſo froh, daß ſich nicht leicht irgend ein unange-

nehmer Eindruck für lange bei ihm erhielt, auch wußte er, daß der Herzog, der ihn mehr um seine aufgereizten Feinde zu beruhigen, als um ihn wirklich zu strafen, verbannt hatte, ihn auch in Kürze wieder nach der Hauptstadt berufen werde. Die herrliche Lage seiner Besitzungen, die er schon lange nicht besucht, des Frühlings frisches, fröhliches Leben stimmte sein Herz zu Gesängen — ein Nachhall süßer Erinnerung klang wie Sehnsucht d'rein, und die Herrlichkeit des Sängerthums war ihm in aller Schönheit und Blüthe aufgegangen.

So zog er eines Tages zur Jagd aus — aber dem Jäger, den das süße Spiel der Reime mehr beschäftigte, als die Spur des Wildes, schien nach einer kurzen Weile vergeblichen Umherirrens die Kühlung einer schattigen Waldwiese so einladend, daß er nicht widerstehen mochte. Der blaue Himmel wölbte sich sanft wie ein weiter herrlicher Dom über den grünen Gottestempel hin — in dem der Frühlingswind, der kräftig über die Berge hinstreifte, seinen großen Lobgesang anstimmte. Unten zog sich die Donau, ein blauer Gürtel, durch segensreiche Thäler hin — ihre waldigen Inseln waren wie grüne Sträußchen eingestickt. Einen schöneren Hof, gedachte Heinrich bei sich, als hier der Lenz, hält wohl kein Fürst auf Erden — wo ist ein Sänger, der mit Drossel und Grünspecht zur Wette singt? — Die Mühle rauschte tief unten im Thal, und ihr eintöniges Brausen lud zur Ruhe ein. Heinrich lüftete sein Haupt und lehnte es an

den Stamm einer kräftigen Eiche, deren breite Äste sich ihm zum grünen Dache wölbten. Sein Herz war der Seligkeit so voll, daß alles, was ihn je erfreut, ihm nur aus weiter Ferne wie ein Traum der Kindheit klang. Da hörte er ganz nahe ein Geräusch im Grase. Er schaute auf, ein herrlicher Dammhirsch stand vor ihm, dessen Nacken ein blaues Band von Seide umschlang. Rasch griff er nach Pfeil und Bogen. Aber das Thier sah kaum seine drohende Bewegung, als es vor ihm dahin floh — bald hatte es den Wald erreicht. Nicht minder rasch war Heinrich hinter ihm her, der Wald war hier nicht breit, und der Hirsch hatte ihn kaum durchbrochen, als auch der Jäger schon hinter ihm drohte. Aber jetzt flog er mit Blitzesschnelle die weite Wiese hinab, die sich bis an die Wurzel des Berges hinstreckte, bis wo die Mühle Reinbolds sich mit ihrem rothen Dache von blühenden Fliederbüschen umfriedet, erhob. In Mitte der Wiese aber stand ein wilder Apfelbaum, von schimmernden Blüthen wie überschneiet, unter dem eine weibliche Gestalt, wie Heinrichs geübter Blick bald erkannte, von mehr als gewöhnlicher Schönheit saß. Ihr goldenes Haar in einer zierlichen Flechte zusammengebunden — schlang sich bis an die Knie hinab, ihr blaues Auge, der frische Mund, ihre heitere, unbefangene Miene — gaben das vollendetste Bild glücklicher Sorglosigkeit, kindlicher Freude. — Zu ihren Füßen schmiegte sich das Thier hin — dort schien es Zuflucht zu suchen. — Jetzt erst bemerkte sie den Jäger, dessen ge-

ſpannter Bogen ihrem Liebling den Tod drohte. Sie erhob ſich, und über ihrer herrlichen Geſtalt, über ihrem flehenden Blick vergingen Heinrich ſchier die Sinne.

„Wer biſt du?"

„Des Müllers Tochter."

„Wie heißeſt du?"

„Klärchen."

„Beſchützeſt du den Hirſch?"

„Ich fleh' Euch Herr um ſein Leben."

„Er iſt dein."

Klärchen hatte die größte Angſt bei der Gefahr ihres Lieblings ergriffen. Wie groß war ihre Freude, ihn gerettet zu ſehen! Ihre großen, ſchönen Augen ruhten dankbar auf dem Junker, der ein ſchöner Mann war und ihr wohl gefiel.

Heinrich kannte das weibliche Herz zu wohl, als daß er ſich dem lieblichen Weſen, das ganz Unſchuld war, unzart genähert hätte. Aber er frug ſie noch dieß und das, und Klärchen gab aufrichtigen Beſcheid. Bald faßte ſie Vertrauen zu dem Fremden.

Beim Scheiden bat er ſie, morgen wieder hier zu ſeyn. — Sie erröthete — ſie ſchwieg.

„Willſt du mich nicht wieder ſehen?"

„Ich kann Euch nicht verbieten, daß Ihr kommt. —

„Du könnteſt wohl" —

„Ich denk', Ihr kehrtet Euch daran wenig?"

„Doch, schönes Klärchen. Aber vielleicht komm ich dann zur Mühle hinab."

„Zum Vater?"

„Zu dir!"

Sie erröthete über und über.

„Dir zu Liebe ging ich schon noch viel weiter."

Sie sah ihn so treuherzig und so gläubig an, daß Heinrich nicht widerstehen konnte. Er faßte ihre Hand — ihr Beben zitterte bis zu seinem Herzen.

„Klärchen — mein Klärchen, was fürchtest du?"

„Nichts — Herr Ritter — aber Euch doch etwas."

Dunkle Gluth überflog ihr Angesicht — ihr Blick drang tief in Heinrichs Innerstes — wie ein aufgescheuchtes Reh floh sie von dannen.

Lange starrte ihr Heinrich nach — er fühlte sich wunderbar ergriffen, endlich entschwand sie. „Wollte Gott, gedachte er bei sich, daß ich ein Müller wär, — solch ein Engel erscheint am Hofe nicht." — —

---

Heinrich kam den nächsten und hinfort jeden Tag wieder. Freilich stiegen in Klärchen bald Zweifel über Recht und Unrecht dieses Einverständnisses auf, das sie ihrem Vater sorgfältig verbarg. Allein Heinrich blickte tief genug in ihre Seele, um dieß vorauszusehen, und gebrauchte stets die Vorsicht — sie zu dem bestimmten Versprechen, wieder zu kommen, zu bewegen. Wie hätte sie

ihm's verſagen können, „ſie zu ſehn!" das war kein Unrecht.

Das erſte Mahl in ſeinem Leben hielt ſich Heinrich in den engſten Schranken der Ehrfurcht — noch hatte er keinen Kuß gewagt. Eine ihm ſelbſt unerklärliche Scheu hielt den Weltmann mit ſeinen ſehr weiten Begriffen von Tugend von jeder Annäherung zurück, welche die kindliche Unbefangenheit, den frohen heitern Sinn Klärchens gefährden konnte. Die Unſchuld eines ſolchen Herzens ſchien ſelbſt ihm heilig.

Noch hatten ſie bei ihren Spaziergängen, wo ſie Arm in Arm oder Hand in Hand durch die ſchönen Auen hinſchlenderten, die Mühle nicht aus den Augen gelaſſen. So vertieft ſie auch oft im Geſpräche waren, unwillkührlich ſahen ſie beide wieder nach dem rothen Dache um, ob es im Thale noch ſichtbar ſey — und wenn es der Bergrücken ſchon bald bedeckte — ſo lenkten ſie ſtets wieder ihre Schritte darauf zurück.

Zu dieſer Zeit ging mit Klärchens ganzem Weſen eine wunderbare Veränderung vor. Ihre Geſtalt ſchien ſich zu erheben — ihr ganzes Betragen rang nach Beſtimmtheit und Würde, und eine Veränderung, die dem Müller nicht entging — konnte an den Blicken des gebildeten Hofmanns — des tief fühlenden Sängers nicht unbemerkt vorübergleiten: „So, rief es ihm laut in ſeinem Innern zu, ſo wirkt die Macht der Liebe — die Liebe zu dir! Sie hat ſich zur Höhe deines Gefühls erhoben — ſie

ringt dem Lichte deines Daſeyns nach.“ Je mehr Heinrich dieſe Erſcheinung von jedem Tage beſtätigt fand — deſto wunderbarer zog es ihn zu dem ſeltenen Weſen hin. — Es war nicht mehr ein flüchtiges Gedankenſpiel, das ihn in müßigen Stunden mit ihr beſchäftigte, ſein Herz nahm Theil an ihrem Geſchick. „Könnt' ich dich ſo zu mir erheben, gedachte er oft bei ſich — wie dein Gefühl, wie deine Seele ſich zu meinem Herzen hinanrang, dann wollt' ich dir die trübe Stunde wohl erſparen, die kommen wird — die nicht lang mehr ausbleibt — und vor der insgeheim mein Herz erbebt, die Stunde der Trennung!“ Indeſſen hütete ſich Heinrich wohl, dieſen Punct im Geſpräche zu berühren. Klärchen ſelbſt kam endlich einſt darauf.

„Der Winter, ſprach ſie, wird Euch nach Wien rufen, Herr Ritter, und ich darf vor dem nächſten Lenz — vielleicht nie mehr Eurer Wiederkehr entgegen ſehn. Fürwahr, der Gedanke macht mich traurig.“ —

„Du haſt, entgegnete Heinrich, einen geringen Begriff von meiner Liebe zu dir, wenn du denkſt — ſo lange könne ich dich nicht ſehen. Der Hof wird für mich freudenleer ſeyn — mein Herz feiert in deiner Nähe ſeine Feſte.“

„Herr Ritter, dieß wird anders kommen — ich glaube nicht, daß Ihr mich vorſetzlich täuſcht — aber es wird anders kommen.

„Was will das Veilchen vom Thale —
Im gold'nen Fürſtenſaale?“ —

„Täuſcht euch nicht ſelbſt!"

„Denkſt du im Ernſte ſo von mir?"

„Ja, und dennoch — dennoch — lieb' ich Euch."

„Klärchen!"

„Glaubt Ihr's nicht? Vielleicht kommt der Tag, wo Ihr das ganz erkennt. Sagt zu mir — Klärchen — ſpringe hinab von jenem Thurme! — ich vollbring's, oder ſagt: Klärchen, ſtürze dich in den Strom! — ich werde den Tod nicht fürchten; denn fürwahr, ich liebe Euch herzlich."

Heinrich ſtand ſtille, er war im Innerſten bewegt. Komm, ſprach er, laß uns niederſitzen unter dieſer Eiche — hier erſchien mir zuerſt dein Liebling — ich verfolgte ihn und ſah dich. Seitdem hat ſich mein Daſeyn wunderbar verändert. Ich wollte — ich wär in einer armen Hütte geboren, — denn wahrlich, ich beneide die frohen Menſchen, die mit dir unter einem Dache wohnen."

Da ſetzten ſie ſich neben einander unter die Eiche hin, und Klärchen verwehrte es nicht, daß Heinrich ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlang. Auge ruhte in Auge, Hand in Hand, da nahm Heinrich nach einer Pauſe das Wort.

„Klärchen, ſprach er, es iſt ein Widerſpruch in dir: du liebſt mich nicht — oder der Augenblick, an dem ich von dir ſcheide, bedroht dein Herz mit tiefem Kummer; der Gedanken an lange Trennung haſt du noch nicht gedacht."

„Haſt du den Tod noch nicht gedacht, mein Heinrich?" —

„Sah ihn oft nah genug."

„Und haſſeſt doch nicht das Leben? Sieh — ſo denk' ich der Trennung von dir — in ihr wird mein Glück — doch nicht meine Liebe enden!"

„Mädchen, rief Heinrich, ich erbebe bei dem Gedanken — den du ausſprichſt." —

„Ich werde meinem Schickſal nicht entgehen. Sieh dort die Roſen — wie herrlich ſie blühn. — Das währt nicht lange — bald fallen ſie ab. Meine Liebe zu dir iſt ſolch eine Roſe. — Selig iſt ſie aufgeblüht — ſoll ich ſie verdammen, weil ſie ſo kurze Zeit nur duftet? Dennoch iſt ihr keine andere Blume gleich. — Mein Herz hat nicht Raum für ein anderes Gefühl — warum bin ich ſo?!" —

Feſt ſchlang Heinrich ſeine Arme um ihren Nacken, er drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen.

„Du biſt mir geweiht — begann er, nach einer langen Pauſe ſchweigenden Entzückens; Du ſollſt mir ewig heilig ſeyn!" —

Er ſprang auf, er eilte an den Roſenſtrauch, den er ſeiner ſchönſten Blüthe beraubte.

Bevor ſich Klärchen noch beſann, hatte er ihr ihre Schleife entwandt und in wenigen Augenblicken ward ein Kranz in ſeiner Hand.

„Ich will ein Votivbild hier aufhängen an dieſer Eiche — vergängliche Blüthen — unvergänglichen Dorn — ein einfach Denkmal — für ſo reiche Liebe. — Aber wenn der Sturmwind dieſe Blüthen verweht hat, und nur mehr

durch die Dornen und dürren Blätter dahinrauscht — dann werden die Lüfte der Heimath mir seine Bedeutung, die Erinnerung dieser Stunde zuflüstern! — du sollst Heinrichs nicht vergebens harren — so wahr ich, wenn ich dich verlasse — keine Gnade in der letzten Stunde hoffe! —

Klärchen sank an seine Brust. — Ihre Augen flossen in Thränen des Entzückens über.

„Ewig — ewig mein! stammelte sie."

„Ewig, — ewig!" wiederholte Heinrich mit fester Stimme.

Die Liebenden weilten, bis die Nacht heraufgekommen, da schied Klärchen.

Sinnend blieb Heinrich aber noch lang an die Eiche gelehnt — — er suchte sich zurück zu rufen, wie das alles gekommen, und was ihn vermocht, ein so ernstes Wort so unbedachtsam auszusprechen.

---

### 3. Das erste Veilchen.

Der Winter kam und der Herzog berief Heinrich nach der Hauptstadt zurück. Der Geist der Heiterkeit, des Muthwillens und des Scherzes war mit ihm wiedergekehrt, alle schönen Augen ruhten auf ihm — und während er die Frauen durch Tändeleien und Schmeichlerkünste bezauberte, entzückte er die Männer durch seinen Geist, seinen Muth, seine Herzlichkeit; und strömte vollends von seinen Lippen irgend ein Lied voll Sehnsucht

und Begeisterung — so gab es kein Herz mehr, aus dem nicht der letzte Schatten des Unmuths gegen ihn gewichen wäre.

In der Zeit seiner Abwesenheit vom Hofe waren dort verschiedene neue, mitunter glänzende Schönheiten aufgetreten. Alle aber schienen sie von Einer — der schönen Gutta von Hohenegg überstrahlt und verdunkelt zu werden. Sie war die letzte eines reichen und übermächtigen Hauses. Prachtliebend und verschwenderisch, herrschsüchtig und ihrer Schönheit sich mehr als bewußt, trat sie mit allen Mitteln am herzoglichen Hofe auf, den Anforderungen ihres Geschmackes, ihrer Eitelkeit und ihres Stolzes zu genügen. Die Vergötterung ihrer Schönheit, die Bewunderung ihres Geistes nahm sie als einen schuldigen Tribut hin — wehe dem, der sich weigerte, ihn zu entrichten! Ihre brennenden Blicke ruhten so lang auf ihm — bis er zu ihren Füßen hinsank — um in ihrer kalten Verachtung die volle Rache eines hochmüthigen Weibes zu fühlen. Unter Allen aber, die bis jetzt am Hofe erschienen, und zu Bewunderern und Götzendienern ihrer Schönheit geworden waren, dünkte ihr indessen keiner einer besonderen Aufmunterung oder Auszeichnung werth. — Fragte sie ihr Herz — so war ihr der noch nicht erschienen, der ihre Anforderungen durch Rang, Geist und äußere Liebenswürdigkeit befriedigte. Die Schwärmerei dieser Herren war der schönen Gutta in der That kaum für den Scherz gut genug; den meisten merkte sie es an, daß

ſie das Strohfeuer ihrer Leidenſchaft als ächte Goldmacher auf den chemiſchen Herd der Liebe brachten, — die Wenigen, die ſie um ihrer ſelbſt willen liebten, ſchienen ihr von der Natur ſchon angewieſen, ſich auch mit Geringerem zu begnügen; kurz, ſo ſehr ſie auch bemüht war, aus all dieſen Weſen Funken des Lebens zu ſchlagen — ſie ſah ein, der Mann ihrer Wahl war nicht zu finden. Ausgezeichnet durch ſeinen Rang, durch die Freundſchaft des Herzogs, durch das Alter und die Verdienſte ſeines Hauſes war Otto von Waldſee — ein Mann, deſſen Lenz aber bereits abgeblüht und der dem Herbſte näher als den Sommer ſtand. Für Frauenſchönheit ſchien er nicht beſonders empfindlich, und obwohl man ſonſt an ſeinem Character nicht leicht etwas Mißfälliges entdecken mochte, ſo war es doch für Gutta abſchreckend genug — daß er den Geſchäften mehr, als dem Umgange lebte. Gutta zeichnete ihn indeſſen um ſeiner Stellung — und um der Freundſchaft des Herzogs willen aus, deſſen vertrauteſter Rathgeber er war, indem Leopold auf ſeine Schultern all jene Geſchäfte zu wälzen gewohnt war, die wegen einer größeren Verwicklung der Verhältniſſe, oder der Schwierigkeit der Perſonen Beharrlichkeit, Ausdauer und zuverläßige Ergebenheit für die Wohlfahrt ſeines Hauſes erforderten. Eben ſo mußte, wenn Otto die ſchöne Gutta auszeichnete, und ihr vorzugsweiſe jede Aufmerkſamkeit bewies, dieß auf die Rechnung ihres Standes, ihres Reichthums, ihrer Stellung am Hofe ge-

ſchrieben werden. Wie ſollte Waldſee, als ein beſonnener Geſchäftsmann in ſeinem zwei und fünfzigſten Jahre ſich ſchmeicheln, das Herz der erſten Schönheit des Hofes — einer wohl leicht erregbaren, aber ſchwer zu feſſelnden Schönheit, all ſeinen übrigen Paladinen abzuſtreiten? Gutta fand dieſen Gedanken ſelbſt zu unwahrſcheinlich, obwohl er, wenn ſie ihm Raum gab, eine ungewöhnliche Schmeichelei enthielt.

Indeſſen war es eben Otto, den der Herzog bei Hoffeſten oder Jagdparthien der ſchönen Gutta gewöhnlich zum Begleiter und Ritter gab, ein Amt, in dem ſich der edle Waldſee nie eine Vernachläſſigung oder irgend einen Mangel an Zartgefühl zu Schulden kommen ließ. Die Beſonnenheit und Ruhe, die Würde, mit der er ſich umgab, das lautere Gold ſeiner Denkungsart, ſeine Erfahrungen, ſeine Kenntniß des menſchlichen Herzens und der verſchiedenartigſten Lebens- und Weltverhältniſſe, der Geſchmack, in den er alles zu kleiden wußte, waren Vorzüge, die ſeine Unterhaltung ſelbſt für eine Dame angenehm machten, und Gutta mußte ſich geſtehen, daß die Übrigen neben ihm als leer und unnütz, oder wenigſtens verdunkelt erſchienen.

So ſtanden die Verhältniſſe am Hofe, als der Name Heinrichs von Eizing das erſte Mal wieder genannt wurde. Otto ſelbſt machte die ſchöne Gutta auf ſeine Erſcheinung, als auf etwas Außerordentliches aufmerkſam, und ermahnte ſie ſcherzhafterweiſe ihres Herzens vor

dieſem gefährlichen Bezauberer der Frauen wohl in Acht zu nehmen. Gutta kannte den berühmten Minneſänger Heinrich von Eizing längſt aus ſeinen glühenden, begeiſterten Geſängen. Auf ihre Erkundigung erfuhr ſie die Urſache ſeiner Verbannung — und ihre Aufmerkſamkeit ward zweifach rege. Eine kurze Reiſe auf ihre Güter hielt ſie eben einige Tage von der Hauptſtadt fern, als Heinrich das erſte Mal wieder in dem Hofzirkel erſchien. Bei ihrer Rückkehr war alles voll von der Herrlichkeit, dem ungewöhnlichen Freudenleben, der Mannigfaltigkeit dieſes Feſtes, und man konnte nicht genug bedauern, daß Gutta eben dieſen Tag nicht zugegen geweſen. Das nächſte Hoffeſt ſollte ſie nun entſchädigen — indeſſen der Zufall wollte, daß Heinrich von Eizing nicht zugegen war, denn der Herzog hatte ihn eben beauftragt, die Abgeordneten der ſteieriſchen Landſtände zu Schottwien zu empfangen. Gutta fühlte ſich über dieſe abermalige Täuſchung ihrer Neugier etwas gereizt, was aber mehr war, die ganze Verſammlung ſchien den Abgang dieſes einzigen Menſchen zu empfinden. Sie konnte ſich nicht enthalten, ihre Bemerkung darüber dem Herzoge ſelbſt mitzutheilen, als dieſer Otto erſucht hatte, ſeine Stelle als Guttas Begleiter einige Augenblicke ihm abzutreten. „Das muß ein ſeltener Mann ſeyn, begann ſie, dieſer Heinrich von Eizing, den alle Blicke am Hofe ſuchen — deſſen Abweſenheit Jedermann, wie eine getäuſchte Erwartung betrübt. Ich hörte unzäh-

lige Male nach ihm fragen — und es ist fürwahr eine Sache von schwerer Verantwortung, den Damen eben den Mann ihres Herzens zu entzieh'n, und ihn einer kalten Deputation steirischer Ritter entgegen zu senden, die jeder Andere eben so gut empfangen könnte, während Keiner es so wohl zu verstehen scheint, sich den Beifall der Frauen zu erwerben.

„Spottet nur, entgegnete der Herzog, spottet nur, schöne Gräfin, jetzt seyd Ihr außer Gefahr, — Ihr werdet aber sehen, hören — und Euch überzeugen. Nehmt Euer schönes Herz wohl in Acht — denn ich müßte Heinrich schlecht kennen — wenn er nicht nach dem herrlichsten Kleinod meines Hofes zuerst die kühne Rechte ausstreckte."

„Da mir eine solche Auszeichnung gewiß so viele Neider erregte, als Damen am Hofe sind — so werd' ich mich bemühen, sie gleich Anfangs abzulehnen."

„Euer Wort darauf, schöne Gutta?"

„Wort und Hand."

Mit einem stolzen Lächeln legte die schöne Dame ihre sammtweiche in die des Herzogs — als plötzlich im Hofraume der Burg Lärm entstand. Alles eilte an die Fenster, nur Gutta nicht — so, daß der Herzog sich gezwungen sah, — bei ihr zu weilen. — Aber es währte nicht lange, so hatte man die steirischen Abgeordneten und an ihrer Spitze Heinrich erkannt. Der Herzog ließ sie unverzüglich zu sich bescheiden, um, wenn auch die

Geſchäfte einen andern Tag abgethan werden ſollten, ſie doch noch heute herzlich willkommen zu heißen.

Die Thüre flog auf und Heinrich ſtellte die Abgeordneten vor, die der Herzog nach der Reihe umarmte, willkommte, und einlud, ſich ohne Zwang und Rückhalt der Geſelligkeit hinzugeben. — Darauf ſtellte er den ritterlichen Sänger ſeiner Begleiterin vor — zu der indeſſen Otto zurückgekehrt war. Ihr Empfang war ſo kalt, — dabei verſanken ihre Blicke ſo tief in den Boden, daß Otto geneigt war, dieß befremdende Betragen einer Anwandlung von Übelbefinden zuzuſchreiben — beſonders da eine leichte Bläße über Guttas Wangen flog, und die ſtürmiſchen Schläge ihres Herzens eine gewaltſame Aufregung ihres Innern verriethen. Erſt als Heinrich fort war, ſchlug Gutta die Augen auf — und ein Schimmer der Wehmuth ſchien über ihr Angeſicht ausgegoſſen.

Otto wählte den richtigſten Weg, ſich dieſe Symptome zu erklären. Er konnte nicht umhin, von ferne darauf hinzudeuten.

„Findet Ihr die Lobſprüche noch übertrieben, die meinem Freunde gemacht werden?" —

„Sie ſind mir, ſeit ich ihn geſehen, um nichts erklärlicher."

„Mein ſchönes Fräulein, ich glaube, dann müßtet Ihr ihn nur vorhinein zu Eurer Ungnade verdammt haben. Sprecht Ihr doch ſo von ihm, als ob Ihr irgend

einen beſondern Grund hättet, ihm zu zürnen? — Ich beklage meinen Freund, der ſo unglücklich war, Euch zu mißfallen — und werde mir alle Mühe geben, Euch mit ihm auszuſöhnen. Ich bin wenigſtens jetzt Eurem ſchönen Herzen ſo nahe, daß ich jeden ſeiner Schläge zu zählen vermag, und ſchmeichle mir alſo, einigen Einfluß bei ihm zu haben?"

„Gewiß mehr als irgend ein anderer Menſch. Nur in Betreff dieſes Freundes könnt' ich Euch den Erfolg Eurer Bemühungen nicht verbürgen."

„Schöne Gräfin, Ihr habt ein ſo gütiges Wort ausgeſprochen — daß ich Euch augenblicklich beim Worte nehme. Meine Hoffnung auf Euren Beſitz war ſtets ſo gering, als innig mein Wunſch, ihn zu erringen. Nur ein Mann, wie Heinrich, ſchien mir geeignet, — mit Erfolg um einen ſo hohen Preis zu werben — und noch fürchte ich, ſteht er dem Siege näher als ich. Aber Ihr ſelbſt verſichert das Gegentheil. — Wenn nun der Herzog vor Euch hinträte und ſpräche: Schöne Gutta — ich wünſch' Euch mit einem meiner Freunde zu vermählen — beide fühlen ſich beglückt durch Eure Hand, und meine Freundſchaft für ſie gibt mir den Gedanken ein — Ihr werdet ſie nicht beide verwerfen — Ihr würdet Heinrich nicht wählen?" —

Gutta fühlte ſich von dieſer Wendung des Geſpräches überraſcht. —

„Hierauf," entgegnete ſie nach einer Pauſe der Verwirrung, „kann ich Euch die Antwort mit deſto größerm

Rechte ſchuldig bleiben — da der Fall, von dem Ihr redet, bis jetzt nicht wirklich eingetreten iſt. Sollte es aber geſchehen, ſo ſag' ich Euch nur dieß zu: daß ich den nicht nenne, den ich meiner Liebe nicht völlig würdig achte." —

Otto drückte einen glühenden Kuß auf die Hand der ſtolzen Schönen, er fühlte ein leiſes, fieberiſches Zucken — ſein Glück ſchien ihm vollkommen, und lange ruhten ſeine brennenden Lippen auf dem weichen Schnee der ſchönſten Hand. Im Eifer des Geſprächs hatten es beide nicht bemerkt, daß Alles nach einem anſtoßenden Saale eilte, aus dem die Klänge einer Laute weich und innig, mit aller Inbrunſt der Sehnſucht, mit aller Fülle begeiſterten Entzückens ertönten.

Schweigend ſtanden ſie einander gegenüber — jedes mit Gefühlen eigener Art beſchäftigt, jedes tief im Innerſten, obwohl von ganz entgegengeſetzten Empfindungen ergriffen. Waldſee's offne und edle Seele hatte ſich dem ſchönen Glauben an ſein Glück — an die Herrlichkeit eines ſolchen Beſitzes, wie die reizende Gutta, frei und ohne Rückhalt hingegeben. In Gutta's Herzen kämpften Reue beleidigtes Selbſtgefühl, Haß und Liebe. Die Worte, welche der Herzog dieſen Abend zu ihr geſprochen, hatten ihren Stolz ſo tief verwundet, daß es ihr mit ihrem Vorſatze, Heinrich durch abſchreckende Kälte für immer zu entfernen, der vollſte Ernſt war. Als ſie ihn nun ſah, und bei dem erſten Blick eben in ihm das Ideal wieder erkannte, das ihr ſo oft von dem Manne vorgeſchwebt, dem allein ſie

den vollſten Beſitz ihres Herzens zudachte, als trotz ihres Widerſtrebens — die Gewalt ſeines Blickes, der Zauber ſeiner Stimme ſie ergriff und bis ins Innerſte erſchütterte, als ſie es unwiderleglich fühlte, ihn mußt du beſitzen, oder ohne ihn ſterben — da raffte ſie allen Muth, alle Kraft des weiblichen Herzens zuſammen — um nicht augenblicklich ihr Gefühl zu verrathen. Jedes Wort des biedern Waldſee traf ihr Herz wie ein Dolchſtoß — doch eher hätte ſie ihr Leben hingegeben, als den Eindruck geſtanden, den der Mann auf ihr Herz gemacht hatte, den ſie, ohne ihn zu kennen, nicht zu beachten gelobt. Das in die Hand des Fürſten abgelegte Verſprechen — Waldſee's verhängnißvolles Bekenntniß — die Täuſchung, in die ſie den achtbarſten Mann des Hofes, den Freund des Fürſten, den redlichſten, von den lauterſten Geſinnungen erfüllten Menſchen nothwendig ſtürzen mußte — und noch mehr als alles dieß, die Kälte, mit der ſie Heinrich begegnet, der auch ſeitdem ſich ihr nicht wieder genähert — waren Stacheln des Schmerzes, der quälenden Angſt in ihrer Bruſt. Erſt als ſie ſich mit Waldſee allein ſah, erwachte ſie aus ihrem traumähnlichen Zuſtande — ſie erſchrack, als ſie erkannte, wie weit die Beharrlichkeit der Verſtellung ſie geführt — aber konnte ſie das ausgeſprochene Wort zurücknehmen? Wie eine rettende Stimme vom Himmel herab klang ihr daher Waldſee's Einladung, ſich mit ihm in den Saal zu begeben — wo ſich Alles zum Wettſtreite der Sänger verſammelte. Der Herzog erwartete ſie bereits an

der Thüre und führte ſie in den Kreis der Damen, der dem überraſchenden Schauſpiele zunächſt ſaß, das ſich hier den Blicken darbot. Bebend folgte ſie ihm, und das leiſe Geflüſter der Bewunderung, das von allen Seiten in ihre Ohren drang, richtete den brechenden Stolz ihrer Seele wieder auf.

Die Sänger ſangen, und die vollen Harfen rauſchten drein — von Ritterthum, von Ehre und von Miene, von der Treue gegen Fürſt und Vaterland — von dem begeiſterten Glaubenskampf im Orient — von dem Schmerz und dem Lohne der Entſagung. Jeden belohnte Beifall, manchen die dankende, ſtille Thräne des Mitgefühls — manchen der aufjauchzende Freudenſturm des entfeſſelten Herzens. Jeder der Minneſänger ließ es ſich nämlich gefallen, den Stoff ſeines Liedes von einer der anweſenden Damen zu erhalten — und ihn dann ohne alle Vorbereitung in improviſirten Reimen zu beſingen. Heinrich traf zuletzt das Loos — da trat Herzog Leupold vor und ſprach: den Stoff des letzten Liedes zu beſtimmen hab' ich mir ſelbſt vorbehalten, und ich trage dem Sänger auf: „die Wahl ſeines Herzens" zu beſingen. — Und Heinrich ſang:

Frauen ſah ich mannigfalt
Von der Anmuth Licht umſtrahlt: —
Schön wie helle Frühlingsblüthe,
  Rein und keuſch wie Sternenglanz,
Und entflammt ward mein Gemüthe,
  Und die Flamme ward zum Kranz.

Tulpen, glühendhell, und Roſen
Trieben um mich Wunderſpiel,
Thränen des Entzückens floſſen,
Und zum Strom ward mein Gefühl;
Doch aus ihrer ganzen Zahl —
War nicht Eine meine Wahl.

Und mein Herz ward trüb und zagt',
Weil die Wahl ihm blieb verſagt:
„Laß uns, rief ich, nie vergeſſen,
Daß dein frommer, heil'ger Trieb,
Dein Verlangen ohn' Ermeſſen —
Immer mißverſtanden blieb; —

Laß uns flüchten, Herz, zur Wildniß!
Ob in Strom- und Wolkenzug
Uns nicht mehr erſcheint das Bildniß,
Das uns oft zum Himmel trug?!"
Und mein Herz zog mit mir fort
Bis zu einem wüſten Ort.

Stürme zogen wild und ſchwer
Über Haiden öd und leer. —
„Hörſt das Rauſchen dort der Mühle,
Hörſt des Waldes Melodie?
Herz, hier langten wir zum Ziele,
Herz, hier wählſt du oder nie!

Siehſt du's — gleich dem Demantſtrahle,
Der ſich bricht im Morgenthau,
Siehſt du's nicht im Schattenthale
Dämmernd — ſchimmernd — wunderblau?
Brich das Veilchen dir im Thal:
Dieß, mein Herz, ſey deine Wahl."

Der Sänger, deſſen Gemüth bei dem Vortrage dieſes Liedes tief ergriffen war — riß alles dahin; — nur Gutta bemerkte ihrer Nachbarin, daß dieſes Gedicht eben kein großes Lob für die Verſammlung der Damen enthalte. Als daher den Sängern ſämmtlich von den Damen Kränze überreicht wurden — und auch Heinrich, hart neben Gutta — eben vor jener Dame hinkniete, welcher ſie jene Bemerkung mitgetheilt, und deren Ritter Heinrich noch vom letzten Feſte her war, zögerte Emma mit dem Kranze.

„Es iſt Euch zum Vorwurfe gemacht worden — edler Heinrich — daß Ihr, obgleich ein gefeierter Minneſänger die Schönheiten dieſes Hofes gering achtet, — und Jemand behauptete zuvor, Ihr wäret ganz aus der Rolle gefallen — die Ihr ſonſt hier geſpielt, ſeit Ihr Euch zur ländlichen Liebe bekehrtet." —

Wenn dieſer Vorwurf von Eurem Munde käme, ſchöne Emma — würd' ich alſo antworten: — Denkt Euch — mein Herz ſey von dem Wunderlichte Eurer ſchönen, blauen Augen erhellt und zum Lobe des Veilchens begeiſtert worden! — Würdet Ihr mich dann verdammen?

„Wenn auch nicht wegen des Liedes, wohl aber wegen einer solchen Schmeichelei.“ —

„Da aber der Vorwurf von einer andern Dame kommt, — so mag mein Irrthum vielleicht daher rühren, daß die Wunderkraft ihrer Augen auf irgend einem andern Ritter ruht — der schon längere Zeit so glücklich ist, ihr zu dienen.“

Gutta stand auf, ohne zu antworten. Emma aber kränzte ihren Sänger, der im Triumphe nach dem anstossenden Tanzsaale geführt wurde, wo die schmetternde Drommete bereits zum wirbelnden Reihentanz einlud.

Indessen hatte Waldsee dem hochherzigen Leupold das Innerste seines Herzens erschlossen und ihm seine Liebe für Gutta bekannt. Gerne bot der Herzog seine Vermittlung an. Er glaubte Gutta's eigenen Wünschen zu begegnen — und begab sich ohne Verzug in den Saal der Tänzer.

Dort stand Heinrich eben an Gutta's Seite. — „Ich las in Euren Blicken, schöne Dame, daß Ihr es wart, die zuvor eine so schwere Klage gegen mich erhoben.“

„Ihr erhobt eine weit schwerere gegen die Schönheiten dieses Hofes, entgegnete sie leicht hingeworfen, indessen wollen wir davon nicht Anlaß zu Erörterungen nehmen; — die Bemerkung galt nur Eurem Geschmack.“

Heinrich fühlte den Stachel eines solchen Spottes eben tief genug, um die Meinung, in der er gebraucht wurde, richtig zu würdigen. Die beleidigte Eigenliebe

einer hochmüthigen Schönen, gedachte er bei ſich, kündigt dir den Krieg an. Er konnte die Antwort nicht ſchuldig bleiben. „Bedenkt, entgegnete er, daß der nie die beſte Wahl trifft, reizende Dame, der aus dem Lichtkreis Eurer Augen verbannt iſt. — Befehlt, und ich ſchwöre laut und öffentlich den Irrwahn ab, zu dem ich mich bekannte!"

„Zu ſpät, zu ſpät, mein dichteriſcher Freund — unterbrach ihn hier der Herzog, indem er ihn ſachte auf die Schulter pochte — macht Platz, — ich komme mit einer ganz andern Bewerbung. Führt Ihr Euch gut auf in der Zwiſchenzeit, ſo red ich Euch ein Wort, daß Euch die ſchöne Braut zu ihrem Brautführer annimmt."

„Vor einer ſolchen Werbung tret' ich feierlich zurück." —

Des Herzogs Blicke ruhten lachend auf dem Minneſänger. — „Wie habt Ihr Euch zu Eurem Vortheile geändert! — Das Zurücktreten war ſonſt nicht Eure Sache!" —

Gutta aber nahm den angebotenen Arm des Herzogs ſchnell an — und indem ſie ſich noch einmal raſch umwandte, ſprach ſie halb laut: Bildet Euch auf ſolch' ein Opfer nichts ein, Herr Ritter! Ihr ſchwärmt zu ſehr vom Veilchen im Thale.

---

Leupold war ein ſo eifriger Werber im Sinne ſeines Freundes Otto, daß der ſchönen Gutta kein Ausweg offen blieb. Kaum, daß er ihr unter der Bedingung, ihre Zuſtimmung öffentlich bekannt machen zu dürfen —

eine Frist von einigen Monden gönnte. Gutta aber willigte in die eingeleitete Verbindung in der That nur scheinbar — sie suchte Zeit zu gewinnen und hoffte das Übrige vom Zufall. Indessen machte der Herzog ihre Einwilligung absichtlich sogleich bekannt, und Gutta galt daher von diesem Augenblicke an für die Braut Otto's von Waldsee. Selbst Heinrich hielt sich in einer so ziemlichen Entfernung — obwohl er die unwilligen Blicke der reizenden jungen Dame recht wohl verstand. Er wollte die Freundschaft des Herzogs nicht im Ernste verscherzen — er wollte den trefflichen und biedern Otto nicht ohne Noth betrüben; — seinem Herzen war die schöne Gutta bis jetzt noch nicht gefährlich geworden — und er setzte sich mit Bequemlichkeit und Seelenruhe über die leichten Spöttereien hinaus — mit deren schwankenden Waffen sie ihn noch zuweilen bekriegte.

Bis jetzt hatte Gutta's Stolz ihre Liebe zu Heinrich mit glücklichem Erfolge bekämpft. Niemand ahnte, was in ihrer Seele vorging, die von Schmerz und Reue, von Haß und Liebe zerrissen wurde. Alle Qualen, welche sie sonst über Andere verhängt, schienen auf ihr Haupt zurückzufallen, in dem Gewebe ihrer eigenen Täuschungen hatte sie sich gefangen.

Ängstlich folgten ihre Blicke Heinrichs Schritten, er beachtete es nicht. Der leichte, neckende Scherz versiegte auf ihren Lippen, selten kehrte sie von einem Hoffeste zurück, ohne daß Thränen des Unmuths ihre Augen befeuch-

teten, und während ihrer ruheloſen Nächte ſtand Heinrichs Bild vor ihr. Der Herzog liebte Glanz und Feſtlichkeiten, die Faſtnachtszeit insbeſondere brachte mit jedem Tage neue Vergnügungen, und Guttа konnte, ohne zu befremden, nicht fehlen. So ſah ſie ihn täglich, täglich den Vorſatz faſſend, ſich ihm zu nähern, ſein Herz auf eine entſcheidende Probe zu ſtellen und erfuhr, da es ihr Stolz nie zu einem ſolchen Schritte kommen ließ, täglich die gleiche ausweichende Kälte, dieſelbe Hochachtung, die nämliche ceremonielle Gleichgültigkeit. — Gutta ſah ſcharf genug, um zu erkennen, daß eben ſie die einzige Dame des Hofes ſey, gegen welche Heinrich ſo kalt, ſo ſtrenge abmaß. Sie mußte endlich auf die Vermuthung gerathen, er habe ihre Neigung erkannt. „Ja," ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „die Scheu vor dem Herzog, vor Otto — vor den Blicken der Höflinge hält ihn zurück: — er ahnt nicht, daß ich fähig wäre — — Alles zu opfern, um ihn zu beſitzen." — Das letzte Faſtnachtsfeſt mit einer glänzenden Mummerei rückte heran, — eine ſolche Gelegenheit kam nicht wieder, und Guttas Entſchluß ſtand feſt — das Letzte und Äußerſte zu wagen, um Heinrich zu einer Erklärung zu vermögen.

Aller Glanz des Morgen- und Abendlandes war zu dieſem Feſte aufgeboten, welches ſeinen beſonderen Reiz dadurch erhalten ſollte, daß der Herzog die Einladungskarten insgeheim vertheilte — ſo, daß keiner der Anweſenden wiſſen konnte, wer noch außer ihm geladen war.

Jede Karte enthielt die Weisung in einer bestimmten Maske zu erscheinen, aber zugleich war die Einrichtung getroffen, daß niemand, der Herzog selbst nicht, wußte, welche Maske durch irgend eine Karte vorgeschrieben war. Sie wurden aus zwei goldenen Gefäßen, deren eines für die Herren, deren anderes für die Damen bestimmt war, und in welchen sie früher wohl vermengt worden, in versiegelten Umschlägen gehoben, der Herzog selbst schrieb eigenhändig den Namen des Empfängers darauf, und einer seiner vertrautesten Diener besorgte die Bestellung. So fand sich am Abende des Festes eine ungewöhnliche Menge von Gästen — alle nach einem gemeinschaftlichen Plane vermummt, in den Sälen der herzoglichen Burg ein — von welchen jeder nur diejenigen kannte, die sein Scharfsinn errieth. Die Säle selbst waren eigenthümlich geschmückt, und stellten den Rosengarten zu Worms dar, wie Heinrich von Ofterdingen ihn in seinem reizenden Gedichte beschrieben. Da wandelten Siegfried der Drachenzwinger, Volker und Hagen neben Laurin und den Hüthern des Horts, vor allen aber entzückte die stolze Chrimhild jeden Blick. Auch Triſtan und Iſolde, Iwein und Sigune, die schöne Mörin und Parcival mischten sich ins Gedränge. Arthur und Gawein fehlten nicht, und Carls Paladine mit der reizenden Flor de Lis, mit Eginhard und der keuschen Emma vollendeten den Sagenkreis der deutschen Dichtung. Die Pforten der Zeit schienen aufgegangen, und

aus ihrer heiligen Dämmerung die Herrlichkeit der Vorwelt heraufzusteigen. Da tönten Gesang und Harfenspiel — und herein trat von dem Glanze ihrer Wunder umflossen — die Allbeherrscherin, die Allbeseligende, die Königin der Minne.

Daß auch Gutta unter den Schönheiten des Festes war, versteht sich wohl von selbst. Die reizende Angelika — denn dieß war ihre Maske — suchte aber vergebens ihren Medor, denn der, den ihr das Schicksal zugewürfelt, war eben nicht jener, daß sie begehrte. Ängstlich irrten ihre Blicke im Saale umher — bald auf diesem, bald auf jenem ruhend, der einige Ähnlichkeit mit Heinrich zu haben schien — bis endlich zwei Masken Tancred und Armida an ihr vorüberstreiften, deren eine ihr bekannt schien. — Sie waren im eifrigen Gespräche vertieft und schienen nichts davon zu bemerken, daß Jemand folgte, der Mitwissenschaft daran suchte. Deutlich unterschied sie die Stimme: „du bist Emma, läugne es nicht — ich beschwöre dich bei meiner Unruhe, bei meiner Ungeduld, laß mich dein Angesicht schauen."

„Wenn du's nun aber nicht schön genug findest? entgegnete Jene.

„Dann sollen meine Augen noch zur selben Stunde erblinden, und die Liebe stoße mich aus ihrem Reich!" —

Tancred hatte mit solcher Begeisterung gesprochen, daß er Alles um und neben sich vergaß, und die schöne Gutta ward in ihrem Argwohne immer mehr bestätigt.

Vorſichtig folgte ſie den Schritten der Beiden, die den Saal verlaſſend, einen der glänzend beleuchteten Gänge einſchlugen — von denen aus man in verſchiedene Nebengemächer gelangte, wo theils Erfriſchungen gereicht wurden — theils die Ermüdeten durch die Raſt in friſcherer Luft ſich erholten. Jetzt traten ſie durch eine dieſer Thüren ein und entſchwanden ihrem Blick. Gutta ſtand wie erſtarrt, ſie fürchtete Geſpenſter geſehn zu haben. — Stürmiſch ſchlug ihr Herz gegen die Bruſt — während ein eiſiger Schauer ihre Glieder durchrieſelte — ihre Sinne ſchwanden und die Wände zerfloßen wie Nebel vor ihrem Blick. Unfähig, ſich länger aufrecht zu erhalten, klammerte ſie ſich mit den Händen feſt. — Sobald ſie ſich ſtark genug dazu fühlte, eilte auch ſie nach einem der zur Erholung beſtimmten Gemächer. — Aber ſie hatte die Thüre nicht wohl gemerkt, durch welche die Beiden vor ihr entſchwunden waren — und der Zufall wollte, daß ſie eben durch dieſelbe eintrat. Welch ein Augenblick des Entſetzens! — Tancred und Armida, beide ihrer Masken entledigt. Tancred auf den Knieen — Armida voll Entzücken ſich zu ihm neigend — bildeten ein entzückendes Tableau. „Emma! Emma!" — „O mein Heinrich!" — Dieß waren die wenigen, aber beredten Worte ihrer gefühlvollen Unterhaltung. All' ihr Stolz, all ihre Kraft kehrte Gutta mit dieſem Anblick zurück. „O ſchön!" rief ſie mit einem Ausdruck verzweiflungsvollen Hohnes und ſtürzte fort, ohne die Verlegenheit und Entrüſtung der beiden

Liebenden abzuwarten. Sie hörte aber Armidas ängstliches. „O Himmel, was war das!" — und das Rauſchen ihres Gewandes — wie ſie nach dem Saale zurückflog.

Gutta hatte indeſſen ein anderes Gemach erreicht. Hier war ſie allein, und rückſichtslos konnte ſie ſich ihrem Schmerz dahingeben. Sie warf ihre Maske von ſich — und ſank weinend und halb ohnmächtig auf ein Ruhebett hin.

In dieſem Zuſtande traf ſie Heinrich. Es war der rechte Augenblick geweſen; denn er änderte ſein Verhältniß zur ſchönen Gutta ſo gänzlich, daß kein Tag verging, wo er ſie nicht insgeheim ſah.

---

Als ſich die frohe Kunde von dem Erblühen des erſten Veilchens im Lande verbreitete, berief Herzog Leupold, alſogleich ſeine tapfern Paladine, mit ihm an der Seite der ſchönen Frauen unter Geſang und Saitenſpiel zur Feier des Frühlings auszuziehen.

Unmittelbar nach dieſem Feſte ſollte Guttas Vermählung mit Otto erfolgen, da mit ihm die Friſt abgelaufen war, die der Zagenden verwilligt worden. Zwar hatte Gutta von einem neuen Aufſchub geſprochen, doch Leupold, dem an der Beendigung dieſer Sache um ſeines Freundes, wie um ſeiner ſelbſt willen lag, wies ein ſolches Anſinnen mit Ernſt zurück.

Unter dem glänzenden Zelte des blauen Himmels ward das Feſt begangen. Der Schauplatz war eine üppig ſchwel-

lende Wieſe, die der Lenz mit ſeinem grünen Sammt bekleidet. Den Wald rings umher ſchmückten flatternde Bänder und Blumengewinde, und ſo weit das Auge reichte, ſah es ein Feldlager der Luſt und der Freude aufgeſchlagen, wo heitere glückliche Menſchen unter Scherzen und Lachen ſich zu Ringeltänzen oder Ritterſpielen verſammelten.

Als endlich der Abend herbeigekommen war, tönte das Horn der Jäger. Alles ſchwang ſich auf leichte Zelter, den Wurfſpieß hochgeſchwungen, die klaffenden Meuten hinterher, ging der Zug jauchzend nach dem Walde.

Alles hatte ſich entweder einzeln oder in Gruppen nach Gefallen zerſtreut. Erſt gegen den Morgen hin bliesen die Hörner zur Rückkehr. Die Waldwieſe war zum Sammelplatz beſtimmt; — Alles erſchien, nur Otto kehrte nicht wieder. Vergebens ward der Wald nach allen Richtungen durchſtreift. — Keine Spur. — Die ſchöne Gutta ſchien troſtlos. Jeder äußerte nun ſeine beſonderen Vermuthungen und Beſorgniſſe — einer der Ritter aber wollte einen Reiter geſehen haben, der mit verhängten Zügeln der Stadt zujagte — und endlich gewann die Vorausſetzung die Oberhand, Otto ſey jener Reiter geweſen, und habe die Geſellſchaft aus irgend einem nicht errathbaren Grunde verlaſſen, um früher in Wien einzutreffen. Der Herzog erinnerte ſich ſogar, ihn von einem Geſchäfte reden gehört zu haben, das morgen mit dem früheſten geordnet

ſeyn müſſe, und der ganze Zug brach in der Vorausſetzung nach der Hauptſtadt auf, Otto dort wieder zu finden.

Endlich lief die beſtimmte Nachricht ſeines Todes ein. Der Herzog war auf's Äußerſte entrüſtet; mit einem furchtbaren Eidſchwur und in Gegenwart ſeines ganzen Hofſtaates ſchwur er, den Mörder der ſo beiſpiellos unter ſeinen Augen gefrevelt — auch ohne Beiſpiel zu beſtrafen.

Gutta erſchien ſeither nur in tiefſter Trauer, Nichts vermochte, ſie zu tröſten. Ihrem Wunſche aber, den Hof zu verlaſſen, und ſich auf ihre Güter zurückzuziehn, trat der Herzog entgegen, von dem ſie geradezu die Weiſung erhielt, ſich vor geendigter Unterſuchung nicht zu entfernen. Heinrich wich nicht von des Herzogs Seite; er ſchien es für ſeine heiligſte Pflicht zu halten, den Fürſten über den Verluſt eines ſo treuen Dieners, eines ſo würdigen Freundes zu tröſten, deſſen Mißgeſchick ihn ſelber ſo nahe anging, und leitete die ernſteſten Maßregeln zur Enthüllung des Verbrechens ein.

Indeſſen der Ungeduld des Herzogs wollte alles dieß ſo weniger genügen, je richtiger er die Maske der Heuchelei durchblickte, unter welcher die Schuldigen ſich geborgen wähnten. Er verſchwand daher plötzlich vom Hofe mit dem ſchriftlich zurückgelaſſenen Befehle, ſeinem Aufenthalt nicht nachzuforſchen, ſondern ſeine kurze Entfernung vielmehr völlig zu verſchweigen und geheim zu halten.

## 4. Lamia.

Sobald Herzog Leupold die Thürme der alten Stadt Tulln erblickte, hieß er die Diener mit den Pferden zurückbleiben. Ganz allein ſchlenderte er in unanſehnlicher Verkleidung, durch die Straßen hin und hielt endlich vor einer Schenke an — wo es gar aufgeräumt und luſtig herging. „Will doch einmal nachſehen, gedachte er bei ſich, wie ſich meine guten Bürger von Tulln vernehmen laſſen, wenn ſie beim Kruge ſitzen; — was ſie etwa an unſerm Regiment auszuſetzen haben und ob ſie nicht vielleicht über den Tod meines braven Otto ein Näheres wiſſen, als wir zu Wien in unſerer Burg, wo uns ein hochweiſer Rath umgibt.“ Eben war er im Begriffe, in die Stube zu treten, aus der ihm ein heißer, dumpfer Qualm und das wilde Stimmengewirre der ereiferten Männer entgegen ſchlug, und die Meiſter Virgil ohne weiters für die Höhle des alten Äolus genommen hätte, als ihn eine gar ſeltſame Erſcheinung ſtutzig machte. In einer niſchenartigen Vertiefung der Wand nämlich ſtanden zwei Geſtalten, deren Umriſſe die Dunkelheit bei dem erſten Blick nicht gleich unterſcheiden ließ, im heimlichen Geflüſter, beide über ein Ding zuſammengedrückt, daß ſie emſig zu unterſuchen ſchienen, und als ob ſie über dieſem Geſchäft ertappt zu werden fürchteten, ſich in den Hintergrund der Niſche zurückdrängend.

Der Herzog, der in ſeinem Falle mit Recht Alles

ſeiner Aufmerkſamkeit werthachtete, betrachtete die Gruppe etwas genauer, indem er ſeinerſeits ſich ebenfalls, ſo gut als thunlich, den Blicken der beiden entzog, und ſich hart unter die Pfoſten der Thüre ſtellte, deren Schnalle er feſt in der Rechten hielt. Allmählich wurden ihm die Gegenſtände um ſich deutlicher, und er erkannte, wie ſich ſein Auge mehr und mehr an die Dunkelheit des Orts gewöhnte, ohne Mühe, daß ein alter hebräiſcher Mäckler neben einem blutjungen und gar feinem Mägdlein ſtand, die mit ihm um den Preis einer Waare feilſchte. Beide hielten eine ſeidene Binde — wenn die Dämmerung nicht trog, von blaßblauer Farbe in der Hand — und des Mädchens ängſtliche Stimme zeigte ganz augenſcheinlich, daß es ihr über alle Maſſen peinlich war, die Habgier des Israeliten nicht befriedigen zu können, während ſie den Beſitz der Binde nicht aufgeben mochte. Schon bot ſie dreißig Wiener Pfennige, eine für jene Zeit ganz artige Summe; der Hebräer ging von vierzig nicht herab. Endlich ſprach ſie: „Die Binde muß ich haben!" — Nimm, was ich habe, und komme morgen um den Reſt nach der Mühle. Verweile dort unter irgend einem Vorwande — aber verſtehe mich wohl, ohne nach mir zu fragen; — du ſollſt nicht lange warten, und dein Geld bei einem Denar erhalten. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte der Schacher endlich ein. „Gott ſegne dich für dein Vertrauen, Alter, es ſoll auch dein zeitlicher Schaden nicht ſeyn. Nun aber ſage mir aufrichtig" — ſie kamen dabei aus der

Nische hervor, und Leupold, der nun jedes Wort ihres Gespräches deutlich vernehmen konnte, drückte sich fester in die Vertiefung der Thüre — sage mir aufrichtig, ist die Geschichte so, wie du sie im Gasthause erzähltest? bei Neuburg fandest du die Binde am Ufer?

„Wie ich sagte, hart am Ufer, ich vermuthe, das Wasser hatte sie ausgespühlt."

„Und du erkanntest Blutflecken daran?"

„Sie waren wohl etwas ausgewaschen, da die Schärpe so lange im Wasser gelegen — aber unser einer muß sich wohl auf solche Dinge verstehen. Deutlich — und das sag' ich jetzt nur Euch, liebes Jungfräulein, sah man die Spuren einer blutigen Hand, die vier Finger unten und den Daumen oben aufgedrückt, als hätte Jemand den Eigenthümer der Binde daran festgehalten."

„Glaubst du nicht, daß Jemand noch außer mir die Blutflecken bemerkt habe?" —

„Jungfräulein, ich sag euch, man mußte so etwas suchen, um es zu finden."

„Jude, was willst du damit sagen?"

„Ich hole morgen mein Geld auf der Mühle; — das haltet ihr bereit. — Damit lebt recht wohl, feines Mädel." —

Der Jude wollte seiner Wege ziehen, jetzt aber hielt Herzog Leupold dafür, daß es Zeit sey, aus seinem Hinterhalt hervorzutreten. Mit einem lauten „Halt" donnerte er den Erschrockenen an.

Jammernd und weinend fiel der Israelite auf die Knie und beschwor seine Unschuld: „Die Binde!" befahl der Herzog. Das Mädchen aber war gefaßter: „Herr," entgegnete sie trotzig, „was für Recht habt ihr, sie zu fordern? Wißt, die Schärpe ist mein — und ich lasse sie nur mit dem Leben."

Leupold mußte über diese Entschlossenheit staunen. Man sah wohl, er hatte das Amt, das ihm der Zufall hier angewiesen, nie bekleidet; denn im selben Augenblicke da er den Israeliten von Angst und Schrecken zitternd zu seinen Füßen festgebannt wähnte, sprang dieser auf und ergriff mit solcher Behendigkeit die Flucht, daß es keine Möglichkeit war, ihn einzuholen. Zum besten Glücke kamen des Herzogs Diener mit den ledigen Pferden die Straße herauf. Sie vernahmen nicht sobald ihres Herren Zuruf, als sie dem Flüchtling den Weg verstellten, und ihn trotz seines Angstgeheules, seines Geschreies über Gewalt und seiner Betheuerungen von Unschuld festnahmen. Leupold befahl, ihn bis zu seiner Wiederkehr zu verwahren und auf eines der Pferde zu binden, welches die Diener am Zaume führten, was sich der Hebräer trotz all seines Widerstrebens endlich gefallen lassen mußte.

Das Mädchen war indessen in die Wirthsstube getreten, wohin ihr Leupold auf dem Fuße folgte.

Da drinnen ging es ganz lustig her. Es waren Schiffleute aus Straubing und Passau angekommen, um einen andern Tisch lagerten mährische Kriegsknechte, in dem

tiefſten Winkel der Taberne aber ſaß Meiſter Reinbold, Konrad und das eben eingetretene Klärchen. Die übrigen Tiſche beſetzten theils Tullner Bürger, theils unanſehnliche Wanderleute, die hier neben einem friſchen Trunk auch Herberge für die Nacht ſuchten. Wer aber das luſtige Völkchen beiſammen ſah — der hätte bei ihren hochrothen Geſichtern und weingetränkten Bärten ſchier vermeint, er ſey unter eitel goldſchwere Praſſer gerathen, die bis an die Ohren im Überfluſſe ſteckten. Querpfeife und Fiedel ſpielten luſtig auf, und alle Hände und Füße waren in Bewegung, den Tact zu trommeln. Ein ergrautes Soldatenweib, deſſen Kleider in dem Laufe eines halben Jahrhunderts von der Verwitterung ſtark mitgenommen ſeyn mochten, tanzte mit einem Fuhrknecht in Mitte der Stube — eine Menge lachluſtige Brüder hatten ſich im Kreiſe herum geſtellt, und ſo oft die Alte ſich unter dem Arme ihres trunkenen Bräutigams durchdrehte, erſcholl ein wüthendes Bravo und donnerndes Händeklatſchen.

Eines ſolchen Anblicks war Herzog Leupold wohl nicht gewärtig. Er drängte ſich aber deßungeachtet ſo gut es ging durch das Getümmel und nahm ſeinen Platz hart an Reinbolds Tiſch. Dort im Hintergrunde der Stube hatten ſich die wohlhabenderen Leute, die gerne bei einem Kruge ihr Sprüchlein ſagten, aneinander gerückt, und es war eben noch von dem Juden die Rede, welcher die Binde ausgefeilſcht, als eine ſeltſame Geſtalt, die alſogleich alle Blicke auf ſich zog, zur Thüre hereinkam. Ein alter

Jäger mit grauem, ſtruppigem Bart, überhangenden Haaren und einem Guckkaſten auf dem Rücken, ſtolperte auf einem Stelzfuß die Stube herauf. Auf dem breitgekrämpten, grünen Hute ragte hoch die Hahnenfeder, das eine Auge ſchielte wiederlich, und dabei war ſein Geſicht in einer ſo heftigen, convulſiviſchen Unruhe, daß man nie wußte, wie es eigentlich ausſah. Mit lauter, kreiſchender Stimme lud er zu den Wundern ſeines Guckkaſtens ein, deſſen Vorderſeite ein kaum eigroßes, rundes Fleckchen von rothem Papier zeigte, welches in Öl getränkt und von einer inwendig angebrachten Lampe beleuchtet war.

Der Mann ſchien auf die Ehre mehr, als auf das Geld zu halten, denn er ſuchte die Honoratioren auf. Hart neben des Müllers Tiſch trat er hin, Schön Klärchen gerade gegenüber, und eröffnete ſeine Vorſtellungen mit der wunderbaren und rührenden Geſchichte der ſchönen Magellona, dann kam die klägliche Tragödie von Piramus und Thisbe, von welcher Calderon verſichert, ſie ſey mit Maulbeerſyrup geſchrieben. Das dritte Stück ſollte aber das allerſchönſte ſeyn. „Es iſt," ſprach er, indem er Schön Klärchen mit häßlicher Freundlichkeit anſchielte, „eine moderne Liebesgeſchichte von einem Grafen und einer Mähderin, und wird dem ſchönen Kinde da oben ganz ausnehmend gefallen. Sie iſt außerdem höchſt lehrreich und rührend, und hat ſich im Burgunderland vor nicht gar langer Zeit, als ich dort war, wahrhaftig zugetragen. Klärchen erröthete hoch und die Geſchichte begann

— von den bildlichen Vorstellungen des Schattenspieles begleitet.

„Man sieht allhier einen großen Eichbaum, unter dem eine Mähderin vor den brennenden Sonnenstrahlen des Mittags Zuflucht sucht. Ein Jäger, als welcher ein Graf ist, kommt mit gespanntem Bogen hinter einem Hirsch einhergeritten, und sucht denselben zu erlegen. Der Hirsch aber, obwohlen ein unvernünftiges Thier, ist doch mit so wunderlichem Verstande begabt, daß er sich zu den Füßen der Mähderin flüchtet, allwo er Schutz sucht, und von derselbigen Mähderin geliebkoset wird. Der Graf kommt herbei, und da er sich über die Schönheit der Bäuerin nicht sattsam verwundern kann, so steigt er vom Roß und sucht mit ihr ein höfliches Gespräch anzuknüpfen. Die Mähderin findet Wohlgefallen an des Grafen ritterlicher Gestalt, und sie setzen sich zusammen.

Sie saßen lang, denn als sie sich trennten, stand der Mond am Himmel und die Sterne zogen ebenfalls schon herauf, wie sie allhier deutlich zu ersehen; Da ward dem Mädel das Herz gar schwer, und sie seufzte und weinte bitterlich, als es Ernst mit der Trennung wurde. Der Graf aber nahm seine Schärpe, und wand sie, zum Zeichen, daß ihre Liebschaft unauflöslich seyn solle, um seine und ihre Hand. Doch wie der Graf nun durch den Wald reitet, so begegnen ihm Mörder, die ihn erschlagen, hier liegt seine Leiche im Blut. Nachdem diese von den habsüchtigen Räubern rein ausgeplündert worden, warfen sie dieselbige

In den Rhein. Allhier wird deutlich gezeigt, wie die Leiche den Rhein hinabschwimmt. Seine Hände sind ihm mit seinem eigenen Leibgürtel zusammen gebunden. Nachdem der Graf viele Tage lang so geschwommen, wird er von dem Wasser ausgespühlt. Da kommt nun seine Geliebte des Weges und sieht nun den entsetzlichen und gräulichen Spektakel. Sobald sie die Binde erkennt, zerraufet sie sich das Haar, zerreißt ihr Gewand und vergießt viele tausend bitterliche Zähren über den Todten. Und weil sie wohl einsah, daß keine Rettung mehr möglich, dieweilen die Leiche schon etliche Tage alt war, so nahm sie den Gürtel, mit dem ihm die Unmenschen die Hände gebunden, und erdrosselte sich am nächsten Baume. Hier ist zu sehen, wie sie jämmerlich verscheidet." —

„Ist der Jungfrau nicht wohl?" nahm der Herzog über den Tisch das Wort, indem er Konrad und Vater Reinbold auf Klärchen aufmerksam machte, in deren Gesichte Gluträthe und Todesbläße wechselten.

„Wills nicht hoffen, meinte Vater Reinbold, aber wie erschrack er, als er des Mädchens ganze Gestalt in Ohnmacht zusammen brechen sah." „Klärchen, mein Klärchen, was ist dir," rief der arme, geängstigte alte Mann aus — indem er sie in seinen Armen auffing.

„Wasser, frisches Wasser," rief Konrad. — Dem Herzog stand es zur Hand — man näßte Klärchens Tuch — und nachdem man ihr die Schläfe damit etwas erfrischt hatte, öffnete sie die Augen wieder.

„Mir ist besser, sprach sie, es ist nichts von Bedeutung."

„Wenn ich das wußte, nahm Reinbold das Wort, so besuchten wir den Vetter heute lieber nicht, der Weg war dir zu weit."

„Ach — seyd unbesorgt um mich — die Sache hat nichts auf sich."

„Und Er, nahm Konrad das Wort, mit seiner verwünschten Geschichte, schere er sich zum Henker. Ich weiß es — unser armes Klärchen ist leicht ergriffen — denkt nur an das Lied vom wilden Jäger, sie stand damals eine Todeskrankheit aus."

Aus den Augen des Grünen blitzte ein Strahl, und sein Angesicht mit Grinsen verziehend, drehte er der Gesellschaft den Rücken zu.

Des Herzogs Blicke ruhten voll Mitleid auf Klärchens leidender, und doch so unendlich schöner Gestalt. Nein, gedachte er bei sich — sie kann an einer solchen That keinen Theil haben. Vielleicht, daß die Binde ihrem Geliebten angehörte, vielleicht — daß ein ähnliches Schicksal, wie das der armen Mähderin, daß sie so tief erschütterte, ihr Herz mit geheimem Kummer erfüllt. Gewiß ist sie meines Mitleids eher als meines Zornes werth.

Indessen hatte sich an dem Tische nebenan aus den nächsten Vorfällen ein Gespräch entsponnen.

„Heute, sprach ein gutmüthiger, rundwangiger Bürger da drüben, kommen wir aus den Schärpen und Gür-

teln gar nicht mehr heraus. Zuvor der Jude — jetzt der Jäger mit seiner Geschichte." —

„Ja hört Gevatter, nahm ein anderer das Wort, das fällt mir auch auf — es ist manchmal, als ob die Welt sich auf einem Puncte herumdrehte und die Menschen auch mit ihr. Ein besonderes Bewandtniß mit jener Binde muß es denn doch haben — so frei von der Donau an's Land gespült zu werden — — sie muß doch früher hineingekommen seyn."

„Nun aber, wie sie hineingekommen? Wann man sich das denkt, was da Alles möglich ist" — setzte ein Dritter hinzu —

„Daß ein adeliges Wappen eingestickt war, lenkte der Erste wieder ein, das haben wir Alle mit eigenen Augen gesehen, daß es aber eben das Wappen des Herrn von Eizing gewesen seyn sollte" —

„Weil ihr's nicht versteht — Meister Jörge — müßt mir's schon zu Gute halten, entgegnete der Angegriffene — ich sah einmal den geflügelten Helm."

„Ja, ja — riefen die Andern, den sahen wir auch" —

„Und das weiße Kreuz im rothen Felde."

Der Herzog war bei diesem Gespräche ganz Gehör — diese Zeichen trug Heinrichs Wappen und die Binde waren sein.

„In des Herzogs Namen, rief er, indem er sich von seinem Sitze erhob, und einige Schritte vertrat — in des Herzogs Namen befehl' ich Ruhe und tiefes Schweigen."

Alles ſtand von den Stühlen auf, und rückte die Mützen — kein Laut — keine Regung in der ganzen Taberne.

„Steht auf, Klärchen, fuhr er fort — ihr habt die Binde gekauft, gebt ſie heraus, ich habe das Recht, ſie zu fordern.“

„Wie Herr, rief Vater Reinbold — was meint Ihr damit — Klärchen hätte die Binde gekauft?“ —

„Sie antworte ſelbſt.“

Reinbold erhob ſich und faßte Klärchens Hand. „Haſt du die Schärpe?“

Klärchen verſtummte; nach wiederholten Aufforderungen aber geſtand ſie, dieſelbe gekauft zu haben, beharrte aber feſt auf ihrer Erklärung, ſie nicht herausgeben zu wollen.

Vater Reinbold wunderte dieß alles ſehr.

Der Herzog drohte mit Strenge, der Vater gebot — Konrad bat — Alles umſonſt.

Den treuherzigen Müller entrüſtete dieſe Verſtocktheit. „Klärchen, ſprach er, ich habe in der letzten Zeit viel Nachſicht mit dir gehabt — bringe mich nicht auf's Äußerſte.“

„Vater, rief das Mädchen, von einem fremden, übermächtigen Geiſte ergriffen — eher mein und Euer Leben als die Schärpe.“ —

Entrüſtet eilte der Müller hervor — Klärchen zornig an der Hand nachziehend. —

„Biſt du mein Kind, rief er, ſo gehorſame; biſt du's

nicht — ſo thu, was du willſt — aber komme mir nie mehr, du Verfluchte, unter die Augen." —

Dieſe Worte zerſchmetterten die Arme, ſie ſtürzte zurück, als wäre ſie vom Blitz getroffen — aber der Grüne ſtand hinter ihr und fing ſie mit offenen Armen auf.

„Sie haben dich ausgeſtoſſen, ſprach er, ſey mir willkommen — ſie haben von nun an kein Recht auf dich."

Der Herzog war über dieſes Eindrängen des Bettlers entrüſtet. „Was willſt du hier, ſprach er, was drängſt du dich ein — wer hat dich zum Schutze dieſes Mädels berufen? — Meinſt du — dir bliebe ſie anvertraut?"

„Ich, entgegnete der Grüne kalt, bin ihr einziger Beſchützer." —

„Elender!" rief der erzürnte Fürſt — „kennſt du mich?" —

Der Grüne aber ſah ihm ruhig ins Auge. Du biſt Herzog Leupold von Öſterreich, ſprach er im ruhigen Tone, und wenn du Luſt haſt, mir das Mädel zu entreißen, ſo folge mir!"

Die ganze Verſammlung ſtand erſtarrt. Leupold ſchoß wüthende Blicke auf den Bettler — aber da mit einem Male ſchien ſich ſein Angeſicht zu verwandeln. — Es war nicht der Bettler mehr, der vor ihm ſtand — es war Otto — es war der ermordete Otto von Waldſee — ſeine Züge — ſein Auge — wie ſie Leupold das letzte Mal im Tode erſtarrt und gebrochen geſehen. Ein übernatürlicher Schauer durchrieſelte ſeine Glieder — er fühl-

te ſich gelähmt — er ſah den Grünen langſam mit Klärchen zur Thüre hinausſchreiten, aber der Athem war ihm geſperrt, ſein Leib war ohne Regung geblieben.

Alle Anweſenden ſahen ſich entſetzt an — erſt nach einiger Zeit wagten es einige Entſchloſſenere, dem Fremden mit Klärchen zu folgen — allein — nichts war mehr von ihnen zu ſehen — und ihre Spur wie von der Erde verſchwunden.

---

Der Triumph, den die ſchöne Gutta über Heinrichs Herz davon getragen, war ſo vollſtändig, daß er trotz der augenſcheinlichen Gefahr dieſes Schrittes nach wenigen Monden zu dem Entſchluſſe kam, der Gräfin ſeine Hand zu reichen. Kaum, daß die Furcht vor dem Grimme des Herzogs, der dann unfehlbar über ihren Häuptern losbrechen mußte, ſo viel über beide vermochte, daß ſie dieſe ihre Verbindung vor der Welt geheim halten wollten.

Längſt hatte Heinrich dieſen Wunſch in den Blicken des reizenden Weibes geleſen — jetzt war das weſentlichſte Hinderniß hinweggeräumt.

Otto's wachſame Eiferſucht führte ihn in jener verhängnißvollen Nacht einem geheimen Zuſammentreffen Heinrichs und Gutta's entgegen, und der Beleidigte forderte Genugthuung. Sie ward ihm — er fiel. Heinrich floh — Niemand ahnte ſeine That, oder wagte eine ſolche Ahnung auszuſprechen, nur ſein verrätheriſcher Gürtel — an dem ihn der Sterbende noch feſtgehalten, war

auf der Wahlſtatt zurückgeblieben — und hätte ohne Klärchens Vorſicht und aufopfernde Liebe furchtbar gegen ihn gezeugt. Heinrich ging dieſer Verluſt nahe — er wußte nicht, in weſſen Händen dieſer entſetzliche Zeuge ſeiner Schuld lag — wußte nicht — daß Klärchen noch in derſelben Nacht, da er in ihre Hand gerieth — ihn in den Wogen der Donau mittelſt eines ſchweren Steines, den ſie damit umwickelt und überbunden, verſenkt hatte, und die Unruhe des Verbrechers begann allmählich ſein Glück zu untergraben.

Seine Seele war an hohen kühnen Schwung gewöhnt — überſchaute er ſein Leben mit Ernſt und Ruhe, ſo war ſeine Liebe zu Gutta noch das Einzige, was ihm geblieben — worin ſein angeborner Stolz ſich nicht verläugnete — deſto trotziger hielt er an dieſer Neigung feſt. — Eine Verbindung, die ein Verbrechen beſiegelt, webt ſtarke Bande! — Glücklich konnte ihn Gutta's Beſitz nicht mehr machen. Folterten ihn doch die ſtieren Blicke des ſterbenden Otto — ſchreckte ihn doch ſeine Erſcheinung aus dem ruhigſten Schlaf empor! — Sonderbar genug war's, daß dann auch ſtets Schön Klärchen vor ihm erſchien — ihre Wangen waren ſo bleich und abgehärmt, ihre Augen ſo verweint. — Eben in jenen Tagen, wo der Herzog nicht am Hofe war, ſuchte ihn die Reue mit ihren furchtbarſten Schreckgeſtalten heim. — Es war tief in der Nacht, als er nach Hauſe kam. Ermattet ſuchte er ſein Lager, aber mit Entſetzen ſah er, daß es Otto einge-

nommen, der, als ſich Heinrich näherte, mit trüben, auf den Boden geheftеten Blicken dort ſaß. Entſetzt rief Heinrich nach mehreren Lichtern. — Seine Diener kamen und nun ſah er ſeinen Irrthum wohl ein — allein der Gedanke, dieſes Lager zu beſteigen, war ihm furchtbar, unerträglich. Er befahl, ihm ein anderes Bette in einem anderen Zimmer zu bereiten — und ſeine Leute mußten bei ihm bleiben — bis er unter den Decken war. Da ſchien es ihm, er werde entſchlafen, allein ſeine Hoffnung trog ihn — denn er lag nicht lange, als er deutlich in einem andern Saale gehen hörte. Es mußte Jemand mit einem Stelzfuß ſeyn — der nun gerade auf ſeine Thür loskam. Die Thüre flog auf, — zu ſehen war nichts, aber der Stelzfuß klappte fort bis zur andern Thüre — durch die es durchging, ohne daß ſie ſich bewegte. Heinrich lief es wie eiskaltes Waſſer über den Rücken. — Er hüllte ſich tiefer in die Decken, drückte die Augen zu, und gelobte ſich, an nichts zu denken. Es währte nicht lange, ſo hörte er aber wieder ein Geräuſch. In ſeinem Zimmer ward alles rege und lebendig. Stühle und Schränke ſchienen fortzurücken, und auf dem Boden war ſolch ein Rauſchen und Gekniſter, als ob viele tauſend Waſſertropfen jede Minute herabfielen. Vögel ſchienen an die Fenſter anzufahren, ſpitzgeöhrte Katzengeſichter mit glühenden Augen rauſchten an der Decke auf und nieder — und endlich breitete ein großer, ſchwarzer Geier ſeine Flügel über Heinrichs Haupt — indem er ſich gewaltig rüttelte und mit

den Schwingen zu ſchlagen begann. Da fuhr er entſetzt empor und ſtarrte um ſich — zwar die Fratzen und Geſpenſter waren alle verſchwunden, aber wer ſaß dort in der Ecke der Stube? „Biſt du's Klärchen, fragte er, was machſt du da?" Sie gab keine Antwort. — Da tönte von ferne ein heiſeres Jagdhorn und eine wehmüthige Stimme ſang:

Ach Gott, ich bin die ärmſte Maid!
Macht mir aus meinem Hochzeitkleid
Mein Todtenhemd bereit.

Da ſeufzte es ſchwer; die Geſtalt erhob ſich — ſie ging zur Thüre hinaus — Heinrich ſah ſie die Treppe hinab, zum Thore hinausſchleichen, und als ſie die Straße erreicht hatte — eine unendliche Strecke Weges mit Blitzesſchnelle zurücklegen, bis ſie mit einmal im dichteſten Wald ſtand. Das Gewild in den Büſchen ſchrack bei ihrer Annäherung auf — der Mond ſchien hell und Glühwürmchen leuchteten im Graſe; der Weg ward immer höher und ſteiler — und fern auf einer Felſenſpitze ſtand ein langer düſterer Mann im grünen Kleide — die Hahnenfeder auf dem Hut. — Heinrich wußte ſogleich, daß das der Stelzfuß ſey und Klärchen ſchien ſich ängſtlich abzumühen, ihn zu erreichen. Je näher ſie kam, deſto ängſtlicher wurden ihre Züge, deſto wilder ihre Blicke — ihr Haar flog, frei in der Luft — es war, als ob ſie

fürchtete, von Heinrich ereilt und zurückgehalten zu werden. Jetzt erfaßte Heinrich der Gedanke — „hat sie den Fels erreicht, so wird sie hinabspringen. — Ihm fielen die Worte des Liedes ein:

Da faßt sie grause Höllenpein,
Sie wirbelt nieder; — am Gestein
Zerschmettert ihr Gebein.

Sie war nicht mehr ferne vom Gipfel, er mußte nach — er mußte sie zurückhalten — umsonst — ihr Vorsprung war zu groß — noch einen Blick warf sie zurück auf Heinrich — sein Mark und Blut erstarrten darüber zu Eis — da flog sie wie eine Taube den Abgrund hinab — zerschmettert sank sie auf's Gestein.

Als Heinrich zu sich kam, lag er auf dem kalten Steinpflaster seiner Hauskapelle — die an sein Schlafgemach anstieß — dort hatten ihn seine Diener gefunden.

Daß die Ereignisse dieser Nacht dem Hofe und dem Herzoge nicht verschwiegen blieben, versteht sich von sich selbst. Gleich nach Leupolds Rückkehr erhielt Heinrich die Weisung, die Residenz für immer zu verlassen. Sie war ihm keine Strafe, sondern im Gegentheile ihm höchst willkommen. Er ging unverzüglich auf seine Güter, und die schöne Gutta folgte diesem Beispiele. —

Der ehrliche Konrad hatte seinem Meister gekündet. Zwei Monden waren es her, daß man von dem armen Klärchen nichts mehr gehört und gesehen, und es fiel ihm zu schwer, an einem Orte länger zu weilen, wo ihn Alles an sie erinnerte.

Es war dieß die letzte Nacht, die er in Reinbolds Mühle zubrachte. Traurig und noch einmal alles, was er hier erlebt hatte, überdenkend, stand er noch gegen Mitternacht auf seiner Stube und schnürrte sein Bündel, da er morgen mit dem früheſten zu wandern gesonnen war. Da pocht' es ganz leise an sein Fenster. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er hintrat, öffnete und Schön Klärchen draußen erblickte.

Klärchen, Klärchen, seyd Ihr es, rief er wie außer sich vor Freuden, o kommt nur herein, wie wird sich Euer Vater freuen, wenn er Euer Hierseyn erfährt. Er hat jenes unbedachtsame Wort längst bereut, und herzlich verziehen.

„Um des Himmels Willen," bat Klärchen leise — „seyd stille — verrathet mich meinem Vater nicht — Ihr müßt mich einlassen — aber noch diese Nacht geh' ich wieder fort." —

„Wieder fort? Noch diese Nacht — seyd Ihr wohl klug? Werd' ich das zugeben?"

„Ihr werdet ganz gewiß — wenn ich Euch sage, daß dieses Messer — sie zeigte drohend auf einen hellgeschliffenen Dolch — — bei dem ersten Laut, den Ihr von Euch

gebt, durch meine Bruſt fährt." — Konrad ſtand wie verſteinert. Er wußte in der That nicht, was er beginnen ſolle.

„Um Gottes Willen zögert nicht, — ſchon ſchreit der Hahn im Dorfe unten, und ich muß wieder fort, bevor der Tag graut."

Da ſchlich Konrad denn leiſe hinaus und ſchloß die Hausthür auf — mit einem leiſen ſanften Händedruck huſchte Schön Klärchen in ihr Kämmerlein und ſchloß die Thüre hinter ſich ab. —

Konrad harrte ihrer Wiederkehr nicht lange. Nach einer Viertelſtunde ungefähr kam ſie wieder — einen Bündel unterm Arm. „Bringt meinem Vater mein Lebewohl, ſprach ſie leiſe, aber mit gerührter Stimme," bringt ihm mein ewiges Lebewohl. Bittet ihn, daß er mir verzeihe. In dieſem Bündel iſt mein Hochzeitgewand, ich bedarf deſſen — ſagt ihm das. — Sagt ihm auch, daß er für mich bethen und "— ihre Stimme erſtickte in Thränen — ſie riß ſich los und entſchwunden war ſie vor Konrads erſtaunten Blicken.

---

Das Silberlicht des Vollmondes ermattete allmählich in dem blauen Dämmerſchein des anbrechenden Tages, und das Gezwitſcher junger Vögel ließ ſich ſchon hier und da in den Zweigen des alten Buchenwaldes vernehmen, als Schön Klärchen vor dem Schloße Heinrichs er-

ſchien, und ſich ermattet auf einem Steine niederließ. — Drinnen im Schloße war Luſt und Freude. Heinrich erwartete mit dieſem Morgen die Ankunft der ſchönen Gutta, und hatte alles zu ſeiner bevorſtehenden Verbindung mit ihr vorbereitet. Seine Lage, dem Herzoge gegenüber, war jetzt ziemlich unabhängig — und er machte daher kein Hehl aus dieſem Schritt. Die Furcht, daß ſeine Frevelthat enthüllt werde, war allmählich von ihm gewichen — und ihm blieb in der That keine andere Freude mehr übrig — als dem großen Tugendbunde — der das ſittliche Beſtehen der Welt iſt zu trotzen — ſeitdem derſelbe über ihm den Stab gebrochen. Darum hatte er ſich mit fröhlichen Geſellen umgeben, die mit ihm die Nächte verſchwärmten und den Geiſt des Unmuths bannten, der ſeine Stirne umlagerte. Auch dieſe Nacht war ſo hingegangen, und eben zogen die letzten ſeiner Gäſte aus dem Schloße aus — als die Thüre ſeines Gemaches aufging und eine längſt vergeſſene Geſtalt, die er nur mehr aus den böſen Träumen ſeiner krankhaften Nächte kannte, vor ihm ſtand. Die Freuden der durchbecherten Nacht hatten ihn erſchöpft, und ſein Blick ſah trübe — er konnte an die Wirklichkeit der Erſcheinung nicht glauben.

Im weißen Brautgewande ſtand ſie vor ihm, aber ein Kranz von friſchem Rosmarin — die ſtarren, reglo-ſen Mienen, der erloſchne Blick und die bleichen Wangen — deuteten auf ein anderes Feſt. Lange ſtand ſie ohne ſich zu bewegen, als ob ſie ſeine Anrede erwartete — dann

aber sprach sie leise und mit gedämpfter Stimme, indem sie ihm winkte, sich zu nähern: „Mich sendet Otto von Waldsee."

War Heinrich über die Erscheinung entsetzt, die vor ihm stand, so war er's noch mehr durch die Anrede: „Was ist das, stammelte er, was willst du hier Klärchen — was hast du mit Otto von Waldsee?" —

„Bin seine Braut Heinrich, drum sag' ich dir Lebewohl!" — Es lag etwas in Klärchens Worten, das wie Wahnsinn klang, und Heinrich fühlte sich vom Entsetzen gepackt. „Klärchen, gutes Klärchen, sprach er — was führst du da im Sinne? Ich weiß, ich habe dich gekränkt — hast du mir noch nicht vergeben? —

Ihre Züge verzogen sich zu einem bittern Lächeln: „Wir sind ganz ausgeglichen! Die schöne Gräfin und ich, wir machen an einem Tage Hochzeit. Aber du freust — dich nicht Heinrich? Komm — komm'! fuhr sie fort, „laß uns die schönen Stunden nicht verlieren. Nimm ein Andenken von mir und lebe wohl!

„Ein Andenken von dir? — gewiß, ich vergesse deiner Liebe nie!" — Ihre Blicke flammten bei diesen Worten zornig auf. „Nichts von Liebe, rief sie — nichts von Liebe — die Schatten des Grabes haben mich angeweht — Leb' ich doch seit zwei Monden schon bei dem alten Jäger — der jede Nacht eine Leiche als Beute heimbringt, der ich einen Nagel ins Herz schlagen muß!" —

„Klärchen, du bist krank."

Nein, nein, rief ſie ſehr eifrig; du kommſt nun auch bald an die Reihe. Kennſt du den nicht, der dort Gericht hält? — das iſt Herzog Leupold!

Was ſprichſt du da? Über mich?

Und das Alles um dieſes Spielzeugs willen. Das mache der ſchönen Gutta zum Brautgeſchenk.

Heinrich ſah eine blaue Schärpe zu ſeinen Füßen fallen. —

Ahnend hob er ſie empor. Ja ſie war's — es war ſeine Schärpe — in jener fürchterlichen Stunde ihm entriſſen. „Klärchen!" rief er, aber ſie war verſchwunden.

Das Loos der Ungluecklichen erſchütterte ihn tief. — Die Schärpe brannte wie Flammen in ſeiner Hand — und halb beſinnungslos ſtürzte er zur Thüre hinaus, um die arme Wahnſinnige aufzuſuchen. —

---

Die Sonne ſtand noch nicht hoch, als ein ſtattlicher Zug — vor dem das herzogliche Banner wehte, durch's Gebirg herauf ritt, an einer hohen Felswand aber plötzlich Halt machte. Herzog Leupold war's — der, ſobald er erfahren — was Heinrich und Gutta mitſammen beſchloſſen, den Vorſatz gefaßt hatte, beide zu Gericht zu ziehen. Er verfügte ſich daher auf das Schloß der ſchönen Gutta, und bot ſich ihr zum Führer an — ſeine Abſichten wohl verbergend. Das ſtolze Weib fühlte ſich durch dieſes ſcheinbare Zuvorkommen des Herzogs ge-

ſchmeichelt, und zog mit blinder Zuverſicht der hochzeitlichen Feier entgegen.

Heinrich war Schön Klärchen gefolgt, und das Schickſal hatte ſie vereint.

Von einer ſteilen Felswand waren ſie vereint herabgeſtürzt, Heinrich wahrſcheinlich im fruchtloſen Verſuche, die Wahnſinnige zu retten; Beide noch zerſchmettert die verhängnißvolle Schärpe in den Händen.

Als nun die Thränen der ſchönen Gräfin im reichlichen Übermaße floßen, ergriff der Herzog ihre Hand und ſprach: Fürwahr — Ihr weint nicht umſonſt — denn Eu're Verbrechen ſind's, die das Gericht des Ewigen weckten. Er iſt mir zuvorgekommen und mir erübrigt nur mehr das Richteramt über Euer leibliches Daſeyn. Wählt Euch daher ſelbſt das Kloſter, in dem Ihr ſterben wollt!

# Nach altdeutſcher Weiſe

von

Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben.

1.

Es iſt beſtimmt in Gottes Rath,
Das man, was man am liebſten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! ſo ſauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geſchenkt ein Knöſplein was,
So thu' es in ein Waſſerglas, —
Doch wiſſe:
Blüht morgen Dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wiſſe! ja wiſſe!

Und hat dir Gott ein Lieb beſchert,
Und hältſt du ſie recht innig werth,
Die Deine, —
Es werden wohl acht Bretter ſein,
Da legſt du ſie, wie bald! hinein;
Dann weine! ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verſteh'n,
Ja, recht verſteh'n!
Wenn Menſchen auskinandergeh'n,
So ſagen ſie: auf Wiederſeh'n!
Ja Wiederſeh'n!

---

## 2.

Nach Frankreich bin ich gangen,
In Welſchland war ich auch;
Sie haben Sitten allerlei,
Manch wunderlichen Brauch;
Sie haben dieß, ſie haben das, —
Es fehlt doch was;
Nur weiß ich nicht,
Was ihnen eigentlich gebricht;
Die Rede will nicht recht heraus,
Der Blick geht nicht vom Herzen aus,
Es iſt nicht wie bei uns zu Haus!

Nach Teutſchland bin ich kommen
Zurück nach manchem Jahr;
O wär' ich lieber blieben heim!
Ich war ein rechter Narr.
Und ſucht wo Einer was ihm fehlt,
In weiter Welt, —
Glaubt ſicherlich!
Er iſt und bleibt ein Narr wie ich;
Er hat's daheim, und geht hinaus,
Und kommt er heim, ſo ruft er aus:
Zu Haus nur iſt man recht zu Haus!

---

Was einen Guten glückſelig macht,
Es findet ſich überall, bei Tag und Nacht.

# Die Schule der Liebe

von

Johann Gabriel Seidl.

Fort aus meinem Kopf und Herzen,
Was ich je gelernt, gewußt!
Jede Richtung dieſes Geiſtes,
Jede Neigung dieſer Luſt!

Rein ſoll meine Seele ſtrahlen,
Wie ein unbeſchriebenes Blatt,
Das die erſte Schrift des Lebens,
Hoffend, zu empfangen hat!

Und die erſte Schrift des Lebens
Soll dann Liebe, Liebe ſeyn!
Liebe präg' in allen Tiefen
Meines Inner'n dann ſich ein!

Wie ein Kind mich dann erziehen
Laſſ' ich, Kind, von deiner Hand,
Läutern mir von dir und leiten,
Fantaſie, Gemüth, Verſtand!

Sprechen lehre mich, doch ſprechen,
Was, wie du, wie von dir klingt,
Was aus deinem Herzen kommend,
Wieder dir zum Herzen dringt!

Leſen lehre mich, doch leſen,
Was dein Aug' mit Blicken ſchreibt,
Was auf deinen Lippen Allen,
Außer mir, unlesbar, bleibt!

Zählen lehre mich, doch zählen,
Wie viel Küße man bedarf,
Um in Liebe zu vereinen,
Was ein kleiner Streit zerwarf!

Lehre mich die Erdbeſchreibung
Jener Welt, die Liebe heißt,
Lehre mich, durch deinen Glauben,
Deiner Andacht frommen Geiſt!

Lehr' mich, was du weißt und fühleſt
Halt' mich ſtreng und fordre viel:
Dein geringſtes Beifallslächeln
Macht das Schwerſte mir zum Spiel.

Ändre, leite, rath' und ebne,
Bis ich neu und beſſer bin,
Und iſt dir dein Werk gelungen,
O ſo nimm es, ſchonend, hin!

# Kilian Bruſtfleck's Lebenslauf.

Eine

Monologie in drei Abtheilungen, aber zwölf Aufzügen

von

J. J. Hannuſch.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Schiller.

## Personen.

Kilian Bruſtfleck, der Vater.
Kilian Bruſtfleck, der Sohn.
Eine Nebenperſon, vielleicht ein Engel.
Himmel und Erde, enſin — die Welt.

---

## Prolog.

Ein kritiſcher Zuſchauer, in einer Parterre-Ecke.

## Epilogus.

Zwei aufmerkſame Zuſchauer, gleich hinter dem Orcheſter.
Sprechen nicht.

---

Schauplatz: Ibi, ubi.
Zeit der Handlung: gleichviel.
Dauer: ein kurzes Menſchenleben.

---

Wollt ihr in meinen Kaſten ſeh'n?
Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen,
Gleich ſoll ſie eurem Aug' erſcheinen.

Schiller.

# Prolog.

## Vor dem Schauſpiel.

### Parterre.

(Der ſchon vollkommen beleuchtete Vorhang des kleinen Theaters zeigt einen Wolkenhimmel. Er ſchwankt geheimnißvoll hin und her. Das kleine, in ſeiner Ruhe höchſt anſtändige Publikum ſitzt in geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen. Zeitweiſes Flüſtern, Kichern. Mitunter halblautes Trommeln. Kurzes Händeklatſchen aus verſchiedenen Theilen des Hauſes. Der Bogen der erſten Violine gibt das Zeichen. Das Orcheſter führt Beethovens Ouverture zu Egmont auf.)

Ein kritiſcher Zuſchauer (in einer Parterre-Ecke, mit einem finſtern, verdroſſenen Geſichte, in dem man die künftige Recenſion ſchon im Voraus leſen kann, hat doch noch Zeit und Luſt, ſich andere Gedanken durch den Kopf fliegen zu laſſen. Er hat den kleinen Theaterzettel in der Hand, betrachtet ihn von Zeit zu Zeit vornehm-nachläſſig, und legt das Geſicht in

catoniſche Falten erſter Qualität. Endlich fängt er vorläufig langſam an zu kritiſiren, von Zeit zu Zeit folgender Maßen zwiſchen den Zähnen vor ſich hin murmelnd):

Monologie? — Was ſoll das heißen? — Wieder ein neues Genus? — Wenn ich nicht irre, ſo mag es wohl ſo etwas ſeyn, was man ſonſt Melodram nannte. — Nun, wir werden ja ſehen. — Meine Naſe wittert irgend einen verunglückten Tieck — Habeat sibi! — Mein kritiſches Meſſer wird ihm die Rippen zählen —

Was das für ein entſetzlicher Name iſt! — Kilian Bruſtfleck! — Prrr! — Was kann denn, um des Himmels Willen, einem Menſchen, der Kilian Bruſtfleck heißt, Großes begegnen? — Ein Menſch, der Kilian Bruſtfleck heißt, müßte ja ſchon, um des bloßen Namens Willen, ein Unglückskind ſeyn! und dazu ein recht komiſches! — Hm! alſo vielleicht eine Tragicomödie? —

Himmel! wenn ich, zum Beiſpiel, Kilian Bruſtfleck hieße! Wenn meine Recenſionen mit „Kilian Bruſtfleck" unterſchrieben wären! Wenn es hieße: „Haben Sie das ſchöne Gedicht von Kilian Bruſtfleck ſchon geleſen?" — Kein honetter Menſch würde von ihm öffentlich etwas vortragen wollen, und wäre es noch ſo vortrefflich, wenn er ſeinen Namen zugleich ausſprechen müßte — Oder „den neuen Roman von Kilian Bruſtfleck?" — „Wie gefällt Ihnen das neue Trauerſpiel von Kilian Bruſtfleck?" — Götter! der Name ſelbſt iſt ſchon ein Unglück. Es iſt einem ordentlich, als ob man ſtets hinzuſetzen ſollte:

„Verzeihen ſie," oder: „mit Erlaubniß zu ſagen." — An dieſer Monologie, oder wie das Ungethüm heißt, kann durchaus nichts ſeyn. — Das iſt nun ſchon ſo viel, als ausgemacht. — Dieſes je ne sais, quoi — iſt auf jeden Fall eine Mißgeburt — Vedremmo! —

Fatal! — daß ich gerade heute in's Theater mußte, heute, wo —

(Die letzten Tacte der Ouverture ſchallen an ſein Ohr.)

Na, endlich! — (Er reinigt nochmal die Conſervationsgläſer mit dem Taſchentuch. Das Orcheſter ſchweigt. Das Publikum klatſcht Beifall. Der Vorhang rollt aber noch immer nicht in die Höhe. Endlich hört man hinter dem Vorhang das Schmettern eines Canarienvogels, und gleich darauf ein kleines Kind weinen. Der kritiſche Zuſchauer horcht Das Publikum auch. Es wird geſchellt. Der Vorhang rauſcht in die Höh'.)

# Erſte Abtheilung.

## Kilian Bruſtfleck's Jugend.

„Dort bringen ſie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling ſtürmt einher" —

Schiller.

### Erſte Scene.

Ein Zimmer.

(Hell von der Morgenſonne beleuchtet. Im Vordergrunde Tiſch und Stühle. Im Hintergrunde, neben dem Haupteingange, rechts ein Bücherſchrank, links eine ſchwarze Stockuhr. In der einen Zimmerecke ein Clavier. In der andern ſteht auf einem paar Stühlen ein länglicher Wiegenkorb, in welchem der kleine Kilian Bruſtfleck in ſeinem, mit rothen Bändchen durchzogenen, ſchneeweißen Bettchen ſchläft. Einige Kupferſtiche an der Wand. Neben dem Fenſter ein Canarienvogel.)

Kilian Bruſtfleck, der Vater (ein Mann in den beſten Jahren, tritt haſtig im Schlafrock aus der, dem Wiegenkorbe entgegengeſetzten Seitenthüre und eilt zu ſeinem Söhnchen, indem er zurückſpricht:)

Sey ganz ruhig, liebe Luiſe! Ich will ſchon bei ihm bleiben, bis Lotte vom Markt kömmt.

(Er bleibt vor dem Korbe ſtehen, betrachtet voll Seligkeit ſeinen Knaben, und verſinkt in Nachdenken. Das Schmettern des Canarienvogels ſcheint ihn endlich zu erwecken. Er faltet die Hände vor der Bruſt.)

Lieber Gott! Wie danke ich Dir vom Grunde meines Herzens für die ſchönſte Gabe, die Du mir je gewährteſt! —

Liebes Kind! Wie ruhig und unbekümmert athmeſt du noch dein Leben hin! Noch hat kein rauher Lebensſturm dein Haupt berührt! Noch zieht jede Wolke ungeſehen und unbeachtet über deinen Scheitel hin! Die zärtliche Liebe deines Vaters, die treue Mutterſorge wachen über dein zartes Leben. Möchte es mir vergönnt ſeyn, daß ich auf deinem Pfade, der dich zur großen Lebensſtraße führen wird, dir immer zur Seite ſtehen; auf jede tückiſche Wurzel, über die dein noch ungeübter Fuß ſtraucheln könnte, dich aufmerkſam machen; jeden ſteilen Abhang, der dich an Abgründen hinführt, hinauf — oder hinabgeleiten; dein liebes Haupt in jeder dir drohenden Gefahr beſchützen kann! — Ach! wird es mir wohl ſo gut werden? — Was meinſt du, mein herzenslieber Bub? — Wohnt keine Ahnung davon in deiner zarten Bruſt? — Haben die heiligen Engel deines inneren Lebens dir nichts davon vertraut? —

(Er neigt ſich über ſein Kind. Der kleine Kilian ſchlägt die Augen auf, ſieht ſeinen Vater mit einem großen Blicke an und

— ſchweigt.) Du ſchauſt mich an und ſchweigſt? — Ach, wie mir dieſer Blick, dieſes Schweigen das Herz bewegt, mehr, als wenn du mir hätteſt antworten können. — Der Menſch ſoll nicht zum Bewußtſeyn ſeines Schickſals gelangen. Er ſoll nicht wiſſen, was die Zukunft über ihn verhängt. Die gütige Hand der allweiſen Vorſicht verhüllt das irdiſche und innere Auge des Sterblichen bei dieſer Frage. Mit welchem Muthe würde ſonſt der Menſch den Erfahrungen entgegen gehen, die er nach den Fügungen ſeiner irdiſchen Verhältniſſe, wenn gleich immerdar unter dem Walten einer liebenden, — das uns unbekannte Ganze — umfaſſenden Gottheit, machen ſoll, an deren Weisheit, Gerechtigkeit und Güte der Unglückliche, in irdiſcher Beſchränktheit befangen, und den Begriff der göttlichen Vorſehung mißverſtehend, dennoch ſo oft zu zweifeln verſucht wird.

Aber möge auch dein Schickſal ſeyn, welches es wolle, wenn du nur das Gefühl des Wahren, Schönen und Guten, das dir der Vater im Himmel als dein himmliſches Erbe, deine Morgengabe, als das Pfund, mit dem du hienieden allein wuchern ſollſt, auf dieſe Erde mitgegeben, rein in deiner Bruſt bewahreſt! — Mögen dann Stürme dein Haupt umrauſchen, — der ſüße Friede der Kindheit, den du noch heute ſchlummerſt, wird mit dir ſeyn, und dich wieder hinübergeleiten in das Paradies zu deinem Vater, der dann vielleicht ſchon lange von dir abgerufen iſt und ſehnſuchtsvoll auf dich harret. — Schlumm're

ruhig den ſüßen Schlaf der Kindheit. Deine Träume ſeyen Engelsträume. Dein Erwachen ſey lange die ſchöne Gewohnheit, der treuen, liebevollen Zärtlichkeit deiner Ältern zu begegnen!

(Der kleine Kilian weint. Der Kanarienvogel ſingt. — Aus dem Kabinet ruft es: „Lieber Kilian!" — Der Vorhang ſenkt ſich langſam nieder.)

---

## Zweite Scene.

### Zimmer.

(Der neunjährige Kilian kommt langſam aus der Seitenthüre, mit geſenktem Köpfchen, ein Blatt Papier in der Hand. In der Mitte des Zimmers bleibt er ſtehen, drückt lange die Händchen vor die Augen, läßt ſie wieder ſinken, faltet ſie dann in dieſer Lage, hebt die Augen gegen Himmel und ruft ſchmerzhaft:)

O mein lieber, herzlieber Vater! — Iſt das möglich? — Du nicht mehr bei uns? — Heute mit einem Male nicht mehr? — O mein Gott! Wie iſt denn das? — So lieb, — ſo gut, — und auf ein Mal! — Wenn mir nur das Herz zerſpringen könnte, daß ich auch nicht mehr da wäre. — Aber, nein — die Mutter! — lebt nicht noch die Mutter? Soll die Mutter noch mehr Herzeleid haben? Hat ſie mich nicht auch lieb? — Hat nicht der Vater, wie unſer lieber Herr am Kreuze zu dem ſanften Jünger Johannes,

gestern noch auf sie hingewiesen, und mit seiner matten Stimme gesagt: „sieh', deine Mutter!" —? Ja, ich will, wenn es nun ein Mal seyn muß, ertragen, was ich leiden soll — Aber einst, lieber Gott! werde ich ja doch meinen herzlieben Vater wiedersehen? — Nicht wahr, lieber, guter Gott? — Es kann ja gar nicht anders seyn. Wie könnte ich denn leben, wenn ich mir das nicht denken darf? — O mein Gott! wie traurig wird es jetzt im Hause seyn. Werde ich mich noch freuen, wenn ich im Lernen gute Fortschritte gemacht habe, wenn der Vater mich nicht mehr loben wird; wenn er mich nicht mehr so freundlich anschaut, wie ich's wohl gewohnt bin? — nun, ich werde mich vor sein Bild hinstellen, und das Bild anschauen, und mich recht hineindenken, und recht in Gedanken bei ihm seyn. Ich bin dann gewiß so bei ihm, wie ich immer beim lieben Gott bin, wenn ich recht an Ihn denke. — Ich werde wohl recht weinen müssen, wenn sein Geburtstag wieder da ist, oder der Weihnachtsabend — ich weiß nicht, wie ich das aushalten werde — O mein Gott — (er schluchzt laut.) Still, Kilian — daß dich die Mutter nicht hört, — sie ist ohnehin schon traurig genug — Ich will das Blatt lesen, das der Vater als sein letztes Wort an mich, — wie die Mutter sagt — eh' er noch so krank geworden ist, geschrieben hat. (Er entfaltet das Blatt.) Lieber Vater, ich höre dich! — (Er liest.)

„Mein lieber, guter Sohn! — Es könnte seyn, daß es Gottes Wille ist, daß ich früher von deiner Seite abge-

rufen werde, als ich denke und wünsche — Gottes Wille geschehe — was er thut, ist wohlgethan — dein und mein Vater wird dann noch deiner gedenken, wenn ich nicht mehr bin. Für diesen Fall höre die letzten Worte deines Vaters, der dich liebte, mehr, als sein Leben; mehr, als er sagen kann. — Werde brav. Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemand. Verstehe mich wohl. Wenn ich sage, daß du Gott fürchten sollst, so mein' ich damit nicht, daß du Ursache hättest, vor dem zu zittern, den du nur lieben kannst. Hast du mich gefürchtet? oder wann glaubst du etwa, daß du mein Auge hättest fürchten müssen? Nicht wahr, wenn du etwas gethan hättest, das nicht recht gewesen wäre? — nur auf diese Art sollst du während deines Lebens Gott fürchten. Hast du dann Gott, den Allwissenden, nicht zu scheuen, so brauchst du Niemand in der Welt zu scheuen. Du wirst da stehen, wie ein Mann. Und du sollst ein Mann werden. — Sey stets wahr. Wahr gegen Andere, wahr gegen dich selbst. Suche keine Entschuldigungen deiner Handlungen, wenn es dir scheint, daß du nicht ganz Ursache hast, mit dir zufrieden zu seyn. Du bist dann schon auf einem Abwege. Eine Wolfsgrube ist unter deinen Füßen, ein Fangeisen unterm Grase verborgen. — Halte jeden Menschen für gut. Aber traue keinem allzuviel. Wenn du dir Gutes bewußt bist, so traue am liebsten dir selbst. Deine natürliche Empfindung wird dich selten irre leiten; und geschähe es, so ist es immer besser, durch eine Unklugheit einen Irthum zu büßen und Scha-

ben zu leiden, als um eigenen Vortheils willen wissentlich einem Andern zu schaden. Sey gefällig gegen Jedermann. Man wird es gerne wieder gegen dich seyn. Aber rechne nicht darauf. Geht Manches nicht nach deinem Wunsche; werden deine guten Absichten verkannt, oder wohl gar vereitelt; trifft dich ein Mißgeschick: denke, daß es Andern nicht besser geht. Der Wille, nicht die That, ist der Maßstab deines Werthes als guter und verständiger Mensch. — Vor Allem aber habe stets Gott vor Augen. Denke bei jeder deiner Handlungen, daß dich sein Auge bewacht, daß die geheimste Falte deines Herzens vor Ihm unverborgen ist; und du wirst weder im Glücke übermüthig, noch vom Unglücke gänzlich gebeugt werden. Jeden Tag beginne mit dem Gedanken an Ihn, den Schöpfer alles dessen, was ist, dein und unser aller Vater. Schließe jeden Tag mit dem Gedanken an Ihn, den Geber alles Guten. So gehe dem, was die dunkle Zukunft dir bringen mag, muthig entgegen. Ehre das Andenken deines Vaters, der dich liebte. Möge das Auge deiner Mutter nie eine Thräne um dich befeuchten. (Mit brechender Stimme) Ewig dein, dich mit der ganzen Kraft seines Herzens liebender Vater." —

(Er bedeckt sich das Gesicht mit den Händen, bleibt lange in dieser Stellung, endlich faltet er das Papier langsam zusammen und küßt es).

Guter Gott! — Mein guter, herzlieber Vater! — Wie könnte ich denn anders, als immer nur das thun, was du wünschest, daß ich thun möchte? — Ich kann es

mir ja gar nicht denken, daß ich je anders werden könnte, als ich bin, als ich immer seyn will! (Er versinkt in Nachdenken.)

(Der Vorhang fällt.)

---

## Dritte Scene.

### Hügel.

Der 18jährige Kilian Bruſtfleck (ſteht, die Bruſt voll unausſprechlicher Gefühle, in Betrachtung, bald des vor ihm im Abendlichte ruhenden Thales, bald der auf dem gegenüber liegenden Hügel befindlichen, vom magiſchen Goldglanz der Abendſonne beleuchteten Villa versunken. Die Welt ſcheint ihm zu enge. Er möchte die Sterne herablangen und einige Berge in den Sack ſtecken. Endlich findet er Worte.)

Wie mir ſo wohl iſt! Dieſe liebliche Ruhe, dieſe zauberiſche Abendſtille, nach des Tages Lärm und Mühen, erquickt das Herz, gibt ihm eine Ahnung des Friedens, nach dem in jeder Bruſt die heiße Sehnſucht wohnt. Handeln und Streben iſt das Tagewerk des Menſchen. Ihr Zweck: der flüchtige Genuß weniger ſeliger Augenblicke der Ruhe, die die Begierde darnach eher reizen, als befriedigen. Kaum bleibt uns ſo viel Zeit, um des Genuſſes gewahr zu werden; und ſchon empfängt uns die dunkle Hülle der Nacht. Der Bruder des Todes, der Schlaf, nimmt uns in ſeine Arme. Wir träumen. —

Wovon? — nicht immer bleibt uns die Erinnerung daran zurück! — vielleicht, von einem anderen, schöneren Zustande. Vielleicht wandeln wir mit unseren vorangegangenen Lieben, kurze Zeit auf anderen Sternen, und sind selig! — Aber erwacht, in den Fesseln unserer organischen Verhältnisse; unfähig, Bilder und Gedanken von Jenseits, dießseits wieder durch das irdische Gedächtniß in's geistige Leben zu rufen: — wissen wir nichts mehr davon, bis uns einst die Fesseln abgenommen sind, und der Geist sich frei und ungebunden auf zu den Sternen erhebt. Vielleicht wandelte ich schon mit dir, mein Vater! manche Stunde der Nacht, wenn die ewigen Sterne in herrlicher Schönheit vom Himmel strahlten, und meine Hülle, sorgsam von den Lebensgeistern bewacht, in ungestörter Ruhe, scheinbar unthätig, der Erholung des Schlafes genoß, deren mein Geist nicht bedurfte. — Doch, hinweg mit diesen Träumen selbst, die eine gütige Gottheit uns gewiß nur darum gewährte, um uns mit ihnen eine Andeutung von dem ewigen Seyn zu geben, zu dem wir bestimmt sind; ein zwar unsichtbares, aber dennoch sicheres Unterpfand der Freiheit und Unsterblichkeit des göttlichen Geistes, der in unserem Herzen als Empfindung und in unserem Haupte als Urtheilskraft seinen Sitz hat. Seyd mir gegrüßt mit holdem Frieden und stiller Seligkeit, freundliche Fenster! die ihr so zauberisch im feuerstrahlenden, flammenbrennenden Golde des Abendscheines blitzet und schimmert! Seyd mir gegrüßt, ihr Wipfel süßrau-

ſchender Linden, die ihr das Dach ſo traulich beſchützet, unter dem ſie wohnt, die Geſpielin meiner Kindheit, das freundliche, lebhafte, liebliche Mädchen mit dem guten Herzen und dem klaren Verſtande, — meine liebe Amalie! — Ach! — wie die Erinnerung an jene ſeligen Tage meiner Kindheit, da noch mein lieber Vater in der Fülle der Geſundheit unſere Spiele belebte; wie die Sehnſucht nach jener Zeit mit einem Mahl mein Herz überſtrömt! — ich weiß nicht, nenn' ich dieß Gefühl — Schmerz oder Seligkeit? es iſt eine höchſt wunderbare Miſchung von beiden. Ich bin, wahrlich! verſucht, es eher einen Augenblick des Glückes zu nennen. — Wie lieblich ſie geworden iſt! Wie freundlich ſprechend ihr Auge. Wie wohlklingend der Ton ihrer Stimme! Wie edel und leicht jede ihrer Bewegungen! wie ſchön noch immer jeder Zug ihres Weſens, der von dem reinen Wohlwollen ihres Herzens zeugt; wie anſpruchslos überdieß ihr ganzes Seyn! — Wahrlich! es müßte angenehm ſeyn, ſich dieſes Mädchen als Weib, als Mutter lieblicher Kinder zu denken! — (Er verſinkt in Nachdenken. — Die Sonne ſank hinab. Die Sterne zogen herauf. Der Mond ſteht in ſeinem ſchönen vollen Glanze an dem prächtigen Himmel der ſchönſten Nacht. Kilian Bruſtfleck ſchaut in das Funkeln und Flimmern, und Schießen und Strahlen der Sterne hinein Der Bach rieſelt melancholiſch über die Schieferſteine am Fuße des Hügels. Fernes Hundsgebell. Die Grille zirpt im Graſe. Die Nachtigall erhebt im Gebüſche hinter Kilian ihren melodiſchen Geſang. Aus einem offenen Fenſter der

Villa schallen Clavierakkorde. Eine schöne Stimme beginnt Mathissons schönes Lied: „Süße heilige Natur!" — Kilian Brustfleck kreuzt die Arme vor der Brust, — Thränen stürzen aus seinen Augen. Er steht in der Nacht, — wie ein heiliger Tempel Gottes.)

(Der Vorhang rollt langsam herab.)

---

## Vierte Scene.

### Zimmer.

(Mitternacht. Der Herbstregen stürzt. Der Sturm rüttelt an den Fenstern, pfeift an den Thüren, bricht sich heulend am Hause. Die Lampe ist angezündet. Das Licht brennt noch.)

Kilian Brustfleck, nunmehr 23 Jahre alt, (im Nachtkleide, ist bei dem Aufrollen des Vorhanges im Begriffe, das Licht auszulöschen, dann wendet er sich langsam gegen den schwarzen Uhrkasten im Hintergrunde des Zimmers und bleibt mit verschränkten Armen vor dem alten Hausgeräthe stehen, den wirklichen Stundenschlag erwartend. — Der Seiger hebt schnurrend aus Es schlägt in langnachtremulirenden Tönen zwölf Uhr. — Kilian durchschreitet mit gesenktem Haupte und noch immer gekreuzten Armen einige Male die Länge des Zimmers; dann bleibt er plötzlich stehen und ruft wehmüthig aus).

Also wirklich! — Vorüber der letzte Tag im Vaterhause! — Ich gehe dem Leben entgegen. — Was wird es mir gelten? — Was bringen? — Was anderes, als: was

es noch jedem Sterblichen brachte, und nur bringen konnte, — Licht und Schatten, Schmerz und Freude, Wirklichkeit und Täuschung! — Nur, welcher Art? — und wann? — und wie gehäuft? — ist ungewiß! — Sonderbar! Von heute an beginnt erst eigentlich die Übung meiner Kräfte, deren Pflege zu ihrer Reife — von meiner Geburt bis heute gewährt hat. — Welch' langer Zeitraum! — Noch einmal zurückgelegt, werde ich mich am Ende des reifsten Mannesalters, schon weit über das Plateau des Lebenshügels hinaus, den ich zu ersteigen hatte, bereits ziemlich wieder auf der entgegengesetzten Seite im Hinabsteigen befinden. — Am Fuß des Hügels angekommen, wird das Grab meine Schritte hemmen, und dieß Leben ist dahin, das mir heute noch so lang, so unendlich weithin offen und unerschöpflich scheint. Fast jedes Erschaffene erreicht früher das Ziel seiner Bestimmung. Nur der Mensch, mit den edelsten Kräften ausgestattet, verbraucht eine volle Lebenshälfte zu Wachsthum und Bildung seiner Kraft; und kaum ist es ihm oft gestattet, die andere Hälfte in der That zur Vollbringung dessen, was er etwa zu leisten vermag, anzuwenden. — Und in welch' beschränktem Wirkungskreise bewegen sich oft die herrlichsten Anlagen! — wie selten erscheint die gemeine Fassung würdig des kostbaren Inhalts! Und doch — was berechtiget mich, diese Einrichtung zu tadeln? Die Leitung der höheren Hand prüfend und vorurtheilsvoll beobachtend zu verfolgen? Die erhabenste Weisheit zu fragen, warum sie

eine Fülle von Kräften durch ihre Schöpfung ausgegossen, und hierin bei dem edelsten aller Wesen am verschwenderischsten zu Werke gegangen scheint? Undankbares Menschengeschlecht! übermüthige Kräfte! Empörer gegen die freigebige Hand des liebevollsten Wohlthäters! — So tadelt das unter der gefährlichen Nachsicht allzuzärtlich liebender Ältern erzogene Kind — das unzeitige Wohlwollen, das in einem übelgearteten Erdreich — Unkraut statt Früchte trug. So tadelt der gutmüthige, leichtsinnige Verschwender seine Naturgabe, wie er sagt; jene verrätherischen Neigungen, deren er durch die nur schwache Kraft seines, durch eigene Nachlässigkeit ungepflegt gelassenen Verstandes, wie er meint, nicht Herr werden konnte. Diese Fülle von geistigen und körperlichen Kräften ist das Siegel der Allmacht, das wir demuthsvoll verehren sollen, das Ziel erwartend, das sie früher oder später, nach den ewigen Gesetzen scheinbarer Freiheit und scheinbaren Zwanges, deren Grund und Wirkung und ihre wunderbare Verbindung mit dem grossen Ganzen wir heute noch nicht verstehen, unstreitig zu erreichen bestimmt sind! — Ich will wirken. Ich will das Gute. So habe mich das Leben! So faße es mich! hebe, — stürze mich! — Mein Wille ist rein; mein Geist unsterblich! Der Körper — vergängliche Hülle, nichts mehr, als Werkzeug des Geistes, zur Äußerung seiner Kraft. In dem freien Entschlusse, das Gute zu wollen, liegt der Freibrief zur Ewigkeit.

(Er geht zum Tische, nimmt ein Stämmchen Holz hinweg, betrachtet es, drückt es an seine Lippen.)

Kindiſcher Kilian! — Als ich heute das ganze Haus durchlief, alle Winkel durchſtöbernd, um noch einmal alle wehmüthigſüßen Erinnerungen lebhaft in mir hervorzurufen, fand ich den Flechtkorb, der mich in den erſten ſchönen Tagen meiner Kindheit empfing; — ich brach, — ich konnte nicht widerſtehen, — wie albern es auch ſeyn mochte, — einen Spahn von ſeinem, durch Alter nun ſchon ſehr anbrüchig gewordenen Geflechte — Es iſt mir, als ob ich mir, lebhafter, als je, meinen lieben Vater vergegenwärtigen könnte, mit ſeinem freundlich — ernſten, zärtlichen Blick, mit dem er ſeinen Liebling wohl oft betrachtet haben mochte; — ach mein guter, lieber, herzlieber Vater! wie überkommt mich doch das Andenken an deine warme Liebe ſo lebhaft! — heiß fühle ich es durch das ganze Nervengeflecht meines Körpers zittern — dein Schatten umweht mich — Segne mich! (Er eilt vor ſeines Vaters Bild, ſtürzt in heftiger Bewegung auf die Knie und hebt die Arme zum Bilde empor.) Segne deinen Sohn zur Reiſe durch's Leben! — (Er ſtützt die Arme auf die Knie, das Haupt in die Hände verhüllend. Der Vorhang fällt.)

# Zweite Abtheilung.

## Kilian Bruſtflecks männliche Jahre.

Es kämpft der Mann und alles will er wagen.
Schiller.

### Erſte Scene.

Freie Gegend.
Nach einem Scharmützel.

(In der Ferne Kanonendonner. Kleingewehrfeuer. Trompeten. Trommelwirbel. Zwiſchendurch Töne der Feldmuſik. Commandoruf. Geraſſel. Staub und Pulverdampf.)

Kilian Bruſtfleck (zwei Jahre darauf, nachdem er das väterliche Haus verlaſſen, liegt im Vordergrunde ſeitwärts halbaufgerichtet, an den Stamm einer rieſigen Eiche gelehnt, halbnackt, den linken Fuß am Knie mit einem Tuch umwunden, mit einem groben, grauen Soldatenmantel bedeckt, das Haupt entblößt; den Säbel in der an den Boden geſtemmten Fauſt, — bleich, matten Hauptes. Der erſte Enthuſiaßmus der Jugend iſt verflogen. Er ſieht die Welt bereits mit nüchternem Magen an.)

Beklagenswerthes Volk! arme Menſchen! Beſtimmt, zu demſelben erhabenen Ziele zu gelangen, welchem gebildetere Geiſter zuſtreben — wie bedauernswerth iſt euer

gegenwärtiger Zuſtand, den ihr Leben nennt! — Verwundet, darniedergeworfen, wie ich bin; im nächſten Augenblicke vielleicht ſchon demſelben Schickſale preis gegeben, — plündern ſie den, der, erſchöpft an Kräften, keinen Widerſtand leiſten kann; berauben ihn ſogar der nöthigen Bekleidung, in ſeinem ohnedieß beklagenswerthen Zuſtande, ihn, jedem Ungemach von Wind und Wetter bloßſtellend, einem deſto gewiſſeren Tode zuzuführen. — Und doch — ſoll ich ihren Unverſtand, den geringen Grad ihres Mitgefühls mit den Leiden des Mitmenſchen anklagen? — Wodurch ſind ſie das geworden, was ſie ſind? Oder beſſer zu ſagen: das nicht geworden, was ſie werden konnten und ſollten? — Man hat ſie verwahrloſet; ob Ältern, ob ſtellvertretende Obrigkeiten, gleichviel! Es konnte wohl nicht anders kommen. Der Menſch mit verwahrloſ'tem Geiſte ſinkt unter das Thier. Übel erzeugt Übel. Der Krieg ſelbſt, deſſen Opfer ich ſo eben, vielleicht auf kurze Zeit, vielleicht auf immer geworden bin, iſt eine Krankheit der verderbten menſchlichen Natur.

Ich fühle es, der Blutverluſt macht mich matt. — Keine Hülfe! — wer weiß, wie wenige Augenblicke genügen, um mich entweder zum vollkommenen Krüppel auf Lebenszeit, zu einem fortwährenden Gegenſtand des Bedauerns zu machen, oder vielleicht gar jenem Punkte zuzuführen, der mich auf immer von der „ſüßen freundlichen Gewohnheit des Daſeyns" trennt, wie Göthe durch Egmont das Leben ſo ſchön bezeichnet. — Gute Mutter!

wenn du um deinen Sohn wüßtest in diesem Augenblicke! vielleicht ahnest du durch das sympathetische Gefühl deiner mütterlichen Zärtlichkeit die Lage deines Sohnes; vielleicht liesest du in diesem Augenblicke den letzten Brief, den ich an dich absandte, und worin ich dir meine vollkommene Gesundheit meldete, und weißt nicht, wie sehr meine Versicherung bereits zur Lüge geworden ist. — Das also wäre nun eine Erfahrung des Lebens, der rauhen Wirklichkeit — In der Entfernung angesehen, nimmt sich das kriegerische Wesen (kaum ein Mückenkampf für den Mondbewohner) recht romantisch aus! aber aus der Nähe betrachtet, stellt sich die Sache anders. Das anatomische Messer, wenn es den Zauber der Schönheit des menschlichen Körpers untersuchen will, vermag dieses nur durch die Zerstörung dieser Schönheit selbst.

Sollte es aber seyn müssen, schon so früh seyn müssen: so fliehe hin, schönes Leben! Ich habe nicht viele deiner Gaben genossen. Deine erste bittere Pille war eine Kugel in's Knie! — Dazu also hätte ich meinen Geist befähiget, über die Ereignisse der Welt und Verhältnisse der Menschen seit Jahrtausenden einen urtheilenden Blick zu werfen; mir die Sprachen todter und lebender Völker angeeignet; mich bemüht, Gesetze der Natur und der Kunst, in ihren verschiedenartigsten Beziehungen auf einander, so weit die Kräfte des menschlichen Geistes ausreichen, kennen zu lernen: um mit all diesen edlen Eigenschaften des menschlichen Geistes, welche Hunderte meines

Gleichen, unter ganz gleichen Verhältnissen entbehren, durch ein kleines Stück Bley, wie irgend ein nutzloser Kiesel, aus der kaum betretenen Rennbahn geschleudert zu werden? — Sey es, wie es wolle! Kann ich dabei verlieren? — War' es nicht die Bestimmung meines Geistes, von Anbeginn, sich zu veredeln? und sollte der Mensch, weil er die Möglichkeit vorauszusehen vermag, daß seine Bemühungen, sich auszubilden, wegen der Kürze seines Lebensfadens, hienieden keine Früchte tragen werden, seine Bestrebungen einstellen? den Fortschritten seines Geistes zum höchsten Ziele der Veredlung nur deßhalb Halt gebiethen? — Es wäre Unsinn, dieß zu denken! Ist hienieden meine Bestimmung? Auf diesem kleinen Erdkörperchen? oder vielmehr überall in dem Hause des Vaters, wie der göttliche Lehrer den unendlichen Raum nennt, wo so viele Wohnungen sind? wo, wenn diese Erde mit einem Male verschwände, auf manchem entfernten Sterne vielleicht ihr Abgang nicht einmal bemerkt werden würde? — Wohlan, Muth! — Erwarten wir den Ausgang — — Schauer durch meine Glieder! — seyd ihr Engel des Todes? oder nur eine leichte Erschütterung der menschlichen Natur? Ein Beben des Nervengeflechtes, von einem schwachen Wundfieber erzeugt? —

(Er richtet sich auf und sieht seitwärts in das Gebüsch hinein).

Ha! — Von meinem Regiment! — He! Freunde! — Lieutenant von St. Aumer —

(Der Vorhang sinkt).

## Zweite Szene.

### Küste.

Felsen, Brandung.

(Nacht. Sturm. Schwarzer Himmel. Ungewisser Schimmer des Mondes zwischen den sich jagenden Wolkenmassen. Den ganzen Horizont nach allen Richtungen durchzuckende Blitze. Rollen des Donners. Brausen und Heulen des Windes. Von der Windsbraut geschwellte Wasserberge wogen heran, zerschellen donnernd, schäumend an den Felsen. Gekreisch des Sturmvogels).

Kilian Brustfleck (nunmehr im 30sten Lebensjahre, steht auf dem Felsen, halbentkleidet, das Haar vom Sturm gepeitscht. Er schlägt die Arme unter und steht in ernster Betrachtung des grausenvollen Aufruhrs der Elemente).

Schön! — herrlich! — fürchterlich! — Erhaben und entsetzlich bist du, Natur! hohe Meisterin! geheimnißvolle Königin des Weltalls! — Das Meer ist dein wahres Gebieth. Hier hast du deinen Sitz aufgeschlagen, wo der fliegende Sturm dein Mantel, die empörte See dein Wagen, rothe Blitze deine Kronen sind! — Du wolltest meinen Untergang nicht. Was vermag der schwache Mensch gegen deine Macht? — Und dennoch wagt er es, dir Trotz zu biethen. Er wagt es, mit der ganzen Kraft seines Geistes gegen dich anzuringen. Er erhebt sein Auge zu den Sternen, und findet in dem unendlichen Raum umherblickend, genau die Richtung, die er seinem Fahrzeug zu geben hat. Und verhüllst du ihm das

leitende Siebengestirn und jeden Blick des göttlichen Auges; — so sieht er nach der Magnetnadel und spottet deines Grimmes! — Freilich bedarf es oft nur einer geringen Bewegung deiner Riesenfaust und du schnellst seine künstlichen schwimmenden Städte, seine Lastschiffe von ungeheuerem Gewichte an irgend eine Stufe deines Thrones, und zersplitterst sie, als ob sie nicht gewesen, und schüttest aus ihre Schätze und Menschenleben, — ein Spielzeug deiner Wellen, zwischen den beiden Abgründen, dem Himmel und der Meerestiefe. — Dennoch lacht er deines Grimmes, der Pygmäe, den du zu vernichten denkst; du zerschmetterst sein Gebein, die Ungeheuer der Wasser zermalmen, verschlingen es; er selbst lebt fort, in neuen schöneren Verhältnissen; dieselbe Kraft, die ihn und dich zur Wirksamkeit hervorrief, beschenkte ihren geliebten Sohn, den denkenden und fühlenden Sohn des Staubes, mit dem Siegel der Unsterblichkeit. Er ist, obwohl körperlich ein armes, scheinbar oft beklagenswerthes Wesen, dennoch ewig unaussprechlich über dich erhaben.

(Der Regen stürzt in Strömen. Die Heftigkeit des Ungewitters nimmt zu. Kilian erblickt bei dem Leuchten der Blitze eine mit Gestrüpp bewachsene Felsenspalte. Er nähert sich und entdeckt darin eine verlassene Fischerhütte, die ihm einigen Schutz gegen den Ungestümm des Unwetters gewährt. Er tritt hinein und belauscht von da aus ruhiger den Aufruhr der Natur).

Wo mag ich seyn? — Eine bewohnte, oder mindestens nicht ganz unbesuchte Küste, wie es scheint? — Al-

ſo Lebenshoffnung! — Aber was nun? wenn ich gleichwohl hier länger verweilen müßte? — Wie? Sollte die Natur, deren eine Hand mich zum Spielzeug ihrer Laune machte, nicht vielleicht mit der andern mir auf irgend eine Weiſe zu Hülfe kommen, und der Kunſt nachzuhelfen wiſſen? — Vor der Hand wollen wir das Beſte hoffen. Der Anbruch des Tages, das Ende des Sturmes wird es zeigen, ob meine Hoffnung zu ſanguiniſch war? Was übrigens die lange Weile betrifft, ſo würde ich noch immer glücklich genug ſeyn, aus dem Inhalte meines geretteten Taſchenbuches den Stoff entnehmen zu können, um mittelſt der unbeſchriebenen Blätter und unverbrauchten Stifte einige Seiten mit Gedanken auszufüllen, zu denen der Stoff in meinem Gedächtniſſe und Urtheil ruht. Ich könnte z. B. zum Zeitvertreib, einſam, wie ich bin, mich in der That erſt recht in die große Geſellſchaft aller Zeiten, Länder und Völker werfen, und die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes in einer ſelbſtgedachten Aneinanderreihung der uns bekannten Ereigniſſe aus dem Kopfe niederſchreiben, und wieder nur dabei gewinnen. — Siehe da, ein neues Zeichen der erhabenen Würde des Menſchen, der auch im leichten Spiel ſeiner Kräfte immer ſeine geiſtigen Vorzüge beurkunden zu müſſen gezwungen iſt, die der Schöpfer und Erhalter des Weltalls in ihn gelegt hat. — Mein Herr und mein Gott! Wie groß biſt du in allen deinen Werken! wie herrlich aber gibſt du dich kund

in dem Menſchen, gemacht, ein Gleichniß des Höchſten zu ſeyn! — Hu! was für ein Blitz! —

(Der Vorhang rollt herab).

---

## Dritte Scene.

### Baltimore.

Garten. Laube.

(Der nüchterne) Kilian Bruſtfleck (im 35ſten Lebensjahre) ſteht, eine Hand an die Seitenwand des Eingangs geſtützt, mit der andern Hand eine Allee hinabwinkend.)

Da ſchwebt ſie hinab! — Sanfte Seele! liebes Weib! Zärtliche Mutter! — Wie lieb' ich dich! — Fern dem Himmelsſtriche, der mir das Leben gab, fand ich das Glück, fand ich meine Beſtimmung. — Hätte ich es wohl vor einem Decennium für wahrſcheinlich halten können, daß ich einſt in Baltimore Ziel und Haus, Weib und Kind finden würde? — Ja, daß ich hier meine Amalie finden würde! Freilich nicht jene Amalie, die meine Jugendträume verſchönte, deren Bild noch heute in meinem Herzen lebt; aber doch auch eine Amalie. — Holdes Mädchen! Welch' neidiſch kalter Hauch knickte ſo ſchnell dieſe Blüthe? — Warſt du zu zart für den rauhen Boden, der dich trug? — Ach! allzufrüh berührte jene geheimnißvolle kalte Hand dein Haupt! — Und vielleicht dennoch glücklich — Müßte das Auge des Menſchen nicht verhüllt ſeyn für die Ergebniſſe der Zukunft; ſähen wir in demſelben

Grabe klar, als uns im Gegentheile Vertrauen auf die höhere Leitung der Vorsehung, anstatt vollkommener Erkenntniß unserer Schicksale angemessen ist: würden wir es nicht wagen, dieses „Vielleicht" zu gebrauchen. — Gewiß ist es jedoch, daß der Engel Amalie mancher bitteren Erfahrung quitt geworden ist, die in dem Leben, auch des von der Welt am glücklichsten gepriesenen Sterblichen vorkommen muß, und die vielleicht auch die Stunden meiner irdischen Amalie bedroht, die, durch ein Weltmeer von dem Grabe jener getrennt, heute mein Leben verschönert. Der Augenblick wird kommen, wo ich denselben Punct betreten werde, den sie betreten hat, als sie von mir geschieden. Eine künftige Zeit wird das große Räthsel lösen, das durch keines Alexanders Schwert, wie jener gordische Knoten, zerhauen werden kann. Bis dahin sey es mir vergönnt, meinen schönen Jugendtraum in meinem Gedächtnisse fortleben zu lassen, und das Glück zu genießen, das ich hier gefunden habe, als eine Vergütung der bisherigen Mühen und Bestrebungen meines Lebens; und wer weiß, ob nicht als eine à Conto Zahlung an dem Capital des Lebensgenusses, mit dem mir vielleicht eine neidischere Zukunft im Rückstand bleiben soll. Ich nehme, was die Gegenwart mir bietet und ich als rechtlichen Gewinn annehmen darf, mit Dankbarkeit an. Jene großen Verhältnisse, die allein Gewinn und Verlust entscheiden, stehen nicht in des Menschen Gewalt; allein, so wie es einer Seits billig ist, bei richtigen Speculationen auf

Gewinn rechnen zu dürfen, so ist es weise, sich auf Verlust gefaßt zu machen. — Aber weg mit jeder vorzeitigen Sorge! Jeder Tag hat seine eigene Sorge für sich. Berechnung von Möglichkeiten soll mir den Genuß der Gegenwart nicht trüben. — Lebhaft rollt das Blut durch meine Adern. Frisch springt noch vor mir die Quelle des Lebens. Noch ist sie mein; denn ich fühle die Kraft, zu seyn, was ich seyn kann. Ich will mich des Sonnenscheins freuen, so lange er da ist. Die Stürme werden immer zeitig genug von selbst kommen. Der rechte Mann fürchtet nichts; aber er muß zu Schutz und Trutz gerüstet seyn, wie mein lieber Schiller sagt. — Ah, mein Buchhalter. —

(Er verläßt die Laube. Der Vorhang fällt.)

---

## Vierte Scene.

### Am Hafen.

Ruhige See. Mondnacht.

Kilian Brustfleck, (43 Jahre alt, steht allein träumerisch über die Wogen hinblickend. Thränen schleichen sich über seine Wangen.)

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht —" Also hast du auch den Zoll des Lebens bezahlt, Kilian? — Du wirst doch nicht etwa geglaubt haben, dir könne nichts Widriges begegnen? — Nun, das gerade nicht; aber, daß eben diese Stelle angegriffen werden würde, das war ich mir nicht vermu-

then. Achill war nur an der Ferse verwundbar. Er wurde verwundet, und der edle Heros war dahin! Auch ich ward an der Ferse verwundet. Nur diese Stelle war es, wo ich bis in's innerste Leben zu treffen war. — Gib dich zufrieden, Kilian! Anderen geht es nicht besser. Noch viele werden dieselben Erfahrungen machen. Vielleicht Bessere, als du, empfanden dasselbe, was du empfindest. Eben so zärtlich; so, wie du, der Liebe bedürfende Herzen, an nichts in der Welt so sehr, als an den Ihrigen hängende Menschen — litten, wie du. Auch sie mußten sich mit der Hoffnung einer besseren Zukunft begnügen. Wohl ihnen, wenn sie, wie du, in der glücklichen Lage sich befanden, nicht erst im Augenblick des, als unabweislich sich darstellenden Bedürfnisses ängstlich nach Trostgründen sich umsehen zu müssen, sondern in ihrer Brust und in ihrem Geiste jene Kraft bereits vorfanden, ohne die das Leben mit seinen bitteren Erfahrungen nur eine Marterbank, ja, zum Mindesten ein, in der That sehr wenig wünschenswerthes Geschenk wäre. Ohne diese Verknüpfung des irdischen Daseyns mit einer schöneren Zukunft, würde das Leben eine Last seyn, die der Sterbliche oft versucht wäre, je eher, je lieber von den Schultern zu schütteln.

Ich kehre in das Vaterland zurück. — Obgleich im Besitz dessen, was dem gewöhnlichen Menschen das Wünschenswürdigste scheint, bin ich dennoch ärmer, als Tausende meines Gleichen; denn Alles, was meinem Leben

eigentlichen Werth gab, nahm mir die Macht, die der Welt von Anbeginn ihre Bahn vorgezeichnet, und allen Kräften jene ſcheinbare Freiheit des Wirkens gab, die, bei unſerer beſchränkten Überſicht des großen Ganzen, uns täglich zum Spielball des Zufalls zu machen ſcheint. — Ohne Ruhe und Genuß da, wo ich vor kurzem noch vollkommen glücklich war, kehre ich dahin zurück, wo ich weder das eine, noch das andere zu finden Hoffnung habe, wo ich aber einſt, zwar nur kurze Zeit, in den Jahren einer glücklicheren Jugendzeit ſelig war. — Was ſuchſt du dort, Kilian? — Meines Vaters, meiner Mutter und Amaliens Grab! — Und was läſſeſt du zurück? — Weh mir! —

(Der Vorhang ſinkt herab.)

---

## Fünfte Scene.

### Im väterlichen Hauſe.

(Kahle Kinderſtube.)

Der 50jährige Kilian Bruſtfleck (ſteht, im einfachen Kleide, in der Mitte des Zimmers, Papiere in der Hand. Jahre und Gram haben Altersfurchen auf ſeinem Geſichte gezogen. Das Haar beginnt, grau zu werden. Er iſt dem Anſehen nach kräftig, jedoch blaß und leidend. Beim Aufrollen des Vorhanges ließ er einen Fuß auf dem Sattel eines beſtaubten, abgefärbten, halbzerbrochenen Schaukelpferdes ruhen. An der Wand hängt ein Bild, das den kleinen Kilian im Kinderkleidchen vorſtellt.)

Es iſt viel auf einmal! — allein, ich will keine Miene darüber verziehen. Ich kann es ertragen. Was gilt mir der Verluſt eines Vermögens, deſſen ich für die Meinigen nicht mehr bedarf? — Ich bin fortan an dieß kleine, väterliche Erbe, das nackte Leben und das Grab angewieſen. Die bisherige Leichtigkeit, Andern mit meinem Überfluße zu Hülfe zu kommen, wird nun freilich wegfallen, und damit die einzige Möglichkeit, mir das Leben auf irgend eine thätige Weiſe erträglich zu machen. Nicht Unvorſichtigkeit von meiner, nicht Unredlichkeit von Seite meiner Handelsfreunde: nur das Unheil der Zeit allein, der Wechſel der Weltereigniſſe verſetzt mich in die neue Lage.

Wie ſchaal! Wie leer — dieſe Mauern und Räume mich heute anſtarren! wie ſo wenig ſcheint mir in dieſem Augenblicke noch übrig von der Vergangenheit! kaum ich ſelbſt ſcheine mir noch derſelbe zu ſeyn, der dort mit ſo fröhlichen Kindesaugen, ſo muthig und zutrauensvoll in die Welt hineinſieht; der mit ſo warmer Imagination ſich auf dieſem, nun, wie er ſelbſt, veralteten Schaukelpferde einſt ſo glücklich fühlte! Welche Kluft zwiſchen Damals und Jetzt! — nichts, als die Welt, liegt zwiſchen dem verlornen Paradieſe kindlicher Unſchuld und der Empfindung des gegenwärtigen Augenblickes. Sie liegt dazwiſchen mit allen ihren Stürmen und Getreibe, allen ihren Mühen und Beſchwerden, allen ihren Glücksſpielen und Täuſchungen! Sie liegt dazwiſchen, wie eine eiſerne

Scheidewand, wie ein unermeßlicher, von Nebeln überdeckter Abgrund zwiſchen zwei Felſenvorſprüngen, über den kein hülfreicher Baumſtamm eine Brücke warf, und kein Springſtock führen kann. — Und doch, ſcheint ſelbſt die erkaltende Erinnerung an jene ſeligen Tage den Stachel der Sehnſucht in meiner Bruſt zu wecken. Alter Knabe! Schämſt du dich nicht? Darf der Mann noch fühlen, wie das Kind? — Und warum nicht? — Hab' ich denn meinen Kindesglauben verloren? Haben denn die gemachten Erfahrungen das Gefühl des Göttlichen in meiner Bruſt getödtet? — Nein! ſie haben es nur, wo möglich, lebendiger gemacht, lebendiger den Wunſch nach dem Fallen des Vorhangs! — Darum ſeyd mir freundlich willkommen, ihr ſchönen Träume meiner Kindheit! Seyd mir gegrüßt mit heiligen Schauern, all' ihr zärtlichen Erinnerungen an Vater und Mutter, mir ſo unendlich theuer, als das ſchmerzliche Gedächtniß an die, die weit von mir über'm Ozean auch in heimiſcher Erde ruhen! — Seyd mir gegrüßt mit euren ſüßen Thränen und bitteren Freuden, all' ihr holden Bilder der Tage, die nicht mehr ſind. — (Er tritt an das Fenſter). Dorthinaus liegt die Ruheſtätte meines herzlieben Vaters, meiner herzlieben Mutter — Ich will hinaus zu ihnen —

(Der Vorhang fällt.)

# Dritte Abtheilung.

## Kilian Bruſtflecks Alter und Tod.

„Ein Jeglicher verſucht ſein Glück?" —
Schiller.

### Erſte Scene.

Garten.

Nacht.

(Der Himmel iſt vom Brandſchein geröthet. Feuerlärm. Trommelwirbel. Geraſſel der Löſchwagen. Geſchrei.)

Kilian Bruſtfleck (56 Jahre alt, ſitzt auf einer Bank, eine Brieftaſche in der Hand, das Haupt auf die Bruſt geſenkt. Er richtet ſich auf.)

Auch das! — hm! was mehr? — Das Ärgſte iſt bereits vorüber. Alles übrige hat nicht viel zu ſagen. Wir wollen es nehmen, wie es kommt. Gott beſſer's! Was vermag der Menſch gegen das Geſchick? Alles Ringen iſt vergebens. Er dulde und trage, und — wenn er kann, richte ſich wieder auf, den Blick nach Oben gewendet. Die Wolken kommen und ziehen vorüber. Die Stürme brauſen und — ſchweigen. Der Menſch erträgt und — vergißt.

Vergißt? — nicht immer; zum Mindeſten nicht Jeder, und nicht — Jedes! In einem Falle, wie dieſer, kann wohl eine beſſere Stunde ihn die ſchlimmere vergeſſen lehren, ja, am Ende, wenn Zeit und Umſtände günſtig ſind, erinnert er ſich wohl zuweilen gar noch gern mit ſüßem Schmerz an die Schattenſeite der Vergangenheit, und ſcheint ſogar aus dem Gedächtniſſe des überſtandenen Übels ſich einen Genuß bereiten zu wollen. Ich ſelbſt lebte bisher nur durch die ewig wiederholte, ſchmerzliche Erinnerung an das mit meinen Lieben genoſſene Glück. — Mein väterliches Haus wird bald nur Staub und Aſche ſeyn. Staub und Aſche, wie die, die es mir hinterließen; Staub und Aſche, wie die, die über'm Meere mein waren. — Bei dem Licht der Flamme meines Vaterhauſes will ich nochmals die Züge der geliebten Hand auf jenem Blatt betrachten, das mir einſt die zärtliche Vaterſorge zum letzten Lebewohl hinterließ, deſſen Inhalt die Richtſchnur meines Lebens, in heiteren und trüben Tagen — Muth und Troſt gewährte. (Er öffnet die Brieftaſche und entfaltet ein Papier. Er will leſen. Die Augen ſchwimmen ihm in Thränen. Er vermag es nicht. Er ſteht auf.)

Ich kann nicht. — Das, was du ſchriebſt, lieber Vater! lebt unauslöſchlich in meinem kalten Herzen und meinem Gedächtniß. — Aber die Bewegung meiner Bruſt iſt doch zu groß in dieſem Augenblick, als daß die Fülle des Herzens nicht in's Auge hinüberſchwellen ſollte. — Iſt es aber nicht thöricht! Kann man auch um die Zerſtörung

lebloſer Dinge trauern? — Welches Recht hätte Holz und Stein, zufällig zum Gebäude zuſammengefügt, und eben ſo zufällig unſer erſter Aufenthalt nach dem Eintritte in die Welt, — über unſer Herz auszuüben? — Ach, dieſes Holz und jene Steine ſind, wenn ſie nicht mehr, als Holz und Steine ſind, in der That noch nicht Alles, was ſie ſeyn können; und nicht ganz mit Unrecht läßt der Dichter Kleiſt in ſeinem wunderbaren Käthchen von Heilbronn den Grafen Wetter von Strahl ſich im Übermaß ſeines ihn übermannenden Gefühles über die Bäume beklagen, wenn ſie etwa in der That nur von Holz wären und ihm gar nichts weiter ſeyn könnten! — Mag die kritiſche Welt immerhin dieſe Stelle — Bombaſt nennen; ich wäre eher verſucht, ſie in ihrer Einfachheit für ungemein zart zu halten. Denn, wenn der fühlende Menſch auch von der lebloſen Natur – Seele fordert, ſo iſt das ſehr verzeihlich — Es iſt dem Geiſt gegeben, überall hin ſein Reich auszubreiten. Der Schöpfer konnte eine Welt aus Nichts ſchaffen. Aber ohne den Menſchen wäre dieſe Schöpfung noch immer ohne Leben. Sie diente dem Menſchen, und er gab ihr — Sinn, Bedeutung und Leben. Darum verlangt er Mitgefühl auch von Holz und Stein — Darum will ich mich nicht ſchämen, um meinen zerſtörten Beſitz, um den morſchen Rahmen meiner Kindheit zu klagen. (Nach einer Pauſe.) — Wo werde ich wohl heute mein Haupt hinlegen? —

(Der Vorhang ſinkt.)

## Zweite Scene.

### Zimmer im Mauthhauſe.

(In einer ſchräg hinlaufenden Seitenwand große offene Eingangsthüre, mit halber Ausſicht gegen die Straße. Fußgänger, her und hin, werden fortdauernd theilweiſe ſichtbar. Im Innern des Zimmers, ſeitwärts an der aufgeſperrten Thüre eine Bank.)

Der 60jährige Kilian Bruſtfleck (mit ſchon etwas gebeugtem Nacken ſitzt dort im grauen Überrock und Käppchen. In ſeinen Glücksumſtänden ganz herabgekommen, iſt er in ſeinem Geburtsſtädtchen aus beſonderer Berückſichtigung Einnehmer am Thore geworden. Er hat ſich inzwiſchen die Tabakspfeife zugelegt. Es iſt früher Morgen Er ſchmaucht ſeine Morgenpfeife, und ſieht durch die Thüre in das Freie hinaus.)

Ein ſchöner, friſcher, freundlicher Morgen! — Die Sonne wird den Nebel bald beſiegt haben. — Die Welt wird lebendig. Meine Leute haben alle Hände voll zu thun. — Wie ſie herbeikommen mit den Erzeugniſſen ihrer Ställe und Felder, dem gewerbſamen Bürger ſeine Nahrung und Arbeitsſtoffe zuzuführen, der ſie hinwieder mit den kunſtreichen Erzeugniſſen ſeiner Hände beſchenkt. So reichen ſich Natur und Kunſt die Hände; tauſchen ihre Producte; Bedürfniſſe, die einen, wie die andern; beide — Mittel zum Zwecke: Genuß, und im Genuß — Fortſchreiten im Reich der Geiſter.

Da ſchreitet der frohgeſtimmte Muſenſohn fröhlich hinaus in's Freie, an der Bruſt der Natur die Erinnerungen

des fernen Vaterhauſes lebendiger zu wecken! — Dort ſtrebt der wißbegierige und wanderluſtige Handwerksburſche einem anderen Sammelplatz der Menſchen zu, um etwa neue Handwerksvortheile, Vervollkommnung des Erlernten abzulauſchen und betriebſam der Heimath zuzuführen! — Der hat's eilig! er mag wohl am beſten wiſſen, was ihn treibt. Dem Philoſophen müßte es belehrender, als manche gelehrte Abhandlung über den Menſchen — ſeyn, nur etwa von einem Hundert meiner Wandersleute die nächſte Urſache zu kennen, die ſie in Bewegung ſetzte, mit allen den Gedanken, Gefühlen und Plänen, mit denen ſie ſich etwa tragen mögen. Aber nicht minder wiſſenswürdig wäre es auch, nachdem ſie ihr Geſchäft abgemacht haben, die neuen Reflexionen zu kennen, die durch die gemachten Erfahrungen veranlaßt wurden. Wie viele vereitelte Hoffnungen, getrübte Ausſichten, niedergeſchlagene Herzen würden unſer Mitleid in Anſpruch nehmen! — Wie dieſer gemüthlich hinausſchlendert! ſein Käppchen ſo unternehmend aufgeſtülpt, als erwarte er nun ganz getroſt ein halb Dutzend unerwarteter Begegnungen, die ihm eben recht kämen, da ſie ihn ganz bei Laune anträfen — Da trottirt Einer ganz haſtig, ſtaubaufwirbelnd, vorüber; — dem gehört die Welt ohne Weiteres, wie er ſo daſitzt auf ſeiner mageren Roſinante! — Wohl ihm, wenn er die Welt noch lange im Roſenlichte betrachten darf — Nicht Jedem wird es ſo gut — Auch ich war einſt in Arkadien — Ha! (er zieht das Käppchen) der Herr Bürgermeiſter! der

gute, wohlbeleibte Herr hat es wohl Noth, sich's bequem zu machen, um seine Geschäfte abzuthun! Zwölf Füße vermögen mehr, als zwei, und dabei dürfen noch obenein die seinigen und die seines Rossebändigers windfeiern. — Oho! schon so früh am Tage läßt du dich sehen, Charonsschiff? Wen kommst du, zu holen? — den Jüngling mit dem raschklopfenden Herzen, dem überwallenden Feuergeiste, für den die Welt nicht genug Raum hat? oder die zarte Jungfrau, die schöne Hoffnungsblüthe kommender Geschlechter? oder etwa die holde, kaum aufgeblühte Rosenknospe? vielleicht den lebensmüden Alten, der dich oft genug in frischeren Tagen, als die sind, in denen er sich heute dahin schleppt, schon herbeiwünschte? — Wann wirst du deinen Kilian an Bord nehmen? — Ich sage deinen Kilian, denn, du wirst mich doch wohl nicht vergessen? — Abgestumpft, wie ich mich fühle, sehe ich dich ruhig kommen und gehen, Tag für Tag — Wann eher schließt sich mein Auge dem irdischen Licht? (Der Vorhang sinkt.)

---

## Dritte, eigentlich zwölfte und letzte Scene.

### Gärtchen hinter dem Mauthhause.

Freie Aussicht auf die Berge.

(Schöner Herbstabend. Sonnenuntergang. Heiterer Himmel. Frische Luft. Schönes Abendroth.)

Kilian Brustfleck (69 Jahre alt, sitzt in einer kleinen Laube, auf einem Großvaterstuhle. Sehr blaß, das Haupt

zurückgelehnt, die Arme ruhen ſchlaff auf des Stuhles Seitentheilen. Unter der Mütze quellen ſeine grauen Locken auf die Schultern herab. Sein matter Blick iſt auf das Abendroth hinterm Berge geheftet. Seine Lippen ſcheinen ſich zu bewegen. Zu ſeinen Füßen ſitzt auf einem Schämmel)

Ein Knabe, von ungefähr 8 Jahren (und lieſet ihm laut aus einem Buche vor:)

„Und als es Abend geworden war, trugen ſie ihn zu Grabe." — Das iſt recht traurig! — Soll ich weiter leſen? — (Kilian ſchüttelt leiſe das Haupt) Nicht? — Recht, lieber Herr Kilian. Die Geſchichte iſt aus. Wir fangen lieber Morgen wieder eine neue Erzählung an. — Weißt du, Großvater! — gelt, ich darf wieder einmal ſo ſagen? (Er küßt ihm die Hand.) Du haſt mir's ja geſtern erlaubt. Weißt du, wie die Erzählung heißt, auf die wir jetzt kommen? — „Die Morgenröthe!" — Die wird wohl einen beſſeren Ausgang haben, als die wir eben geleſen haben. Meinſt du nicht, Großvater? — Warum antworteſt du mir denn nicht? — Schmerzt dich heute die Bruſt ſo ſehr, daß dir das Sprechen ſchwer fällt? — Du drückſt mir die Hand? — guter Großvater! wie ich dich lieb habe! Ach, faſt wie meinen Vater! Es iſt recht Schade, daß du nicht ſprechen darfſt! ſonſt hätte ich dich wohl gebeten, daß du mir vom Meer, oder von den fremden Ländern, die du geſehen haſt, und von den wilden Menſchen, die noch heute in den Wäldern leben, oder vom Krieg etwas erzählt hätteſt, und wie's in den Gefechten zugeht, wo die Menſchen

einander todt schießen und in Stücken hauen — Lieber Großvater! ich will dir etwas sagen. Es kommt mir recht sonderbar vor, daß es zuweilen im Kriege erlaubt ist, daß die Menschen einander todtschlagen, was doch der liebe Gott verboten hat — das kann ich nicht begreifen; das mußt du mir doch erklären, wie das möglich ist, wenn du morgen wieder sprechen kannst.

Lieber Großvater! wenn es dir recht ist, so will ich jetzt mein Abendgebeth sprechen. Denn, wenn sie heute zum Gebeth läuten, muß ich schon nach Hause gehn, weil die Mutter nicht wohl ist. Ich bethe so gern mit dir. Weil dir's aber heute zu schwer wird, so will ich allein bethen. (Er kniet vor Kilian nieder, stützt sich halb auf dessen Knie, und faltet die Hände.) — Lieber, guter Gott! Ich danke dir für alles Gute, was du mir heute geschickt hast. Ich bitte dich, schicke mir heute Nacht meinen heiligen Schutzengel, daß er mich beschütze und bewahre vor allem Übel! Amen. Lieber, guter Gott! ich bitte dich, habe mich lieb. Ich will recht fromm und artig seyn und meinen Ältern, und meinem lieben Großvater recht viele Freude machen. (Er steht auf und küßt Kilian die Hand. Er betrachtet ihn.) War's so recht, lieber Großvater? — Nicht wahr, lieber Großvater! wenn ich recht fromm bin, so kann ich mit dem lieben Gott sprechen, wie die Engel? und die Engel spielen hernach im Traume mit mir? — Du gibst mir ja nicht einmal ein Zeichen? — Ich glaube gar, er ist eingeschlafen — Aber mit offenen Augen kann ja ein Mensch

nicht ſchlafen? — Großvater! lieber Großvater! hörſt du? — Haſt du mich lieb? — Mein Gott! er rührt ſich gar nicht — (Aus einem Nachbarhauſe erheben ſich in dieſem Augenblick die ſanften, wehmüthigen Klagen einer Flöte in der Weiſe des Schweizerkuhreigens.) Er wird doch nicht — mein Gott! — (Er läuft gegen das Haus) Peter! Peter! Kommt doch her! — Der Herr Kilian —

(Der Vorhang fällt.)

---

## Epilogus.

### Im Parterre.

(Die Zuſchauer haben ſich entfernt. Der kritiſche Zuſchauer war der erſte. Im Orcheſter ſind die Lampen ſchon zur Hälfte ausgelöſcht. An den äußerſten Ecken der erſten Bänke hinter dem Orcheſter ſitzen die zwei aufmerkſamſten Zuſchauer noch ganz ſteif vor Bewunderung oder Erſtaunen über die ſo eben angehörte Monologie. Sie können ſich noch gar nicht erholen. Mit halboffenem Munde, fragenden Blicken ſehen ſie ſich endlich um, bemerken einander, wiſſen aber eben ſo wenig, was ſie aus ſich, als aus dem Stück machen ſollen. Sie fangen endlich an, zu ſich zu kommen, begrüßen ſich, machen ſich langſam zum Abmarſch fertig; ſprechen jedoch nicht, ſondern denken ſich bloß Manches.)

Der eine aufmerkſame Zuſchauer (denkt ſich z. B. „Hm! ſo geht die Welt eigentlich alle Tage für eine

„hübſche Partie Sterblicher unter, die ſich aus der Welt „trollen!")

Der Andere (denkt vielleicht daſſelbe; ſetzt aber, wie ſein Gegenbänkler, den Gedanken fort, und meint: „für ihn „könne die Welt aber doch noch eine Weile ſtehen bleiben.")

(„Ja," denkt)

Der Erſte (weiter; „aber dann ſtirbt ſie doch auch; „nicht bloß für mich, ſondern ſie geht wohl am Ende für „ſich ſelbſt unter."

(„So wird Alles zu nichts" — denkt)

Der Andere.

(„So wie Alles aus Nichts entſtanden iſt" —)

Der Erſte.

(„Weil aber Alles, was heute noch da iſt, nur da ſeyn „kann, weil eine höhere, als eine menſchliche oder irdiſche „Kraft von Ewigkeit waltet; da die Zeit am Ende doch „wohl eigentlich niemals angefangen haben kann; ſo" — denkt)

Der Andere — („kann ſie wohl auch kein Ende „nehmen; und darum" —)

(„hoffen" — vollendet)

Der Erſte („wir auch nach dem Untergang der Welt „auf Den, der der Anfang iſt, und das

„Ende".)

# Das Mädchen von Aquileja.

Von

Johann N. Vogl.

Aquileja! Aquileja!
Ach, verfallen — unterthänig
Bist auch du jetzt ihm, der Gottes
Geißel heißt, dem Hunnenkönig.
Weh'! — er durft mit ſeinen Schaaren
Niederſchmettern deine Mauern,
Durfte würgen, durfte brennen
Bis die Sonne ſank mit Trauern.

Und nun ſpricht der Hunnenkönig
Zu den Schlächtern, zu den blut'gen
„Mögt euch jetzt für neue Kämpfe
Auch in neuer Luſt ermuth'gen,
Koſten mögt ihr fremde Reben,
Und um fremde Reize minnen,
's iſt der Wein hier glühend, blühend
Sind die Aquilejerinnen.

Und zum wild'ſten Bachanale
Iſt der blut'ge Kampf geworden,
Und nach ſchöner Beute ringen
Die zu ſätt'gen nicht im Morden.
Fruchtlos ſind der Schwachen Zähren,
Fruchtlos iſt ihr Flieh'n, ihr Streiten,
Mancher Brautkranz liegt zerpflücket
Der gewunden ſpät'ren Zeiten.

Attila nur ſchreitet einſam
Durch's Gewühl der wüſten Menge,
Als ein Weib, von Schönheit ſtrahlend,
Ihm begegnet im Gedränge.
Wie ein Baſilisk am Spiegel
Iſt er da, von Glut entzunden,
An die flücht'ge Schöne plötzlich
Und wie zauberhaft gebunden.

Niemals ſeiner Augen ſolcher
Schönheit Fülle noch gewahrten,
Noch kein Antlitz ſah er, wo ſich
Roſen ſo mit Lil'jen paarten,
Ha! wie ſeine Bruſt die Funken
Ihres Feuerblicks durchdringen,
Wie ſich ihre nächt'gen Locken
Ihm zu Liebesbanden ſchlingen.

Und die trunk'nen Blicke kann er
Nimmer von der Jungfrau wenden,
„Ja, dich konnte mir nur Odin
Oder Freia ſelber ſenden.
Würdig biſt nur du vor allen
Frau'n und Mädchen dieſer Tage,
Daß das Herz des Hunnenkönigs
Lodernd an dem deinen ſchlage!"

Ach, wie ſchnell ſind da die Roſen
Weggeweht von ihren Wangen,
Denn mit Grauen ſieht die Reine
Sich von ew'ger Schmach befangen,
Ach — und nimmer kann ſie ringen
Frei ſich aus ſo argen Ketten,
Nur allein der Himmel kann ſie
Aber nichts auf Erden retten.

Doch — da taucht's in ihrem Inner'n
Plötzlich auf, wie Morgenhelle,
Und ſie ſpricht zu ihrem Dränger:
„Kommt, ich weiſ' euch traut're Stelle,
Nicht erlaubt's die Scham der Jungfrau
Daß auf ſolch ein Wort ſie höre,
Wo ſo viel der Späher lauſchen
Und gefährdet ihre Ehre."

Und mit flücht'gen Schritten eilet
Sie dahin durch all' die Gaſſen,
Hinter ihr der Hunne, glühend,
Sie in ſeinen Arm zu faſſen.
So zu nächtig öden Hallen
Folgt er ihr, die raſch entweichend
Vor ihm wandelt, ihm den Faden
Durch die Labirinte reichend.

Sieh — ſchon ſteigen jetzt die Beiden
Aufwärts über breite Stufen,
Nach dem Ort, den Liebesgötter
Sich zu ihrem Tempel ſchufen.
Und vor ihm ſtets wallt die Schöne,
Schnell, doch jungfräulich beklommen —
Doch wie Treppe folgt auf Treppe
Nimmer will die Stelle kommen.

Ungeduldig läßt der Hunne
Da ſie an mit rauher Stimme:
„Hör' — ſo wir nicht bald zur Stelle
Magſt du zittern meinem Grimme!"
Spricht darauf das Mädchen flehend:
„Zürnt nicht Herr, ihr werdet's loben,
Traulich; wie ſonſt nirgends, iſt es
Nur auf luft'ger Zinne oben."

Und auf's Neu', hinan die Stufen
Steigt ſie nun, mit raſchern Schritten,
Er — ſein Schwert klirrt an den Steinen,
Folgt in Eile ihren Tritten.
Da erſchließt ſich eine Pforte,
Meereslüfte wehen milde,
Und von breiter Zinne ſchauen
Beide auf die Nachtgefilde.

Von der Stadt her ſchallt ein Wogen
Wie das Rauſchen ferner Bäche,
Aber lautlos unter ihnen
Breitet ſich des Meeres Fläche.
Doch ein Sitz, umhaucht von Blüthen,
Ladet ſie zur Raſt, zur ſüſſen,
Und mit heißen Armen will jetzt
Attila die Braut umſchließen.

Aber raſch ſich ihm entringend
Flieht ſie zu des Daches Rande:
„Haſt du Fitt'ge nicht, ſo rettet
Digna, noch ein Sprung vor Schande!"
Und hinab zu nächt'gen Wogen
Schwingt ſie ſich, mit muth'gem Sinne,
Voll Entſetzen ſtarrt der König
Lang' ihr nach — von öder Zinne.

Aquileja! — Aquileja!
Rief er oft, mit bleichem Munde,
Wenn ein Traum, ein blutig finſt'rer,
Auf ihm rieß die alte Wunde.
Stieß ins Schlachthorn dann, — wie wüthig
Fortgepeitſcht zu Kampf und Gluten,
Bis er — ſühnend — unter'm Dolche
Eines Weibes mußt' verbluten.

# Das Urtheil des Paris.

## Erzählung

von

## Franz Fitzinger.

### 1.

In dem Garten des Aſſeſſors von Thiele ſtand unter anderen ganz hübſchen Fruchtbäumen auch ein Apfelbaum mit gar anmuthigen, reifen, rothen Früchten, welche Frau Pomonen zu beſonderer Ehre gereichten.

Gedankenvoll ſaß im Schatten dieſes Baumes Hypolit, und las in einigen Aktenſtücken, die ihm der Herr Aſſeſſor zur Durchſicht übergeben hatte. Aber ſein Geiſt war zu getheilt, als daß er dem trockenen Geſchäfte jene Aufmerkſamkeit hätte ſchenken können, welche es doch erforderte. Die eine Hälfte ſeiner Seele reflectirte über den gemeſſenen Auftrag einer hohen Behörde, während die andere um Malchens braune Augen ſchwärmte; die eine erwog mit logiſcher Gewiſſenhaftigkeit das über jenen Auftrag zu Verfügende, die andere lauſchte dem Klange von Malchens ſüßer Stimme, obſchon weder Malchen noch ihre Stimme in der Nähe waren.

Soll ich also wirklich ein Staatsmann werden? fragte er sich selbst, die Hand mit den wichtigen Papieren auf den Schooß herabsenkend. Ich denke, es wird nicht gehn! — Ja, als ich Jurisprudenz studirte, da wußt' ich noch nichts von dir, o Malchen, da hatte sich die Liebe noch nicht in mein studentliches, unbewachtes Herz geschlichen. Welcher Zwiespalt zwischen Beruf und Leidenschaft! Während ich meiner Neigung nachhänge, verliere ich das Concept, und das Pflügen im Actenwuste stört mich in jenem beseligenden Nachhängen! Was ist da zu thun? Ich dürfte wohl nur heirathen, satyrisirte neulich einer meiner Freunde, — nimmermehr! Meine Liebe für Malchen wird durch die Gewohnheit des Ehestandes nie geschwächt oder gar ausgetilgt werden. — Aber da schwärme ich umher in den Irrgängen der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, und der fatale Bericht bleibt unvollendet, wenn er sich nicht von selbst macht! —

Eilig steckte er wieder die Nase in seine Papiere, mit dem festen Entschlusse, nun an nichts mehr zu denken, als an diese, und die eiserne Nothwendigkeit des Berichtentwurfes. Da fällt ein prächt'ger Apfel aus der reichbelaubten Krone des Baumes, der ihn beinahe, wie einst jenen Mann der Fabel die Eichel, unsanft zwischen Mund und Stirne berührt hätte, doch einstweilen nur die schwer errungene Aufmerksamkeit im Nu zernichtete.

Sieh da! rief er, ist es doch, als ob Herr Autumnus nicht erwarten könnte, bis man seine Schätze abholt, und

ſie, wenn eben nicht zur gelegenſten Zeit und auf die höflichſte Weiſe, den Sterblichen aufdringen zu müſſen glaubte. — Ein Apfel, ſchön und ſcharlachglühend, beim Paris! jener könnte unmöglich ſchöner ſeyn, welchen er der angenehmen Cypria damals auf ſo galante Art zuerkannte. Der Humor kam über ihn, als er die glatte, glänzende Schale betrachtete. Drauf zog er ſein Federmeſſer hervor, und zierte den Apfel mit den künſtlich geſchnittenen Worten: „der Schönſten," gleich Eris der heroniſchen Zwietrachtsgöttin.

Noch einen Blick, obſchon mit wenig Hoffnung, that er in das ſterile Actenſtück, bog es in's Himmelsnamen zu, ſchob es unter den Arm, und den Apfel in die Taſche, und begab ſich in's Bureau des Aſſeſſors, um dort, wo möglich, die nöthige Sammlung des Geiſtes zu finden.

Während Hypolit an ſeinem Pulte erhebliche Schweißtropfen vergoß, waren Aurora und Helmine, des Aſſeſſors Töchter, ſo wie Malchen, ihre nahe junge Verwandte und des Aſſeſſors Mündel, jede nach ihrer Weiſe im Hauſe beſchäftigt.

Helmine leimte an einem Sonnette, zu welchem ihr geſtern mehrere Reize der Natur den Stoff geboten hatten. Aurora ſchrieb ein Gratulationsbillet zum hohen Namensfeſte des Kammerjunkers Grafen von Löwenzahn, eines alten Gönners der Familie, und Malchen nähte ſo emſig an Linnenzeug, als ob die Ausſtattung für ein Dutzend Mädchen noch heute hätte gefertigt werden müſſen.

Doch plötzlich ließ sie Nadel und Arbeit fallen, und hüpfte dem pathetisch eintretenden Hypolit, den es auch auf dem Bureau nicht lange gelitten hatte, freundlich entgegen.

Bin ich gleich nicht Eris, die Göttin der Zwietracht, was ich auch gar nicht seyn möchte, — sagte er mit kothurngemäßem Tone, — so mache ich, Hypolit von D*, mir dennoch das unschätzbare Vergnügen, diesen Apfel der Hesperiden, oder sonst einer fabelhaften Gottheit, nach dem Beispiele der altgriechischen Mythe, Einer von Ihnen, meine Verehrungswürdigen, nämlich der Schönsten zu weihen! Mögen sie selbst entscheiden, mir würde die Wahl zu schwer fallen.

Lautes Gelächter scholl Hypolit nach, von dem man ähnliche Scherze schon gewohnt war; er aber entfernte sich bald, und mit der Entschuldigung, daß ihn der Herr Assessor im Augenblicke erwarte. Ein schneller Blick hatte ihn bemerken lassen, wie Malchen bei dem Ausrufe: „der Schönsten!" ihr Lächeln mit der Miene der Gleichgültigkeit vertauschte, und wie ein Reh zurück nach ihrem Tischchen sprang, und die Arbeit wieder zur Hand nahm, während Aurora und Helmine selbstgefällig auf den Apfel blickten, den Hypolit auf den Teppich des Fensters hingelegt hatte.

„Ich dächte, die Wahl würde wohl nicht schwer seyn, wenn wir Beide und noch Jemand als Competentinnen auftreten," sagte Aurora halblaut und ironisch lächelnd zur Schwester. „Ja wohl," erwiederte diese, „wenn es

übrigens auf Schönheit ankommt, so kann zwischen uns beiden wohl nur von Dir die Rede seyn. Aurora äußerte auf diese wohl schwerlich im Ernste gemeinte Galanterie, daß Helmine die Schönste seyn könne, ohne daß sie selbst dadurch zu sehr in Schatten gestellt würde.

So sprachen sie, weiland den griechischen Göttinnen nicht unähnlich, noch eine Weile herüber und hinüber. Nur Malchen schwieg, und dachte ganz im Stillen, wenn sie nur Hypolit nicht ungern sähe, dann leiste sie gern Verzicht auf den Titel der Schönen, der ihr, wie sie wohl wußte, gar nicht zukomme.

Und in der That waren des Assessors Töchter auffallend hübsche Geschöpfe, die es nur ein wenig zu sehr wußten; während Amalie, ohne gerade schön zu seyn, ein sehr angenehmes Äußeres bei den höheren Reizen eines tiefen Gemüthes und natürlicher Bescheidenheit besaß.

Hypolits Herz hatte, wie bereits aus dem früher Gesagten hervorgegangen seyn dürfte, sich längst für Letztere entschieden, obschon ihn bei seinem ersten Eintritte im Hause des Assessors, die Töchter vorzugsweise zu fesseln geschienen hatten; und er beschloß, nur den schicklichsten Augenblick abzuwarten, um sie von dem Assessor, ihrem Vormunde, zur Ehe zu verlangen.

2.

Einer regnerischen Septemberwoche war endlich ein tadelloser Herbsttag gefolgt, und der Assessor, froh, einmal wieder den Kanzleistaub abschütteln, und in der freien

Natur freier athmen zu können, unternahm mit den Töchtern und der Mündel einen Ausflug nach einer der malerisch gelegenen Gegenden der Residenz.

Auch Hypolit, wie man sich leicht denken kann, versäumte nicht, an der Partie Theil zu nehmen, die er wohl nach Sibirien selbst mitgemacht haben würde, wenn nur das liebe Malchen dabei war.

Die Mittagssonne fing bereits an, ihre Strahlen ziemlich warm auf die Erde herabzusenken, als die Gesellschaft im kühligen Schatten des Hausgärtchens einer dürftigen Familie zu L* ruhte, in deren allzuschlichter Behausung man Tafel zu halten beschlossen hatte.

Malchen aber war es, welcher nach herkömmlicher Gewohnheit die Ehre zugetheilt war, die mitgebrachten Victualien in der Küche genußbar zu machen. Gern hätte ihr Hypolit dort Assistenz geleistet, hätte nicht die Schicklichkeit und andere Rücksichten seine Gegenwart bei der größeren Abtheilung der Gesellschaft erheischt. Das arme Mädchen hatte aber in der Küche ihre liebe Noth mit dem Zubereiten der Speisen. — Da war nichts zur Hand, was sie unumgänglich benöthigte. — „So geht es Euch denn gar so schlecht, Mutter?" fragte Malchen die Bauersfrau äußerst theilnehmend, als sie von allen Seiten nur allzudeutliche Spuren des Elends gewahrte. Da erzählte ihr Jene, wie ihr Mann gestorben, und nichts als ein großes Buch hinterlassen habe, worin seine Schulden aufgezeichnet waren, zu welchen ihn der leidige Hang zum Trunke verholfen;

dann wie sie selbst mit einem Paar Mädchen und drei Knaben von einem Tage zum andern nicht wisse, wo sie Nahrung hernehmen solle.

Amalie hatte bei der Erzählung auf all den Mangel des Nöthigen rein vergessen; machte von den Speisen so viel zurecht, als möglich war, und äußerte mit Thränen in den Augen ihr Mitleiden und das Bedauern, daß sie sich außer Stand sehe, der darbenden Familie Hülfe zu schaffen. Doch zog sie ein goldnes Kreuzchen hervor, daß sie im Busen verborgen hatte, und gab es dem Weibe mit dem Bedeuten, sie möchte mit dem guten Willen und der Theilnahme eines mitfühlenden Herzens vorlieb nehmen. Mit dankbarer Rührung empfing die Alte das fromme Geschenk, und gelobte auf Malchens ausdrückliches Verlangen, von der Sache zu schweigen. Darauf eilte sie zu dem Knechte des Nachbars hinaus, welcher zur Bedienung der seltnen Gäste herbeigeholt worden war, und eben einige Mohrrüben zum Diner auszog, und gab ihm das Kreuzchen mit den Worten:

„Lieber Junge', du warst immer ein guter, ehrlicher Bursche, und hast uns oft bei meines Mannes Lebzeiten in der Wirthschaft geholfen, thu mir die Liebe, und trage mir, sobald die Herrschaften wieder fort sind, dieß goldne Kreuzchen in die Stadt, und sieh zu, daß du dafür so viel bekommen kannst, als möglich; „s ist ein wahrer Wunderpfennig, den mir Gott in unserm Elend geschickt hat!"

Bejahend nickte der gutmüthige Burſche mit dem Kopfe, und ſteckte das Kleinod zu ſich, dann trug er die etwas wäſſerige Suppe hinaus in den Garten, wohin ſich Malchen nun ebenfalls begab.

„Sieh da," rief der Aſſeſſor, als das frugale Dinée zu Ende ging, und er in die Taſche um die Doſe gegriffen, ſtatt dieſer aber den bewußten Apfel gefunden hatte, „hab' ich doch wahrhaftig den unrechten Rock angezogen, und den Doſenrock zu Hauſe im Schranke gelaſſen. Thut aber nichts, dafür hab' ich den charmanten Apfel hier, der einer von euch zugedacht werden ſoll. Alle lachten, und nahmen den Faden der beinahe ſchon vergeſſenen Apfelgeſchichte wieder auf, nur Malchen ſah trüb, gedankenvoll auf ihren Teller nieder, was Hypolit nicht wohl zu enträthſeln wußte."

„Wartet Kinder," rief der luſtig aufgeregte Papa, „die Entbehrung einer Prieſe Tabak ſoll mir wenigſtens durch einen guten Spaß vergütet werden. Seht, ich habe den Einfall, die Entſcheidung des Urtheils, worüber ihr letzter Tage ein Langes und Breites geſchwatzt habt, — was meint ihr wem? — dem rothwangigen Burſchen da zu überlaſſen. Wir wollen uns vorſtellen, er ſey Paris, und wir auf dem Ida."

Der Vorſchlag fand Eingang und lauten Beifall. Malchen ſchwieg, nur mit Gedanken an die arme Familie beſchäftigt.

„Daß ihr mir ihn aber nicht etwa nach dem antiken Beiſpiele mit einem Küßchen beſtecht!" ſagte der Papa.

„O pfui doch!" riefen Aurora und Helmine, wie mit einem Munde; „Nun, ſo empfange denn der neue Paris dieſen Preis der Schönheit," fuhr der Alte fort, und laſſe ſeine Augen das Urtheil ſprechen. „Bin doch begierig auf die Anſichten dieſes Naturſohnes." Und ſomit übergab er ihm den Apfel mit dem Bedeuten, in die Laube am andern Ende des Gärtchens zu treten, jede der drei Frauenzimmer einzeln zu prüfen, damit ihn die Gegenwart der übrigen nicht befangen mache, und den Preis dann derjenigen zu reichen, die er für die Schönſte von ihnen halte.

„Aber du verſtehſt dich doch ein wenig auf Schönheit?" fragte ihn der Aſſeſſor lächelnd.

„Das will ich meinen, geſtrenger Herr," erwiederte der hirtliche Schiedsrichter mit der Miene des Selbſtbewußtſeyns, und ging mit ſeinem Apfel, den er von einer Hand in die andere wandern ließ, und aufmerkſam betrachtete, nach und nach in die Laube.

Nun raufte der Papa drei Halme aus dem Boden, und ließ die Mädchen ziehen; das längſte zog Helmine, und an ihr war es, die Erſte zur Inauguration in die Laube zu treten.

Sich in gehöriger Entfernung von dem Richter haltend, der ſie lange mit glotzenden Augen angeſehen hatte,

ſagte ſie endlich, als durchaus kein Wort aus ſeinem proſaiſchen Munde kommen zu wollen ſchien:

„Junge, Sohn der Natur! was zauderſt du, gleich auf den erſten Blick mir den Preis zuzuerkennen, mir, die ich, was du freilich nicht wiſſen kannſt, Wiſſenſchaften und Künſte verehre und beſchütze? Junge, haſt du wohl ſchon etwas von einer Sappho, einem Göthe, von Mozart und Roſſini gehört? Klang nie der Nahme Raphael melodiſch an dein Ohr? Hat ſich deine Philoſophie nie etwas von einem Kant, Newton und Linne träumen laſſen? Aber gleichviel, ob du ſie kennſt oder nicht! Wiſſe, Jörge — Paris, die dein blödes Auge vor dir erblickt, iſt keine unwürdige Genoſſin der Gefeierten; ich mache Sonnette und Romanzen, ſpiele den Flügel und die Guitarre zum bezauberndſten Mezzo Sopran; ich führe Pinſel und Palette, und habe manch tiefen Blick in das Buch der Natur, und in die Grammatiken dreier lebenden Sprachen Europa's gethan. Dir ſchwindelt, guter Junge, allein —"

„Mit Vergunſt," unterbrach ſie der gute Junge, den der Strom ihrem Suada wirklich den Athem verlegt hatte, „Euer Gnaden ſind faſt ſo hübſch als meine Lieſe, aber von all' dem Geträtſche verſteh ich juſt ſo wenig, als von dem Lateiniſchen unſers hochwürdigen Herrn Paſtor's."

„Der Tölpel!" dachte Helmine ärgerlich. Dann fragte ſie ihn, nähertretend, mit ſanfterem, ſchmeichelnden Tone: „Nun, lieber Jörge, willſt du mir noch

nicht den Apfel geben?" und ſtreckte dabei die Rechte zu deſſen Empfang' aus.

„Helmine wird deine Klugheit zu lohnen wiſſen," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort; „ſie wird dich leſen und ſchreiben zeichnen und Klavierſpielen lehren laſſen, vielleicht, daß auch Du dereinſt einen tiefen Blick —"

„Nein, nein!" fiel ihr der Burſche ins Wort, Hand und Apfel zurückziehend; „Ich muß mir erſt die zwei Andern anſchauen, vielleicht gefallen ſie mir doch noch beſſer. Gehen Euer Gnaden nur derweile fort." —

Schnell und Verdrüßlich wandte ſich die Beleidigte um, verließ die Laube; und begab ſich Zorn — und Schamroth zu den übrigen, welche mit menſchenfreundlichen Tröſtungen die Beſtürzte aufzuheitern ſuchten.

Aurora trat mit ſtolz gehobenem Haupte in die Laube.

„Faſſeſt du das Glück, die Ehre, ordinäres Weſen, mich als Diejenige, vor dir zu ſehen, welche die Zuerkennung des Preiſes der Schönheit aus deinen plebejiſchen Händen erwartet?"

„Ich hab' zwar nur die Hälfte von dem Gerede verſtanden, s kommt mir aber, aufrichtig geſagt, — verteufelt hochmüthig vor."

„Spielen vielleicht Sie auch auf einem Flügel, und auf dem Katharr?

„Das nicht," verſetzte Aurora mit dergleichen be-

faßen ſich Leute meines Standes nicht. Wir ſind nur geſchaffen Künſte und Wiſſenſchaften zu protegiren.

„Das mag der Henker wieder begreifen!" brummte Jörge.

„Was für eine Sprache ſeufzte Aurora!" doch man muß es deiner Geburt und Erziehung zu Gute halten. Im Übrigen ſey gewiß, daß kein Hof-Cavalier ungeſtraft ſich eine ähnliche Äußerung gegen mich erlaubt haben würde."

„Meinetwegen," ſagte Jörge, Auroren um und um, wie eine Sache betrachtend; „wenn euer Geſtrenge mir auch nicht gefallen, ſo kriegen Sie den Apfel halt auch nicht!"

„Wie, Unglücklicher?" rief Jene auffahrend, ihren Zorn jedoch aus guten Gründen bald wieder unterdrückend. „Doch nein! ich will gelaſſen deinen Unverſtand ertragen. Menſch ich bin aus dem altadelichen Hauſe der Thiele; die Gräfin S* iſt meine Tante, und der Fürſt G* ein entfernter Vetter."

„Und Adam und Eva waren unſer Beider Ur-ur-Groß-Ältern," replizirte der Burſche ärgerlich.

Aurora, wohl einſehend, daß es ſo nicht geh'n werde, zog beſſere Saiten auf, und verſprach, wenn er ſich ihrem Wunſche fügen, und den Preis ihr zutheilen wollte, ihn demnächſt mittelſt ihrer glänzenden Connaiſſancen als Hof-Unterküchengehilfenſubſtituten anſtellen zu laſſen.

Aber vergebens der verſtockte Jörge bat ſie, der dritten gnädigen Dame den Plaz zu räumen, und ſo ver-

ließ auch sie der Galle voll, die Laube, obschon sie sich, gleich Helminen, schmeichelte, daß Malchen ja doch unmöglich dem Bauerntölpel schöner bedünken könne, als sie Beide, er müsse denn blinder als ein Staar, und dümmer als ein Uhu seyn.

Nun kam die Reihe an Malchen. Nur sehr ungern, und von den Übrigen mit fast spöttischem Zureden genöthigt, ging sie in die Laube, welche jene Beiden mit so herabgestimmter Hoffnung auf den Sieg verlassen hatten.

Malchen konnte an Jörgens verdutztem Blicke deutlich bemerken, daß sie ihm bei weitem weniger schön, als ihre Verwandtinnen erscheine, was sie, verständig genug, auch gar nicht erwartet hatte.

„Guter Junge," sagte sie, „ich bitte dich recht sehr, ja nicht etwa zu glauben, daß es mir einfallen konnte diesen Scherz mitzumachen, wenn mich mein Vormund nicht dazu genöthigt hätte. Du wirst mir einen Dienst erweisen, für den ich dir Dank wissen werde, wenn du sogleich hinausgehst, und, weil es nun schon einmal seyn soll, den Apfel einer von den beiden Andern gibst, gleichviel welcher; Nicht wahr, guter Junge, du thust mir den Gefallen?

Der sanfte Ton, womit sie die letzten Worte sprach, hatte ihr Jörge's Herz vollends gewonnen, doch wollte er sich zu dem letzten Theile der Bitte nicht verstehen, und meinte, da sich die beiden anderen Fräuleins so lan-

ge haben betrachten laſſen, ſo müſſe ihm Malchen wohl auch ein wenig mehr Zeit gönnen, als ihr lieb ſey.

„Nein guter Jörge, „bat ſie wieder," laß das ſeyn, das Elend in dieſem Hauſe würde mir alle Luſt zum Spaße benehmen, wenn ich auch ſonſt dazu geneigt wäre!"

„Ich muß Euer Gnaden nur gerade herausſagen," verſetzte Jörge, daß die zwei andern gnädigen Fräulein viel ſchönre Geſichter haben als Euer Gnaden, aber ſie wiſſens auch viel beſſer als Euer Gnaden wiſſen, daß ſie ein gutes Herz — ach ein ſo gar gutes Herz haben. — Thränen traten ihm bei dieſen Verſicherungen in die Augen. O, nun weiß ich auch mehr von Ihnen, als Euer Gnaden glauben, daß ich von Ihnen weiß. Ja ja! Sie habens gethan, Euer Gnaden, denn die Andern thun ſo etwas gewiß nicht!"

„Ich begreife dich nicht," ſagte Malchen erröthend, und wollte fort; da faßte ſie Jörge ehrerbiethig beim Arme und bat ſie um Alles in der Welt den Apfel anzunehmen.

Überraſcht hatten die übrigen draußen ſeine laut gerufenen Worte vernommen, und traten hinzu und ſahen mit eigenen Augen, wie der Junge Amalien den Apfel aufdrang.

„Nun, nur heraus einmal, Mademoiſelle," ſagte Aurora mit ſcharfer Betonung „wir ſehen ja, die Sache iſt bereits entſchieden."

„Ha ha!" ſtimmte Helmine in das Gelächter der

Papa's, dem es nebenbei gesagt, viel Spaß machte, daß die Töchter, welche, wie er sich wohl denken konnte, den Sieg unausbleiblich für sich selbst verhofften, durchgefallen waren.

„Das Fräulein hat den naiven Richter wohl gar — wenn nicht mit einem Küßchen, doch mittelst eines Thälerchens zu dem merkwürdigen Urtheile bewogen," bemerkte Helmine spöttisch.

Hypolit lachte das Herz vor Freude, als er sich erklären mußte, daß wohl der richtige Blick des Natursohns, die Schönheit der Seele von der des Körpers, zum Vortheile der ersteren unterschieden haben mochte.

Da guckte aus Jörges dunkelfarbiger Bauerjacke ein verrätherisches Etwas — das goldene Kreuzchen hervor, welches Helmine sogleich Anlaß zu argem Verdachte gab.

„Ei, ei!" riefen beleidigte Eitelkeit und Rachegefühl aus ihrem Innersten, „da haben wir ja wohl mit einemmale das Räthsel gelöst?"

„Wahrhaftig," folgte Aurora's geläufige Zunge; „Man sehe doch, das Geschmeide hat dem Buben die Augen und wo möglich den Kopf verrückt."

Jörge, der diese Beschuldigung weder ganz gehört, noch begriffen hatte, war indessen mit einem tiefen Bückling fortgerannt.

„Wie, ihr könntet wirklich glauben —" wollte Malchen im Gefühle edlen Bewußtseyns, doch ohne ihre

Schaam über die unwürdige Zumuthung bergen zu können, — entgegnen, aber die überwiegenden Stimmen der Mädchen ließen sie nicht zum Worte kommen.

„Natürlich, spöttelte Helmine, wer wird auch so etwas auf sich sitzen lassen!"

Hypolit stand wie vom Donner gerührt, und wäre bald selbst an der Geliebten, die es ebenfalls nicht begreifen konnte, wie das Kreuz in Jörge's Tasche gekommen seyn mochte, irre geworden. „Nein, es ist nicht so!" entschuldigte er sie in seinem Herzen; dafür will ich Leib und Blut verwetten. Solcher Eitelkeit, solcher Schwäche ist Amalie nicht fähig! „Dieß sprach er laut, aber zugleich mit einem Tone, der Malchen wohl abmerken ließ, daß nicht vollkommene Überzeugung aus ihm rede, was ihr mehr wehe that, als, wenn hundert andere sie geradezu beschimpft hätten. Sie brach in Thränen aus, es nicht über sich vermögend, die Wahrheit zu ihrer eigenen Vertheidigung zu bekennen.

„Oho!" rief nun der Assessor aus," das will ja fast ein tragisches Ende nehmen. Nein, lieben Leute, so war's nicht gemeint. Ich will durchaus nicht, daß uns der heutige Scherz verbittert werde. Drum schweigt ihr beide, ich will nicht untersuchen, was es mit dem wahrlich unbedeutenden Kleinode für eine Bewandtniß habe, und ihr sollt es auch nicht; und gesetzt, sie hat es ihm geschenkt, was liegt daran; ein Verbrechen wäre der Zweck dieses Geschenkes doch wahrlich nicht!"

Malchen fielen dieſe Worte noch mehr auf's Herz: doch hätte ſie ſich, im Bewußtſeyn der auch im Scherze fleckenloſen Abſicht, um Nichts in der Welt bewegen laſſen, etwas zu ihrer Entſchuldigung vorzubringen.

„Das Urtheil iſt geſprochen," ſetzte Thiele ſeine Rede fort," ſo laßt uns denn wieder heimkehren, eh' uns die Feuchte der Abendlunft gebietheriſch dazu nöthiget."

Es ward nun kein Wort mehr von der ganzen Geſchichte geſprochen, aber was man auf der Heimkehr ſprach zeigte deutlich, daß man verſtimmter ging als man gekommen war.

3.

Die beiden Schweſtern waren nach ein paar Tagen, noch ſehr verdrüßlich über den Vorgang bei der Landpartie, und den Urheber derſelben, an einem heiteren Morgen zum Frühſtücke in den Garten herabgekommen. Eben witzelten ſie in maliziöſen Bemerkungen über den Affront der ihnen auf jenem Hügel, welcher den Ida zu repräſentiren die Ehre hatte, bereitet worden, als der Papa mit ſeinem ad Latus Herrn Hypolit angeſchritten kam, um an der Geſellſchaft und dem warmen Mokkagetränke Theil zu nehmen. Es fehlte wenig, daß Aurora, ihres morgenrothen Namens uneingedenk, vor Ärger die ſchwarze Flut auf ihr elegantes deshabille herabgegoſſen, und Helmine ihren dunklen Frühanzug mit einer natürlichen Milchſtraße nach dem Vorbilde der Königin der Nacht geziert hätte.

„Sieh da, Herr Hypolit gibt uns wieder die Ehre und das unschätzbare Vergnügen seiner Gesellschaft," sagte letztere mit spitziger Betonung. —" Oder gilt dieselbe vielleicht dem geduldigen Baume mit den schönen rothen Früchten, um kunstreiche Lettern in eines dieser passiven Naturproducte zu schneiden, und den armen Frauenzimmern, die, wie das ganze Geschlecht den angebornen Fehler haben, gerne, schön seyn zu wollen, die Köpfe zu verrücken?" setzte Aurora mit ähnlichem Vortrage hinzu.

Hypolit schwieg auf alle diese Invectiven.

„Ei, was kann denn der dafür, daß der Junge nicht für euch entschieden hat?" fiel der Assessor ein. „Ja ja," erwiederte Helmine noch mehr geärgert, „der Junge mag wohl bei Vertheilung des Verstandes oder wenigstens des Gesichtes eben so leer ausgegangen seyn, als wir Beide bei dem famösen Urtheile des Paris!"

Gerade wollte Aurora noch ein paar Pfefferkörner aus dem Vorrathe ihres hochgebornen Verstandes hinzufügen, als Malchen, vom Markte in der Stadt zurückgekehrt, herbei kam, und bescheiden auf einem Sessel hinter den ihr so unholden Dämchen Platz nahm.

Hypolit wagte es, ihr eine Schale zu präsentiren; aber das Unternehmen wurde auch Augenblicks wieder von Helminen bekritelt. „Ei," sagte sie, „das sollten der Herr ad Latus doch den galanten Schiedsrichtern mit rothen Backen und leeren Köpfen überlassen, wenn diese nicht etwa gar mit dem Herrn ad Latus unter einer Decke spielten.

„Ich weiß, worauf Sie anſpielen mit dieſem Spiele unter einer Decke, aber ich will verdammt ſeyn, oder jeden Morgen beim Frühſtücke Dero werthe Bemerkungen, Beſchuldigungen und anderweitigen Ein- und Ausfälle mäuschenſtille anhören, wenn ich den Burſchen" — —

Und, ſeltſam genug, der Burſche, von welchem Hypolit redete, ſtand in dieſem Augenblicke unfern des Tiſches, an welchem die Geſellſchaft ſaß, und hielt einen plump gefalteten, mit einem mächtigen Siegel verſchloſſenen Brief in den unſchlüſſigen Händen, die ſo wenig als ſeine Füße recht wußten, ob ſie ſich dem Tiſche nähern, oder erſt den Befehl dazu erwarten ſollten.

„Was iſt denn das?" entfuhr es den Schweſtern im unisono.

„So komm nur näher, Paris," ermuthigte der Aſſeſſor den Blöden, und nahm ihm den Brief aus der Hand. „Er iſt an dich gerichtet," ſagte er, nachdem er die Addreſſe geleſen, und gab ihn Malchen, die wohl ungefähr ahnen konnte, was es ſey, aber dennoch einigermaſſen verlegen wurde.

„Nun, doch nicht wohl gar von einem Anbeter?" fragte wieder das ſchweſterliche Unisono, die eine begierig auf Malchen, die Andere auf Hypolit blickend, der nicht wußte, was er von der Sache denken ſollte.

„Ich werd nie an mich gerichtete Briefe leſen, ohne ſie Ihnen, Herr Vormund, früher zur Durchſicht gege-

ben zu haben," sagte Malchen, und gab den Brief dem Assessor zurück; „übrigens bitte ich Sie recht sehr, diesen in Gegenwart Aller zu lesen!" setzte sie hinzu.

„Kann geschehn, kann geschehn," erwiederte der Vormund, öffnete und las:

Gnädiges Fräulein!

„Verzeihen Sie meinem von Dankbarkeit erfüllten Herzen, daß es sich die Freiheit nimmt, Ihnen für eine Wohlthat zu danken, welche Sie uns, gewiß ohne es sogar zu wissen, erwiesen haben."

Die Schwestern unterbrachen die Vorlesung lachend mit Bemerkungen über den erbaulichen Styl; der noch manches Lustige verspreche, der Assessor aber ließ sich nicht irre machen, und las weiter:

„Ach Sie Gute, wissen Sie: das goldene Kreuzchen, was Sie mir, als Sie unser Unglück gesehen haben, und Ihnen zu Herzen gegangen war, geschenkt haben, gab ich dem Jörge, daß er es verkaufen soll, damit ich eine von unsern dringensten Schulden abzahlen könnte. Das hat er gethan, und mir das Geld gebracht; da ging ich nun zu dem Manne hin, und sagte, hier ist sein Geld, lieber Herr, streiche er mich aus, aus seinem Buche. Da hat er mich ausgestrichen. Nur hab' ich mir gleich vorgenommen, Euer Gnaden aus gerührtestem Herzen zu danken, und zu beten an jedem Fest- und Werkeltage, daß der gute Gott

Euer Gnaden und Alles, was Ihnen angehört, recht lange zeitlebens erhalten wollte. Das habe ich Alles dem Schulmeister gesagt, der es sehr schön aufsetzen kann, weil ich nicht unterlassen können, Euer Gnaden für Ihr gutes Gemüth schriftlich zu segnen, und bittend, nicht ungütig aufzunehmen, die ich verbleibe

unterthänigste

Klara Wolbach."

In Hypolits Auge glänzte eine helle Perle der Freude, und er konnte sich's nicht vergeben, auch nur einen Augenblick an Amaliens völliger Unbefangenheit gezweifelt zu haben. „Dacht' ich's doch," platzte er heraus, indem er sie sachte auf die Schulter klopfte, „mein Malchen hat ihn wahrhaftig bestochen!"

„So ganz sens gêne?" lispelte Aurora Amalien zu, und Helmine äußerte unumwunden, daß die ganze romantische Geschichte wohl schon früher abgemacht worden seyn dürfte.

„Pfui!" schnitt der Assessor die gemachten und allenfalls noch zu erwartenden Vorwürfe mit einem Male ab: „man muß die Sache nicht auf's Äußerste treiben: Ihr habt euch bereits heftig genug ausgesprochen; übrigens, daß Ihr Beide schöner seyd, als Malchen, wird euch ja der aufrichtigste und gerne gesehene Freund, der Spiegel versichert haben; daß Malchen — Ihr errathet, was ich sagen will," —

„Mitleidiger ist," fiel Aurora ein; „O gewiß das

ist sie; bemitleidet sie uns doch wohl auch des verlornen Preises wegen.

„Mitleidiger und besser," beschloß Hypolit die Debatte.

Die Schwestern bissen sich in die Lippen, der Assessor selbst machte beinahe ein längeres Gesicht, als ihm sonst eigen war; Hypolit aber fuhr fort, indem er die Geliebte sanft bei der Hand faßte:

„Herr Assessor, Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, besitze ein nicht unansehnliches Vermögen, liebe Ihre Mündel von ganzer Seele, und bitte um ihre Hand!"

„Kurz und bündig," rief der alte Herr; „der gute Vortrag verdient allerdings einen günstigen Bescheid. Von mir aus mögen Sie sie hinnehmen; was die Zustimmung von ihrer Seite betrifft" —

„O die hab' ich, nicht wahr, geliebtes Malchen?" jubelte der Beglückte.

Malchen neigte schweigend das Haupt gegen seine Brust, und er drückte den ersten Kuß entzückt auf ihre Stirne.

„Wir gratuliren!" riefen die Schwestern, wie mit einem Munde; und schlürften mit so kaltem Blute, als ob gar nichts vorgefallen wäre, ihre neu angefüllten Tassen aus.

„Komm, theures Malchen, daß ich dich meinen Ältern vorstelle;" sagte Hypolit. Mein Glück wird ihre alten Tage erfreuen; — und, nicht zu vergessen, die Hoch-

zeit feiern wir auf dem Ida; dein Brautgeschenk sey mein Herz, wo mit untilgbaren Lettern eingegraben steht: Der Besten! — —

Die Hochzeit ward noch in derselben Woche an jener Stelle mit ländlichem Gepränge gefeiert; wobei der Assessor außer dem Brautpaare der Fröhlichste war. Auch die beiden Schwestern hatten ihren Groll bereits verschluckt, und bewiesen sich auf das Theilnehmendste zum Gelingen des Ganzen.

# Die beiden Mütter.

## Ballade von Johann N. Vogl.

Es wandert ein Weib durch Wald und Nacht,
Im Arme ſchläft ihr ein Kindlein ſacht,
Ihr Mann liegt erſchoſſen auf blut'gem Feld,
Sie wandert allein in die weite Welt.

Sie wandert wohl durch Geſtripp' und Wald,
„Huſch, huſch, wie ſauſ't der Wind ſo kalt!
Mein armes Kindlein, dich friert's wohl ſehr!
Und h.b' nur die flatternden Lappen mehr!"

So wandert ſie hin, im raſchen Gang,
In der weiten Öde, da wird's ihr bang',
Die Nacht nur ſchauert, es blinkt kein Schein,
Ihr Fußtritt hallt durch den Wald allein.

Da kommt's durch das Dunkel, ſo leicht und ſacht,
„O Himmel! — Was läuft durch die öde Nacht?" —
Eine Wölfin iſt's, die der winſelnden Brut
Eine Beute ſucht für des Hungers Wuth.

Hell funkelt das Aug' ihr, ein grüner Stern,
Mit Schaudern erſieht es das Weib von fern'.
O jetzt nur enteile, verbirg dich geſchwind,
Du arme Mutter mit deinem Kind!

Fort fliegt wohl das Weib auf wüſter Bahn,
Doch die Wölfin ihr nach, mit gier'gem Zahn,
Erwittert hat die ſchon der Flücht'gen Spur,
Nun rettet dich Gott im Himmel nur!

Und nahe ſchon iſt ihr das Ungethüm;
Schon hört ſie es ſchnauben mit Hungersgrimm,
Da birgt ſie das Kind in der Zweige Huth,
Und wirft ſich entgegen des Raubthiers Wuth.

Wohl krallt es ſich wüthig an ihren Leib,
Doch, wüth'ger noch, ringt mit der Wölfin das Weib,
Sie ringen und ringen wohl ohne Raſt,
Zwei Mütter ſind's ja, die ſich erfaßt.

Die eine, die ringt für der Ihren Noth,
Die and're zu retten ihr Kind vom Tod,
Und Keine will laſſen die And're im Kampf —
Noch halten ſich Beide — im Todeskampf.

Am Morgen wohl fand, unter Zweigen lind,
Ein Jäger noch ſchlummernd das zarte Kind,
Er ſah die erwürgten Zwei dort am Rain,
Und that für das Knäblein ein Vater ſeyn.

# Dichterfreuden.

Von

Johann Gabriel Seidl.

Siehſt du die blauen Berge dort,
(Dein Blick erreicht ſie kaum)
Und hinter ihnen fort und fort
Noch weit'rer Berge Saum?

Und weiter noch, im Dämmerlicht,
Der fernſten Rieſen Spur;
Sie ſchau'n und zählen kannſt du nicht,
Dein Aug' erräth ſie nur.

Auch dort bin ich genannt, gekannt,
Dort hört man, was ich ſprach,
Und was ich ſtill daheim empfand,
Dort fühlt mir's Mancher nach.

Man macht ſich dort von mir ſogar
Aus meinem Lied ein Bild;
Der gibt mir ſchwarz', der braunes Haar,
Der glaubt mich mild, der wild.

Der denkt ſich mich als Flatterſinn,
Der als ein Herz voll Harm:
Ein Andrer, wie ich eben bin:
Jung, offen, weich und warm!

Ihr glaubt vielleicht, ich ſage dieß
Aus Stolz und Eitelkeit,
Ihr thut mir Unrecht, nein, gewiß, —
Ich ſag' es, weil's mich freut.

Weil ich dem Himmel dankbar bin,
Daß er mich ſo geliebt,
Und meinem liederfrohen Sinn
Ein frohes Echo gibt.

Erquickt's doch gar ſo wunderſam
Verſtanden ſich zu ſeh'n,
Und nicht mit Jubel und mit Gram
Vergeſſen da zu ſteh'n!

Wer einen Freundesbuſen fand,
Worin er ſich beſchaut,
Der preiſt ihn, als des Glückes Pfand,
Vor allen Menſchen laut!

Und ich verſchwieg' es, wenn mir oft,
Fern über Berg und Wald,
Mein Lied, als Willkomm', unverhofft,
Von fremder Schwelle ſchallt?

Wenn eine Mutter, die ich nie
Auf frühern Wegen traf,
Mit meines Liedes Melodie
Ihr Kindlein wiegt in Schlaf?

Wenn ſich in's Lied der Sennerin
Mein ſchlichtes Wort verwebt,
Und, heimiſch, über Alpen hin,
Als Abendreigen, ſchwebt?

Wenn ein erröthend' Bräutchen mir,
Verſtohlen, eingeſtand,
Es hab' ein meinig' Liedchen ihr
Den ſpröden Sinn gewandt?

Und wenn mir's oft wo, unbewußt,
So ſeltſam tönt zurück,
Als wär's ein Klang aus meiner Bruſt,
Als wär's von mir ein Stück?

Da ſollt' ich ſchweigen? Nimmermehr:
Laut will ich es geſteh'n:
Erquickt's die Bruſt doch gar ſo ſehr,
Verſtanden ſich zu ſeh'n!

Da ſchwatze mir ein Träumer vor
Von Selbſtgenügſamkeit,
Und wie er nur dem eignen Ohr
Die eignen Lieder weiht.

Und wie er nichts um Andre frägt,
Und um das Lob der Welt,
Und wie er nur die Seiten ſchlägt,
Weil ihn der Gott beſeelt!

Ich denk': das iſt der rechte Klang,
Der gern erwiedert klingt,
Und, wie er aus dem Leben drang,
Zurück in's Leben dringt!

Und wenn's der Sänger oft verſpürt,
Daß es ihm ſo geſcheh'n,
So mag er's wohl der Welt, gerührt
Und dankbar, auch geſteh'n!

# Die Fürſtenbraut.

Ballade von Ritter Braun von Braunthal.

So iſt's denn wahr, ſo muß ich fort,
Ach! in die Welt hinaus?
Fort, Mutter? Sag, was ſoll ich dort
Im fremden Fürſtenhaus?
Und wenn es ein Pallaſt auch iſt,
Den Himmelspurpur rings umfließt,
Ich kann nicht ſeyn, wo du nicht biſt! —

Mein Kind, das findet ſich zur Zeit;
Jetzt denk' an deine Pflicht,
Und ordne dir das Brautgeſchmeid'
Und wein' und grüble nicht;
Und ſorge, wenn die Glocke ruft,
Daß du in Schmuck und Blumenduft
Als Braut mit uns beſuchſt die Gruft.

Denn, eh' dich heimführt dein Gemahl,
Sollſt du, was jede ſoll
Von uns; du ſaeſt im Gräberſaal
Den Ahnen Lebewohl:

Das iſt Geſetz in unſerm Haus,
Und keine Tochter ſchließt ſich aus,
Denn Segen keimt und blüht daraus.

Erinn'rung an der Ahnen Kraft
Und Tugend ſtält dich dann,
Daß dir der Erde Leidenſchaft,
Die Hölle nicht ſchaden kann;
Die Todten ehre, Töchterlein:
Es hält der Tod das Leben rein,
Bedenk' dieß, willſt du glücklich ſeyn! —

Die hohe Fürſtin ſpricht's und geht.
Die Tochter aber fällt
In's Knie und bethet heiß und fleht
Ein Kind: O Herr der Welt!
O großer, ew'ger Gott! ich kann
Den Fürſten, den mir fremden Mann
Nicht lieben, ihm nicht folgen dann.

Fort ſoll ich aus der Ältern Haus,
Von allem Theuren fort,
Aus meiner Kindheit Traum heraus
Verpflanzt an fremden Ort,
Dem unbekannten Manne blüh'n,
In ungekannter Liebe glüh'n;
O Gott! ich kann, ich kann nicht hin!

Ich will mich ſchmücken, wie ich muß,
Doch, Schatten! nur für euch,
Die ich als Braut begrüßen muß
Im ſtillen Gruftbereich;
Hört, Ahnen! ihr mein Lebewohl,
So nehmt es für der Wehmuth Zoll
Von einer Braut, die — ſterben ſoll....

Die düſtre bange Stunde kam.
Sie ſtand in Schmuck und Duft;
Die Fürſtin in den Arm ſie nahm
Und führte ſie zur Gruft;
Des Landes hohe Herr'n und Frau'n,
Voll Perlen und Demant zu ſchau'n,
Geleiten ſie in's Todesgrau'n.

Im weiteſten Gewölbe ruh'n
Die Ahnen, Sarg an Sarg.
Da naht der Zug der Fürſten nun,
Die Ampeln leuchten karg;
Bei jedem Sarge bethet ſtumm
Ein Mönch und alles kniet ringsum
Im ernſten Todes-Heiligthum.

So kniet und bethet auch die Braut,
In nie gefülltem Schmerz;
Die Seele hat ſie Gott vertraut,
Hinſtrömt ihr ganzes Herz

In Andacht und Begeiſt'rungsglut,
Zuletzt in warmer Thränenfluth,
Bis ſie nicht weint mehr, bis ſie — ruht.

Der Abſchied iſt genommen jetzt!
Die Fürſtin Mutter ſpricht.
Sie naht der Braut; doch — wie entſetzt
Sie dieſer Anblick nicht!
Es kniet das holde Töchterlein,
Verklärt vom blauen Ampelſchein,
Todt auf dem kalten Marbelſtein.

# Des Sängers Herz.

Von Carlopago.

Goldurchglühte Sonnenſtrahlen
Goſſen ſtill ſich erdenwärts,
Einten ihre Himmelsſchimmer,
Bildeten des Sängers Herz;
D'rum, wenn Morgens glanzergießend
Fern im Oſt die Sonn' erglüht,
Steiget aus des Sängers Herzen
Goldenſtrahlend auch das Lied.

Silberglüh'nde Mondesſtrahlen
Goſſen ſtill ſich erdenwärts,
Einten ihre Himmelsſchimmer,
Bildeten des Sängers Herz;
D'rum, wenn Nachts am Sternenbogen
Stolz empor Selene zieht,
Steiget aus des Sängers Herzen
Silberſtrahlend auch das Lied.

Sanfte, milde Veilchendüfte
Schwebten leiſe himmelwärts,
Einten ihre blauen Wellen,
Bildeten des Sängers Herz;
D'rum, wenn wunderhold das Veilchen
Auf der grünen Flur erblüht,
Steiget aus des Sängers Herzen
Veilchenduftend auch das Lied.

Sanfte, milde Roſendüfte
Schwebten leiſe himmelwärts,
Einten ihre Purpurwellen,
Bildeten des Sängers Herz;
D'rum, wenn wunderhold die Roſe,
Aller Blumen Kron', erglüht,
Steiget aus des Sängers Herzen
Roſenduftend auch das Lied.

Jubelvolle Lerchentöne
Eilten zitternd himmelwärts,
Einten ihre Freudenklänge,
Bildeten des Sängers Herz;
D'rum, wenn, fromm und freudig ſchmetternd,
Lerchenſang zum Himmel zieht,
Steiget aus des Sängers Herzen
Jubeltönend auch das Lied.

Weiche Nachtigallentöne
Zogen weinend himmelwärts,
Einten ihre Trauerklänge,
Bildeten des Sängers Herz;
D'rum, wenn durch die dunklen Haine
Philomele's Klage zieht,
Steiget aus des Sängers Herzen
Klagetönend auch das Lied.

Sonnenstrahlen, Mondesstrahlen,
Veilchenhauch und Rosenduft!
Lerchens, Nachtigallentöne!
Wenn ihr locket, wenn ihr ruft,
Steigt das Lied in leichten Flammen
Herrlichlodernd himmelwärts!
Euch, ihr freundlichen Gebieter,
Euch gehorcht des Sängers Herz!

# Die Unverwundbare.

## Ballade von Johann Gabriel Seidl.

Ein lohernd Gerippe ſteht das Haus,
Die Raubluſt wüthet darin mit Graus;
Die Mutter ſtirbt bei des Vaters Mord,
Die Tochter ſtürzt in Verzweiflung fort.

Mit flatterndem Haare fliegt ſie voran,
Und hinter her ein blutiger Mann,
Das rauchende Schwert in gehalter Hand,
Im Auge der Gierde leuchtenden Brand.

„Halt, ſchmuckes Diernlein, wohin ſo ſchnell?
So ruft, ſie verfolgend, der wilde Geſell,
Komm her! Mich verlangt es nach ſolchem Schatz:
„Die Fackel leuchtet, geräumt iſt der Platz!

„Was kümmert mich Rache, was Gold und Geſtein?
Hier kann ich Alles in Allem ſeyn!
So lüſtern bleich hat der Schreck dich gemalt,
„Kein Gott entreißt dich aus meiner Gewalt!

„Sieh her! Das Eiſen, ſo blutigroth,
Wohl blitzte dir's Vater und Mutter zu Tod,
Wohl glitt' es ſo glatt in's Herzchen auch dir, —
„Doch leben ſollſt du mir — leben — mir!

„Wie wirbelt die Trommel, wie kniſtert die Glut,
Wie duftet's durch öde Gemächer, von Blut!
Wie luſtig iſt es, dem Tode zum Hohn',
„Zu ärnten des Lebens beneidetſten Lohn!" —

Die Jungfrau vernimmt des Kriegers Wort,
Noch ärger, als Brand, noch grauſamer, als Mord;
Sie fühlt des Herzens entſetzlichſte Pein,
Verfallen in rohe Gewalt zu ſeyn!

Da iſt kein Entrinnen, da hilft kein Fleh'n,
Kein machtlos Dräu'n, kein höhnend Verſchmäh'n:
Doch, wenn ſie zum Wahnwitz' erwachſen iſt,
So hat die Verzweiflung auch ihre Liſt.

So ſinkt denn, wie mit gewendeten Sinn,
Die Jungfrau dem Krieger zu Füßen hin,
Und faßt ihm die Hand, und ſpricht, wie verzagt:
„„O ſchone meiner! Ich bin deine Magd!""

„„Ich will dir leben! denn ſieh, dein Schwert
Mir ſchadet's nicht, wenn mein Will' es begehrt:
Ich weiß ein Sprüchlein aus alter Zeit,
„„Das Manchem den Leib ſchon geſtählt und gefei't!

»»Du haſt (nicht wiſſend, daß du den Tod
Nicht geben mir kannſt) mich verſchont in der Noth;
Du zogſt dein Schwert, das über mir hing,
»»Zurück von mir um geringen Beding!

»»Darum hab' Dank, und ſchalte mit mir!
Und willſt du, ſo ſprech' ich, zum Lohn dafür,
Das Sprüchlein dir vor, das in Kampf und Schlacht,
»»So Manchen ſchon unverwundbar gemacht.""

Der Krieger ſtutzt, das ſieht ihn an
Den albern, rohen, betäubten Mann.
»Laß hören — ruft er — das käme mir recht!
Und dir, fein Liebchen, bekomm' es nicht ſchlecht!" —

»»Wohlan! — ſo beginnt ſie, und ſinkt in's Knie, —
Merk' auf, und vergieß das Sprüchlein nie! —
Alleiniger Gott, der die Unſchuld ſchützt,
»»Und Rach' auf das Haupt des Verworfenen blitzt!

»»Umgib mich mit deinem Schirm und Schild,
Wenn mir der Feind nach der Seele zielt!
Halt' ab von mir den vergifteten Pfeil,
»»Bewahre mein Herz, bewahre mein Heil! —

»»Es iſt geſcheh'n! — Nun, Krieger, verſuch',
Ob unverwundbar mich machte mein Spruch!
Verſuch's, hol' aus mit dem Schwert, weit, weit:
»»Ich bin den Streich zu empfangen bereit! —

„„Hol' aus mit dem Schwert! Ich fürchte mich nicht.
Schon bin ich gefei't, bin wundenbicht!
Hol' aus mit dem Schwert! Hier iſt die Bruſt;
Ich bin meines Spruches mir kräftig bewußt!"" —

Der Krieger gehorcht, holt aus mit dem Schwert,
Zu prüfen, ob ſie ihm Wahres gelehrt; —
Ein Stoß — und verblutend liegt ſie vor ihm; —
Hinſtarrend, bereut er den Ungeſtüm!

„„Hab' Dank, ſo ſtöhnt ſie, hab' Dank, mein Gott!
Du ließeſt die Unſchuld nicht werden zu Spott!
Ab haſt du — gewendet — den giftigen Pfeil! —
Bewahrt — mein — Herz! Bewahret — mein — Heil!"" —

Da fällt's, wie ein plötzlicher Strahl, mit Macht,
Wohl tief in des Kriegers Herzensnacht.
Sein Taumel zerrinnt, — ſein wilder Blick
Kehrt von der Leiche milder zurück.

Die Trommeln verhallen, — der Brand läßt nach, —
Noch ſteht der Krieger im öden Gemach; —
Es wandelt ihn, ſeit er's denken kann,
Zum erſten Mal, wie Schauder an.

# Die Blumen.

Nach dem Engliſchen,
von Chriſtoph Kuffner.

Welchen Nutzen gewähren uns die Blumen? Warum kann die Erde die nährenden, wohlſchmeckenden Früchte nicht ohne dieſen Prunk hervorbringen? Was kümmert ſich die ſchwerfällige Kuh, wenn ſie ſtundenlang wiederkäuend auf dem grünen Raſen liegt, darum, ob Myriaden von Blumen ringsumher den ganzen Tag im Sonnenſchein lächeln oder nicht? Warum verbreitet ſich das dunkelblaue Veilchen, kein Vorbote einer Frucht, im Thale, köſtliche Düfte ausathmen., um den Wanderer an der Naſe herumzuführen? Warum erhebt die Tulpe ihren bunten Farbenſchimmer? Mag immerhin der Apfelbaum Blüthen treiben, mag die Bohne durch ihre ſüße Ankündigung kommender Frucht und Nahrung die ſchwärmende Biene locken; welchen Nutzen gewähren aber die bloßen Blumenblüthen, die endlich zu nichts führen, als zu welken, farbloſen, dürren Bruchſtücken? Warum iſt ihr Reich von ſo kurzer Dauer? Warum ſenkt das Harz-Felſenröslein ſei-

ne hellglänzenden Blätter ſo regelmäßig nach kurzer Zwiſchenzeit, jeden Tag ſich neu bekleidend? Wer vermag es, die Ausnahme von der Regel zu erklären, welche die Natur in ihrem Syſteme der Nützlichkeit beobachtet? Für wen und wozu ſind die Blumen geſchaffen? Sind ſie ein blos zufälliges Spiel in einer Welt, worin es ſonſt nichts Zufälliges gibt? Zeigt ſich keine Abſicht in ihrem Bau? Sie ſind in ihrem Mechanismus fürwahr eben ſo vollkommen und ſo zweckmäßig gebildet, als die empfindungsreichſten und wunderbarſten unter den lebenden Weſen. Sie ſind mit Erhaltungs- und Fortpflanzungsmitteln verſehen, die uns in Erſtaunen ſetzen. Der Blödheit menſchlicher Sehkraft ſpottend, entfalten ſie erſt dem tiefforſchenden Mykroskop das myſteriöſe Geheimniß ihrer Schönheit. Die Geſtalt ſcheint bei ihrer Bildung alle Mannigfaltigkeit erſchöpft zu haben; die Farbe hat keine Miſchung, keine Schattirung, ja, nicht die feinſte Abſtufung, die man nicht in den Blumen findet; jede Art und Verſchmelzung des Duftes iſt ihnen eigen. Kann aber der Menſch nicht auch ohne ſie leben? Für wen und wozu ſind ſie geſchaffen? Sind ſie es nur für ſich ſelbſt? Haben ſie ein eigenes Leben? Genießen ſie ihren eigenen Duft ſelbſt? erfreuen ſie ſich ſelbſt ihrer Farbenpracht und der Schönheit ihrer Geſtalt? Der Menſch, gewohnt, den Gedanken mit der Empfindung und Bewegung zu verbinden, und begabt mit Augen, Mund und Naſe, wie auch mit dem Ausdrucke der Geſichtszüge, kann ſich weder Sinn noch Empfindung

ohne dieſe Modificationen vorſtellen. Liegt denn aber in dem Anblick der Blumen kein Ausdruck? haben ſie nicht augenloſe Blicke, lippenloſe Beredſamkeit? Man ſehe nur die große goldene Scheibe der Sonnenblume, die ſich auf ihrem gebogenen Stengel von Oſten nach Weſten dreht, und in der Fülle ihrer feierlichen Dankbarkeit das Licht preiſ't, in welchem ſie lebt und prunkt! Man ſehe, wie ſie, ſelbſt bis zu einer ſichtbaren Berauſchung, die lebengebenden Strahlen der ſtärkenden Sonne trinkt, und in der Ruhe ihres eigenen reichen Genuſſes den beweglichen Theil der Schöpfung bemitleidet, der von Stelle zu Stelle wandert, um jenes Glück aufzuſuchen, welches die Blume auf ihrem eigenen Beete genießt, durch ihre Wurzeln befeſtigt, eine glückliche Gefangene, deren Feſſeln ihr Leben ſind! Hat dieſes lebende Weſen nicht Sinn und Empfindung? Stelle dich unter den Baldachin, welcher ein Beet von Lieblingstulpen überſchattet, und leſe in ihren Farben und Kelchen die Liebe, die ſie für ihr kleines Leben hegen! Siehſt du nicht, daß ſie auf ihre Auszeichnung ſtolz ſind? Sie ſtehen auf ihren ſchwankenden Stengeln, wie auf den Zehen, um auf die weniger begünſtigten Blumen herabzublicken, die in den gemeinen, von keinem Baldachin überwölbten Gartenbeeten vermiſcht aufwachſen, während ſie vor dem großen Auge des Tages beſchützt ſind, welches zu ſengend auf ſie herabſchauen möchte; die Kraft ihres Lebens ſcheint von jener ſüßen Eitelkeit zu erſtarken, mit welcher ſie die Bewunderung menſchlicher Augen ein-

ſaugen, in deren milderem Lichte ſie ſich ihres Daſeyns erfreuen. Geh hin auf die Fluren und unter die grünen Gebüſche! ſchwärme über Wieſen und Haiden! erklimme die ſteilen Berge und tauche dich in die tiefen Thäler! klettere zwiſchen den Gebüſchen des ſtacheligen Dickichts herum, oder taumle ſchwindelnd an ſenkrechten Abgründen dahin, — und was wirſt du da finden? Blumen — Blumen — Blumen! Warum ſind ſie dort? was haben ſie dort zu thun? wie ſind ſie dahin gekommen? Was ſind ſie, als ein ſicheres Zeichen, daß der Schöpfer des Weltalls ein viel glorreicheres, und ſeine Gaben viel freigebiger ſpendendes Weſen iſt, als unſere politiſchen Ökonomen, Nutzungsmänner und Philoſophen?

Blumen — unter allen erſchaffenen Dingen die unſchuldigſten und einfachſten, und doch ſo prächtig in ihrem kunſtreichen Bau — das Spielzeug der Kindheit, der Schmuck des Grabes, und Gefährten des kalten Leichnams im Sarge! Blumen — geliebt vom unwiſſenden Wanderer und ein Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Forſchung für den tiefſinnigen Gelehrten! Blumen — die vergänglichſten aller vergänglichen Dinge, und doch die himmliſchſten aller irdiſchen! Blumen — deren Einfachheit und Gebrechlichkeit um die Erlaubniß zu ihrem Daſeyn bitten zu ſcheinen, Blumen, die mit erröthender Beſcheidenheit Felſenritze und verborgene Winkel bewohnen, indem ſie die vielbetretenen Pfade ſcheuen und es nicht wagen, die Wege der Menſchen zu beſuchen. Sie ziehen ſich vom Gedräng der Städte zu-

rück, und nur dann, wenn der Menſch die Wohnung verläßt, die er ſich ſelbſt erbaut hat, kommen ſie, ſchweigend und gleichſam nach langem Warten auf die endlich erhaltene Erlaubniß, hervor, kriechen über das graue Gemäuer und verſchönern den Ruin. Blumen, die unaufhörlich dem Himmel ihre dankbaren, dem Menſchen ihre freundlichen Blicke zuwenden, Theilnehmerinnen der menſchlichen Freude, Beſänftigerinnen des menſchlichen Kummers, Sinnbilder der Triumphe des Siegers, des Erröthens der jungen Braut, willkommen im gedrängten Prunkſaale, eine liebliche Erſcheinung auf dem einſamen Grabe! Blumen, deren unveränderliches Wiederkommen die Erinnerung an das Vergangene lebhaft und freudig hervorruft! Blumen, über welche die Unſchuld Thränen der Wonne vergießt, über welchen die Reue wehklagende Seufzer erhebt, indem ſie an die Unſchuld denkt, die einſt war! Blumen ſind für die Jugend wie für das Alter, für den Ernſt wie für den Frohſinn, für den Lebenden wie für den Todten, für Alle, nur nicht für den Schuldbelaſteten und den von der Reue Gefolterten. Blumen ſind in dem Buche der Natur das, was der Ausdruck: „Gott iſt die Liebe" im Buche der Offenbarung iſt. Sie verkünden dem Menſchen Gottes Vaterhuld. Diener werden genährt, gekleidet, und der Gebieter befiehlt ihnen, Kinder aber genießen ſanft und mild ihren Unterricht, und der gute Vater gibt ihnen, was erhält und was erfreut. Diener lohnt die ernſte Billigung oder die ſchweigende Zufriedenheit, Kinder das

ſüße Lächeln des Wohlgefallens und der freudige Blick der Liebe. So hat der Schöpfer durch die Schönheit, welche durch die ganze Natur verbreitet iſt, und durch die dem Menſchen verliehene Fähigkeit, ſie zu begreifen und zu genießen, die höchſte liebevolle, ſegenſpendende Gnade entfaltet.

Welchen öden und traurigen Anblick würde eine Welt ohne Blumen gewähren! Sie wäre ein Antlitz ohne Lächeln, ein Feſt ohne Freude. Die Blumen mit ihren ſylphengleichen Geſtalten und unſichtbaren Düften ſind die erſten Lehrer, welche den Gedanken aufregen, ſich über die materielle Sinnenwelt zu erheben; ſie erwecken in uns die Idee an unſichtbare Weſen, und durch dieſen ſchönen anmuthvollen Übergang werden unſere Gedanken des Unſichtbaren, Gedanken an Gott.

Sind nicht die Blumen Sterne der Erde, und die Sterne Blumen des Himmels? Blumen lehren uns zarte Gedanken und ſanfte Gefühle; ſie erwecken in uns den Sinn für das Schöne und Gute. Man kann den Bau einer Blume nicht betrachten, ohne ſie zu lieben. So wie ſie uns die Liebe Gottes verkünden, ſo gibt der Menſch durch ſie ſeinem Nebenmenſchen ſeine Liebe zu erkennen.

Schön und ſegenreich iſt das Licht, aber der Menſch vermag es nicht, deſſen ungetheilte Schönheit in ihrer vollen Stärke anzuſchauen; er kann ſich desſelben erſt dann erfreuen, wenn die prismatiſche Strahlenbrechung ihm in der vielfarbigen Schönheit der Blumen erſcheint, und

er dann die Elemente der Schönheit erblickt, das Alphabet ſichtbarer Anmuth lieſt. Der wahre Nutzen der Blumen beſteht in ihrer Herrlichkeit und Schönheit, indem ſie uns, durch Geſtalt und Farbe entzückend, zu Gedanken des Edelſinns, des Zartgefühls und der moraliſchen Schönheit leiten, erhaben über alles ſelbſtiſche Weſen, und gleichſam die lieblichſten Blätter in dem Buche der Natur ſind, lehrend, daß der Menſch nicht durch das Brot und für das tägliche Brot allein lebe, und daß er noch ein anderes, als das thieriſche Leben habe.

Geſchmack und die Liebe zum Schönen leitet uns zum Streben nach jener von allem Berechnen ſinnlicher Genüſſe weit entfernten Tugend. Steht denn die Liebenswürdigkeit dieſer Tugend, ihre Uneigennützigkeit, ihr Edelmuth, ihre vertrauende Unbefangenheit, ihr Erkennen einer, über Vortheil erhabenen Schönheit nicht weit höher, als alle Nützlichkeit, die nur dem thieriſchen Daſeyn frommt? Und ſo lehren uns die Blumen eine Ahnung von Etwas, das höher ſteht, als die Sinnenwelt und der Egoismus.

Kinder lieben die Blumen, die Kindheit iſt das Blumenalter des Lebens, die Blume der Unſchuld, der Schönheit und der Liebe zum Schönen. Blumen ſind den Kindern das Lächeln der Natur, mit welcher ſie vertrauten Umgang pflegen, eine Sprache, die ſie verſtehen und fühlen, die ihnen auch ihr ganzes Leben hindurch ſo eigen bleibt, daß, wenn Kummer und ein hartes Schickſal ſie in den ſpätern Jahren zu Boden drücken, und ſie ſchon

geneigt ſind, zu glauben, daß Alles hienieden Nacht iſt, plötzlich eine Rückerinnerung an die frühern Empfindungen von Lieblichkeit und Schönheit erwacht, und ſie ermahnt werden, es wandle ein Geiſt der Schönheit auf Erden und ein Gefühl milder Güte, welche nicht leicht vergeſſen werden können und nicht leicht vergeſſen. Worin beſteht nun der Nutzen der Blumen? Denkt euch eine Welt ohne Blumen, eine Kindheit ohne Liebe zu den Blumen, eine Seele ohne Sinn für das Schöne, eine Tugend, gierig nur nach einem Lohne, den ſie ſehen und mit Händen greifen kann, einen Stand der Geſellſchaft ohne Liebe zur Schönheit, ohne liebliche Verzierung und Anmuth, — dann mögt ihr den Nutzen der allverſchönernden Blumen, den Werth erhebender Schönheit fühlen!

# Flunkereien.

Von J. P. Innernſee.

## Der Aufruhr zu Memphis.

Unzufrieden mit dem beſtändigen Drucke klagten die Fundamente über die Laſt der höheren Stockwerke und der Dachgiebeln. Etliche Sprudelköpfe erhitzten den Fundamentalpöbel, und es entſpann ſich der blutigſte Aufſtand. Man fing an, die Giebel zum Grunde zu legen, ſtellte die Fundamente oben an und — alle Gebäude zerplatzten. Das Übel war fürchterlich. Ein guter Kopf rieth die alte Bauart an, jedoch mit dem Vorbehalt, daß man die Giebel Fundamente, und die Fundamente Giebel nenne. — Der Nahmenwechſel gefiel und der Aufruhr war geſtillt.

## Fragment aus einer neuerlichen Reiſebeſchreibung.

„Ich war lange," ſprach der Neger Hamil zu ſeinen ſtaunenden Landsleuten, „in dem Ländchen, das ſich Europa nennt, und ſich einer vertrauten Bekanntſchaft mit

dem Unbegreiflichen rühmt. Da haben ſie eine Maſchine erfunden, die Alles ausdrückt, was ſie denken und nicht denken. Ich wurde unterrichtet, das Ding zu verſtehen, was ſie drucken; mir aber kam es dann vor, daß ſie beinahe nichts oder ſehr viel Närriſches denken!

---

## Das Standbild der Hoffnung.

Man mahlt die Hoffnung mit einem Anker; wäre nicht eine Fiſchangel mehr bedeutend, da doch alles zu erangeln hofft? Aber zur Hoffnung gehört feſter Grund? Das gebe ich zu; haben aber nicht Stürme ſchon Striche durch die Rechnung gemacht?

---

## Der geſunde Menſchenverſtand ein armer Patient.

Vor ein paar tauſend Jahren fraß ſich der geſunde Menſchenverſtand an einer tranſcendentalen Malzeit eine Indigeſtion an Leib, Äsculap rieth ihm Bewegung nebſt guter Diät. Mit dieſem Recipe und einem Knottenſtocke trat der Kranke ſeine Reiſe an, kletterte auf Zoroaſters Feuerhügel, kroch unter die Pyramiden, lief in die Stoa, ſpazierte in der Akademie — und es blieb beim Alten. Er ſegelte nach Italien, diſputirte mit den Pythagoräern ſich eine Schwindſucht an den Hals, und eilte kränker als zuvor nach Großbrittanien. Dort ſchlug ihm die herr-

ſchende Philoſophie des Zeitalters ein paar Augen aus, und in ſeiner Blindheit ſchiffe er nach Frankreich. Gerade war damals großer Lärm von der Bürgerin Vernunft, wie gar ſo gut und edel ſie ſey: das flößte dem armen Patienten Zutrauen ein, die Dame zu ſuchen; da aber Alles Kopf über zum Tempel der Vernunft rannte, wurde dem geſunden Menſchenverſtand ein Bein zertreten. Ein Arzt nach Browns Syſtem addreſſirte ihn menſchenfreundlichſt nach Deutſchland, wo er unmittelbar von der Weisheit in Person ſich Raths erholen könnte. Eben war Krieg zwiſchen den Eudämoniſten, Kriticiſten und Idealiſten; der arme geſunde Menſchenverſtand kam jämmerlich in's Gedränge: er wurde von Kant zu Fichte, von Fichte zu Reinhold geſtoſſen, und endlich blaugequetſcht, blutend vom Wahlplatz der Weisheit geſchleppt. Nun ſeufzt und jammert er, daß Steine weinen möchten: Fräulein Fantaſie, eine gutherzige Dirne pflegt ſeiner, und ein paar Empiriker kochen ihm ein Verdauungsmittel ſammt Umſchlägen.

Ob er wohl geneſen wird? — Mein Vater, der an Wunder glaubt, ſagt „ja, — mit Gottes Hilfe." „Aber dann," ſetzt meine alte Muhme, hinzu, „muß er ja keine Philoſophie mehr freſſen, oder wie das Ding heißt, das man nicht verdauen kann.

## Freuden einer Mücke.

Neulich belauschte ich eine Mücke; was sie in offenherziger Laune sprach, will ich im Vertrauen nacherzählen.

„Mich freut es," begann sie, „daß ich mich im weiten Raume dieses Zimmers ganz sorgenlos bewegen darf; wohl ist mir, wenn ich auf den Rosen der nahen Blumentöpfe umherhüpfe, und ihre Düfte schlürfe; ich berausche mich im Nectar des Weines, und sättige mich am labenden Zuckergeiste. O das ist angenehm und süß — aber noch süßer ist es mir, wenn ich mich auf die Nase stolzer Menschen setzen kann! Man nenne ihn Gelehrten oder Feldherren; ich setze mich auf seine prahlende Nase, und — lache! Mag er rachgierig nach mir tappen; ich fliege davon und lache seines eitlen Zornes, seines Stolzes, der meinem philosophischen Muthwillen nicht nachfliegen kann! —

---

## Der Todtengräber.

Du bist noch allgewaltiger, als der Tod, furchtbarer Mann! Der Tod mäht die Großen der Erde, die Gelehrten der Welt nieder; aber noch liegt ihr Leichnam auf dem Paradebette mit allen Ehrenzeichen voriger Würde, und in Ehrfurcht nabt sich Jedermann. Nun nimmst du gleichgültig den Sarg, senkst ihn in die Grube, und verscharrst den Angebeteten, den Gefürchteten mit all sei-

ner Hoheit, mit all ſeinen Siegen, mit allem Ruhme in die Erde.

Gelehrſamkeit, Macht und Adel verſchütteſt du, und man vergißt ihrer, ehe dein Pfeifchen verglühet, das du dabei raucheſt.

Mag auch ein prahlendes Denkmal über dem Grabe in glänzendem Marmor funkeln — Niemand lieſt es: du haſt ewige Vergeſſenheit darüber gehügelt.

Dich fürchten die Großen der Erde und die Kleinen; nur Ärzte und Richter ſind dir gut, denn du deckſt ihrer Hände Werk mit ewigem Stillſchweigen.

---

## Berthold Schwarz und Fauſt.

Am großen Gerichtstage wird es ſich erſt entſcheiden, wer aus Beiden der größte Mörder war.

---

## Die Nachtmütze und die Gans.

Eine Gans ſchlenderte von Ungefähr, wie das Gänschen oft geſchehen ſoll, über die Straße: eine Nachtmütze lag auf dem Wege.

Die Gans machte ein gelehrtes Geſicht, verdrehte die Augen, verlängerte den Kragen, bepipte die Mütze und ſchnatterte endlich laut in die Welt hinaus: „Ich habe

einen Menſchenkopf gefunden!" Die Nachtmütze war klug genug und ſchwieg.

---

## Fabel.

„Liebliche Sängerin," miaute ſehr ſchmeichelnd eine abgelebte Katze die Nachtigall im Käfige an, „verlaſſe dein Gefängniß, folge mir und genieße das Glück der Freyheit, die man dir ſo widerrechtlich raubte."

Sie ſind ſehr gütig, entgegnete ruhig die Nachtigall, ich liebe wohl die Freyheit, aber — Sie verzeihen — nicht in Ihrer Geſellſchaft. —

---

## Geſpräche.

### 1. Denken und Reden.

Denken: Du eilfertiges Ding, kannſt du nicht auf mich warten?

Reden: Kriechſt du doch, wie eine Schnecke.

Denken: Wer möchte dich Wirbelwind in deinem Stürmen und Drängen erhaſchen! Glaube mir, es bringt dir wenig Ehre, wenn du ohne mich erſcheinſt.

Reden: Daß ich nicht lache! Überall bin ich willkommen, bei Hofe, auf der Kanzel, in Geſellſchaften, im Schauſpiele, in der Schenke, am Putz-

tiſche, im Bade, auf der Wachtparade, bei Spaziergängen, in Akademien, in — —

**Denken:** Du ſprichſt dich außer Athem! Ich läugne nicht, daß du gefällſt, aber blos in meiner Geſellſchaft.

**Reden:** Das mag vor Erſchafung der Welt geweſen ſeyn; in unſern gelehrten, lichtvollen Zeiten iſt es Mode zu reden, ohne zu denken. Lebe wohl, Herr Ururgroßpapa! — Noch eins, weißt du, daß man für dich eine eigene Lehrkanzel errichtet hat? Wozu glaubſt du?

**Denken:** Daß man dich mit Anſtand und Nutzen gebrauchen lerne!

**Reden:** Ei warum nicht gar! blos um ſich **reden** zu hören. Adieu!

## 2. Niemand und Etwas.

**Etwas:** Auf die Seite, grober Schroll!

**Niemand:** Oho! Wer hat das Recht, ſo zu ſprechen?

**Etwas:** Etwas, deſſen Verdienſte man kennen ſoll.

**Niemand:** Hier iſt Niemand, der deine Rechte und Verdienſte kennen will.

**Etwas:** Ich bin Etwas: wenn die Kirche nicht alle holprichten Wege ebnet, ſo ebnet ſie doch Etwas: wenn die Siegeskraft nicht Alles überwindet, ſo überwindet ſie doch Etwas; bringt Staatsintrigue und Frauenliebe nicht ganz

durch, ſo dringt doch Etwas durch; kann Philoſophie und Gelehrſamkeit nicht jede Aufgabe löſen, ſo löſet ſie doch Etwas.

Niemand: Eine lange Litaney von Verdienſten! Wenn aber geſtrauchelt wird, wer ſtrauchelt?

Etwas: Niemand.

Niemand: Wenn man Ehre und Einfluß verſpielt, wer thut das?

Etwas: Niemand.

Niemand: Wenn Recht und Gerechtigkeit verjagt werden; wenn Unſchuld und Tugend unter dem Drucke ſeufzen, wer iſt daran Schuld?

Etwas: Niemand.

Niemand: Wenn Unſinn über Unſinn ausgebrütet wird, wenn Verſtand und Gewiſſen der Thorheit und dem Laſter weichen, wer iſt dafür verantwortlich?

Etwas: Niemand.

Niemand: Ei zum Henker, da wäre ich der Sündenbock der geſammten Menſchheit! Was Schulknaben ſündigen, und was Männer und Weiber, was alle Zünfte und Akademien Unfug treiben, würde mir aufgebürdet?

Etwas: So iſt es: Alles thut Etwas; blos Niemand thut Unrecht.

### 3. Der Wind, die Wärme und die Kälte.

**Kälte:** Sammt deiner Feuergewalt mach' ich dich zu Eiſe; alſo übertreffe ich dich.

**Wärme:** Deine Wuth ſchmelze ich ganz zuſammen; wer wird mir den Vorrang abſtreiten?

**Wind:** Freunde! euer Seyn oder Nichtſeyn hängt von meinem Zuge ab.

---

## Die Pantoffeln.

Ohne eben ein Schuſter zu ſeyn, läßt ſich eine große Abhandlung über Pantoffeln ſchreiben; denn ihre Geſchichte iſt ſo thatenreich, als die Geſchichte der Staaten. Eigentlich iſt den Pantoffeln nur das Küchenregiment, bei einigen Nationen auch die Hausregierung angewieſen; aber es gibt Beiſpiele, die beweiſen, daß bei ſehr vielen Völkern die Pantoffeln einen wichtigen Einfluß auf Staatsgeſchäfte hatten. Über die Männerherzen wußten ſich Pantoffeln, die an einem niedlichen Füßchen ſtecken, von jeher große Gewalt herauszunehmen. Die Männer ſelbſt werfen am Ruhe bringenden Abend die ſchwerfälligen Stiefel weg, um in einem Paar bequemer, treuherziger Pantoffeln auszuruhen, und ſich dem andern Paare geliebter Pantoffeln näher zu bringen. Es ließe ſich hierüber noch Manches ſprechen; aber die Pantoffeln haben eine eigene Behendigkeit, ſolchen Köpfen, die Arges von ihnen denken, un-

ſanft um den Kopf zu fliegen. Ehre alſo den Pantoffeln, und drei Mal dreifache Ehre dem Schuſter, der dieſe Welt und Herzen beherrſchenden Pantoffeln erfunden!

---

## Neuigkeit.

Freund!

Du kennſt ja mein neckiſches Amourchen? Das hat ſein Glück gemacht! Die Gräfin Xz kam von Ungefähr zu mir; das zottige Thierchen beobachtete ſein Tempo, und errieth die Launen der Gräfin ſo à propos, wedelte, beleckte ihre Hände, fuhr Jedem, der ſich ihr näherte, an die Beine, daß er auf der Stelle, ohne auf meine Einſprüche bedacht zu nehmen, zum Leibſchooßhündchen und vertrauten Liebling proclamirt wurde.

Ich ſchreibe dir das, um andern Hündchen in deiner Gegend aus dieſem Beiſpiele einige brauchbare Maximen mitzutheilen. Ich umarme dich ꝛc.

---

## Scene aus dem Irrenhauſe.

Fremder: Und warum biſt denn du gefeſſelt, armer Menſch!

Wahnſinniger: Mein Vater ſchlief hinter dem Baume, ich wußte es nicht: auf dem Baume ſaßen Raben, die ich mit Steinen vertreiben wollte.

Als ich Steine aufhob, ſchlich der Feind meines Vaters daher, ſchleuderte mir den Arm auf die entgegengeſetzte Seite, und der Stein verwundete meinen Vater. Darum haben ſie mich geknebelt und gefeſſelt, lieber Herr!

---

## Die Lüge.

In Ninive ſtand ein Pallaſt, der Freuden aller Art anbot. Da ſtand groß geſchrieben: Nur durch das Thor iſt der Eingang erlaubt! Der Thorſteher wies aber Jeden unſanft ab, der nicht einen goldenen Schlüſſel zum Thore hatte. Nebenan indeſſen ſtand ein Fenſter in Geſtalt einer Thüre offen, da ſtieg Groß und Klein ungehindert hinein, und aß und trank ſich ſatt.

Ich kann euch verſichern, auch den weiſen Scha-a-miram ſah ich da hineinſteigen. „Das iſt eine Lüge," rufen ſeine Jünger und ſteigen ihm nach. —

---

## Beſcheid an den Tod.

In einer gewiſſen Reichsſtadt gab es ſehr fruchtbare Genie's in der Heilkunde, die laut der Ankündigungen in der daſigen Zeitung faſt jeden Monat irgend eine Univerſalmedicin, oder eine Tinctur zur Lebensverlängerung, oder ein Arkanum wider unheilbare Krankheiten menſchenfreundlichſt gegen Bezahlung auskochten. Der redliche Tod,

der zuweilen in den Zeitungen herumblätterte, und dieß alles für baren Ernſt nahm, ward wirklich ob der Schmälerung ſeiner Einkünfte beſorgt, und überreichte dem Magiſtrat ſehr erfurchtsvoll eine bittliche Vorſtellung, dieſen unbefugten Lebensverlängerern das Handwerk zu legen. Er erhielt nachſtehenden Beſcheid:

„Was geſtalten dießſeitigem Magiſtrat die von dem Tod in Beſchwerde gebrachten Anmaſſungen neuer Menſchenfreunde nicht unbekannt wären — da aber zugleich aus den Sterbeliſten dieſer Stadt nicht allein keine Abnahme, ſondern vielmehr ein Zuwachs an Verſtorbenen erſcheine, ſo wäre einsweilen keine reelle Beeinträchtigung des ſich beeinträchtigt glaubenden Todes erweis-folglich auch keine oberherrliche Verfügung gegen die inculpaten Speculanten zur Zeit anwendbar — — womit ſich alſo der Bittſteller Tod zu beruhigen habe.

## Vorzug unſers Jahrhunderts.

Darüber kann erſt abgeſprochen werden, wann die Ärzte entſchieden haben, ob der Tod von einem Keulenſchlage, oder von Nadelſtichen ſanfter ſey.

## Wohlthat im Unglücke.

Sturm und Regen ſind beſchwerlich, befreien aber von der Laſt des Ungeziefers, das uns bei freundlichem Sonnenſchein umſchwärmt.

## Feuer und Licht.

Das erſte muß man vor Sturm, das zweite vor Zugwind bewahren, — eine Wahrheit, die wie ſo viele anerkannt, aber nicht — befolgt wird.

---

## Philoſophen.

Es gibt zwei Gattungen: die Theoretiker lehren, was andere Leute thun oder laſſen ſollen; die Practiker thun von dem das Gegentheil, was ſie lehren.

---

## Auch eine Betrachtung über die Augen.

Die Augen ſind ein paar liebliche Fenſter, durch welche ſo manches in die Seele hineinblickt, und woraus die Seele eben ſo freundlich herausguckt, wenn ſie bei guter Laune iſt, und die Dinge von außen ein fröhliches Geſicht machen. Freilich ſehen oft Sonne, Mond und Sterne recht heiter in manches Auge. Fluren und Saaten mit ihrem bunten Schmucke, die ſchönſten Geſtalten lebend und leblos lächeln manchem Auge huldvoll zu; und doch ſieht es ſo trüb und finſter umher! O, da iſt es innen im Hauſe pechſchwarze Nacht; aber am Ende dringt das Licht doch ſiegreich ein, und weil die Augen dem Lichte das Thor öffnen, bin ich ihnen herzlich gut! Und dann erſt ihre leiſe,

liebliche Sprache ohne Geräuſch, jedem Kenner ſo verſtändlich! Wie laut ſpricht ein blitzendes Auge die donnernde Sprache des Zornes; wie ſchmelzend ſind die klagenden Töne des ſanften blauen Auges, und wie überredend die Forderungen eines ſchwarzglühenden Augenpaares! Ernſt und Liebe, Furcht und Hoffnung ſprechen ſo beſtimmt, ſo deutlich aus dem Auge. Oft verſteckt ſich ein ſchelmiſcher Muthwille unter die Augenwimper und tändelt keck und verſtohlen mit unſern Herzen, wie mit Würfeln. Ich habe ein paar Augen gekannt, die einen großen Helden ins Joch ſpannten, und zwei berühmte Gelehrte wahnſinnig machten; und ich verſichere Euch, ſo arges Unheil ſie ſtifteten, waren ſie doch ein Paar recht liebliche Augen, und tauſend Mal mehr werth, als ſo manche andere Augen!

# Meiſter Naſsreddin's,

## des türkiſchen Eulenſpiegels, Schwänke und Streiche.

Aus türkiſchen Überlieferungen mitgetheilt von

Chriſtian Wilhelm Huber.

---

Weisheit und Narrheit ſind die beiden Endpunete, zwiſchen welchen alle Abſtufungen der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes liegen. Da nun aber die intellectuelle Welt, gleich der materiellen, ſich kreisförmig bewegt, ſo berühren ſich jene beiden Extreme in einer gewiſſen Lage. In Miſchung ungleichartiger Stoffe gefällt ſich die Laune der Natur. Durch dieſe Laune gewinnt das Leben eine komiſche Seite, die gleichſam für das Bittere der Wirklichkeit und die Unerreichbarkeit des Ideals entſchädigen ſoll. Es hat auch überall ſolche närriſche Weiſe oder weiſe Narren gegeben. Das Volk, deſſen Urtheil aus tiefen Wurzeln keimt, fand von jeher ein beſonderes Behagen an dieſen Erſcheinungen, denen es immer eine nationale Beimiſchung von Gutmüthigkeit, Schelmerei, Gemüthlichkeit, Bizarrerie, Satyre, Prahlerei, Ernſt und Scherz zu ge-

ben wußte. Erzählungen von Schwänken und Streichen dieſer Art wurden Volksbücher, unter welchen unſer deutſcher Tyll Eulenſpiegel wohl obenan ſtehen dürfte. Freund Tyll, der im Jahre 1350 im Städtchen Möllen unweit Lübeck geſtorben, woſelbſt ſich noch ſein Grabſtein befindet, unternahm ſeine närriſchen und ſchelmiſchen Streiche aus wahrer Herzensluſt. Er durchwanderte manches Land, beſah ſich Welt und Leben, blieb aber überall ſeinem närriſchen, zu Schwänken ſtets aufgelegten Kopfe getreu. Was in äſthetiſcher Beziehung gegen derlei Volksbücher eingewendet werden könnte, hat Thomas Murner, der wahrſcheinliche Verfaſſer des Eulenſpiegels in oberdeutſcher Zunge, ganz treuherzig abgelehnt, indem er ſagt: „Dieweil denn menſchliche Natur und Weſen aus „fröhlichem Geſpräch oft und viel wird bewegt, daß Trau„rigkeit, Krankheit, Haß und Neid wird gemildert und „vergeſſen, habe ich's, ſo viel möglich, verfaſſet; nicht „in der Meinung, daß man daraus Böſes, ſondern allein „das Böſe zu vermeiden lerne, auch ſich vor liſtigen „Menſchen deſto beſſer hüten könne." — Die Italiener beſitzen in dem Bertoldo und ſeiner Narrenfamilie Bertoldino und Cacasenno ein ähnliches Volksbuch. Hieher gehören ferner, um von andern Volksbüchern zu ſchweigen, die Ammengeſchichten des Spaniers Timoneda, und die ſpaniſchen Narren- und Schelmenromane, unter welchen der Lazarillo de Tormes und der Gran Tacaño hervorragen. Merkwürdig dürfte es aber ſeyn, daß

auch bei den Türken, die unter allen orientaliſchen Völkern am Meiſten die behagliche Ruhe lieben, und die alles Wunderbare glauben, um nur nicht durch die Operation des Widerſpruches in eine bewegtere Lage verſetzt zu werden, ein zweiter Eulenſpiegel als Volksbuch beſteht, der Meiſter Naßreddin, der gleich ſeinem deutſchen Kameraden voll närriſcher Schwänke und ſchelmiſcher Streiche iſt, bald klug, bald albern, gewandt und plump, gutmüthig und ſchadenfroh, aufrichtig und verſchmizt, ſogar gemüthlich und humoriſtiſch, ſtets aber ſeine Nationalität als Grundton bewahrend.

Chodſcha Naßreddin Efendi lebte wahrſcheinlich in Kleinaſien vor beiläufig dritthalb hundert Jahren. Über ſeine Lebensumſtände iſt uns nur dasjenige bekannt, was aus den über ihn geſammelten Anecdoten in dieſer Beziehung entnommen werden kann. In ſeinen jüngeren Jahren wanderte er viel im Lande herum, hielt ſich bald in dieſer bald in jener Stadt auf, lebte dürftig, aber unabhängig, und behielt überall ſeine derbe Laune als treue Begleiterin. Später heirathete er, machte ſich anſäßig und betrieb den Ackerbau. Nebenbei ward er auch Schulmeiſter, weßhalb er den Beinamen Chodſcha (Lehrer, Meiſter) erhielt. Er wurde ſogar zum Richter (Kadi) ernannt, und führte den Ehrennamen Efendi (Herr). Der Ruf ſeiner Narrheit verbreitete ſich immer mehr, und er ſtieg ſo im Anſehen der Leute, daß die vornehmſten Perſonen, ja ſelbſt Sultane keinen Anſtand nahmen, mit

ihm Umgang zu pflegen. Hier kommt zu erinnern, daß die Narren von den gemeinen Türken für die größten Weisen gehalten werden, in deren Äußerungen und Handlungen ein so tiefer Sinn der innern Erkenntniß verborgen liege, daß es nur die Schuld der übrigen Weltmenschen ist, wenn diese den Zusammenhang und wahren Verstand der Sache nicht herausfinden können. Die Narren, vorausgesetzt, daß sie unschädlich sind, genießen in der Türkei dieselbe Freiheit, Achtung und menschenfreundliche Theilnahme, wie die Kinder; ja sie stehen sogar im Geruche der Heiligkeit.

Der Grund von Meister Naßreddin's Character ist eine unverkennbare Gutmüthigkeit, auf welche die Natur den verschiedenartigsten Samen ausgestreut hat, der wieder zu jenen baroken Blüten und Früchten aufgeschossen ist, die, ungleich nach Innen und nach Außen, dennoch eine auffallende Eigenthümlichkeit an sich tragen. — Die Anecdoten über Naßreddin sind theils handschriftlich aufbewahrt, theils leben sie im Munde des Volkes. Des Meisters Schwänke und Streiche haben für die Türken einen unwiderstehlichen Reiz, überall wo sie erzählt oder vorgelesen werden, in Kaffehhäusern, auf offenem Markte, im Karawanserai und im Harem ziehen sie die Zuhörer an, fesseln und spannen ihre Aufmerksamkeit; ja man hat die Gunst, in welcher dieser Volksmann steht, hinlänglich bezeichnet, wenn man sagt, daß die ernsten Türken — sogar darüber lachen. — Die nachstehenden

Schwänke und Streiche ſind theils aus türkiſchen Manuſcripten überſetzt, theils dem mündlichen Vortrage nacherzählt.

---

Jemand übergab dem Meiſter Naßreddin zehn Gänſe, um ſie einen Monat lang hindurch täglich auf die Weide zu treiben. Auf der Weide aber gerieth zufällig eine Gans in Verluſt. Nachdem der Monat zu Ende war, begehrte der Meiſter von dem Eigenthümer der Gänſe ſeinen Hüterlohn. Dieſer aber ſprach: Es ſind nur neun Gänſe; was iſt denn mit der zehnten geſchehen? Der Meiſter zählte die Gänſe und ſagte: „Es ſind ja zehn Gänſe!" Der Andere zählte ſie von Neuem, brachte aber nur neun heraus. Als ſich auf dieſe Weiſe ein heftiger Wortwechſel entſponnen, machte der Meiſter den Vorſchlag: „Hier gibt es nur einen einzigen Ausweg. Wir „wollen die Gänſe an einen abgeſchloſſenen Ort geben, und „laſſen dann zehn Menſchen kommen. Jeder ſoll Eine „Gans haſchen; wenn nun auf Jeden der zehn Menſchen „Eine Gans fallen ſollte, iſt es ein Beweis, daß Letzte„re vollzählig ſind." Da der Andere in ſeiner hilfloſen Lage auf dieſen Vorſchlag einging, wurde ſelber ausgeführt. Es wurden zehn Menſchen geholt, und jeder fing eine Gans. Nur für Einen Mann blieb keine Gans übrig. Dieſer ſagte daher: Meiſter, ſieh! für mich iſt nichts da. Was werden wir nun anfangen? „Freund!" fiel ihm der Meiſter hitzig ins Wort: „die Schuld liegt nur an dir.

„Da die auf dich kommende Gans da war, hätteſt du ſie „auch erhaſchen ſollen.“

---

Der Meiſter ſtieg eines Tages in einen Garten, zog weiße und gelbe Rüben aus, und ſteckte ſie in einen Sack, den er bei ſich trug. Plötzlich kam der Eigenthümer des Gartens hinzu, fuhr auf ihn los und rief: Wie kommſt du hierher? — „Auf wunderbare Art. Der Sturmwind „hat mich hieher geweht.“ — Wie kommen die Rüben in deine Hände? — „Als mich der Wind vorüber ſchleifte, ſind „ſie an mir hängen geblieben.“ — Wie kommen aber die Rüben in deinen Sack? — „Darüber hab' ich eben ſelbſt „nachgedacht, als du mich auf ein Mal in meinem Nach„ſinnen ſtörteſt.“

---

Der Meiſter war einſt auf der Wanderſchaft; er war den ganzen Tag gegangen, müde und bis zum Tode hungrig, hatte aber keinen Heller in der Taſche. Da ging ihm ein Gedanke durch den Kopf. Auf dem Wege lag gerade ein freundliches Dorf; er ging ſtolzen Schrittes hinein und ſchrie: „Ich bin ein berühmter Magiſter der Arz„neikunde; ich heile Alles, jede Krankheit muß meiner „Kunſt weichen.“ Die Leute liefen um ihn zuſammen, und ſtaunten ihn an. Da trat ein wohlhabender Bauer auf ihn zu und ſprach: Folge mir in mein Haus, mein Sohn liegt im Sterben, verſuche deine Kunſt und rette ihn. — Der

Meiſter folgte dem Bauern, und als er an das Krankenlager gekommen, faßte er die Hand des Patienten, fühlte ihm den Puls und ſchüttelte bedenklich das Haupt. „Verſchafft mir Honig, Butter und Brot, und ſetzt alles in „die nächſte Stube. Vergeßt aber auch nicht, ein Sitzkiſſen hinein zu legen.“ Man that, was er begehrte. Der Meiſter folgte in die Stube nach, und ſagte zu den Hausleuten: „Laßt mich nun allein. Meine Heilmethode iſt ein „Geheimniß, bei der Kur, die ich nun vornehmen werde, „darf Niemand außer mir im Spiele ſeyn.“ Nachdem man ihn nun allein gelaſſen, verſchloß er die Zimmerthüre, ſetzte ſich auf das Kiſſen, und aß von den vorgeſetzten Eßwaaren, ſo viel ſein leerer Magen faſſen konnte. Während dem ſtarb der Patient im andern Zimmer. Die Familie erhob ein Geſchrei, und weckte den vermeintlichen Arzt aus ſeiner behaglichen Verrichtung auf. Der Meiſter trat heraus, näherte ſich dem Leichname und ſprach: „Gott „iſt groß! Es iſt recht: der Kranke mußte ſterben, denn „ſo ſtand es geſchrieben. Aber, ihr lieben Leute! glaubt „mir, hätte ich nicht das aufgegeſſen, was ihr da hinein„geſetzt, ich wäre, bei meiner Seele! auch geſtorben.“

---

Der Meiſter merkte, daß ihn ſeine Freunde gerne zu Gaſte laden würden, daß ſie ſich aber ſeiner ſchämten, weil er zu ſchlecht gekleidet war. Er wußte ſich bald beſſere Kleider zu verſchaffen, und zeigte ſich mit dieſen vor

den Leuten. Alsobald kamen Einige auf ihn zu, und luden ihn zum Mittagsmale. Der Meister erschien recht sauber gekleidet, und setzte sich mit der zahlreichen Gesellschaft zur Tafel. Zuerst wurde Suppe aufgetragen. Der Meister nahm einige Löffel voll davon, und begoß sich damit den Kaftan von oben bis unten. Was macht ihr? Meister! „rief man von allen Seiten: Ich verrichte meine Pflicht, „versetzte dieser: Ihr habt mich nur meiner besseren Klei„der wegen zu Gaste geladen; daher müssen auch diese vor„zugsweise abgespeiset werden.“

---

Eines Tages kam der Meister mit einigen Freunden an einen Weiher, auf welchem viele Wildenten herumschwammen. Gern hätte er Eine davon gefangen; er schlich sich daher sachte an das Wasser, und fuhr plötzlich auf jene Enten los, die dem Ufer am nächsten waren. Die Wildenten waren aber schneller und flogen sämtlich davon. Der Meister sah ihnen traurig nach, dann aber zog er ein Stück Brot aus der Tasche, tauchte es zu wiederholten Malen in das Wasser und verzehrte es. Als ihn die Andern fragten, warum er das Brot benetze? antwortete er: „Weil ich den Braten selbst nicht haben konnte, tauche „ich wenigstens mein Brot in die Entensuppe.“

---

Einige Junggesellen wollten sich mit dem Meister einen Spaß machen und ihm die Schuhe wegnehmen. Kannst du

klettern? ſprach Einer zum Meiſter: verſuch es, und ſteig auf dieſen Nußbaum. Der Meiſter ſchickte ſich alſogleich an, auf den Baum zu ſteigen, und zog ſeine Schuhe aus; da er aber gemerkt, daß man ſie ihm ſtehlen wollte, legte er ſie nicht auf den Boden, ſondern ſteckte ſie in ſeinen Bruſtlatz. Die Geſellen riefen alſogleich: Warum ſteckſt du denn deine Schuhe ein? Du brauchſt ſie ja nicht zum Klettern. — „Zum Klettern brauche ich ſie zwar nicht, verſetzte der Meiſter: „aber es könnte über dem Nußbaume „drüben noch ein Stück Weges ſeyn, wo ich ſie dann zum „Gehen brauche."

---

Eines Tages ſchlich ſich ein Dieb in Naßreddin's Wohnung, und packte deſſen wenige Habſeligkeiten zuſammen. Der Meiſter ſah aus einem Schlupfwinkel den ganzen Vorgang mit an, und ließ dem Diebe ruhig gewähren. Als nun dieſer die kleine Habe in einen Sack gepackt und damit ſich entfernt hatte, folgte ihm der Meiſter auf dem Fuße. Sie gelangten endlich in des Diebes Behauſung, in der ſich der Meiſter ganz neugierig umſah. Der Dieb, der erſt jetzt die Gegenwart ſeines Begleiters wahrgenommen, fuhr dieſen trotzig an: Was ſuchſt du hier? Packe dich fort! „Ei! erwiederte der Meiſter, ich glaubte, wir „zögen aus, und du wollteſt mir die Mühe des Überſie„delns erſparen."

---

Eines Tages ging der Meister ganz trübsinnig über den Markt, und schrie beständig: „Wenn ich nur einen „Beutel mit hundert Zechinen fände! aber nicht mehr und „nicht weniger dürfte es seyn; sonst würde ich sie nicht „annehmen.“ Ein reicher Jude, der den Wunsch und die Betheuerung des Meisters vernommen, wollte die Gelegenheit nicht versäumen, mit einem Türken Scherz zu treiben. Er nahm einen Beutel, steckte neun und neunzig Zechinen hinein, legte ihn auf den Weg, wo der Meister vorüber ging, und verbarg sich unweit des Geldbeutels in eine Mauernische. Der Meister kam bald darauf, und rief, wie früher: „Wenn ich nur hundert Zechinen fände; „aber nicht mehr und nicht weniger dürfte es seyn.“ Bald erblickte er den Beutel, hob ihn auf, zählte die Goldstücke, und fand, daß nur neun und neunzig darin waren. Aber anstatt den Beutel wieder hinzulegen, steckte er ihn ohne Bedenken in die Tasche, und ging seines Weges. Der Jude stürzte nun eiligst aus seinem Schlupfwinkel hervor, packte den Meister und forderte seinen Geldbeutel zurück. „Welchen Geldbeutel? sprach der Meister gelassen, „Freund! mir scheint, du bist nicht recht bei Sinnen.“ Der Jude aber ließ ihn nicht los, begann ein furchtbares Geschrei, und forderte endlich den Meister auf, ihm zum Kadi zu folgen. Dieser sprach: „Recht gern will ich mit „dir zum Kadi. Aber sieh, ich bin nicht anständig gekleidet. In diesem Anzuge kann ich vor Gericht nicht erscheinen. Wenn du mir auf kurze Zeit dein Ferradscha (Ober-

„kleid) borgen willſt, ſo bin ich bereit, zu thun, wie du „begehrſt.“ Der Jude, der ſich nicht anders zu helfen wußte, zog ſein Oberkleid aus, und reichte es ſeinem Gegner, der es unverweilt anzog. Nachdem ſie zum Kadi gekommen, begann der Jude, als Kläger, den Hergang des Streites zu erzählen, und bat um gerichtliche Hülfe. Der Meiſter aber ſprach: „Ich weiß nicht, was dieſer Menſch „will? Er behauptet, Alles, was ein Anderer beſitzt, ſey „ſein Eigenthum. Ich bin überzeugt, wenn ich ihm mein „Ferradſcha vorhalte, wird er gleich behaupten, es gehö„re ihm.“ — Nun! fiel ihm der Jude in die Rede, iſt es denn nicht wahr? Iſt das nicht mein Oberkleid? Das Ferradſcha und das Geld gehören mir. — „Du ſiehſt Herr!“ verſetzte der Meiſter, ſich lächelnd zum Kadi wendend: „was „von dieſem Menſchen zu halten iſt.“ — Der Kadi ſtrich ſich den Bart und ſprach: Einem Betrunkenen oder Tollen glaubt man nicht. Zieh ab Jude! wenn du nicht geſtäubt werden willſt. — Der geprellte Jude verließ grimmig die Gerichtsſtube.

---

Der Meiſter fing eines Tages auf dem Felde einen Storch und trug ihn nach Hauſe. Er hatte noch nie einen Storch geſehen, und wußte daher nicht recht, zu welcher Gattung von Thieren er ihn rechnen ſollte. Mit einem Vogel ſchien er ihm die meiſte Ähnlichkeit zu haben, doch ſchien ihm wieder, daß an Schnabel und Füßen zu viel Wachsthum vorhanden ſey. Er nahm daher ein Meſſer,

hackte damit dem Storche von dem zu langen Schnabel und den Stelzbeinen ein gutes Stück ab, und sprach ganz selbstzufrieden: „So! nun bist du wieder ein Vogel!"

---

Ein Dieb stahl eines Tages aus Naßreddin's Wohnung einen Leib Käse. Der Meister, anstatt dem Diebe nachzulaufen, ging auf den Markt, und setzte sich beim Brunnen ruhig nieder. Die Nachbarsleute aber liefen zusammen und fragten ihn ganz verwundert: Meister! was machst du hier? Warum läufst du nicht lieber dem Dieb nach? Der Meister antwortete: „Der Dieb ist ein guter „Läufer, ich hätte ihn schwerlich eingeholt; aber wer Käse „ißt, wird durstig. Darum warte ich beim Brunnen, bis „der Käsedieb hierher kommt, um seinen Durst zu löschen."

---

Der Meister ging einstens mit seinem Weibe an einen Fluß, um Wäsche zu waschen. Während der Arbeit flog eine Krähe herbei, faßte mit dem Schnabel ein Seifenstück, und schwang sich damit davon. Die Frau erhob ein Geschrei und rief: Meister! komm schnell! Eine Krähe hat uns ein Stück Seife gestohlen. Der Meister aber sprach ganz gutmüthig: „Sey ruhig, Frau! Laß der Krähe die „Seife, sie hat selbe sehr nöthig; denn sie ist noch schwär„zer, als unsere Wäsche."

---

Der Meister borgte eines Tages von seinem Nachbar einen Kessel. Nach einigen Tagen stellte er ihn dem Eigenthümer wieder zurück, nachdem er in die Höhlung des Kessels ein Kastrol gesteckt hatte. Als der Nachbar über diesen Zuwachs sein Erstaunen zu erkennen gab, versicherte ihm der Meister, der Kessel habe geboren. Der Nachbar nahm erfreut Kessel und Kastrol und entfernte sich. Nach einiger Zeit borgte der Meister auf's Neue denselben Kessel, gab ihn aber nicht mehr zurück. Der Nachbar, der vergeblich auf seinen Kessel wartete, ging endlich zum Meister und forderte sein Eigenthum. Der Meister sagte ganz traurig: „Freund! der Kessel ist gestorben; du aber mögest „gesund bleiben!" Der Nachbar rief befremdet: Meister! treibst du Scherz mit mir? Wie kann denn ein Kessel sterben? Der Meister aber entgegnete: „Sonderbar! Du hast „doch geglaubt, daß der Kessel geboren habe, und willst „nun nicht glauben, daß er gestorben sey!"

---

Der Meister hatte zwei Ochsen, einen großen und einen kleinen, die er beide zusammen vor den Pflug spannte. Während er aber pflügte, riß sich der junge Ochs aus dem Joche los und entfloh. Der Meister, anstatt dem Flüchtling nachzusetzen, begann den großen Ochsen aus Leibeskräften zu schlagen. Als ihn die Leute, welche dem Vorfalle zugesehen, fragten: warum er den großen Ochsen schlage und nicht vielmehr den kleineren? antwortete er:

„Sobald der kleine Ochs gefehlt,
„Liegt stets die Schuld am Großen;
„Weil dieser dann die Stange hält
„Dem jüngeren Genossen."

Diese Rede verbreitete sich unter die Leute, und besteht noch fort als Sprichwort.

---

Der Meister ging einst, sein Söhnlein an der Hand, auf dem großen Bazar in Constantinopel spazieren. Der Kleine, der vom vielen Herumgehen schon müde geworden, bat seinen Vater, ihn auf die Schulter zu nehmen. Dieser that es, und der Kleine schlug seine Füßchen um des Meisters Hals, und hielt sich mit den Händen an dessen Turban. Der Meister wandelte noch lange auf dem Markte und in den Straßen herum, bis er auf ein Mal seinen Sohn vermißte. Bestürzt eilte er die Straßen hinauf und hinab, suchte überall sein Kind, aber fand es nicht. Vielleicht läuft der Bube am großen Bazar herum: meinte er, ging dahin, und durchsuchte ihn von einem Ende bis zum andern. Als er ihn aber auch hier nicht gefunden, überfiel ihn eine große Angst, und er wußte nicht mehr, was er thun sollte. Er entschloß sich, zum Kadi zu gehen, und den verlornen Knaben ausschreien zu lassen. Ganz kleinmüthig ging er eben an der Bude eines Zuckerbäckers vorüber, als der Kleine bei das Zuckerwerk bemerkt hatte, den Meister am Turban zupfte und rief: Vater! Vater! Zuckerwerk will ich. — „Spitzbube! rief freudig über-

raſcht der Meiſter: „wo ſteckſt du? ſchon ſeit früh Morgens ſuche ich dich.“

---

Als der Meiſter befragt wurde, welche Muſik ihm die angenehmſte ſey? antwortete er: „Das Chariwari; denn „bei dieſer Muſik wird mit Schüſſeln und Tellern aufgeſpielt, welche Inſtrumente für mich einen ſehr guten „Klang haben.“

---

Maßreddin brauchte einſt einen Grundbuchsauszug. Alſogleich nahm er einen Topf, ſtopfte Erde hinein, und goß auf deren Oberfläche eine Lage Honig, ſodann brachte er den Topf, zur Unterſtützung ſeines Geſuches, dem Kadi zum Geſchenke. Dieſer fand des Meiſters Begehren hinlänglich begründet, und ließ dem Meiſter unverweilt den Grundbuchsextrakt ausfolgen. Nachdem es Abend geworden, und der Kadi nach Hauſe gegangen war, ſchöpfte er einige Löffel voll Honig aus dem Topfe, kam aber bald zu ſeiner Beſtürzung auf die darunter liegende Erde. — Des andern Morgens in aller Frühe ließ der Kadi den Gerichtsdiener rufen und ſprach: Geh zu Meiſter Maßreddin; er ſoll mir den Grundbuchsauszug wieder ſchicken, den wir ihm geſtern gegeben haben, weil er fehlerhaft iſt; wir wollen ihm einen Andern ſchreiben. — Der Gerichtsdiener machte ſich alſobald auf den Weg.

und als er an des Meisters Hausthor gelangt war, pochte er ungestüm an. Der Meister steckte den Kopf, auf dem noch die Schlafmütze saß, aus einem Fensterlein oberhalb des Thores, und fragte: Was es gebe? Der Gerichtsdiener entledigte sich seines Auftrages. Der Meister aber schüttelte zweifelhaft sein Haupt und sprach: „Geh! bring' „deinem gestrengen Herrn meinen Morgengruß. Der Grund„buchsauszug war sehr gut und richtig, am Grundbuchs„auszuge ist schlechterdings kein Mangel; sollte aber an der „Sache etwas Mangelhaftes Statt gefunden haben, so „war es sicher am Honig."

---

Einmal ging der Meister in einer mondhellen Nacht zu einem offenen Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Als er sich bückte, um den Eimer hinab zu lassen, sah er den Mond auf dem Wasserspiegel schweben. „Welches Unglück! sprach er zu sich, „jetzt ist der Mond in den Brunnen ge„fallen." Nach kurzer Besinnung holte er ein Seil, an dessen Ende ein Hacken befestigt war, und ließ selben in den Brunnen hinab, um den Mond zu spießen und herauf zu ziehen. Die Spitze des Hackens senkte sich zufällig in einen Mauerstein. Der Meister zog und zog aus Leibeskräften, konnte aber die Last nicht heraufbringen. Plötzlich löste sich der Stein los, das Seil ließ nach, und der Meister fiel auf den Rücken und stieß sich den Kopf auf. Nachdem er in dieser Stellung einige Zeit be-

ſinnungslos gelegen, ſchlug er die Augen auf, und ſah zu ſeiner Überraſchung den Mond im vollen Glanze am Himmel ſtehn. „Es iſt wahr!" rief er: „ich habe mich „tüchtig zerſchlagen, aber, Gott ſey es gedankt, der „Mond ſitzt nun wieder auf der rechten Stelle."

---

Eines Tages wollte der Meiſter in einen Garten einſteigen, wo er wußte, daß weiße und gelbe Rüben ſeyen, von denen er ein großer Liebhaber war. Er holte eine Leiter, legte ſie an die Mauer, ſtieg hinauf, zog die Leiter nach ſich, und ſtieg auf der andern Seite wieder hinunter. Er ſchickte ſich eben an, Rüben nach Herzensluſt zu pflücken, als plötzlich des Gartens Eigenthümer hinzu kam. Der Meiſter ſtieg eiligſt wieder die Leiter hinauf, und ſetzte ſich auf den Gipfel der Gartenmauer nieder. Der Gärtner aber fuhr ihn rauh an:

Meiſter, was machſt du hier?

„Ich verkaufe meine Leiter."

Haſt du hier den Ort gefunden, wo man Leitern verkauft?

„Bei meinem Leben! du biſt nicht der Gebieter mei„nes Willens. Die Leiter iſt mein Eigenthum, und mein „Eigenthum kann ich verkaufen, wo ich will."

---

Der Meiſter wurde einſt in der Nacht durch ein Angſtgeſchrei ſeiner Frau aufgeweckt: Meiſter rief ſie, ſteh auf!

In unſer Haus hat ſich ein Dieb eingeſchlichen. „Schweig „ſtill!" verſetzte leiſe der Meiſter, indem er ſeiner Frau den Mund zuhielt: „Laß den Dieb nur immerhin ſtehlen. „Wollte der Himmel, er fände etwas, dann wollen wir „zur Hälfte mit ihm theilen."

---

Eines Tages ging er mit ſeinem Söhnlein auf den Markt. Es nahte ein Leichenzug. Hinter dem Sarge ging das Klageweib, weinte, zerrauf.e ſich das Haar und rief: Wehe! wehe! man wird dich nun hinaustragen in das kleine, armſelige Haus, wo du weder Speiſe noch Trank findeſt, wo du auf nackter Erde liegſt, und keine Kleider dich vor Froſt ſchützen; — in das Haus, wo nur Jammer und bittere Armuth wohnt — Des Meiſters Söhnlein das aufmerkſam zugehört, fragte ganz wehmüthig: Vater! trägt man die Leiche in unſer Haus?

---

Der Meiſter beſaß ein ſchwarzes Huhn. Eines Tages trug er es auf den Markt zum Verkaufe. Ein Vorüber-gehender bemerkte: Wenn dieſes Huhn weiß wäre, ſo würd' ich es kaufen. Der Meiſter nahm den Mann beim Worte und ſprach: „Morgen komm wieder, dann werd' „ich dir ein weißes Huhn bringen." Der Mann war es zu-frieden, und ging fort. Nachdem der Meiſter nach Hauſe gekommen, nahm er zwei Stück Seife, machte Waſſer in einem Keſſel heiß, und fing an das Huhn zu waſchen. Er

wuſch und wuſch mit vieler Emſigkeit, bis die zwei Stück Seife gar geworden. Als er aber ſah, daß das Huhn nicht weiß werden wollte, rief er ganz erzürnt: „Ich habe doch „viele brave Färber geſehen, aber keiner unter ihnen hat „mit ſo haltbaren Farben gefärbt, wie der Färber dieſes „Huhns."

---

Naßreddin war auch eine Zeit lang Schulmeiſter. Er hatte einen Mohren zum Schulgehülfen. Dieſer kam eines Tages mit einigen Tintenklecksen im Geſichte in das Schulzimmer. Die Kinder, die es merkten, fingen zu lachen an. „Was gibt es?" fragte der Meiſter. Da ſtand ein Knabe auf und fragte: Was hat denn der Herr Schulgehülfe in ſeinem Geſichte? Der Meiſter belehrte die Kinder alſogleich: „Der arme Mann meinte, er würde zu ſpät „zur Schulſtunde kommen; iſt daher ſehr ſchnell gegan„gen, und hat geſchwizt. Was ihr daher an ſeinem Ge„ſichte ſeht, iſt Schweiß, denn dieſer behält immer die Far„be des Menſchen."

---

Der Meiſter wollte eines Tages nach der Schulſtunde auf den Markt gehen. Aber die Schulkinder liefen ihm nach, und jedes wollte ſich bei ihm eine Rohrpfeife beſtellen, denn der Meiſter wußte ſie ſehr gut zu ſchnitzen. Das Eine rief: Mir, mein lieber Meiſter! bring eine Pfeife. Das Andere: Mir bring ſie! Mir! Der Meiſter,

um ihrer los zu werden, verſprach jedem eine Rohrpfeife. Aber Einer der Jungen drückte ihm unbemerkt einen Pfennig in die Hand und ſprach: Meiſter! bring mir auch eine Pfeife. Der Meiſter zog alſogleich eine ſchon fertige Pfeife aus der Taſche, und gab ſie dem Knaben mit den Worten: „du ſollſt die Pfeife gleich haben, denn ich ſehe „ſchon, du verſtehſt dich recht gut auf's Pfeifen."

---

Eines Tages brachte ein Bauer dem Meiſter einen Haſen. Dieſer lud ihn dafür zu Gaſte, und ſie verzehrten den Braten in Gemeinſchaft. Des andern Tages kamen einige Leute, die auch gern bei dem Meiſter gegeſſen hätten, und ſprachen: Wir ſind die Nachbarn des Mannes, der die vergangene Nacht den Haſen gebracht hat. Der Meiſter bewirthete ſeine Gäſte auf eine erbärmliche Weiſe, und bezeigte ihnen wenig Ehre. Am dritten Tage kamen wieder andere Leute, die ſich für die Nachbarsnachbarn des Haſenmannes ausgaben. Der Meiſter ließ ſich nichts merken, und hieß ſie willkommen. Als aber die Zeit des Abendeſſens da war, brachte er eine Schüſſel, in der nichts als lauteres Waſſer war, ſtellte ſie ſeinen Gäſten vor und ſprach: „Bedient euch!" Dieſe ſahen einander beſtürzt an und meinten: Waſſer könne man ja nicht eſſen. Der Meiſter aber entgegnete: „Seht! dieſes Waſſer iſt die Brühe von jenes Haſen Brühe."

---

Zum Meister kam eines Tages ein Nachbar mit dem Ersuchen, ihm seinen Esel zu leihen. Der Meister sprach: „Gedulde dich nur einen Augenblick, ich will mich nur „früher noch mit meinem Esel darüber berathen." Der Meister ging in den Stall und nach kurzem Verweilen kam er zurück und brachte den Bescheid: „Mein Lieber! unser „Esel war mit dem Ausleihen nicht einverstanden. Als ich „ihm die Sache vortrug, schüttelte er sein graues Haupt „und murmelte:

„Gib deinen Esel nicht heraus!
„Denn leihest du ihn aus dem Haus,
„Schlägt man zuerst ihn hinter's Ohr,
„Und dann enthält man ihn dir vor!"

Dieser Rath des Esels ist sprichwörtlich geworden.

---

Der Meister ging eines Tages mit seinem Freunde Amad in den Wald. Unvermuthet stießen sie auf ein Wolfslager. Der Meister that den Vorschlag die jungen Wölfe heraus zu holen. Amad war damit einverstanden; doch keiner wagte es, in die Wolfshöhle hinein zu kriechen. Nach einigem Wortwechsel entschloß sich Amad, die Gefahr zu bestehen, der Meister aber blieb an der Mündung des Wolfslagers stehen, um seinem Freunde den Rücken zu decken. Mittlerweile brach die alte Wölfin aus dem Dickicht hervor. Als sie an ihrem Lager den Meister erblickte, sprang sie grimmig auf ihn los und sperrte ihren furcht-

baren Rachen auf. Der Meister wich entsetzt zurück. Da aber die Wölfin einen zweiten Feind in der Nähe witterte, ließ sie von der Verfolgung des Erstern ab, und wendete sich wieder nach ihrer Höhle. Der Meister aber, über Amad's Schicksal bekümmert, wurde vom Mitleiden ergriffen, lief der zurückeilenden Wölfin herzhaft nach, und erhaschte sie in demselben Augenblicke, als sie in des Lagers schmalen Eingang geschlossen, noch glücklich beim Schwanze, den er mit beiden Händen aus Leibeskräften fest hielt. Die Wölfin suchte sich los zu machen, und begann mit den Vorderfüssen gewaltig in der Erde zu wühlen. Dadurch erhob sich nun eine dichte Staubwolke, die sich in das Innere der Höhle zog, so daß Amad's Augen voll von Staub und Sand wurden. Unwillig darüber rief dieser heraus: Meister! was soll das? Warum machst du so viel Staub? „Warte nur Freund!" schrie der Meister in größter Seelenangst: „wenn der Schwanz abreißen „sollte, dann wirst du erst einen Staub sehen!"

---

Als in einem Jahre der heilige Monat Ramasan herangenaht war, dachte der Meister: Weßhalb soll man sich denn bei der Monatsrechnung immer auf fremde Leute verlassen. Ich will jeden Tag in einen Topf ein Steinchen legen, und wenn dreißig Tage vorüber sind, will ich die Faste brechen und das Bairam festlich begehen. — Sofort stellte er sich einen Topf bei Seite, und legte während des

Monats jeden Tag einen Stein hinein. Der Meiſter aber hatte eine kleine Tochter; ſie bemerkte, was ihr Vater mit dem Topfe vornahm, und in kindiſcher Nachahmung legte auch ſie täglich einige Steinchen in den Topf. Eines Tages bekam der Meiſter Beſuch, und im Verlauf des Geſpräches wurde auch die Frage geſtellt: der wie vielte Tag des Monats heute ſey? Der Meiſter ſagte: „Wartet nur einen Augenblick; ich will in die Stube gehen, und wenn ich zurück gekommen bin, werd' ich euch ſichere Nachricht bringen." Nach dieſen Worten ging er hinein, leerte den Topf aus, zählte die Steinchen, und ſah zu ſeinem Erſtaunen, daß deren hundert fünf und vierzig waren. Sag' ich den Leuten, dachte er bei ſich, daß heute ſchon der ſo vielte des Monats ſey, als der Topf nachweiſet, ſo würden ſie meinen, ich ſey plötzlich ſchwachköpfig geworden. Ich will daher die hundert weglaſſen, fünf und vierzig Tage ſind hinreichend. Mit dieſem Vornehmen ging er hinaus und ſprach: „Ihr Leute, ſeit es „Ramaſan geworden, ſind bis heute fünf und vierzig Ta„ge vergangen." Die Leute aber fingen zu lachen an, und riefen: Meiſter! ein Monat hat ja nur dreißig Tage, wie willſt du fünf und vierzig herausbringen? „Was?" ſchrie zornig der Meiſter: „ihr ſeyd mit dieſer Zahl nicht zu„frieden? Ich hab' euch ohnehin ſchon zu viel nachgelaſ„ſen; denn des Topfes Rechnung genau beſehen, iſt heu„te ſchon der hundert fünf und vierzigſte Tag des Monats."

So oft der Meiſter Abdeſt (Handwaſchung) machte, mußte ſeine Frau ihm die Kanne halten und Waſſer aufgießen. Dieß Geſchäft mochte ihr lange Weile verurſachen, um daher einige Abwechslung hinein zu bringen, ließ ſie die Kanne öfters ſinken, und ſtieß mit dem untern Rande derſelben ihren Mann auf die Handkäöchel. Dieſer ertrug es anfangs geduldig und ſchwieg, als ſich aber der Scherz zu oft wiederholte, ſprach er ganz trocken: „Weib! „ich würde dir zürnen, wärſt du nicht ein unvernünftiges „Weſen; es ſteht im Koran, daß ihr Weiber gar keine „Menſchen ſeyd, deßhalb geſchieht eurer beim Paradieſe „auch keine Erwähnung.“ Die Frau, durch dieſe Herabwürdigung ihres Geſchlechts beleidigt, entgegnete: Es ſteht aber auch geſchrieben: Hüte dich vor der Liſt der Weiber! — „Hüten?“ ſprach lächelnd der Meiſter: „Die Liſt einer Gans kann keinem Manne ſchaden.“ — Wir werden ſehen! erwiederte biſſig und mit funkelnden Augen die Frau. — Einige Tage waren vorübergegangen, der Meiſter gedachte nicht mehr des häuslichen Zankes, aber deſto mehr ſeine Frau. Dieſe kaufte eines Morgens, noch ehe ihr Mann vom Lager aufgeſtanden, einen ziemlich großen lebendigen Fiſch, und trug ihn auf den Acker hinaus, deſſen Pflügung ihr Mann eben vor hatte. Sie grub ein Loch, gerade an der Stelle, wo ſie wußte, daß ihr Mann die Pflugſchar einſetzen würde, ſteckte den Fiſch hinein, und bedeckte ihn mit kühler Erde. Hierauf kehrte ſie wieder nach Hauſe zurück. Bald kam auch wirklich der Mei-

ſter mit dem Ochſengeſpann und dem Pfluge. Er hatte kaum einige Furchen gezogen, als er auf den Fiſch ſtieß, der noch ganz friſch war, und lebhaft umherſchnellte. Der Meiſter haſchte ihn, und ſprach ganz verwundert bei ſich: „Gott iſt groß! das hab'-ich bis jetzt noch nicht gewußt, „daß nicht nur im Waſſer, ſondern auch in der Erde Fi„ſche leben." Er trug ſeinen Fang alſogleich nach Hauſe, gab ihn ſeiner Frau, und befahl ihr, den Fiſch zum Male zuzubereiten, bis wohin er wieder vom Felde heimkehren würde. Die Frau that, wie ihr Mann ſagte, ſie kochte den Fiſch, wartete aber nicht des Meiſters Zurückkunft ab, ſondern lud einige Nachbarsleute zu ſich, die ihr den Fiſch verzehren halfen. Als der Meiſter ganz hungrig nach Hauſe kam, und ſich ſchon auf den, ſo wunderbar gefangenen Fiſch freute, fand er nichts mehr in der Schüſſel. „Weib! wo haſt du den Fiſch hingethan?" fuhr er ſeine Frau heftig an. — Welchen Fiſch? verſetzte dieſe. — „Den Fiſch, den ich am Acker gefangen, und dir zum Kochen gegeben." Die Frau kehrte ſich zu den Nachbarsleuten und ſprach ganz befremdet: Ich weiß nicht, was er will. Er ſagt, er habe am Acker einen Fiſch gefangen. — „Ja! ja! am Acker hab' ich ihn gefangen:" ſchrie nun wüthend der Meiſter, ergriff zugleich einen Stock, um ſeine Frau zu prügeln. Dieſe flüchtete ſich ſchreiend hinter die Leute. Der Meiſter aber war wie toll, und ſchlug auch auf die Gäſte ein. Da nun dieſen die Sache ernſthaft vorkam, ergriffen ſie den Meiſter und führ-

ten ihn zum Kadi. Nachdem dieser den Hergang der Sache vernommen, fragte er nochmals mit zweifelhafter Miene den Meister: Wo hast du den Fisch gefangen? — „Auf „dem Felde, Herr! mit der Pflugschar hab' ich ihn aus „der Erde heraus geangelt. Er war Einer von jenen Fi„schen, die in der Erde leben." Der Kadi rief die Gerichtsdiener herbei, und sprach Einiges leise zu ihnen, worauf man alle Anwesenden entfernte, den Meister aber zurückbehielt. Letzterer wurde zu seiner Überraschung in eine Kammer geführt, auf eine Bank gelegt, und mit einer Tracht gutgemessener Prügel bedient. Hierauf fragt ihn der Kadi von Neuem mit ganz sanfter Stimme: Wo hast du den Fisch gefangen? Mein Lieber! — „Fürwahr o Herr!" versetzte der Meister ganz kläglich, auf dem „Felde hab' ich ihn gefangen; ich selbst wußte es nicht bis „diesen Morgen, daß auch in der Erde Fische herum„schwimmen." — Der Richter schüttelte den Kopf und winkte den Dienern, welche den armen Meister in ein enges vergittertes Kämmerlein führten, wo der Boden sein Lager war, und ihm nur Brot und Wasser als Nahrung vorgesetzt wurde. — Des andern Tages kam die Frau des Meisters in das Gerichtshaus, und begehrte ihren Mann zu sehen. Man führte sie alsogleich zu ihm, und ließ sie alleine. Der Arme saß in einem Winkel kauernd und mit gesenktem Haupte. Da fühlte sich die Frau von Mitleiden bewogen, und sie sprach: Höre, lieber Mann! wenn man dich wieder frägt, wo du den Fisch gefangen habest,

so sag' nur immerhin im Wasser; das wird man dir gewiß glauben. — Der Meister merkte sich diesen Rath, und als er bald darauf wieder vor den Richter geführt wurde, antwortete er auf dessen Frage über den Fischfang: „Im Wasser hab' ich ihn gefangen! Im Wasser!" Alsogleich wurde der Meister seiner Haft entlassen, und nach Hause geschickt. Er sagte nun zu Niemanden mehr, daß er einen Fisch auf seinem Acker gefangen, obwohl er bei sich fest davon überzeugt war. — Erst nach geraumer Zeit entdeckte ihm seine Frau gelegenheitlich den Streich, den sie ihm gespielt, und fügte bedeutsam hinzu: Hab' ich dich damals nicht gewarnt, dich vor Weiberlist in Acht zu nehmen.

---

Der Meister hatte sich einstens am Nacken durch einen Stoß beschädigt. Er zeigte seiner Frau die schmerzhafte Stelle und fragte, wie sie aussehe? Diese sprach: Meister, die Stelle ist roth. Des andern Tages zeigte er sie seiner Tochter. Diese sprach: Vater! der Fleck ist blau. Am dritten Tage fragte er seinen Sohn. Dieser versicherte, daß der Fleck gelb sey. Der Meister wurde nachdenkend und sprach: „Das ist ein wunderbarer Zustand.

„So mancher müht sich, sinnt und mißt
„Die Welt mit seinen Blicken:
„Da nicht 'mal sichre Nachricht ist
„Vom Scheitel bis zum Rücken."

Dieſe Rede iſt ſodann in den Mund der Leute als Sprichwort übergegangen.

---

Eines Tages vernahm der Meiſter Lärm auf der Gaſſe. Ein Menſch lief herein und ſchrie: Meiſter! dein Sohn iſt vom Eſel herab auf den Kopf gefallen und hat den Verſtand verloren. Als der Meiſter dieß vernommen, ging er nachdenkend einige Zeit im Zimmer auf und ab. Befremdet fragte der Andere: Meiſter! Worüber ſinnſt du nach? — Dieſer antwortete: „Ich denke über den Fall meines „Sohnes nach. Verſtand hat er nie im Kopfe gehabt. „Was mag nun jenes geweſen ſeyn, was ihm aus dem „Kopfe gegangen?"

---

Der Meiſter befand ſich eines Tages im Bade, als ihm Jemand, der ihn wohl für einen Bekannten halten mochte, plötzlich einen Schlag auf das Genick verſetzte. Der Meiſter wendete ſich um, und, da er in dem Schläger keinen ſeiner Freunde erkannte, ſtieg er alſogleich aus dem Bade und führte jenen Mann vor den Kadi. „Herr!" ſprach er zum Kadi, „bewirke, daß mir von „dieſem Menſchen Genugthuung verſchafft werde." Der Geklagte war jedoch ein Bekannter des Kadi; dieſer ſagte daher milde: Wir wollen gleich ſehen, worin dein Recht beſteht. Der Meiſter klagte. „Dieſer Mann hat mir ohne Grund einen Schlag auf das Genick verſetzt." Der Kadi

ſprach: Die Strafe eines Schlages iſt ein Pfennig. Mann! ich befehle dir, dem Kläger einen Pfennig zu zahlen. — Der Mann ſuchte in allen Taſchen nach Geld, fand aber keines, und ging daher nach Hauſe um einen Pfennig zu holen. Während dem wartete der Meiſter in der Stube, der Kadi aber kauerte zum Schreiben nieder. Es verging eine Stunde, und der Mann war mit dem Pfennig noch nicht gekommen. Dem Meiſter wurde über das viele Warten die Zeit lange. Auf einmal näherte er ſich dem Kadi, der ſeinen Kopf auf die Schrift hinabgebeugt hatte, und verſetzte ihm einen Schlag auf das Genick. Der Getroffene wendete ſich erzürnt um, und rief: Meiſter! was machſt du? — Der Meiſter aber ſprach: „Was hätte ich thun „ſollen? Da ich ein wichtiges Geſchäft habe, kann ich „nicht ſo lange warten, bis der Mann mit dem Pfennig „kommt. Wenn er nun kommt, nimm du anſtatt meiner „den Pfennig!" Nach dieſen Worten verließ der Meiſter die Gerichtsſtube.

---

Als eines Tages der Meiſter in den Straßen der Stadt Malatiah auf und ab wandelte, ſah er einen Knaben mit einem Goldſtücke ſpielen, das er auf der Gaſſe gefunden hatte. Der Meiſter tratt hinzu, und ſprach zu dem Knaben: „Mein Söhnlein! ich will dir einen Silber„pfennig geben, wenn du mir dafür dieſen Blechheller „gibſt." — Der Junge antwortete: Ich kann mir den

Asper schon selbst verdienen; aber wenn du ein Mal nach Art eines Esels schreist, will ich dir diesen Blechheller geben. — Der Meister von Habgierde ergriffen, fing alsogleich aus Leibeskräften sein Ija! ija! zu schreien an. Der Knabe aber wandte sich lachend um und sprach: Mensch! wenn ein alter Dummkopf, wie du, gewußt hat, daß dieser Blechheller ein Gold-Fleuri ist, soll es ein Zeitkind, wie ich bin, nicht wissen? — Nach diesen Worten lief der Junge davon.

---

Der Meister speiste sehr gern das Herz von Kälbern, Schaafen und andern Thieren. — Warum ißt du denn beständig Herzen? fragte ihn Jemand. — „Um herzhaft zu werden:" war seine Antwort.

---

Der Meister unternahm einst die große Pilgerfahrt nach den heiligen Städten Mekka und Medina. In seiner Gesellschaft befand sich ein reicher Türke, der eine schöne Sklavin hatte, die er heftig liebte. Es ist Sitte, daß die Pilger beim Anblicke der Kaaba, des uralten Tempels von Mekka, ein feierliches Gelübde begehen. Als nun die beiden Reisenden auf eine Anhöhe gelangt waren, von der sie die Zinnen der Kaaba aus der Ferne auftauchen sahen, rief der Reiche, voll religiöser Begeisterung: Der Prophet sey gelobt, ich lasse meine Sklavin los. Der Meister,

welcher hinter seinem Genossen nicht zurückbleiben wollte, rief ganz eifrig: „Ich habe keine Sklavin ich lasse aber „mein Weib los."

---

Der Meister erlangte so großes Ansehen, daß er sogar zum Kadi ernannt wurde. Eines Tages zog eine junge Frau einen Mann vor Gericht, und beschwerte sich, dieser Mann habe sie gefangen, und ihr einen Kuß aufgedrückt. Nach kurzem Bedenken sprach der Meister: „Nach „dem Gesetze der Vergeltung ist nur ein Ausweg. Fang „auch du diesen Mann, und küße ihn, so seyd ihr aus„geglichen."

---

Ein anderes Mal kamen zwei Menschen vor Gericht und brachten ihren Streit vor. Der Kläger sprach: Dieser Mann hat mich in mein Ohr gebissen. — „Mann!" fragte der Meister: warum hast du ihn gebissen? Der Geklagte entgegnete: Nein Herr! ich habe ihn nicht gebissen; er hat sich selbst in sein Ohr gebissen. — Der Meister versank in tiefes Nachsinnen und dachte bei sich: Soll hinter dieser Rede Wahrheit liegen? Ist es denn schlechterdings unmöglich, daß man sich selbst in sein Ohr beißen kann? Hierauf sprach er: „Ihr Männer! Entfernt euch auf kurze „Zeit, dann kommt wieder, und ich werde euern Streit „schlichten." Nachdem sich die Parteien entfernt, verfügte sich der Meister an einen einsamen Ort, in der Absicht zu

erproben, ob es wahr sey, daß man sich selbst in das Ohr beißen könne? Er faßte daher sein Ohr an, und begann es gegen den Mund zu ziehen. Aber ziehend und ziehend mußte er sich vor Schmerz auf eine Seite beugen, und sich immer tiefer und tiefer beugend, verlor er das Gleichgewicht, fiel zu Boden und schlug sich heftig den Kopf auf. Leidend, aber innerlich überzeugt kehrte er zum Richterstuhl zurück. Als nun die Streitführenden wieder gekommen, sprach der Meister zum Kläger: „Es ist möglich, daß „du dich selbst in das Ohr gebissen hast." Der Mann erwiederte betroffen: Herr! wie ist es möglich, daß man sich selbst in das Ohr beißen kann? „Nicht nur in das Ohr „beißen, versetzte der Meister, sondern noch Ärgeres kann „man; den Kopf kann man sich dabei auch zerschlagen."

---

Eines Tages gab der Sultan Ala-eddin ein großes Gastmal, und lud zu selbem, nebst vielen Weisen und Gelehrten der Stadt, auch den Meister Naßreddin mit seinem Freunde Amad. Als diese Beiden im Serai angelangt waren, empfing der Sultan den Meister mit vieler Herablassung, erwies ihm Ehre und Huldbezeugung, und gab ihm zum Beweise seiner Achtung mit höchsteigener Hand einen Apfel. Der Meister nahm den Apfel und verzehrte ihn auf der Stelle. Amad aber zog seinen Freund bei Seite und sprach: O Meister! wie ungeschickt hast du dich jetzt benommen. Der Sultan hat dir einen Apfel ge-

ſchenkt, und du haſt ihn auf der Stelle an ſeiner Seite verſpeiſet. „Was hätt' ich denn machen ſollen?" fragte betroffen der Meiſter. Amad erwiederte belehrend: In die Taſche hätteſt du ihn ſchieben ſollen. — Als nun die Zeit zur Mittagstafel gekommen, wies der Sultan dem Meiſter ganz gnädig einen Platz an ſeiner Seite an. Unter andern Gerichten wurde auch ein Haſe in einer ſauren Milchbrühe auf den Tiſch geſetzt. Der Sultan nahm ein Stück des mit ſaurer Milch übergoſſenen Haſen, und legte es aus beſonderer Aufmerkſamkeit auf des Meiſters Teller. Dieſer aber nahm ſogleich das Stück und ſteckte es in ſeine Taſche. Als der Sultan dieß geſehen, ſagte er befremdet: Meiſter, was machſt du? Du beſudelſt ja dein Oberkleid. „Herr!" erwiederte dieſer: „zu Folge des Ra„thes, den mir Amad gegeben, kann man es nicht beſſer „machen, als wie ich gethan."

„Wer thut, was durch den Kopf ihm fährt,
„Der macht ſich's eben recht;
„Doch, wer nach fremdem Rath ſich kehrt,
„Macht ſich's und Andern ſchlecht"

Dieſe Rede des Meiſters iſt ſeitdem Sprichwort geblieben.

---

Eines Tages ging der Meiſter vor einem Bäckerladen vorbei, und ſah, wie der Bäcker auf einer Pfanne eine ſehr ſchöne Gans aus dem Backofen herauszog. Der Meiſter bekam ein unwiderſtehliches Gelüſten nach der gebra-

tenen Gans, die äußerſt ſchmackhaft ausſah. Da er eben bei Gelde war, trat er zum Bäcker und ſprach: „Freund! „überlaß mir die Gans; was begehrſt du dafür?" Herr, das geht nicht an; verſetzte der Bäcker: Ein Franke hat dieſe Gans zum Braten hergebracht, und ich muß ſie ihm wieder abliefern. — Der Meiſter aber beſtand trotz der Einwendungen auf ſeinem Begehren. „Kannſt du dir denn „gar nicht helfen?" ſagte er: „Du darfſt ja nur dem Man„ne begreiflich machen, die Gans habe wieder Federn und „Flügel bekommen, und ſey aus der Pfanne davon geflo„gen. Und zumal iſt es ein Giaur, der muß es glauben. „Sieh! hier haſt du Geld, ich bezahle dir die Gans gut. „Für jeden Fall verlaß dich auf mich. Wer die Gans eſſen „kann, der kann auch den Gansprozeß ſchlichten." Mit ſolchen Worten beſchwichtigte er des Bäckers Bedenklichkeiten, nahm die Gans und trug ſie fort. — Bald darauf kam der Mann, der die Gans beſtellt hatte, zum Bäcker und begehrte ſeinen Braten. Der Bäcker verſicherte hoch und theuer, die Gans habe wieder Feder und Flügel bekommen, und ſey davon geflogen. — Wie iſt das möglich! ſchrie zornig der Mann. Gauner! ich will meine Gans haben. — Vom Wortwechſel kam es zur Prügelei. Der Bäcker ergriff die Feuerſchaufel, und führte damit einen ſo unglücklichen Hieb, daß er dem Franken ein Auge ausſchlug. Darüber entſetzt, machte ſich der Bäcker eiligſt auf die Flucht. Der Mann lief wüthend hinter ihm her, und ſchrie: Fangt ihn! fangt ihn! Er iſt ein Dieb, er hat mir

meine Gans geſtohlen; er iſt ein Böſewicht, er hat mir ein Auge ausgeſchlagen! — Der gehetzte Bäcker lief Straßen auf und Straßen ab, verfolgt von dem Einäugigen, der furchtbar brüllte, und an den ſich der ganze Janhagen anſchloß. — Es wurde ihm ſchon ſchwarz vor den Augen, er fühlte ſeine Sterbeſtunde nahe, denn ſeine Verfolger waren ihm hart an den Ferſen. Noch zur rechter Zeit erblickte er ein Kloſter, deſſen Thor geöffnet war. Er ſprang hinein, und flüchtete ſich durch den Hof in den Minaret. Seine Verfolger aber rannten hinter ihm drein und umzingelten ihn von allen Seiten. Der geängſtigte Bäcker ſah nun keinen Ausweg mehr, als auf dem Thurme. Er holperte die Wendeltreppe hinauf, übereilte ſich aber dermaßen, daß er, an der Thurmſpitze angelangt, das Gleichgewicht verlor, und über das niedrige Geländer hinabſtürzte. Nach ſeiner Reiſe durch die Luft fiel er zufällig auf einen Hirten, der eben im Schatten des Thurmes ſein Mittagsſchläfchen machte. Der Hirte wurde durch die Laſt des Sturzes erſchlagen und blieb augenblicklich todt, der Bäcker aber raffte ſich unbeſchädigt auf. Nun waren die Verfolger auf der Thurmſpitze angelangt, und erhoben ein ſo grimmiges Geſchrei, daß die Hirten, die hinter der Kloſtermauer auf der Weide waren, herbeiliefen, und, als ſie ihren Kameraden erſchlagen fanden, unverzüglich den Bäcker, als den Stifter des Unheils, ergriffen, der auch, durch den Schreck gelähmt, nicht mehr im Stande war, weiter zu fliehen. Zum Kadi mit dem Bäcker! zum Kadi!

ſchrie man nun von allen Seiten. Der Geängſtigte wurde auch wirklich unter Begleitung manches Rippenſtoſſes von den Hirten, als den Ergreifern, dahin geſchleppt. Während dem gelangte auch der Einäugige in der Gerichtsſtube an. Der Kadi wurde von allen Seiten gerufen und aufgefordert, Recht zu ſprechen. Dieſer ſtand aber eben von einer leckeren Mahlzeit auf, denn er hatte mit dem Meiſter, der ſein guter Freund war, die gebratene Gans gegeſſen, welche Gans eigentlich die Hauptſtifterin des ganzen Unglücks war. Der Meiſter gab dem Kadi noch zu rechter Zeit einige Andeutungen, und wartete den Ausgang des Prozeſſes in der Nebenſtube ab. Der Kadi erſchien mit der Amtsmiene und gebot den Lärmenden Ruhe. „Man erzähle mir den Hergang des Streites der Ordnung nach. Der zuerſt Beleidigte beginne zu ſprechen.“ Der Franke trat vor, und beſchwerte ſich, wie ihm der Bäcker die gebratene Gans vorenthalten, und lügenhaft behauptet habe, ſie ſey davon geflogen. Der Kadi ſtrich ſich bedächtig den Bart und ſprach: „Gott iſt groß! Dieß iſt ein merkwürdiger Fall, aber er iſt möglich. Ein Rechtgläubiger wird nicht daran zweifeln.“ Als der Franke ſah, daß er in Betreff der Gans nichts ausrichten könne, begehrte er, daß der Bäcker wenigſtens dafür beſtraft werde, daß er ihm ein Auge ausgeſchlagen. Der Kadi nahm den Koran zur Hand, blätterte darin, und las dann die Stelle heraus: „„Wenn ein Rechtgläubiger einem Giaur beide Augen „„ausſchlägt, ſoll dieſer dem Moslim dafür Eines ausſchla-

„„gen.““ — „Nach dieſem Spruche ſoll dir dein Recht werden. „Laß dir nur noch das zweite Auge ausſchlagen, dann haſt „du das Vergeltungsrecht auf Ein Auge des Bäckers.“ — Der arme Mann meinte, es ſey doch beſſer, einäugig als ganz blind zu ſeyn, und entfernte ſich kleinmüthig aus der Gerichtsſtube. — Nun kam die Reihe an die Hirten, welche die gewichtigſte Beſchwerde anbrachten, da der Bäcker an ihrem Kameraden einen Todtſchlag begangen hatte. Der Kadi ſchlug wieder den Koran auf, blätterte darin und las: „„Mit den Waffen und auf die Weiſe, als ein Mos„„lim den Andern ſchlägt, ſoll er wieder beſtraft werden.““ „Nach dem Wortlaute des Geſetzes befehle ich dem Bäcker, „ſich unter dem Minarete auf die Erde auszuſtrecken. Einer „von euch aber ſteige auf den Thurm, ſtürze ſich auf den „Bäcker herab, und erſchlage dieſen.“ Die Hirten ſahen einander fragend an, aber keiner machte Miene, die Vollſtreckung des Spruches auf ſich nehmen zu wollen. Sie gaben ſich daher zufrieden, und verließen, ſtaunend über die Weisheit des Kadi, die Stube. — Nun war der Bäcker von ſeinen Anklägern und Verfolgern befreit. Da trat Meiſter Naßreddin aus der Nebenſtube und ſprach: „Freund!“ hab' ich dir nicht geſagt: „Wer die Gans eſſen „kann, kann auch den Gansprozeß ſchlichten?“

---

Eines Tages wurden drei Braminen, die wegen ihrer Weisheit ſehr berühmt waren, zum Sultan Ala-eddin geführt. Der Sultan ſaß gerade unter einem Köſchk (Luſt-

haus), das auf den Marktplatz hinausſah, in behaglicher Ruhe ſeine Pfeife ſchmauchend. Den Braminen wurde erlaubt, ſich dem Sultan gegenüber niederzulaſſen; ſie machten aber mit ihrer Weisheit ſo viel Aufhebens, daß dem Sultan darüber die lange Weile anwandelte. „Ihr ſeyd „ſehr weiſe," begann mit einem Male der Herrſcher: „aber „ihr könnt doch keine ſo ſchwierigen Fragen ſtellen, die euch „jener arme Mann, der dort eben ſeinen Eſel über den „Marktplatz treibt, nicht auflöſen würde." Die Braminen, welche ſich durch den in ſie geſetzten Zweifel gekränkt fühlten, bathen, eine Probe machen zu dürfen. Der Mann mit dem Eſel wurde gerufen. Es war Meiſter Naßreddin, der ganz ſchlicht hereintrat, und ſich mit beiden Armen auf den Rücken ſeines Eſels ſtützend, gleichgültig die Fremden anblickte. Da erhob ſich der eine Bramine und ſprach: Sage mir, wo iſt der Mittelpunct der Erde? — „Gerade da, „wo mein Eſel ſteht," erwiederte der Meiſter. „Willſt du „es bezweifeln, ſo nimm eine Elle, und miß damit die Er„de nach allen Richtungen aus, und du wirſt die Wahrheit „meiner Antwort begründet finden." Der Weiſe, der hierauf nichts zu entgegnen wußte, ſetzte ſich ſchweigend nieder. Da erhob ſich der Zweite und fragte: Wie viele Sterne ſind am Himmel! „Gerade ſo viele, entgegnete der Mei„ſter, als mein Eſel Haare an ſeiner Haut hat. Durch eine „genaue Nachrechnung magſt du dich von der Richtigkeit mei„ner Angabe überzeugen." Der zweite Weiſe verſtummte, und es begann der Dritte: Sprich mein Sohn! wie viel Haare

trage ich an meinem Barte? — Bereit antwortete der Mei„ſter: Du zählſt gerade ſo viele Haare an deinem Barte, als „mein guter Eſel Haare an ſeinem Schweife zählt. Der „Beweis dafür iſt ſehr leicht hergeſtellt. Ich werde dir je „Ein Haar aus dem Barte raufen, und je Eines aus dem „Eſelsſchweife ziehen. Wenn nun Bart und Schweif kahl „ſind, wirſt du ſehen, daß aus Beiden gleich viele Haare „ausgerauft wurden." Der Weiſe fand es gerathener, dem Meiſter den Beweis ſeiner Behauptung zu erlaſſen. Die Braminen waren über die Weisheit des ſchlichten Mannes in ſo tiefes Nachſinnen und Staunen verſunken, daß ſie alle drei die Lehre Mohammed's annahmen, und zum Islam übertraten. Der Sultan aber war mit den Antworten des Meiſters ſehr zufrieden, und entließ ihn reichlich beſchenkt.

---

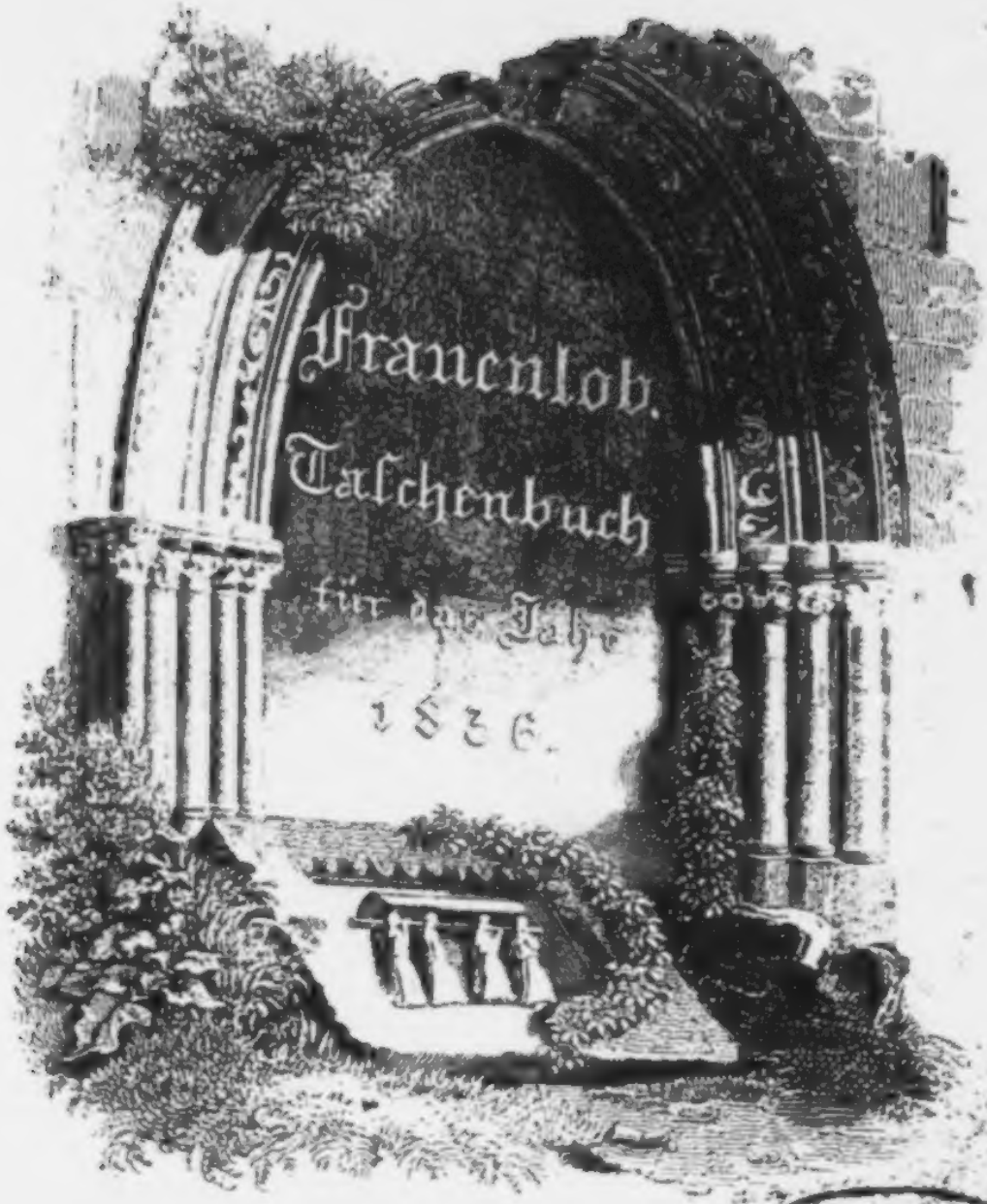
„Bin ich geſtorben," ſagte der Meiſter zu ſeinen Freunden, „ſo thut mir den Gefallen, und legt mich ja in kein „neues, ſondern in ein altes Grab." Als man ihn um den Grund dieſes Wunſches fragte, antwortete er: „Ja ſeht! „wenn nach meinem Tode die beiden Engel Munkir und „Nekir kommen, welche die Verſtorbenen über ihren Lebens„wandel prüfen, und ſie mich in einem alten Grabe finden, „ſo werden ſie mich für einen ſchon Examinirten halten, „und nicht weiter befragen."

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| Drei Duelle. Erzählung von Em. Straube. | 3 |
| Dramaturgiſche Streckverſe. Von Bauernfeld. | 43 |
| Liebe im Monde. Novelle von Adolph Ritter von Tſchabuſchnigg. | 48 |
| Wanderers Liebesſchmerz. Liederkranz von Johann N. Vogl. | 73 |
| Der wilde Jäger. Öſterreichiſche Sage von Andr. Schumacher. | 83 |
| Nach altdeutſcher Weiſe. Von E. Freiherrn von Feuchtersleben. | 84 |
| Die Schule der Liebe. Von Johann Gabriel Seidl. | 164 |
| Kilian Bruſtfleck's Lebenslauf. Eine Monologie in drei Abtheilungen, von J. J. Hannuſch. | 167 |
| Das Mädchen von Aquileja. Ballade von Johann N. Vogl. | 186 |
| Das Urtheil des Paris. Erzählung von Franz Fitzinger. | 212 |
| Die beiden Mütter. Ballade von Johann N. Vogl. | 213 |
| Dichterfreuden. Von Johann G. Seidl. | 241 |
| | 243 |

Seite.

Die Fürſtenbraut. Ballade von Ritter Braun von Braunthal. . . . . 247
Des Sängers Herz. Von Carlopago. . . . . 251
Die Unverwundbare. Ballade von Johann Gabriel Seidl. . . . . 253
Die Blumen. Nach dem Engliſchen von Chriſtoph Kuffner. . . . . 258
Fluglaunen. Von J. P. Innernſee. . . . . 266
Meiſter Naßredbin's, des türkiſchen Eulenſpiegels, Schwänke und Streiche. Aus türkiſchen Überlieferungen mitgetheilt von C. W. Huber. . . . 280


Frauenlob.
Taschenbuch
für das Jahr


Von

**Joh. N. Vogl.**

Auf Kosten des Herausgebers der Ve[illegible]

# Frauenlob.

Taſchenbuch für das Jahr

1836.

Zweiter Jahrgang.

Ich lob die Frauen früh und spat,
Ihr Lob das will ich immer mehren:
Ein Mann der Frauen Huld nit hat,
Den wollt ich fürbas mit Gesang hie letzen,
Ich lob die werthen Frauen zart,
Sie künnen uns wohl alle Leids ergetzen.

Heinrich Frauenlob.

Ex Biblioth. Regia Berolinensi.

Yf 654 2.531

# Schubert's schönstes Lied.

Musikalische Novelle von J. B. C. von Jannach.

Vor einer Lache stand ich und horchte dem klagenden Unkenrufe, der aus zwei Kehlen mit der kleinen, wehmüthigen Terze zu vernehmen war. Nach wenigen Minuten fiel eine dritte Stimme ein, und wahrlich, es war die Quarte. Hörte ich auch eine Harmonie ohne Rhythmus, so bewunderte ich doch den Stimmenunterschied von vier Intervallen, der mir bei diesen Thieren bisher noch nicht vorgekommen war. Vergebens erwartete ich die Sext als Leitton, vergebens sehnte das Ohr sich nach einer befriedigenden Auflösung — ein Stein fiel in den Konzertsaal, und die erschreckten Batrachier ruderten in die trübe Tiefe. Ich wollte einen zweiten Akt abwarten, um zu vernehmen, ob die Sänger in derselben Tonart beginnen und denselben Akkord festhalten würden, allein sie schienen ihren Zorn über meine Beleidigung durch Schweigen äußern zu wollen, und ich hatte weder Geduld noch Zeit, um lange zu warten. Die Sonne stand bereits tief, und den Vorsatz, einen festgesetzten Spaziergang zu vollenden, wollte ich nicht gerne aufgeben.

Im Begriffe, mich mit dem Inhalte eines mitgenommenen Buches vertraut zu machen, fiel mir zuerst ein Kapitel auf, in welchem der Verfasser die Musik als Heilmittel zu beleuchten versucht. Dieses paßte zwar im Allgemeinen zu den eben angeregten Gedanken, allein befriedigen konnte es mich eben so wenig, als die zum Theile empirischen, zum Theile ganz eigenthümlichen Aussprüche eines Gretry, Rostan u. m. a. überhaupt sind die Hypothesen über manchen Gegenstand menschlichen Forschens eben so unverständlich oder doch eben so zweideutig, als sein Wesen selbst.

Was auch Kasus der Hermionier früher als ein halbes Jahrtausend vor Christus mit Pindar über Musik theoretisirt haben mag, was auch Huygens, Rameau, Euler, nach ihnen Herder's parteiische Feder, Göthe, Chladni, Karoline Pichler, und in der neuesten Zeit Wöltje und Wildt über die Geheimnisse der Tonwelt schreiben, so wird wohl aus dem Meisten viel mehr poetischer Reiz oder trockne Gelehrsamkeit sprechen als unbedingt brauchbare Wahrheit für Wissenschaft und Kunst, oder für die Entnachtung von Finsternissen, in denen der Physiker und Metaphysiker nicht weniger als der Arzt ohne rühmlichen Erfolg in Schwitzbädern sitzt.

Der Stolz des Menschen, sich als Herr der Schöpfung zu brüsten, wird bey vielen Veranlassungen und Betrachtungen so arm und lächerlich, daß wohl nie jene

Zukunft veralten wird, in welcher die Folianten geträumter Weisheit als absurde Spekulationen vorliegen, und daß vielleicht eine Zeit kommen dürfte, wo man aufhören wird, weitläufig über Metaphysik zu predigen, auf daß die wenigen Augenblicke unseres Erdenlebens praktischer verwendet werden.

Die Natur liegt uns so nahe, und wie Vieles, wie Großes haben wir von dieser noch zu erfassen? Während wir das Übersinnliche, als Etwas, was wir in diesem Leben weder begreifen können noch sollen, zu unserer Erkenntniß herabziehen wollen, vernachläßigen wir das Gegebene und mit diesem auch die Mittel für unsere Bildung und ihre möglichste Höhe.

Ist es denn eine Thorheit, sich überzeugt zu fühlen, oder auch nur zu glauben, daß die Existenz eines Wesens, welches wir Mensch nennen, nicht der Schöpfung Endzweck, sondern höchst wahrscheinlich nur das untergeordnete Mittelglied einer unermeßlichen Kette von Wesen sey, deren jedes zunächst in seiner bestimmten und begränzten Sphäre die Mittel für seine Stuffenbildung erhält? Ist es eine Thorheit, zu behaupten, daß die Vernachlässigung dieser Stuffenbildung in der gegebenen Sphäre zu einem Sprunge verleite, welcher über eine Kluft führt, in deren Finsterniß schon so mancher Verstand sich verlor, ehe er nur einen lichten Punct richtig beurtheilen konnte in der unübersehbaren Sphäre des jenseitigen Landes?

Daß auch die Musik geheimnißvolle Tiefen habe, welche durchaus nicht mehr in das Gebiet der Sinnenwelt gehören, dafür spricht die Weise und der Erfolg, womit sie seit so vielen Jahrhunderten von ausgezeichneten Talenten und Denkern behandelt worden ist; daß man aber den Weg bis zu ihrer Urquelle verfolgen, also etwas dem gegenwärtigen Menschen Unmögliches erreichen will, das mag wohl ein wenig zu sehr jene Eitelkeit verrathen, mit welcher wir uns so gerne zum Gotte stempeln, um die Schwäche zu verhüllen, womit wir die Erforschung und Erkenntniß der Sinnenwelt vernachläßigen.

Alle Völker ertheilen den Künsten einen göttlichen Ursprung. Mag auch dieser Ausspruch nach seinem wörtlichen Sinne aus der Periode ihrer Kindheit stammen, so scheint er doch eine Wahrheit zu enthalten, die auch der gegenwärtige Stand unserer Bildung nicht zu widerlegen vermag. Im speziellen Falle gilt dieses auch von der Musik.

Daß Apollo durch den Klang des Bogens seiner Schwester Diana das Saitenspiel, Minerva die einfache Flöte und Hermes durch eine Schildkrötenschale die siebensaitige Lyra erfand, sey immerhin eine Mythe als Zuflucht menschlicher Kurzsichtigkeit; die Töne, und Instrumente zu ihrer künstlichen Erzeugung sind einmal da, und keine Mythe ist es, daß der Mensch vielfältig denselben Unterthan ist.

Amurat's Thränen, die Entwaffnung des Ulysses, die Beschwichtigung Alexanders des Großen und unzähli-

ge Beyſpiele alter und neuer Zeit ſprechen mehr oder weniger auffallend und unläugbar für die mächtige Herrſchaft der Muſik über das menſchliche Gemüth, und eben ſo erwieſen iſt ihr empiriſch-pſychologiſcher (nach Hartmann nur phyſiologiſcher) Eindruck auf manche Thiere, ſo wie ihre noch mehr räthſelhafte Verwandtſchaft und Wechſelwirkung, oder, wie Andere ſich ausdrücken, ihre Polarität mit unorganiſchen Körpern.

Was die Alten behaupten, daß die Muſik den Menſchen froh, zärtlich, fromm, ernſt, heroiſch, düſter u. dgl. ſtimme, wiederhohlt als Wahrheit unſere tägliche Erfahrung, nur ſcheint dieſe von der ehemaligen darin abzuweichen, daß ſie mit einer großen Mehrheit von Beiſpielen für üble, oder doch unäſthetiſche Eindrücke ſpricht. Roſtan meint: die Muſik (wenigſtens die neuere), ſey ein mächtiger Stachel für die Liebe, wecke das Verlangen der Sinne, und die meiſten Frauen haben einen unwiderſtehlichen Hang für dieſe berauſchende Kunſt. Iſt auch dieſer Ausſpruch ſo ziemlich relativ, ſo enthält er doch gewiß viel Wahres, und ich erdreiſte mich, hier eine Frage anzuhängen, die nach meiner Überzeugung wenigſtens nicht ohne nähere Prüfung zu verwerfen iſt.

Wenn man als wahr anerkennt, daß Schriften aller Art, vorzüglich aber aus der Claſſe der belletriſtiſchen, auf Gefühl und Verſtand auch nachtheilige Einflüße ausüben, ſollen nicht auch manche muſikaliſche Compoſitionen und Produktionen — wenn auch nicht

für das Allgemeine, doch beziehungsweise — einer näheren Beachtung, einer kritischen Beurtheilung über ihren moralisch-ästhetischen Werth unterliegen? Manches Buch wird aus pädagogischen Grundsätzen der Jugend entfernt oder vorenthalten, sowohl um den Verstand als insbesondere das Gefühl vor falscher Richtung zu bewahren; soll nun diese Vorsicht bey manchen Zöglingen nicht auch auf die Musik ausgedehnt werden? Muß man ein fantastischer Psychologe seyn, um zu glauben, zu behaupten und zu beweisen, daß sie für verderbliche Gefühlsmomente, unsittliche Tendenz, Entnervung einer männlichen Geistes-Energie, ja sogar für Verbrechen nicht selten eben so Mittel und Veranlassung wird, als zu der unmaskirten, wohlthätig wirkenden Verschmelzung einer trocknen Denkart mit dem in fromme Begeisterung aufgeregten Gemüthe? zu einem Herzenverein, dessen jugendliche Fülle einer normalen Sinnlichkeit durch die schönsten Funken der Vernunft und des Verstandes eine wohlthätig begränzende Ausstattung erhält?

Ich spreche eine Idee aus, welche vielleicht Mancher absurd nennt — immerhin; ich spreche eine Idee aus, worüber mancher Kritiker mitleidig lächeln mag — immerhin; ich spreche eine Idee aus, welche sicher von jenen Schöngeistern überschrieen wird, die eine literarische Berühmtheit erlangt zu haben träumen, und predigen, daß nur jene sich mit ihrer Stimme in die Öffentlichkeit wagen sollen, die durch ihre Leistungen bereits vortheil-

haft erkannt ſind — immerhin! nur ſollten ſolche Herrn bei ihrer angebornen Gelehrſamkeit nicht gar ſo ſelbſtſüchtig ſeyn mit einem Geheimniſſe, durch das ſie ſich ein ſelbſtpatentirtes Monopol für ihre kritiſche Zunge erwerben und bewahren wollen!

Wenn Ficker in ſeiner Äſthetik ſich äußert, daß Jean Paul Unrecht habe, die Muſik weder moraliſch noch unmoraliſch zu nennen, ſo ſpricht er gewiß eine unwiderlegte Wahrheit aus; allein auffallend erſcheint mir ſeine eigene Behauptung, daß die Muſik von der Moral afficirt werde und umgekehrt, wenn er in dieſe Affektion nur einen ſittlichen Werth, nie aber das Gegentheil legt. Wollte ich auch zugeben, daß keine Tondichtung als Produkt unmoraliſcher Aufregung oder Abſicht beſtehe, ſo ſpricht doch die Erfahrung ganz gewiß das Gegentheil aus in Beziehung auf muſikaliſche Darſtellung, von welcher ich geradehin behaupte, daß ſie nicht ſelten als Erregungsmittel unſittlicher Gefühle abſichtlich und mit dem erwünſchten Erfolge mißbraucht wird, was ich auch mit Beiſpielen belegen könnte. — Irrig erſcheint mir auch der Ausſpruch, daß ein Tonſtück in jedem Zuhörer dieſelbe Stimmung hervorbringe, in welcher es vom Compoſiteur geſchrieben wurde, oder welche dieſer oder der darſtellende Künſtler beabſichtigt. Gilt die Tonkunſt als die eindringendſte Sprache des Gefühls, ſo muß ſie dasſelbe wohl auch am kräftigſten beherrſchen; allein, werden hierin nicht Modifikationen eintreten, die von der

Verschiedenheit der Temperamente und Anlagen, des Alters und Geschlechtes, der Erziehung und Bildung, des Klima und National-Charakters, der äußeren Verhältnisse, der Tages- und Jahres-Zeiten, der Witterungs-Constitution, der Veranlassung und des Lokales, der eben vorherrschenden Gemüthsstimmung, kurz, der gesammten physiologischen und psychischen Individualität abhängen?

Bewirken der Kuhreihen des Schweizerhochlandes, der Fandango aus den Pyrenäen, die Sackpfeife von den schottischen Bergen, der Jodler aus den Tiroler- und Salzburger-Alpen, die Zitherklänge aus Oberösterreich, der Ländler von den Höhen an der Mur, die eigenthümlich weichen Weisen der Slaven u. dgl. in jedem musikalischen Gemüthe die nämliche Stimmung? Lehrt nicht tägliche Erfahrung, daß eine Tanzmusik, aus welcher Tonart und Rhythmus im Allgemeinen den höchsten Frohsinn hauchen, manches Gemüth mit Wehmuth erfüllt und bis zu bitteren Thränen bewegt? Ich kenne einen Mann, der, obgleich er leidenschaftlicher Tänzer ist, auf jedem Balle in trübe Stimmung versetzt wird, und den ein gewißer Walzer einmal sogar zum Versuch des Selbstmordes verleitete. Ich kenne einen Mann, der in der Absicht, sich das Leben zu nehmen, an einem Frühlingsabende ein abgelegenes Roggenfeld aufsuchte, und durch den eintönigen Wachtelschlag so ergriffen wurde, daß er weithin das schon gespannte Feuerrohr schleuderte

und zum frommen Gebete niederſank. Ich kenne einen Mann, der bei einem hohen Grade von Humanität und Verſtandesbildung mit einem nicht unzarten Gefühle eine ſolche Abneigung gegen Muſik verbindet, daß er wider Willen den figurirten Gottesdienſt und manche frohe Geſellſchaft meiden muß Ich kenne ein Mädchen, das bei ausgezeichnet ſittlichem Werthe, und einer warmen Liebe für die Tonkunſt ſehr ungerne eine ernſte muſikaliſche Darſtellung entbehrt, aber entbehren muß, wenn es nicht in eine Gefühlsaufregung gerathen will, womit es durch mehrere Stunden der unſittlichſten Thaten fähig bleibt. Heitere, raſche Muſik kann es nur mit Thränen anhören, und wird zuweilen ſo ſehr davon bewegt, daß es ein Paar Tage mit einem erethiſchen Fieber das Bett hüthet. Dieſe vier Individuen genießen an Geiſt und Körper der beſten relativen Geſundheit, und weder die Erinnerung an ein beſonderes Glück oder Unglück, noch irgend ein ungewöhnlicher Umſtand ihrer gegenwärtigen Verhältniſſe ſind bei dieſen mächtigen Eingriffen der Tonwelt die herrſchende Kraft.

Wenn nun ſchon im Allgemeinen der Wille ſo gerne dem Gefühle unterthänig iſt, ſo wird dieſes, in der Muſik den mächtigſten Erreger erkennend, in und mit ihr um ſo leichter ihre Herrſchaft ausüben. Schwer iſt aber dann einzuſehen, warum das Gefühl im Zuſtande ſeiner höchſten Steigerung immer nur eine rein ſittliche Richtung nehmen, gleichſam zum ruhigen Verſtande werden

müſſe, um mit kalter Überlegung die Richtung des Willens zu beſtimmen? Wäre dieſes ſo ganz wahr, ſo läge darin wohl eine Satyre auf den allgemeinen Begriff der Tonkunſt, und auch das Gefühl müßte etwas Anderes ſeyn, als wofür es bisher allgemein gilt; zugleich aber würden aus dieſer Wahrheit Folgerungen entſpringen, mittelſt welchen man ſich einen bis jetzt unbekannten und unberechenbaren Nutzen für die ſittliche und allgemeine Cultur des Menſchengeſchlechtes verſprechen müßte.

Doch, ich ſchweige, um nicht etwa eine Vermeſſenheit auf mein Gewiſſen zu laden, und beſcheide mich, zu erzählen, daß ich unter dieſen und ähnlichen Gedanken den Friedhof betrat, in welchem Beethoven und Schubert als friedliche Nachbarn mit ihrem göttlichen Saitenſpiele ruhen. Unſterblich bleiben ihre Schöpfungen im Reiche der Töne, und unerſchöpflich der Reichthum eigenthümlicher Weiſen, welche — für die Welt verloren — mit den ſeltenen Sängern zu Grabe gewandert.

»Freundliches Lager" dacht' ich, als ich zum erſten Male in dieſen Friedhof kam, und wahrlich jede Wiederhohlung meines Beſuches ſtimmt mich immer wieder zu demſelben Gruße. Die ſtille, ländliche Abgeſchiedenheit dieſer geweihten Stätte, die Ordnung und Reinlichkeit ihrer Denkmähler und die vorherrſchende Einfachheit gehaltreicher Inſchriften ſind wohl geeignet, Gemüth und Seele auf eine Weiſe in Anſpruch zu nehmen, daß der Gedanke an das Grab wahrhaft freundlich und

erhebend, und die Einbildung ſchauerlichen Geiſtergeflüſters zum einladenden Worte unſerer ſchönſten Hoffnungen wird.

Kühlung wehte der heitere Sommerabend von den nahen Bergen, auf denen die Tannenwipfel ſich badeten in den Goldſtrahlen der ſcheidenden Himmels-Ampel; ſchweigender Ernſt mit frommer Stille gepaart ſchien, die Leichenhügel zu umarmen, und mit dem Gefühle unendlicher Wehmuth dachte ich an meine Lieben, von denen nichts mir geblieben, als ihr ſtummes Grab — — meine Blicke trübten ſich, und betend wollte ich mit Gott und Ewigkeit ſprechen, als ich in einiger Entfernung eine weibliche Geſtalt wahrnahm, welche — in ſich verſunken — ohne Zweifel eben ſo allein zu ſeyn wähnte, wie ich, und von welcher gleichzeitig auch ich bemerkt wurde.

Es iſt allgemeine Erfahrung, daß man in der Freude mehr geſellſchaftlich, offen und mittheilend, im Schmerze hingegen lieber allein, verſchloſſen und zurückhaltend iſt; und deßhalb möchte man erwarten, daß hier eine Erſcheinung von der andern ſich entfernte? Es war nicht ſo. Beyde wurden wir in unſeren Betrachtungen, in der inneren Anſchauung geſtört, der Strahl des Seelenauges in die Geiſterwelt war durch eine irdiſche Erſcheinung unterbrochen, und die Begegnung an einem ſolchen Orte läßt im Allgemeinen gleichartige Stimmung vorausſetzen, wodurch ſich der Gegenſatz zwiſchen Freude und Schmerz aufhebt, um der Mittheilung Platz zu machen,

und die Würde des Gemüthes zu erleichtern. Kurz, ich näherte mich der bei Schubert's Grabe weilenden Unbekannten, welche, als sie mich kommen sah, einen um den Strohhut geschürzten schwarzen Schleier fallen ließ, übrigens aber unverwandten Gesichtes stehen blieb. Da ich schon aus der Ferne bemerkt hatte, daß ihr Besuch, nach dem Standpunkte zu schließen, Beethoven oder Schubert gelten müsse, und auch mein Ziel vorzüglich diese Denkmähler waren, so geschah unser Zusammentreffen wohl weniger aus Neugierde als aus Zufall, oder vielleicht auch aus einem geheimen Drange verwandter Stimmung.

---

Ich gab als Gruß einen „Guten Abend" der freundlich erwiedert wurde. Dabei bemerkte ich, in so weit der Schleier es gestattete, ein jugendliches, gesundes, einnehmendes Gesichtchen, auf dem die schweigende Trauer mit siegender Beredsamkeit gepaart schien, während eine schwere Thräne mit frommer Ergebenheit kämpfte.

Sie sind wohl eine Verwandte des unsterblichen Sängers? fragte ich —

„O nein! aber meine Erinnerung an ihn und seine Lieder ist und bleibt gewiß nicht weniger herzlich, als jene von seinen Verwandten und Freunden."

Verzeihen Sie, Fräulein! wenn ich Sie in Ihrem

Andenken unterbrach, oder durch meine Frage unartig erscheine; es ist nicht meine Gewohnheit, dreist zu seyn. Schubert zu besuchen und hier zur Linken seinen Kunstverwandten Meister war der Vorsatz bei meinem ländlichen Ausfluge, obgleich ich in ihrem Leben Beiden ein Fremdling blieb.

„Das blieb auch ich ihnen; denn Beethoven kannte ich nur dem Nahmen nach, und Schubert nur von Person."

So ist Ihnen vielleicht deren Andenken nur durch Verehrung der Tonkunst heilig? Und Sie sind gewiß selbst auch ausübende Künstlerinn?

„Sie stellen mir eine Frage, deren Beantwortung in einem Bekenntnisse liegt, für dessen aufrichtige Mittheilung wir einander zu fremd sind, als daß Sie auf mich ungehalten werden sollten, wenn ich schweige."

Weibliches Zartgefühl weiß ich zu ehren, bedauere aber, Ihnen nicht beweisen zu können, daß ich mich Ihres Vertrauens nicht unwerth fühle, obgleich wenige Minuten für gegenseitiges Erkennen eine arme Bürgschaft geben.

„Ich habe nicht Ursache, an Ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, und gestehe, daß ich Vertrauen fassen könnte, wenn ich nicht eine Erfahrung in mir trüge, durch welche ich mich dem Männergeschlechte völlig entfremdet habe."

Daß Sie doch auch an jener Ungerechtigkeit leiden, womit so viele Mädchen und Frauen ein ganzes Geschlecht

verdammen, indem ſie demſelben die Sünden Einzelner aufbürden! Vielleicht würden wir mehr Recht haben, auf die nämliche Weiſe über Ihr Geſchlecht zu urtheilen?

„In dieſer Anwort beſteht der gewöhnliche Rettungsverſuch auf ſolche Beſchuldigungen.“

Wollen Sie denn aber das altergraue Sprichwort — daß es allenthalben Ausnahmen gebe — nicht gelten laſſen?

„Nun ja, Sie mögen Recht haben! Aber, es fängt an, zu dämmern, und ich habe einen weiten Weg bis zur Karlskirche —“

Bei dieſen Worten wandte ſie ſich von mir, trat einige Schritte vor, zu Schubert's Büſte, und legte darauf einen Strauß friſcher Feldblumen nieder, welche ſie während unſeres Geſpräches geordnet und mit einem ſchwarzen Seidenbändchen gebunden hatte. Als ſie ſich vom Grabe entfernte, um den Kirchhof zu verlaſſen, knüpfte ich das Geſpräch mit folgenden Worten wieder an: Sie haben mir Recht gegeben, Fräulein! und wollen doch mit keinem Wörtchen hindeuten auf ihre zarte Verwandtſchaft mit unſerem Sänger? zürnen Sie nicht, und ſeyen Sie aufrichtig verſichert, daß meine Frage nicht Folge inhumaner Neugierde iſt, ſondern des Wunſches und der Freude, ein Motiv mehr zu beſitzen für die gemüthliche Erinnerung an einen Menſchen, den ich wegen ſeines ſeltenen Talentes, ſeiner raſtloſer Selbſtbildung und eigenthümlichen Schöpfungen eben ſo verehre,

als ich mit der Tonwelt über ſeinen frühen Hintritt trauere. Ein treues Echo findet in mir ſeine einfache aber wahre Grabſchrift:

„Die Kunſt verlor an ihm einen reichen Beſitz,
Aber noch viel ſchönere Hoffnungen.“

Bei dieſen Worten lüftete meine Unbekannte den Schleier, um auf ihrem wahrhaft intereſſanten Antlitze einige Thränen zu trocknen, die dem ſchönen, tief dunklen Auge entrollten, und während ich an Schiller's Worte dachte:

„Sahe'ſt du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals haſt du die Schönheit geſeh'n.“

trat ſie haſtig wieder zum Leichenſteine, fiel auf die Kniee, bedeckte auf Augenblicke ihr Geſicht mit beiden Händen, ſtand auf, küßte flüchtig die ſchwarze Büſte und eilte mit den Worten „Kommen Sie“ ſchnellen Schrittes durch den Friedhof.

Als wir bis vor das eiſerne Gitter ſchweigend neben einander gegangen waren, blieb ſie ſtehen, und entſchuldigte als unartig ihr „Kommen Sie.“ Ich aber bat um die Erlaubniß, bis nach Hauſe ihr Begleiter ſeyn zu dürfen; theils, weil ihr Weg mehr als zur Hälfte auch der meine war, theils, weil ich von ihrem Geheimniſſe doch noch Etwas zu erfahren hoffte, und dann auch, weil es ſchon dunkelte, und in einer Hauptſtadt auch das or-

deutlichſte Mädchen zuweilen nicht einmal bei Tage von zudringlichen Laffen unangetaſtet bleibt, alſo um ſo weniger zur Abendzeit und auf dem Wege einer vollen Stunde.

Da ich ihr keine Urſache für ſolche Furcht zu geben glaubte, und wohl auch nicht ausſah wie ein gelenkiger Kratzfüßler als redſeliger Metaphernſchmied in erotiſchen Phraſen, oder wie ein arthritiſcher Glatzkopf mit wankenden, ſchwindſüchtigen Beinen, ſo wurde mein Antrag angenommen.

Nach einigen gegenſeitigen Äußerungen über Muſik überhaupt, wobei ich erfuhr, daß meine Unbekannte auf dem Pianoforte und im Geſange ſich übe, fing ſie an, die Gewalt der Muſik — insbeſondere des dem Menſchen eigenthümlichen, artikulirten Geſanges — auf das Gemüth heraus zu heben, wobei ſie plötzlich die Frage aufwarf:

„Nicht wahr, Sie werden Trotz meiner früheren Verſicherungen glauben, Schubert ſey mir mehr als nur von Perſon oder aus ſeinen Liedern bekannt? Sie werden denken, er ſey mein vertrauter Freund oder noch mehr geweſen? Ja, Sie haben Recht! er war mir mehr als Freund — ja, er war mir mehr als Geliebter, und doch habe ich nur zwei Mal ihn geſehen, nie ihn geſprochen.“

„Was glauben Sie, daß er mir war und bleiben wird?“

Ich wußte keinen Beſcheid.

„Er war und iſt der Retter meines Lebens und meiner Seele, und die Ewigkeit wird lohnend

es offenbaren, was im Leben ihm ſelbſt und bisher auch der Welt unbekannt geblieben. Monate lange berathſchlagte ich mit mir, ob ich ihn aufſuchen und ihm danken ſoll, Alles entdeckend; allein als der feſte Vorſatz zu reifen anfing, mich ihm als ein von ihm unbewußt vom Untergange gerettetes Mädchen mit dankbarem Herzen perſönlich vorzuſtellen — ſank er in das Grab. Mir geſchah, als hätte ich einen ſchützenden Engel, und mit ihm die letzte Hoffnung auf freundliche Tage verloren! ſeine Leiche begleitete Ich bis zur kalten Schlummerſtätte, wo ich zum erſten Male mit ſeinen Freunden weinte, während die Novemberluft fahle Pappelblätter um ſeinen Sarg gewirbelt."

Nach dieſer Äußerung, und nach Allem, was ich bisher von meiner Unbekannten erzählte, würde es wohl Jeden an meiner Stelle intereſſirt haben, Näheres zu erfahren, oder, wenn möglich, ihr inneres Leben eben ſo entſchleiert zu ſchauen, wie mir nun auf dem ganzen Rückwege ihr Geſichtchen blieb. Ich ſondirte daher ſo zart, als es meiner Individualität gegeben iſt, und erhielt nach wenigen Minuten das Verſprechen einer offenherzigen Mittheilung der vorzüglicheren Momente ihres Lebens, wovon ſie auch ungeſäumt zu erzählen anfing.

Ich verſuche es nun, daraus ein Ganzes zu geſtalten, welches, wenn es auch eine ungeübte Feder verräth, doch der Wahrheitsliebe nicht fremd ſeyn, und jeder ſelbſt geſchaffnen, weſentlichen Zuwage entbehren ſoll.

Christine ist die einzige Tochter eines * * *schen Beamten, der zwar weder in Beziehung auf häusliche Ökonomie, noch als Staatsbürger glänzende Aussichten hatte, aber eines biederen Charakters war und allgemeine Achtung genoß. Sie erhielt mit ihrem Bruder eine einfache, sorgfältige Erziehung, und die ganze Familie galt als Muster häuslichen Friedens und jener Liebe jener munteren Einigkeit, welche, alle Selbstsucht ausschließend, für die gemeinsame Wohlfahrt wetteifernd jedes Opfer bringt. Eine Vorliebe bey der ästhetischen Bildung ihrer Kinder hatten die Ältern für Musik, worin sie sich in Stunden der Muße zur Erhohlung selbst übten, und wofür auch Sohn und Tochter mit Talent und Interesse ausgestattet waren.

Tinchen zählte noch nicht sechzehn Sommer und ihr Bruder war im achtzehnten Jahre, als ihre Mutter und nach wenigen Monaten auch ihr Vater in die ewige Heimath ging. Bei beschränkten ökonomischen Verhältnissen mußten die Geschwister vermöglichen Verwandten sich in die Arme werfen, wo es ihnen jedoch aus mehrfachen Gründen nicht sonderlich gefiel. Der Bruder kam bald darauf in das Forstinstitut nach * * *, und die Schwester fand im Hause ihrer Verwandten Veranlassung genug, sich mit Geduld und Demuth recht nahe zu befreunden. Ihre Armuth und Abhängigkeit wurde ihr nur deßwegen drückend, weil man ihr dieselbe oft und bitter fühlen ließ. Die Arme wußte noch nicht, daß ein thätiger Taglöhner

viel lieber ſeine Kartoffel, als ein vegetirender Kapitaliſt ſeine überflüßigen Gerichte theilt; ſie wußte noch nicht, daß Metall ein weit beſſerer Wärmeleiter ſey als einfache Linnen, daß alſo das Herz eines Gold umlagerten Wichtes viel weniger warm bleibe, als das eines karg bedeckten, armſeligen aber gutmüthigen Tropfes; ſie wußte noch nicht, daß es kein hirnloſer Rath ſey, einem verlaſſenen Pilger zuzurufen:

Unter Fürſten willſt du einen Retter wählen?
Freund! verſchwende nicht vergebens eine ſchwere Bitte;
Nur zu Bettlern muß ein Bettler ſich geſellen:
Denn nur arm und arm geht Arm in Arm durch Sturmes Mitte.

Daß ſie unter ſolchen Verhältniſſen ihre moraliſche Freiheit zu bewahren ſuchte, und lieber unter fremden Menſchen ihr tägliches Brod verdienen wollte, war für den geſunden Verſtand eines ſelbſt thätigen Weſens wohl ganz natürlich.

Dieſe Abſicht zu erreichen, ſchrieb ſie nach Wien an eine Freundin, welche früher ihre Schulgefährtin und nun bereits zwei Jahre in der Hauptſtadt war. Von dieſer wurden ihr goldene Berge und entzückende Ausſichten verſprochen — und das mit Recht! denn, wo ſoll es ſorgenfreier, glücklicher zu leben ſeyn, als auf jenen Höhen, wo Lämmergeier horſten? Die Früh- und Abendſonne vergoldet kahle Felſenſchädel, und verhüllen ſie ſich nicht in Nebel oder Gewitterwolken, ſo gewähren ſie eine ſo

begeisternde Rund- und Fernschau, daß man beym Zähneklappern auf Durst und Hunger vergißt!? Kurz — Tinchen kam im Herbste 1826 nach Wien. — Die Trennung von ihren Verwandten wurde ihr nicht schwer, wohl aber jene von ihrem Bruder und der Heimath, denn die Geschwister waren stets mit der innigsten, aufrichtigsten Liebe einander ergeben, und die Scholle, auf welcher man geboren wird und die unvergeßlich süße Kinderzeit verträumt, wird nur dann ihres gewohnten Sieges entbehren, wenn sie einen Säugling erzog, der entweder geisteskrank ist, oder unendlich arm an Gemüth!

Da stand sie nun — auf fremdem Grunde ein Fremdling, die Seele mit Hoffnungen voll! das ruhige Heimathstädtchen ihres fernen Vaterlandes erschien ihr in einem solchen Gegensatze mit den in Lärm erzitternden Steinmassen der umnebelten Hauptstadt, daß ihre Erwartungen theils übertroffen, theils getäuscht, und ihr Herz von einer Bangigkeit befallen wurde, für die sie keinen Namen hatte. Daher kam es denn auch, daß ihr erstes Gefühl weniger ein froher Gruß für den fremden Boden und die Reize der Neuheit, als vielmehr ein bittendes Verlangen nach der verlassenen Heimath war, aus welcher sie ihren Bruder und das Grab geliebter Ältern — ein Inhaltreiches Andenken — in ihre Seele gezeichnet!

Aus dem rein Bitteren dieser Stimmung entband sich aber allmählig jener wohlthuende Schmerz, der uns mit Thränen im Auge als lächelnde Wehmuth begegnet, un-

zertrennlich von dem Schweſtern-Paare: Erinnerung und Sehnſucht.

---

Nach einer Zeit von wenigen Wochen, welche ſie bei ihrer lebensfrohen verehlichten Freundin Thereſe zubrachte, wurde Chriſtine für die zwölfjährige Tochter eines angeſehenen Hauſes als Gouvernante aufgenommen. Für dieſe Sphäre mochte ſie wohl in Bezug auf zarte, gediegene Moralität und auf den Umfang ihrer weiblichen Bildung im Allgemeinen völlig geeignet ſeyn, allein ihr jugendliches Alter und Mangel einer aus dem Schatze eigener Erfahrung erſtarkten Urtheilskraft führte ſie bald Verlegenheiten entgegen, die nur mit berechnender Politik, raffinirter Klugheit und Geringſchätzung oder gänzlicher Verläugnung jungfräulicher Würde zu bekämpfen ſind.

Dem einfachen, unverdorbenen Mädchen war nur eine moraliſche, nicht aber jene ſinnliche Freiheit bekannt, in welcher eine gewiſſe Claſſe von Menſchen die Verfeinerung der Sitten und allgemeiner Bildung ſucht. Es mag alſo wohl nicht ſehr befremden, daß Chriſtine, nachdem ſie ſich von der Hochſchule ſolcher Veredlung kein Aufnahms-Diplom einlöſen wollte, nach einem Zeitraume, der weniger als ein Jahr umſchloß, wieder bei ihrer Freundin ſich befand. Dieſe zankte ein wenig, indem ſie lehrte: zwiſchen Land- und Stadt-Leben ſey in

vieler Beziehung ein großer Unterſchied; man müſſe, um bei manchen Perſonen ſein Glück zu machen, ein bischen durch die Finger ſehen, ihren Eigenheiten nachgeben, ihre Schwächen für eigenen Vortheil benützen u. dgl.

Chriſtinen war eine ſolche Sprache von ihrer Freundin fremd, und jetzt erſt gewann ſie eine deutliche Auslegung jenes Briefes, welcher die Einladung enthielt, nach der Hauptſtadt zu kommen. — An die Stelle gemüthlicher Zuneigung und natürlicher Aufrichtigkeit trat nun alltägliche Modefreundſchaft, die wohl nicht daran denkt, den Verkehr von Ideen und Erfahrungen mit jener verſtändigen Liebe zu behandeln, wodurch er zur gegenſeitigen Bildung wird.

Bei dieſem Gegenſatze der Geſinnungen und einer daraus hervorgegangenen Spannung mußte es für Chriſtinen wünſchenswerth ſeyn, von ihrer Freundin ſich baldmöglichſt entfernt zu ſehen, wornach ſie ſich auch nicht lange vergebens ſehnte. Sie erhielt nämlich unter vortheilhaften Bedingungen den Antrag, als Geſellſchaftsfräulein in den Dienſt einer bejahrten und verwittweten Dame zu treten, welche man ihr als an Liebenswürdigkeit, Humanität und glänzenden Glücksumſtänden gleich ausgezeichnet geſchildert hatte.

Chriſtine erſchien nicht ohne unfreundliche Ahnung, als ſie derſelben vorgeſtellt werden ſollte; allein mit Vergnügen fühlte ſie, daß ihr Vorurtheil aus falſchen Vorausſetzungen entſprang, und daß nun der Schluß kein

trügeriſcher ſeyn werde, wenn ſie ſich in ihm glückliche Tage verhieß. Dieſe vorläufige Beruhigung fußte auf dem angenehmen Eindrucke, welchen Phyſiognomie, Sprache und das Benehmen der Dame auf ſie machte. Ihr ganzes Weſen ſchien von jener Liebenswürdigkeit durchdrungen, welche aus dem ſtillen Bewußtſeyn eines moraliſchen Charakters, aus dem prunkloſen Stolze einer durch Kenntniſſe und Erfahrung auszeichnenden Bildung und jenem Seelenadel ſich entwickelt, der in jedem Menſchen vorzugsweiſe den Menſchen achtet. Die Aufnahme ward richtig, der Eintritt ſchon für den nächſten Tag beſtimmt, und Chriſtine kam mit heiterer Miene zu Thereſen zurück. Auch dieſe war erfreut über das Glück der Freundin, und ſäumte nicht, nach ihrer Weiſe Anleitung zu ertheilen, um daſſelbe nicht nur nicht zu verſcherzen, ſondern zu befeſtigen und zu erweitern.

Heiter wie der Morgen des folgenden Tages, war Chriſtine, als ſie mit ihren wenigen Habſeligkeiten im Hauſe der Freifrau zwei nette, reinliche Zimmer bezog. Die Aufnahme war unerkünſtelt herzlich. Der Vormittag verging mit Auspacken und Ordnen.

Obgleich die Freiin eine ausübende Verehrerin zwangsloſer Gaſtfreundſchaft war, ſo fand Chriſtine den Mittagstiſch doch nur mit drei Gedecken belegt, aber, wie ſich ſpäter ſchließen ließ, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil man am erſten Tage über Haus- und Tagesord-

nung und andere Einrichtungen und Gewohnheiten der Familie ungenirt ſprechen wollte.

Kurz vor Begin des Mahles tratt ein junger, kräftig blühender Mann in das Speiſezimmer. Es war Carl, der Baronin einziger Sohn, welcher in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren bereits zwei Jahre einen öffentlichen Staatsdienſt bekleidete. Die jungen Leutchen wurden einander vorgeſtellt, was für Beide nicht ohne Verlegenheit vorüber zu gehen ſchien.

Bei Tiſche fand Chriſtine vielfältige Urſache, ihr geſtriges Urtheil über die Baronin als ein gegründetes zu erklären, wenn ſie dieſelbe nicht zu einer Claſſe von Damen zählen wollte, welche Humanität und Verſtand nur aus Eitelkeit oder Albernheit zur Schau tragen, aber eben deßwegen nur eben ſo flache Menſchen oder überhaupt nur auf kurze Zeit beſtechen können. Doch, ihr Urtheil blieb hier, — den Punkt eines gewiſſen Adelſtolzes abgerechnet — für jede Folge ohne Trug.

An Carl beobachtete ſie einen Menſchen voll ſinnigen aber freundlichen Ernſtes und gemüthlicher Offenheit; er liebte mehr die innere als äußere Welt, ſuchte Frieden und Glückſeligkeit mehr in als außer ſich, wußte aber dabei eine Leidenſchaftlichkeit zu verbergen, mit welcher er nur ſehr ſchwer losließ, was er einmal ernſtlich gefaßt und lieb gewonnen hatte. Seine wiſſenſchaftliche Bildung ſprach ſich weniger für formale Anordnungen eines Gegenſtandes aus, als vielmehr für deſſen Weſenheit, Ge-

halt und unmittelbaren Nutzen. Im persönlichen Umgange war er nicht für Jedermann geeignet, denn er liebte auch hier nur das Positive und wollte durchaus nicht für einen galant homme gelten, dafür bewahrte er aber eine um so seltnere Zartheit in der gehaltvollen Achtung für Frauenwürde. Was ihn unter den schönen Künsten besonders fesselte, war Musik im umfassenden Sinne des Wortes, und sein Lieblingsinstrument die Violine.

Das ist dem Inhalte nach Alles, was Christine über Charakter und Bildung der genannten Personen gegen mich laut werden ließ.

Über sie selbst ein vollgültiges Urtheil zu fällen, kann ich, ohne eingebildet zu seyn, aus leicht begreiflichen Gründen nicht wagen. Ich glaube jedoch, daß Christinens Äußerungen, ihre Seelenverwandtschaft, ihr gemüthliches Zusammenleben mit solchen Menschen und die noch zu beschreibenden Ereignisse völlig hinreichen, um ihr inneres Leben in ein schönes, vortheilhaftes Licht zu stellen. Was das Äußere betrifft, habe ich in Bezug auf das rein Körperliche mein Urtheil schon früher abgegeben; doch wiederhohle ich recht gerne, daß ihr Gesicht mir sehr interessant erschien, weniger, weil ich es vollkommen schön nennen möchte, als, weil sich darauf eine ungemeine Zartheit des Gemüthes aussprach. Das große, tiefbraune Auge gebot bei all seiner glanzvollen Lebhaftigkeit Achtung für jungfräulichen Stolz; der kleine Mund mit den nachbarlichen Grübchen schienen zum frohsinnigen

Scherze geboren; jede Miene war lebhafter, sprechender Ausdruck irgend eines Gefühles, die Sprache edel, rein und geläufig, und das ganze Wesen in seiner schlanken schwebenden Gestalt geeignet, Carl's sinnigem Ernste einen heiteren Anstrich zu geben, Herz und Seele ihm zu verschwistern.

Und wer will beweisen, daß alle Gegensätze einander fliehen? Die Dissonanzen der Tonwelt streben nach Ausgleichung, und in ihnen erfreut die Harmonie sich eines desto schöneren Charakters. Wenn Gewitterwolken sich drängen, so ziehen nur ungleiche einander an, sie umarmen sich mit elektrischen Funken, bis sie durch Vereinigung das Gleichgewicht erringen, um Erfrischung und Segen zu spenden.

Und die Liebe? Erscheint nicht auch sie nur dann in der schönsten und kräftigsten Gestalt, wenn sie sich in entgegen gesetzten Polen begegnet? Die Differenzen des Gemüthes und Verstandes, ihr ganzes psychisches und physiologisches Wesen modifiziren sich gegenseitig, und gelangen endlich zu einer wohlthätigen Ausgleichung, deren Summe zur harmonischen Einheit wird, welche, wenn sie sich auch immer wieder in scheinbare Widersprüche auflöst, eben dadurch neue und bildende Interessen anregt.

Diese Sprache lag mit stummer Beredsamkeit in den Blicken verborgen, die bei ihrem ersten Begegnen Christine und Carl sich zugesendet, und die Ahnung einer nahen Verwandtschaft beider Seelen näherte sich von Tage

zu Tage einer Gewißheit, die sie zur Freude und Furcht bewegte. Zur Freude, weil sie das Leben der Liebe ist, zur Furcht, weil Carl's Mutter unter ihre wenigen Schwächen auch diese aufnahm, nicht ganz frei zu seyn von jener Meinung, die in dem Adel der Geburt wesentliche Prärogative findet, und weil sich jeder Sehnsucht nach Besitz so gerne jene Unruhe beigesellt, der schon vorhinein vor dem Verluste bangt. Doch bewachte Christine sowohl im Allgemeinen, als insbesondere diesen Bemerkungen gegenüber, ihre Gefühle und ihr Benehmen weit aufmerksamer und strenger als Carl, und die Liebe beider blieb lange Zeit ein wechselseitiges Anziehen, um sich zu fliehen, und eine Flucht, um verfolgt zu werden. Was aber den süßen Dolch schneller in die Herzen grub, war die Musik, an deren Hand sie in jene geheimnißreiche Welt schauten, welche ihre Macht und Gesetze mehr fühlen als erkennen läßt.

Ob diese Annäherung in den ersten Monaten der Mutter fremd geblieben oder nicht, kam nie zur Sprache, das häusliche Zusammenleben behielt stets eine freundliche Gestalt, und schnell eilte der flockige Winter vorüber, in dessen sturmbewegten Abenden mancher frohe Harmonienklang in Lied und Saitenspiel aus warmen Herzen durch warme Zimmer drang.

---

Der Frühling erschien, und mit ihm der Freifrau verjüngte Sehnsucht, seinen erquickenden Reichthum in

den ländlichen Umgebungen der Hauptstadt zu genießen. Schon am ersten Mai, dem Tage, an welchem wir die verklärende Auferstehung der Natur so gerne festlich begehen, befand sich das friedliche Kleeblatt sammt Dienerschaft und Sack und Pack eine mäßige Stunde von den Linien der Hauptstadt entfernt, im Schooße ländlicher Freiheit.

Carl's Mutter, die seit Jahren an den Folgen eines Bluthustens etwas leidend war, lebte vergnügter bei ihren duftenden Kräutermolken, die sie unter freiem Morgenhimmel genoß, als bei dem Glase mit Mandelmilch im Conversationszwange einer Damen-Soirée.

Christine war ganz in ihrer Glückseligkeit, denn vorzüglich ihr zur Liebe hatte die Freifrau auch das Pianoforte auf das Land schaffen lassen, mit welchem nun das Mädchen in seiner gemüthlichen Reinheit Stunden lange Schubert's tief gedachte Lieder sang, oder in Akkorden jugendlichen Frohsinnes fantasirte, oder auch — was nun oft und öfter geschah — Carl's liebende Saitenklänge begleitete.

Diesen rief zwar jeden Morgen seine Amtspflicht in die Stadt, aus welcher er erst des Nachmittags zurückkehrte, aber desto bindender wirkte diese Abwesenheit auf die jugendlichen Herzen. Oft geschah es, daß die Mutter mit Christinen ihm entgegen ging, und schwer wurde es da dem glücklichen Mädchen, die Freude zu bergen. Oft geschah es, daß die jungfräuliche Sehnsucht mit su-

chendem Blicke am Fenster stand, bis sie in ihrer Ungeduld zu ihrem Saitenspiele eilte, um da in süßen Tönen ihre still flammende Liebe ihm entgegen zu hauchen. Oft geschah es, daß Carl neue Musikstücke mitbrachte, mit denen man zuweilen so viel und so lange beschäftigt war, daß darüber die Mutter vergessen wurde.

Als dieses eines Tages ganz vorzüglich der Fall war, und die gute Mutter sich dadurch zurückgesetzt glaubte und gekränkt fühlte, ergriff sie am Abende die Gelegenheit, mit Carl allein zu sprechen, so wie er nach gewohnter Weise gekommen war, sich mit einem Gutnachtkuße von ihr zu trennen. Hier äußerte sie nun zum ersten Male, daß sie in seinem Umgange und Benehmen mit und gegen Christine seit einiger Zeit mehr als ein freundschaftliches Verhältniß zu erkennen glaube; daß Christine zwar ein Mädchen sey, welches mit ihren seltnen Eigenschaften in jeder Beziehung alle Achtung verdiene, daß aber die Welt noch zu sehr in gewissen — an und für sich unwesentlichen — Formen sich bewege, als daß er vergessen sollte, wie auch seine Geburt ihm Pflichten auflege, mit denen die Wahl seines Herzens nicht ein Mädchen treffen solle, das mit dem Adel der Seele nicht auch den der Familie vereine; daß sie ihrem Sohne so viel Charakter und Gewissen, so viel kindliche Liebe zutraue, um nicht fürchten zu müssen, er werde Christine mit einem Leichtsinne und einer Vergessenheit behandeln, wodurch sie die Hoffnung auf eheliche Verbindung nähren könnte, um nach

endlicher Täuschung ihr zartes Gemüth auf immer in unglücklicher Finsterniß zu schauen.

Carl, der von seiner Mutter längst eine solche Sprache erwartet, und in mancher Beziehung gefürchtet hatte, war eben deßwegen nicht unvorbereitet in seiner Antwort.

Er äußerte frei und furchtlos im Tone kindlicher Zartheit: daß seine Gefühle für Christine allerdings höher stehen, als freundschaftliches Wohlwollen oder brüderliche Zuneigung im gewöhnlichen Sinne; daß ihr ganzes Wesen dem seinen angeeignet erscheine, daß aber diese Liebe, obgleich von beyden Theilen erkannt, unter ihnen noch nicht ausgesprochen sey, was er bisher absichtlich vermieden habe, um die Überzeugung für deren allseitige Harmonie bei neuen und verschiedenen Situationen fortwährend fester zu begründen; daß jedoch diese Beobachtung nicht aus der Furcht entspringe, wesentliche Gegensätze zu entdecken, sondern aus dem Vorsatze, die Leidenschaft an der Hand ruhiger Überlegung so viel als möglich zu beherrschen, damit sie für jede Zukunft beiden Theilen auch den leisesten Vorwurf einer Übereilung entfernt halte; denn die Liebe müsse ihren Gehalt nicht allein aus den gleich tönenden Saiten des Herzens entziffern, ihre Wahrheit, ihre Kraft und insbesondere ihr Bestand müsse auch aus dem entsprechenden Verhältnisse der gegenseitigen geistigen Anlagen und Verstandesbildung hervor-

gehen. Die Harmonie im Zuſammenleben für ökonomiſche und erheiternde Bedürfniſſe, die ausgleichende Befriedigung natürlicher Geſetze ſeyen nicht der einzige Maßſtab für menſchliche Glückſeligkeit und ihren Beſtand; viel höher und in die eigentliche Sphäre ihrer Beſtimmung führe die Liebe durch den bildenden Umtauſch von Meinungen und Urtheilen über endlichen und letzten Zweck des Lebens, über Religion, Staat, und moraliſche Freiheit; daß alſo ſeine geſellſchaftliche Stellung weder ein geſetzliches, noch weniger ein vernünftiges Hinderniß ihrer Vereinigung ſey, die in ihrer Weſenheit fortbeſtehen werde, und für deren Realiſirung er nur dann aufhören würde zu arbeiten, wenn er, um die Pflicht des kindlichen Gehorſames zu erfüllen, gezwungen werden ſollte, all ſein aufblühendes Glück der mütterlichen Beruhigung zu opfern.

Was nun auch die durch dieſes offene Geſtändniß etwas überraſchte Mutter ihrem Sohne entgegnete, ſie fand ihn unerſchütterlich bey ſeinen Ausſprüchen, und ſeinem Vorſatze, und Alles, was von ihm zu gewinnen war, beſtand in dem abverlangten Verſprechen, aus kindlicher Liebe ſein Gefühl für Chriſtine ſo lange ſchweigend zu bewahren, bis die Mutter eine geeignete Gelegenheit gefunden haben würde, von der Neigung und den Wünſchen derſelben vollſtändig ſich ſelbſt zu überzeugen.

Als ſich Mutter und Sohn dem Inhalte nach auf dieſe Weiſe ausgeſprochen hatten, trennten ſie ſich mit gewohnter Herzlichkeit, und Carl entſchlief mit den freund-

lichsten Traumbildern einer glücklicheren Zukunft, denn er hatte die gute Mutter mit ihrem Vorurtheile nicht so strenge gefunden, als er glaubte, und sah der Verwirklichung seiner schönsten Wünsche um so gläubiger entgegen, da er mit Zuversicht hoffen konnte, daß Christine auch die strengste mütterliche Prüfung zu seinem Vortheile bestehen werde.

Bedeutender als je, war am folgenden Morgen der Gruß seiner Liebe, und sein stiller Ernst verschwisterte sich von dieser Zeit an so innig einer glücklichen Heiterkeit, daß Christine in den ersten Tagen mehrmalen im Scherze darauf hindeutete. Bald aber wurde sie ernst, denn sie fürchtete seine Gefühle von ihr abgewendet, leitete von daher seine veränderte Stimmung, und ihr Herz preßte die Ängstlichkeit einer sorgenvollen Eifersucht. Dazu kam noch, daß sie auch an der Mutter eine Veränderung wahrzunehmen glaubte; diese schien ihr nämlich, obwohl im gleichen Maße freundlich, doch weniger frei und ungezwungen im Gespräche, und ihr Benehmen so zu sagen etwas mißtrauend. Vergebens ermahnte sie sich, daß Carl in seiner Freundlichkeit und Aufmerksamkeit gegen sie vollkommen noch derselbe sey, daß sie unmöglich ihn so sehr verkannt haben könne, daß sie aber übrigens auch keine Ansprüche auf ihn habe, da seine Liebe bisher nur unausgesprochenes Gefühl geblieben; vergebens ermahnte sie sich, daß sie das Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung nähre, und auf keine Weise Veranlassung zur Unzufrie-

denheit ihrer Herrin gegeben habe. Ihr ſonſt ſo ungetrübtes Lächeln, ihr Alles erheiternder und beglückender Frohſinn wurde von finſteren Zweifeln verdrängt, ſie benahm ſich zurückhaltender und ernſter gegen Carl, und zagende Unruhe ſprach nicht ſelten aus ihrem Saitenſpiele und der Wahl ihrer Lieder.

Daß dieſe Veränderung dem liebenden Jünglinge nicht entging, und daß ſie ihn nur unangenehm berühren konnte, unterliegt keinem Bedenken. Fand er ſogleich anfangs das der Mutter gegebene Verſprechen, ſeine Liebe auf unbeſtimmte Zeit ſchweigend zu bewahren, übereilt, ſo bereute er daſſelbe jetzt um ſo mehr, und es wurde ihm zur drückenden Laſt.

Auf dieſe Art verfloſſen unter Zweifeln, Furcht und Hoffnungen mehrere Wochen.

Eines Tages, als die Freifrau nach einem nahen Landgute auf Beſuch gefahren war, befand ſich Chriſtine im Garten. Schon ſprach das Antlitz des Jahres in einzelnen Mienen die Nähe des Herbſtes aus, denn die meiſten Blumen waren verblüht, die Fruchtfelder ſtanden leer, einzelne Blätter ſanken gebleicht aus ſchattigen Räumen, die Nachtigall hatte Abſchied genommen, die Traube fing an, weich zu werden, mancher Morgen hüllte ſich in feuchten Nebelſchleier und kühler wehte die Luft von den Bergen. Bewegt von dieſen Bildern gab Chriſtine ſich im ſtillen Raume ſtillen Betrachtungen hin; ihre Sehnſucht löſte ſich auf in ſüßes Weh, und ſie eilte vom Gar-

ten auf ihr ſchweigendes Stübchen. Doch, hier fühlte ſie ſich noch mehr beengt und ſie ſuchte eine tröſtende Zuflucht da, wo ſie dieſelbe oft ſchon gefunden — bei ihrem Inſtrumente. Carl's Angebinde zu ihrem jüngſt verfloſſenen Namenstage beſtand in einigen Heften ihr noch wenig oder gar nicht bekannter, älterer und neuerer Lieder von Schubert. In dieſen blätterte ſie bis zu dem Titel: „der Wanderer" von deſſen Inhalt ſie nicht wegen Neuheit, ſondern dadurch überraſcht wurde, weil ſie den Text nun von einem dritten Tondichter bearbeitet ſah, und zwar, wie der Name Schubert vermuthen ließ, auf eine dem Charakter dieſes Liedes und ſomit auch auf eine ihrer gegenwärtigen Gemüthsſtimmung harmoniſche Weiſe. Und ſie hatte ſich nicht getäuſcht! Des Dichters lyriſche Schöpfung im allegoriſchen Kleide, der lebhafte Ausdruck einer unbefriedigten und eben ſo zarten als tiefen Sehnſucht, und die verklärende Erhebung des Liedes durch einen Tonſetzer, dem das Walten des Gemüthes ſehr oft ſo glücklich aus treffenden Klängen floß: Alles dieſes konnte nur kraftvoll beherrſchend auf das entfeſſelte Gefühl des Mädchens wirken. Es iſt daher wohl ganz natürlich, daß Chriſtine mit einer ungewöhnlichen Aufregung ſang, daß jeder Ton, von einer Seele belebt, aus Bruſt und Saite in die Welt entſchwand, um den harmoniſchen Einklang und mit ihm ein treues Echo ihres inneren Lebens zu finden. Doch, als ſie wiederhohlt zu den Worten kam: „Wo biſt du, wo biſt du mein ge-

liebtes Land! gesucht, geahnt — —" da war es den umflorten Augen unmöglich, länger noch die Thränen zu halten, die nun bei zitternden Wimpern über jungfräuliche Wangen rollten — und — in diesem Momente trat Carl ein, der eben aus der Stadt zurückkehrte. Schon vor dem Thore hatte er Musik vernommen, und als er im Vorzimmer stand, die Sängerin belauscht. Er kannte das Lied, wußte, daß es aus der Sammlung seines Angebindes sey, und es war ihm nicht entgangen, wie sehr die bebende Stimme eine ungewöhnliche Begeisterung verrathe.

Christine war bei seinem Eintritte so überrascht, daß es ihr unmöglich blieb, die Thränen zu bergen oder durch eine angenommene Stimmung die Wahrheit ihres inneren Zustandes zu verschleiern. — Schweigend stand sie auf, schweigend grüßte sie, und von Carl bittend um die Ursache ihres klagenden Gefühles befragt, hatte sie keine andere Entgegnung, als die Erneuerung ihrer Thränen, die nun erleichternd Tropfen auf Tropfen sich drängten — —

Da trübte sich auch des gemüthlichen Jünglings Auge, siegend waltete das Gefühl und mit dem ersten Kuße der ersten Liebe schloß er die Jungfrau an seine Brust. Hocherröthend und gesenkten Blickes entwand sie sich seinen Armen, und Schweigen herrschte im weiten Saale, als hätte das glühende Bundessiegel die Lippen gelähmt.

Es waren Augenblicke des Aufganges einer Sonne

über ein schöneres Leben, Augenblicke der Verwirklichung eines glücklichen Traumes!

Endlich unterbrach Carl die stumme Beredsamkeit, der Bund ihrer Seelen trat nun auch durch Worte in's Leben, und gegenseitige Erklärungen des in der letzteren Zeit beobachteten Benehmens entfernten jeden Zweifel von der Wahrheit und Reinheit ihrer Gefühle und Wünsche. Christine erfuhr auch Carl's Unterredung mit seiner Mutter, deren etwas räthselhafte Begegnung nun gleichfalls entnachtet vor Augen lag.

Man kam überein, eine geeignete Gelegenheit abzuwarten, um der Mutter mit kindlicher Offenheit den als unlöslich versicherten Seelenbund bekannt zu geben und ihren Segen zu erbitten; jeden Falles aber, wenn dieses nicht früher sich treffen sollte, den vierten November dazu zu benutzen indem an diesem Tage Mutter und Sohn ihren Namenstag, und die erstere auch ihren Geburtstag feierte.

Von dieser Zeit an entschwanden für die Liebenden die glücklichsten Tage ihres Lebens. Immer kräftiger entwickelte sich die Wahrheit ihres rein harmonischen Zusammenklanges, immer deutlicher sprach sich darin die Schule einer veredelnden Bildung aus, und erschien auch zuweilen auf Augenblicke eine schwache Dissonanz, so war sie eben ein Beweis, daß keine verderbende Nachgiebigkeit in ihrem Urtheile und Willen herrschte.

Die Sonne kam auf ihrer Wanderung in das Gebiet der Wage in deren Schalen Tag und Nacht mit gleichem Gewichte ſich lagerten. Früh- und Abend-Nebel bethauten die matten Wieſen, wo einſam die Zeitloſe ſich hob im roſigen Kleide; die Schwalben ſammelten ſich zur weiten Reiſe, der Thurmfalke kreiſchte ſein Lebewohl, das muntere Heimchen ſchwieg, und reif hiengen die Trauben am laut gewordenen Rebenhügel, auf dem jugendliche Winzerpaare liberiſchen Feſten entgegen jauchzten: da ſchlug die Stunde der Trennung vom ländlichen Glücke, und unſere Lieben zogen wieder in die beengende Stadt.

Die Mutter hatte hier die Wohnung gewechſelt, und vorzüglich mit dem Vortheile, daß die Ausſicht frei war und einen Garten beherrſchte, in welchem das Auge an einem großen botaniſchen Reichthume ſich weiden konnte.

Wo die Liebe im Beſitze des geliebten Gegenſtandes lebt, da wird ſie bald heimiſch, denn ſie iſt ſich ja ſelbſt eine Welt, in und mit welcher ſie ſich immer genug ſeyn kann, wenn ſie außer derſelben auch noch ſo grelle Mißtöne finden ſollte. Chriſtine und Carl vernahmen nicht nur in ihrer Umgebung keine aufſchreckenden Mißtöne, ſie lebten nicht nur glücklich in ihrer unſichtbaren Welt, ſie waren nicht nur ſchnell heimiſch geworden innerhalb den Wänden ihres neuen Daches: ſie fühlten ſich auch wohlthuend umfloſſen von dem Schimmer jenes Mondes, den wir Erinnerung nennen, und den eine Sonne beleuchtet, die als Gegenwart unterſank, um uns mit der

Abendbämmerung zu erquicken, aber nie wieder mit den Strahlen des Aufganges. Diese Erinnerung nun saugte ihre süßeste Nahrung aus dem Anblicke und Besuche des Gartens, welchen sie das Miniaturbild ihres so schnell entrückten ländlichen Aufenthaltes nannte. Mancher heitere Nachmittag wurde hier zugebracht, manches vertraute Wörtchen hier gewechselt, und mancher Kuß begeisterte zu dem Verlangen, das schweigende Glück in Lied und Saitenklang auszuathmen, um des Herzens glühende Bürde zu erleichtern. Daß dann auch „der Wanderer" nicht vergessen wurde, erklärt sich von selbst; Carl nannte ja diese Tondichtung sein liebstes und Schubert's schönstes Lied.

Allein, schneller, als des Lenzes Blüthen schwinden, als aus bebenden Saiten ein froher Akkord verrauscht; schneller, als mancher heitere Morgenhimmel sich umwölkt, als die Ruhe des Haines ein Sturm überrascht; schneller, als den klaren Bach ein Gewitterregen trübt, und schneller, als den Tropfen die glühende Kohle trinkt verfinstert sich der Himmel eines Glückes, das dem Menschen oft nur deßwegen zu Theil wird, auf daß er entbehren lerne und ringen und dulden.

Carl war ein Verehrer des Waidwerkes, und selbst ein geübter Schütze. Er machte daher von der Einladung zu einer Jagdparthie Gebrauch, und verreiste mit einigen Freunden auf mehrere Tage. Die erwünschteste Witterung begünstigte die frohen Jäger durch zwei Tage. Am

dritten aber wurden sie [illegible] von einem Gewitter heimgesucht, und alles [illegible] durchnäßt nach Hause. Noch am [illegible] Carl sich unwohl. Es regnete die ganze Nacht hindurch und den folgenden Tag. Man wollte bessere Witterung abwarten, allein der stets gleich stark anhaltende Regen und der allenthalben dunkel umzogene Horizont gaben so wenig freundliche Hoffnung, daß man sich entschloß, die Jagd für dieses Mal ganz einzustellen. Am fünften Tage nach seiner Abreise kam Carl bei Regen und Wind in die Stadt zurück. Sein Unwohlseyn hatte sich zur wirklichen Krankheit gesteigert, wie es denn auch leicht einzusehen ist. Die dreitägige ungewohnte Anstrengung durch vieles und beschwerliches Gehen, die dabei unvermeidliche Erhitzung, die auf Jagden und unter freiem Himmel gewöhnliche kalte Küche, die Durchnässung und Verkühlung durch das Gewitter, und die Geringschätzung des sogleich darauf eingetretenen körperlichen Mißbehagens waren Ursache genug, um ein ausgebildetes Fieber zu erzeugen, welchem der — auch in der Stadt erst nach zwei Tagen gerufene — Arzt den Charakter eines rheumatisch-gastrischen beilegte und sogleich einen Grad von bedenklicher Höhe anwies. An thätiger und zärtlich besorgter Pflege fehlte es von keiner Seite, und hätte die Mutter Christinens Liebe nicht schon früher wahrgenommen, so wäre diese unglückliche Zeit allein hinreichend gewesen, jeden Zweifel darüber in die sprechendste Wahrheit zu verwandeln.

Ein kritiſcher Tag erſchien nach dem andern, aber die ſtrengſte Beobachtung gab kaum ein Wörtchen einer verläßlich heiteren Hoffnung. Von Tag zu Tag ſanken die Kräfte und das Fieber ließ bereits auch einen nervöſen Charakter erkennen, als die bekümmerte Mutter in der Abſicht einer Beruhigung auf mehrſeitige ärztliche Berathung antrug.

Das Conſilium war vorüber, aber die redlichen Ärzte konnten keinen anderen Troſt geben, als, daß die Lage des Kranken ſehr bedenklich, das Ende der hohen Gefahr zwar ſehr zweifelhaft doch nicht ganz ohne Hoffnung für glückliche Wendung ſey, daß man zwar alle Behelfe der Kunſt anwende um die Natur zu unterſtützen und zu lenken, übrigens aber immer abwarten müſſe, wie ſich dabei die Kräfte ihres Haushaltes fort und fort geſtalten würden.

Das war nun freilich ein Ausſpruch der mehr für das Grab als für das Leben ſtimmte, und leider eine nur zu wahre Profezie! denn, ſo innig auch die gewiſſenhafteſte Kunſt mit der ſorgfältigſten Pflege vereint war, ſo wenig entſprach der Gang der Krankheit all dieſen Bemühungen. Es erſchienen zwar an einem kritiſchen Tage einige neue Funken von Hoffnung, aber nur, um ſchnell und auf immer zu verglimmen. Carl hatte bereits den Troſt der Religion empfangen und ſchlummerte gleichgültig für Alles in ſtillen Delirien dahin. Vergebens ſuchten Mutter und Geliebte einige Beruhigung im Gebete,

vergebens war ihr Vertrauen auf die erfahrnen und theilnehmenden Ärzte. Jeder Morgen erschien ärmer an Hoffnung, jeder Abend reicher an Furcht.

Es war am 2. November, und der Morgen trübe und schweigend. Carl hatte die Nacht im stillen Delirio zugebracht und mehrmalen nach seiner Violine verlangt; die zitternden Hände schienen sie im Flockenlesen auf der Decke zu suchen.

Christine kam mit Tagesanbruch in das Zimmer; nach vier Nächten, die sie am Krankenlager des Geliebten durchwacht hatte, wünschte die Baronin dringend, daß sie die fünfte ausruhen möchte; sie war daher auf ihrem eigenen Zimmer geblieben, aber nur, um zu gehorchen, nicht um sich der Ruhe zu überlassen, die sie wohl auch nicht gefunden hätte. Denn, welche Liebe vermag solchen Schmerz, solche Unruhe und Bangigkeit von der Seele zu wälzen, so lange es möglich bleibt, ihre Herrschaft über den Körper geltend zu erhalten? Um Naturgesetzen zu trotzen kämpft der Wille mit dem letzten Funken seiner Kraft!

Stumm und sinnend setzt die Arme sich an Carl's Lager, allein — jeder Blick, jedes Wort bleibt unbeantwortet. Die Züge des Leidenden sind seit wenigen Stunden mächtig verändert; glanzlos das Auge, ausgetrocknet und zerklüftet die zitternde Zunge; der Zähne sonst so reiner Schmelz und der Lippen keuscher Purpur mit schmutzig-dunklem Schaume bedeckt; auf eingesunkenen

Wangen der umschriebene Anhauch glühender Röthe; kalte Schweißperlen auf der hohen Stirne, von feuchten Locken begränzt — welche Hoffnung spricht aus diesem Bilde? Woher schimmert des Trostes erhebender Strahl?

Auch Christine verstummt, ihre Blicke nach dem grauen Himmel gerichtet, drängen große Tropfen sich aus dem Auge, und jeder wird das Wort eines frommen Gebetes!

In diesem Momente demüthiger Gedankenarmuth tritt die Mutter ein, und zu gleicher Zeit fängt der Kranke an, unruhig zu werden: Sein Auge hebt sich und wird klar, der Blick lebhaft, das Roth der Wangen gewinnt an Höhe und Ausdehnung, die Sprache ist verständlich aber ohne Zusammenhang — plötzlich richtet er sich empor und verlangt seine Geige. Jeder Versuch zur Beschwichtigung ist ohne Erfolg, er besteht mit Ungestüm auf seinem Verlangen, und als man ihm noch nicht willfahren will, versucht er, aus dem Bette zu kommen; aber jede Anstrengung hiezu bleibt vergebens, seine Schwäche ist so groß, daß es keiner Gewalt bedarf, ihn zurück zu halten. Endlich bricht er in einen Strom von Thränen aus, und in einer hell sehenden Begeisterung, die auch seinen Muskeln Kraft verleiht, fleht er mit gefalteten Händen und durchdringend klagender Stimme um seine Geige. Man bringt sie, lächelnd küßt er Mutter und Geliebten die Hand, und auf die Frage, „Wie er sich fühle?" entgegnet er freundlich: Gut, liebe Mutter,

ſehr gut! ich muß nur meinem Kinchen ein Lied verſpielen, mit dem ich eher fertig werde." Er richtet ſich auf, aber die Hände zittern, kaum hält ſich die Geige an der wankenden Bruſt, und nur, wer das Lied ſchon früher kannte, vermag aus den abgebrochenen, taktloſen Tönen und Akkorden den

„Wanderer"

zu entziffern.

Alles dieſes dauert kaum zwei Minuten, und aus der einen Hand fällt der Bogen, die Geige aus der andern, und die Augen ſtarr nach den Umſtehenden gerichtet, ſinkt er lautlos auf ſein Lager zurück.

Dieſe Augenblicke klaren Bewußtſeyns waren der letzte Sieg der Seele über den Körper, der nach wenigen Augenblicken krampfhafter Zuckungen dem Staube anheim fiel, woraus er geboren.

Weder meine Feder, noch mein Gemüth ſind ſtark genug, den leidenden Zuſtand einer auf ſolche Weiſe verarmten Mutter und Geliebten mit Worten zu bezeichnen.

Die Troſtloſen verſuchten es, Ergebung und Erhebung einander zuzurufen; doch, welche Früchte werden Worte des Troſtes und Mitgefühles haben, wenn man ein Weſen verlor, für welches ſich die Verwandtſchaft, der reine Einklang nicht nur auf gleiche und entſprechende Gefühle gründet, ſondern auch auf zarte, innig harmoniſche Wechſelwirkung der Seelen, die längſt für jede Ewigkeit verſchwiſtert waren? Man hat mit einem ſolchen Weſen

einen Theil seines Lebens verloren, der, so lange man Mensch bleibt, nicht wieder ersetzt werden kann. — Die Zeit, sagt man, heile jede Wunde, und es ist wahr. Allein, welche Wunden sind es? Ich denke, nur solche, womit das rein menschliche Gefühl verletzt wurde; bei denen aber, welche zugleich auf dem Geiste lasten, liegt die vollkommene Heilung gewiß sehr oft außer aller Zeit. —

---

Wolkenleer schwebte das blaue Luftgezelt über der Erde, und des Herbstes kalter Hauch spielte mit gelben Kastanienblättern, als die Sonne den stillen Friedhof beschien, in welchem an Carl's frischem Grabe die Seile bereitet lagen, um mit dem Sarge seine jugendliche Leiche zu umarmen. Nur des Tages früher Morgen, der Mutter und Geliebte noch allein fand, konnte ihnen den herzzerreißenden Abschied gestatten, bei welchen sie von Verwandten und Freunden überrascht wurden. Man führte sie mit Gewalt von dem geliebten Todten. — Christine wollte allein seyn und ging auf ihr Zimmer. Eine Locke ihres Lieblings, welche sie für einen Kranz aus Herbstblumen eingetauscht hatte, und ihr letzter Kuß auf seine kalte Stirne, das war in diesen furchtbaren Augenblicken Alles, woran ihre nichts sagenden Gedanken hingen. Ihr Schmerz kannte nicht die Wohlthat der Thränen, bis sie an's offene Fenster trat, aus welchem im verlassnen Garten der eigenthümlich stille, und wehmüthig fesselnde Zauber des Herbstes ausgebreitet zu erblicken war. —

Fahle Blätter sah sie auf leeren Blumenbetten verstreut, am Geländer der licht gewordenen Laube hingen im dunkelblauen Gewande noch einzelne Trauben, deren Blut an der Sonne sich wärmte; am weißen Birkenstamme zirpte die Meise und der einsam muntere Schneekönig schlüpfte durch entlaubte Hecken; von der Ebereſche schimmerten die rothen Corallen der Doldentraube durch dunkle Tannen, und hie und da hing vergessen des Fruchtbaums goldner Segen; vom frisch gebliebenen Grasboden lächelten im Thaue die Spätrosen, und freundlich blickten Astern und Georginen mit ihren großen Augen auf Christinens bleiches Angesicht — da gab der Himmel ihr Thränen — und auf that sich die hohe Flügelthüre ihres Zimmers.

Ach! wäre Carl ihr erschienen, mit welcher überschwenglichen Liebe, in welchem göttlichen Glücke wäre sie ihm entgegen getreten! Er war es nicht. Ruhig lag der Sterbliche im Eichensarge, der Unsterbliche wanderte auf unbekannten Wegen.

Ein Brief war es, der ihre Thränen auffing um sie wieder zu trocknen.

Ein Brief? Woher? und welchen Inhaltes?

Christine erkannte in der Addresse die Hand ihres Onkels, öffnete, las, und sank in sich zusammen. —

Lassen wir die Arme auf ihrem Bette, wohin man sie gebracht, und wenden wir uns in ihre Heimath, zu dem Grabe ihres unglücklichen, innig geliebten Bruders.

Der Inhalt dieses Schreibens bestand nämlich in der

Nachricht, daß Christinens Bruder, der als Forstmann bereits einer königl. Anstellung sich erfreute, in Ausübung seiner Dienstpflicht von Wildschützen erschossen worden sey. —

Der Abend dämmerte und Carl's Leiche war bereits aus dem Hause, als Christine völlig wieder zur Besinnung gekommen schien. Sie sah Mutter und Arzt ihres Geliebten am Bette; allein, was man auch zu ihr sprach, es blieb ohne Entgegnung. Das Thränen verlassene Auge hing starr an der blauen Decke des Zimmers, als wollte es dort Gestirne und Himmel entdecken, wo ihre heimgegangenen Lieben weilen.

Die Abspannung aller ihrer Kräfte war zu bedeutend, die Natur kämpfte um ihre Rechte, und Christine entschlummerte, um erst spät am nächsten Morgen zu erwachen. Der Arzt war schon hier gewesen und das Zimmer nun zufällig auf wenige Minuten leer. Sie stand auf, fühlte sich stark, kleidete sich schnell und leicht an, und kam unbemerkt aus ihren Zimmer, welches zwei Ausgänge hatte. Eben so ungestört eilte sie über die Treppe und aus dem Hause. Sie hatte nichts mitgenommen als ein Gebetbuch. Mit diesem ging sie der Donau zu, entschlossen, in derselben ihr Grab zu suchen.

Als sie schon die zweite Gasse durchschritt, drangen ihr plötzlich aus geöffneten Fenstern eines Hauses vertraute Töne in's Ohr. Sie lauschte unwillkührlich, und erkannte sogleich Schubert's:

„Wanderer."

Wie ihr eigentlich geſchah, daß ſie aus dem Bette auf die Gaſſe und zu dem Vorſatze kam, einen Selbſtmord zu begehen, iſt ihr nie klar geworden, aber von dem Augenblicke an, als die bekannten Klänge ſie überraſchten, war ſie wie aus einem Traume erwacht. Ihr erſtes Gefühl war das Zittern einer unnennbaren Angſt, mit der ſie wie gelähmt und von einem Schauer übergoſſen auf der Gaſſe ſtand. Dieſem Gefühle verſchmolz ſich alſobald eine Gluth und Freude, welche den ganzen Körper ihr durchdrang, und mit ſo wohlthätigen Thränen beglückte, daß ihr jede Note der ſingenden Stimme, jeder Akkord des Pianoforte ein göttlich tröſtendes Wort aus ewigen Welten klang.

War es anders möglich bey ſolchen Erinnerungen, wie ihre fromme Seele mit dieſem Liede verband? Es war ja die Mutter der bedeutungsvollſten Momente ihres Lebens. Der erſte Kuß ihrer zarten Liebe mit Carl hat weinend ſich aus dieſen Klängen gewunden und mit ihm der heilige Schwur, ſich gegenſeitig ein treues Eigenthum zu ſeyn in Luſt und Leid.

Es war alſo die Mutter eines neuen, eines beglückend blühenden Lebens.

Es war die Sprache des letzten Grußes, den in gebrochnen Saitentönen ihr Liebling mit ſeiner Seele verhaucht, als wollte er die Mahnung hinterlaſſen, daß ſie nie des harmoniſchen Zuſammenklanges vergeſſe, der mit dem erſten Kuße ihre Weſen verſchwiſtert für jede Zeit.

Es war also der Herold des Todes mit dem Blicke der Hoffnung für ein erkennendes Wiedersehen!

Es war ein Engel der Vorsehung, gesendet, um der Unglücklichen die Nacht eines Traumes zu erleuchten, mit welchem sie auf dem Wege war, als Selbstmörderin in den Wellen zu versinken.

Es war also der Retter eines Lebens, dem Unglück und Schmerz eine vernichtende Seelenstörung auflud, und das würdig war, gerettet zu werden.

Und was wird es bleiben? Bleiben wird es das unveräußerliche Kleinod, mit dem die Gerettete die Inhalt reichsten Erinnerungen aus ihrem Leben entwickelt, mit dem sie für den Verfasser eine Dankbarkeit bewahrt, deren kindliche Frömmigkeit nur einem solchen Wesen eigen seyn kann, das eben so reich an wahrer Bildung und zarten Gefühlen ist, wie Christine. —

Als die letzten Klänge des Liedes verhallten, eilte sie in eine nahe Kirche, und von da nach Hause. Man hatte sie hier mit besorgter Ängstlichkeit vermißt, und bereits allenthalben suchen lassen. Als sie aber mit ruhiger Miene eintrat und erzählte, daß sie sich wohl befinde und nur in der Kirche gewesen sey, wurde der ganze Vorfall nicht weiter besprochen, und selbst der Baronin hat sie nie etwas Näheres hierüber mitgetheilt.

Gegen Abend fühlte sich Christine unwohl, begab sich auf ärztlichen Rath früher zu Bette, und wurde durch leichte Fieberbewegungen einige Tage in demselben

zurückgehalten. Sie kam nicht mehr aus dem Hause ihrer freundschaftlichen Gebieterin, welcher sie immer mehr zum Bedürfnisse wurde, und von der sie sich wie eine Tochter geliebt und behandelt sah. Nach zwei Jahren folgte die Mutter ihrem Sohne in das Grab, und Christine wurde in Folge eines legalen Testamentes die vorzüglichste Erbin des bedeutenden Vermögens ihrer mütterlichen Freundin.

Durch diese Wendung ihres Geschickes war ihre Unabhängigkeit begründet, welche sie bewog, in ihre unvergeßne Heimath zurück zu kehren. Ihre Verwandten hatten seit längerer Zeit eine veränderte Sprache angenommen, und schienen die frühere Barschheit mit gemüthlicher Liebe gut machen zu wollen.

Christine hatte Alles für die Heimreise, welche sie nach zwei Tagen antrat, vorbereitet.

Ihr Besuch bei Schubert's Grabe war der letzte Gruß eines Dankes, den sie ihm unmittelbar in seiner Heimath darbrachte. Alle seine bis zu jener Zeit erschienenen Lieder hatte sie an sich gekauft und das für sie schönste und theuerste, einmal roth, einmal schwarz und einmal blau gebunden in einem besondern Umschlage verwahrt.

Als ich fragte, ob sie auch von Carl und seiner Mutter schon Abschied genommen habe, antwortete sie: „Noch nicht, aber morgen." Meine Bitte, sie auf jenen Kirchhof begleiten zu dürfen, gewährte sie nicht; sie woll-

te allein seyn auf diesem schweren Gange, und ich glaubte ihre Zartheit zu achten, indem ich nicht weiter in sie drang. Für meine heutige Begleitung dankte sie mit dem Beisatze, jedes Mal auch ihren Gruß mitzubringen, so oft ich Schubert's Epithaphium sehen würde.

Meine Trennung von ihr war ein brüderlicher Schmerz, und ich froh, daß es völlig Nacht geworden war, als ich ihr mit Herz und Seele Glück auf die Reise und ein freundliches Leben wünschte, denn meine aufrichtige Theilnahme an so vielen und ergreiffenden Bitterkeiten ihres jungen Lebens hatte meine Augen mit Thränen gefüllt.

Und so leb denn wohl in weiter Ferne, sinniges Mädchen! lebe glücklicher bei den ländlichen Reichthümern deiner Heimath, als im Glanze einer lärmenden Hauptstadt, aus der du nichts gerettet, als deine Tugend und das Andenken an ein im Auftauchen versunkenes Glück.

Und du, des Vaterlandes glücklicher Sänger, schlafe in Frieden! Leicht sey dir die Scholle, leicht die kalte Decke von Stein! Hättest du auch nie noch einen Triumph gefeiert in deinen Liedern, so würde Christine allein die Schöpferin deines unsterblichen Ruhmes seyn. Ein Leben, das du gerettet, und die Thränen eines solchen Dankes sprechen wohl mehr und gültiger, als homerische Lorbern oder die Felsen Amphions!

# Fliegende Blätter

von Johann N. Vogl.

## 1.

Neigte ſich die Sonne nieder
Mit dem Antlitz, mit dem klaren,
Löſ'te mit den roſ'gen Fingern
Ihren Knäul von gold'nen Haaren.

Und die Haare rollten nieder
Und ſie rollten immer weiter,
Und ſo ward ein jedes Härchen
Bald zur gold'nen Himmelsleiter.

Und die muntern Lerchen ſtiegen
An den Leitern auf und nieder
Holten eilig ſich vom Himmel
All' die wunderbaren Lieder.

2.

Es hat der Herr ſtatt eitlen Guts
Gegeben mir den Sang
D'rum will ich ſingen frohen Muths
Mein ganzes Lebenlang.

Mein Lehrer ſoll der Vogel ſeyn
Deß' Lied im Wald erklingt,
Denn ihm auch gab's kein and'rer ein
Zu ſingen wie er ſingt.

Ihn freut's, was ihm der Herr beſchied,
Doch dünkt er ſich nicht viel
Und achtet's nicht ob auch ſein Lied
Juſt manchem nicht gefiel.

D'rum, wird dafür mir auch kein Lob,
Will ich doch thu'n wie er,
Iſt mir im Lenz doch ſtets als ob
Auch ich ein Vogel wär'.

3.

Vogel iſt mein alter Freund
Und ich bin der ſeine,
Wenn die Maienſonne ſcheint
Wohnen wir im Haine.

Vogel wird nicht ſingensmatt
Auf dem Baume droben,
Und was er geſungen hat
Mußt's noch immer loben.

Sing' auch oft von mir ihm vor
Was Apoll beſchieden,
Und er leiht mir ſtets ſein Ohr
Scheint damit zufrieden.

Solche Freundſchaft, ach wie lang'
Ward ſie nicht geſehen,
Einer hört des andern Sang
Ohne d'rauf zu ſchmähen!

## 4.

Jetzt ſingen zuſammen.
Der Vogel und ich,
Der Vogel im Zweigig,
Im Graſe ſing' ich.

Er ſingt wie im Neſtchen
So ſelig ihm ſey,
Ich ſing' von den Winden
So flüchtig und frei.

Er ſingt von den Jägern
Von Garn und von Blei,
Ich ſing' von den Wellen
So rüſtig und frei.

Er ſinget und preiſet
Sein Glück und den Mai,
Ich ſinge und preiſe
Was fröhlich und frei.

5.

Der Vogel auf dem Zweige
Von einer Roſe ſang,
Die ſah er blühn im Walde,
Wohl iſt's viel Jahre lang.

Da ſang auch ich von Einer
Verlockt aus gleichem Drang,
Die ich einſt blühend ſchaute
Wohl iſt's viel Jahre lang'.

Er ſang von ſüſſen Düften
Die ihm die Roſe both,
Von ihrer Blätter Grüne
Von ihrer Wangen Roth.

Ich ſang von ihren Augen,
Ich ſang von ihrem Gruß,
Ich ſang von ihrem Lächeln
Von ihrem ſüßen Kuß.

D'rauf ſang er, wie die Blätter
Ein Sturm ihr wild zerrieß,
D'rauf ſang ich, wie ich weinend
Für immer ſie verließ.

Dann ſang — nicht doch, dann ſchwiegen
Wir beide, ich und er,
Ich warf in's Gras mich nieder
Und weinte da noch ſehr.

## 6.

Stand einſt unter einem Baume
Noch als Knab' von Luſt erglüht,
Denn hoch über mir im Wipfel
Sang die Nachtigall ihr Lied.

Und ich horchte auf die Klänge
Die des ſüſſen Wohllautes voll
Bis vor ſeliger Entzückung
Mir's im Buſen überquoll.

Viel der Jahre ſind entſchwunden
Seit ich ſo von Luſt berauſcht,
Auf die Nachtigall im Wipfel
Als ein frohes Kind gelauſcht.

Vieles, d'ran ich heiß gehangen
Hat ſeitdem die Zeit geraubt,
Und ſo manches iſt erſtorben
D'ran ich als ein Kind geglaubt.

Aber flötet in dem Wipfel
Wieder jetzt die Nachtigall,
Muß ich ſtille ſteh'n und lauſchen
Auf den ſüſſen Liederſchall.

Und die Augen muß ich ſchließen:
Feſtzuhalten meinen Traum,
Denn mich dünkt, ich ſtünd' als Knabe
Wieder unter jenem Baum.

## 7.

Hab' das Vöglein oft belauſcht
In den grünen Zweigen
Und das Lied iſt nicht verrauſcht,
Nein, es iſt mein eigen.

Vöglein ſang: was ſorgſt du viel
Nichtig iſt dein Streben,
Eh du's ahn'ſt biſt du am Ziel
Von dem flücht'gen Leben.

Thöricht iſt, wer viel ſich müht
Nach der Erde Schätzen,
Schau wie's draußen ſchallt und blüht,
Wird dich mehr ergötzen.

Frohſinn kommt mit wenig aus
Heute ſo wie morgen,
Wo Genügſamkeit im Haus
Braucht's kein großes Sorgen.

Mach' es, wie's das Vöglein thut,
Das da fröhlich ſinget,
Wiſſe, daß zu vieles Gut
Stets den Frohſinn zwinget.

Vöglein hat mich recht belehrt
Will nach Gold nicht ſtreben,
Vieler Sorgen iſt nicht werth
Solch ein kurzes Leben.

8.

Ich möcht's in Noten ſetzen
Was Fink und Lerche ſingt,
Wenn er am Aſt ſich wieget
Wenn ſie empor ſich ſchwingt.

Ich möcht's in Noten ſetzen
Gerade ſo wie's iſt,
Und möcht' es drucken laſſen
Noch in der ſchnellſten Friſt.

Möcht's gratis dann vertheilen,
Nicht fragen wem und wo,
Es würden manche Trübe
Davon wohl wieder froh.

9.

Vöglein mag Geſellſchaft gern
Auf der grünen Haid',
Hat mir d'rum auch anvertraut
All ſein Luſt und Leid.

Sagt: daß Großpapa nur ſitzt
Stets auf der Kapell'
Weil ihn läßt ſein kranker Fuß
Nimmer von der Stell'.

Sagt: daß unerträglich ihm
Tante Älster ſey,
Weil an Zank und Zwiſt und Schuld
Ihre Plauderei.

Sagt: daß Mütterchen für's Haus
Sorgen müß' allein,
Und die kleinen Schweſtern nur
Schlafen oder ſchrei'n.

Sagt: daß Nachbar Wiedehopf
Immer ſchmält und flucht,
Stets an ihrem Tiſche frißt
Und doch Zank nur ſucht.

Sagt: daß noch vom Stehlen nicht
Bruder Sperling läßt,
Und die Baſe Amſel ſtets
Lieg 'in ihrem Neſt.

Sagt: wie Schwager Zeiſig längſt
Säß' in Haft und Noth,
Ach und daß den Vetter Fink
Schoß ein Jäger tod.

Vieles hat mir noch erzählt
Vöglein dazumal,
Von Herrn Specht und von Herrn Goll,
Und der Nachtigall.

Und wie alles ich bedacht
Fand ich denn heraus:
Mit den Anverwandten ſey's
Doch zumeiſt ein Graus!

## 10.

Ich lieb's ſo ſehr zu liegen
Umblüht vom wald'gen Raum,
Wenn ſich die Vöglein wiegen
Hoch über mir im Baum.

Wenn ihre Lieder ſchallen
So ſilberhell und rein,
Wenn lichte Wölkchen wallen
Im roſ'gen Abendſchein.

Welch' ſel'ges Selbſtgenügen,
Wie fern' ſo Harm als Noth,
Ach, daß in ſolchem Liegen
Mich küßte einſt der Tod.

## 11.

Ein Adler ſitzt in ſeinem Horſt
Auf naktem Felsgeſtein,
Der träumt von einem grünen Forſt
Voll Duft und Sonnenſchein.

Einſt zog er durch das nied're Thal
Dahin im ſtolzen Flug,
Als eben dort die Nachtigall
Im luf'gen Wipfel ſchlug.

Und wie ihn jetzt auf ſeiner Höh'
Umpurpurt auch der Strahl,
Träumt er doch ſtets mit ſüſſem Weh'
Von jener Nachtigall.

## 12.

Willſt du einen Vogel haben,
Liebchen, der im Käfig ſingt,
Nimm mich hin, den frohen Knaben
Der ſein liebend Herz dir bringt.

Willſt du einen Zeiſig haben
Oder etwa einen Fink,
Sieh, in mir ſind leider Gaben,
Bin wie ſie ſo friſch und flink.

Haſt du lieber eine Maiſe
Die dir aus den Händen frißt,
Will ich gern auch ſolcher Weiſe
Thu'n, wenn du mir Herrin biſt.

Willſt du eine Älſter haben
Die gelehrig zu dir ſpricht,
Sollſt du wahrlich d'ran dich laben
Wie ich üb' an dir die Pflicht.

Willſt du eine Filomele?
Schwärmen kann ich ganz gleich ihr,
Und die Lieder meiner Kehle
Alle, alle weih' ich dir.

Willſt du eine Lerche haben
Sieh, gleich ihr ſteig' ich empor,
Schwebe, dichteriſch erhaben,
Über dem gemeinen Chor.

Willſt du, wie ich bin mich haben
Nun, ſo ſchließ mich immer ein,
Aber laß, mir armen Knaben,
Nur dein Herz ein Käfig ſeyn.

## 13.

Nur umrauſcht von grünen Blättern
Läßt die Nachtigall mit Luſt
Ihre Silbertöne ſchmettern
Aus der freien Sängerbruſt.

Nur im warmen Strahl der Sonne
Schwingt die Lerche ſich hinan,
Stimmt berauſcht von hoher Wonne
Ihre Jubelhymnen an.

Nur umwogt von grünen Wellen
Wo kein Aug' ſie finden mag,
Läßt die munt're Wachtel gellen
Freudig ihren lauten Schlag.

Doch der Menſch, der Freund der Klänge
Sperrt ſie, lachend ihrer Pein,
In des Käfigs Kerkerenge
Hinter feſten Stäben ein.

Horcht dann freudig ihren Klagen
Ihrem leiſen Schmerzgeſtöhn
Und — entzückt hört man ihn ſagen:
„Ei, wie ſingt der Vogel ſchön."

## 14.

Weißt Vöglein du, warum der Tag
So heiter uns verſtreicht,
Warum es g'rade uns der Herr
Vor Vielen macht ſo leicht?

Warum uns noch kein Harm, kein Leid,
Den muntern Sinn bezwang,
Warum wir jeden Erdenſchmerz
Verſchmerzen ob dem Sang?

Das macht: weil er ſo dich als mich
Zum Herold hat beſtellt,
Daß wir ihn preiſen froh und frei
Im Lied vor aller Welt!

## 15.

Wenn ein kalter Wind aus Norden
Sauſend durch die Blätter zieht
Flüchtet nach dem wärmer'n Süden
Sich das Vöglein mit dem Lied.

Könnte doch nur auch der Dichter,
Daß nichts Schlimmres ihm geſchieht
Sich vor jedem froſt'gen Herzen
Flüchten ſtets mit ſeinem Lied.

## 16.

Wie nur füllt mit Wehmuth wieder
Mich der munt're ſüſſe Schall,
Vöglein, ſing'ſt du deine Lieder
Mir vielleicht zum letzten Mal?

Sieh, es kommt der Herbſt gezogen
Und der Vogler lauſcht im Thal,
Vöglein, ſey mir heut' gewogen,
s' iſt vielleicht das letzte Mal.

Sing' da du noch frei von Banden
Alles, alles ohne Wahl,
Denk': zwei frohe Herzen fanden
Sich vielleicht zum letzten Mal.

# Giulietta Amieri.

## Novelle

von Franz Fitzinger.

### 1.

Hellleuchtende Blitze durchzuckten eine, zum Ersticken schwüle Augustnacht des für Italien so verderblichen Jahres 1348. Die Pest, welche auch in dem schönen Florenz wüthete, hatte des Procurators Pietro Amieri liebliche Tochter Giulietta mit ihrem Gifthauche berührt, und sie, die erst seit Kurzem mit dem Obristen Guielmo Ferretti Vermählte, zum tiefsten Leidwesen der Ältern und des Gatten, zu den stillen Bewohnern der Grabgewölbe versammelt. Ein Gebetbuch in der Rechten, saß Donna Maria, die gebeugte Mutter Giuliettens im Schlafgemache der einsamen Wohnung, und suchte jenen Trost in der Religion, welchen ihr die Vernunft nicht mehr zu gewähren vermochte, doch bittere Thränen floßen häufig auf die heiligen Gesänge nieder.

An der weinenden Gattin Seite stand Pietro, und sprach ihr von Zeit zu Zeit Worte des Trostes zu, wäh-

rend er unverwandt nach dem tiefschwarzen Himmel hinaus blickte. Seufzer des Schmerzes hoben sich aus dem Busen Beider empor, und nur diese, und das eintönige Picken einer großen Pendeluhr, unterbrachen die Todtenstille, welche jedes Mal das Aufhören des Donners zurückließ.

Nun entluden sich die Wolken ihrer Last, und schleuderten den Regen in Strömen an die Scheiben der hohen Fenster, daß sie klirrten.

„Ist es doch, als ob der Himmel nach langem Schmerze sich in Thränenbäche auflösen wollte", sagte Pietro mit klangloser Stimme; „Ach! mir ist das nicht vergönnt! Die schweren Wetterwolken, die auf meiner Seele lasten, vermögen keine Zähre aufzubringen!" —

„Als sie diesen Morgen unsere Einzige zur Gruft trugen, war auch mir dieses traurige Labsal noch versagt", entgegnete Donna Maria nach langer Pause, den reichen Quell der Augen trocknend.

Amieri raffte seinen Geist auf, um ihn mit Gewalt von den Begebnissen des jüngst entschwundenen Tages abzuziehen, und indem er mit liebevoller Theilnahme ihre Hand faßte, und sie sanft an seine Brust drückte, sagte er.

„Maria, laß uns stärker seyn als das Unglück, und Trost in dem unerbittlichen Geschicke suchen, welches ja so vielen Tausenden in dieser Schreckenszeit mit ehernen Schritten nahte. — Es ist der Wille des Höchsten, und wir sind Christen. Giulietta athmet wieder in jenen

seligen Gefilden, wo keine Seuche hindringt, wo kein Tod mehr ist — und wer weis, ob nicht die nächste Zukunft, der nächste Tag, die nächste Stunde uns dahin beruft, wo all die abgeschiedenen Lieben unſ'res Wiedersehens harren."

Seine Worte, aus dem innersten Gemüthe gesprochen, schienen die Schwerbeklommene aufzurichten.

„Ach! Giulietta"! seufzte sie, „wie gerne folgt' ich dir in die stille Ruhe deines nunmehrigen Vaterhauses!" — sie schwieg hierauf, als ob sie sich besänne, dann begann sie plötzlich mit erhöhter Stimme: „Pietro! wenn unsere Tochter wiederkehrte, körperlos, ätherisch, aber mit ihren theueren süßen Zügen, würden wir zurückschrecken vor dem Anblicke des geliebten Kindes?"

„Wie kommt dir der Gedanke, Mutter?" fragte Amieri betroffen. „Im Übrigen", fuhr er fort, „dächte ich nicht, daß uns der Geist eines geliebten Wesens mit Schauder erfüllen sollte." — Der Gattin Blick schien seinen Glauben zu theilen, und haftete fest auf den Finsternissen vor dem hohen Bogenfenster, welche durch die Erleuchtung des Gemaches nur noch tiefer und unheimlicher wurden." Wenn ich so in den schwarzumflorten Nachthimmel hinaussehe, dünkt mich jeden Augenblick ihr Angesicht durch diese Trauerschleier herabzulächeln, und zu rufen: Vater! Mutter! weinet nicht um mich, denn seht, mir ist wohl!" — Ein ungewöhnlich heller Blitz durchzuckte bei diesen Worten das Gemach, und umgoß, wie mit

einer Glorie von Feuerglanz eine, in weiße Grabgewänder gehüllte Geſtalt, die mit hocherhobenen, flehenden Händen auf dem Corridor vor der Glasthüre ſtand, und ſich gegen die erſchrockenen Gatten zu bewegen ſchien.

„Jeſus!" ſchrie Donna Maria auf vor Entſetzen, und ſonſt keinen Laut vermochte die, von Angſt gefeſſelte Zunge hervorzubringen. Unwillkührlich zeigte ihre ausgeſtreckte Rechte nach der Erſcheinung. Ähnliche Empfindungen durchſchauerten ihren Gatten, als auch er das Geſpenſt erblickte. „Giuliettа!!" hauchte ſeine bebende Lippe hin. — Das Geſpenſt aber befühlte die Kryſtallſcheiben der Thüre, als ſuchte es das Hinderniß wegzuräumen, welches ihm den Eintritt wehrte.

„Vater! Mutter!" rief es nun mit kläglicher Stimme, doch war es ebendieſelbe wohlbekannte ſüße Stimme, welche in Giuliettens Leben ſo oft und frohbewegend an der Ältern Herz klang.

„Vater! Mutter! laßt mich ein! O! um alle Heiligen laſſet mich ein!" rief es wieder, und rang die gefalteten Hände.

Aber unfähig auch nur einen Schritt zu thun, drückten ſich, von nie gefühlter Bangigkeit ergriffen, die Ältern an die entfernteſte Wand des Zimmers. Gefaßter, hielt Pietro die bebende Gattin umſchlungen, unverwandt nach der Erſcheinung hinſtarrend, und Donna Maria verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

„O meine Ältern!" flehte die todte Giuliettа noch

beweglicher, „ich lebe ja, ich bin euch nicht gestorben!" — — Ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sank Maria an Pietro's Seite nieder, der, alle Kraft seines männlichen Geistes sammelnd, die Betäubte erhob, und nach den Polstern ihres Sophas hintrug. Als er aber den unsichern Blick wieder nach der Pforte wendete, war es dunkel wie zuvor, und die Gestalt verschwunden.

---

2.

Nach einer fieberhaft durchwachten Nacht blickten beide Gatten etwas freier athmend, dem tröstenden Morgenstrahle entgegen, der die hohen Kuppeln des prächtigen Florenz mit reinstem Golde überzog. Heiterer war wohl kaum ein Morgen über Toskana's Fluren aufgegangen; dennoch vermochte sein beruhigendes Licht nicht völlig die Wolke der Beklommenheit, der Schwermuth, von ihren Seelen zu bannen. Es war ihnen, als ob der Tag das Bewußtseyn ihrer Sinne Lügen strafen wollte, ihnen als Traum erscheinen zu lassen, was sie mit nur allzuwachen Sinnen schaudernd erlebten.

Donna Maria hatte den großen Vorhang vor der Glasthüre zugezogen, und warf in kurzen Zwischenräumen ängstliche, unsichere Blicke darauf. Jedes Lüftchen das ihn bewegte, machte ihr Herz von Neuem pochen. Heftig bebte es zusammen, als sie Schritte schallen hörte, noch mehr, als die Thüre sich öffnete.

Doch hereintrat Gulielmo, der Gatte der Hingeschiedenen, mit verstörtem Antlitz und hastigem Schritte.

Betroffen ſahen ihn die Schwiegerältern an, erſtaunt betrachtete der Eidam die blaßen Züge derjenigen, deren Gegenwart ſeine eigene innere Aufregung beruhigen ſollte.

„Ach Gulielmo!" ſeufzte Donna Maria, „wenn ihr wüßtet" —

„Und was?" fiel ihr der Gefragte ſchnell „in die Rede."

„Unſer Kind, eure Gattin" —

„So wiſſet ihr ſchon?"

„Ihr Geiſt erſchien uns in abgewichener Mitternacht."

„Herr des Himmels! auch mir, auch mir!" rief Gulielmo, die Hände zuſammenſchlagend aus.

„Wehe! was mag ſie doch verſchuldet haben, daß ſie der Ruhe des Grabes entbehrt," klagte die Mutter weinend. —

„So habt ihr ſie auch geſehen, in dieſer fürchterlichen Nacht? fragte Gulielmo wieder."

„Haben ſie geſehen", entgegnete der Vater, „ach! ganz dieſelbe, wie ſie im Leben unter uns gewandelt."

Gulielmo ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte er mit geſunkener Stimme:

„Höchſt wunderbar und ſchrecklich! und ſie bat und flehte, und Ihr habt ſie nicht aufgenommen?"

„Aufgenommen? ſo hat ſie dieß auch von Euch verlangt?" —

„Wer mag Geſpenſter beherbergen", ſchloß Gulielmo die quälende Unterredung, und warf ſich neben die

Gefährten ſeines Trübſinns auf einen der Sitze, das Geſicht verhüllend.

„Gulielmo!" — faßte nach langer Pauſe allgemeinen düſteren Hinbrütens der Vater das Geſpräch wieder auf;" wenn Giuliettens Geiſt uns noch einmal erſcheinen ſollte, laßt uns ein Herz faſſen, ſie befragen und beſchwören, uns das Mittel zu nennen, welches ihrem Staube die Ruhe der Verſtorbenen wiedergeben könnte. Sohn verſprecht ihr mir, es zu thun?"

„Ich will es thun, doch gewährt mir, an Eurer Seite die erſten Nächte hinzubringen. Es iſt nicht Furcht, was mich zu dem Begehren treibt, es iſt allein der Wunſch, vereint mit Euch die Sühnung des wandelnden Schattens meiner armen Giulietta zu verſuchen."

„Wir erwarten mit leichterem Herzen die heutige Nacht in eurer Geſellſchaft, erwiederte Donna Maria, doch fühle ich heftige Begierde an ihren Sarg zu treten, ihn mit neuen Blumen zu beſtreuen, und wo möglich Ruhe vom Himmel für ſie zu erflehen."

„Wo denkt Ihr hin?" ſagte Amieri, „wiſſet Ihr nicht, daß man jene gifthauchenden Grabgewölbe, das letzte Aſyl der Seuche, Jedermann unzugänglich gemacht hat?

„Nun ſo will ich wenigſtens in der Kapelle nebenan die Opfer des Glaubens auf den Altar des Herrn niederlegen", entgegnete ſie mit dem Tone frommer Zuverſicht, und erhob ſich, um den traurigen Gang wirklich anzutreten.

Ein hereineilender Diener des Hauſes unterbrach das Geſpräch der beiden Männer, welches ſie, immer wieder auf Giuliettens Erſcheinung zurückkommend, fortzuſpinnen im Begriffe waren. Er war faſt athemlos, und es währte lange, ehe er auf die, von ſeinen Gebietern geſtellten Fragen Antwort geben konnte. Endlich rief er, oder ſtieß vielmehr heraus die Worte:

„Ich habe ſie geſehen!"

„Um Gotteswillen, Wen? beſtürmten ihn alle Drey.

„Die — die Verſtorbene, Donna Giulietta."

„Heiliger Gott! ſo wandelt denn ihr Geiſt von Gemach zu Gemach? —"

„Nimmermehr ihr Geiſt" berichtigte der Diener.

„Was ſagſt du?"

„Sie ſelbſt, ſie ſelbſt, ja gewiß und wahrhaftig!"

„Du täuſchteſt dich, auch wir vermeinten ſie vor uns zu ſehen, wie ſie leibte und lebte" riefen die Andern wieder, wie mit einem Munde.

„Nein, nein" beharrte der Diener auf ſeiner Äußerung;" ich habe ſie geſehen mit dieſen meinen Augen, — noch ſind es nicht zwanzig Minuten, — wie ſie neben dem Marcheſe Torci im Reiſewagen ſaß, bleich und todtenähnlich, aber ſchön wie immer, und wie die Karoſſe eiligſt gegen die Straße von Arrezzo hinraſſelte. — Alle ſtanden wie verſteinert.

3.

Dalmatien gehörte zu jenen glücklichen Ländern, wohin der Todeshauch der Peſtſeuche nicht gedrungen war. Voll Gedanken über dieſe, und das von ihr verwüſtete Italien ſtand Cornelio Amieri, der ältere Bruder des Florentiniſchen Procurators, und angeſehenſte Kaufherr Dalmatiens, mit verſchränkten Armen an eine Mauer gelehnt, im Hafen von Zara, und blickte unverwandt auf die ſpiegelglatte, von Inſelgruppen eingeſchränkte See hinüber, die Ankunft eines Schiffes aus der Levante erwartend. Da bemerkte er, daß vom Lazarethe her, wo man damals die neuangelangten Reiſenden Contumaz halten ließ, eine Barke ſich gegen den Hafen zu bewegte.

„Vielleicht wieder Ankömmlinge aus Italien, die unter unſeren Bergen und Felſen Schutz ſuchen," dachte er, und betrachtete neugierig das Fahrzeug, welches vom günſtigen Nordweſt getrieben, und von ſchnellen Rudern gefördert, dem Strande immer näher und näher kam. —

Nun konnte es landen, und die Paſſagiere, zwei Männer und zwei Frauenzimmer, von welchen das eine Paar zum Dienſte des andern beſtimmt ſchien, ſtiegen ans Land.

Es war eine ſchöne junge Dame, von höchſt reizendem, nur etwas kränklichem Ausſehen, die ein dunkelgelockter Mann, von ungefähr 24 Jahren am Arme führte, und ſorgſam über die Steine des Ufers leitete, während Diener einiges Gepäcke aus der Barke ſchafften,

und es ihren Gebietern nachtrugen. Sie waren Cornelio näher gekommen, und als dieſer in das blaße Geſicht der Dame ſah, rief er mit lauter Stimme: „Iſt's möglich Ihr ſeyd es, Ihr Giulietta?" —

„Ich bin es guter Oheim", ſagte die Erkannte mit etwas unſicherem Tone, und hoffe, daß Ihr uns die Aufnahme in euerem Hauſe nicht verweigern werdet. Ich preiſe den Zufall", fuhr ſie nach Beendigung der Begrüßungen des Wiederſehens fort", — der uns Euch finden ließ, noch ehe wir Euch aufſuchen konnten. Dieſer Mann der Marcheſe Tebaldo Torci iſt mein Lebensretter, wie Ihr, wofern ihr meinen Worten ein geneigtes Ohr gönnen wollt, bald erfahren werdet, und als ich" —

„Und euer Gemahl?" unterbrach ſie der Oheim mit erſtauntem Blicke.

„Und eure Ältern?" ſetzte er mit ernſter Betonnung hinzu. „Ihr werdet Alles, Alles erfahren theurer Oheim", entgegnete Giulietta leiſe, ſein erſtes Erſtaunen zu beſchwichtigen, und bat inſtändig, ihr und ihrem Begleiter, die, für Gäſte beſtimmten Zimmer anweiſen zu laſſen, da beide von der Reiſe, und den Unbequemlichkeiten im Lazarethe ſehr ermüdet ſeyen.

Amieri vergaß über der unerwarteten Begebenheit ganz, daß er ein Schiff aus der Levante erwarten wollte, und führte ſeine Nichte und den Fremden nach ſeiner, unfern dem Hafen gelegenen, weitläufigen Behauſung, wo er alſogleich der Nichte mit ihrer Magd, ein Zimmer in

ſeiner Nähe, dem Marcheſe und ſeinem Diener aber ein anderes, im entgegengeſetzten Theile des Gebäudes anweiſen ließ. Nach einigen Worten vorläufigen Dankes entfernte ſich der Fremde mit einem Gefühle, welches eben nicht das größte Vertrauen zu ſeinem Gaſtfreunde ausſprach, und ließ die Geliebte im Gemache des Oheims zurück, ſich von der Unterredung beider Verwandten, und vorzüglich von Giuliettens Fürſprache, den beſten Erfolg für ſeine Wünſche verſprechend. — —

„Ihr kommt aus Italien" — fragte Amieri, der ſeinen Platz etwas entfernt von dem der Nichte eingenommen hatte.

„O! ſeyd ohne Furcht, guter Oheim", entgegnete dieſe; „Luft und Zeit haben unſere Körper von jedem Verdachte geſichert, wie es euer Herz in Hinſicht der Reinheit unſerer Abſichten gewiß auch thun wird!"

„Dich kannt' ich längſt ſchon in Florenz, als die würdige Tochter meines edlen Bruders, allein —"

„Ich weis, welchen Namen ihr ausſprechen wollt" fiel Jene ihm ins Wort, — „doch geſtattet eurer gehorſamen Nichte euch den Verlauf eines ſeltſamen Ereigniſſes zu erzählen, Euch frei und offen zu bekennen, was mich an den Marcheſe band, und nach dieſem fremden Strande führte, und, der Himmel ſey mein Zeuge! kein Wort der Täuſchung ſoll über meine Lippen kommen. — Vor Allem darf ich es Euch nicht länger verhehlen, daß auch ich beinahe das Opfer der Peſt geworden wäre."

„Himmel!" rief der Oheim erſchrocken aus, doch Giulietta wagte es näher zu rücken, und fuhr fort:

„Entſetzet euch nicht, mein trefflicher Oheim, wenn ich euch ſage, daß unter den Verſtorbenen der letzteren Tage auch Ich mich befand."

Der Oheim ſchauderte, und vermochte vor Schreck und Staunen nicht zu antworten.

„Hört weiter", ſagte Giulietta", eine Thräne ſchrecklicher Erinnerung trocknend.

„Von Allem, was nach meinem vermeintlichen Verſcheiden mit mir vorgegangen war, wüßte ich nichts zu ſagen, ich weis nur, daß ich bei meinem Wiedererwachen aus dem Todesſchlafe mit Entſetzen gewahr wurde, daß ich auf einem Katafalk, mit Blumen geſchmückt, liege, daß ein ſteinerner Sarg mein Bette, und jene düſtere, von einer flackernden Ampel erhellten Gewölbe die Gewölbe der Todtengruft ſeyen! — Als ich meine Hand aufs Herz legte, und fühlte, daß ich wirklich lebe, und mich ein unbeſchreibliches Gemiſch von Schreck und Angſt und Freude durchſtrömte, richtete ich mich empor, und fühlte die Kraft, mich der Umarmung des grauenhaften Sarges zu entziehen. Ich ſtieg heraus, und die Stufen des Katafalks herab. Nun blickt' ich erſt umher in der dumpfen ſchweigenden Behauſung der Todten. Hu! — da reihte ſich Sarg an Sarg, alle noch mit geöffneten Deckeln; und gräßliche verzerrte Geſichter ſchauten mich an, und ſchienen die blauen Lippen zu öffnen, als wollten ſie ſa-

gen: Giulietta! darfst du uns verlassen? — Ich machte mit zitternder Hand das Zeichen des Kreuzes, und wankte, entschlossen an der Pforte um Hilfe zu rufen, die Marmortreppe hinauf. Die große eiserne Thüre stand offen, und ich blickte verwundert in den endlosen Gang, aus welchem mir der matte Schimmer einer Fackel entgegen strahlte. Dieß erschütterte wieder meinen Muth; denn es kam mir in den Sinn, als würde mir ein Fackelzug der Verstorbenen entgegen treten; meine Phantasie ließ mich einen leisen, klagenden Hymnus vernehmen, und klappernde Skelette die Fackeln schwingen sehen, — ich war einer Ohnmacht nahe. Da sah ich zufällig zu dem hohen Bogenfenster auf, und erblickte die funkelnden Sterne, die erschienen, verschwanden, und wieder kamen. Dieß flößte mir wunderbaren Muth in meine geängstigte Seele. Ich eilte in den Gang, und als ich mit hochklopfendem Herzen gegen dessen Ende gekommen war, stürzten zwei Träger, welche einen Sarg trugen, und ein dritter, der ihnen voran leuchtete, mit einem Schrei des Entsetzens an meiner Seite zur Erde. Ungehindert erreichte ich den Ausgang des Corridors des Klosters, ich war im Freien! — Nun waren alle Sterne verschwunden, schwarze Wolken eilten am Himmel, von Blitzen durchzuckt, Donner rollte, aber alles das bedünkte mich das Lächeln des Paradieses gegen die erhellte Gruft, der ich eben erst entstiegen war. Mit einem heftigen Donnerschlage begann nun der Regen stromweise herabzustür-

zen. Ich flog athemlos durch die nächsten wohlbekannten Gassen, den Lung'=Arno hin, nach der Wohnung meines Gatten, bei dem ich Schutz erwartete. — Allein ich täuschte mich! er schauderte zurück vor dem Gespenste der Gattin, und verschloß meinem Jammer, meinen heißen Bitten sein Herz, wie mir selbst seine Thüre. Bebend vor Näße, vor Angst und Leid, eilte ich zu meinen Ältern; — gleiches Loos: auch sie nahmen mich nicht auf! — Da stand ich nun, verlassen, leicht bekleidet in dem fürchterlichen Unwetter, ein Schreckbild allen, denen ich nahte, ein Opfer der Verzweiflung! diese gab mir den Gedanken ein, Schutz zu suchen, die letzte Hoffnung, bei dem Manne, der edle, innige Liebe für mich empfand, als ich meinem Gatten noch nicht angehörte, und den ich, nach dem Wunsche meiner Ältern, diesem vorgezogen." —

„Und dieser, dein einstiger Geliebter, nahm dich auf, und ist kein Anderer, als dein schöner junger Begleiter?" vollendete der Oheim die Geschichte.

„Er ist es, mein Oheim", bestätigte Giulietta, von der Lebhaftigkeit ihres Vortrages etwas angegriffen, — „Ihm schulde ich meine Erhaltung, jede seiner Forderungen an mich sey mir heilig!"

„Und was wird er fordern?" fragte Jener mit eindringendem, von der Nichte wohl verstandenem Tone. Giulietta schwieg mit beredten Blicken, und Amieri sagte mit noch größerem Nachdrucke: „Ihr gedenket nun wohl, Euch ehelich zu verbinden?"

Giulietta ergriff bei dieſen Worten mit Leidenſchaft die Hand des Oheims, legte ihr Geſicht darauf, und netzte ſie mit Thränen, indem ſie mit beweglichem Tone ſagte: „Nicht wahr, nicht wahr? Ihr werdet es nicht mißbilligen?" Da trat ſchnell der Marcheſe herein, kniete zu Amieris Füßen hin, und ſchlug das dunkle flehende Auge zu ihm empor, ſeine Bitten mit denen der Geliebten vereinigend. Der Oheim ſchien unangenehm überraſcht;" Seltſam, höchſt ſeltſam" ſagte er, und überließ die Beiden ihren Betrachtungen, ſich fortbegebend.

---

4.

Es war Giuliettens und ihrem Freunde ſchon während der erſten Geſpräche mit dem Oheim nicht unbemerkt geblieben, daß dieſer, obgleich er es nicht offen zeigte, der Schließung des, von Beiden ſo ſehnlich gewünſchten Ehebündniſſes abgeneigter ſey, als ſie erwarten mochten. Zu ihrem großen Leidweſen beſtätigte ſich dieſer Umſtand während des längeren Zuſammenſeyns immer troſtloſer. Abſichtlich vermied er, wenn man darüber ſprach, irgend eine beſtimmte Äußerung von ſich zu geben, wich mit Hm! und Achſelzucken jeder näheren Erörterung aus, und man konnte es ihm wohl anſehen, daß er dabei den Zweck hatte, durch dieſes Benehmen ſeine Mißbilligung desjenigen an den Tag zu legen, was den einzigen und höchſten Wunſch jenes Paares ausmachte. —

Der junge Marcheſe aber, dem dieſe ängſtliche Stellung läſtig zu werden anfing, drang in Giuliettten, auch ohne Zuſtimmung ihres Oheimes, ſich je eher je lieber mit ihm zu vermählen.

„Es iſt Zeit, meine Giulietta", ſagte er mit ſüßer Überredungsgabe, „daß wir dem Gerüchte zuvorkommen, welches die Zunge der Bosheit ausſtreuen könnte; zudem hoffe ich, daß die furchtbare Seuche bald die herrlichen Gefilde unſeres Vaterlandes wieder verlaſſen werde, und nur als meine Gattin ſollſt du mit mir dahin zurückkehren!" „Gattin! — Seine Gattin, und die Deinige", ſeufzte Giulietta, und ſagte dann mit dem Tone wehmüthiger Zweifel: „Ach Tebaldo! Du weißt es, wie ſehr, wie über Alles ich dich liebe, wie gerne ich dein geworden wäre, ſchon zu jener Zeit, als ich, dem Wunſche der Ältern weichend, die Gattin Gulielmo's wurde; — aber — vergib mir, — es ergreift mir dieſes Dir geweihte Herz ſo heftig, ſo ängſtlich bei dem Gedanken an den entſcheidenden Augenblick, als wollte es mich gemahnen, daß ich im Begriffe ſtehe, aus Treue — treulos, ja verbrecheriſch zu werden!"

„Immer deine alten Zweifel, Liebe, welche weder Vernunftgründe, noch die lange Reiſe über Land und Meer zu bannen vermochten", beruhigte ſie Torci mit ſanftem Vorwurfe. „Höre Giulietta!" — fuhr er nachdrücklicher fort;" biſt du nicht aus den Armen des Todes zurückgekehrt in deines Gatten Haus?

„Ich bin es.“

„Haſt du nicht mit erſchütterndem Jammer gefleht, Dich einzulaſſen in ſein Haus, in das eheliche Gemach?“

„Ich habe es gethan“

„Und nahm er dich auf?“

„Nein, ach nein!“

„Oder thaten es die eigenen Ältern, als Du händeringend vor ihrer Thüre bateſt?

Giulietta ſchwieg mit geſenktem Haupte.

„Nun beim Himmel!“ brach Tebaldo aus, „wenn Du ſo, ausgeſtoßen von den Lebendigen, ſchaudernd geflohen von Vater und Mutter und Gemahl, kein Recht hätteſt auf den Beſitz Desjenigen, der dich aufnahm, dich ſchützte vor der Wuth des Ungewitters und der Verzweiflung troſtloſen, geſpenſtiſchen Umherirrens nach der wunderbaren Erſtehung aus dem Grabe, dann, dann, o Giulietta! gäb' es kein Recht auf Erden und im Himmel, und Gott wäre nicht barmherzig!“ —

Giulietta ſank voll Liebe und Ergebung an ſeine Bruſt, und ſagte mit der Ruhe feſter Überzeugung: „Ich folge dir in Allem und überallhin, bis ans Ende der Welt; Du, der mich ſo innig liebt, wirſt mich nicht irre leiten, nicht gefährden das Heil meiner Seele!“

„So wahr mir der Höchſte gnädig ſeyn wolle!“ verſetzte Torci, und heiſchte von Giuletten, ſich ohne ferneren Aufſchub mit ihm zu dem Prieſter zu verfügen.

Vertrauungsvoll faßte ſie ſeine Hand, und ſie verließen das Haus. —

Indeſſen ſtand der Kaufherr, umgeben von mächtigen Waarenballen, und den Dienern ſeiner ausgebreiteten Geſchäfte, am Pulte des Comptors, und durchlas aufmerkſam die durchſtochenen und durchräucherten neueſten Nachrichten aus Florenz. — Ein Artikel mit auffallenden Schriftzeichen zog ſeine beſondere Neugierde auf ſich, und er las mit höchſtem Intereſſe die Begebenheit von der wunderbaren Auferſtehung der, an der Peſt geſtorbenen Tochter des Procurators Amieri, und ihre Entfernung aus der Gruft in San Giovanni und von Florenz.

„Sie hat mich alſo nicht hintergangen", ſagte er zu ſich ſelbſt; — „aber dennoch — die Heirath, — der rechtmäßig angetraute Gemahl noch am Leben, — nein, nein! es wäre Frevel. Ich war es den Ältern, dem Gatten, ihrer Ehre, der meinigen Schuldig, ſo zu handeln, wie ich that."

Einer der Diener trat herein, und liſpelte dem Padron etwas ins Ohr.

Amieri's Miene erheiterte ſich um Vieles." Ey! das ging ja beſſer als ich dachte", rief er, warf die Blätter hin, hieß den Buchführer ſeine Stelle einnehmen, ergriff Hut und Stock, und eilte zur Thüre hinaus. —

Der Marcheſe aber, und ſeine Braut, traten eben mit dem Prieſter, welcher ihre Wünſche krönen und ſegnen ſollte, in die, am Stadt-Ende gelegene Kapelle des

heil. Felix. Matt flammte die purpurne Leuchte vor dem Bilde des Heilands, tiefe Stille herrſchte in der Kapelle, welche bläuliche Wölkchen von Weihrauch ernſt und feierlich durchkräuſelten; Torci und Giulietta knieten auf den Schemmel hin, und der Prieſter begann die heiligen Gebete herzuſagen. — Jetzt nahm er die Ringe von dem ſilbernen Teller, und wollte eben mit dem der Braut, den Finger des Marcheſe ſchmücken, als die Thüre haſtig aufgeworfen wurde.

„Wer wagt es, die heilige Handlung zu ſtören? ruft der erſchrockene Prieſter.

„Wehe den Verbrechern, und Jedem der ihnen beiſteht!" entgegnet eine helle, trotzige Männerſtimme. Die Hand am Degen, blickte der Marcheſe zurück, und verſtummte.

Zitternd wagte es Giulietta nach den beiden Männern zu ſehen, welche in das Heiligthum gedrungen waren, und mit einem gewaltigen Schrey ſank ſie ohnmächtig auf den Marmorboden nieder, als ſie in ihnen den Oheim, und Gulielmo, ihren Gatten erkannte.

---

5.

Das ſchnelle, von dem Marcheſe und Giuliettен nicht verhoffte Eintreffen ihres Gatten wird ſich durch Folgendes erklären:

Als der ältere Amieri nach der erſten Unterredung

mit ſeiner Nichte dieſe mit dem Marcheſe verlaſſen hatte, begab er ſich unverzüglich auf das Comptoir, und fertigte ein Schreiben an Gulielmo nach Florenz ab, in welchem er ihn von der Ankunft des Marcheſe und Giuliettens in Zara, und von deren Abſicht ſich zu ehelichen, in den bewegendſten Ausdrücken benachrichtigte. Er erwartete dabei keinen andern Erfolg, als eben jenen, welchen der enthüllte Brief wirklich hatte, nämlich, daß der ſtolze Gulielmo eiligſt Italien verließ, und nach dem Schauplatze ſeiner gekränkten Ehre ſchiffte, um die ihm angetraute Gemahlin aus den Händen des frevelhaften Räubers, wie er den Marcheſe nannte, zu befreien, und ſie triumphierend in ſein Haus zurückzuführen. Am Ziele ſeiner Reiſe angelangt, ſuchte er, ohne ſich die mindeſte Raſt und Erhohlung zu gönnen, voll von Zorn und Ungeduld den Kaufherrn auf, und traf dieſen, wie er ſich eben anſchickte nach der Kapelle zu gehen, um den Trauungsact zu hindern, welcher wie ihm Giuliettens treuloſe Dienerin entdeckt hatte, in jener Stunde vollzogen werden ſollte. „Beim Himmel! Gulielmo, Ihr kommt zu rechter Zeit!" rief Amieri nach kurzer Begrüßung des kaum noch Erwarteten, „zur rechten Zeit, um mit eigenen Augen zu ſehen, wie der fremde Edelfalke euer Täubchen — "

Schnaubend vor Zorn ließ ihn Gulielmo nicht vollenden.

„Das will ich hindern, bei Gott und meiner Ehre!"

ſchrie er wüthig, faßte den Vetter convulſiviſch beim Arme, und riß ihn mit ſich fort; Amieri bezeichnete ihm unterwegs näher, welches Schauſpiel ſie zu überraſchen im Begriffe ſtänden, den leidenſchaftlich Aufgebrachten beſchwörend, mit möglichſter Beſonnenheit zu ſehen, zu hören, und zu handeln. —

Was ſich beim Eintritte beider Männer in die Kapelle begeben, iſt bereits bekannt.

Als Giulietta die Augen wieder aufſchlug, ſah ſie ſich von dem Arme des Marcheſe unterſtützt, und ihn den bloßen Degen gegen ihren Gatten richten, der gleichfalls ſeine Waffe zum tödtlichen Stoße gegen Torci ausgeworfen hatte.

„Haltet ein, und wagt es nicht, die heilige Stätte durch Zweikampf und Mord zu entweihen!" rief der würdige, im Dienſte des Herrn ergraute Prieſter, indem er ſich muthvoll zwiſchen beide Kämpfer warf, ihre beiden Degenſpitzen mit kühnen Händen faſſend, — „Noch iſt der Bund nicht vollzogen, und ein Höherer, als ich, und ihr Alle möge entſcheiden, ob er geſchloßen werden darf und ſoll, oder *nicht!*" ſetzte er mit feſter feierlicher Stimme hinzu, als Jene von dem Ernſte ſeiner Worte ergriffen, ihre Waffen niederſenkten. — „Fort von hier!" herrſchte Gulielmo, „dieß iſt nicht der Ort zu ſolchen Auftritten, aber in meinem Gemache, am Fuße des Ehebettes will ich zu deinem Herzen ſprechen, Giulietta, bei deinem Gewiſſen dich fragen, ob du nicht mehr ein-

gedenk seyst des Eides, den du mir an anderer heiliger Stätte, im Angesichte des rächenden Gottes geschworen, — folge mir!" —

So trat er in die Vorhalle hinaus, von Giuliet-ten und den übrigen gefolgt. — „O! ihr Engel des Him-mels!" rief Giulietta, die ihrer Sinne wieder mäch-tig geworden war, „Wer räth mir was ich thue, Wem bin ich mehr verpflichtet?"

„Für jetzt" antwortete der Priester, nur eurem Oheim, und wenn der Ewige mich richtig urtheilen läßt, so kömmt es euch zu, sein Haus, getrennt von jedem dieser Män-ner, in so lange nicht zu verlassen, bis höherer Ausspruch, um den ich mich unverzüglich verwenden will, erfolgt seyn, und Einen, oder den Andern Euch als rechtmäßi-gen Gatten zusprechen wird. Diesen Ausspruch aber er-wartet von dem Erzbischofe von Florenz! „Wie?" brach Gulielmo, der die Vollendung jener Rede, mit kaum zu bezwingender Ungeduld abgewartet hatte, los: „Ihr ein Diener des höchsten Gottes, vermöchtet zu glauben, daß das unverletzliche, geheiligte Recht, welches ich auf Giuliettens Besitz einmal erlangte, durch diese un-erhörten Ereignisse mir entrissen werden könnte?"

„Ihr verstießet sie, als sie, aus der Gruft zurück-kehrend, bei Euch, ihrem Gatten, Schutz und Einlaß suchte."

„Nun bei meinen Ahnen!" schrie Gulielmo wild, „Ihr an meiner Stelle hättet nicht anders gehandelt, und

jeder Andere, den die Erde gebar. Bei allen Heiligen! wie konnt' ich glauben, daß ſie es ſelbſt ſey, daß ſie lebe?' — „Und dieſer hat es geglaubt", fiel ihm der Geiſtliche, auf den Marcheſe deutend, ins Wort. „Es iſt empörend", rief Gulielmo wieder; die Thorheit, Frechheit möcht' ich ſagen, ſo weit zu treiben, o! ich ſehe, daß man ſich vergebens an Gerechtigkeit wendet, wo Leidenſchaft den Vorſitz führt! — Giulietta, dieſe Geſpenſterfurcht kam Dir ſehr gelegen. Aber wenn es nicht die Liebe, nicht die Pflicht der Gattin ſeyn ſoll, was Dich auf den rechten Pfad zurückführt, ſo wird es mein' ich die Gewalt, die Gewalt der Ehre ſeyn, deren ich mich ſelbſt rühme, und nur um meiner Ehre willen, fordere ich Dich, mein Eigenthum aus fremden, räuberiſchen Händen zurück" — Giulietta rang ſchweigend die Hände.

„Wir wollen uns trennen, und den Ausſpruch der Kirche ruhig erwarten", ſagte der Marcheſe mit einem Blick auf die Geliebte entſchloſſen.

„Thut nach dem Rathe dieſes Prieſters", ſtimmte Amieri bei, „und was auch daraus erfolgen möge, Er hat es zu verantworten."

„Nicht mir, dem Herrn mögt Ihr vertrauen, der mich mit ſeinem Geiſte erleuchtet', ſagte der Geiſtliche; dann fügte er hinzu: „Und derjenige aus Euch, dem des Himmels Spruch die Wiedergeborene ſchenkt, lebe mit ihr, als ſeiner Gattin froh und glücklich in den Gefilden

der Heimath, die nun gereinigt iſt von der giftigen Seuche durch die Hand des Allerbarmers!" —

„Was ſprecht ihr?" riefen alle mit zweifelndem Staunen. — „Ja, meine Freunde" ſchloß der Geiſtliche, „Italien iſt wieder frei! vor wenigen Stunden ward mir die fröhliche Kunde."

Bei dieſen Worten faltete er fromm die Hände, und ſein klares Auge blickte dankend zum Himmel empor.

Alle übrigen ſanken auf die Kniee.

---

6.

In Italiens Städten, Flecken und Dörfern erklangen alle Glocken, daß ihr Schall von einem Meere zum andern reichte, und die Wälder des Apeninns durchdrang. Die Geſänge der Geretteten in den Tempeln, wie der Anderen auf Berg und Flur, verſchmolzen zur millionenſtimmigen Jubelhymne, und ſelbſt die Vögel der Lüfte ſchienen einzufallen in das Te Deum laudamus einer ganzen Nation.

Jede Bruſt athmete wieder frei, die Gräber ſchloſſen ſich, um ſich nie wieder aufzuthun, und Tauſende, der, in die Gebirge Geflüchteten kehrten zurück zu den ſchwerverlaſſenen heimiſchen Häuſern.

Wie ſo ganz anders begrüßte Jeder nun die aufgehende Sonne an den Pforten des Oſtens, welchem am verhängnißvollen Tage die Seuche entſtiegen war, um

ihre Trauerſchwingen über den zitternden Weſten hinzubreiten! Eben erhob ſich wieder dieſes herrliche Geſtirn, und tauchte Meer und Land in Purpurgluth, als Cintio, der Gaſtwirth vor der Thüre ſeiner Oſteria zu Fano, im hohen, blumigen Raſen ſaß, und den Anbruch des Tages mit einem kurzen Gebete feierte, in welchem er dankbar der Abwendung des Peſtübels gedachte. Schon wimmelte die weite ruhige See von Barken und andern kleineren Fahrzeugen, zwiſchen denen bisweilen, wie ein Schwan unter ſeinen Jungen, ein ſtolzes Handelsſchiff die Wellen furchte. Eines der größeren Fahrzeuge ſchoß mit vollen Segeln der Küſte entgegen, und ſchien ſeinen Lauf gerade gegen Fano nehmen zu wollen. Cintio ging in das Haus, und meldete es den Übrigen, unter denen ſich mehrere Leute befanden, welche Zurückkehrende aus Dalmatien erwarteten. Freudig eilten Viele hinaus; da bewegte ſich das Schiff ſchon in ſolcher Nähe, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, es werde in Fano landen. Mit pochendem Herzen liefen alle ungeduldig am Ufer hin und her, als wollten ſie durch ihre eigene Beweglichkeit die Annäherung des Schiffes beſchleunigen, während Cintio und die Knechte ſich bereit hielten, den Ankömlingen bey der Landung behülflich zu ſeyn. — Endlich war das Schiff angelangt, und hatte Anker geworfen. Seine Bewohner ſtrömten heraus. Da gab es nun ein Gedränge und Bewillkommen, und ein unbeſchreibliches Jubeln der Wartenden und Erwarteten, daß es eine Luſt war anzuſehen.

Die Osteria füllte sich mit Gästen, wie sie wohl noch nie in solcher Anzahl beherbergt hatte, und Cintio sorgte nach Kräften für die Erquickung der Reisenden, unter welchen sich Personen aus den verschiedensten Ständen befanden. Eine Dame und drei Männer zeichneten sich besonders vor allen Übrigen aus. Es war Giulietta mit dem Oheim, Gulielmo, und der Marchese.

Amieri hatte sich wenige Tage nach jener ernsten Begegnung an heiliger Stätte mit Giulietten und den beiden Männern eingeschifft, um, beschlossener Massen seine Nichte nach Florenz zu begleiten, und sie, bis zur Entscheidung des Erzbischofs, dem Gewahrsam ihrer Ältern zu übergeben.

Strenge war er darauf bestanden, daß Giulietta mit ihrer Dienerin stets in seiner Nähe und unter seiner Aufsicht bleibe, während Gulielmo und Torci sich ihr nur in seiner Gegenwart nahen durften. Dem Letzteren begann bereits dieser Zwang unerträglich zu werden, und er konnte den Augenblick der Catastrophe nicht erwarten, der ihm den Besitz oder — den Verlust der Angebeteten bringen sollte.

Gulielmo seiner Seits hoffte zuversichtlich auf einen seine Wünsche krönenden Ausspruch, entschlossen, im entgegengesetzten Falle glühende Rache an dem Nebenbuhler zu nehmen. Er sprach während der ganzen Überfahrt nur wenig mit der Gattin und dem Oheim, mit dem Marchese aber auch nicht eine Sylbe. —

Nach kurzer Raſt verließen die meiſten Leute das Gaſthaus wieder, ſo, daß nur unſere Reiſenden, und ein ältlicher bleicher Mann in der Stube zurückblieben, der während des ganzen lauten Treibens der vielen Anweſenden, ohne alle Theilnahme vor ſeinem Kruge dunklen Weines dageſeſſen hatte.

„Heiliger Gott! wen ſeh ich?" rief er mit einer Miſchung von Grauen und Erſtaunen, als zufällig Giuliettens Blick dem ſeinigen begegnete.

„Ihr kennt mich Alter?" fragte Giulietta, — „kann ich mich doch nicht beſinnen." —

„Natürlich, Ihr war't ja todt, als wir jüngſt zuſammen waren."

„Was ſagt Ihr da?" rief Giulietta, während die übrigen mit groſſer Spannung die Aufklärung dieſer unheimlichen Bekanntſchaft erwarteten.

„Dem Himmel ſey's gedankt!" ſagte der Todtengräber, „daß er ſich euerer Jugend erbarmte, und Euch, mitten unter den Gräueln der Verweſung den Lebensfunken wieder anblies, zum Troſte und zur Freude euerer jammernden Ältern. Nicht wahr Madonna; Ihr glaubt nicht, den Todtengräber von San Giovanni hier zu treffen, als den erſten Bekannten aus eurer Vaterſtadt?"

„Ihr kennt alſo meine Ältern?" fragte Giulietta mit ungeduldiger Haſt" — O! redet, was machen ſie, wie lebten ſie die langen Tage, da ich ſie nicht wiedergeſehen?"

„Es geht ihnen so wohl als es ohne euere Gegenwart seyn kann, und wenn der ewige Vorwurf nicht wäre, den sie sich darüber machen, Euch grausam die Aufnahme in jener entsetzlichen Nacht verweigert zu haben" — Gulielmo stand bei diesen Worten auf, trat ans Fenster, und starrte, den Kopf auf die Hand gestützt unmuthig in die See hinaus. Giulietta aber hieß den Alten mit ihr ins Freie hinaustreten und seine Erzählung vollenden.

Da erfuhr sie denn, welchen Schreck, und welche Furcht der Vorfall in ganz Florenz hervorgerufen habe, wie sich Niemand mehr getraute, seine Todten in die Gruft zu senden, ehe die unwidersprechlichsten Zeichen der Verwesung eintraten, und daß es Niemand wage, die Kapelle zu besuchen, wo nach der Aussage Vieler, sich dräuende Gespenster sehen ließen. Wie endlich — was Giulietta vorzüglich nahe ging, die allgemeine Stimme sich dagegen erkläre, daß die Gattin Ferretis eine zweite Verbindung mit dem Manne eingehe, der, obgleich ihr Retter, doch eigentlich ihr Verführer sey.

Sie schauderte bei der Erzählung des Alten, und das Wort „Verführer traf sie wie ein Blitzstrahl."

„Genug, sagte sie zu ihm bewegt, drückte ihm ein Stück Geld in die Hand, und ging wieder hinein, sich so unbefangen stellend, als es ihr möglich war.

Indessen hatte man die bestellten Pferde herbeigeschafft, und der Oheim bestieg mit Giuliettten die eine

Kutſche, während Gulielmo und der Marcheſe, in Geſellſchaft zweier Fremden die andere einnahmen, um in größter Eile, und auf den kürzeſten Wegen ſich nach Florenz zu begeben.

Ungeachtet der im ſchönſten Schmucke des Herbſtes prangenden Fluren und Haine, welche die Gegend um Urbino bedeckten, und bei der Schnelligkeit der Fahrt, dem, im blauen Hintergrunde ſchimmernden Apennin entgegenzueilen ſchienen, ungeachtet der roſigen, fröhlichen Geſichter, welche ſich von Zeit zu Zeit der Straße näherten, und die Luft mit ungekünſtelten melodiſchen Liedern erfüllten, bedünkte dieſer Weg Giuliettен und dem Marcheſe eine Linie ohne Ziel und Ende. — —

Endlich, endlich erſchien im ſonnigen Dufte die hohe Kuppel der Metropolitankirche, — Giuliettens Herz erbebte heftig — und jetzt rollten die Wagen zum Thore der toskaniſchen Hauptſtadt hinein.

Man hielt vor dem Hauſe des Procurators, welcher ſich mit ſeiner Gattin im Garten befand.

Wer beſchreibt die verſchiedenartigſten Empfindungen, welche bei dieſem Wiederſehen die Bruſt eines Jeden erfüllten?

Als die Verwandten ſich im Ausbruche der erſten Freude umarmt, und wieder umarmt hatten, ohne deſſen zu gedenken was vorgefallen war, gelangte man endlich zur ruhigeren Anſchauung der Gegenwart, und nun begann der ältere Amieri ſeine Meinung freimüthig dar-

zulegen; ein geheimer Wink des Bruders hieß ihn inne halten; da nahmen die beiden Prätendenten das Wort. Doch vergebens berief ſich Gulielmo auf ſeine Rechte, auf die allgemeine Stimme in Florenz; vergebens ſtützte ſich Torci auf die, Allen nur zu wohl bekannten Ereigniſſe jener Nacht und ihre Folgen; Giuliettens Vater, auf deſſen Stirne ſich ein ſeltſamer, ihm ſonſt niemals eigener Zug des Ernſtes offenbarte, gebot den beiden Männern zu ſchweigen, und ermahnte ſie, auf die ſehr nahe Entſcheidung ihrer Sache gefaßt zu ſeyn.

„Ich will Euch nicht länger quälen", ſagte er nach kurzem Innehalten, mit einem forſchenden Blicke auf die Tochter, welche indeſſen, vermeidend an jenem Geſpräche Theil zu nehmen, in eifriger Unterredung mit der Mutter begriffen war.

In höchſter Spannung wendete ſie ſich bei dieſen Worten des Vaters gegen ihn, und bemerkte, wie er ein gefaltetes Blatt aus dem Buſen zog. Ein Seufzer zitternder Erwartung drängte ſich aus ihrem Innern.

„Ich ahne!" rief Gulielmo;" der Erzbiſchof hat entſchieden, weil es ja doch der Entſcheidung bedurfte!" —

„Er hat entſchieden, bekräftigte der Procurator, und öffnete das Schreiben.

„Bedenkt! es gilt meine Liebe, mein Leben!" beſchwor der Marcheſe den Vater, als ob es noch von dieſem abhinge, die Sentenz abzuändern, wofern ſie ihm Giuliettens Hand verweigern ſollte.

„Es gilt meine Ehre, die nun und nimmer verletzt werden darf, oder, wenn sie es würde, nimmer ungerochen bleiben soll!" rief Gulielmo in Aufwallung, und bis ins Haar erröthend.

„So hört denn", sagte jetzt Amieri, die peinliche Ungewißheit zu enden, mit erhobener Stimme: „Gulielmo" — — Giulietta stürzte auf die Kniee; ihr Gatte, auf dessen Gesicht ein Zug triumphirender Freude erschien, eilte besorglich hin, um sie aufzurichten.

„War dein Gemahl!" vollendete der Vater, zur Tochter gewendet, seine Rede. Doch Gulielmo fuhr von der Bebenden hinweg, als hätte er eine Schlange umfaßt, und verließ mit wüthigen Schritten das Zimmer.

Giulietta aber, das Herz getheilt zwischen Angst und Freude, lag weinend in den Armen ihrer Mutter; zu ihren Füßen der Marchese ihr Bräutigam; der Oheim hatte sich nachdenkend in einen Stuhl geworfen.

Noch am selben Abende fand die feierliche Trauung statt.

Von Gulielmo aber hieß es, den folgenden Tag, er habe sich in Livorno eingeschifft.

# Ahasverus

von Christoph Kuffner.

## I.

Der Berg Golgatha in der Nähe von Jerusalem, auf dem Gipfel desselben der Richtplatz der Juden. Todtenschädel und Gebeine liegen theils zerstreut umher, theils aufgeschichtet. Es ist Nacht, der Mond tritt aus zerrissenem Gewölk hervor. Ahasverus hat den Gipfel erklommen, und setzt sich, schwer athmend auf einen Felsstein. —

Ahasverus.

Todesmüd' — und dennoch ohne Ruh'!
Lebenssatt — und dennoch lebensvoll!
Ohne Gott — und dennoch voll Gottesfluch! —
(Wild umher blickend, bald zur Erde, bald gegen Himmel.)
Brausend stürzt der Bergstrom fort und fort,
über Schluchten, über Felsenhöh'n;
Endlich wird er doch ein stiller See,
Oder ruht im Schooß des Ozeans. —

Wolken, von des Sturmes Wuth gejagt,
Rasen durch des Himmels weiten Raum;
Endlich rasten sie auf Bergesgipfeln,
Oder lagern sich am Horizont. —
Durch das Reich der Fluthen jagt das Schiff
Im Elementenkampf, fliegt Tag und Nacht,
Und sucht bang irrend das ersehnte Land;
Endlich winkt von fern der Irrfarth Ziel,
Und ein Hafen nimmt es schützend auf.
Durch des Himmels ungemessnen Raum,
Steigt der Adler mit der Beute auf,
Und die Erde schwindet unter ihm;
Doch selbst in der Lüfte Wüstenei,
Biethet sich ein Fels zum Horst ihm dar. —
Selbst des Bruders, selbst des Vaters Mörder,
Den die Blutschuld zur Verzweiflung treibt,
Er stößt den Stahl sich in das eigne Herz,
Er stürzt zerschmettert hin von Fels zu Fels,
Und findet Ruhe in des Abgrunds Schlucht. —
Du selbst, Schädelstätte! Sammelplatz
Von Verbrechern aller Art! selbst du
Gibst dem bleichen, rasselnden Gebein
Des Bösewichts die Ruh, die er im Leben
Dem Nebenmenschen raubte, und sich selbst! —
Mir verweigern Erde, Luft, und Fluth,
Mir verwehren Tag und Nacht die Ruh,
Und ein Ziel erscheint mir nirgendwo;

Tag und Nacht, und Erd', und Luft und Waſſer
Mehren des Raſtloſen ew'ge Qual,
Weigern dem Verzweifelnden das Grab.
Muß ich denn ſo ohne Ruh und Raſt
Lebend eilen mit des Todes Haſt,
Soll, ihr Todten! meine Hand
Stören auch der Ruhe Land?

(Er tritt vor einen, von Knochen und Schädeln aufgeſchichteten Hügel.)

Bildwerk von Gebein! Gerippe!
Schön und künſtlich aufgethürmt!
Augenhöhlen ohne Augen!
Wangenknochen ohne Fleiſch!
Zähnefletſchend, herzlos grinſend!
Wie viel tauſend würden hier
Starr und bleich vor Schrecken ſtehen,
Zitternd, daß auch ſie bald ſo
Unter freiem Himmel ruhn!
Ruhen! liegt nicht ſchon in dieſem Wort
Das, was jeden Schrecken bannen muß?
Sie ruh'n; — ich irre ohne Ruh und Raſt!

(Er nimmt einen Schädel in die Hand.)

Du! einſt ſo gedankenvoll,
Jetzt ein leeres Haus von Bein,
Des Windes Spiel, von Sonn und Mond
Spöttelnd übertüncht mit Glanz!
Saßeſt auf dem Naken einſt

Eines Feldherrn hoch und ſtolz,
Jagteſt um ein Lorberreis
Millionen in den Tod!
Ließeſt Städt' in Flammen praſſeln!
Sprengteſt über Leichenhügel
Jubelnd im Triumph dahin!
Menſchenwürger! Du —
Du ruh'ſt? ich irre ohne Raſt und Ruh.
Du ſollſt nicht ruh'n!

(Er ſchleudert den Schädel über die Klippen hinab.)

Wie das kollert, poltert raſſelt!
Keine Klippe gönnt ihm Ruh,
Keine Klippe duldet ihn;
Schauſpiel, Herz und Aug' erfreuend!

(Er nimmt einen andern Schädel.)

Warſt wohl eines Weiſen Haupt,
Und ein Gott in deinem Sinn?
Schaltſt die Tugend einen Wahn,
Und die Wahrheit einen Traum,
Und den Menſchen einen Ball
In des Schickſal's eh'rner Hand?
Gotteslängner! Tugendmörder!
Ohne Wahrheit, ohne Troſt,
Ohne Gott gleich mir, und du!
Du ruhſt? Ich irre ohne Raſt und Ruh?
Du ſollſt nicht ruhn!

(Er ſchleudert den Schädel fort.)

Menſchenherzen machteſt du Stein;
Rufe jetzt den Steinen auch
Deiner Weisheit Lehren zu!
(Er ergreift einen andern Schädel.)
Warſt du nicht der Staar, der, Jenem
Horchend, den Verſtand verlor?
Hörſt du ihn zur Tiefe poltern?
Sollſt nicht ruhen, gleich mir ſelbſt!
Folg dem Lehrer in die Tiefe nach!
(Er wirft den Schädel weg, und ergreift zwei andere, die er jeden in einer Hand, gegeneinander hält.)
Haſt du einſt geſchwelgt gepraßt
Während der da Hungers ſtarb?
Lagſt auf Gold und Purpurbetten,
Während er im Froſt erſtarrte?
Was thut's nun? Ihr habt nun beide
Ausgelitten, ausgeſchwelgt!
Ich muß leiden fort und fort,
Ihr ruht; ich irre ohne Ruh und Raſt!
Sollt nicht ruhen! Bettler, du!
Schleudre mir den Schwelger fort!
(Er ſchlägt den einen Schädel mit dem andern in die Luft.)
Wie ſie zankend mit einander poltern!
(Er faßt einen andern Schädel.)
Zierliches Gebein! wie zart!
Eine Dirne, ſchön, verbuhlt?
Wie? Blutſaugerin! entflammt

Haſt du tauſend Lüſtlinge?
Haſt gebrandſchatzt und gebrandmarkt
Unerſättliche! du ruhſt?
Ich irre ohne Ruh und Raſt?
Fort mit dir! bring noch einmal
Alles um dich her in Aufruhr!
Alle deine Sclaven ſollen
Haſtig dir, Harpye, folgen.
(Er ſchleudert den Schädel über die Felſen, und wirft ihm mehrere Schädeln nach.)
Folgt ihr Buhler! ſputet euch!
Ehebrecher, Mörder! Räuber!
Schwelger und Meineidige!
Folgt ihr! folgt ihr eilig nach!
Welcher Aufruhr! wie das poltert!
Wie das klappert, ſpringt und ſtürzt!
Welche ſchöne Harmonie!
Hab ich Ruheloſer nun
Eure ſtolze Ruh zerſtört?
Recht ſo! nichts ſoll ruhn!
(Der Schädel- und Knochenhügel ſtürzt zuſammen.)
Wie mir das Herz vor Freude pocht!
Nun iſt mein Tagewerk gethan,
Und ich zieh' als Sieger fort
Ohne Ruh' und ohne Raſt.
(Er ſteigt den Berg hinab.)

## II.

Eine fruchtbare Ebene am Fuße des Golgatha. Schafherden weiden ringsumher. Einige Hirten liegen im Grase. Knaben folgen den Herden.

Ginzi.

Der Zebul ſchläft, hat feſt die Augen zu.
Jetzt treib ich meine Lämerlein
Geſchwind auf ſeinen Weideplatz.

(Er treibt die Herde dahin, Zebul ſpringt auf.)

Zebul.

Was willſt du hier? der Platz iſt mein, iſt mein.
Weh über dich, gehſt du nicht gleich von hier!

Ginzi.

Weh auf dich ſelbſt! ich ſage Gras iſt Gras
Jehova läßt es wachſen dir wie mir.

Zebul.

Warum haſt du mir abgelau'rt den Schlaf?
Du biſt ein liſtiger ein falſcher Bub'!

Ginzi.

Warum denn ſtellſt du dich, als ſchliefeſt du?
Du biſt ein liſtiger ein falſcher Bub'!
Weh' über dich! ich ſage: Gras iſt Gras!

Zebul.

Und Haar iſt Haar, ausreißen will ich's dir

Ginzi.

Und ich will ſpucken dir in's Angeſicht.

Zebul.

Weh deinen Augen, siehst die langen Nägel?

Ginzi.

Und siehst du auch den dicken Knotenstock?

Zebul.

Treib deine Herde weg von hier!

Ginzi.

Ich weiche keinen Fingerbreit,
Ich sage Gras ist Gras.

Zebul.

Das will ich seh'n!

Ginzi.

Sollst's auch empfinden!

(Sie balgen sich. Während dessen überfällt Achab den Ophin von rückwärts, faßt seine Hirtentasche und untersucht sie.)

Ophin.

Was suchst du hier

Achab.

Mein Brot das du gestohlen.

Ophin.

Wer sagt's, daß ich gestohlen dir dein Brot?

Achab.

Der Gaal sagt's.

Ophin.

Der Gaal sagt's?
Hat er's gesehen? wo steckt der Gaal, wo?

Achab.

Komm Gaal, komm!

(Gaal kömmt zögernd.)

Achab.

Geſchwind, ſag was du weißt!

Gaal.

Was ſoll ich wiſſen?

Achab.

Wie der Ophin mir
Das Brot geſtohlen.

Gaal.

Hat er's dir geſtohlen?

Achab.

Du haſt's geſehen, du haſt's geſagt.

Gaal.

Weh mir! hab ich's geſeh'n? hab ich's geſagt?

Ophin.

Geſagt haſt du's? ſo wird aus unſerm Handel nichts.

Achab.

Und wird mit ihm nichts d'raus ſo geb' ich dir — — —

Gaal.

Was gibſt du mir?

Ophin.

Nichts! was ſoll er dir geben?
Ich aber gebe dir — — —

Gaal.

Zwei ſind zu viel;

Ich will mit jedem von euch beiden mich
Allein beſprechen. —

Seht da die beiden Böcke!
Wie ſie die Köpfe niederbücken, gegen
Einander rennen, und mit ihren Hörnern
Zuſammenſtoßen, daß die Stirne kracht!

Naamann.

Dein Bock iſt ein boshaftes Thier!

Zophar.

Dein Bock läßt keinen Menſchen Ruh!

Naamann.

Mein Bock iſt mehr werth als du ſelbſt
Und deine ganze Heerde.

Zophar.

Du biſt das Ebenbild von deinem Bock.

Naamann.

Ruf ihn zurück, ſonſt reiß' ich dir die Zunge aus

Zophar.

Ich helfe meinem Bock.

Ophin.

Ich helfe dir.

Gaal.

Ich Naamann helfe dir und deinem Bock.

(Sie balgen ſich.)

Elimelech (Ein alter Hirt.)

Ihr Buben, Ruhe! Alle auseinander!
Sonſt laß' ich meine Hunde auf euch los.

(Die Buben recken die Zunge heraus.)

Alle.

Was ſagt er? he! der alte Sündenbock!

Miſael.

Der Knotenſtock gibt mehr aus als die Hunde.

(Er will zuſchlagen.)

Elimelech (voll Schrecken.)

Der Ahasverus kommt! er kommt er kommt!

(Ahasverus erſcheint in einiger Entfernung vom Gebirge herab kommend.)

Die Buben.

Der Ahasverus! weh! der Ahasverus!

(Alle laufen fort, um ſich zu verbergen.)

Elimelech.

Zwei Jahre und wohl mehr ſind nun verfloßen,
Seit ich Jeruſalem zum letztenmal
Geſehn. Seit dem hab' ich ſo viel vernommen
Vom böſen Ahasverus, ja, ſo viel,
Daß ich nun gar nicht weis was ich ſoll glauben.
War er denn auch ſo herzlos wie man ſagt?
Muß er nun wandern ohne Ruh und Raſt?

Miſael.

So iſt's! Von Augenzeugen weis ich's ſelbſt;
Auch ſieht man's ihm auf hundert Schritte an.

Sieh' dieß lebend'ge Todtenangeſicht,
Verwildert und zerſtört, ſo wie von Einem,
Der in Verzweiflung ſtarb! aus Leichenbläße
Blitzt grimmig ſeiner Augen düſtre Gluth,
Und um die Wangen brennt der rothe Bart.
Wie jeder Muskel im Geſichte zuckt!
Wie jede Miene, jeden Augenblick
Sich ändert. Wie die tiefen Furchen all'
Bald aufwärts und bald abwärts ziehn!
Wie krampfhaft ſeine Glieder beben!
Jetzt ſteht er ſtille wie ein Marmorbild,
Jetzt wirft er ſich zur Erde, fährt dann auf,
Und eilt voll Ungeſtümm laut keuchend fort.
Raubvögel fliegen und wilde Thiere heulen,
Wenn ſie die grauſe Schreckgeſtalt erblicken;
Nicht Lebenden noch Todten gönnet er
Die Ruhe, die er ſelbſt verloren hat.
Dort liegen noch die bleichen Todtenſchädel,
Die er in dieſer düſtern Nacht
Vom Golgatha herunter warf.

Elimelech.

Schweig ſtill, damit er uns nicht hier bemerkt.

Miſael.

Biſt du denn gar ſo furchtſam? ſchäme dich!

Elimelech.

Mir ſchlägt das Herz, mir zittern alle Glieder.
(mit aufgehobenen Händen.)
Ich bitte, ſchweig bis er vorüber iſt.
Er könnte ja in ſeinem Grimm — — —
Komm hinter den Cypreſſenbaum!
(Er ſtellt ſich hinter den Baum.)

Miſael.

Was ſoll ich fürchten? was kann er mir thun?

Elimelech.

Schweig! ich beſchwöre dich.

Miſael.

Jehova iſt mein Gott,
Und keinen fürcht ich außer ihm

Elimelech.

Schweig!
(Er kauert ſich zuſammen, und legt ſich aufs Angeſicht, während Ahasverus in der Entfernung vorüber zieht.)

Miſael.

Steh auf! er iſt ſchon weit von uns entfernt.

Elimelech.

Iſt's wahr?

Miſael.

Blick auf und überzeuge dich!

Elimelech (aufblickend.)

Weh mir!

Miſael.

Was jammerſt du?

Elimelech.

Da ſteht er ja!

Miſael.

Wer ſteht da? der Cypreſſenbaum.

Elimelech.

Der Baum? fürwahr! — Jehova ſey gedankt!
Der Baum iſt aber auch ſo ſchwarz und wild,
Als wär's des Ahasverus Schreckgeſtalt. —
Nun Freund erzähl mir weiter was du weißt.

Miſael.

Ach! die Begebenheit war ſchauderhaft!
Als Jener, der Meſſias, und
Der Juden König wollte ſeyn,
Zum Tod verurtheilt ward, da mußte er
Das ſchwere Kreuz an dem er ſterben ſollte
Selbſt tragen auf dem rauhen Todesweg,
Die Laſt war ſchwer; er keuchte, und die Kräfte
Verließen ihn. Er ſah zum Himmel auf;
Es war ein Anblick, wahrlich zum Erbarmen!
Die Menge, die ihn ſonſt gehaßt,

Das Volk, das ſeinen Tod verlangt,
Ward ſanfter nun, da er zum Tode ging.
Nicht Weiber nur vergoßen bitt're Thränen,
Auch Männer fühlten Mitleid, ſelbſt ein Römer,
Ein rauher Kriegsknecht ward gerührt.
Indem der Zug nun vor dem Haus
Des Ahasver vorüber ging,
Erblickte der Kreuztragende
Am Hauſe einen breiten Stein.
Der Laſt beinah' erliegend, näherte
Er ſich dem Stein, um einen Augenblick
Zu ruhen. Weder Römer, weder Juden
Verwehrten ihm die letzte kurze Raſt;
Denn jeder fühlte jetzt auch er ſey Menſch,
Unwiſſend, was ihn ſelbſt noch treffen könne.
Nur Ahasver ſprang wuthentflammt
Auf ihn den Todtgeweihten, los,
Und ſtieß ihn mit geballter Fauſt zurück;
Das Herz von Stein verſagte ihm den Stein,
Zur letzten kurzen Raſt am Todesweg,
Und ſtieß Verwünſchungen, vor welchen ſich
Die Haar' auf unſern Häuptern ſträuben, aus.
Da zürnten viele; manches Schmachwort ſcholl.
Nur Er, dem die Mißhandlung wiederfuhr,
Blieb ruhig, doch aus ſeinem Auge ging
Ein Blick hervor, der, einem Lichtſtrahl gleich,
Den Frevler traf, und ihm tief in die Nacht

Der Seele drang, indeß die Wort erſchollen:
„Du ſollſt auf Erden wandern bis ich wiederkehr?“
Ein Bild von Stein ſtand Ahasver;
Ein Horchender, der nichts vernimmt,
Ein Spähender, der nichts erſpäht.
Starr blieb ſein Auge, ſtarr der Leib,
Wie, in dem furchtbar'n Augenblick,
Als das Strafurtheil ihm erſcholl,
Vom Stekbenden. —
Als nun der Todeszug vorüber war,
Erwacht er wie aus einem böſen Traum,
Und die Verzweiflung faßt ihn grimmig an,
Und in dem Herzen kaum noch kalt wie Eis,
Und hart wie Marmor, wüthet Höllenpein.
Er rafft ſich auf, er reißt ſich fort,
Er ſtürmt hinaus, die Welt iſt ihm zu eng.
Er ſucht die Ruh, ſie flieht vor ihm,
Er ſucht das Grab, und findet's nicht.
Er ſtürzt ſich in die Fluth, und kann nicht ſinken,
Er ſtürzt ſich in das Feuer, es verliſcht.
So, ſagt man, muß er wandern fort und fort,
Ohn' Raſt und Ruhe bis an's End' der Welt,
Das Marmorherz zum Fluch in ſeiner Bruſt,
Ein Zeitgenoſſe aller Zeiten,
Unheilig ſelbſt im Heiligthum,
Vom böſen Geiſt getrieben, und
Ein böſer Geiſt, wo er ſich zeigt.

Elimelech.

Sey uns Jehova gnädig! ſind wir ſchwach
Von Irthum und Verblendung voll — es ſey!
Nur von des Herzens Bosheit ſchütz' er uns!
Er laß uns Menſchen unter Menſchen ſeyn,
Und gönn' uns, wie den Schäflein auf der Weide,
Ein ſich'res Obdach und des Lebens Nothdurft,
Der Unſern Lieb' und Ruh' im Heimathland,
Und feſten Glauben an das Heilige!

Miſael.

Laß uns nun die entlauf'nen Knaben ſuchen!
Wenn ſie nicht kommen, müſſen ſich
Die Herden im Gebirg verlieren.

# Aprilflocken.

Von Andr. Schumacher.

Wie? iſt das freundlich Herr April,
Mit Schnee uns zu begrüßen,
Anſtatt mit lichtem Sonnenſpiel
Die Blumen wach zu küſſen?

Wer ſoll da nicht verdrießlich ſeyn?
Er wirft zum offnen Fenſter
Mir feine Flocken da herein,
Die taumelnden Geſpenſter!

Schon ſprießt ein lachend Grün hervor
Wohin der Blick mag ſchauen,
Ein leichtbeſchwingter Sängerchor
Schwebt über Thal und Auen!

Ich dachte mir — Frau Venus führt
Das Regiment im Jahre —
Sobald ihr Blick uns lachen wird
Fällt auch kein Schnee — bewahre.

Die holde Fraue minniglich
Sie wird der Blümlein Leben
Dem Winterſturm, der längſt entwich
Nicht wohl zum Raube geben?

Da kommt er nun wie ſonſt einmal
Auf tollem Schneegewimmel —
Doch ſieh — ſchon blickt ein Sonnenſtrahl
Herein vom klaren Himmel.

O Seele ſchwelg' in dieſem Blau
Und bad' in ſeiner Helle,
Es ſtrömet Leben dir ſein Thau
Und Frieden ſeine Quelle!

Der Vater ſtreckt die Arme aus
Und ſchwebt zur Mutter nieder,
Sie windet ihm den Blüthenſtrauß
Und ſinget Brautnachtlieder.

# Sylvesterabend.

Von Andr. Schumacher.

Flüchtig enteilen in Scherzen die Stunden,
Freundlich doch heilen sie Schmerzen und Wunden:
Freuden erblassen und Träume verweh'n,
Aber sie lassen die Hoffnung auch fassen
Herzen gesunden von Leiden und Hassen,
Blühend auch fröhliche Keime ersteh'n.

Nichtig verweilen wir bei den Secunden,
Deren Enteilen wir schmerzlich empfunden,
Statt uns zu freuen der keimenden Saat;
Nicht zum Bereuen erspriessen die Neuen,
Laßt sie uns grüßen, o laßt sie uns weihen,
Denkt, daß das Glück nicht den Träumenden naht!

Was wir gesehen von trauernden Tagen,
Was wir bestehen von lauernden Plagen,
Sey in ein ewig Vergessen gesenkt!
Ohne Vermessen und ohne Verzagen
Wollen wir freuen uns — laßt es uns sagen
Daß von den neuen uns wieder geschenkt!

# Das ſchönſte Wort.

Von Carlopago.

Laß dich willig pflücken,
Weiße Lilie hier,
Und der Worte ſchönſtes
Schreib' ich hin mit dir!

Eine Silberfeder
Magſt du nun mir ſeyn,
Sieh! ich tauche ſchweigend
In den Mond dich ein;

Schreibe ringsum Liebe
In die dunkle Nacht,
Und das Wort, es ſchimmert
Mit der Sterne Pracht.

In der Liebſten Auge,
Das ſo blau und rein,
Tauch' ich, Silberfeder
D'rauf dich wieder ein.

Schreib' auf ihren Nacken
Hin das schönste Wort;
Mit des Himmels Bläue
Glänzt es lieblich dort.

In die Morgenröthe
Tauch' ich dann dich ein,
Schreibe dreimal Liebe
Mir ins Herz hinein.

Und so oft der Morgen
Rosig nun beginnt,
Tönt die Schrift im Herzen,
Die der Eos Kind.

Leise hört man klingen
Aus dem stillen Ort:
„Liebe, Liebe, Liebe
Ist das schönste Wort!"

# Liebesaſſecuranz.

Von J. J. Hannuſch.

An der ſilberklaren Quelle
Lag ich träumend und entſchlief —
Mit dem ſanften Schlag der Welle
Hört' ich's kommen, und es rief:
„Spielen möcht' ich, Schläfer! ſpielen" —
Träumt', und — ſchlug die Augen auf;
Sah ein Kind ans Ufer ſpülen,
Hatt ein Blumenkränzchen auf,
D'runter wallten gold'ne Löckchen,
Blizt ein friſches Augenpaar,
(Hell und blau, wie Maienglöckchen);
Sonſt war's aber nackt und baar.

Lächelnd ſteht's zu meinen Füſſen,
Sieht mich an mit ſüßem Blick.
Seine Lippen mußt' ich küſſen,
Und es küßte mich zurück. —

»Fremdling! Hab' dich nie gesehen,"
Sprach es — »und doch lieb' ich dich,"
Weiche, laue Lüfte wehen,
Kosend um das Kind und mich,
Unnennbares stilles Sehnen
Faßt dann plötzlich meine Brust.
Ach, dieß wunderbare Sehnen,
War gemischt aus Qual und Lust.

Und, — (das holde Kind im Schooße)
Schaut' ich's selig lächelnd an,
Küßte seine Wangenrose,
Seine Stirne, und begann:
„Schönes Kind! wie ist dein Name?
Und wie heißt dein Vaterland?
Und von welchem Götterstamme
Bist du segnend hergesandt?" —
»In den weiten blauen Fernen —
Friede heißt das stille Land —
Auf den silberhellen Sternen
Ist mein schönes Vaterland;.

Und sie nennen mich die Liebe
Liebe! rief ich und sprang auf;
Und die Sterne blickten trübe
Und der Morgen kam herauf.

Aus dem Schooße mir verſchwunden
War das holde ſchöne Kind;
Doch — (was feurig ich empfunden,
Das nicht, wie ein Traum verrinnt)
Iſt zurück noch: Hoffnungsglaube
Blieb zurück in meiner Bruſt;
Daß kein Traum mir dieſen raube,
Sorgt der Liebe — Qual und Luſt.

# Der geſpenſtige Obriſt.

Erzählung von Johann Langer.

Im Hauſe der Baronin von Schrank war eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt. In der ſtrahlend erleuchteten Zimmerreihe wogte im bunten Gedränge auf und nieder, was die Reſidenz Ausgezeichnetes beſaß. Es gehörte gleichſam zum guten Ton, dieſem eleganten Zirkel beigezählt zu werden. Jeder bedeutende Fremde, der auf ſeiner Tour die Hauptſtadt berührte, jede Schönheit, die inner ihren Mauern erblühte, jeder Gelehrte und Künſtler von Ruf, der in der Umgebung lebte, jeder ausgezeichnete Hof- und Staatsmann, ſo wie jede Dame, die Geſellſchaften bei ſich ſah oder beſuchte, verſäumte nie die Tage, wenn die liebenswürdige Frau des Hauſes Geſellſchaft bei ſich verſammelte. Die Baronin, noch in der Blüthe ihres Alters ſtehend, mit Geiſt, Schönheit und Anmuth reich begabt, und durch den Tod ihres Gatten unumſchränkte Beſitzerin eines bedeutenden Vermögens, wies jeden Antrag zurück, der ſie mit Hymens Feſſeln bedrohte, und lebte in ſtets angenehmer Umgebung, indem ſie alle Gaben beſaß, eine Verſammlung zu erheitern, zu feſſeln, zu unterhalten.

Der ernſte Greis, wie die junge Knoſpe, der geiſtvolle Sohn der Muſen, wie die ſtrenge Matrone, fühlten ſich angezogen von dem liebenswürdigen Benehmen der holden Frau.

Wichtige Verhandlungen hatten mich gleichfalls in die Reſidenz gebracht, und ein Jugendfreund führte mich Abends in den Zirkel der Frau von Schrank. Ich fand mich bald heimiſch in dem bunten Treiben, das mich umgab, da ungezwungen jedes nach ſeiner Neigung jenem Kreiſe ſich beigeſellen durfte, der ihm Unterhaltung zu gewähren verſprach. Ich durchwandelte nach meiner Gewohnheit in ſtiller Betrachtung die verſchiedenen Zimmer, um die ganze Geſellſchaft kennen zu lernen. In dem entfernteſten Theile des Hauſes wurde der Glücksgöttin geopfert. Am grünen Tiſche lagerten die Hazardſpieler, an kleineren Tiſchen die Whiſt- und Piketpartien und die Schachſpieler. Durch die Mitte tönte abwechſelnd der Ruf: rouge gagne! noir perde! — Vierzehn Könige — und au rai! — Hier erluſtigten mich einige huſtende Damen, die wie die perſonificirte Grippe und das Rheuma ausſahen. In der nächſten Umgebung thronte die edle Hausfrau am dampfenden Theetiſche, umgeben von einem Frauenrathe und den vertrauteſten Hausfreunden, die das Geſpräch über Mode und Stadtneuigkeiten den Karten vorzogen. Sich abwechſelnd ins Geſpräch miſchend, ſah die Baronin ſtets umher, in den Augen ihrer zahlreichen Gäſte leſend, um durch Winke und leiſe Befehle an die anweſende

Dienerschaft den Wünschen eines Jeden entgegen zu kommen. In dem anstossenden Zimmer wurden unblutige Schlachten geliefert, die hier stabile Gesellschaft verwandelte sich bald in ein lärmendes Unterhaus, die Beschwerden über die Fenstersteuer, oder die Klauseln der irländischen Bille zu prüfen, bald in einen Kriegsrath, einen Überfall Lissabons zu ordnen, oder in eine Protokolls-Commission, über die 101te Erklärung des holländischen Hofes zu debattiren. — Ein Theil hatte die Journale in Beschlag genommen, vor der Times, die ausgebreitet lag, und einen Tisch vollkommen überdeckte, hatte sich eines jeden Eckes ein Leser bemächtiget. — Wie Lavater suchten sie aus der Physiognomie der Zeitungsblätter das Geschick der Welt zu prophezeihen, nur schade, daß ein und derselbe Artikel oft Anlaß zu den verschiedensten Meinungen gab. Ich eilte aus der Atmosphäre der Politik in den angenehmen Kreis der sorglosen Jugend. Die weibliche Blumenwelt hatte sich in eine türkische Schlachtordnung, das ist, in Form des Halbmondes rangirt, und beschoß mit ihren schwarzen Brandraketten und ihrem blauen Sternenfeuer die feindliche Armee der jungen Männer, die gegen die Amazonen theils en front aufmarschirt war, theils in Gruppen sie zu überflügeln drohte. Der Unterhaltung hatten sich die Badekönige des Cirkels, die tonangebenden Incroyables bemächtiget, und ließen abwechselnd das Licht ihres Talentes in Abhandlungen über Theater, Lectüre, Kunst und Mode leuchten. Indeß einige ab-

trünnige Paare ſich auf ihre eigene Hand mit Schmachten, Augenſprache, Liebeserklärungen und eiferſüchtigen Scenen unterhielten. — Endlich erhob einer der Tonangeber die Stentorsſtimme und ſchlug eine gemeinſame Unterhaltung vor. Pfänderſpiele, Tableaux, Geſang, Sprichwörterſpiele, Charaden-Auflöſungen, Tanz wurden vorgeſchlagen, debattirt, und bald mit größerer, bald mit minderer Stimmenmehrheit verworfen. Endlich trat eine niedliche Kleine, die Tochter des Hauſes, in die Mitte und rief: Declamation! und ſchlug dabei ſo freudig in die Hände, als hätte ſie, wie Capitän Biston, Enderbysland entdeckt. —

Man war ſchon aus Complaisense damit zufrieden, und als alles ſich in einen Kreis geſetzt und ſtille ward, um auf die Dinge zu horchen, die da kommen ſollten, fand ſich, daß Niemand da war, der den Declamator machen wollte.

„Das Loos ſoll entſcheiden," rief die Kleine wieder, ganz ſtolz, daß ihr Antrag durchgegangen. Man formte aus Papierſchnitzeln Looſe, ein Hut, worein ſie gelegt wurden, ſollte das Glücksrad vorſtellen, und wurde im Kreiſe herum gegeben. Jedes zog ein Loos — eine Niete nach der andern — man bot auch mir den Hut, ich zog lächelnd und ſah überraſcht, daß mich das Loos getroffen hatte.

„Das iſt ja allerliebſt und fügt ſich ganz herrlich," rief die Kleine, — Ihr Freund, Herr von Berg, hat mir's vertraut, daß ſie ein Dichter ſind, Herr von Tau-

be, Ihnen kann ſo etwas durchaus nicht ſchwer fallen; Sie müſſen ja mit dem Verſemachen ſo flink umzugehen wiſſen, wie ich mit der Nähnadel. „O! geben Sie uns doch von den Einflüſterungen Ihrer Muſe etwas zum Beſten!" — unterbrach das geſchwätzige Mädchen, eine jugendliche Schönheit, die durch ihre ſchlanke Geſtalt, durch ihr reizendes Geſicht, durch ihr ſchwarzes, brennendes Auge, woraus Geiſt und tiefes Gemüth ſprachen, vor den übrigen anweſenden jungen Damen ſich auszeichnete und die Blicke der ganzen Männerwelt auf ſich.

„Ja, ja!" — fiel die altkluge Kleine ſchnell wieder ein — „Etwas, das uns Mädchen intereſſirt." —

Die ganze Geſellſchaft beſtürmte mich nun ebenfalls, eine Probe meiner poetiſchen Erzeugniſſe zu geben.

Ich bin kein Langenſchwarz, meine Verehrten! ſagte ich, etwas verlegen lächelnd; die Muſe ſcheut das bewegte und geräuſchvolle Leben, und liebt die Einſamkeit. — Indeſſen, da die Göttin des ſchadenfrohen Zufalls das Loos in meine Hand gegeben, muß ich wohl verſuchen, meine Aufgabe zu löſen. —

Nach einigen Minuten, die ich nöthig hatte, mich zu ſammeln, und während dem ich nachſann, einen Stoff zu finden, der mir zugleich Veranlaſſung gab, den neugierigen Mädchenkreis etwas zu necken, begann ich mit komiſchem Pathos eines renomirten Declamators:

Es iſt ein Ding — Ihr Herren und Ihr Damen —
Ihr kennts wohl alle, die Ihr hier beiſammen —
Es iſt ein Ding, beim himmliſchen Apoll,
Ich weis nicht recht, wie ichs beſchreiben ſoll! —
Es läßt ſich ſchau'n, von ſehr verſchiednen Seiten,
Und wie man's nimmt, bald ſo, bald anders deuten.
Iſts Menſch — Thier — Sache — Wahrheit, iſts Gedicht? —
Ja, oder nein! — ich weis es ſelber nicht! —
Es iſt ſo blau, als wie des Himmels Zelt —
So golden, wie ein reifes Ährenfeld —
Wie Alpenſchnee ſo rein, und blendend weiß
Roth wie die Wange, iſt ſie glühend heiß —
Bunt wie ein Blüthenbaum in ſeiner Pracht —
Grau wie die Maus, — ſchwarz wie die Mitternacht —
Ein Vogel iſts, an Federn zu erkennen,
Und ſeit Linné wird jeder ſo es nennen;
Es iſt ein Aar, der mit gewalt'gen Schwingen
Vom Felſenhorſte ſtürzt, ins tiefe Thal zu dringen! —
Ein Aar? — was fällt euch ein! — ein Colibri!
Ein niedlichers Geſchöpfchen ſah ich nie! —
Doch iſts — genau beſeh'n — kein Vogel — nein! —
Es kann nicht ſingen, pfeiffen oder ſchreyn;
Ich halts vielmehr für ein Chamäleon,
Kaum ſeht ihrs, änderts auch die Farbe ſchon.
Es iſt ein Segelſchiff, drauf bunte Flaggen wehen
Vom hohen Maſt ſich ſtolze Segel blähen. —
Gefehlt es iſt ein ſchöner Blumengarten,

Den unſere Frauen gern und freundlich warten —
Ein Dämon iſt's der nach der Zaub'rin Walten
Sich zeigt in den verſchiedenſten Geſtalten —
Ein Mai voll Blüthen, und ein Herbſt voll Früchte —
Ein Schatz bei Frau'n von ſeltenem Gewichte —
Ein Stephansthurm mit transparentem Dache
Ein Spitzenmagazin — ein buntgeſchuppter Drache
Ein Kind der Phantaſie, ein großer König,
Dem eine halbe Welt, für Heute, unterthänig. —
Es iſt berühmt, weil man es mehr beſpricht,
Als jenen Bruderkampf, Europens Gleichgewicht; —
Weil es im Wilde oft verewigt wird,
Weils manche Frau im Wappenſchilde führt. —
Doch nun genug — nur wißt, es hat nicht Fleiſch noch Blut —
Nun rathet doch Ihr Frau'n? —

Die abentheuerlichſten Auflöſungen wurden laut, man „zerriß und zerſpliß ſich mit Sinnen" wie Bürgers Abt von St. Gallen es iſt —

„Nun, was iſts denn, mein Herr Declamator? rief der ganze weibliche Chor, wir errathens nicht, ſagen Sie's nur ſchnell, wir ſterben ſonſt vor Neugierde!"

Ein Damenhut!

ſchloß der Declamator lächelnd ſeinen Vortrag.

Die Mädchen waren nicht wenig von dieſer Auflöſung überraſcht, und die Männer, welche halb und halb den Declamator errathen hatten, brachen jetzt in ſchallendes Gelächter aus. — Ich zog mich indeß in ein anſto-

ſendes Zimmer zurück. Hier begegnete mir mein Freund, der gerade vom Spieltiſche aufgeſtanden war, und zog mich in ein Fenſter. „Nun Freund, wie unterhältſt du dich? Vortrefflich!" war die Antwort, obſchon ich ſonſt wie Byron in der Regel große Geſellſchaften haße. Die liebenswürdige Frau des Hauſes hat eine Einrichtung getroffen, die höchſt lobenswerth iſt; man kommt und geht, ſieht, unterhält ſich, zieht ſich zurück, ſpielt, politiſirt nach Belieben ungehindert, wozu uns eben die Neigung hintreibt und wird nicht von der außerordentlichen Höflichkeit der Geſellſchaftsdame oder des Ceremonienmeiſters geplagt, gelangweilt, zum Spiele gepreßt, oder zur Bewunderung einer quickenden Sängerin aufgefordert. Ich denke mit Schrecken an die verlorne Zeit, die ich oft in ſolchen Cirkeln, der lieben Höflichkeit willen, hinbringen muß. Die Karte wird von einem Bedienten unter vielen Komplimenten und Kratzfüßen ins Haus gebracht, der ſchon für ſeine Bemühungen meine Börſe brandſchatzt. Auf der Rückſeite ſteht die Stunde bezeichnet, ich weis, daß dieß Niemand ſo genau nimmt, und komme ſchon aus dieſer Urſache nun eine ganze Stunde ſpäter, um nicht einer der Erſten zu ſeyn. Ich trete ein, und erhalte zu meinem Entſetzen, in der Garderobe für abgelegten Carbonari Nr. 1, tappe in den halb finſtern Geſellſchaftstempel und finde die Bedienten en negligée, beim Aufzünden. — Ich meſſe den ſpiegelnden Fußboden mit langen und kurzen Schritten, zähle die Laubwerke an den Öfen, die

quadrirten Fußtafeln, die Seſſelfüße und die aufgeſteckten Kerzen; die Sterne in der Bordüre und die Linien in der Malerei. — Endlich ſpringen die Flügelthüren der Antichambre, die zu den innern Gemächern führen, auf, und die Hausfrau fliegt, wie eine Brugnoli, von einer Schaar flatternder Nymphen umgeben, in Mitte ihrer Freundinnen herein, den Platz auf dem Sopha zu nehmen, den ſie nun, bis zum Abzuge der eben zu erwartenden Geſellſchaft nicht wieder verläßt.

Wie eine Göttin thront ſie, in ſich immer mehrendem Damenkreiſe, vor ihr auf dem Opfertiſche ſprudelt der Theekeſſel. Jetzt rollt Equipage an Equipage herzu, die öden Hallen beleben ſich, die Damen reihen ſich wie blendende Perlenſchnüre um den Hausthron. Die Herren, nachdem ſie ſich aufgeführt, wie Tiek in ſeiner Genofeva „den Prolog von ſich ſelber ſagen läßt

„Ich bin der wackre Bonifazius"

ſind ſich ſelbſt überlaſſen, und können Langeweile haben, ſo viel ſie wollen. — Die Geſellſchaft ſchwillt an, wie der Bach im ſtrömenden Regen, kalte, fade Geſichter, die mich vornehm vom Kopf bis zu den Füßen muſtern, drängen aneinander vorüber, und die Stunden verrinnen ohne Zweck und Luſt; indeß die Damenwelt — iſolirt, wie eine Quarantaine-Anſtalt, wenn ſie die Stadtneuigkeiten und die Tagbefehle der Mode gehörig abgehandelt, nicht weniger, wie der Schiffbrüchige nach einem Strohhalm ringt, nach etwas verlangt pour tuer les tems. — Zur

lieben Abwechslung drängt man ſich an die Spieltiſche, bis die Mitternacht herangegähnt und erſeufzet, endlich erſcheint, und Alles unter Ausrufungen über excellente Unterhaltung davon eilt, und ſich zum Andenken Vapeurs hohlt! —

Mein Freund lachte noch über die Hogartiſche Zeichnung, die meine muthwillige Laune aus dem Stegreife entwarf, als die ſchon oben bezeichnete Schöne durch das Zimmer ſchwebte.

Wer iſt dieſe Juno in Mädchengeſtalt? Fragte ich den Freund ſchnell.

„Sie iſt die einzige Tochter einer Kaufmannswitwe, die ſehr geſchätzt, und ihrer, durch unverdiente Unglücksfälle herbeigeführten traurigen Lage wegen von allen Bewohnern der Stadt bedauert wird. Dieſes edle Mädchen hat ſchon manchen ehrenvollen Antrag hintangewieſen, die kindliche Dankbarkeit hat über die Liebe den Sieg errungen, ſie vermag nicht, ſich von der alternden, durch vielfältige Leiden geſchwächte Mutter zu trennen, und beſchloß, ihr bis ans Ziel die drückende Bürde des Lebens freudig tragen zu helfen!

Wahrlich ein Phönix in unſern Tagen! rief ich aus, und konnte nicht umhin, ihr zu folgen. Die fröhliche Jugend hatte zu tanzen angefangen, und drehte ſich im Salon luſtig nach Strauß'ſchen Melodien. Die edle Tochter, von einem jungen blaßen Glasäugler (ich bitte meine ethymologiſche Erfindung paſſiren zu laſſen) eines Tanzes we-

gen hart bedrängt, flüchtete unter die Fittige der Mutter. — Um die Baronin hatte ſich eine gewählte Geſellſchaft gereiht, die ich im lebhaften Geſpräche über wiſſenswerthe und höchſt intereſſante Gegenſtände begriffen fand. Die junoniſche Schöne ruhte am Buſen der Mutter, die zwar in den Herbſttagen des Lebens ſtehend, dennoch Spuren hoher Schönheit, durch Gram und Sorge noch nicht ganz verwiſcht, in ihren bleichen Geſichtszügen trug. Sie hatte der Tochter die aufgelöſten Locken freundlich tändelnd zum Scheitel geordnet, was dem jugendlichen Antlitze ein kindlich rührendes Anſehen gab, und ſchickte ſie mit ſanften mütterlichen Ermahnungen, auf ihre Geſundheit bedacht zu ſeyn, zur munteren Geſellſchaft zurück. — Ich blieb ſtehen, der Enteilenden nachblickend, als mich die Frau des Hauſes erblickte. Ei ſieh da! ſagte ſie lächelnd, indem ſie mir mit vieler Anmuth in ihrer Umgebung einen Stuhl bot, unſer junger Freund aus P.**! Wollen Sie uns nicht Ihre freundliche Gegenwart gönnen? — Sie kommen eben recht, und ſollen ein zweiter Paris, Schiedsrichter unſers Streites werden. Ein Gegenſtand, der Ihnen, als einem phantaſiereichen Sohne der Muſen, gewiß nicht fremd iſt, beſchäftigt uns ſeit einer halben Stunde aufs angenehmſte, und pikanteſte, indem ſich hinſichtlich der verſchiedenen Meinungen ein kleiner Kampf entſpann.

Wedel die belgiſche Frage, noch der Pedroiſtiſche Coup in der portugieſiſchen Schachſpielerey, oder die po-

litiſche Aufgabe, ob die Exiſtenz der Pforte zum Gleichgewichte Europas nöthig ſey, hat unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Keine irdiſchen Dinge ſind es, die wir verhandeln, es iſt nichts geringeres als die Frage von der Exiſtenz der Geiſterwelt und ihres möglichen Einflußes auf das Erdenſeyn, worüber wir uns bekämpfen. — Der eine Theil behauptet, die Kette der geiſtigen Weſen hange tief hinein ins irdiſche Thun, und verbinde ſich innig mit demſelben; der Andere läugnet kühn jede geiſtige Einwirkung und zählt ſie zu den Ammenmährchen und Spinnſtubengeſchichten. — Was ſagen Sie nun dazu mein Herr, welchem Streiter gebührt der Preis?

Meine verehrte Frau Baronin — antwortete ich — dieſen gordiſchen Knoten hat noch kein Alexander entzwei gehauen, dieſe Räthſelnuß noch keiner aufgeknakt, wäre er auch ſo ſchlau wie der Schäfer Hans Bendir in Bürgers „Abt von St. Gallen" dieſer Streit iſt ſo alt als die Welt, und wird einſt mit ihr untergehn, ehe wir erfahren, wer recht hat, und wir müſſen mit Müllner ſagen:

„Alles wird einſt offenbar
Wenn die Todten auferſtehn.

Von den Erſcheinungen der Götter und der ſchreibenden Hand im Pallaſte Belſazzars, bis auf die moderne Seherin von Prevoſt und die magnetiſchen Wunder unſerer Tage gibt es unzählige Beweiſe dafür, die jedoch von der Philoſophie gerade zu für Unmöglichkeiten erklärt, und

als Fabel, Erdichtung, Traum, Resultate der Phantasmagorie, Phantasiebilder; Selbsttäuschung lebhafter, überspannter Einbildung oder optischen Betrug bestritten und widerlegt werden.

Jedes Volk und jedes Jahrhundert hat hierüber seine eigene Ansichten und Behauptungen. Plato in seinem „Phädon" spricht davon, daß die Geister aller Jener, die dem Sinnendienste fröhnten und göttliche und menschliche Rechte verletzten, Ruhe suchend die Erde umschwebten; dagegen verwarfen die Encyklopädisten alles übersinnliche und suchten für die Geheimnisse des Alls und die Wunder der Schöpfung natürliche Erklärungen, ja man brachte daher selbst den Hamlet ohne Geist auf die französische Bühne. Unsere Gegenwart, ein Gemisch von Aberglauben und Unglauben scheint sich neuerdings zum Wunderbaren hinzuneigen, es blüht die Hyacinthe der Mystick von Neuem, es geschehen magnetische Wunder und sympathetische Kuren, und die sonst freigeistigen Franzosen goutiren jetzt „Hoffmann" ergötzen sich an seinen Fratzenbildern, und verschlingen seinen Nachahmer Sne und Balzac.

„Es zeigt das Greisenalter der Welt an — entgegnete ein Anderer aus der Gesellschaft, das Gespräch fortspinnend, die Schwächen des Menschengeschlechts und die Rückschritte der Bildung und Aufklärung, wenn es sich nach den Erfahrungen von Sechs Jahrtausenden, und den vielfältigen Entdeckungen, der Natur in ihren ge-

heimſten Werkſtätten abgelauſcht, wieder zu den Ausgeburten kranker Phantaſie hinneigt, und die Popanzen der Kindheit vertheidigt. — Der Köhlerglaube wird zwar immer ein Eigenthum der beſchränkten und niedern Volksklaſſen bleiben, die ihre Kobolde und Alraunen ſo hoch zu halten wiſſen als Griechenland ſein, vom Himmel gefallenes Palladium, und die immer einige Geſchichtchen aus eigener Familie, als ſchlagende Beweiſe zur Hand haben, die dem Uhrahn oder der Großmutter begegnet waren, und die wie die Sagen der Völker von Kinder auf Kindeskinder übergehen; aber daß die gebildete Welt neuerdings dieſe Knechte Ruppprecht aus der Spinnſtube requirirt, daß ſogar die Schriftſtellergilde, dieſe Hohenprieſter der Bildung und Aufklärung die Fahne des alten Aberglaubens ſchwingt, und ernſthaft über Spiegelbilder und Seherinnen referirt, zeigt doch offenbar den Krebsgang des Verſtandes und Geiſtes, die Rückkehr egyptiſcher Finſterniß an.

Ereifern Sie ſich nicht mein verehrter Herr — fiel ich ihm freundlich ins Wort — die Welt verdient Ihre Phillippiva nicht, ſie liegt nicht ſo tief im Argen, als ſie denken. — Die Extreme werden ſich nie vergleichen, ſo wenig als die Pole des Magnets, als Wellington und Lafayette ſich zuſammen neigen. Die Wahrheit liegt dann gewöhnlich in der Mitte.

Goldene Worte: daß es im Himmel und auf Erden noch viele Dinge gibt, von denen ſich unſere Schulweis-

heit nichts träumen läßt — werden ewig wahr bleiben. Ohne dem Aberglauben ergeben zu seyn, glaube ich behaupten zu dürfen, daß in unserer Seele manches Wunderbare liegt, das wir mit unserm schwachen Verstande — der mit allen seinen Bestrebungen die Schranken nicht zu übersteigen vermag, die ihm die weise Allmacht gesetzt hat — nicht ergründen können. Ein Hang, der uns zum Wunderbaren hinzieht, — ein Laut der Geisterwelt, der in unserm Busen wiederhallt, und das Ahnungsvermögen genannt wird — selbst die Wunder des Magnetismus abgerechnet, alle Charlatanerien und Betrügereien — scheinen uns zu beweisen, daß es ein Land gibt, welches uns mit der Welt des Unsichtbaren verknüpft.

„Sie geben also zu, daß es wirklich eine Geisterwelt gibt, die unter uns ihr Wesen treibt, und die wir einst, wenn man den optischen Gläsern den gehörigen Schliff zu geben wissen wird, mit bewaffnetem Auge entdecken werden, wie wir jetzt schon die Millionen Schlangen eines Essigtropfens zu schauen vermögen? — fiel mir schreiend der Ungläubige ein. — Ich konnte mir das wohl von einem Manne, der mehr in der Ideenwelt als in der Wirklichkeit domizilirt, im Voraus denken! Die Herren, die im Wachen träumen, glauben mit der Zeit selbst, was ihnen ihre aufgeregte Phantasie vorgaukelt! —

„Ich werde genöthigt seyn, wie der Kampfrichter den weißen Stab inzwischen zu werfen, um den Streit zu enden, bevor er sich zur stürmischen Parlaments-Versamm-

lung gestaltet, wo sich die ehrenwerthen Lords für das Wohl des Staates in die Haare gerathen! — sagte lächelnd die anmuthige Hausfrau — und lieber die Frage unerörtert lassen. Übrigens kann ich nicht anders, als mich an unsern neuen Freund anschließen, der weder dem Teufel mit Bokshorn und ellenlanger blutrother Zunge, noch häßlichen Gnomen und Zauberdrachen das Wort spricht, noch alle geistigen Einwirkungen geradezu verwirft, wie Sie mein Herr Philosoph; sondern unsere Brust wie die Aeolsharfe von leiser Berührung einer unbekannten Welt ertönen, und unsere Seelen als Glieder einer Kette betrachten läßt, an die sich alles geistige Seyn, vom lebendigen Funken im unterwürfigen Thiere bis zum Cherub am Throne des Ewigen stufenweise sich reiht, und wodurch, so wie die irdische Welt durch weise Ordnung verbunden ist, auch die Geisterwelt eng verbunden erscheint. Der Hang zum Wunderbaren gegründet im menschlichen Herzen, die steten Bestrebungen des Geistes, die Geheimnisse der Natur zu enthüllen, die Ahnungen, die wie Blitzstrahlen eine neue Welt erleuchten, die von unerreichbaren Wünschen durchglühte Brust, die Versuche der Vernunft, die beengenden Fesseln zu brechen, die Sehnsucht bei dem Aufblicke zu den ewigen Sternen — alles dieß scheint unsere Vermuthungen zu bewahrheiten. Und sollen diese Träume, die oft die halb bewußtlose Seele umweben, die warnend, belehrend, kräftigend, beseeligend ein befreundeter Ruf aus dem Zukunftlande zu seyn scheinen, die oft eine

schnelle Erfüllung in der Wirklichkeit mit sich führen, nichts weiters seyn, als Ausgeburten der erhitzten Phantasie, und ihre Erfüllung ein Werk des bloßen Zufalls? —

„Ich habe stets gesunden Schlaf und träume selten, entgegnete der hartnäckige Philosoph, auch sind meine Träume stets Parodien erlebter Tagsneuigkeiten, worin durchaus keine Geister anderer Welten spucken; sollte mich irgend einmal solch ein unheimlicher Traum überraschen, worin die personifizirte Geisterwelt mit ihrem Sprachrohre, aus dem für mich mit X bezeichneten Lande, wie der Thürmer des Stephansthurms, in mein Schlafzimmer hineinruft — oder sollte aus meiner Umgebung, irgend ein guter Bekannter mir heute einen solchen Traum erzählen, den ich des andern Tages, mit eigenen Augen in Erfüllung gehen sehn; so ist es noch immer Zeit meinen Unglauben abzuschwören. „Ohne ihren Sophistereien viel zu entgegnen" sagte Frau von Schrank — was uns nur in unnützen Streit verwickeln könnte, und worin ich als eine Dame gegen einen Gelehrten immer den kürzern ziehen mußte — stelle ich Ihnen hier in meiner Jugendfreundin in der Banquierswitwe von Grünbusch ein lebendes Beispiel vor, das meine Behauptungen leider nur zu sehr bestätigt. Oft habe ich in stillen Stunden über ihr sonderbares Geschick nachgedacht, und jeder Zeit wurde dadurch in mir die Überzeugung fester, daß eine Einwirkung unbekannter geistiger Kräfte auf unser irdisches Le-

ben ſtatt findet, wodurch eine Verbindung beider Welten ſich feſtſtellt. —"

„Ich habe damals Manches von jener merkwürdigen Traumerſcheinung gehört, ſprach eine Dame aus der Geſellſchaft zu Frau von Grünbuſch — die Sie auf dem Landhauſe Ihres Herrn Vaters hatten. Die ganze Stadt war von dieſem Ereigniſſe voll, die widerſprechendſten Gerüchte hierüber gingen von Mund zu Mund, aber nie hatte ich Gelegenheit, mich von dem eigentlichen Hergange dieſer ſonderbaren Begebenheit zu unterrichten. — „O! erzählen Sie doch, wir bitten Sie darum! riefen alle Anweſenden, wie aus einem Munde.

Auf einen freundlich aufmunternden Blick der Hausfrau, begann die Mutter der herrlichen Juno mit folgenden Worten: „Außer eines Momentes, der durch ſeine höchſt traurigen Folgen bedeutend, und für meine ganze Lebenszeit entſcheidend ward, enthält die Geſchichte meines Lebens nichts Ausgezeichnetes. —" Meiner Anſicht nach, „ſagt Frau von Staël irgendwo," iſt das Leben aller Frauen ſich gleich, und ich muß ihr hierin recht geben. — Eine Frau, ſchon von zarter Jugend an, gebannt in des Hauſes ſtillen Bezirk und in ihre einfache Umgebung, wirkt nicht hinaus in die wogende Welt, ſie durchzieht nicht, preisgegeben den Stürmen des Lebens, gelockt durch den Ruf der Ehre, oder der Wiſſenſchaft, oder der Sucht ein glänzendes Loos zu erringen die weite Erde, daher ſich keine beſondern Ereigniſſe an ihre Tage

knüpfen. — Ich bin die Tochter eines geachteten Kaufmanns aus M**, meine Mutter im Kloster erzogen, hatte dadurch die Einsamkeit so lieb gewonnen, daß sie mit ihren Kindern, jeden Jahres, mit dem ersten Lerchenrufe, die geräuschvolle Stadt verlassend, sich auf ein fernes Landgut zurückzog, wo wir der Natur und ihren einfachen Freuden lebend, die Zeit zubrachten, bis die ersten Schneeflocken uns zwangen, in den beengenden Mauern der Residenz vor dem herannahenden Winter Schutz zu suchen.

Geboren und erzogen in der grünen Waldesnatur, hatte ich das Land lieb gewonnen, und kannte keine andern Genüsse, als die mir daselbst sich bothen. So flossen die Tage ungekränkt dahin, und nur die Ankunft des Vaters, wenn es seine Geschäfte erlaubten, einige Tage in unserer Mitte zuzubringen, oder des Bruders, wenn er die Ferienzeit bei uns verlebte, waren Festtage für uns, und brachten neues Leben in unsern stillen Wirkungskreis. Mit Liebe an meiner Familie und meiner Umgebung hangend, dachte ich an nichts weiter, als mit ihnen, und für sie zu leben, — Ich wuchs heran, erblühend, und eintretend in die Zeit, wo Sehnsucht und Wünsche die Brust erfüllen, aber mein Herz war ruhig, keine Wünsche beengten dasselbe, und die Ahnungen des Himmels einer seligen Liebe blieben mir unbekannt."

„Da schwang Bellona die Fackel des Krieges, zahllose Schaaren kamen über den Rhein, und überschwemmten Deutschland, geführt von dem Sohne des

Glückes. Bisher war unſer ſtiller Aufenthalt von den Drängern verſchont geblieben. Eines Abends ging ich in das nahe Dorf, die dürftige und kranke Schullehrerswitwe daſelbſt zu beſuchen. Ich fand ſie vom Fieber heftig ergriffen, und ſchickte das Mädchen nach dem Arzte ins Schloß. — Nicht lange ſaß ich am Lager der Leidenden, als ich Reiter durch den Ort ſprengen hörte, und wüſter Lärm ſich heranwälzte. Ich wurde ängſtlich. — Was hatte dieß zu bedeuten? — Noch nie war die Ruhe meiner Umgebung ſo gewaltſam geſtört worden, und eben trat ich ans Fenſter, um der Urſache nachzuforſchen, als die Thüre mit Geräuſch aufgeriſſen wurde, und das Mädchen von einer Truppe betrunkener feindlicher Soldaten verfolgt, hereinſtürzte. —

Das unedle Benehmen der Eindringenden gab mir Muth; ich ſtellte ihnen lebhaft ihr unwürdiges Betragen vor; ſie ſtutzten anfangs und traten zurück, doch mit neuem Ungeſtüm drangen ſie in mich, und forderten lärmend Wohnung und Speiſe. Vergebens bemerkte ich Ihnen mit eindringenden Worten, daß ſie ſich gedulden möchten, bis durch den Verwalter des herrſchaftlichen Schloßes — der ſich vermuthlich auf dieſen unerwarteten Beſuch nicht vorbereitet habe — Rath geſchafft ſey; vergebens ſuchte ich ihnen begreiflich zu machen, daß ihre Anzahl auf keinen Fall Platz in der ärmlichen Hütte einer kranken hülfloſen Witwe finden würde, die eben ſo wenig geeignet wäre, die übrigen Bedürfniſſe für ſie herbeizuſchaffen; ihre Ver-

wünschungen, ihr Toben übertäubten meine Gründe, und der Tollkühnste nahte sich dem Schmerzenslager, drohend die jammernde Alte aus dem Hause zu werfen, und sichs in ihrem Bette bequem zu machen. — Schon hatte er die frechen Hände nach der Decke ausgestreckt, an welcher die Unglückliche vom Fieber durchschauert, halb bewußtlos und krampfhaft sich festhielt, als ich mit gerechtem Zorne, und mit einem Auge gleich dem Flammenschwerte eines Cherubs, mich vor das Bett stellte, und — ich weiß nicht, woher ich den Muth bekam? — den Taumelnden so heftig zurückstieß, daß er zu Boden fiel. In dem Augenblicke war ein Dutzend Säbel gegen mich gezückt, und ich würde sicher ein Opfer der Rasenden geworden seyn, — als plötzlich die Thüre aufging, und eine hohe kräftige Gestalt in blanker Uniform, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, hereinschritt, und mit Donnerstimme Ruhe geboth. — Die Soldaten traten bestürzt zurück, und der Schreckenruf: le Colonel! tönte von Mund zu Munde. — Mein Anblick hatte den Obersten sichtbar ergriffen; es schien, er müsse sich eben so gut sammeln, wie ich, und eine Pause trat ein, in der man nur die schweren Athemzüge der Kranken hörte.

Endlich kam er mir näher, faßte meine Hand, und sein Bedauern über diese Scene ausdrückend, sprach er mir Muth ein, und befragte mich über die nähern Umstände dieses Vorfalls. Mit nachdrücklichen Worten, und wahrer französischer Suade, ermahnte er die durch den

gehabten Schrecken nüchtern gewordene Truppe, der Pflichten ihres Standes eingedenk zu seyn, und den Ruhm ihrer Siege nicht durch unedle Thaten zu beflecken. Er befahl ihnen sogleich das Haus der Noth zu verlassen, und auf dem Dorfplatze ruhig abzuwarten, wohin man sie anweisen wird, den Urheber des Tumultes aber belegte er mit Arreststrafe.

Laut zog die Soldateska ab, den Schuldigen mit sich führend. Der Oberste stellte eine Wache vor die Thüre der Hütte, die arme Kranke vor ähnlichen Überfällen zu schirmen. Indeß hatte auch der Arzt sich eingefunden, und das Nöthige verordnet, und ich trat ziemlich beruhigt, und dem Befehlshaber für seine Vermittlung dankend, den Rückweg an.

Der Oberst both mir mit echt französischer Galanterie (die diese Herren der Welt in ihrer glänzenden Epoche stets auszeichnete) den Arm, und bot seine ganze Beredsamkeit auf, mich zu unterhalten; allein die bewegte Scene, von der ich so eben nicht nur Augenzeuge, sondern auch Mitspielende war, und die mit Sturmesmacht in mein stilles Leben gebrochen, hatte mich zu sehr aufgeregt, als daß ich seinen Bemühungen besondere Aufmerksamkeit schenken konnte. Da traf ich auf einen Bedienten, der mich zu suchen ausgeschickt worden, ich dankte dem Obersten höflich, und eilte schnell ins Schloß zurück.

Hier war alles in Bewegung, den unvermutheten und ungebethenen Gästen ihre Aufenthaltsorte anzuweisen. Ich

ging daher in den Garten, noch immer aufgereizt, und mit abwechselnden Bildern beschäftigt. Ein sonderbares unbehagliches Gefühl hatte mich ergriffen, mir war, als ob dieser Tag für mein ganzes Leben entscheidend seyn sollte; als ob mit ihm ein eherner Würfel des Schicksals gefallen sey, der mein Loos unwiderruflich bestimmt habe. Die Finsterniß senkte sich rings auf die Flur, ohne daß ich es gewahr wurde, endlich rief man mich ins Speisezimmer. Ich fand schon alles versammelt, meine Mutter trat mir entgegen, und stellte mich einem fremden Gaste vor, dem Befehlshaber des angekommenen Regiments, und nannte ihn den Marquis von Bolland, es war der Oberst, dessen Bekannschaft ich bereits in der Hütte der Armuth gemacht hatte.

Der Oberst eröffnete an der Tafel, daß er mit seinem Regimente durch längere Zeit hier stationirt sey, daß es ihn freue, in solch liebenswürdiger Umgebung die Tage der Muße, die dem Krieger in bewegter Zeit kurz zugemessen wären, verbringen zu können, er bath, ihn als ein Glied des Hauses anzusehen, da er keineswegs wünsche, die Ordnung, und die Gewohnheiten desselben zu stören, sondern sich denselben zu fügen, daß er alles anwenden werde, den Dorfbewohnern die Lasten der Einquartierung soviel wie möglich zu erleichtern, und versicherte die strengste Mannszucht unter seinen Untergebenen zu handhaben.

Der Oberst war von hoher Statur und einem ange-

nehmen Äußern, er konnte ein schöner Mann genannt werden. Dazu kam noch sein feines zuvorkommendes Betragen, das ihn liebenswürdig machte. Auf mich jedoch hatte er keinen Eindruck gemacht, obgleich vorzüglich sein Augenmerk nur mir zu gelten schien, und er stets mich umschwebte. Seine freien Stunden, und deren hatte er viele, brachte er stets in meiner Gesellschaft zu. Er erwies mir alle möglichen Aufmerksamkeiten, und war mein steter Begleiter.

Die Gegend hatte viele reitzende Punkte, und da er ein großer Freund der schönen Natur war, so bath er mich sein freundschaftlicher Cicerone zu seyn, und ihm die interessantesten Ansichten zu zeigen. Er hatte die Gabe angenehm zu unterhalten, und die Zeit hinzutändeln, eine Eigenschaft, die er zwar mit allen Bewohnern jenseits des Rheins gemein hatte, die jedoch durch eine vielseitige Bildung noch um vieles erhöht wurde. —

Mit diesem allen ward ihm auch von der Natur eine angenehme Stimme, und wenn rauhes Wetter uns in den beengenden Räumen des Hauses festhielt, mußte ich seinen Gesang auf dem Claviere begleiten, oder er hatte ein gediegenes Werk der neuesten Literatur zur Hand, woraus er mir vorlas. Oft, wenn er eine schöne Stelle gelesen hatte, oder eine ergreifende Situation der handelnden Personen ihn besonders anzuregen schien, brach er plötzlich ab, und heftete fragend seinen, in Thränen schwindenden Blick auf mich; er schien im Begriffe, et-

was auszusprechen, was sein Inneres bewegte, ein Geheimniß offenbaren zu wollen, das seine Brust verbarg; aber mein ruhiger Blick, mein stilles, leidenschaftloses Benehmen, schien es wieder in den alten Fesseln zurückzuscheuchen, und mit einem Seufzer nahm er den Faden der Erzählung wieder auf.

Hätte ich nur eine Ahnung vor dem gehabt, was in ihm vorging, hätte jene Gottheit in meinem Busen gewohnt, die früh oder spät jedes Herz besiegt, ich hätte den gefährlichen Weg bald erkennen müssen, den ich sorglos wandelte; allein, ich kannte die Liebe noch nicht, mein Herz war ruhig, jene gewaltige Stimme der Natur hatte noch nicht zu mir gesprochen, und es schmeichelte blos meiner Eitelkeit, wenn der schöne Krieger, mich vor allen meines Geschlechtes besonders auszuzeichnen schien. — Im Hause jedoch und im Dorfe hatte man klarer gesehen, richtiger das Verhältniß beurtheilt, in dem der Oberst zu mir stand. Jedes wandte sich mit seinen Angelegenheiten mit seinen Beschwerden an mich, und da es meinem mitleidigen Herzen zusagte, die Vorsprecherin der Notheleidenden und Unterdrückten zu werden, und stets von der Gerechtigkeit meiner Bitte überzeugt war; so nahm es mich gar nicht Wunder, wenn der Oberst ohne nähere Prüfung und Untersuchung mir alles schnell und unbedingt zusagte. Ich ließ es mir nie träumen, daß er mir gewährte, was er dem Rechte und der Menschheit zu gewähren schuldig war.

Endlich kam die Stunde, die mich über die Absicht meines Hausgenossen aufklärte, und die wie ein Blitzstrahl in mein Inneres fallend, mir die Untiefen zeigte, über die ich wie eine mondsüchtige hinweggaukelte. — Wir saßen bei Tische. Der Oberst, der wie gewöhnlich die Seele des Gespräches, war heute besonders bei guter Laune, und hatte uns gerade einige heitere Züge aus seinem Kriegerleben mitgetheilt, als eiliger Hufschlag den Weg zum Schloß herauftönte, und ein Reiter in Galopp in den Hof sprengte, der gleich darauf, von den Bedienten heraufgewiesen, ins Zimmer trat, und dem Obersten eine Depeche überreichte. — Dieser erbrach hastig das Papier, und laß schnell. Sein Antlitz erblaßte, mit jeder Zeile wurde er bleicher, endlich schlug er das Schreiben zusammen, sprang auf, stammelte verstört einige Worte, und eilte hinab. — Bald darauf ward Lärm im Dorfe, Trommeln wirbelten die Gassen auf und nieder, aus allen Häusern strömten Soldaten, und sammelten sich um ihren Sergeanten, und ihre Zurüstungen deuteten auf schnellen Aufbruch.

Ich war unterdessen in den Garten gegangen, bedauernd, an dem Obersten einen freundlichen Gesellschafter meiner Einsamkeit zu verlieren. Bald hörte ich seinen klingenden Tritt, er nahte eilig. Als ich ihm entgegen ging, erschrack ich über sein Aussehen. Der Mann, der unter den Schrecken des Krieges seine Tage verlebte, der dem Tode in so mancher blutigen Schlacht getrotzt hatte,

kam auf mich zu, verstört, wankend, bleich; er faßte meine Hand. „Verzeihen Sie — sprach er mit fast zitternder Stimme, daß ich hier Ihre Einsamkeit störe, allein ich fand Sie nicht im Kreise Ihrer Angehörigen, nicht auf Ihrem Zimmer; die Zeit drängt, die Augenblicke sind, wie gemessen, und das mag meine Unbescheidenheit entschuldigen. — Die so eben erhaltene Ordre mahnet zum schnellen Aufbruch, und der Befehl des Kaisers ruft mich weit von hier. Ich werde ohne Zweifel vor Abschluß des Friedens keine Gelegenheit finden, in Ihre Nähe zurückzukehren, daher ich aus diesem Hause nicht zu scheiden vermag, ohne daß die bangen Zweifel gelöst sind, die meine Brust quälen, und ohne daß Sie das Loos geworfen, das über mein Leben und meine Zukunft entscheidet. Ihr richtiges Gefühl, und der feine Takt der Weiblichkeit ließen Sie gewiß die Ursache meiner Bemühungen deuten, und Sie ahneten wohl längst, daß Bedürfniß des Herzens, und nicht gewöhnliche Galanterie mich an jeden Ihrer Schritte fesselte. Der erste Augenblick unseres Zusammentreffens war für mich entscheidend und bei Ihrem Anblicke fühlte ich zum ersten Male in meinem Leben, was Liebe sey. Schon früher hätte ich Ihnen mein Geständniß abgelegt, wenn nicht das unerklärliche, bald kältere Benehmen von Ihrer Seite mich gezwungen hätte, meine Erklärung auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben. — Jetzt im Augenblick des Scheidens bleibt keine Wahl mehr, und ich trete, vertrauend auf Ihre

Güte und Ihr Gefühl, vor Sie, das Wort der Seligkeit von Ihren Lippen zu vernehmen. Aus einer alten Familie Italiens ſtammend, die ihre Zweige auch in Frankreich ausgebreitet hat, bin ich im Stande, Ihnen ein glänzendes Loos zu bieten, und von den reitzenden Ufern der Garone bis an den Fuß der Pyrenäen erſtrecken ſich meine zahlreichen Beſitzungen. — Die Siegesgöttin, die Bonaparte über den Gotthart führte, begleitete Napoleon auch in die Ebenen Deutſchlands, ſo eben krönte ihn das Glück durch den doppelten Sieg bei Auerſtädt und Jena, und da der Weg nach der Hauptſtadt uns offen ſteht, wird ein baldiger Friede die Folge unſers glorreichen Feldzugs ſeyn. — Dann eile ich auf Flügeln der Sehnſucht herbei, Sie als meine Gemahlin heimzuführen, um in den grünenden Thälern meines Vaterlandes die Beſchwerden des Krieges in den Armen der Liebe zu vergeſſen. Verbannen Sie daher alle weibliche Ziererei, ich beſchwöre Sie darum, laſſen Sie blos Ihr Gefühl ſprechen, befreien Sie mich von der Angſt, die gleich dem Schwerte des Dyonis drohend über meinen Scheitel ſchwebt. — Horchen Sie, wie der Trompeteruf mich mahnend an meine Pflicht, an die Spitze meiner Waffenbrüder fordert! — ſprechen Sie das Jawort aus, und laſſen Sie mich ſcheiden, den Himmel in der Bruſt, der mich kräftigen wird in allen Schrecken der Schlachten! — Bei dieſen Worten ſank er vor mir aufs Knie, und hob ſein Auge bittend empor.

Ich ſtand da wie eine Bildſäule, kalt und ſprachlos. — Ich fühlte Mitleid mit dem Unglücklichen, ich fing an, mir Vorwürfe über mein Betragen zu machen, obgleich ich keine Schuld an mir finden konnte; allein mein Inneres blieb ruhig, mein Herz war kalt. — Ich hatte wirklich alle ſeine Huldigungen für das genommen, was ſie bei den Männern gewöhnlich ſind, für Galanterie, für franzöſiſche Sitte, jedoch nie geträumt, daß es Liebe ſeyn könnte. — Zudem war ich mit ganzer Seele ein deutſches Mädchen, und hatte von Kindheit an, Haß gegen die blutigen Männer der Revolution, gegen die Unterdrücker meines Vaterlandes eingeſogen. Dieſer Widerwille wurde in mir genährt, wuchs und wurde unüberwindlich. —

Er kniete noch immer. — Seine Lippen bebten, kalter Schweiß perlte auf ſeiner Stirne. — „Sie ſprechen nicht?" begann er endlich, als er lange ſein Auge fragend an meine Lippen heftete, gleichſam das Wort bewachend, das aus meinem Munde kommen ſollte, ſein Schickſal zu entſcheiden! — Die Trompete mahnte dringender — „Sie ſprechen nicht! und ich ſollte ſcheiden, den ewig nagenden Wurm der Ungewißheit in meiner Bruſt! — Rütteln Sie mich empor aus meinen Träumen, ſtoßen Sie mich hinab von der Schwelle gehoffter Seligkeit in den bodenloſen Abgrund der Verzweiflung — ich beſchwöre Sie, wenn Sie ſelbſt einſt glücklich werden wollen,

öffnen Sie dieſe kalten Lippen, ſey es zu meinem Glücke oder zu meiner Verbannung." —

„Ich bitte Sie Herr Oberſt, faſſen Sie ſich — Ihre Stimmung" — ſtammelte ich, unbewußt, was ich ſagte.

„O! laſſen Sie das! laſſen Sie alle die Gründe, womit eine ſogenannte gebildete, moderniſirte, höfliche, ſittige Zeit ihre herben Worte überzuckert, und alle dieſe nichts ſagenden Phraſen, die auf ihren Lippen ſchweben, geben Sie mir nur Ein Wort der Wahrheit — ich bin ein Mann Auguſte! —"

Wohlan, weil Sie es denn ſo verlangen, ſo hören Sie nur das Wort meines Herzens, es heißt: Nein!

Wild ſprang er empor, wankte einige Schritte, dann brach ſeine Kraft zuſammen, und er ſank an der Ruhebank nieder, ſein Geſicht mit beiden Händen verhüllend. —

Erſchrocken eilte ich hinzu, ihn aufzurichten, aber heftig wies er meine Hand zurück, da ſchmetterte zum dritten Mal der Trompetenruf, und ſtolz ſich in die Höhe richtend wandte er ſich noch einmal zu mir. Mit Entſetzen ſah ich in ſein vom Schmerz verzerrtes Antlitz, das in kalten Stein verkehrt mit erſtorbenem Auge mich anſtarrte. Eine Thräne zitterte auf der erblaßten Wange, ſeine Hand ergriff die meine, und eine eiſige Kälte durchzuckte mich. —

„Sie haben — ſagte er mit ruhiger, aber klangloſer Stimme — ein herzloſes Spiel mit mir geſpielt; wie ein Räuber haben Sie mir mit Hohnlächeln meine See-

ligkeit geraubt, wie ein Dieb den Himmel meines Herzens gestohlen! mein Loos ist geworfen, keine Ruhe wird mir mehr; mich ruft die Pflicht in die Reihen des Vaterlandes, ich werde den Tod suchen und ihn finden auf dem Felde der Ehre, und wohl wird mir erst dann, wenn eine feindliche Kugel mich vom Leben scheidet! — Aber auch Sie, obgleich ich Ihnen alles Glück der Erde wünsche, werden nicht glücklich seyn; denn die Vergeltung schreitet hinter jeder That einher, kürzer oder langsamer erreicht sie endlich doch ihr Ziel. Weit fort ruft mich die Ehre, und verschont mich der Friedensengel auf deutscher Erde, so werde ich in Spaniens Gefilden, wo Mord und Verrath hinter jedem Baume lauert, ihn desto sicherer treffen. — Leben Sie wohl, aber in der Stunde meines Todes werde ich noch einmal vor Sie treten, und Ihnen meine Wunden zeigen, damit Sie erfahren, wenn mir Ruhe geworden, dann beten Sie für mich!" — Er stürmte fort, ich hörte noch seine Stimme, den Befehl zum Aufbruch ertheilen, Trommeln und Trompeten schallten, und noch lange drang der Hufschlag und das Gewirre der Abziehenden in mein Ohr. Stille und in mich gekehrt saß ich da — regungslos. — Als mich die Stimme der Suchenden aus meinen Träumen weckte, war es finstere Nacht um mich geworden, Fieberfrost rüttelte meine Glieder, und ich mußte mich schnell zu Bette begeben. Eine heftige Krankheit brach aus, die mir Wochenlang alle Besinnung raubte. Als ich durch sorgfältige Pflege meiner

Angehörigen, durch die Bemühungen der geſchickteſten Ärzte aus der Hauptſtadt wieder genas, lag die Vergangenheit, und die Erinnerung an jene entſetzliche Stunde wie abgeſchloſſen hinter mir, und war von der Tafel meines Gedächtniſſes verlöſcht. Jahre vergingen, mein Leben war ſo ſtille und einſam wie vormals, getheilt zwiſchen häuslichen Geſchäften und den einfachen Freuden des Landlebens, und eine behagliche Ruhe und ungetrübte Heiterkeit hatten ihre Flügel über mich ausgebreitet.

Da kam einſt mein Bruder, in Begleitung ſeines Freundes, des Sohnes aus einem reichem Wechſelhauſe der Reſidenz auf Beſuch. Rauſchende Feſtlichkeiten, wobei die ganze Umgegend ſich einfand, verdrängten die Stille aus unſerm ländlichen Aufenthalte. — Eduard, war einer jener ſanften edlen Charaktere, die mit feiner Bildung viele Herzensgüte verbinden, und ihre Luſt im ſtillen, anſpruchsloſen Wirken finden, unſere Herzen fühlten ſich unwillkührlich angezogen, und zum erſten Male empfand ich das ſüße Gefühl der Liebe und Gegenliebe. Meine Ältern hatten nichts entgegen, ja ſie waren ſehr erfreut über die getroffene Wahl, da ſie bei meinem Hange zur Einſamkeit kaum glaubten, daß ich den längſt in Geheim gehegten Wunſch, mich vermählt zu ſehen, jemals erfüllen werde — In kurzem fand unſere Verbindung ſtatt, und ich wurde Eduards glückliche Gattin. — Sein Vater zog ſich von den Geſchäften zurück, und übergab ihm Alles. Seine Unternehmungen waren ausgebrei-

tet und glücklich, die Vorausſagen des verzweifelnden Oberſten waren alſo nicht eingetroffen. Ich durchlebte fünf Jahre der ungetrübteſten Seligkeit, und hatte drei liebenswürdige Kinder, zwei hoffnungsvolle Knaben, und dieſe Tochter, welche ſich ſo eben aus unſerer Mitte entfernte, die Stütze meines abnehmenden Lebens, und meine liebe Pflegerin. —

Einſt, in den Herbſttagen jenes Jahres, als Europa mit ſeinem Unterdrücker den Rieſenkampf rang, beſuchte ich mit meiner Familie meine Ältern, die ſich auf das ſtille Landhaus zurückgezogen hatten, wo ich meine Jugendjahre verlebte. Es war ein ſchöner Nachmittag, ich befand mich in jener verhängnißvollen Laube, ein Buch in der Hand; die Kinder ſpielten im Freien auf einer nahen Wieſe, ſo, daß ich von meinem Ruheplatze aus auf ſie ſehen konnte. Ich wollte leſen, aber ich vermochte es nicht, ein ſonderbares beängſtigendes Gefühl, dem ich keinen Namen zu geben wußte, hatte ſich meiner bemächtiget. Ich war in jenem ungewiſſen Zuſtande zwiſchen Wachen und Träumen, der mich wie ein magiſches Netz umzog. Doch konnte ich alles deutlich und mit vollkommnen Sinnen wahrnehmen, was um mich vorging. Da rauſchte es im nahen Gebüſche, ich hörte leiſe Fußtritte, und mit langſamen Schritten nahte ein Mann in glänzender Uniform, als er herankam, erkannte ich in ihm den Oberſt. — Er ſtand vor mir und heftete lange ſeinen düſteren ſchmerzlichen Blick — gerade wie damals, als er an der-

ſelben Stelle mit dem Fluche der Verzweiflung von mir ſchied — unverwandt auf mich. An ſeiner Bruſt ſchimmerten drei Orden, aus drei Wunden floß Blut. — Entſetzt wollte ich dem ſchrecklichen Anblick zu entfliehen ſuchen, aber meine Glieder waren gelähmt, meine Füße verſagten mir den Dienſt; und ich ſaß, als hätte das Schreckensbild mich in ſeinen Zauberkreis feſtgebannt. — Da öffneten ſich ſeine bleichen Lippen, mit hinſterbender Stimme ſagte er: „Ich ſuchte den Tod in den Schluchten Spaniens, mich traf keine verrätheriſche Kugel des Guerillas, ich zog durch die ſchneebedeckten Wüſten Rußlands, mich floh aber das Verderben, das todbringend in allen Geſtalten auf Frankreichs ſinkende Helden lauerte. Sieben volle Jahre rang ich mit meinem freudenloſen Daſeyn — erſt jetzt — auf Leipzigs Fluren — fand ich das lang erſehnte Grab! Auf ewig ſcheidend vom Licht der Sonne, trete ich noch einmal vor dich hin, und ſo ſehr ich jene Verwünſchungen bereute, die ich in der unglücklichſten Stunde gegen dich ausſprach, ſo naht doch ihre Erfüllung mit Rieſenſchritten — du wirſt ferner nicht glücklich ſeyn! —

Schauer durchrieſelte mein Gebein bei dieſen Worten, die mir wie aus dem Grabe ertönten — da hob Volland von Neuem an: „Sind das deine Kinder Auguſte? — Ja antwortete ich unwillkührlich mit kaum hörbarer Stimme. — Er trat näher und betrachtete ſie wehmüthig. Bei ſeinem Erſcheinen waren ſie, wie von magnetiſcher Hand berührt, in tiefen Schlaf geſunken. —

Er schritt auf die Knaben zu, strich ihnen lächelnd das blonde Haar aus der Stirn, und küßte sie — dem Mädchen nahte er nicht — dann wandelte er einen Seitenweg zu, und verschwand mit leisem Rauschen im Gebüsche. —

Als ich wieder den freien Gebrauch meiner Glieder erhielt, war ich geneigt, den ganzen Vorgang für einen, jener besondern Träume zu erklären, die uns so lebhaft vor die Seele treten, als wenn die geträumte Vorstellung wirklich geschehen wäre — Nach wenig Tagen erschien mein Gatte, mich abzuhohlen, und ich kehrte freudig mit ihm in unser Haus zurück, das bald ein Haus der Trauer und des Unglückes werden sollte! — In der Stadt war alles in fröhlicher Bewegung, Jubel und Triumphgesänge schallten durch Haus und Flur. —

Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen, Deutschland sich selbst wiedergegeben, und die Fesseln fremder Herrschaft durch muthige Selbsthülfe zerbrochen. So sehr ich gleich jedem deutschen Weibe den fremden Gewalthabern abhold war, und mit lautem Herzensschlage die Siegesnachricht vernahm, konnte ich mich dennoch einer bangen Ahnung kaum erwehren, wenn ich jenes gehabten Traumes gedachte. — Als in kurzem die Zeitungen Berichte über die Völkerschlacht lieferten, und die nähern Details des verzweifelnden Kampfes zur Kenntniß brachten, gedachten sie auch in der langen Reihe der, dem sinkenden Glückssterne des Kaisers gefallenen Opfer, des Di-

visions Generals Marquis von Bolland, der mit sieben Wunden bedeckt, vor den Thoren Leipzigs ritterlich gefallen war. — Mein Blut starrte, als ich die Anzeige gelesen, das Blatt entfiel meiner zitternden Hand, und ich dachte wie Makbeth als die erste Prophezeihung der Schicksalsschwestern in Erfüllung ging, doch nicht so freudig wie er, dem sie die Krone verheißen, daß das Größte noch zurück sey! —

Bald darauf kränkelten die Knaben. Höllenangst erfaßte mich, Tag und Nacht wich ich nicht von ihren Betten, doch vergebens war meine mütterliche Pflege, mit der ich rastlos von einem Lager zum andern eilte, mit eigener Hand die Arzneien reichend, Trost predigend, den ich selbst nicht besaß; Vergebens war die Verschwendung von Tausenden, die Rathschläge der berühmtesten Ärzte, Niemand kannte ihre Krankheit. Sie wurden bleicher und bleicher wie die Lilien, das Leben wich aus ihrem Antlitze; langsam siechten sie dem Grabe zu. So verging und kam das Jahr, und als der 18. October wiederkehrte, mit Jubel gefeiert von dem freien Vaterlande, war ich unter so vielen Glücklichen die Einzige Unglückliche — denn ich lag thränenlos am Sarge, der die beiden geknikten Lilien, brüderlich umschlungen, umfaßte! — Ich flehte den Himmel an, mich mit meinen Kindern hinzunehmen, aber der Himmel blieb meinem Flehen verschlossen, denn noch hatte ich den Becher des Leidens nicht bis auf den Grund geleert. Mein Gatte, tief erschüttert durch den Verlust

der hoffnungsvollen Söhne, wurde unabläßig vom Schicksale verfolgt, und erlitt manchen unvorgesehenen empfindlichen Schlag, jede seiner Unternehmungen scheiterte, und das Glück schien ganz von unserem Hause gewichen; er litt im Stillen, und nur in meinen theilnehmenden Busen schüttete er seine Klagen aus. Seine Billanzen wiesen jedoch noch immer einen Vermögensstand aus, der uns erlaubte, in der Entfernung von der Hauptstadt eine kleine Besitzung anzukaufen, und in stiller Zurückgezogenheit die noch übrigen Tage zu beschließen. Es war bereits im Werke, als jene bekannten Bemühungen des Handels und das Mißtrauen in den Werth der englischen Banknoten, die Banken Englands erschütterten, und den Sturz angesehener Häuser herbeiführten, mit ihnen verlor mein Gatte sein ganzes Vermögen, und wurde zahlungsunfähig. Dieser unerwartete Schlag und die Gewißheit, mich und meine Tochter in Armuth gesetzt zu haben, untergrub seine schwache Gesundheit vollends; er starb in meinen Armen, ohne daß es mir vergönnt war, ihm zu folgen!" —

Tief erschüttert schwieg Frau v. Grünbusch, die Erzählung hatte sie sehr erschüttert, und die Leiden ihrer wunden Brust erneut. Theilnehmend waren alle Blicke auf sie geheftet, und eine lange Pause bezeichnete die Rührung der Gesellschaft. Nachdem sie sich wieder gesammelt hatte, fuhr sie fort." Nur der Gedanke, daß mir noch ein Kind geblieben, das die kalte Hand der unheilvollen

Erſcheinung nicht beruhet hatte, und der vom Leben Scheidende nicht durch ſeinen Kuß dem Tode verfallen erklärte; der Troſt, daß ich aus dem Schiffbruche des Glückes doch ein theures Gut gerettet, hielt mich aufrecht, und es war mir ein ſüßes Geſchäft durch meiner Hände Arbeit für die Exiſtenz eines geliebten Weſens ſorgen zu können. Tag und Nacht wurde zum Erwerbe verwendet, um nur im Stande zu ſeyn, dem geliebten Kinde, den zu ihrer Ausbildung nöthigen Unterricht ertheilen laſſen zu können. Ich habe dieſem Zwecke manche Entbehrung zum Opfer gebracht, aber der Himmel hatte mich dafür geſegnet, und der Saame fiel auf fruchtbares Erdreich. Ich ward von langwieriger Krankheit heimgeſucht, und meine liebende Tochter vergalt mir reichlich, was ich an ihr gethan; ſie hatte ſich am Tage die zarten Hände wund gearbeitet, um es mir an nichts mangeln zu laſſen, und Nachts an meinem Krankenlager gewacht — und ich murre nun nicht mehr über mein Schickſal, da es mir dieſe Stütze gelaſſen, an der meine zitternden Hände ſich erhalten werden, bis einſt der Friedensgeber mir die müden Augen zudrückt!"

— Als die Erzählerin geendet hatte, äuſſerten die Anweſenden ihre Vermuthungen darüber. Indeß ein Theil die Wirklichkeit der Erſcheinung zugab, wurde ſelbe von den Andern heftig beſtritten, und der ganze Vorgang in das Gebiet der Träumerei verwieſen, wozu der Umſtand weſentlich dazu beigetragen haben mochte, daß ſich die Träumerei gerade an demſelben Platze befunden, an dem der

Oberſt von ihr jenen tief erſchütternden Abſchied genommen. Der Zufall hatte das Übrige gethan, und durch eine wunderbare Verkettung der Umſtände — was gerade nicht ohne Beiſpiel ſey — die Erfüllung des merkwürdigen Traumes herbeigeführt.

Es gäbe auch im Menſchenleben verſchiedene Belege u. ſ. f.

Noch ſtritten die Parteien über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Phänomens, als Frau von Grünbuſch — die längere Zeit ſchon ihren Blick ſtarr auf die offene Thür gerichtet hatte, die in den Tanzſalon führte und wo noch die Jugend in luſtigen Reihen ſich drehte — plötzlich auffuhr, und voll Entſetzen die Hände nach ſelber ausſtreckend, mit ängſtlich zitternder Stimme ausrief: Komm meine Tochter, komme ſchnell zu mir! — Die Frau vom Hauſe beſorgt auf die Rufende zueilend, befragte ſie um die Urſache dieſes plötzlichen Ausrufes; und der Streit war mit einem Male geendet, indem ſich alles forſchend um die Mitte drängte;" Ich ſah — rufte die zitternde Mutter — den Oberſt hereintreten — mein Kind verfolgend! —

Die Anweſenden wandten ſich beſtürzt nach der Thüre, und ich bedeutete der Aufgeregten, daß ihr Auge oder ihre gereizte Einbildungskraft ſie täuſche, es wäre jener zudringliche Elegant, der ſich an ſie dränge, und ſie, wie es ſcheint, dringend um einen Tanz erſuche. — Alles beſtätigte das Geſagte. Ohne meine Worte, und die

Verſicherungen zu beachten, eilte ſie wankend nach der Thüre, und an der Schwelle angelangt, rief ſie mit herzzerreißender Stimme: Sehen Sie nur, wie er ſich über ſie beugt — wehe mir, ſie hat den Kuß des Todes empfangen!" —

Bei dieſem ſchrecklichen Ausrufe ſank die Tochter, welche die Stimme ihrer Mutter hörend, herbeieilte, in die ausgebreiteten Arme derſelben. — Die Roſe war plötzlich gebrochen, und wie eine bleiche Lilie lag das Mädchen, regungslos an der mütterlichen Bruſt! —

Sprachlos und erſtarrt vor Entſetzen umgab der Kreis der Geſellſchaft die unglückliche Mutter! —

# Das Brauthemde.

(Schwank.)

Von Johann N. Vogl.

Mit Kaiſer Barbaroſſas Macht
Herr Kuno zog in die Heidenſchlacht,
Und ließ zurück in öden Mauern,
Mit naßer Wang' und tiefem Trauern,
Die ſchönſte Maid, die je zu ſchau'n
In Deutſchlands mädchenreichen Gau'n.

Lobpreiſend ging von Mund zu Munde
Der Schönen Name: Kunigunde,
Von ihren Reizen ſang ſogar
Bei Mal und Tanz der Sänger Schar.

Doch nun ſiehſt du von Weh und Bangen
Die Wunderliebliche befangen,
Da ſich von ihr der Theure trennt
Der ſeine ſüße Braut ſie nennt.

O ſieh, wie neigt ſie von dem Rand
Des Erkers ſich, mit weißer Hand
Das letzte Lebewohl ihm winkend,
Wie ſucht ihr Blick, in Thränen blinkend,
Den Reiterzug, umwallt von Staub,
Bis ihn verhüllt der Bäume Laub;
Wie ſeufzt ſie noch ſo manches Ach,
Dem lange ſchon Entſchwund'nen nach.

Ganz anders aber ſieht dem Troß,
Der Jungfer nach vom Nachbarſchloß,
Der ſchlaue Veit, dem immerdar
Ein Dorn im Aug' Herr Kuno war.
Wie lacht der heimlich in die Fauſt,
Als ihm vorbei der Ritter brauſt,
Wie murmelt er für ſich ſo ſacht:
„Zieh' hin nur in die Heidenſchlacht,
Und laß daheim die ſchmucke Maid,
Du thuſt mir's wahrlich nicht zum Leid!"

Wie er die Süße mög' gewinnen,
Auf das nur geht allein ſein Sinnen,
Vom Morgen bis zur ſpäten Nacht
Hat er allein auf ſie nur Acht,
Und folget mit geheimen Tritten
Der Jungfrau nach auf allen Schritten.

Einſt ſaß in kühler Abendſtunde
In einer Laube Kunigunde,
Kein Vogel ſang, kein Käfer flog,
Kein leichter Zweig dem Weſt ſich bog,
Die Blümlein nickten nur allein
Zu ihren ſüßen Träumereien;
Da ſtürzt hervor mit einem Mal
Herr Veit in ſeiner Liebesqual,
Und wirft vor ihr ſich hin und faßt
Der Schönen Hand in wilder Haſt.
Wohl kreiſchet die voll Schrecken auf,
Und will davon im raſchen Lauf,
Der Junker aber hält gewandt
Mit kräft'gen Armen ſie umſpannt,
»Nicht dürft ihr fort in dieſer Stunde,
Ob ihr auch zürnet, Kunigunde!
Denn wißt, in heißer Liebe brennt
Mein Herz, ſeitdem mein Aug' euch kennt,
Und ach, in Qual muß es vergehen,
Wollt ihr erhören nicht ſein Flehen!"
Doch Kunigunde, ſchnell beſonnen,
»»Herr Junker, was habt ihr begonnen?
Wie wagt ihr's doch an dieſem Orte
Zu mir zu ſprechen ſolche Worte?"" —
»Gern büſſ' ich, Herrinn, meine Schuld,"
Der Junker d'rauf, »will eure Huld

Mir künden, wo es könn' geſcheh'n,
Daß ohne Zeugen ihr zu ſeh'n."
Doch Kunigunde ſpricht mit Scheu:
„„Iſt auch zu bau'n auf eu're Treu'?""
„Ha," ruft da Junker Veit voll Feuer,
„Nicht Einen gibt es, der noch treuer!" —
„„Wohlan, ſo harrt am Abend mein
Im alten Thurm, der dort am Rain
Sein finſt'res Haupt im Norden hebt
Und den nur Kauz und Molch belebt."" —
„Ganz recht, doch wann? nur noch die Stunde?"
„„Um neun Uhr!"" flüſtert Kunigunde
Indem ſie, heiß von Scham erglüht,
Und hold verwirrt von hinnen flieht.

Doch träumend von dem nahen Glück
Der Junker wandelt ſtumm zurück;
Wie ſchleicht ihm jetzt die Zeit ſo träge,
Wie zählt er jetzt die Glockenſchläge.
Nicht mundet ihm der Weinpokal
Nicht will behagen ihm das Mal,
Es drückt das Dach, faſt will das Drängen
Der Sehnſucht ſeine Bruſt zerſprengen,
Er hat nicht Ruhe, hat nicht Raſt
Und hin zum Thurm eilt er mit Haſt.

Wie ſtill, wie öde iſt es dort,
Nur Nacht und Schweigen füllt der Ort,

Und wie ein ſchwarzer Rieſe ſchaut
Auf ihn der Thurm, von Nacht umgraut.

Hin ſchleicht nun Veit zum Eiſenthor
Und drückt die Klinke, die davor,
Da klirrt es auf mit lautem Schalle
Und Junker Veit tritt in die Halle.

Hu! wie ſo dumpfig iſt die Luft
Ihn dünkt, er ſey in einer Gruft.
Mit ſchwarzen Tüchern rings behangen
Scheint jede Wand, von Nacht umfangen.
Wohl ſchmält Herr Veit da auf den Mond
Daß er noch nicht am Himmel thront
Und ſeinen milden Friedensſchein
Ihm ſendet in den Thurm hinein.

Lang geht er auf der nächt'gen Bahn
An finſt'rer Wand hinab, hinan,
Und horchet mit geſpanntem Ohr
Wenn's draußen rauſcht in Zweig und Rohr,
Und horcht und denkt: jetzt muß ſie kommen!
Doch all' ſein Horchen will nichts frommen.

Wie zählt er Stund' um Stund'. Schon ſchlägt
Die Thurmuhr eilf, allein noch regt
Sich immer nichts. Kein Laut, kein Klang,
Da läßt die inn're Glut, der Drang

Nicht länger harren ihn zur Stell'.
Und hin zur Pforte eilt er schnell'
Doch wer leiht seinem Schrecken Worte? —
Verschlossen ist die Eisenpforte.

Wohl reißt er an dem Thor mit Kraft,
Schmält auf die unversehn'ne Haft,
Und rüttelt, pocht und stößt und schlägt,
Doch Angel nicht, noch Thor sich regt.
Da schäumt er wohl in Zornesglut
Und rauft sein Haar in grimmer Wuth
Und flucht und ruft manch' drohend' Wort,
Allein umsonst, er kann nicht fort,
Wie er's auch noch so toll mag treiben
Er muß nun schon im Thurme bleiben.
So trifft, verstört von Zorn und Qual,
Den Junker dort der Morgenstrahl,
Der nur zu neuer Pein die Helle
Ihm kärglich senkt zur Kerkerzelle.

Doch sieh', da öffnet eine Hand
Das Fenster d'roben an der Wand
Und Kunigundens Zöfschen blickt
Hinab zu Veit und lacht und nickt;
„Ei, guten Morgen," ruft sie d'rauf,
„Ich weckt euch doch zu früh nicht auf?" —
„Potz Blitz! jetzt macht dem Spaß ein Ende
Und öffnet mir die Thür' behende!"

Schreit ihr der Junker zu, allein
Das Zöffchen lacht: »Was fällt euch ein?
Erſt müßt ihr büßen eu're Schuld
Und dankt's noch Kunigundens Huld
Daß nicht des Henkers Strang euch lehrt
Wie man in Deutſchland Frauen ehrt
Doch über euer kühn Erfrechen
That ſelber ſie das Urtheil ſprechen.«
Und als dieß Wort aus ihrem Mund
Wirft einen Stock ſie auf den Grund
Mit einem Bündel Flachs. »Was ſoll
Das Zeug's? fürwahr, nun iſt's zu toll!«
Ruft jetzt der Junker grimmerfüllt.
»Das ſey euch alſogleich enthüllt,«
Verſetzt das Zöffchen,« und ſo wißt:
Ihr bleibt verſperrt ſo lange Friſt
Bis ihr vom Flachs ſoviel verſponnen
Daß d'raus ein Hemde wird gewonnen,
Das meine junge Herrin ziert
Wenn Kuno heim als Braut ſie führt.
Nun flink, die Kunkel nur zur Hand,
Viel Arbeit fordert ſolch Gewand,
Wollt ihr ein Abendbrot gewinnen
Müßt ihr noch heute fleißig ſpinnen.«

Hui! bricht nun da wie Sturmgetoſ'
Der volle Zorn des Junkers loß.

Wild ſtampft, mit grimmiger Geberde,
Herr Veit, gleichwie ein Uhr, die Erde,
Und ſchlägt die Fauſt ſich vor die Stirne:
„Ha falſche heuchleriſche Dirne!
So lockteſt du, ſo kirr' und fein,
Mich in den alten Thurm herein,
Daß ich hier ſitzen ſoll und ſpinnen?
Nein, eher ſoll mein Herzblut rinnen!"

„Gemach, gemach," das Zöffchen ſpricht,
„Das Toben nützt euch wahrlich nicht,
Spinnt, ſpinnt, wollt ihr nicht Hungers ſterben,
Nun heißt es büßen und erwerben,
Die Noth lehrt euch es ſchon verſteh'n
Wie mit der Spindel umzugeh'n.
Lebt wohl und wenn der Tag verronnen
Will ſeh'n ich, was ihr euch erſponnen."

In ſeinem eig'nen Netz gefangen
Sitzt nun der Junker, ſeine Wangen
Voll Scham, ſtarrt er mit trübem Sinn
Noch lang' auf Flachs und Spindel hin,
Was iſt zu thun? hier hilft kein Sträuben
Will er nicht ſtets Gefang'ner bleiben.

Da hebt er denn die Spindel auf
Doch, raſend, wirft er gleich darauf

Sie wieder hin und — hebt ſie wieder
Und ſetzt ſich auf den Steinſitz nieder
Und ſpinnt. — Verdammt! es will nicht gehen,
Nie hat das Ding er recht geſehen.
Er zieht und zerret an dem Rocken
Herab den Flachs in wirren Flocken,
Doch ach, es reißt zu ſeiner Qual
Der Faden ihm faſt jedesmal,
Und dennoch muß, wenn auch mit Schmähen,
Er wieder an die Arbeit gehen.

Schon bricht die Dämmerung herein,
Nur kärglich blinket mehr ihr Schein
Durch's Gitterfenſter, ſieh da zeigt ſich
Das hämmiſche Zöffchen auch, und neigt ſich
Herab zu Veit und ruft mit Lachen:
»Nun ſprecht, wie ſtehen unſ're Sachen?
Iſt euch das Kunſtwerk auch gelungen?
Laßt ſeh'n, was euer Fleiß errungen.«
Da weist der Junker ihr voll Scham,
Was er erwarb in Noth und Gram.

Das Zöffchen zieht's an einem Strick
Zu ſich und prüft's mit ſtrengem Blick
Dann aber lacht es ſchallend auf:
»Haha, das wär' ein feiner Kauf.
Wie grob und rauh! o pfui mein Herr,
Wie ſeyd ihr ungeſchickt ſo ſehr

Spinnt feiner, denn fürwahr ſonſt droht
Euch morgen Mittags harte Noth."

D'rauf einen Krug voll Waſſer läßt
Und Haferbrot, geſund und feſt,
Dem jammervollſten aller Ritter,
Das Zöffchen durch das Fenſtergitter. —

So ging es fort von Tag zu Tage
Der Junker ſpann bei Fluch und Klage,
Doch bald ward Meiſter er der Kunſt
Und immer feiner ſein Geſpunſt,
Kaum war ein ſchön'res Garn zu ſehen
Als das der Junker wußt' zu drehen.

Wie lauſchte da ſo manche Stunde
Mit ihrem Zöffchen, Kunigunde,
Am Gitterfenſter, wenn beim Rocken
Der ſchmunke Junker ohne Stocken
Die feinſten aller Fäden ſpann,
Als hätt' nie and'res er gethan.

Wie lachten ſich da ſatt die Beiden
Ob ſeinem wohlverdienten Leiden,
Wie ſcherzten ſie, wenn dort am Stein
Der Ärmſte ſaß, vom Morgenſchein
Bis zu dem ſpäten Abenddunkel,
Statt ſeiner Lieb im Arm die Kunkel.

Der Junker aber gönnte nimmer
Sich eine Raſt, ſobald der Schimmer
Des Morgens durch das Gitter fiel,
Bis er zuletzt erreicht ſein Ziel
Und endlich ſoviel Flachs geſponnen
Daß d'raus das Brauthemd ward gewonnen.

Auf ſpringt mit Eins das Kerkerthor
Und ſieh, das Zöffchen tritt hervor
Und winkt dem Junker, hu wie ſchnelle
Folgt da dem Mägdlein der Geſelle;
Schon ſteht nach wenigen Secunden,
Im Saale er, vor Kunigunden.

Doch horch, da dröhnt mit einemmal
Vom Thurm herab des Hornes Schall
Im Hof ertönts von Roſſeshufen
Von Panzerraſſeln, wirrem Rufen,
Schon klirrt's heran — im blanken Stahl
Stürmt jetzt ein Ritter in den Saal,
Herr Kuno iſt's! o ſeht, ſchon liegt
An ſeine Bruſt die Braut geſchmiegt.

Wie ſpricht doch da nur das Entzücken
Des Wiederſehens aus allen Blicken,
Wie ſchlingt doch da ſo froh, ſo warm,
Eins um das And're ſeinen Arm,

Der Junker nur, mit inner'm Beben
Kann nicht den Blick vom Boden heben

Da ſieht Herr Kuno ihn: „Ha ſeyd
Mir hochwillkommen Junker Veit,
Wenn euch als Freund uns bringt die Stunde!"
„So iſt's!" erwidert Kunigunde,
„Denn als der Junker kaum gehört
Daß ihr zur Heimath wiederkehrt,
Flog er auch ſchon hieher behende
Und überreichte mir als Spende
Ein Garn, wie's nicht genug zu loben
Daß d'raus mein Brauthemd werd' gewoben"

„Seyd ſehr dafür bedankt," ſo ſpricht
Herr Kuno, „traun, das dacht' ich nicht
Daß meine Heimkehr ſo euch freut
Daß ihr darüber Spenden weiht'.
Doch, ſey's wie's ſey, jetzt mehr die Zahl
Der Gäſte mir beim Hochzeitsmal,
Und laßt, den frohen Bund zu Ehren
Uns freudig auch die Becher leeren."

Tief neigt Herr Veit ſich, der, verſtört,
Nur halb noch ſieht, und halb noch hört,
Doch mitten unter'm Luſtgebraus
Schleicht heimlich er zum Schloß hinaus

Und weder dort, noch in den Nähen
Ward Junker Veit hinfort gesehen.

Doch Kunigunde die so fein
Den Fuchs gelockt ins Garn hinein
Trug, wie mich d'rob belehrt die Sage,
Des Junkers Hemd am Hochzeitstage.

# Eitle Hoffnung.

Von

Joh. Gab. Seidl.

Oft iſt es tief, recht tief im Herbſte ſchon,
Und immer iſt noch grün das Laub der Bäume,
Und manche Lerche ſingt mit muntrem Ton,
Ein wahres Lenzlied in die blauen Räume.

In langen Fäden zieht es durch die Flur,
Gleich Hülſen jüngſt entpuppter Frühlingsfalter;
Kein Wölkchen auf der Stirne der Natur,
An ihrem Kleide keine Spur von Alter!

Man brauche nur zu ſchweigen (meint man faſt),
Nur nicht den Namen „Winter" auszuſprechen,
Und er vergäſſe drauf, der froſt'ge Gaſt,
Den ſchönen Frühlingstraum zu unterbrechen.

Er wird's! — ſo ſagt uns noch die laue Nacht, —
Mit froher Ahnung gehen wir zu Bette;
Doch treten wir an's Fenſter, ſpät erwacht,
So ſtürmt es draußen bunt ſchon um die Wette.

Der Baum im Gärtchen ſteht entlaubt, beſchneit,
Die Erde deckt ein Tuch, die Sonn' ein Schleier! —
Nein — er vergaß uns nicht der Winter! — Weit
Und breit begeht er ſeine Todtenfeier. —

So iſt es auch im Leben mit dem Schmerz!
Wir freu'n uns oft, er würd' uns überſehen;
Doch über Nacht befällt er unſer Herz,
Daß wir, beſchämt, ihm ſeine Macht geſtehen!

# Bundesbruch.

Von

Joh. Gab. Seidl.

Wir ſaßen und ſcherzten und ſangen
Champagner kreiſt' in dem Chor;
Die Korke brauſten und ſprangen,
Der Schaum ſtieg perlend empor.

Da zogſt du mich glühend bei Seite,
Das Kelchglas, in der Hand,
Und ſprachſt: „Ein Jahr iſt es heute,
„Daß Herz zum Herzen ſich fand!"

Drauf ſtießeſt du an mit dem Glaſe:
„Und ſo bleib' es immerdar,
„Und jede perlende Blaſe
„Bedeut' ein ſeliges Jahr!" —

Ein einzig' Jahr iſt entſchwunden,
Selbſt das ein ſeliges nicht;
Noch weniger ſind es die Stunden,
Die jedes künft'ge verſpricht.

Der ſchöne Traum iſt zerfloſſen,
Sein letzter Schimmer erbleicht:
Der Bund war mit Gläſern geſchloſſen,
Darum zerbrach er ſo leicht.

# Schön Jela.

## Serbiſches Volksmärchen

von

Johann N. Vogl.

In einer Gegend, welche gegenwärtig zur Türkei gehört, herrſchte einſt ein gewaltiger und weiſer König.

Es ſchien, als ob die ſonſt ſo launenhafte Göttin des Glücks dieſen Herrſcher vor vielen andern zu ihrem Liebling auserwählt hätte, denn nicht nur, daß ſie alle ſeine Handlungen zu ſeinen Gunſten leitete und alles Widrige von ſeinen Lebenswegen oft auf eine gar wunderbare Weiſe abzuwenden wußte, ließ ſie ihn auch die Freude genießen, Vater von drei Söhnen zu ſeyn, deren körperliche und geiſtige Anlagen ihn zu der Erwartung berechtigten, aus ihnen herrliche, ſeines Thrones würdige Stützen hervorgehen zu ſehen.

Auch verwendete er alle Sorge darauf, ſie ſowohl in Wiſſenſchaften als Künſten durch die gelehrteſten Männer des Reiches unterweiſen zu laſſen.

Obgleich aber alle drei Söhne eines gleichen Unterrichtes genossen, übertraf doch immer der jüngste, Namens Milan, die beiden andern, und zeichnete sich vor ihnen durch seine überwiegenden Verstandeskräfte und durch sein offenes, freundliches Benehmen so sehr aus, daß ihm die Herzen aller Unterthanen seines Vaters entgegen schlugen, und diese nichts so sehr wünschten, als daß er nach dem einstmaligen Ableben desselben den Thron besteigen möchte.

Der König selbst hegte gegen Milan eine größere Zuneigung, als gegen Gjuro und Ranko, die beiden ältern Prinzen, welche mehr Vergnügen in der Jagd oder in lustigen Gelagen, als in dem Unterrichte ihrer Lehrer fanden.

Mit immer wachsenderem Grolle hörten diese daher all die Lobsprüche, welche über Milan ausgesprochen wurden, und der Neid schlug seine giftigen Wurzeln in ihre Herzen, welche sich allmählig mehr und mehr zur verderblichen Wucherpflanze gestalteten.

Der jüngste Prinz hingegen liebte seine Brüder aufrichtig, er verschmähte es nur, an ihren Spielen und nächtlichen Zechereien Theil zu nehmen, und zog es vor, da er eine vorzügliche Neigung zur Malerei hatte, so oft es ihm seine anderweitigen Studien erlaubten, die königlichen Bäder zu besuchen, deren Säle mit den mannigfaltigsten Werken berühmter Meister geziert waren.

So oft er mit seinen Brüdern gebadet hatte, und diese sich mit andern lustigen Gesellen in den anstoßenden

Gärten zerſtreuten, verweilte er vor dieſen Gemälden, und hing mit trunknen Augen an den verſchiedenartigen Gegenſtänden, welche ſich ſeinen Blicken darboten.

Eines Tages kam er auch in ein kleines Gemach, welches er bisher noch nicht betreten hatte. In dieſem erblickte er das Bildniß eines Mädchens, vor deſſen Schönheit er wie geblendet zurückprallte. Wie an den Boden gewurzelt ſtand er vor dem ſchönen Bilde, und ſuchte vergebens ſeine Blicke von demſelben abzuwenden, immer mußten ſie wieder nach dem wunderbaren und lieblichen Angeſichte zurückkehren, um neuen Zauber aus demſelben einzuſaugen. Schon hatte er darauf vergeſſen, in den königlichen Pallaſt zurückzukehren, wo man bereits ſeiner an der Mittagstafel harrte, und erſt ein Diener, welcher von dem König abgeſendet ward, um ihn zu ſuchen, weckte ihn aus ſeinen ſüßen Träumereien.

Auf dem Wege nach dem Pallaſte ſchwebte ihm ununterbrochen das reizende Mädchenantlitz, mit den goldenen Haarflechten und den Feuerblicken, vor Augen, und allmählig wurde in ihm der Entſchluß reif: das Urbild zu jenem Gemälde aufzuſuchen.

An der Tafel erwähnte der Prinz jenes Gemäldes, und frug ſeinen Vater, ob er nicht wiſſe, welcher Künſtler es verfertiget habe und wo ſich derſelbe befände.

Ich kaufte dieſes wundervolle Bildniß, antwortete der König, von einem reiſenden Mahler, welcher ſich nur we-

nige Tage an meinem Hofe aufhielt, und weiß nicht, an welchem Orte er jetzt verweilen mag.

Und wißt ihr nicht, wie sein Name ist, frug der Prinz ferner.

Auch dieser ist mir entfallen, erwiederte der König, doch scheint es, fuhr er fort, daß du ein großes Gefallen an dem Bilde gefunden habest. Das größte in der That, entgegnete Milan, um so mehr, da ich durchaus nichts anderes denken kann, als daß es der Maler einem lebenden Wesen nachgebildet habe, welches aufzusuchen ich fest entschlossen bin, und sollte ich auch bis zu dem Ende der Welt wandern müssen. Verwundert über diese sonderbare Äußerung seines Sohnes, machte ihm der König verschiedene Gegenvorstellungen, und suchte ihn von dem Gedanken abzubringen, ein Wesen aufsuchen zu wollen, welches vielleicht nirgends, als in der Einbildungskraft des Malers gelebt hatte.

Milan behaarte aber auf seinem gefaßten Entschluße, und war nicht zu bewegen, ihn aufzugeben. Nun wohl, sprach endlich der König, ich will deinem obwohl sonderbaren Unternehmen nicht hinderlich seyn, jedoch mag ich dich nicht allein den Gefahren überlassen, welche deiner auf dieser abenteuerlichen Fahrt harren mögen, Gjuro und Ranko, deine beiden Brüder, mögen dich daher auf deiner Reise geleiten.

Die drei Prinzen fügten sich gerne in den Ausspruch ihres Vaters, und traten nach wenigen Tagen, von sei-

nen Segenswünſchen begleitet, die ſeltſame Reiſe an. Mehrere Wochen waren vergangen, ehe ſie die Gränze des väterlichen Reiches erreichten. Nach Verlauf dieſer Zeit gelangten ſie in das benachbarte Königreich, und nahmen ihren Weg nach der Hauptſtadt desſelben. In dieſer befand ſich zugleich der Hofhalt des Königs, welcher Terco hieß, und die Prinzen beſchloſſen, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Der König empfieng ſie mit vieler Freundlichkeit und machte ihnen das Anerbieten, einige Tage an ſeinem Hofhalte hinzubringen, welches ſie, ohne die feine Sitte zu verletzen, nicht leicht ausſchlagen konnten. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft führte ſie der König ſelbſt durch mehrere Abtheilungen ſeines Pallaſtes, und zeigte ihnen viele der daſelbſt aufbewahrten Merkwürdigkeiten. So gelangten ſie auch in jene Abtheilung, welche die Bilderſammlung des Königs enthielt. Nachdem ſie mehrere Säle durchwandert hatten und König Terco ihnen manches Prachtſtück ſeiner Gallerie angeprieſen, und manchen Aufſchluß über den Namen irgend eines Meiſters oder die Entſtehung dieſes oder jenes Werkes gegeben hatte, vor welchem ſie ihre Neugierde feſthielt, führte er ſie auch noch in ein Gemach, an deſſen Hinterwand ſie nur drei Frauenbilder in Lebensgröße und von außerordentlicher Schönheit erblickten.

Mit dem Gefühle der heftigſten Überraſchung aber fuhr Milan an der Schwelle zurück, denn er erkann-

te ſogleich in dem mittleren Bilde ſeine unbekannte Schöne.

Der König, ohne Milans Aufwallung zu bemerken, zeigte eben Gjuro und Ranko die Gemälde, vor welchen dieſe, von tiefem Staunen und wunderbarer Sehnſucht ergriffen, ſtanden.

Dieſe Gemälde, begann König Terco, halte ich für die ſchönſten in meiner Sammlung. Ich beſitze ſie erſt ſeit zwei Monaten, vor welcher Zeit ich ſie von einem Maler kaufte, der durch mehrere Jahre ſich in den entfernteſten Weltgegenden herumgetrieben und ſeinen Wohnſitz in meiner Reſidenz aufgeſchlagen hat.

So befindet ſich der Maler noch in dieſer Hauptſtadt, frug der noch ganz überraſchte Milan, den der Zufall ſo unvermuthet ſeinem Manne auf die Spur geführt hatte.

Noch bis zu dieſer Stunde, antwortete der König.

Milan. Da wäre es mir wohl auch geſtattet, euch zu bitten, daß er in den Pallaſt gerufen werde, da ich ein großes Verlangen hege, ihn perſönlich kennen zu lernen, vielleicht auch, daß er Zeit fände, meine beiden Brüder zu conterfeien.

König. Euer Wunſch wird ihm zu großer Ehre gereichen. Morgen in jedem Falle ſollt ihr den Mann zu ſehen bekommen.

Mit kaum zu beſchwichtigender Ungeduld ſah Milan dem verhängnißvollen Tage entgegen. Noch niemals waren ihm die Stunden ſo träge hingeſchwunden. Gefoltert von

der peinigenden Schlange der Ungewißheit ſuchte er vergebens nach Ruhe auf ſeinem prachtvollen Lager, der Schlaf floh ſeine Augenlieder, und kaum vermochte Milan das Qualvolle ſeiner Lage zu ertragen. Endlich brach der Tag heran, und mit ihm die Stunde, wo ein Edelknecht den Maler bei dem Prinzen anmeldete. Der Prinz empfing ihn auf das Huldreichſte, und erſuchte ihn, ſeine beiden Brüder zu conterfeien, wozu ſich der Maler auch ſogleich bereitwillig fand. Farben und Pallete wurden herbeigeſchafft, und nicht lange, ſo hatte er auch ſchon Entwürfe zu den Bildniſſen der beiden Prinzen auf das täuſchendſte vollendet.

Milan verwunderte ſich ſehr über die Kunſtfertigkeit des Malers und befragte ihn, wo er doch ſo überaus ſchön malen gelernt habe.

Die erſten Unterweiſungen in der Kunſt, erwiederte ihm dieſer, erhielt ich von meinem Vater, der dieſelbe ebenfalls von Jugend auf betrieb. Nach ſeinem Tode aber bereiste ich die vorzüglichſten Städte der Welt, wo ich mich unter der Leitung verſchiedener berühmter Meiſter erſt vollkommen ausbildete.

Es freut mich ſehr, nahm Milan wieder das Wort, ſolch einen berühmten Künſtler kennen zu lernen, und ihm einen geringen Beweis meiner Achtung geben zu können. Mit dieſen Worten zog er einen koſtbaren Ring von ſeinem Finger, und überreichte ihn dem beſtürzten Künſtler.

Diese Großmuth, stotterte dieser — Jedoch, unterbrach der Prinz seine Danksagungen, kann ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zugleich euch um Aufklärung über eine eurer Kunstleistungen zu ersuchen.

Maler. Befehlet ganz mit eurem Diener.

Milan. Gesteht mir offen, sind die drei weiblichen Gemälde, welche ihr dem König verkauftet, das Werk eurer Einbildungskraft, oder habt ihr sie lebenden Wesen nachgebildet.

Maler. Diese Gemälde sind Abbildungen von drei wirklich lebenden Prinzessinnen.

Milan. So könnt ihr mir wohl auch Aufschluß geben, wo sich diese drei Prinzessinnen befinden?

Maler. Das ist mir unmöglich, da er mir selbst nicht bekannt ist, denn von einem Zauberschlafe befallen, ward ich zu ihnen gebracht, in welchen ich, als ich meine Arbeit vollendet hatte, wieder verfiel, so, daß ich mich beim Erwachen in meiner alten Wohnung sah. Glücklicher Weise hatte ich, da ich nie eine größere weibliche Schönheit gesehen, die Prinzessinnen insgeheim für mich abgebildet, welches mich in den Stand setzte, mehrere Nachbildungen derselben verfertigen zu können, unter welche auch jene Gemälde gehören, die ihr in der Sammlung des Königs gesehen habt. Ist euch jedoch vorzüglich daran gelegen, zu wissen, wo sich diese Prinzessinnen aufhalten, so kann euch ein Weib von tiefen und gehei-

men Kenntniſſen, welches auf der öden Haide außer dieſer Stadt wohnt, gewiß den erwünſchten Aufſchluß geben.

Milan dankte dem Maler hierauf mit den verbindlichſten Worten, und verſprach, ſeinem Rathe zu folgen.

Tags darauf machte ſich Milan auf den Weg zur Zauberin.

Ein ſchlechtes Häuschen auf der Haide, als die einzige bewohnbare Stätte, ließ ihn in derſelben den Aufenthalt der Hexe vermuthen.

Er hatte nicht geirrt, denn noch war er nicht ganz in die finſtere Stube getreten, ſo rief ihm ſchon die Alte, welche eben an einem Keſſel braute, entgegen: Ei, ei, Prinz Milan, willkommen bei der alten Zara. Ich weiß ſchon, warum ihr kommt, ihr ſollt auch alles erfahren, alles, nur müßt ihr warten, bis das Waſſer in meinem Keſſel heiß geworden. Der Prinz verſprach, ſich zu gedulden, worauf die Alte fortfuhr, die Kohlen unter dem Keſſel anzublaſen. Jetzt ziſchte und quirlte das Waſſer, da warf die Alte einen Knäul von Haaren in den Keſſel und murmelte mehrere für Milan unverſtändliche Worte, ſodann faßte ſie ein Haar, welches ſich von dem Knäul abgelöst hatte, und begann es herauszuziehen. Das Haar aber war, ſo wie alle andern Haare des Knäuls verknüpft.

Die Alte zog nun mit den knöchernen Fingern den Faden langſam und bedächtig aus dem ſiedenden Waſſer, und betrachtete jede Verknüpfung auf das Genaueſte, hierauf ſprach ſie zu Milan, immer mit größter Aufmerk-

ſamkeit die Knötchen betrachtend: Die drei Prinzeſſinnen, von denen ihr die jüngſte, welche Schön Jela heißt, zu beſitzen trachtet, wohnen tief, tief unter der Erde. Wollt ihr ſie aufſuchen, ſo nehmt ſoviele Stricke mit euch, als ihr mit euren beiden Brüdern zu tragen im Stande ſeyd. Ferner trachtet, eine lebende Maus zu bekommen, ſperrt ſie in eine eiſerne Büchſe und begebt euch noch morgen mit ihr auf die Reiſe.

Nachdem ſie dieſes geſprochen, erhob ſie ſich, nahm eine Blechbüchſe von einem Geſtelle und reichte aus derſelben dem Prinzen zehn weiße Körnchen, indem ſie fortfuhr: Seyd ihr auf die Landſtraße gekommen, ſo gebt eines dieſer Körnchen der Maus zu freſſen, und laſſet ſie dann frei, ſie wird gleichmäßig vor euch herlaufen, folget ihrer Spur, unterlaſſet aber ja nicht, ihr täglich eines jener Körnchen zu reichen.

Verweilt die Maus aber an einem Orte, und beginnt ſie die Erde aufzuwühlen, ſo ſtecket ſie wieder in ihr Behältniß und ſchneidet mit eurem Schwerte an jenem Platze ein Kreuz in die Erde, und der Eingang wird ſich ſogleich erſchließen. Iſt dieſes geſchehen, ſo laſſet euch an den Stricken in die Tiefe hinab, befreiet abermals die Gefangene aus ihrer Haft, und folgt ihr wieder, ſie wird euch ungeſäumt in den Pallaſt der Prinzeſſinnen führen.

Der Prinz wußte nun genug, er belohnte die Alte, und eilte ſodann, den Brüdern ſein Vorhaben mitzutheilen, und alles Nöthige zu demſelben herbeizuſchaffen.

Am nächſten Morgen nahmen der Prinz und ſeine beiden Brüder Abſchied von dem König, welcher, als er ſah, daß ſie durchaus nicht länger an ſeinem Hoflager zu halten ſeyen, ſie mit den herzlichſten Glückwünſchen für ihre fernere Reiſe entließ.

Als ſie die Mauern der Stadt im Rücken hatten, entließ Prinz Milan ſeine Maus, nachdem er ihr eines von den Körnchen der Zauberin zu freſſen gegeben hatte, ihrer Haft. Sie lief ſogleich vor ihnen her, und die drei Wanderer verfolgten, ſo wie es die Hexe geheißen hatte, ihren Pfad. So waren bereits fünf Tage vergangen, während welchen die Maus mit jedem Morgen ihrer Haft entlaſſen wurde, und ihrem Wegweiſeramte getreu vor ihnen herlief, aber noch immer keine Miene machte, ſich an irgend einer Stelle aufzuhalten. Am ſechsten Tage endlich, um die Mittagsſtunde, blieb ſie plötzlich bei einem Raſenhügel ſtehen, ſchnupperte an demſelben herum, und ſuchte die Erde aufzuwühlen. Milan verſperrte ſie ſogleich in ihren Käfig wieder, und zeichnete mit ſeinem Schwerte ein Kreuz in die Erde: Da begann es plötzlich unter ihnen zu poltern und zu praſſeln, immer lauter und lauter, bis ſich mit fürchterlichem Gekrache ein unabſehbarer Abgrund zu ihren Füßen aufthat.

Gjuro und Ranko erſchracken gar ſehr über dieſes Schauſpiel, und wiederriethen Milan hinabzuſteigen, dieſer aber ließ ſich durch nichts irre machen, band ſich einen Strick um den Leib und bath ſie, ihn mittelſt des-

ſelben hinabzulaſſen, und ihre Arbeit nicht früher einzuſtellen, bis er durch ein Rütteln zu erkennen geben würde, daß er den feſten Boden erreicht habe, dann aber ſeiner an dem Abgrunde zu harren, bis er wieder zurückkommen würde.

Die beiden Brüder verſprachen ihm nach ſeinem Willen zu thun und Milan begann ſeine abentheuerliche Fahrt in die Tiefe.

Die Stricke gingen ſchon zu Ende, und noch ſchwebte der Prinz zwiſchen finſteren Felſenmaſſen, unter ſich die gähnende ſchwarze Tiefe, ſchon ſahen ſich die Brüder genöthigt, ihre Gürtel abzulöſen, und ſie aneinander zu knüpfen, ja ſelbſt ihre Turbans mußten ſie aufwinden um die Stricke zu verlängern, denn noch immer wollte das Zeichen, das Milan zu geben verſprach, nicht erfolgen.

Endlich erfolgte es, Milan hatte den Boden erreicht.

Es war eine große Felſenhalle voll ſeltſamer Steingebilde und Riffe, in welcher er ſich befand, und nur wie einen Stern erblickte er ferne, ferne ober ſich die Mündung dieſes Abgrundes. Seitwärts aber, aus einem Erdgange ſchimmerte es ihm wie Tageslicht entgegen, er verfolgte dieſen Weg, der immer heller und heller wurde und ſah ſich bald in einer freien anmuthigen Gegend voll blühender Wieſen und prangender Fruchtbäume verſetzt, zwiſchen welchen ſilberne Bächlein mit anmuthigen Murmeln ſich hinſchlängelten.

Sogleich nahm er die Maus wieder aus ſeiner Büchſe, welche, als ſie abermals ein Körnchen erhalten hatte, wie früher vor ihm herlief und ihm den Weg zeigte.

Nach einigen Stunden, während welchen er durch grünende Hügelreihen, zwiſchen ſchattigen Wäldern fortgezogen war, erblickte er einen Pallaſt, ganz aus weißen Marmor, vor ſich, von ſo vorzüglicher Schönheit, wie er noch nie einen ähnlichen vorher erblickt hatte. Die Maus rannte ſogleich zu der hohen Eingangspforte desſelben vor welcher ſie Halt machte, der Prinz verſchloß ſie hierauf wieder in ſeine Büchſe und pochte an die Pforte.

Dieſe wurde aufgethan, und eine in Schleier gehüllte Frauengeſtalt ſtand an der Schwelle, und frug nach ſeinem Begehren.

Ich bin Prinz Milan antwortete der Befragte, und komme aus einem fernen Lande, um die Prinzeſſin Jela zu ſprechen. Geduldet euch hier, ſprach die Verſchleierte, ich will die Prinzeſſin fragen, ob es gefällig iſt, mit euch Zwiſprache zu pflegen, worauf ſie ſich wieder entfernte.

Der Prinz harrte eine Weile mit pochendem Herzen, da erſchien die Verſchleierte wieder und hieß ihn eintreten. Sie führte ihn durch viele prachtvolle Gemächer und Säulenhallen, wovon die erſteren beinahe mit Goldverzierungen und Spiegel überladen waren, endlich traten ſie in ein Gemach, in welchem Schön Jela auf einer Ottomane ſaß, und gar wundervolle Klänge einer Laute entlockte. Kaum erblickte ſie aber den Prinzen, als ſie die

Laute zur Seite legte, und ihr Antlitz von dem Schleier befreite, welcher es verhüllte, worüber der Prinz fast außer sich vor Entzücken gerieth und zu ihren Füßen sank.

Schönste aller Prinzessinnen! rief er, seht in mir einen Sterblichen, der aus fernem Lande hiehergekommen ist um eure Hand zu erringen oder im Kampfe um euren Besitz sein Leben zu enden.

Prinz Milan, erwiederte hierauf Schön Jela, deren Auge mit sichtbarem Wohlgefallen an der blühenden Gestalt des Jünglings hing, ihr habt ein kühnes Wagstück unternommen, aber dennoch dürfte es noch sehr ungewiß seyn, ob ihr das Ziel, welches ihr zu erstreben hoffet, auch wirklich erreichen werdet.

Milan. Wenn euer Herz schöne Jela mir nicht das Verdammungsurtheil spricht, was könnte mich wohl hindern es zu erreichen?

Mein Herz erwiederte Jela, indem sie erröthend ihre seidnen Wimpern zur Erde schlug, fühlt sich auf eine mir unbegreifliche und wundersame Weise zu euch hingezogen, und ist weit entfernt, euch das Verdammungsurtheil zu sprechen, und doch —

Milan. Dann überlaßt das Übrige mir und meinem Muthe.

Jela. Ach ihr wisset nicht! welch' einem grausamen Verhängnisse ich verfallen bin.

Milan. Wie, so könnte auch die Vorsehung gegen

das erſte Meiſterſtück der Schöpfung ſich einer Ungerechtigkeit ſchuldig machen?

Jela. Setzt euch an meine Seite, und hört mir zu.

Der Prinz befolgte ihre Einladung, und die Prinzeſſin begann.

Mein Vater war ein mächtiger König, er beherrſchte dieſes Land mit Milde und Weisheit bis in das ſpäte Greiſenalter und ruht nun an der Seite meiner mir unvergeßlichen Mutter. Da er keinen männlichen Nachkommen, ſondern nur drei Töchter beſaß, ward ſein Bruder der Nachfolger und Erbe ſeines Thrones, uns aber wieß er dieſes Schloß zur Wohnung an, welches einem Zauberer gehörte, den er bezwungen hatte. Er befahl uns noch auf ſeinem Sterbelager, daß ja Keines allein die Schwelle dieſes Pallaſtes zu überſchreiten wage, da ſonſt in demſelben Augenblicke der Zauberer ſeine alte Macht wieder erlangen, den Pallaſt ſogleich an einen andern fernen Ort verſetzen, und die darin zurückgebliebenen zu ſeinen Sclaven machen würde.

Aus dieſer Urſache darf auch Keine von uns ihre Hand früher vergeben, bis ſich drei Freier finden, mit welchen wir zugleich dieſen Zufluchtsort verlaſſen können, ja wir haben uns gelobt uns nie zu trennen, ſelbſt, wenn wir alle drei unverehlicht bleiben ſollten.

Wenn dieß das einzige Hinderniß zu meinem Glücke iſt, ſo iſt mein Ziel früher erreicht, als ich es geahnet, erwiederte Prinz Milan, und wir können in der näch-

sten Minute den Pallast verlassen, denn ich unternahm die Reise zu euch mit noch zwei Brüdern, welche die Schönheit eurer Schwestern im Bilde bewunderten, und die gewiß nichts sehnlicher wünschen, als die Urbilder selbst zu besitzen. Es hängt also nur noch von der Einwilligung eurer Schwestern ab, ob und wann wir diese Stelle verlassen wollen. Erlaubt daher, daß ich ihnen die Wünsche meiner Brüder vortragen, und somit das einzige Hinderniß zu meinem Glücke beseitigen darf.

Ist es so, wie ihr saget, antwortete Schön Jela, so folget mir zu ihnen, und thut, was euch gut bedünket.

Sie führte hierauf den Prinzen in einen prachtvollen Saal, in welchem sich ihre beiden Schwestern Macza und Oliva befanden.

Prinz Milan eröffnete ihnen nach den ersten Begrüßungen sogleich die geheime Liebe, welche seine Brüder zu ihren Bildnissen gefaßt hatten, und zeigte ihnen jene seiner Brüder, die er bei sich trug.

Die Prinzessinnen, die den Eindruck, welchen die Bildnisse der jungen ritterlichen Königssöhne auf sie machten, nicht verbergen konnten, willigten in die Bewerbung des Prinzen, und entschlossen sich, mit ihm und ihrer jüngern Schwester den Zauberpallast für immer zu verlassen.

Wir wollen euch folgen, sprach Macza, die älteste Prinzessin zu Milan, aber wehe euch, wenn ihr uns

täuschen könntet, denn der Ausgang aus diesem Zauberreiche würde sich über euch schließen, um niemals wieder sich zu öffnen.

Prinz Milan aber schreckte diese Drohung nicht im Geringsten, da er zu sehr die Gesinnungen seiner Brüder kannte, er ermahnte sie daher, sich zur Abreise so schnell als möglich anzuschicken.

Da ging jede der drei Prinzessinnen in ihr Gemach, zog ihr schönstes Kleid an, schmückte sich die Hände mit den prachtvollsten Ringen, und den Hals mit schweren goldenen Ketten, sodann nahm noch jede ein kleines Kästchen voll der werthvollsten Kleinodien, und erschien nach einer kürzeren Frist als Milan dachte, worauf sie alle drei mit ihm den Pallast verließen.

Kaum aber hatten sie sich einige Schritte von demselben entfernt, als sie hinter sich ein fürchterliches Gebrause vernahmen; und wie sie zurückblickten, sahen sie, zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Pallast mit Blitzesschnelle sich erheben, und durch die Lüfte fliegen.

Von der Wahrheit dessen überzeugt, was ihm Schön Jela mitgetheilt hatte, beeilte sich nun der Prinz mit den Prinzessinnen noch vor Einbruch der Nacht aus dem Zauberreiche hinauszukommen.

Bald hatten sie auch die Felsenhalle erreicht, in welche Prinz Milan von seinen Brüdern war hinabgelassen worden. Nachdem er einen Sitz an den Strick befestiget, und Macza an denselben festgebunden hatte, gab er sei-

nen Brüdern das verabredete Zeichen zum Hinaufziehen. Die beiden Brüder des Prinzen, welche die Zeit über, an dem Rande des Abgrundes gelagert, mit gespannter Erwartung auf den Erfolg der Abenteuer Milan's harrten, vernahmen nicht sobald das Zeichen, als sie aus allen Kräften den vermeintlichen Prinzen heraufzuziehen begannen.

Unabläßig zogen sie fort und fort, da erschien aber, zu ihrem beiderseitigen Erstaunen, nicht der Prinz, sondern — die Prinzessin. Immer mehr und mehr entwand sie sich dem Dunkel des Abgrundes, und immer herrlicher entfaltete sich ihre Schönheit vor den Augen der beiden Prinzen, so, daß Gjuro ganz außer sich ausrief: Nein, dieses Mädchen kann ich meinem Bruder nicht überlassen!

Nun hatte Macza den Rand des Abgrunds erreicht, und die Prinzen löseten sie sogleich von ihren Banden. Als sie wieder festen Fuß gefaßt hatte, bat sie sogleich die beiden Prinzen, ja nur gleich wieder die Stricke hinabzulassen, da noch ihre beiden Schwestern und der Prinz in dem Abgrunde auf ihre Errettung harrten. Die Brüder entsprachen augenblicklich ihrem Wunsche, die Stricke rollten in den Felsenschacht, und bald auch sahen sie die Prinzessin Oliva, die ihrer Schwester an Reizen nicht nachstehen durfte, aus der Tiefe emportauchen, ein Anblick, der auf Ranko denselben Eindruck machte, welchen der der Macza auf Gjuro gemacht hatte, daß auch er ausrief: Nein, dieses Mädchen muß meine Gattin werden, und sollte das Blut meines Bruders fließen!

Und nun zogen sie die dritte Prinzessin herauf, welche Milan sich gewählt hatte, auch sie erreichte ungefährdet den Rand des Abgrundes und setzte sie durch ihre Schönheit in Erstaunen. In demselben Augenblicke aber durchfuhr Gjuro's Gehirn ein Gedanke, den langgenährter Neid und Rache für so oftmalige Zurücksetzung ihm eingaben, er näherte sich Ranko, und flüsterte, ohne daß es die Mädchen hören konnten, diesem zu: Höre Ranko, die Gelegenheit ist günstig, befreien wir uns auf immer von dem überlästigen. Ein Blick von ihm in den Abgrund, bedeutete dem Ranko, wem er meine.

Hier meine Hand, ward ich doch stets um seinetwegen zurückgesetzt, sagte Ranko.

Gjuro. Und ich nicht minder.

Ranko. Aber wie das anfangen, und dabei den Anschein der Schuld von uns wälzen?

Gjuro. Wir stossen jenen Felsblock, der am Rande des Abgrundes liegt, hinab, daß er ihn zerschmettere.

Ranko. Die Prinzessinnen nahen.

Gjuro (laut). Rüstig die Stricke hinab.

Hastig ließen sie auch abermals die Stricke in den Abgrund.

Schon hatte sich Milan an demselben festgebunden, und gab das Zeichen, daß sie aufziehen sollten, da aber stießen sie, wie von ungefähr, an den am Rande hängenden Felsblock, daß er mit fürchterlichem Geprassel hinunterstürzte.

Das schreckliche Geschrei, welches hierüber die falschen Brüder ausstießen, und ein Blick auf den Abgrund, belehrte die Prinzessinnen von dem Vorgefallenen. Schön Jela schlug ohnmächtig zur Erde, indeß die beiden andern zu Marmorsäulen umgewandelt nach dem Abgrunde starrten.

Alle waren überzeugt, daß der Felsblock Prinz Milan zerschmettert haben müsse. Als Schön Jela wieder zu sich gekommen war, geberdete sie sich wie eine Verzweifelnde und zeigte sich untröstlich über den Verlust des Prinzen. Sie warf sich an dem Rande des Abgrundes nieder, und rief Milan's Namen in denselben hinab, und beschwor ihn, nur einen Laut von sich zu geben, wenn er noch lebte, aber kein Laut erscholl aus der finstern Kluft, ihr Schrei allein wiederhallte aus demselben. Nur durch vieles Zusprechen der beiden Prinzen, welche die tiefste Traurigkeit heuchelten, und durch das innige Flehen ihrer Schwestern, vermochten sie, da nun einmal der Prinz rettungslos verloren war, daß sie mit ihnen die schaudervolle Stelle verließ.

Schon brach die Nacht herein, und zwang sie, eine Unterkunft zu suchen, bald schimmerte ihnen auch das Licht eines Gehöftes entgegen, in welches sie traten, und von dem armen, aber gutmüthigen Eigner desselben gastfreundlich aufgenommen wurden.

Mit Tagesanbruch setzten sie ihre Reise fort und kamen nach Verlauf eines Monats in die Residenz von dem Vater der Prinzen.

Als dieser das blutige Ende seines jüngsten Sohnes vernommen hatte, sank er besinnungslos zur Erde, und wurde nur durch die äußersten Anstrengungen der Ärzte wieder in das Leben zurückgebracht. Durch volle drei Monate betrauerte man in dem ganzen Königreiche den Prinzen, und erst nach dieser Zeit wurde die feierliche Vermählung der beiden älteren Prinzen mit Macza und Oliva vollzogen.

Nach beendeter Feierlichkeit versank der alte König wieder in seine frühere Trauer um den geliebten Sohn, und nur Schön Jela, die er seine unglückliche Tochter nannte, vermochte die tiefen Furchen des Kummers auf Augenblicke von seiner Stirne zu bannen.

Ein volles Jahr war bereits entschwunden, ohne daß man von dem Lebendigbegrabenen mehr gehört hätte, und so folgte auch diesem Jahre ein anderes und verging wieder, und Niemand dachte mehr an ihn, als der alte König und die Schön Jela, die mit immer neuem Schmerze um ihn trauerten.

Wieder auf den Prinzen zurückzukommen und auf die Zeit, in welcher jenes Verbrechen an ihm verübt wurde, müssen wir vor allem erwähnen, daß er gar sehr erschrack, als er den Felsblock über sich herabdonnern hörte, und fast besinnungslos an die Felswand dahinsank. Erst nach einigen Minuten der Erholung gewahrte er, daß der Block über ihm in der Mitte des Felsenschlundes wie festgerammt stecken geblieben, und so zum eigentlichen Leichensteine

für ihn geworden ſey, und er wußte nun nicht, ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn er vollends herabgeſtürzt und ihn zerſchmettert haben würde. Als er noch einige Zeit in dumpfer Verzweiflung über ſein Geſchick dort geſtanden, raffte er ſich endlich auf, und trat ſeinen Rückweg durch den Erdgang an, unbewußt und gleichgültig darüber, wohin er ihn führen würde.

Die Gegend aber, welche ihm noch vor Kurzem ein Garten der Heſperiden geſchienen, hatte ſich zur grauenvollen Einöde umgewandelt, in welcher ihm jetzt ſtatt der blühenden Wieſen und der prangenden Fruchtbäume, die ihm früher entgegen lächelten, nur kahle Felſenmaſſen anſtarrten oder finſtere Abgründe entgegen klafften. Schon begann ein dichter Nebel die Gegenſtände um ihn in ſeine Schleier einzuſpinnen, als er an eine bemooste Hütte gelangte, an welche er anpochte. Ein altes zerlumptes Mütterchen öffnete. Milan bat um Nachtherberge, welche ihm die Alte auch gerne einräumte.

Sie erkannte in ihm ſogleich einen Fremden, und war neugierig zu wiſſen, durch welch' einen Zufall er in dieſe Gegend gekommen ſey, welche ſchon ſeit Menſchengedenken von keinem Fremden beſucht wurde.

Prinz Milan hatte keinen Grund, aus ſeinen Abenteuern vor der gaſtfreundlichen Alten ein Geheimniß zu machen, und erzählte ihr alles, was ſich mit ihm, ſeitdem er ſeine Heimath verließ, zugetragen hatte.

Als er geendet hatte, sprach die Alte, in deren Mienen während seiner Erzählung deutlich die Spuren des Mitleids zu lesen waren, welche sich aber mit einem Male wieder aufzuklären schienen, zu dem Prinzen: Wahrlich, ihr seyd unter keinem günstigen Sterne geboren, aber noch kann euch geholfen werden, wenn ihr anders euch selbst einem Versuche zu eurer Rettung unterziehen wollt.

Ich wage alles, sprach Milan, zeigt mir nur eine entfernte Möglichkeit, sie zu bewerkstelligen.

Da fuhr die Alte fort: „Einige Stunden von meiner Hütte, umschlossen von himmelhohen Felsenmauern, befindet sich ein Garten, dessen Gitterthore immer offen stehen. In der Mitte dieses Gartens werdet ihr ein Pferd aus Stein gehauen, und unfern von diesem zwei Widder erblicken, einen von weißer und einen von schwarzer Farbe. Habt ihr die Stelle erreicht, so schwinget euch sogleich auf das steinerne Pferd, und drückt ihm auf jener Seite euren Sporn ein, auf welcher ihr den weißen Widder wahrnehmet. Dieser wird sogleich nach dem Pferde springen und nach demselben mit seinen Hörnern stossen, worauf das Pferd euch augenblicklich wieder hinauf in die Oberwelt versetzen wird. Hüthet euch aber ja, das Pferd auf jener Seite zu berühren, an welcher sich der schwarze Widder befindet, sonst würde dieser nach dem Pferde stossen, und ihr versänket sodann noch einmal so tief, als ihr euch bereits unter der Oberwelt befindet, in eine öde und fremde Gegend der Unterwelt hinab. Prinz Milan, dem

nun wieder eine neue Morgenröthe der Hoffnung aufging, dankte der Alten aus gerührtem Herzen, versprach, ihrem Rathe genau nachzukommen, und eilte, als noch kaum die Nacht entschwunden war, auf den Weg, welchen sie ihm bezeichnete, geflügelten Fußes fort, um sein Ziel sobald als möglich zu erreichen.

Bald hatte er auch den Eingang des Gartens erreicht, und trat durch das hohe Gitterthor. Tiefe Stille herrschte in demselben, kein Blatt flüsterte, kein Vogel sang, nur sein Fußtritt knarrte im Sande. Mehrere Alleen hatte er bereits durchwandert, als er auf einen breiten Wiesenplan gelangte, auf welchem ihm das weiße Pferd schon aus der Ferne entgegen schimmerte, in dessen Nähe er auch die beiden Widder, jedoch jeden für sich, im Grase herumspringen sah.

Schnell ein Herz fassend, eilte Prinz Milan auf das steinerne Pferd zu, schwang sich hinauf, aber ach, unvorsichtiger Weise hatte er ihm dabei seinen Sporn auf der Seite des schwarzen Widders eingedrückt. Mit Blitzesschnelle schoß dieser auf das Pferd los und stieß es mit seinen Krummhörnern, worauf augenblicklich das Roß mit seinem Reiter in die Erde versank. Immer tiefer und tiefer ging es hinab, bis der Prinz, halb ohnmächtig, sich in eine kahle, grausige Gegend voll düsterer Nebel versetzt, und das Pferd unter seinen Füßen entschwunden sah.

Jetzt erst erkannte er sich als gänzlich verloren, und gab jede fernere Hoffnung auf, Schön Jela, seinen Vater, seine Heimat je wieder zu sehen.

Versunken in namenlosen Gram über seine Unvorsichtigkeit, irrte er in der unbekannten Wildniß umher.

Endlich gelangte er in ein schmales, von hohen, finstern Felsen umschlossenes Thal. Ein hagerer Greis mit kärglichem Haupthaare und einem schneeweißen Barte, der bis über die Mitte seines Leibes reichte, war das Erste, was seine Blicke auf sich zog.

Der Alte, welcher in diesem Thale ein einsiedlerisches Leben führte, redete unsern Wanderer an, und nachdem er seine Abenteuer gehört hatte, sprach er folgendermassen zu Milan:

Ich bedaure dich, unglücklicher Fremdling, und gerne möchte ich dir hülfreiche Hand leisten, dich wieder zu den Deinen in die Oberwelt zu bringen, wenn es in meiner Macht stünde, aber noch ist keiner dahin gelangt, der hier lebte. Das einzige, was ich dir anbieten kann, ist, daß du meine Hütte mit mir theilen und an meinem Tische mit mir speisen kannst, und ich hoffe, du wirst diesen gutgemeinten Antrag in deiner jetzigen hülflosen Lage nicht von dir weisen.

Der unglückliche Prinz nahm auch den Antrag des menschenfreundlichen Einsidlers an, und verweilte von nun an bei ihm und unterstützte ihn in seinen kleinen Verrichtungen, doch der Gram um seine verlorne Geliebte, um seine Heimath, die er beide nie wiedersehen sollte, bleichte immer mehr und mehr seine Wangen.

Der Hütte gegenüber, welche jetzt der Einsiedler und der unglückliche Milan zusammen bewohnten, gewahrte der Letztere auf der Spitze des Gebirges, welches das Thal von dieser Seite umschloß, an jedem Morgen einen Vogel von ungeheurer Größe, den er nicht genug bewundern konnte.

Er frug daher seinen greisen Gefährten, ob er diesen Vogel auch früher schon gesehen habe. O ja, antwortete der Alte, dieß ist der Riesenvogel Einja, und schon vor mehr als dreißig Jahren, da ich in dieses Thal gelangte, erblickte ich ihn dort auf jener Felsenspitze. Er hat auf jenem Berge in einer Felsenblende sein Nest und brütet mit jedem dritten Jahre vier Junge aus, aber noch nie, seit ich ihn zu beobachten Gelegenheit habe, ist es ihm geglückt, welche aufzuziehen, denn, wenn sie bald die gehörige Größe erreichen, kömmt, während der alte Vogel um Nahrung für sie ausfliegt, ein scheußlicher Drache durch die Luft gebraust, welcher die Jungen jedesmal auffrißt, und sodann wieder davon fliegt. Kehrt nun der alte Vogel zurück, und findet statt seiner Jungen das leere Nest mit ihrem Blute bespritzt, so beginnt er ein so klägliches und fürchterliches Geschrei, daß man meint, die Berge müßten darüber zusammenstürzen.

Eben jetzt hat er wieder Junge ausgebrütet, und übermorgen ist der Tag, an welchem das Drachenscheusaal ihn wahrscheinlich wieder derselben berauben wird.

Ich bedaure das arme Thier, sprach hierauf der

Prinz, und wenn ich wüßte, wie ich auf jene Felsenzinke gelangen könnte, wollte ich es wohl versuchen, seine Jungen gegen jenes Ungethüm zu vertheidigen. Das Hinaufgelangen, bemerkte der Greis, ist so schwer nicht, als du wohl denkst, aber ich fürchte, der Drache würde dich sammt den Jungen auffressen.

Das wäre für mich eben kein großes Unglück, sagte der Prinz.

Wenn dir so wenig an dem Leben gelegen ist, sprach hierauf der Greis, so kannst du dieses Heldenstück wohl versuchen.

Als der bestimmte Tag angebrochen war, nahm Prinz Milan wirklich sein Schwert und bat den Alten, ihm den Weg nach der Felsenspitze zu zeigen, auf welcher der Vogel sein Nest habe, wozu sich dieser auch bereitwillig fand.

An dem Fuße des Gebirges angelangt; umarmten sich beide noch einigemale herzlich, worauf sie sich von einander trennten.

Prinz Milan stieg nun die steilen Felsenrippen hinauf, und verbarg sich hinter einen Steinblock, bis sich der alte Vogel entfernt haben würde, welches auch bald geschah. Nun zog er sein Schwert und stellte sich vor die Blende, in welcher sich die jungen Vögel befanden.

Noch hatte er nur wenige Minuten an dieser Stelle gestanden, als er schon aus der Ferne ein fürchterliches Gerassel und Geklapper vernahm und bald auch das gräu-

liche Ungethüm ansichtig wurde, welches mit aufgesperrten Rachen auf das Nest zuflog. Kaum aber bemerkte das Ungeheuer den Prinzen vor dem Neste, als es mit lautem Gezische auf ihn herabstürzte, um ihn zu verschlingen, dieser aber führte mit seinem Schwerte solch einen gewaltigen Hieb nach ihm, daß er ihm mittelst desselben sogleich die untere Kinnlade vom Haupte trennte.

Betäubt rasselte der Drache zu Boden, erhohlte sich aber schnell wieder, mit dem widrigsten Gezische auf seinen Gegner losstürmend, um sich mindestens an ihm zu rächen. Ein zweiter Hieb von des Prinzen Arm aber, theilte ihn im Fluge in zwei Hälften, welche unter grauenhaften Zuckungen in den Abgrund versanken.

Als die jungen Vögel, welche sich während des Kampfes ängstlich aneinander gedrängt hatten, das Ungethüm getödtet sahen, liefen sie sogleich zu ihrem Retter, und umdrängten ihn dermaßen, daß er beinahe ganz von ihren Flügeln bedeckt wurde, von welcher sonderbaren Freudenbezeigung er sich nicht früher losringen konnte, bis der alte Vogel wieder zurückgekommen war.

Dieser war sehr erfreut, als er seine Jungen lebendig, und, wie er aus der wohlbekannten Kinnlade seines Nachfolgers und aus den Blutspuren, auf dessen Vernichtung schließen konnte, für immer gerettet zu sehen.

Er befragte sogleich seine Jungen, wer der Held gewesen sey, der sie vor dem grimmigen Scheusal gerettet habe, da entfalteten sie ihre Flügeln und Prinz Milan wurde wieder sichtbar.

Was verlangst du von mir für den Dienst, den du mir geleistet hast; frug hierauf der Vogel Einja den Prinzen, ich bin im Stande dir alles zu verschaffen, was du nur wünschen magst.

Ich verlange von dir keinen andern Gegendienst, als daß du mir sagst, wie ich wieder auf die Oberwelt gelangen könne.

Hierüber kann dir Niemand besser Auskunft geben denn ich, versetzte Vogel Einja, nur ich bin im Stande, dich wieder in die Obwelt zu bringen. Auch siehst du mich bereit es zu thun, nur mußt du dich früher mit achtzig Pfunden Fleisch, und sechs Säcken Brot versehen, denn, so oft ich auf unserer Reise eines von diesen beiden Dingen begehre, mußt du meinen Hunger befriedigen, sonst würden meine Kräfte nicht ausreichen um dich hinaufzubringen.

Der Prinz besorgte die erforderliche Menge Fleisch und Brot, belud damit den Vogel Einja, schwang sich sodann auf seinen Rücken, und sie begannen ihre Reise durch die Luft.

Kaum aber hatte der Vogel sich mit ihm emporgeschwungen, als er auch schon um Brot rief, welches er mit einer unglaublichen Hast verschlang, und gleich wieder nach neuem begehrte, so, daß Milan kaum schnell genug das Verlangte darreichen konnte.

Ja es schien, als ob sein Heißhunger mit jedem Flügelschlage gesteigert würde. Schon waren die Gebirge unter Milan zu unförmlichen dunklen Massen geworden,

als der Vogel bereits alles, was der Prinz an Brot und Fleisch mitgenommen, verzehrt hatte, und mit großem Ungestümm nach Neuem verlangte. Prinz Milan in der höchsten Angst, dem Ziele, dem er sich jetzt schon so nahe sah, nach der Voraussetzung des Vogels, wieder, und vielleicht für immer entrückt zu werden, wenn er ihm keine Speise zu reichen im Stande wäre, faßte sich jedoch schnell, rieß sein Schwert aus der Scheide, hieb sich ein Stück von dem Hintertheile seines Leibes und befriedigte damit den Heißhunger des Vogels. Nach wenigen Minuten hatten sie die Oberwelt erreicht. Als nun der Vogel Einja den Prinzen am Rande der Felsenklüfte, aus welchen er ihn hinaufgetragen, auf einer blühenden Wiese abgesetzt hatte, bemerkte er, daß seine Kleider mit Blut befleckt seyen, er befragte ihn daher: Sage mir doch, mein edelmüthiger Held, wer hat dich verwundet, daß du also blutest?

Da sprach Milan: das war mein eigner Arm, der mir diese Wunde beibrachte.

Du selbst, rief der Vogel voll Erstaunen.

So ist es, fuhr Milan fort, da ich nichts mehr von dem Nahrungsvorrathe hatte, als du zum letztenmale Fleisch von mir begehrtest, befiel mich die Furcht, du würdest wieder mit mir hinuntersinken in die Unterwelt, und ich faßte mir daher ein Herz und hieb mir schnell ein Stück von dem Leibe, um deinen Hunger zu befriedigen.

Du dauerst mich, sagte hierauf der Vogel Einja,

daß du alſo durch mich zu Schaden gekommen biſt, und ich halte es nun für meine Pflicht das Geſchehene wieder gut zu machen. Strecke dich nur gleich auf den Raſen hin, und dein Leib ſoll bald ſeine vorige Geſtalt wieder bekommen.

Milan that, wie der Vogel Einja ihm geheißen. Dieſer hauchte ihm an die wunde Stelle, nach wenigen Minuten hatte ſie ihre frühere Geſtalt wieder gewonnen und war geheilt.

Hierauf empfahl ſich der dankbare Vogel Einja von dem Retter ſeiner Jungen, und ſenkte ſich wieder in die Klüfte der Unterwelt hinab.

Prinz Milan aber ſetzte ſeine Reiſe fort, und gelangte nach mehreren Tagen, ohne daß ihm ein beſonderes Ereigniß begegnet wäre, in ein an ſein Heimathland gränzendes Königreich.

Hier angelangt, erfuhr er, daß König Naſtas, welcher dieſes Land beherrſche, ſchon ſeit langer Zeit ſeinen Vater bekriege, und bis jetzt noch in jeder Schlacht den Sieg über ihn errungen habe. Tief bekümmert über dieſe Nachricht beſchleunigte er ſeine Reiſe, voll edlen Eifers, ſeinen Vater bald mit dem Schwerte in der Fauſt zu unterſtützen.

Nach einigen Tagen gelangte er in die Reſidenz des fremden Königs, war aber ſehr verwundert, in derſelben alles mit tiefſter Traurigkeit und Beſtürzung erfüllt zu ſehen.

Die Straßen waren größtentheils menschenleer, und die Wenigen, welche er auf seinem Wege erblickte, schritten mit gesenkten Häuptern und finsteren Mienen, ja manche sogar mit leisem Weinen an ihm vorüber.

Er konnte nichts anders denken, als daß König Nastas eine Hauptschlacht gegen seinen Vater verloren haben müsse. Als er sich jedoch um die Ursache dieser allgemeinen Niedergeschlagenheit bei einem der Vorübergehenden erkundigte, vernahm er eine eben so unerwartete als sonderbare Erklärung.

Dieser erzählte ihm, daß die Stadt alljährlich von einem riesigen Ungeheuer, welches in einem benachbarten Sumpfe hause, heimgesucht würde, dem sie als jährlichen Tribut, daß er die übrigen Einwohner schone, ein Mädchen von achtzehn Jahren überliefern müßten.

Schon habe es aus jedem in der Residenz befindlichen Hause sein Opfer erhalten, und nun sey die Reihe an der Tochter des Königs selbst, die ihm mit dem nächsten Morgen überliefert werden müsse.

Prinz Milan dankte dem Fremden für seinen Aufschluß, und beschloß bei sich, die Prinzessin zu retten.

Lange irrte er noch umher durch die menschenleeren Gassen. Da gelangte er zu dem Pallaste des Königs. Finster und öde lag er da, kein Gemach war beleuchtet, nur aus einem einzigen Fenster stahl sich ein matter Schimmer in die Finsterniß heraus und ein dumpfes Schluchzen scholl aus dem Innern des Gebäudes an sein Ohr. Nein,

du ſollſt nicht das Opfer dieſes Ungeheuers werden, oder ich werde es mit dir, rief er, und ſuchte um eine Herberge für die Nacht.

Bald hatte er auch dieſe gefunden, aber vergebens ſuchte er nach Ruhe auf ſeinem Lager. Immer ſtand das Bild der Prinzeſſin vor ſeinen Augen, immer tönte das laute Geſchluchze aus dem Königspallaſte an ſein Ohr. Schlaflos fand ihn der Morgen. Da weckte ihn mit einem Male ein gräuliches Getöſe aus ſeinen Träumen.

Er ſtürzte ans Fenſter und ſah, wie die junge Prinzeſſin, mit den koſtbarſten Kleidern und Kleinodien geſchmückt, eben von einer Schaar finſterer Krieger und jammernder Weiber, im Gefolge eines zahlloſen Pöbelhaufens, an dem Hauſe vorüber, ihrem grauſamen Geſchicke entgegen geführt wurde.

Haſtig warf der Prinz ſein Kleid über, ergriff ſein Schwert und eilte dem Zuge nach.

Als dieſer auf eine öde Haide gekommen war, an deren Grenze man einen Theil eines mit Rohr bewachſenen Sumpfes gewahrte, ſetzten die Krieger das halb ohnmächtige Mägdlein auf einen Stein, hinter welchem ſich ein Pfahl erhob, und banden es mit den Händen an denſelben feſt, worauf ſich Alles unter wildem Lärmen und Händeringen in größter Haſt wieder zerſtreute.

Prinz Milan trat hierauf zu der Prinzeſſin, die mit geſenktem Haupte und laut weinend an dem Marterpflocke ſaß, und ſprach zu ihr: Fürchtet euch nicht, ſchöne

Prinzessin, ich werde euch gegen das Ungeheuer vertheidigen, und nur über meine Leiche soll es den Weg zu euch finden.

Die Prinzessin aber erhob ihre verweinten Augen zum Himmel und schüttelte wehmüthig ihr Haupt. Edelmüthiger Fremdling, sprach sie dann, mit einer von Schluchzen erstickten Stimme, du nährst eine vergebliche Hoffnung. Keine menschliche Kraft ist im Stande, es mit dem Ungeheuer aufzunehmen.

Milan. Und wenn es auch so seyn sollte, was noch immer zu bezweifeln steht, so gebietet es mir die Pflicht, den Kampf mit ihm zu bestehen.

Prinzessin. Ach, laßt euch durch meine Thränen bewegen, und flieht, da es noch Zeit ist —

Milan. Sprecht nicht weiter, es ist mein fester Entschluß, von dem mich nichts abbringen wird. Einmal schon habe ich ein ähnliches Abenteuer bestanden um eines Vogels willen, ich müßte vor mir selbst erröthen, ein Schwert an meiner Seite zu erblicken, wenn ich mich jetzt abschrecken ließe, dem Ungeheuer zu begegnen, da es ein Menschenleben gilt.

Prinzessin. Wenn ihr auch schon einen ähnlichen Kampf gekämpft habt, so glich doch gewiß euer Gegner nicht dem, den ihr jetzt zu erwarten habt.

Milan. Horch, es regt sich —

Die Prinzessin stieß einen lauten Schrei aus und wurde schneebleich.

Erholt euch, Prinzeſſin, ſprach Milan nach einer Pauſe, es war der Wind, der durch die Binſen rauſcht. Doch laßt uns ein aufmerkſames Auge auf die Gegend haben, damit das Ungeheuer uns nicht überraſche.

Als Milan dieſes geſprochen, ſpähte er mit unverwandten Blicken, die Hand auf das Schwert geſtützt, nach der Sumpfgegend, ob ſich ihr nicht das gefürchtete Ungeheuer entringe, aber noch immer wollte keines zum Vorſchein kommen. Da überkam ihn mit einem Male ein Schlaf, dem er nicht zu widerſtehen im Stande war. Er ſetzte ſich neben der Prinzeſſin auf die Erde, legte ſein Haupt in ihren Schooß, die Rechte auf dem Schwertgriffe, und ermahnte ſie, ihn, ſobald ſie das Ungethüm anſichtig würde, ſogleich zu wecken.

Kaum hatte er jedoch die Augen geſchloſſen, als die Prinzeſſin auch ſchon das Ungeheuer ſich langſam dem Rohre des Sumpfes entwinden und über die Fläche herringeln ſah, ſie erſchrack aber ſo ſehr über das immer näher kommende und ſich ihr immer ſcheußlicher zeigende Ungethüm, daß ſie weder einen Laut von ſich geben, noch ein Glied ihres Körpers zu regen vermochte.

Schon war es ihr auf wenige Schritte nahe gekommen, ſchon betrachtete es ſie mit den grauſigen Augen, ſchon ſperrte es ſeinen Rachen voll ſpitzer Zähne nach dem Opfer auf, während Prinz Milan noch immer ahnungslos und ruhig in ihrem Schooße ſchlief.

In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr rollte eine Thräne aus ihrem Auge, und fiel wie ein glühender Tropfe auf die Wange des sorglosen Schläfers. Dieser öffnete kaum das Auge, als ihn ein Blick von der Nähe der Gefahr unterrichtete. Mit Blitzesschnelle sprang er empor, und schmetterte mit einem fürchterlichen Hiebe sein Schwert auf das sich herbeiwälzende Ungeheuer, daß es mit gespaltenem Schädel und unter gräßlichen Zuckungen zu den Füßen der Prinzessin, die ohnmächtig zusammen gesunken war, alsbald sein Leben verhauchte.

Es bedurfte einer geraumen Zeit, bevor Prinz Milan die Prinzessin ins Leben zurückzubringen vermochte, endlich gelang es ihm, ihre Lebensgeister wieder zu erwecken, rüstig hob er sie hierauf auf seinen Arm, und trug sie, in der Rechten das blutige Schwert, in die Residenz zurück.

Wer schildert aber den Jubel des Volkes, das sich ihm in immer dichteren Schaaren anschloß, wer die Freude des tiefgebeugten Königs, als er die Prinzessin, die er schon von dem Ungeheuer als vernichtet wähnte, gerettet und unversehrt in den Armen des kühnen Jünglings erblickte.

Was für eine Belohnung kann ich dir bieten, kühner Fremdling, sprach König Nastas zu dem Prinzen Milan, fordere nach, was dein Herz verlangt, und du sollst nicht vergebens gefordert haben. Da antwortete ihm aber Prinz Milan: Hoher König, ihr seht in mir den jüng-

ſten Sohn eures Nachbarkönigs, deſſen Land ihr mit Krieg überzogen, wollt ihr mich für dasjenige belohnen, was ich zu jeder Stunde für die geringſte Sklavin gethan haben und noch thun würde, ſo endet dieſen verderblichen Streit und gebt dem Lande meines Vaters den Frieden wieder.

Edler Jüngling, rief der König, hier meine Hand zum Unterpfande, von heute an ſoll ein ewiger Friede beſtehen zwiſchen meinem Reiche und dem Reiche deines Vaters. Auch ließ König Naſtas ſogleich den Prinzen mit den prachtvollſten Kleidern ſchmücken, und ſeinen herrlichſten Wagen für ihn mit den ſchönſten Roſſen beſpannen, auch beorderte er die edelſten ſeines Landes, den Prinzen als Friedensboten in ſeine Heimat zu geleiten.

Prinz Milan nahm hierauf einen herzlichen Abſchied von dem König und der jungen Prinzeſſin, welche ihm noch manche Thränen nachweinte, und verließ die Reſidenz von den Segenswünſchen des Volkes begleitet.

Nach mehreren Tagen gelangte er an den Hof ſeines Vaters, wo man ihn für einen fremden Prinzen hielt. Er begehrte vor den König geführt zu werden, als er aber vor den alten König trat, erkannte ihn dieſer auf den erſten Blick, und ſtürzte mit einem Schrei der Freude, der auch Schön Jela aus dem nächſten Gemache lockte, an ſeine Bruſt; kaum hörte dieſe aber den Ruf des Königs: mein Sohn! mein Sohn! als auch ſie mit lautem Jubel an den Hals des Prinzen flog.

Die Freude über Milans Wiederkunft war allgemein. Nach wenigen Tagen feierten die glücklich Wiedergefundenen ihre Vermählung auf das Prachtvollste.

Die Brüder des Prinzen aber, welche ihr großes Unrecht eingesehen und bereut hatten, mißgönnten ihm ferner nicht mehr sein Glück, und huldigten ihm gerne, als er den Thron seines Vaters als dessen Nachfolger bestieg.

# Der beinerne Tiſch.

(Kärntneriſche Volksſage.)

Von Joh. Gabr. Seidl.

Wie wandelt die Burgfrau von Falkenſtein
So prunkend im gold'nen Geſchmeide!
Sie blickt in den ſpiegelnden Teich hinein
Mit übermüthiger Freude.
„Wer, ruft ſie, thut mir's in Kärnten gleich,
„Ich bin an Gold wie an Schönheit reich;
„Was mancher ſich wünſcht in der Stille,
„Das hab' ich in üppiger Fülle!"

„Ich hab' an hölzernen Tafeln geſpeist,
„Bald hat's mich des Holzes verdroſſen;
„Drauf hab' ich des duft'gen Burgunders Geiſt
„An marmornen Tiſchen genoſſen;
„Da tauſcht' ich für matten, verwitternden Stein
„Bald ſchimmernde Platten von Silber mir ein;
„Nun mag ich an goldenen Tiſchen
„Mich kaum nach Behagen erfriſchen!"

»Zum Scherze möcht' ich nun einmal nur
»Auf beinernem Tiſche noch eſſen,
»So hätt' ich das ganze Reich der Natur
»Mit ſiegender Laune durchmeſſen!
»Man ſagt, das Glück ſey flüchtig und ſchwank:
»Mir lebt's ſeit Jahren ſchon treulich zu Dank,
»Und jagt' ich's mit Schlägen und Würfen,
»Es bäte mich, bleiben zu dürfen!

»Und ſo, wie den Ring, den ich hier vom Teich
»Auffangen laſſ' und verſchlingen,
»Kein Taucher vermag aus dem Waſſerreich
»An's Licht mir wieder zu bringen,
»So wird auch die Burgfrau von Falkenſtein
»Allimmer die reichſte, die ſchönſte ſeyn;
»Denn arm und häßlich zu werden,
»Das hab' ich verlernet auf Erden!" —

So ruft ſie im ſchwellenden Übermuth
Und ſchleudert den Ring von dem Finger;
Mit leiſem Gemurmel verbirgt ihn die Fluth
Im tiefen, kryſtallenen Zwinger.
Das Burgvolk ſieht es mit fröſtelndem Grau'n,
Doch lächelnd wandelt die reichſte der Frau'n,
Um, ſchwelgend an goldenen Tiſchen,
Den lüſternen Sinn zu erfriſchen. —

Drei Tage verrinnen, da ſtürzt in's Schloß
Ein Fiſcher mit eilenden Schritten.
„Dieß Hechtlein fing ich., — ſo ſpricht er zum Troß, —
„Erſt hat es mein Meſſer zerſchnitten;
„Da find' ich im Bauche das Ringlein klar,
„Oft ward ich's am Finger der Herrin gewahr!
„Drum ſoll der Verluſt ſie nicht kränken:
„Sie wird's wohl dem Finder gedenken!"

Der Fiſcher ſpricht es, dem Burgvolk graut,
Es ſendet belohnt ihn von hinnen.
Doch wie nun die Burgfrau den Ring erſchaut,
Da geht es ihr ernſtlich zu Sinnen. —
Drei Tage wandelt ſie düſter und ſtumm,
Dann herrſcht ſie, wie früher, ſich brüſtend, herum;
Was mag ſie das Märchen auch kümmern,
Wo Gold noch und Schönheit ihr ſchimmern. —

Drei Jahre ſchwinden in Saus und Braus,
Da raſſelt's von Waffen im Lande;
Und Ströme von Feinden gießen ſich aus,
Und ſchrecken mit Mord und mit Brande.
Schon lugt in die Scharten von Falkenſtein
Der Krieg, ein gefräſſiger Geier, hinein;
Schon hat an den flimmernden Schätzen
Die Raubſucht ihr wildes Ergötzen.

Mißhandelt ſchleppt ſich die Burgfrau fort
Mit ſiechen, ermatteten Gliedern;
Doch, wo ſie auch bettelt mit flehendem Wort,
Da wird ihr ein rauhes Erwiedern;
Und was ſie verweigert, den Armen zu thun,
Die reicheren Armen vergelten ihr's nun;
Von einem Gehöfte zum andern
Muß barbend die Schmachtende wandern.

Oft muß ſie, zuſammengekauert, am Pfad
Ihr Brot auf den Knien verzehren,
Und mancher von ihr Verſpottete naht,
Den Spott auf ſie nun zu kehren;
Und ſieht er ſie, gierig, mit ämſ'gen Bemüh'n,
Aufleſen die Broſam von dürren Knien,
So höhnt er ſie: „Ei, nun erfriſche
„Dich einmal am beinernen Tiſche!"

# Die erſte Eroberung von Ptolomais.

Hiſtoriſche Erzählung

von

Joſ. Kupelwieſer.

1.

Ungefähr achtzig Jahre vor jener Epoche, wo das von Leopold dem Ruhmwürdigen auf den Mauern von Ptolomais gepflanzte Panier, den geſchichtlich bekannten, ſowohl dramatiſch als erzählungsweiſe bearbeiteten Zwiſt zwiſchen dieſem und dem Könige von England, Richard Löwenherz, veranlaßte, hatte der Graf Norbert von Harecourt, als von ſeiner allerchriſtlichſten Majeſtät beſtellter Schirmvogt in Palläſtina ſchon von dieſem Platze mit gewaffneter Hand Beſitz genommen. Die Schwäche des Chriſtenheeres machte die Sarazenen doch bald wieder zu Herren dieſer Stadt, indem ſie die Beſatzung zum Abzuge nöthigten, und Ptolomais ſelbſt, ſammt dem anhängenden Gebiete, fiel bis zur oben erwähnten Epoche wieder in ihre Hände. — Dieſes frühere, weniger bekannte Ereigniß dürfte demnach um ſo mehr der Beachtung ge-

würdiget werden, als jene uns völlig entfremdete Zeit so reich an seltenen und abenteuerlichen Ereignissen ist, welche sich zum Theile auf den echt ritterlichen, nur nach dem Außerordentlichen strebenden Geist unserer Vorfahren, noch mehr aber auf die unläugbar wunderbare Lenkung der Vorsehung gründen, daß sich ihre Mittheilung allerdings gerechten Anspruch auf das allgemeine Interesse erwirbt.

In einer anmuthigen Ebene, rings von Bergen umschlossen, erhebt sich noch heute Ptolomais, oder vielmehr die stolzen Überreste dieser Stadt, die zur Zeit der Kreuzzüge lange, und wiederholt den Stürmen der Eroberer trotzend, endlich zum Sitze der Templer geworden, und von ihnen mit den zweckmäßigsten und wohlthätigsten Einrichtungen versehen, mit solcher Einsicht verwaltet wurde, welche selbst die barbarischen Horden dieses kleinen Erdstriches mit inniger Dankbarkeit an ihre neuen Herren kettete. Die Mehrzahl der Einwohner hatte sich, durch das fromme Beispiel der Tempelherren ermuthiget und durch ihre Lehren aufgemuntert, zum christlichen Glauben bekannt, bald prangte das geheiligte Zeichen des Kreuzes, den Halbmond verdrängend, von allen Zinnen und Thürmen der Stadt, und die Worte des wahren Glaubens wurden an demselben Orte mit Würde verkündet, und von seinen neuen Bekennern mit frommer Zuversicht angehört, wo noch vor Kurzem die Befolgung der Sprüche des Korans als das einzige Band zwischen dem Leben und dem Himmel des Propheten galt.

Ben Said, gleich ausgezeichnet durch Tugend und Edelmuth, beherrſchte damals die Stadt und ihr Gebiet in einem Umfange von vielen Meilen. Er war aus der alten Familie der Barmecioen entſproſſen, und alle Tugenden und lobenswerthen Eigenſchaften ſeiner Voräl-tern, welche durch Jahrhunderte das Glück der Völker gründend, über ſo viele Stämme des Orients geherrſcht, hatten ſich in dieſem letzten Sprößlinge im vollen Maße vereiniget. Den ausartenden Gewohnheiten ſeiner Glau-bensgenoſſen entſagend — obſchon er übrigens und im all-gemeinen ein eifriger Bekenner der Lehre Mahomeds war, hatte er eine geraume Zeit ſeines Lebens an der Seite einer eben ſo tugendhaften Gattin zugebracht, die ſeine Neigung gewählt und der Tod ihm nur allzufrüh entriſ-ſen. Eine einzige Tochter war die Frucht ihrer drei und zwanzigjährigen Ehe, und Ben Said, das Andenken ſeiner betrauerten Gattin tief im Herzen, pflegte nach ihrem Ableben mit der zarteſten Sorgfalt der keimenden Blume, feſt entſchloſſen, ſie in jeder Beziehung der Mut-ter nachzubilden.

In ſeinem kräftigſten Mannesalter, kurz, nachdem er die Zügel der Herrſchaft in ſeinem Gebiete übernommen, gewahrte Ben Said auf einem Streifzuge, den er in das Innere des Landes in anſehnlicher Begleitung unternahm, von Ferne einen Schwarm Islams, welche an einer Stel-le nahe am Gebirge über einen Gegenſtand eifrig beſchäf-tigt ſchienen, und ſich, als ſie Ben Said und ſein Ge-

folge in der Ferne erblickten, so eilig, als es ihnen möglich wurde, doch sichtbar von einer Beute, die sie mit vieler Anstrengung fortzuschaffen bemüht waren, in ihrem Rückzuge gehemmt, in den nahen Schluchten der Gebirge verloren. Die nachgesandten Pfeile der Spahis konnten die Flüchtigen nicht mehr erreichen, und Ben Said an der Spitze seiner Reiter, jagte mit verhängtem Zügel nach der Stelle hin, welche die Räuber seinen Blicken verbarg.

Die Ebene von Ptolomais gegen Osten ist von einer Gebirgskette begränzt, welche sich weithin ausdehnend, in kolossaler Größe die benachbarten Ländereien in malerischen Gruppen durchzieht, und erst an dem ungefähr dreißig Meilen entfernten Meeresufer endet. Die mannigfaltigen Höhlungen dieser Berge, deren Gestalt und Ausdehnung durch die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse alles übertrifft, was das kleine Europa an sehenswerthen Naturgestaltungen darbieten kann, hat, seitdem dieser Erdstrich von Menschen bewohnt und urbar gemacht worden, den nomadischen Horden zum Aufenthalte und Zufluchtsorte gedient. Auf vielerlei, nur den Einwohnern unzugänglichen Pfaden gelangten sie zu ihren Versammlungsplätzen, wo, während die Männer auswärts nach Beute spähten, von den zurückgebliebenen Weibern in geräumigen Höhlen, an welchen diese Plätze angelegt waren, für die nöthigsten Lebensbedürfnisse gesorgt wurde. So manches schuldlose Opfer, das unter den Händen dieser raubsüchtigen Barbaren verblutete, ruht, seit Jahr-

hunderten vermißt und vergessen, unter den hochaufragenden Spitzen dieser Berge. Nicht weit von dem Eingange in diese Schlucht, auf dem Platze, wo Ben Said die Islams zuerst gewahr wurde, lag neben einem erschlagenen Saumrosse ein Mann in Pilgertracht, mit mehreren Wunden bedeckt, getödtet am Boden. Das Kleid, welches er unter dem Pilgerrocke trug, war das eines europäischen Kriegers, und die dichten Scharten seines nicht weit davon liegenden Schwertes zeigten deutlich, daß er sein Leben nicht für geringen Preis an die Räuber abgelassen habe. — Zorn und Unwille bemächtigten sich Ben Said's bei diesem Anblicke, da er wohl einsah, daß ein so barbarisches Verfahren gegen fromme, ihren Weg ruhig dahin ziehende Pilgrime nothwendig die Rache der Christen erwecken, und sein Gebiet gar bald den Verheerungen des Krieges preis geben müsse. Er beschleunigte daher ihre Verfolgung, und nachdem er eine Zeit lang mit seinem Gefolge mühsam und zu Pferde sitzend, die kaum erkenntlichen Pfade durch das unwirthbare Gestrippe verfolgt, befanden sie sich plötzlich auf einem vom Gehölze eingeschlossenem Rasenplatze, dessen Anblick das seltsamste wenn gleich für Ben Said nicht erfreulichste Bild darbot. Weiber und Kinder, sparsam gegen die Blöße geschützt, lagen in unförmigen Gruppen um große Feuer, über welche dampfende Geschirre kochten. Einige derselben waren mit dem Melken der Kühe und mit anderen Hausthieren beschäftiget, mehrere Ziegen und Kamehle weide-

ten am entgegengesetzten Rande der Fläche, dicht an dem Abhange des Felsens, wo sich der Eingang in die Höhle befand, und eine Schaar wilder Hunde knoff murrend und bellend die ungebetenen Fremden an, verkroch sich jedoch bald furchtsam vor der drohenden stattlichen Reiterzahl. —

Aber ein anderes Schauspiel, jedes Gefühl der Menschlichkeit empörend, zog Ben Said's Blicke vor allem hin. Ungefähr in der Mitte des Platzes unterlag eine gleichfalls in Pilgertracht gehüllte rüstige junge Frau unter den Händen der Mehrzahl der Männer, im ungleichen Kampfe der barbarischen Wuth der Islams; ihr wehmüthiger Hülferuf erhallte in gräßlichen Tönen in der Luft, von ihrem entblösten Haupte wallte das lange lichte Haar zerstört und aufgelößt über die üppigen Schultern; einen Theil derselben hatte einer der Räuber in einen Knoten geschlungen, um seine nervigte Faust gewunden, um seiner Beute vollkommen versichert zu seyn, Gesicht und Kleidung der Frau war mit Blut übertüncht, und, in ihren Armen schloß sie krampfhaft einen Knaben von ohngefähr zwey Jahren, den man ihr zu entreißen vergebens bemüht war. Mit der verzweifelnden Wuth einer ergrimmten Löwin, der man ihre Jungen rauben will, vertheidigte sich die auf den Tod erschöpfte gegen die unausgesetzten Angriffe dieser Unmenschen, und nur das schmerzliche Gekreische des sie fest umklammernden Knaben schien ihre schwindenden Kräfte wieder zu beleben. Ein Wink Ben Said's, und die feigen Meuterer waren von seinen Reitern umgeben und entwaff-

ket. Wie vom Blitze getroffen veränderte ſich plötzlich das ganze Bild: die Weiber raſch auffahrend erwachten durch das Vorgegangene erſchreckt, mit einem Male aus ihrer gewohnten lethargiſchen Ruhe, die Kinder entflohen laut ſchreiend nach der nahen Höhle, und ſelbſt die in ſorgenloſer Ruhe weidenden Thiere, zogen ſich verſcheucht in die Gebüſche zurück.

Ben Said's angelegentlichſte Sorge, ſobald er die Wüthriche entfernt und ihre Gefangennehmung anbefohlen hatte, war das Schickſal der unglücklichen Frau, welche ohne der geringſten Spur eines noch vorhandenen Lebens, den vielen erduldeten Qualen und Mißhandlungen erliegend, an der Seite ihres Kindes auf dem Boden dahin geſtreckt lag. Nach wiederholten vergeblichen Verſuchen ward ſie endlich wieder zur Beſinnung gebracht, doch nur ſo lange, um in der völligen Überzeugung, den Händen ihrer grauſamen Peiniger entronnen zu ſeyn, die Größe ihres unbegränzten Elendes zu überſchauen. O Herr, ſo ſprach ſie in abgebrochenen, kaum vernehmbaren Lauten zu Ben Said, wenn deine wohlthätige Hand mich aus der Gewalt dieſer Barbaren befreite, ſo habe Mitleid für mein Kind, nur ihm, nicht mir, laß deine Großmuth angedeihen, denn ich fühle es, meine letzte Stunde naht, ſey du ihm Vater, Herr, da er den ſeinen wohl nicht mehr finden wird! — „Habt guten Muth", erwiederte Ben Said mit der ihm eigenen menſchenfreundlichen Theilnahme, — „der Schreck hat euch überwältiget" — hier löſte

er ein kostbares persisches Tuch von seinen Lenden, mit dem er das Angesicht der Frau reinigte, und sie mit frischem Wasser aus der nahen Quelle wusch; „euch und eurem Kinde soll jener Schutz in vollem Maße werden, den jeder Unglückliche verdient." „Schwört mir das im Sterben, stammelte die Frau." „Bei dem Heile meiner Seele", entgegnete Ben Said, indem er die Hand betheuernd gegen Himmel hob; „doch seyd getrost"! — Den matten Blick dankerfüllt zu ihrem Retter gewendet, umschloß sie mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte noch einmal das geliebte Kind, und sank erschöpft und betäubt in die Arme der sie unterstützenden Reiter zurück.

Eine auf Ben Said's Befehl in der Eile aus frischen Zweigen geflochtene Sänfte, nahm, zwischen zwei sicheren Pferden befestiget, die unglückliche Fremde auf, und brachte sie in gutem Geleite nach dem nahe gelegenen selbst von den Muselmännern als unverletzbar geachtete Hospital für reisende Pilgrime, woselbst sie die Oberin an der Pforte empfing, und für ihre Pflege möglichste Sorgfalt zu tragen versprach; obschon der Zustand, in welchem sich die Fremde befand, wenig Hoffnung für ihre Rettung übrig ließ. Eiligst kehrten die Reiter mit der Botschaft ihres vollzogenen Auftrages zu Ben Said zurück, der den geretteten Knaben, an dem er ein inniges Wohlgefallen fand, vor sich auf dem Pferde, in dem Bewußtseyn einer edlen That, mit freudigem Herzen gegen Ptolomais sprengte.

2.

Mit mütterlicher Sorgfalt empfing Ben Said's Gattin den neuen Ankömmling, obschon sie selbst kaum erst seit einigen Wochen eines Töchterleins genesen war, welches ihre ganze Pflege erheischte. Massud, diesen Namen legte Ben Said seinem Pfleglinge bei, ward unter seiner eigenen beständigen Aufsicht den dienenden Frauen des Pallastes zur Wartung übergeben, und seine körperliche Gestalt entwickelte sich nach wenig Jahren in dem Maße, als seine zunehmenden Geisteskräfte, und die seltene, des Knaben weit übertreffende, besonnene Entschlossenheit zu den außerordentlichsten Erwartungen berechtigte. Es lag nicht in dem edlen Charakter Ben Said's, den Knaben, welchen der Zufall in seine Hände gegeben, und von welchem er wohl wußte, daß er von christlichen Ältern abstamme, zur Bekennung der Lehre Mahomeds zu vermögen, daher er ausschließend den Unterricht des heranwachsenden Jünglings übernahm, und — Massud selbst seine eigentliche Abkunft verhehlend — ihm nur die Begriffe von dem Daseyn einer alles lenkenden Gottheit, die strengsten Principien der Moral und die Grundsätze des weltbürgerlichen Lebens einzuprägen bemüht war; fest entschlossen, wenn es in dem Rathe der Vorsehung verhängt sey, den geliebten Pflegling einst den Seinigen wieder zurückzustellen.

Die Saat war nicht auf unfruchtbaren Boden gestreut; mit Eifer und Liebe erfaßte Massud die Worte

seines väterlichen Lehrers, und ehe er das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, war er in allem Wissen jener Zeit eben so gründlich unterrichtet, als seine keimende Kraft und sein jugendlicher Muth in allen Übungen des Kampfes und der Beharrlichkeit geprüft, jede fernere Sorge für seine Bildung überflüssig machte.

Zwei Jahre jünger als Massud hatte Ben Said's Tochter, Leila, bezüglich ihrer geistigen und körperlichen Bildung, mit ihm völlig gleichen Schritt gehalten; ein wechselseitiger Austausch ihrer Gedanken und Gesinnungen fand sowohl unter ihnen allein, als im Beiseyn Ben Said's und seiner Gattin nicht selten statt, und aus der steten Übereinstimmung ihrer Gefühle entspann sich der erste Faden jenes geistigen, ihnen beiden selbst lange unbekannten Bandes, welches ihr Geschick unauflöslich vereinigen sollte. Ihre wechselseitige Neigung konnte Ben Said nicht lange fremd bleiben, doch war er mit sich selbst lange uneinig, da ihm die Möglichkeit einleuchtete, daß sich der Schleier, welcher über Massud's Schicksal ruhe, einst noch lichten könne, wovon er jedoch, aller Erkundigungen ohnerachtet, bis zu diesem Augenblicke nichts erfuhr, als daß Massud's Mutter die Frau eines edlen fränkischen Ritters, welcher gegen Palästina gezogen, und daß sie auf der Reise zu ihrem Gemahle, wenige Tage nach ihrer Aufnahme ins Hospital, an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen verblichen sey. Einige Documente, welche in dem Pilgerkleide der Verstorbenen ver-

borgen vorgefunden wurden, konnten keinen Aufſchluß über das Geheimniß geben, da ſie in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, und daher ſelbſt von den Nonnen, den Bewohnerinnen des Hoſpitales von St. Barbara, welche aus Deutſchland herübergekommen, weder verſtanden, noch ausgelegt werden konnten. Ben Saids Vorſichtsmaßregeln beſchränkten ſich ſonach dahin, daß Maſſud erfuhr, er ſey nicht Ben Said's eigener Sohn, ſondern demſelben nur von unbekannten Ältern zur Pflege und Erziehung übergeben. Dieſes Bewußtſeyn ſollte in dem Herzen des Jünglings die Dankbarkeit entflammen, und ihn im Bewußtſeyn ſeiner ungewiſſen Abkunft, und aus Ehrfurcht für ſeinen Wohlthäter, von jeder engeren Verbindung mit Leila zurückhalten. Erſt wenn er das vier und zwanzigſte Jahr erreicht haben würde, und ihm im reiferen Mannesalter der freie Gebrauch ſeines Verſtandes und Willens geworden ſey, wollte Ben Said ihm das Geheimniß ſeiner Abkunft, in ſo weit es ihm ſelbſt bekannt war, entdecken, und es ſodann Maſſud's eigener, freier Wahl anheimſtellen, ob er in ſein Vaterland zurückkehren, und ſich dort dem ſchweren beinahe unausführbaren Werke, ſeine Angehörigen zu erforſchen unterziehen wolle, oder ob er es vorziehe, durch Leila's Hand beglückt, als freiwilliger Bekenner der Lehre des Propheten, über das Gebiet von Ptolomais zu herrſchen. Ben Said war ein zu großer Kenner des menſchlichen Herzens, und namentlich hatte er in jenem ſeines

durch eigene Fürsorge für alle edleren Gefühle fähigen Zöglings, das Gelingen seines Planes zu deutlich lesen können, als daß er der Zukunft wegen die geringste Besorgniß gehegt hätte. Feurig und muthig in der Erfüllung seines Berufes, ehrerbietig gegen seinen Wohlthäter und Vater, und in heißer Liebe für Leila erglühend, ohne daß das Bekenntniß derselben bisher seinen Lippen entschlüpft wäre, verfolgte Massud freudig die ihm vorgezeichnete Bahn. Es war eine stumme Verschmelzung ihrer Seelen, die keiner schalen Worte bedurfte, um gegenseitig verstanden und empfunden zu werden, und Ben Said's Scharfblick täuschte sich zum Theile wenigstens darin, daß er in seiner Meinung die Dankbarkeit höher als die alles überwältigende Gewalt der Liebe anschlug, deren Panier siegend bis an die Steppen einer neuen unbekannten Welt flattert.

Mehrere der angesehensten und mächtigsten Emire, welche über die benachbarten Landschaften geboten, warben um Leila's Hand. Der Ruf ihrer Tugend und Schönheit verbreitete sich in dem Maße, als ihre Wohlthaten ebensoviele dankerfüllte Zungen, und ihre Reitze gerechte Bewunderer fanden. Leila ward mit vielem Rechte die Zierde des Orients genannt; eine Blume aus den paradiesischen Gärten des Propheten: Schönheit und Ebenmaaß in allen Formen, Anmuth und Grazie in jeder Bewegung — ein Laut, der ihren Lippen entschwebte, war ein hinreißender Akord, der in allen Herzen wiederklang. Ein leuchtendes Sternenpaar erglänzten ihre klaren Au-

gen; ihr mächtiger Schimmer besaß eine unwiderstehliche Anziehungskraft, Unschuld thronte auf der freien Stirne, und die jungfräuliche Scham hatte auf Leilas Wangen ihren purpurnen Sitz erbaut; ihr Gang glich dem leichten Schweben einer luftigen Grazie, den Kopf umwand ein farbig gewirktes Tuch nach damaliger Sitte sinnig in einen Knoten gewunden, dessen Ende über die linke Schulter hingen; ein weiter Schleier, der sich nach Willkühr lüften oder überschlagen ließ, war an der Rückseite befestiget, ein langes, knappanliegendes Gewand verbarg ihre Reitze dem forschenden Auge, um die Hüften schlang sich ein kostbarer, mit Perlen und Edelsteinen reich besetzter Gürtel, und der kleine niedliche Fuß ragte in Pantoffeln vom feinsten gelben Saffianleder gekleidet, unter dem Saume des Gewandes hervor. Kein männliches Herz blieb bei Leila's Anblicke ungerührt. Zudem leuchtete aus ihren Zügen eine offene, ungezwungene Natürlichkeit, welche, da sie sich ihrer Reitze wohl bewußt war, Leila's Werth um vieles erhöhte. —

Es war ein schmerzvoller Stachel für Massud, welcher sich seinem Herzen immer tiefer eindrückte, daß er liebte, und schweigend dulden mußte, da Pflichtgefühl und Dankbarkeit ihm Leilas Besitz auf immer untersagten. — Wäre es dir wohl gleichgültig, so fragte Leila eines Tages Massud, wenn der Vater mein Schicksal an irgend einen jener Männer bände, die ich nie gesehen, und wohl auch niemals würde lieben können? —

Gehorsam ist unsere erste Pflicht, antwortete Massud, sichtbar befangen — doch wie kommst du dazu, meine Meinung über diesen Gegenstand einzuhohlen, da sie weder hinreicht, um die Beschlüsse Ben Said's zu ändern, noch sonst geltend, oder für irgend jemanden wichtig seyn könnte.

Leila. Wie wenig Vertrauen setzest du in mich, guter Massud, auf wessen Theilnahme, auf wessen Mitgefühl hätte ich wohl einen größeren Anspruch, als auf das deine? — wer als du könnte mir Trost gewähren, wenn ich aus den Armen der Meinigen gerissen, auf dem unfehlbaren Wege wäre, das Opfer eines trüben, unheilvollen Geschickes zu werden! — sag', würdest du der unglücklichen dann deinen Rath, deinen Beistand versagen?

Massud. Kann der rathen, dem es selbst an Trost und Hoffnung gebricht? — suchst du Licht in dem verhängnißvollen Dunkel einer endlosen Nacht? — O Leila, auf welche Folter legst du meinen Gleichmuth! ich habe ihn mit meiner Ruhe, und mit dem Glücke meines Lebens erkauft! —

Leila. Was sagst du Massud! Himmel, du fühltest dich nicht glücklich? — sprich, ists die Sorge um die Zukunft, oder nur ein Wahn, der so oft den Himmel unsers Lebens trübt! Mache mich zur Vertrauten deines Kummers, lerne mich das Ziel deiner Wünsche kennen, und mit zarter schwesterlicher Hand will ich die Wolken von deiner Stirne verscheuchen, und den Frieden in dei-

ne Seele pflanzen! — Immer heftiger drang sie in ihn, ihr den Grund seines Mißmuthes zu entdecken, den sie wohl leicht errathen mochte, und er war nahe daran zu ihren Füßen zu stürzen, und ihr das zu lange verhohlene Geständniß seiner Liebe abzulegen, doch der Grundsatz seiner Beharrlichkeit siegte auch dießmal über Leila's dringendes Verlangen, und plötzlich abbrechend, stürzte er in höchster Bewegung, Leila's Armen sich entwindend, die ihn zärtlich bittend zu umfangen geöffnet waren; aus dem Gemache; doch nur um desto tiefer hatte das Gefühl seines Mißgeschickes in Massud's Herzen Wurzel gefaßt. — Jeder Tag gebar ihm neue Besorgnisse, da er endlich doch erwarten mußte, Ben Said würde den Bewerbungen so vieler Mächtiger und Reichen nachgebend, die Hand seiner Tochter für einen der Emire bestimmen. In diesem Falle war sein Entschluß gefaßt: der Tag, der ihn von dem Theuersten, was er im Leben kannte, trennen würde, sollte ihn auch auf immer aus dem Hause seines Pflegevaters entfernen; er beschloß Kriegesdienste im Heere der Sarazenen, die eben im blutigsten Kampfe mit den Christen begriffen waren, zu nehmen, und den Tod in den Reihen gemeiner Söldner, auf offenem Schlachtfelde zu suchen.

Aber die Vorsehung hatte es anders in ihrem weisen Rathe verhängt; Massud's Schicksal und seine Lösung sollte für jenen Tag gespart bleiben, wo der siegende Glaube Opfer der Versöhnung heischt, und die triumf-

phirende Kirche die irrenden Schaafe mütterlich in ihrem Schoos empfängt.

Zu derselben Zeit hatten sich zwei Stämme aus Ben Said's Gebiete empört, und ihren Beistand gegen das immer näher rückende furchtbare Christenheer ausdrücklich verweigert. Ben Said's zunehmendes Alter erlaubte ihm nicht, sich durch längere Zeit, wie dieses bei der bekannten Hartnäckigkeit seiner Gegner zu vermuthen war, den Beschwerden einer solchen Unternehmung auszusetzen, auch war seine Gegenwart in Ptolomais unerläßlich, da die Stadt in dem vorauszusetzenden Falle, daß der Schauplatz des Krieges gar bald die Gränzen seines Gebietes überschreiten würde, nothwendig in befestigten Zustand versetzt, und mit den bei einer etwaigen Belagerung erforderlichen Bedürfnissen und Vorräthen versehen werden müsse. Mit Ben Saids Persönlichkeit war überhaupt seit Kurzem eine bedeutende Veränderung vorgegangen; es war der Übertritt zum Greisenalter. Die Zeit hatte ihr Recht von ihm gefordert. Das gebleichte Haar des Bartes, welches doch keineswegs die sonst edlen Züge entstellte, die sich allmählig verlängernden, sonst so ausdrucksvollen Gesichtszüge, so wie die ersichtliche Abnahme seiner natürlichen Lebhaftigkeit, hatten den kraftvollen Mann zum ehrwürdigen Greise umgestaltet, dessen Anblick ein herrliches vollendetes Bild von fürstlichem Ansehen, gepaart mit väterlicher Milde darbot.

Vorzüglich wollte Ben Said die Gelegenheit, diese

Unruhen beizulegen, benützen, um Maſſud's Muth auf die Probe zu ſtellen, und ſich zu überzeugen, ob ſeine Tapferkeit ſich ebenſo bewähren würde, als er bei anderen Gelegenheiten Entſchloſſenheit, und jene ruhige zuverſichtsvolle Haltung bewies, welche Ben Said mit Recht für die unerläßlichen Eigenſchaften eines Mannes hielt, der vielleicht einſt zu ſeinem Nachfolger beſtimmt war. Mit ſichtbarer Freude unterzog ſich Maſſud dem ertheilten Auftrage; Thränen perlten in ſeinen Augen, als er dankerfüllt die Hand ſeines ehrwürdigen Pflegevaters küßte, und er ſehnte ſich nach der Zeit, wo er ſeinem Unmuthe eine andere Richtung geben, und ſeinen Schmerz durch das Bewußtſeyn der erfüllten Pflicht, im Kampfe gegen die treuloſen Rebellen erſticken könne.

Ein kleines den Erforderniſſen der Unternehmung angemeſſenes Heer ward ausgerüſtet, deſſen Befehligung Maſſud anvertraut wurde. Ben Said's Vorſicht hatte ihm jedoch einen alten, in der Kriegskunſt wohl erfahrenen Hauptmann aus ſeiner Leibwache beigeſellt, deſſen Entſcheidung Maſſud ſeine Pläne und Vorkehrungen jedesmal vor ihrer Ausführung, um des Erfolges gewiß zu ſeyn, zu unterziehen verbunden war. — Endlich kam der längſt erſehnte Tag, knieend empfing Maſſud den Segen Ben Said's, der das Gelingen ſeines Werkes dem Beiſtande des Allmächtigen, ſo wie dem Schutze des großen Propheten empfahl.

Leila, vom Schmerze überwältigt, für das Leben des

Geliebten besorgt, und vor den Gefahren erbebend, welche sein theures Haupt bedrohten, lag zum erstenmale willkürlos, doch mit jener unverhohlenen zärtlichen Glut, die ihm sein Glück deutlicher als jede Sprache verkündeten, in seinen Armen. Den Himmel Mahomets, und alle seine Seligkeiten und Freuden hätte Massud für diesen einzigen Augenblick willig hingegeben! — einige Sekunden dauerte dieser stumme Erguß ihres Schmerzes und ihrer Gefühle, dann riß er sich, wie vom Sturme getrieben los, stürzte in den Vorhof des Pallastes, wo die Seinen stattlich, und glänzend gerüstet ihn erwarteten, und ein stolzer Araber trug ihn von einer frohlockenden Menge umgeben, die seinem Unternehmen Gedeihen und Heil zuriefen, durch die Thore der Stadt. Es war ein erhabenes Schauspiel, den männlich schönen jugendlichen Helden, an der Spitze seiner Krieger zu sehen. Im kurzen, reich verzierten Waffenrocke, blinkte der scharfe Damaszener in seiner kräftigen Rechten, ein breiter niederer Turban, mit kostbaren persischen Tüchern umwunden, welche über dem Scheitel mit einem Halbmonde aus Gold und edlen Steinen befestiget waren, bedeckten sein Haupt; der ernste feurige Blick, die edlen doch schwermüthigen Züge seines Gesichtes, über den rings entblößten Hals von einem starken dunklen Barte umgeben; die Kraft und Sicherheit, mit der er den in goldenem Zaum und reichen Decke prangenden wilden Renner bändigte, alles riß die Blicke der Zusehen zur unwillkührlichen lauten Bewunderung hin. —

Noch einmal wendete Maſſud den Blick, und als er in der Ferne Leila's Schleier von der Zinne des Pallaſtes ihm nachwinken ſah, da rief er hochentzückt: „Ich bin geliebt", und ſeine Worte erſchollen in dem ſtillen dämernden Morgen.

Einige Monden brachte Maſſud damit zu, die Widerſpenſtigen zum Gehorſam zurückzuführen, nachdem er kein Mittel unverſucht gelaſſen, um auf dem Wege gütlicher Vorſtellungen, und ſogar unter Angelobung mancher Vortheile die er ihnen in Ben Said's Namen bot, ihr Pflichtgefühl zu wecken. Die wilden nur an Raub und Verheerung gewohnten Horden waren taub für alle Gründe der Billigkeit und der Vernunft, und Maſſud ſah nicht ohne Schmerz, daß hier nur Gewalt, die offenbar auf ſeiner Seite war, entſcheiden könne. Kraftvoll, doch mit Mäßigung drang er in den Bezirken vor, beſtrafte jeden, der ſich ſeinen Anordnungen widerſetzte, und beſtand manchen gefahrvollen blutigen Kampf, da die Bewohner ganzer Diſtrikte ſeinem Heere mit gewaffneter Hand entgegen kamen, um im tollen, blutigen Wahnſinne den Grundſatz ihrer Unabhängigkeit zu behaupten. Endlich waren die Anführer theils getödtet, theils gefangen, die ſtreitluſtigen Horden zerſtreut und aufgerieben, und der übrige Theil der Bewohner durch Maſſud's feſtes entſchiedenes Benehmen zur Erkenntniß ihres Unrechts gebracht, leiſtete feierlich den Eid des Gehorſames in Maſſud's Hände.

Nachdem er in den Bezirken eine Abtheilung seines Heeres zurückgelassen, und einige der angesehensten Bewohner als Geißeln und Bürgen ihrer Treue mit sich fortgenommen, trat er den Rückweg nach Ptolomais an. Der Gedanke an Leila, und die ängstliche Besorgniß, ob er die Geliebte noch im väterlichen Hause treffen würde, erwachte nun wieder mit erneuerter Gewalt in seinem Herzen.

Doch so manches fand er dort bei seiner Ankunft verändert: seine Pflegemutter, Ben Said's Gattin hatte der Tod hinweggerafft, Ben Said selbst von dem Schmerze über den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin überwältigt, und durch das höhere Alter an Kraft geschwächt, war nicht mehr vermögend, sich dem Leben, und seinen gewohnten Verrichtungen in dem Maaße zu widmen, als er es früher gewohnt war, obschon ihm Massud's gelungenes Unternehmen inniges Vergnügen gewährte, und er den geliebten Pflegesohn mit Lobeserhebungen und Dankesbezeugungen überhäufte; das Heer der Christen war überdieß von der entgegengesetzten Seite im Kampfe mit den Muselmännern begriffen, im vollen Anzuge gegen das Gebiet von Ptolomais — nur in Leila's Blicken, ohnerachtet sie über den Verlust der geliebten Mutter sichtbar betrübt war, glaubte Massud gleich nach dem ersten Willkommen einen besonderen, nie gewohnten Zug von Heiterkeit zu lesen, dessen Deutung ihm erst dann wurde, als Leila nach einem kurzen Gespräche über den gegenwärtigen Zustand ihres Vaters, über

die Nothwendigkeit, ihm stets sorgend und hülfreich zur Seite zu stehen, Massud bedeutungsvoll ihre Hand reichte, indem sie tief bewegt, aber fest, mit den Worten schloß: „Nun trennen wir uns nicht mehr im Leben!" — Er verstand den Sinn ihrer Worte, und eine neue hoffnungsreiche Zukunft schien von seinen Blicken aufzutauchen.

---

3.

Senkrecht sandte die Sonne ihre glühenden Strahlen auf die unglücklichen Bewohner von Ptolomais, welches seit fünf Monaten von dem Christenheere belagert, und eingeschloßen war. Der Sommer hatte sich in der ganzen Gewalt des Orients über die Triften ergoßen; wer die Glut des Südens kennt, mag sich ein Bild jener Landschaft entwerfen, welche von einer anhaltenden Dürre ausgesaugt, dem ermatteten, auf verbrannter Ebene wandernden Pilger, nur die ausgetrockneten Beeten der Gewässer, und die fruchtlosen, matt überhängenden Zweige der sonst in üppiger Fülle prangenden Bäume und Gewächse, statt aller Labung und schützendem Obdach darbot. Inmitten dieses düsteren Bildes erhob sich das stolze Ptolomais, groß ehedem durch den Glanz seiner Herren, und den Reichthum seiner Bewohner. Die Sonne schien mit verdoppelter Kraft sich an die fahlen, kühn und majestätisch anfragenden Mauern zu lehnen; die Augen blendend sahen die im abenteuerlichen Style erbauten Paläste, über die Vorwerke zu den Belagerern herüber, wel-

che aus der ſich allmählig verringernden Vertheidigung und aus dem dumpfen Geſtöhne, welches ſie zeitweiſe deutlich genug aus dem Inneren der Stadt vernehmen konnten, die ſchlimme Lage des Feindes wahrnahmen, und daher auch, theils an eigener Entkräftung leidend, vorzüglich aber in der Überzeugung, daß die Übergabe ohnehin nicht lange mehr verſchoben werden könne, dem wiederhohlten gewaltigen Andrange ihrer früher unausgeſetzten Stürmen ein Ziel ſetzten, und ſich auf eine enge, mit aller Vorſicht geleitete Einſchließung der Stadt beſchränkten. Den Belagerern unbekannt hatte eine verheerende Krankheit unter den Bewohnern von Ptolomais gewüthet; eine Seuche, welche von der Mißgunſt der Jahreszeit erzeugt, und begünſtigt durch Mangel und Entbehrungen aller Art, auf das höchſte geſteigert, mit jedem Tage eine beträchtliche Anzahl der Einwohner dahin raffte, die nach kurzen, ſchmerzlichen Leiden, eine unrettbare Beute des Todes wurden.

In einer heißen Sommernacht, welche dem St. Jakobustage folgte, ſtand Norbert von Harcourt, Graf von Flandern, der die erſte Belagerung von Ptolomais leitete, und von dem Könige von Frankreich, ſeinem Lehensherrn, ſchon vor mehr denn zwanzig Jahren zum Schirmvogte der Chriſtenheit in Palästina eingeſetzt, ſeither ſeinem edlen Berufe mit beiſpielloſem Eifer, ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit und Entſagung nachlebte; — mit verſchränkten Armen und trübem Blicke vor ſeinem

Zelte, und ſtarrte beim Glanze des Vollmondes, über die noch hier und dort im Lager glimmenden Feuer, nach jener Gegend hin, wo in weiter Ferne die geliebte Heimath lag. Ein tiefer ſchwermuthsvoller Seufzer war eben von ſeiner Bruſt entquollen, als er dicht an ſeiner Seite den Komthur der Templer: Childerich den Weiſen, welchen Namen er ſich durch den Ruf ſeiner erhabenen Tugenden und Milde erworben, gewahrte. Childerich befehligte eine Schaar wohlberittner und bemannter Tempelherrn, nebſt ihren dienenden Brüdern, welche ohngefähr zweihundert und fünfzig an der Zahl, dem aus rheinländiſchen, ſächſiſchen und hiſpaniſchen Rittern, und einigen ſehr ſtarken Söldnerhaufen beſtehenden Belagerungsheere beigegeben waren.

Fränkiſche Ritter waren in den letzten Jahren durchaus nicht nach Paläſtina gekommen, da die inneren Spaltungen in dieſem Reiche ihre Gegenwart im Vaterlande erheiſchten.

„Wohl mögt ihrs endlich müde ſeyn", begann der Komthur, „die beſte Zeit eures edlen Lebens nur um die Wohlfarth Anderer hinzugeben, und ſelbſt das alles zu entbehren, was dem Menſchen das Theuerſte iſt; den eigenen Herd — die lieben ſeinen." — „Euch mag ich's gern geſtehen, ehrwürdiger Herr", unterbrach ihn der Graf, „was meine Bruſt beengt, ihr ſeyd ein frommer heiliger Mann, und euer Troſt iſt Himmelsſegen: dem Triumphe des Glaubens, und dem Willen meines allergnädigſten königlichen Herrn, habe ich willig meinen Leib zum Opfer

dargebracht; allein, wenn ich gleich mit frohem Herzen auf geheiligtem Boden meine Seele ausgehaucht hätte, bin ich deßhalb der Pflichten in meinem Gewissen ledig, die mir als Gatten, und durch den Beschluß der Vorsehung und der Gesetze bestellten Herrn und Schützer meiner Vasallen und Insaßen obliegen?

Komthur. Sie sind euch eben so heilig als diese.

Norbert. Dann mögt ihr urtheilen, ob ich Grund habe, mit mir selbst zu zerfallen, und gerne will ich eurem weisen Rathe die Meinung meines Herzens unterziehen: Meine Burgen und Ländereien sind der Willkühr treuloser Vögte und Verwalter überlassen —

Komthur. Alles irdische steht in der Hand des Herrn!

Norbert. Und mein Weib, meine theure Bathilde! — wer ist der armen Verlassenen Schirm und Hort? — wer ist der Vater ihres Kindes, dessen sie bald nach meiner Abreise genesen sollte! es gibt keine heiligeren Bande als jene des Vaters, des Gatten; sagt selbst, bin ich nicht strafbar, indem ich sie beide verläugne! —

Eben war der Komthur bemüht, neue Trostgründe für den Grafen zu finden, da verbreitete sich plötzlich in der Stadt ein heller Schimmer in der Nähe des Palastes, der sich abwechselnd in verschiedenen Richtungen durch die Straßen zog, und immer wieder nach derselben Stelle zurückkehrte. Weit deutlicher, als sie es sonst zu vernehmen gewohnt waren, erschollen verworrene Stimmen bis in das Lager; die Wachen der Sarazenen auf den

Wällen waren in Bewegung, kurz alles ließ auf irgend ein vorgefallenes Ereigniß ſchließen, welches die Bewohner der Stadt in Beſtürzung ſetzte. — „Was iſt das?" rief der Komthur, und beide horchten eine Zeitlang, aufmerkſam und ſchweigend. „Laßt uns die Zeit benützen", antwortete der Graf plötzlich, wie von einem Traume erwachend, und von jenem Heldengeiſte beſeelt, der dem ganzen Heere ſtets als edles, nachahmungswerthes Beiſpiel vorgeleuchtet. „Vielleicht gelingt es uns, der Sache mit einem Male ein Ende zu machen", fuhr er fort, „ſie ſollen uns beim Himmel nicht müßig finden!" — Eiligſt, doch in größter Stille wurden die Befehlshaber der verſchiedenen Heereshaufen zuſammenberufen, und ihnen der Befehl zum Sturme gegeben. Da ward es mit einem Male rege im Lager, Ritter und Söldner griffen nach den Waffen, die Templer in ihren weißen mit dem Kreuze gezierten Mänteln, die ihre Rüſtung bedeckten, mit ſchwarzen Pikelhauben, ohne einem beſonderen Abzeichen, ſaßen ernſt und unbeweglich auf hohen Roßen, die Petarden wurden herangerückt, Sturmleitern mit der größten Vorſicht bis dicht unter die Mauern gebracht, um ſie bei dem erſten gegebenen Signale anzulegen, und die kampfluſtige Schaar, aus dem erſten Schlummer geweckt, harrte begierig des Winkes ihres Führers.

Mit einem Male erſchollen rings herum die Schlachthörner der Chriſten, die Trommeln wirbelten, fliegende Feuerbrände erfüllten die Luft, und mit lautem, ſchauer-

lich durch die Nacht tönenden Geſchrei geſchah der Angriff zu gleicher Zeit, und von allen Seiten.

Aber auch das von Maſſud befehligte Heer der Sarazenen war jeden Augenblick des Angriffes gewärtig, in kurzem zur Vertheidigung unter ſeiner eigenen Anführung auf den Wällen verſammelt. Es entſpann ſich ein fürchterlicher Kampf, der erſt mit einbrechendem Morgen endigend, mit wechſelndem Kriegsglücke die Sarazenen im Beſitze der Stadt ließ, und die Chriſten auf das Gebiet ihres Lagers zurück wies.

Doch war es eben dieſer Tag, welcher über das Schickſal von Ptolomais entſcheiden ſollte. Kaum hatte Norbert von Harcourt mit Hülfe ſeines Knappen ſich der Rüſtung entlediget, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, als Georg Gindelfingen, ein pfälziſcher Ritter, der mit ſeinem Fähnlein an der Süd-Oſt-Seite der Stadt, wo dieſe durch einen Strom vom Lager getrennt am wenigſten bewacht war, eilig in das Zelt des Feldherrn trat. Auf des Grafen raſche Frage: „was iſt?" — erwiederte Georg eben ſo eilig: „Eine ſeltſame, faſt wunderbare Kunde Herr, davon ihr ſelbſt euch überzeugen möcht: ich wollte mich gerade aus Ermüdung aufs Lager werfen, als ein Knecht, der am Strome die Wache hielt, mir meldete, es ſey ein Weib auf dem Walle ſichtbar, das ſich gar wunderbar gebärde, die Hände ringe, unverſtändliche Worte rufe, und ſich gerade ſo anſchicke, als wolle ſie zu uns herüber. — Ich ging hinaus,

um zu ſehen, und fand es ſo, wie er geſagt." Nicht ohne Unwillen umgürtete ſich der Graf mit dem Schwerte, nahm ſein Baret, und hüllte ſich in einen einfachen weiten Mantel, um dem Ritter zu folgen. An der Stelle angekommen, traf er das Schauſpiel gerade ſo, wie der Ritter es beſchrieben. — „Was willſt du", rief Norbert mit ſtarker Stimme zu dem Weibe hinüber, „wenns recht und billig iſt, ſo ſolls dir werden, mein Wort darauf, doch komm herab, daß ich deine Worte verſtehe, es ſoll dir kein Leid wiederfahren, das gelobe ich dir, der Feldherr Graf Norbert von Harcourt!" — Nach dieſer Anrede des Grafen verſchwand die Geſtalt von der Mauer, wenige Augenblicke darauf öffnete ſich ein kleines von dem Vorſprunge des Walles bedecktes Pförtchen, und dieſelbe Geſtalt eilte, dicht in ihren Schleier gehüllt dem Ufer zu. Ein auf Befehl des Grafen herbeigeſchafter Kahn brachte ſie bald an die entgegengeſetzte Seite des Flußes; dort angekommen ſchlug ſie ſchmerz- und angſterfüllt den Schleier zurück, und lag, ihre Hände wie zum brünſtigſten Gebete hochgehoben, knieend zu den Füßen des Grafen — es war Leila. „Herr", ſo ſprach ſie mit lauter, doch bebender Stimme, und ihr Buſen von Furcht und Sorge erfüllt, erhob ſich in ſichtbarer Wallung; „wenn ein Funke von Menſchlichkeit in eurer Bruſt wohnt, erbarmt euch des Flehens einer unglücklichen Tochter, die die Beſorgniß für das Leben ihres Vaters, jede Gefahr vergeſſend, zu euren Füßen führt; laßt ab von dem Sturme!"

— „Wie kann ich", erwiederte der Graf, deſſen erſtaunter Blick ſich wohlgefällig an den Reizen des Mädchens weidete — „wer biſt du?" fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort.

Leila. Ben Said iſt der Name meines Vaters, eine verheerende Krankheit, welche ſchon einen großen Theil der Einwohner dahinraffte, hat auch ihn in dieſer Nacht ergriffen!

Norbert. Des Emir's Tochter! — Du wagſt es?

Leila. Kann ich mehr wagen für den unglücklichen Vater, als mein Leben! nehmt es hin, es gehört nur einem noch, und ſelbſt der wird mir gerne verzeihen, doch rettet den Vater, der mit dem Tode ringt, verſchont die Stadt mit eurem Grimme, zieht ein als Freunde, das allein kann ſeinen Geiſt erheben, das beſtürzte Volk beruhigen, und einen Strahl von Hoffnung für ſein Leben erwecken! — O glaubt mir Herr, ich bin keine Verrätherin, nur Pflicht und Liebe leihen meinen Gefühlen Worte!

Norbert. Du begehrſt zu viel. — Ihr habt ſelbſt als Feinde in dieſem Lande uns empfangen, das Glück des Krieges, und der Segen des Allmächtigen begünſtigen unſre Waffen, und ich ſollte jetzt zu einem gütlichen Vergleiche ſchreiten, wo euer Loos in meinen Händen liegt, und euch kein Mittel bleibt, als euch der Gewalt der Sieger zu unterwerfen — nimmermehr! —

Leila. Das Kreuz ziert eure edle Bruſt, euer Glaube ſagt, ſo hört ich oft, es ſey das Zeichen der Verſöhnung! wollt ihr ſie in den rauchenden Trümmern dieſer

Stadt, in dem Blute ihrer Bewohner, in dem Unglücke zerstörter Familienverhältnisse suchen? wollt ihr den Weibern noch länger ihre Männer, den Kindern ihre Väter rauben? nein, so barbarisch handelt kein Christ! — Diese letzten Worte hatten einen mächtigen Eindruck auf den Grafen gemacht, weil er darin sein eigenes Schicksal erkannte. In seinem Inneren sichtbar ergriffen blickte er Leila bewegt an, und reichte ihr die Hand, um sie zu sich zu erheben. „Ihr seyd gerührt", rief sie begeistert aus, „Gott, ich danke dir, meine Bitte ist erhört!" — und ihre Thränen bedeckten die Hand des Grafen, welche sie mit Inbrunst an ihre Lippen drückte. „Komm mit mir", fuhr Norbert, nachdem er seine Fassung wieder gewonnen hatte, im beruhigenden Tone fort; „ich muß mit den meinen mich erst berathen, doch hoffe ich dich nicht unverrichteter Sache ziehen zu lassen", und Leila folgte ihm raschen Schrittes bis in die Mitte des Lagers, vor das Zelt des Grafen, wo die Templer auf offenem Platze, und im Beyseyn eines großen Theiles des in Reihen aufgestellten Christenheeres eben den Morgensegen mit lauter Stimme beteten. Mit entblößtem Haupte stand Norbert, und Leila in stummer Erwartung an seiner Seite, indem er selbst an der Andacht theilnehmend, das Ende des Gebetes abwarten wollte, um den Komthur über den zu fassenden Entschluß zu Rathe zu ziehen.

Da erscholl plötzlich das wohlbekannte furchtbare Kriegsgeschrei der Sarazenen, das große Thor der Stadt

öffnete sich in demselben Augenblicke, und Massud, der Leila vermißt hatte, und ihr Entkommen durch einen der Wächter auf dem Walle erfahren, stürzte, böses ahnend, an der Spitze eines ansehnlichen Sarazenerhaufens, wuthentbrannt, und mit hochgeschwungener Klinge geradezu nach der Stelle hin, wo er Leila neben dem Grafen erblickte. Das Schwert des Komthurs hielt den gewaltigen Streich auf, welcher von Massud mit nervigter Faust nach dem Haupte Norberts geführt, seinem Leben unfehlbar ein Ende gemacht haben würde, und Massud stürzte, von den nachstehenden Templern zweimal verwundet, blutend zur Erde nieder. Die Sarazenen wurden überwältigt, das Thor in Eile stark besetzt, und die schmetternden Trompeten riefen das triumphirende Heer zum Einzuge von Ptolomais.

Es bedarf keiner ausführlichen Erörterung, daß der übrige Theil der Besatzung sich beim Einrücken des Christensheeres ohne Schwertstreich ergab, und daß die erstaunten Bewohner der Plünderung und Verheerung gewärtig, die Schonung und freundliche Behandlung, welche Norbert den Seinigen strenge anbefohlen hatte, mit dankbarem Herzen priesen.

---

4.

Norbert und der Komthur standen theilnehmend vor dem Lager des sterbenden Ben Said; Leila in Thränen aufgelöst, hatte sich laut schluchzend an

den Hals des Vaters geworfen, da erhob der Greis noch einmal mit Anstrengung sein Haupt, und sich lange im Gemache umsehend, fragte er endlich mit schwacher Stimme, „wo ist Massud"? — es erfolgte keine Antwort. — „Ihr habt ihn getödtet", fuhr er von Angst gepeinigt fort, „dann Fluch über euch, denn ihr habt eure Hände in euer eigenes, ihr habt sie in Christenblut getaucht"! — befremdet sahen sich Norbert und der Komthur wechselseitig an, doch letzterer ergriff schnell das Wort, „beunruhiget euch nicht in dieser wichtigen Stunde", sprach er besänftigend zu Ben Said, „von zwei Wunden getroffen, die er in seinem übermüthigen Angriffe erhielt, habe ich ihn der Pflege eines erfahrenen Arztes aus unserm Heere übergeben; die Verletzungen sind nur leicht an Kopf und Arm, und ich hoffe, er soll in kurzem genesen." „Dann wohl euch", entgegnete Ben Said, „ihr habt eurem Gewissen eine große Last erspart."

Norbert. Erklärt euch deutlicher Ben Said, ich verstehe euch nicht; schon vorhin hat der Inhalt eurer Rede mein gerechtes Erstaunen erregt.

Komthur. Ist dieser Massud kein Muselmann? Und Ben Said erzählte mit Anstrengung seiner letzten Kräfte alles, was er von Massud und seinem Schicksale wußte; wie er in sein Haus gekommen, und was er selbst über die Zukunft seines Pfleglings beschlossen habe. „Schickt hin," mit diesen Worten schloß er seine letzte Rede, „nach dem Hospitale von St. Barbara, dort liegt seine

Mutter begraben. Die frommen Frauen dieſes Pilgerhauſes bewahren noch heute einige Urkunden, welche ſich bei dem Hinſcheiden der Verblichenen vorgefunden, ihr werdet daraus entnehmen können, was euch zu wiſſen nöthig iſt."

Drauf ſank ſein Haupt zurück in Leila's Arme, und er verſtummte. Der erſte Strahl der Morgenſonne drang eben durch die Fenſter des Pallaſtes, als Ben Said auf immer ſeine Augen ſchloß. „Amen" ſprach der Komthur im feierlichen Tone, und Leila ward von ihren Frauen, von der Leiche des theuren Vaters mühſam nach den innern Gemächern gebracht.

Eine dunkle Ahndung hatte ſich des Grafen gleich bei den erſten Worten der Erzählung Ben Said's bemächtiget, und noch in derſelben Stunde wurden zwei dienende Brüder der Tempelherrn auf den ſchnellſten Rennern nach dem Hoſpitale abgefertiget, um die Dokumente zu hohlen, mit welchen ſie auch noch am Abende desſelben Tages zurückkehrten.

Im Beiſeyn des Komthurs wurden ſelbe von dem Grafen eröffnet, doch ſogleich bei ihrem erſten Anblicke fiel Norbert bewußtlos auf den Sitz zurück.

Es war der Gräfin eigene Hand, die er erkannte.

Von dem Komthur ermannt, erhohlte ſich der Graf bald wieder, um die Papiere zu unterſuchen. Das erſte der Dokumente erhielt eine Erklärung Bathildens, des Inhaltes, daß ſie die lange Abweſenheit, und die Sehnſucht nach ihrem Gemahle bewogen habe, ihn in

Begleitung ihres zweijährigen Sohnes, und eines treuen Dieners im gelobten Lande aufzusuchen, ferner daß sie vor ihrer Abreise aus Flandern alle nöthigen Vorkehrungen getroffen habe, damit das väterliche Erbe selbst nach des Grafen, oder ihrem eigenen Tode, ihrem Sohne gesichert bleibe.

Am Schluße war noch beigefügt, daß sie diese Erklärung vorsetzlich, und aus dem Grunde niedergeschrieben, damit ihr Gemal über ihr eigenes, so wie über seines Sohnes Schicksal nicht in Ungewißheit lebe, falls ihr unterwegs menschliches begegnen sollte. Ein zweites Papier enthielt ein Schreiben an ihren Gemahl, worin sie diesem die Sorge für seinen Sohn empfahl, und worin sie von ihm, als hätte sie ihren nahen Tod geahnet, rührenden Abschied nahm. Das dritte endlich war das Zeugniß der auf dem väterlichen Stammschlosse erhaltenen heiligen Taufe, worin demselben die Namen Theobald Norbert beigelegt wurden. Lange stand der Graf, starr vor sich hinblickend, endlich ergriff er die Dokumente, drückte Bathildens Züge an seine Lippen, bedeckte sie mit Küssen, und ein Strom von Thränen entquoll seinen Augen, den er weder hemmen konnte, noch mochte.

Ehe noch eine Viertelstunde verging, stand der Graf vor Massud's Lager, wo er Leila in Schmerz versunken an seiner Seite traf. Wer mahlt das Entzücken des Sohnes, als sich mit einem Male die Nacht gelichtet, welche über seinem Schicksale lag, und ihm der Vater

wiedergegeben war. Lange hielten sie sich in sprachlosem Entzücken umarmt! — „Und meine strafbare Hand", rief endlich Massud aus, „drohte dem Leben desjenigen, der der Urheber meiner Tage ist — Vater kannst du mir verzeihen!" —

Massud genaß bald, da seine Wunden durchaus nicht gefährlich waren, durch die Sorgfalt des Arztes, und von Leila's Hand gepflegt, und der Komthur übernahm es, ihn so wie Leila in den Grundsätzen des katholischen Glaubens zu unterrichten.

Nach ohngefähr einem Jahre, wurde in der Kirche des Hospitales von St. Barbara, wo Bathildens Gebeine ruhten, Leila dem christlichen Glauben einverleibt, und ihr in der Taufe der Name Angelika gegeben. An demselben Tage fand auch ihre Verbindung mit Massud, der nun seinen eigentlichen Namen Theobald angenommen hatte, statt, und nachdem sein Vater Graf Robert von Harcourt von seinem königlichen Herrn die nachgesuchte Erlaubniß erhalten hatte, eilte er mit den Seinen auf den kürzesten Wegen der geliebten Heimath zu. Die aus Palästina mitgenommenen sterblichen Reste Bathildens wurden nach seiner Rückkehr in der Familiengruft der Grafen von Harcourt feierlich beigesetzt, und der schuldlosen Dulderin ein prachtvolles Denkmal gesetzt.

Noch in demselben Jahre schauckelte der Graf einen lachenden Enkel auf seinem Schooße.

# Die Höhle Maczocha in Mähren.

Fels auf Felsen hingewälzet,
Fester Grund und treuer Halt,
Wasserfälle, Windesschauer,
Unbegriffene Gewalt.

Joh. Mayerhofer.

Der Erdfall Maczocha, früher Propaſt *) oder Propoſte genannt, der größte in den öſterreichiſchen Kaiſerſtaaten, befindet ſich nordoſtwärts von Brünn, in der Gemeinde Willimowitz.

Schon Herodot hat dieſen Abgrund unter dem Nahmen Propaſt gekannt, jedoch, da er ihn nicht ſelbſt unterſuchte, äußerſt mangelhaft beſchrieben. Seinen gegenwärtigen Namen: Maczocha: die Stiefmutter, erhielt er durch folgende Begebenheit.

Eine junge Witwe aus Willimowitz, die einen Sohn hatte, verehlichte ſich mit einem Köhler, der ebenfalls Witwer war. Um das Vermögen ihres zweiten Man-

*) Propaſt: böhmiſch. gleichbedeutend mit: Abgrund oder Erdfall.

nes nun auf ihren Sohn erster Ehe allein zu bringen, verleitete sie ihr Stiefsöhnlein, mit ihr bei dem Abgrunde, Schwämme, deren es dort in Menge gibt, zu suchen, bei welcher Gelegenheit sie das Kind in den Abgrund hinunterstieß. Indessen hatte es sein guter Engel aber gefügt, daß der Knabe im Gestrippe an der glatten Felswand hängen blieb und auf sein Geschrei von den herzustürzenden Köhlern, mit Stricken heraufgezogen wurde.

Ein Jäger, zufälliger Zeuge dieser Unthat, enthüllte das Vorgefallene den Köhlern, welche die grausame Stiefmutter zur Strafe für ihr Verbrechen in denselben Abgrund stürzten.

Das Imposante dieser Höhle spricht sich schon in dem Eigenthümlichen des Weges nach derselben aus.

Hinter Willimowitz werden die Felsmassen durch das sogenannte dürre Thal getrennt. Hier schlängelt sich der Pfad den Bergrücken hinab, über eine Haide, dann eine steile Anhöhe wieder hinauf.

Sorglos schreitet hier der Wanderer durch des Waldesdunkel fort — ein Schritt — und er steht an dem schaudervollen Abgrunde der Maczocha.

Der Terrain der Sole dieses Abgrundes ist länglicht, etwa dreißig Klafter breit und bei fünfzig lang, rings von nackten Kalkfelsen, von einer Höhe von mehr als achtzig Klaftern umragt.

Nur zwei Punkte gewähren über diese seltene Naturmerkwürdigkeit eine Übersicht, der eine ist an der Süd-

ſeite, auf einer ſchmalen ſchiefhinlaufenden Fläche, wo man zu dem Abgrunde etwas tiefer niederſteigen kann, von hier aus hat auch Director Fiſcher denſelben aufgenommen, und Herr Mayer, ein Jugendfreund des Graf Hugo von Salm eine Skizze davon entworfen.

Der andere Standpunkt iſt an der Oſtſeite, von dieſem Standpuncte erzählt ein früherer Beſucher dieſer Höhle:

Um in die Tiefe dieſes Abgrundes zu ſehen, muß man kriechend einem platten Steine ſich nahen, welcher über den Rand der Felswand hinausragt, und der einzige Punkt iſt, von welchem man das ganze Thal überſehen kann, dieſer Stein wird auch nie von einem menſchlichen Fuße betreten, ſondern nur von menſchlichen Bäuchen berührt, denn auch der Kühnſte kann nicht wagen auf ſelbem aufrecht zu ſtehen, hat man ihn kriechend erreicht, ſo rutſcht man auf dem Bauche ſo lange vorwärts, bis Naſe und Auge über ihn hinausragen, und indem man ſich von einem nachkriechenden Freunde die Beine halten läßt, ſchaut man in den Abgrund nieder, wo man eine üppig wilde Vegetation, wie in den Urwäldern Amerikas erblickt.

Ganz wohl befindet man ſich auf dieſem Steine nicht, und der Gedanke, daß ſelber doch endlich wankelmüthig werden und Belieben tragen könnte, eine Reiſe in die Tiefen des Abgrundes, welche man nolens volens mitmachen müßte, zu unternehmen, bewegt den Schauenden die

Rückfahrt oder Rückrutschung, nach Weise der Krebsen sobald als möglich anzutreten. Was in den Tiefen dieses Abgrundes vorgeht, von welchen Geschöpfen er bewohnt wird, ist gänzlich unbekannt, da, wie gesagt, noch nie ein menschlicher Fuß dahin gedrungen.

So, Aug. Ellrich in seinen Genrebilder aus Österreich.

Auf Befehl des Graf Salm, mußte zu jener Zeit, der gewöhnliche Führer von Willimowitz, den Besucher dieser Stelle an Stricken festhalten, damit, wenn der Stein, der schon sehr unterwaschen war, der Last erliegen sollte, doch der neugierige Beschauer unbeschädigt davon käme.

Jetzt ist diese Vorsicht nicht mehr nothwendig, da auf Anordnung des Fürst Liechtenstein auf diesem Platze, ein, von drei Seiten eingeschlossener, und nur gegen den Abgrund hin, offener Pavillon erbaut wurde, von dessen Geländer man ganz ungefährdet in die Schwindel erregende Tiefe hinunter sehen kann.

Von hier erscheint dem Auge des Beschauers der Boden der Höhle grün und eben, wie der üppigste Wiesenteppich, auch wächst auf demselben wirklich Unkraut und Gras aller Art, doch ist alles wässerig und grünlichgelber Farbe.

Früher glaubte man, daß ein Bach, die Punka genannt, der ein und eine halbe Stunde unter der Matzocha zu Tage kommt, seinen Lauf durch dieselbe neh-

me, neuere Beobachtungen aber erweiſen, daß die Punka viel höher fließt, als die Gewäſſer in dieſer Höhle.

Die Führer pflegen ſchon auf dem Wege nach der Maczocha, Steine aufzuleſen um ſie von obenbenannter Stelle in dieſelbe hinabzuſchleudern. Man zählt ungefähr acht Secunden bevor der abgeſchleuderte Stein den Grund erreicht.

Über die Entſtehung dieſer wunderbaren Felſenhöhle, ſo wie der übrigen in Mähren, gibt ein gediegener Aufſatz in Hormayrs Archiv, Jahrgang 1815 folgenden Aufſchluß:

Die Lage dieſer Kalkſteinmaſſen, und die zahlreichen großen Höhlen in denſelben erklären ihre Entſtehung. Es waren Gänge, Lager von Grauwacke und Grauwackenſchiefer. Das klüftige Kalkgebirge nahm die Tagewäſſer auf, dieſe löſten das weichere Tongeſtein, und ſtrömten endlich, bald ſtärker bald ſchwächer in den Räumen, deren ehemals feſte Maſſen ſie gelöſet und weggeſpühlt hatten.

Das Steigen und Fallen dieſer Wäſſer, ihr daher ſchneller oder langſamer Lauf, bildeten die hohlen Gänge mehr aus. An einigen Stellen verſtopften ſich die Ausgänge durch abgeſetzten Schlamm, an andern brachen gehäufte Waſſermaſſen durch, deren Gewicht ſtärker geworden war, als daß die ſie beſchränkenden dünen Kalkwände, ihnen Widerſtand leiſten konnten, und ſo bekamen dieſe Höhlen die Geſtalt unter der wir ſie jetzt ſehen, und ändern dieſe von Zeit zu Zeit, ſo, daß ſelbſt in dem kurzen Verlauf eines Vier-

teljahrhunderts, manche früher wohlbekannte Höhle, mancher See, den man (auch ohne triplex aes. circa pectus) zu beſchiffen wagen konnte, unzugänglich geworden, und in das ewige Dunkel zurückgetreten ſind, andere dagegen ſich neu gebildet haben.

Der Erſte, welcher es wagte, die Maczocha zu befahren, war ein Minorite aus Brünn, Nahmens: Lazarus. Er befuhr die Höhle im Jahre 1682, ſeine Oberen aber mißbilligten ſein kühnes Unternehmen und beſtraften ihn mit einer ſtrengen klöſterlichen Disciplin. *)

Daher auch die vielen abentheuerlichen Sagen und Mährchen von der Maczocha und ihren Ungeheuern.

Fürſt Carl Salm beſuchte dieſen Abgrund 1776 und verweilte eine geraume Zeit in demſelben.

Am 15. Juny 1784 ward die Maczocha durch den fürſtlich Liechtenſteiniſchen Hüttendirector Rubczinsky in Begleitung des Poſorzitzer Amtmanns Poſtawka, des Ingenieurs Thalherr und des Forſtſchreibers Fechter unterſucht.

---

*) Der Herausgeber dieſes Taſchenbuches benützte dieſe Sage zu einer Ballade unter der Überſchrift: der ſtumme Bruder, welche ſich in einer vor kurzem erſchienenen Sammlung ſeiner erzählenden Dichtungen befindet. Sieh: Balladen und Romanzen von Johann N. Vogl, bei Wallishauſſer in Wien 1835.

Sie ließen ſich mittelſt Seile von 120 Klaftern Länge auf Knebel hinab.

Zuerſt ging es 24 Klafter tief, an einer Felswand hinunter, die eine ſteile Abdachung von 70 Grad hatte. Dabei mußte alles loſe Geſtein fortgeräumt und in den Abgrund geworfen werden, um nicht von dem Nachfallen deſſelben beſchädiget werden zu können. Hierauf ſchwebten ſie, da der Felſen überhangend wurde, 42 Klafter über dem Abgrunde in der freien Luft und drehten ſich lange Zeit wie im Kreiſel herum, weil das Seil, welches an den ſcharfen Kanten der vorſpringenden Felſen auflag, ſich an denſelben rieb und bald auf und bald wieder zuſammen drehte.

Um nicht vom Schwindel erfaßt zu werden, mußten ſie die Augen ſchließen, gleich darauf aber wieder öffnen, um nicht gegen die vorragenden Felszacken zu ſtoßen. Endlich, nach einer langen und mühſamen Fahrt, erreichten ſie eine Abdachung von 64 Graden, welche durch Gerülle entſtanden iſt, doch mußten ſie auf dieſer Abdachung alle Behuthſamkeit anwenden, um nicht abzugleiten, oder durch das Nachrollen, eines, durch geringe Kraft losgewordenen Felsblockes in die Tiefe geſchleudert zu werden.

Hier erblickten ſie eine Höhle, durch welche das Waſſer der Maczocha bei ſtärkerem Anſchwellen ſeinen Abfluß nimmt.

Der Grund wurde jetzt ſandig, der Weg beſſer, ſo, daß ſie nun ohne Seil, blos durch Klettern hinab gelangen konnten.

Die von dem Waſſer in den Sand gebildeten teraſſenförmigen Abſtufungen zeigten ihnen ſehr deutlich das Steigen und Fallen desſelben an. In dem Sande ſelbſt erblickten ſie ganz neue Spuren von Fiſchottern, die wahrſcheinlich erſt durch die hinabgeworfenen Steine verſcheucht worden waren.

Mehrere daſelbſt befindliche Höhlen bemühten ſie ſich, obwohl vergebens zu durchſuchen, die Finſterniß in denſelben und der Mangel an Fackeln machte es ihnen unmöglich weit vorzudringen.

Außer Nachteulen, welche dort in den Felsriffen und Schluchten in großer Anzahl hausten, und einigen Reptilien, fanden die Höhlenfahrer kein lebendes Geſchöpf, eine Gattung Vögel ausgenommen (wahrſcheinlich Goldhähnchen) die, noch kleiner als der Zaunkönig und von grüner Farbe hier und dort in dem herabhangenden Mooſe der Felswände ſich aufhielten.

Bei der Mündung einer jener unterirdiſchen Höhlen, empfanden ſie einen abwechſelnden, bald wärmer bald kälter wehenden Luftzug.

Die Obenſtehenden hörten alles, was ſie ſprachen, unten hingegen vernahm man ſehr wenig von dem, was jene von oben hinunterriefen.

Der Knall eines unten abgebrannten Terzerols erſcholl oben wie Kanonendonner, und der Dampf des Pulvers ſchwebte geraume Zeit, unzertrennt, in Geſtalt einer weißen Glocke über dem Abgrunde.

Beinahe unausstehlich war ihnen aber die obere Luft, als sie wieder aus demselben hinaufgezogen wurden.

Eine gleich merkwürdige Fahrt in die Maczocha machte im Jahre 1811 der liebenswürdige und allgemein geachtete Altgraf Hugo von Salm. —

Vor ungefähr vier Jahren endete ein Unglücklicher (aus Brünn) sein Leben durch einen Sprung in diesen Abgrund.

Der Willimowitzer (ein gewöhnlicher Führer der Fremden), welcher hinabgelassen wurde, um die Leiche gleich dort an Ort und Stelle zu verscharren; versichert, daß ein pestartiger Geruch (wahrscheinlich von faulenden Fischen und ähnlichen Substanzen) ihm es unmöglich machen würde, längere Zeit in dem Abgrunde auszuhalten, daß er aber um keinen Preis noch einmal dieses Wagniß unternehmen möchte.

Die Bauern von Willimowitz und der Umgegend behaupten, daß fast bei jedem vorüberziehenden Ungewitter der Blitz in die Maczocha einschlage.

Es dürfte den Lesern dieser Blätter nicht uninteressant seyn, die Sagen, welche sich an diesen Erdfall knüpfen, von mehreren vaterländischen Dichtern behandelt und von jedem nach seiner individuellen Art und Weise aufgefaßt und dargestellt in einem poetischen Anhange zu erhalten.

# Sagen und Mährchen

von

der Höhle Maczocha.

Dunkler engt ſich die Schlucht und immer dunkler zuſammen.
Kundiger Führer o ſag', was deutet die plötzliche Stille,
Wehe, wie Grabesnacht ernſt hier laſtet auf Thal und Gebirge!
Schau das Geſtimmer am Fels! Was deutet der blutige Schein?

S. A. von Maltitz.

---

## Die Stiefmutter.

### Volksſage.

Von J. Böhm.

Ueber lockeres Steingerölle und über furchtbar aufgeſchichtete Felſentrümmer gelangt man, nicht ohne die größten Mühen, auf den Giebel des Felſens, von wo dem Wanderer plötzlich, gleichſam zur Vergeltung, eine herrliche Ausſicht lohnt.

Die üppigen Hügel und Thäler, die wie in einem Panorama unſerm Auge vorübergleiten, bis es an dem Dörfchen Willimowitz einen Standpunkt findet, erquicken das Auge mit einem heiteren Grün, und würden auch dem größten Pflegmatiker einen Anflug von Schwärmerei beizubringen fähig ſeyn. Aber mir däuchr, dieſer Felſen habe doch viel Ähnlichkeit mit dem Leben eines wollüſtigen Schwelgers. Der ganze Pfad iſt bis zu dem höchſten Gipfel mit mannigfaltigen, unwirthbaren Bäumen und Pflanzen beſetzt; hat man ſich durch dieſe durchgearbeitet, ſo gelangt man endlich zu jener herrlichen Ausſicht. Im Genuße dieſer Schönheiten ſchreitet man vorwärts und — noch eine Spanne Weges, und du liegſt in der gräßlichſten Tiefe, zerſchellt und begraben.

Der Rand dieſer Höhle iſt mit eben dem Geſtrippe bewachſen, wie der ganze Herweg, und verbirgt unter ſeinem lächelnden Grün den ſchrecklichen Tod. Kein Übergang, wie ſonſt die göttliche Natur ihre Werke zur Harmonie vereinigt, findet hier Statt. Man muß ſich alſo geübten, und mit dieſen Wegen wohlbekannten Führern anvertrauen, wenn man die Kalkhöhle Maczocha, beſchauen will.

Gewöhnlich ſchlagen die Führer, entfernt von dem Rande des Abgrunds, einen tüchtigen Pfahl in die Erde, befeſtigen das eine Ende eines Strickes an dem Pfahl, das andere an einem Gürtel, den man dem neugierigen Reiſenden umſchnallt, der ſich dann auf den Bauch legt, und

ſo ſeine Wißbegierde befriedigt. Iſt's aber ein Reiſender der nicht ausſieht, als könne er eine bedeutende Belohnung geben, ſo machen es die Bauern ganz kurz, indem ſie ihn nur bei den Füßen halten. Eigennutz regiert die Welt; er beſchäftiget von Früh bis Abends Millionen, die dieſem Götzen fröhnen; und er war es auch, der den alten Namen dieſes Felſens, Propaſt, in den neueren, bekannteren Maczocha, auf deutſch die Stiefmutter, verwandelte.

In dem Dörfchen Willimowitz zeigt man noch jetzt den Platz eines Hauſes, wo einſt ein Weib gewohnt haben ſoll, von dem dieſe Kalkhöle ihren Namen hat.

Ladislaw, ein Bauer in dieſem Dorfe, der von ſeiner erſten Frau einen Sohn hatte, der Wenzel hieß, heiratete eine Witwe, die ebenfalls einen Sohn ihrer erſten Ehe hatte. Ladislaw beſaß ein bedeutendes Vermögen, das er durch Sparſamkeit und Fleiß zuſammen gebracht hatte, um einſt ſeinem Sohne ein behaglicheres Leben zu verſchaffen, als er ſelbſt genoß; und dieſes mochte wohl die Witwe größtentheils bewogen haben, daß ſie ihn zum Manne nahm. Der gute Vater meinte eine Frau zu bekommen, die ſich ſeiner Wirthſchaft und der Erziehung ſeines Sohnes mit aller Liebe annehmen würde, die er von einer Mutter fordern könnte; allein weit entfernt, das zu vergüten, was Ladislaw durch ihre und ihres Sohnes Verſorgung verdiente, ſtrebte ſie vielmehr durch rohe, im ganzen Sinne des Wortes, ſtief-

mütterliche Behandlung Wenzel die Liebe ſeines Vaters zu entziehen. Der arme Knabe weinte oft bitterlich über die harte Behandlung ſeiner neuen Mutter, die ihm abſichtlich ihre Unguſt fühlen ließ, aber deſto mehr ihr eigenes Kind verzärtelte und verzog. Jakob ſein Stiefbruder, der ſchon um ein paar Jahre älter war, unterließ keine Gelegenheit, ihn auf das empfindlichſte zu kränken, und zurückzuſetzen. Kaum, daß Wenzel ſeinem Vater ſein hartes Los klagen konnte; denn erfuhr es die Stiefmutter, dann war das Übel nur noch ärger.

So ſchlich ein Jahr dahin. Unerträglich ſchien dem Gedrückten ſeine Lage; er hatte kein Plätzchen, wo er weinen durfte, keine Tröſter, keine Geſpielen, denen er ſeine Noth klagen konnte. Der einzige Ort, der ſeinem bedrängten Herzen einige Linderung gab, war der Grabeshügel ſeiner verblichenen Mutter, und dieſen Gang mußte er heimlich wagen, denn ſah ihn Maczocha, ſo rieß ſie ihn von dem Kreuze der Verſtorbenen mit wüthendem Ingrimme, und verbot ihm, ſich dort je wieder ſehen zu laſſen. Allein der Arme ward endlich ſtumpf und fühllos gegen ihr grauſames Verfahren, und beſuchte das liebe Grab noch ehe die Sonne über den blauen Gebirgen heraufflammte, oder wenn Alles in dem Schooße des alles vergeſſenden Schlummers lag, ſchlich er ſich unbemerkt bei dem blaſſen Lichte des Mondes an den ihm ſo heiligen Ort der Ruhe, Gebete erleichterten ſeinen Gang, oder ein Kranz von Blumen beſchäftigte ihn oft ſtundenlang,

den er dann auf das einfache Kreuz des Grabes hängte, und sich über diese kindliche Schwärmerei herzlich freute.

Aber seine Freude währte nicht lange. Jakob besuchte auch täglich den Hügel, doch nicht aus gleicher Absicht, sondern um die Lust des Stiefbruders zu zerstören. Er brachte dann den Blumenkranz gewöhnlich der Maczocha, die ihn vor Wenzels Augen mit den bittersten Verwünschungen zerriß, und ihm, bei wiederhohlten Züchtigungen, das fernere Besuchen des Grabes verbot. Das fand denn der lieblose Bruder immer recht spaßhaft, lachte aus vollem Halse, und zerfleischte dadurch noch mehr das wunde Herz des kleinen Gepeinigten.

Dadurch ward der Kleine furchtsam und unbeholfen, und griff Alles verkehrt an. Maczocha brachte es nun endlich auch dahin, daß Wenzel nicht mehr über Tische mit seinen Ältern, sondern nur unter den Mägden und Knechten essen durfte. Jetzt da er nicht mehr unter den Augen seines Vaters war, bekam er so spärliche Bissen, daß es schien, als wollte sie ihn verhungern lassen.

Der sonst so fröhlich blühende Knabe welkte sichtlich dahin, hohl und bleich waren seine Wangen, matt sein Gang, und immer standen ihm Thränen im schüchternen Auge. Auch dieses ward von seiner Stiefmutter benützt. Der Bube, sprach Maczocha zu ihren Mann, schleicht immer herum wie ein Gespenst, scheu und furchtsam mit hohlen Augen, das zeigt von keinem guten Gewissen; wir müssen die Kinder trennen, sonst wird mein Jakob

auch noch ganz verdorben. Des andern Tages mußte Wenzel ſchon das Zimmer ſeinem Stiefbruder allein überlaſſen, und ſich bequemen, auf dem Boden zu liegen.

In derſelben Nacht aber ſchlich er heimlich davon, beſuchte noch einmal das Grab ſeiner Mutter, und ging mit troſtloſem Herzen auf's Geradewohl der Heerſtraße zu.

Als man ihn zu Hauſe endlich ſuchte, und nirgends fand, da konnte Maczocha kaum ihre Freude darüber verbergen, des Unausſtehlichen (wie ſie ihn nannte) auf eine ſo leichte Art losgeworden zu ſeyn. Zum Scheine aber, gab ſie ſich doch Mühe, im Hauſe und in der Umgegend Nachforſchungen anzuſtellen, die aber, natürlich, alle fruchtlos waren. Sagte ich nicht immer, kreiſchte ſie Ladislaus ins Ohr, ſagte ich nicht immer, er wird nichts als ein liederlicher Landſtreicher werden. Er kümmert ſich auch wenig um ſeinen Vater, ſondern läuft davon, weil es ihm hier nicht nach ſeinem Willen geht.

Da erwachte mit einem Male die ganze Liebe Ladislaus zu ſeinem Kinde, und lief ſelbſt in der ganzen Gegend herum, ihn zu finden. — Doch Niemand freute ſich mehr, als Maczocha und Jakob. Ihr Lieblingsplan, das Vermögen Ladislaus auf ihren Sohn zu bringen, geht nun in Erfüllung, ſobald der Bube nicht mehr zum Vorſcheine kommt; und iſt er nur einmal, dachte ſie ſich, aus dem Herzen des Vaters geriſſen, ſeine Wiederkehr will ich ſchon verhüthen.

Damals waren die Landstraßen und Wege unsicher durch die Streifereien der aufrührischen Böhmen unter Graf Thurn, der zwar durch die Siege Wallensteins über den tapfern Mannsfeld zurückgedrängt ward, jedoch das Land noch immer durch seine zügellosen Haufen beunruhigte. Wenzel sah mehrere solche Züge, vor denen er sich zwar Anfangs aus Furcht immer verbarg, bald aber zutraulicher ward, und unbekümmert, ob Freund oder Feind, seines Wegs dahin schlenderte. Öfters hatte er sogar den Muth, sie um Brot anzusprechen, allein die Flüchtigen hatten selbst nicht genug, geschweige denn, daß sie etwas entbehren konnten. Da nahm er dann in der Noth seine Zuflucht zu allerlei Beeren und Gewächsen, die er auf dem Wege fand, unbekümmert, ob sie ihm heute oder morgen den Tod brächten. Er stillte sich damit zwar seinen Hunger, aber setzte sich dabei auch der Gefahr aus, seine Gesundheit zu zerstören, welches er zwar als unverständiger Knabe noch nicht begriff, jedoch bald empfand. Die Folgen davon äußerten sich heftig. Von einigen solcher rothen Beeren, die er verschluckt hatte, bekam er so heftige Üblichkeiten, daß er nicht mehr fort konnte, und wie halb todt auf der Straße liegen blieb. Ein Zug dieser böhmischen Flüchtlinge fand ihn auf seinem Wege, erbarmte sich seiner, und einer der bärtigen Krieger trug ihn auf den Armen in das nächste Standquartier. Hier erholte sich der Knabe bald durch die mitleidigen Hilfleistungen der Böhmen; aber wie erschrack er, als er aufwach-

te, und ſich mitten unter einem Haufen Soldaten befand; jedoch gewöhnte er ſich auch hieran gar bald, und hatte wohl Urſache, denn ihre Behandlung war weit menſchenfreundlicher als jene ſeiner Stiefmutter.

Als er wieder ſprechen konnte, erfuhren die mitleidigen Krieger, daß ſein Übel durch den Genuß von Heidelbeeren entſtanden ſey; da aber ſeine Krankheit gar bald ganz gehoben war; und ſeine kräftige Natur in ihrer vollen Kraft wieder hervortrat, fürchteten ſie nichts mehr für ſeine Geſundheit. Er zog mit ihnen herum, wie ein Dazugehöriger, und die Braven entbehrten, was ſie entbehren konnten, denn allen war der hübſche Knabe werth und lieb geworden. Er mußte ihnen auch den Hergang der Sache mittheilen, wie er ſo allein auf die Straße gekommen ward, und da erzählte er ihnen dann die liebloſe Behandlung ſeiner Stiefmutter, die ihn, zur Flucht gezwungen hatte, und wie er von Hunger getrieben, aus Unwiſſenheit, ſeine Zuflucht zu den giftigen Beeren genommen hatte.

Derjenige Krieger, der ihn von der Landſtraße aufgelesen hatte, konnte ſich nicht genug wundern, als der Knabe Willimowitz als ſeinen Geburtsort nannte. Alles ſtimmte überein: der Gefundene war der Sohn ſeiner Schweſter. Durch ihn erfuhr er, daß ſeine Schweſter geſtorben, während er vor den Mauern Wiens gelegen hatte. Die aufrichtigen Thränen, die der Kleine über den Tod ſeiner Mutter vergoß, hatten ihm vollends den Bu-

ben werth gemacht; er nahm ſich vor, ihn wieder zu ſeinen Ältern zu führen, und der böſen Maczocha über ihr Verfahren eine tüchtige Predigt, nach Art der Soldaten zu halten.

Wenzel zitterte am ganzen Leibe, als er das väterliche Haus von Ferne wieder erblickte, denn er fürchtete ſich vor neuen Mißhandlungen ſeiner Stiefmutter: aber der bärtige Oheim drückte ihn an ſeine Bruſt, und verſicherte ihn, daß ihm kein Haar gekrümmt werden ſolle.

Als ſie vor der Hausthüre ſtanden, wurde dem kleinen Abenteurer ganz unheimlich zu Muthe; er blieb einen Augenblick ſtille ſtehen, aber „Marſch!" commandirte der Ohm, und vorwärts ging es. Der erſte, der ihnen begegnete war Wenzels Halbbruder. Als ob Feuer am Dache wäre, lief er ſogleich zur Maczocha, da er Wenzel in Begleitung eines Soldaten kommen ſah. Dieſe kam auch ſogleich, und wollte den Armen mit einer Tracht Schläge bewillkommen, damit ihm die Luſt verginge, in das väterliche Haus zurückzukehren; da aber trat ihr der Oheim in den Weg und verhinderte ſie an ihrer löblichen Handlung, indem er ſprach: „Wer dem Buben nur ein Haar krümmt, hat es mit mir zu thun, ich werde ihn vertheidigen, ſo wahr ich ſein Oheim bin! Ich weiß um eure Abſicht Maczocha, wir werden uns kennen lernen.

Dieſe Worte mit Kraft geſprochen verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Mama machte eine höfliche Reverenz,

als ſie dieſes hörte und ſprach höhniſch: Habe nicht die Ehre zu kennen;" dann wollte ſie den armen Stiefſohn, der ſich unterdeſſen in einen Winkel verkrochen hatte, am Arme nehmen und ihn zur Stube hinausführen. „Nicht von der Stelle!" ſchrie der Oheim, „bis ich mit meinen Schwager Ladislaw darüber geſprochen!" — Hier war nun einmal weiter nichts zu thun, das ſah Maczocha wohl ein, ſie begab ſich alſo hinweg und machte dazu noch eine freundliche Miene.

Indeſſen kam Ladislaw. Als er die Beiden ſah, wußte er nicht, ob er träume oder wache. „Mein Sohn! mein Schwager! rief er vor Freude, und küßte einen nach dem andern. „So habe ich dich wieder! o, warum haſt du mir dieſes gethan, und mich verlaſſen? Ich vermeinte dich nimmer zu ſehen. Aber ſagt mir, wie kommt ihr beide zuſammen?"

„Schöne Geſchichten!" rief der Oheim inzwiſchen; „ich muß den Buben halb todt auf der Landſtraße finden, wußte aber keine Sylbe, daß er mir ſo nahe verwandt ſey, ſondern packte ihn, da er mir erbarmte, auf die Schulter, und trug ihn in das nächſte Standquartier." Hierauf erzählte er Ladislaw, was wir bereits wiſſen. „Aber", fuhr er fort, „das ſag' ich dir, Schwager, wenn du den Jungen nicht beſſer hältſt, ſo nehme ich ihn gleich wieder mit mir. Denn, daß mein Schweſterſohn." — „O! es hat ſich vieles geändert," fiel ihm Ladislaw, den Finger auf den Mund legend, in die Rede, „laß' uns lei-

ſe reden," ſprach er, „daß ſie uns nicht hört." „Was," ſchrie der Oheim, „ſoll ich mich auch vor deinem Weibe fürchten, iſt es nicht genug, daß ſie dich, und den da, in Angſt und Schrecken jagt? — O ich kenne ihre Abſichten" ſchrie er, was er ſchreien konnte, „ſie möchte dir ſammt deinem Wenzel Schierlinge vorſetzen, damit ſie ſich im Beſitz deines Vermögens mit ihrem Püppchen breit machen könnte."

Maczocha hielt während dem das Ohr fleißig an das Schlüſſelloch, um alles zu hören; als aber der Schwager ſo tüchtig brüllte, ging ſie vor Wuth ſchäumend auf ihre Stube, küßte und herzte ihren lieben Sohn und gelobte ſich, ihren Plan doch nicht aufzugeben. Einſtweilen war ja nichts beſſeres zu thun, als ſich darein zu fügen: „iſt nur einmal der verwünſchte Oheim fort, dann bin ich wieder Herr im Hauſe!"

Die beſte Gelegenheit, den ungebethenen Gaſt aus dem Hauſe zu bringen, bot ſich bald dar. Die kaiſerlichen Truppen, welche den Flüchtlingen auf dem Fuße nachſetzten, rückten ein, und machten viele zu Gefangenen. Auf dieſes gründete Maczocha nun ihre Hoffnung, des Läſtigen los zu werden: wenn ſie ihn nämlich verrathen würde. Allein, wie das zu machen wäre, ſann ſie lange vergebens hin und her. Es ſelbſt zu thun, war auf keinem Falle rathſam denn, wenn der Plan fehlſchlüge, ſo wäre ſie dem ganzen Zorne des Verrathenen frei geſtellt, und wer wüßte, was dieſer rohe Krieger im erſten Auf-

wallen desselben zu thun fähig wäre? Sie meinte, am besten wäre es, ihn durch ihren Jakob verrathen zu lassen; da hätte man doch die Unwissenheit und Unschuld des Knaben zur Vertheidigung. Ich glaube aber, hätte an diesem Plane nicht mehr ihr Zorn, als ihre Vernunft Antheil gehabt, sie würde ihren Liebling keiner solchen Gefahr ausgesetzt haben.

Als wirklich am andern Tage die Kaiserlichen in's Quartier kamen, hatte sie den Buben zu seinem ersten Meisterstücke schon gründlich unterrichtet. Der Oheim aber, der jetzt nichts Gutes ahnte, vertauschte seinen Koller, mit einem schlechten Rocke seines Schwagers, und machte auf diese Art dem hübschen Projecte Maczochas einen Strich durch die Rechnung.

Zuerst gab sie den Einquartirten hübsch zu trinken, um sie sich ihr geneigt zu machen, dann mußte Jakob mit seiner eingelernten Erzählung heraus, in der er wirklich seinen Oheim verrieth. Aber der Offizier dachte zu edel, um diese Niederträchtigkeit zu benützen wie sie gemeint war, sondern sagte frei heraus, daß er den, der ihm nicht feindlich mit den Waffen in der Hand, gegenüber stünde, kein Leides zufügen würde. Statt ihnen nach Willen zu thun, warnte er sogar noch den Verrathenen, vor dem bösen Weibe, denn nicht alle nachkommenden Offiziere möchten so denken, wie er.

Was war natürlicher, als daß der volle Zorn des Oheims über die beiden Verräther ausbrach. Jakob hat-

te sich zwar in einen verborgenen Winkel verkrochen, jedoch der Gefürchtete wußte ihn zu finden, und mit einem solchen Verweise zu betheilen, daß dem boshaften Schwätzer auf lange Zeit das Sprechen verging. Bei der Erzählung seines Leids, standen der Mutter Thränen im Auge; allein als der verhaßte Gast zu Ladislaw sagte, er müsse sein Haus verlassen, um nicht wieder verrathen zu werden, freute sie sich innig darüber.

Aber Ladislaw bat ihn so dringend, zu bleiben, daß er nicht länger widerstand. Denn der gute Vater hatte in seiner zweiten Ehe noch nie so ruhige Tage gehabt, als jetzt, auch Wenzel war noch nie so mild behandelt worden, als jetzt, aus Furcht vor seinem rauhen Oheim.

Es war nun schon wieder einige Zeit verflossen, ohne daß Maczocha um ein Bedeutenderes ihrem Plane näher gerückt wäre, endlich aber konnte sie es nicht länger mehr ertragen, sie wagte das letzte verzweifelte Mittel.

Wenzel und Jakob mußten mit ihr auf die Kalkhöhle gehen, um Pilze zu suchen. Absichtlich suchte sie viele giftige aus, legte sie heimlich in Wenzels Körbchen, und gab ihm den Befehl sie nach Hause zu tragen, und zubereiten zu lassen. Ihren Liebling aber bat sie bei allem was ihm lieb wäre, ja nichts von diesen Pilzen zu essen, und befahl ihm, Ladislaw zu sagen, daß sie heute bei einer Bekannten zu Gaste gebethen sey, und nicht zu Tische kommen würde. Als die beiden Männer

dieſes vernahmen, hielten ſie dieſen Tag für einen Feſttag, an dem ſie ungeſtört reden könnten, wie es ihnen um das Herz ſey. Da nun die Pilze auf den Tiſch kamen, wollte Jakob, ſeinem Befehle gemäß, keine davon eſſen, allein der Oheim hielt es für eigenſinnige Ziererei, und nöthige ihn dazu. Als der Geängſtigte die zornfunkelnden Augen ſeines Gegners ſah, wagte er es nicht länger ihm zu widerſtehen, und würgte welche unter vielen Thränen hinunter.

Da fiel es wie ein Blitz in Ladislaws Herz: „Schwager", rief er, von einer ſchrecklichen Ahnung ergriffen, „wenn dieſe Pilze vergiftet wären?" „Narr", ſprach jener voll Verwunderung über die Möglichkeit dieſer Muthmaſſung, „uns Alle wegen Einem, und den Liebling obendrein zu vergiften, iſt doch kaum möglich zu glauben." Man fragte Jakob ſtrenge aus, und erfuhr bald die traurige Überzeugung, daß es ſo ſey.

Die herannahende Todesangſt, preßte dem Geopferten das ganze Geſtändniß aus, und bald zeigten ſich die ſchrecklichen Wirkungen der Giftſchwämme — in einer Stund war Jakob todt.

Zum Glücke hatte noch Niemand davon gegeſſen. Der Oheim wollte nun ſogleich, dieſe Höllenthat dem Gerichte anzeigen, allein Ladislaw bat ihn auf den Knieen, ſeine Ehre zu ſchonen und ſie nicht auf dem Hochgerichte ſterben ſehen zu müſſen. „Sie iſt ja beſtraft genug," rief er aus, „da ſie ſtatt den Vermeinten ihren Liebling ver-

giftet hat." Wird ſie nicht einen zweiten hölliſchen Verſuch wagen, „rief jener," da ihr der erſte mißlang und unbeſtraft dahin ging? — „Eben von dieſem mißlungenen Verſuche iſt das ärgſte zu erwarten. Wird ſie nicht in Wuth gerathen, wenn ſie ihren Plan vereitelt und ihren Liebling todt ſieht? Meinetwegen trage die Schuld ihrer Vergehungen, ich aber, eſſe keinen Biſſen mehr von deinem Tiſche. — Jedoch wiſſen muß ſie es, daß wir ſie entdeckt haben."

Als Maczocha nach Hauſe kam und vermeinte, die erwünſchten Todten anzutreffen, erſchrack ſie heftig, als ihr beide geſund und wohlbehalten entgegen kamen. Ladislaw ſchloß hinter ihr die Thüre, ein geheimes Grauen ergriff ſie bei dem Anblicke dieſer Männer. Der Oheim nahm ſie bei der Hand, führte ſie in die nächſte Stube und hob mit den Worten: „Das hat ſeine Mutter gethan!" Die Decke von der Leiche ihres Sohnes.

Mit einem Schrei des Entſetzens ſank ſie in ihre Knie. — Als ſie ſich wieder aufgerafft hatte, lief ſie wie raſend umher, raufte ſich die Haare und ſchwur, daß ſie ſchuldlos ſey, ja die ganze Schuld dieſer ungeheuern That wälzte ſie auf Wenzel, der durch Unvorſichtigkeit die Giftſchwämme verwechſelt, und ihren Liebling vergiftet habe. Sie drohte, ihm ihren ganzen Zorn fühlen zu laſſen, wenn er darauf beſtünde, daß ſie ihm die unglücklichen Pilze in den Korb gelegt habe. „Er ſoll gehen," rief ſie wüthend, „und ſoll Pilze ſuchen, und weiß er

die giftigen von den genießbaren zu unterſcheiden, ſo iſt er ein Böſewicht, und ich will dann euer Herzpüppchen am Rabenſteine verbluten ſehen. „So ſehr ſie ſich aber Mühe gab, ſo ſchrecklich ſie ſich geberdete, dieſe gräßliche Blutſchuld von ſich zu wälzen, ſo ſah doch Ladislaw und der Oheim deutlich genug in ihr die Verbrecherin.“ Maczocha aber blieb feſt bei ihrem Läugnen, und ſchwur ſie beide ſelbſt als Giftmiſcher anzuklagen, wenn ſie nicht augenblicklich den Buben fortſchickten um Schwämme zu ſuchen und ſie von dieſer Schuld zu befreien.

„Jetzt in der Nacht,“ rief Ladislaw; da wäre es dem Geübteſten nicht möglich.“

„Der Mond ſcheint hell genug, beim Lichte zu Hauſe ſoll er ſodann Zeugniß geben, ich gehe jetzt zu den Gerichten. Euer Haß für meinen Sohn iſt Zeugniß genug für die That. — Mein Jakob! mein Sohn!“ ſchrie ſie dann wieder und ſtürzte ſich über die Leiche ihres Kindes, bedeckte ſie mit Küſſen, indem ihre Thränen von den Wangen rollten. Das aufgelöſte wildhängende Haar, der ſichtbare Kampf ihres Innern machte einen fürchterlichen Eindruck auf die beiden Männer; ſie fingen ſogar zu zweifeln an, ob es nicht möglich wäre, daß Wenzel durch Unvorſichtigkeit die Pilze verkannt habe. Ihr Anblick rührte ſie, und ſie beſchloſſen noch in der Nacht den Knaben um Pilze fortzuſchicken.

Als Wenzel vernahm, was er noch jetzt in der Nacht thun ſollte, befiel ihn ein heftiges Bangen, doch mit dem

reinen Gewiſſen eines Schuldloſen nahm er das Körbchen und ging auf die Kalkhöhle.

Maczocha ſchien jetzt ruhiger zu werden, ihre Thränen verſiegten, da ſie ſah wie der Knabe noch in der Nacht fort mußte. Als er auf dem Wege vor ſeiner Mutter Grab vorüber kam, kniete er hin und betete, Gott möchte ihn jetzt nicht verlaſſen in der Stunde der Noth. Seine kindliche Schwärmerei fabelte ihm ein Bild vor. Es war ihm, als ſähe er ſeine Mutter, die ihm, Gottes Schutz und Beiſtand verhieß. Getröſtet ſetzte der Arme ſeinen Weg fort. — Kaum hatte er aber einige Schwämme gepflückt als er etwas im Gebüſche hinter ſich rauſchen hörte, doch bald war es wieder ſtille.

Der Mond verbarg ſich hinter den Wolken, und ließ ihm nicht Licht genug es zu unterſcheiden. Seine Furcht hatte ſich wieder gelegt, und er pflückte fort. Plötzlich ſtand Maczocha vor ihm, im Halbdunkel der Nacht, mit gelöſtem Haare und rollenden Augen. Wenzel zitterte an allen Gliedern, denn ſie ſchien nichts Gutes im Sinne zu haben, auch machte ſie ſeiner Ahnung bald ein Ende, indem ſie ihn, mit den Worten: „Gleiches mit Gleichen!" — in den fürchterlichen Abgrund hinunter ſtürzte.

Ohne ſich umzuſehen, lief ſie nach Hauſe, und ſtieg wieder durch's Fenſter in ihr Gemach, in dem ſie die beiden Männer verſperrt hatten, die nichts von ihrem Gange wußten.

Das lange Ausbleiben des Knaben fiel endlich Ladislaw auf; er meinte, es könne ihm ein Unglück begegnet seyn. Beide gingen daher, um nachzusehen, wo der Kleine so lange bleibe, verschlossen das Hausthor und nahmen ihren Weg nach der Kalkhöhle. Den Oheim trieb eine böse Ahnung, zu sehen, ob Maczocha in ihrer Stube sey. Er sah durch das Fenster, aber sie lag noch immer auf der Leiche ihres Sohnes und schien ihn mit ihrem Wehgeschrei wieder erwecken zu wollen. Beruhigter setzten jetzt beide ihren Weg weiter fort.

Als sie auf den Gipfel des Felsens kamen, hörten sie aus der Tiefe das Gewimmer und Geächze eines Menschen. Wie Dolchstiche fuhren diese Schmerzenstöne durch das Herz des Vaters, denn er vermuthete, daß es sein Kind sey. Als er seinen Namen hinunterrief, hörte er es leise hinauf wimmern: Va-ter! — Hil-fe — Ma-cza-cha! — Schreckliche Gewißheit! sein Kind lag in dem Abgrunde. Er lief zurück in das nächste Haus, hohlte einige Führer mit Stricken und Pfählen, ihnen nur in Eile sein Unglück erzählend. Als er wieder kam, hatte das Seufzen und Stöhnen aufgehört. — Der Oheim, welcher das Ohr an die Erde legte, hörte jedoch noch ein schwaches Gewimmer. Jetzt zertheilte der Mond wieder den Schleier der Wolken, und bei seinem Lichte sahen sie, daß der Knabe an einen Baumstamm, der an dem Rand der Höhle hinausragte, sich festhielt. Sie warfen einige Schlingen über ihn, und zogen ihn glücklich aus der Höhle hinauf. Aber

lautlos war ſeine Bruſt, der Athem hob kaum von Minute zu Minute das faſt kaltgewordene Herz. Gequetſcht und zerriſſen war der Arme am ganzen Leibe, und das Blut floß aus vielen Wunden. Ihn ſo gut als möglich zu verbinden, war die erſte Sorge des Oheims, denn der arme Ladislaw ſtand von gewaltigem Schrecken gelähmt; nur als der Oheim den blutigen Knaben auf den Armen nach Hauſe trug, folgte er mechaniſch nach.

Aufgeſchreckt von dem herannahenden Lärmen, als die Bauern mit Lichtern und Stricken, mit dem Knaben und ſeinen Rettern ankamen, ſchlug Maczocha das Fenſter auf, und ſah dieß neue mißlungene Höllenſtück. — Wenn er noch lebt, wenn er noch ein Zeichen von ſich geben kann; rief ſie von Todesangſt gepeinigt, „ſo bin ich verloren, ſo muß ich auf dem Rade ſterben!

Ja, Gott! du haſt ſchnell und fürchterlich gerichtet, du nahmſt ihn in deinen Schutz damit er, zeugen ſoll wider mich. Schleud're deine Blitze auf mich, du fürchterlicher Richter! vernichte mich; laß mich hier auf der Leiche meines Kindes ſterben, nur nicht durch die Hand des Henkers oder dieſer Barbaren!"

Da öffnete ſich die Thüre. „Dieß iſt die Furie!" rief der Oheim, ſie den Köhlern und Bauern zeigend, „die zuerſt ihren Stiefſohn, dann ihren Mann und mich vernichten wollte. — Aber das Maß deiner Greuelthaten iſt voll, in dieſer Welt, wirſt du keine mehr begehen. Ich will der Erſte ſeyn, der dich bindet und entlarvt.

Bei dieſen Worten ward ſie mit denſelben Stricken, mit welchen die Köhler den Knaben aus der Kalkhöhle zogen, gebunden.

Indeſſen ſchlug Wenzel die Augen wieder auf. „Gott! er lebt! rief Ladislaw, laßt ſie los!" — Nimmermehr," erwiederte der Oheim. „Dieſe würgende Hyäne ſoll der Gerechtigkeit nicht entgehen; dieſes ſprechend führte er ſie an das Lager ihres Stiefſohnes. Als Wenzel ſie erblickte, ſammelte er noch einmal alle Kräfte. „Maczocha! — Maczocha!" — röchelte er; — „Vater, ſchütze mich, ſie will mich wieder in die Kalkhöhle werfen!" und ermattet ſank er, die Augen ſchließend zurück.

Dieſes Geſtändniß ergriff alle Gemüther. „Alſo wirklich, ſo wie ich vermuthet, rief der Oheim," kein Funke Menſchlichkeit lodert in der Bruſt dieſes Weibes.

Ladislaw verließ das Schmerzenslager ſeines Kindes, indem er zu ſeinem Weibe trat. „Unglückliche!" — ſprach er, haſt du das wirklich gethan?"

„Ja" rief ſie, „ich habe es gethan, ich habe Gleiches mit Gleichem vergolten. Ich hatte kein Kind mehr, du ſollteſt auch keines mehr haben. Ich habe euch getäuſcht, bin ihm nachgeſchlichen, und habe ihn hinuntergeſtoßen in die Kalkhöhle, von wo ich glaubte, daß er nimmer wiederkehren würde."

„Nun, ſo richte Gott! ſeufzte Ladislaw.

„Fort mit ihr;" rief jetzt der Oheim; „auch wir wollen ihr Gleiches mit Gleichem vergelten!" Die Bauern

ſchleppten die Wüthende, ſo viel ſie auch bat und ſchrie, auf den Gipfel des Felſens, und ſtürzten ſie hinunter in den furchtbaren Abgrund.

Kein Engel erbarmte ſich ihrer, wie ihres Stiefſohnes Wenzel; auf dem Felſen der Propoſte verblutete ſie ihr verruchtes Leben.

Seit dem wird nun dieſer Felſen nicht mehr Propoſte, ſondern Maczocha, oder die Stiefmutter genannt.

# Der Lindwurm in der Maczocha.

Volksſage.

Von Zeno.

Zur Zeit der Huſſiten wurde, wie die Sage erzählt, ein Räuber mit Namen Obeſſlik, der ſich nur auf das Verſprechen: daß man ſeines Blutes ſchonen würde, ergeben hatte, zum Hungertode verurtheilt, und in Folge dieſes Urtheilsſpruches mit einem einzigen Brote und einem Kruge Waſſer, in den Abgrund Maczocha hinuntergelaſſen.

Als er da verzweiflungsvoll die qualvollen Stunden des erſten Verdammungstages bis zur Dämmerung zugebracht, vernahm er plötzlich über ſich ein ſeltſames Rauſchen in den Lüften und wie er aufblickte ſah er einen geflügelten Lindwurm in immer engeren Kreiſen ſich in den Abgrund niederſenken.

Obeſſlik, verkroch ſich in das Gerölle und von Todesangſt getrieben, ſchleuderte er einen ſchweren ſpitzen Felsblock nach dem Lindwurm und verwundete ihn an

dem unbeschuppten Unterleibe, der einzigen unverwundbaren Stelle die er darbot.

Zwar quoll ein Strom schwarzen Blutes aus der Wunde, doch der Drache schleppte sich zu einem glatten grauen Steine, den er mit der Zunge bestrich, worauf das Blut zu stocken begann. Hierauf ruhte er eine Weile, erhob sich aber sodann und schwebte langsam zum Abgrunde hinaus.

Obesslik sah sich nun wohl des entsetzlichen Gastes entledigt, doch fiel es ihm jetzt schwer auf das Herz, nicht den kühnen Entschluß gefaßt, sich auf den beschuppten Rücken des Ungethüms geschwungen und mit ihm die grauenvolle Gruft verlassen zu haben.

Den Tag darauf, zur selben Stunde, ließ sich das Ungeheuer wieder in die Höhle nieder, pflegte der Ruhe und schwang sich, bevor der verzweifelnde Missethäter, dessen Sehnsucht nach Befreiung immer mit dem Grauen vor dem scheußlichen Wurme rang, zu einem Entschluß kommen konnte, aus dem Abgrunde empor.

Als am dritten Tage aber der Drache wieder kam, überwand Obesslik, den schon alle Qualen des Hungers folterten, alles Grauen und schwang sich, als dieser der Ruhe pflegte, auf seinen Rücken.

Der Drache erwachte wieder, und erhob sich auch dieses Mal und zwar, ohne die geringe Last durch den Schuppenpanzer zu spüren, in den gewohnten langsamen Kreisen mit dem bebenden Verbrecher in die Lüfte.

Obesslik erwartete nun, in Angstschweiß gebadet, nur die günstige Gelegenheit, wieder von seinem grausigen Flügelroße hinwegzukommen, und ließ sich, als dieses eben hart über eine Wiese hinschwebte, unvermerkt von seinem Rücken herab! Der Lindwurm brauste nach Beute suchend in ein nahes Gehölze.

Obesslik, der sich aber als Geächteter nirgends blicken lassen durfte, griff wieder zu seinem alten blutigen Handwerke und raubte und mordete wie vorher in den Bergen des Hradischer Kreises.

Bald aber ereilte ihn die Hand der Gerechtigkeit, und sein schuldiges Haupt fiel zu Ollmütz unter dem Beil des Henkers.

# Gedichte auf die Maczocha.

## I.

Inmitten der mährischen Lande, waldein,
Da windet der Weg sich durch's wilde Gestein;
Und wie der Wandrer den Gipfel erreicht,
Da schaut er zu Füßen, und bebt und erbleicht
Da senkt sich die Felswand, gar schrecklich zu schau'n,
Grabunter und jäh, zum grünlichen See,
Zu gräulicher Tiefe, zu tiefem Grau'n.

Die Tanne von unten bis oben wächst,
Ob den höchsten Tannen steht er zuhöchst:
Und schaudert, und blickte wohl gern zurück,
Und kann doch nicht wenden davon den Blick:
Es fährt ihm wie Schwindel durch Haupt und Brust,
Doch bückt er hinab sich zum Felsengrab,
Mit freudigem Bangen, mit bangender Lust.

Und werft einen Block ihr hinab vom Rand',
Dann schwebt er, als hing' er an festem Band,
Und will nicht erreichen der Tiefe Grund,
Als bebt' er zurück vor dem Höllenschlund!

Als trüg' ihn ein Zwerg durch den luftigen Raum,
Und wuchtet es doch ſich zum Boden noch,
Dann knallt's wie Geſchoſſe durch Fels und Baum.

War einſt eine Mutter, kannt' auch den Ort,
Die lockte das Kind nach dem Abgrund dort.
Sie hatt' es ererbt in der zweiten Eh',
Mit Haß beladen und vielem Weh. —
Doch oben am Rande, da ſchmilzt ihr Sinn,
Sie nimmt es in Arm, gar ſchmeichelnd, warm. —
Und ſtürzt es hinab in die Welle grün.

Wohl lebte die Mörd'rin noch manch' ein Jahr,
Bis ohne Bereu'n ſie geſtorben war;
In Ewigkeit hätte ſie's nicht bereut,
Und ſterbend noch hat ſie die That erfreut.
D'rum wandert die Seele, der Ruhe bar,
An des Abgrunds Rand, um die Felſenwand,
Die Wildniß durchirrend ſeit manchem Jahr.

Wie rauſcht es ſo ſchaurig ſeit jener Zeit
Durch's graue Geklüft, durch die Waldung weit:
Wie werden, daß Allen die's hören, graut,
Aus den Höhlen ſo ſeltſame Stimmen laut!
Da ſtöhnt es und ſeufzet und jammert und kreiſ't,
Und was euch da zerrt, und wie Schwindel durchfährt,
Das iſt der Mutter verfluchter Geiſt!

F. Fitzinger.

## II.

In felſ'gem Thal nicht ferne von Brünn
Erhebt ein Wald ſich, mitten darin
Stürzt ab ein Felſenkeſſel.
Dort gleitet ſenkrecht glatt wie ein Stab,
Der Fels bei hundert Klafter hinab,
Im Grund ſproßt Dorn und Neſſel.

Es führt kein Pfad hinab in das Thal,
Worin der Schatten Nacht vor dem Strahl
Des Tag's nie ganz verſchwindet;
Zu unterſt thut ein Rachen ſich auf,
Da ſprudeln ſchwarze Waſſer herauf,
Durch Steinwurf nur ergründet.

Des Thales Kraut und Stein zu beſeh'n,
Der Höhle Finſterniß zu erſpäh'n,
Ward Keinem noch gegönnet;
Warum der Ort die Maczocha heißt,
Genugſam alte Sage beweiſ't,
Stiefmutter man ihn nennet.

„Wenn dir ein reiches Erbe gefällt,
So ſchaff' dein Stiefkind fort aus der Welt,
Es wohl der Müh' ſich lohnet."
So flüſtert ſonder Weilen und Ruh'
Der Satan einer Köhlerin zu,
Die im Gebirge wohnet.

Sie leiht der wilden Stimme das Ohr,
Sie nimmt im Sinn der Hölle ſich vor,
Das Kind zu todt zu ſtrafen.
Einſt fand ſie's beim verkohlenden Stoß,
Nicht fern' vom längſt verfallenen Schloß,
Im Mondenſcheine ſchlafen.

Da glomm und gohr der hölliſche Groll,
Stiefmütterlich der Buſen ihr ſchwoll,
Sie ſtieß das Kind mit Füßen,
„Ach Mutter! Mutter! ſtoße mich nicht,
Einſt führt der Vater dich vor's Gericht,
Da wirſt du's ewig büßen."

„Ei, wie die giftige Zunge ſticht,
Schlaf ewig fort, du Nattergezücht,
Und werde nicht mehr munter!"
Sie ſtößt das Kind mit teufliſchem Sinn
Vom Holzſtoß weg zur Tiefe dahin,
Es ſtürzt und ſtürzt hinunter.

Es ſtürzt und ſtürzt im wirbelnden Fall,
Die Luft durchſchneidet der ſauſende Schall,
Der Kopf zerſchellt am Steine;
Die Glieder ſtarren mählig zu Eis,
Das Hirn zerrinnt, es blinkt ſo weiß
Im hellen Mondenſcheine.

In ſchweren Tropfen träufelt das Blut
Hinein, hinein zur dunkelen Fluth,
Wo blaue Flämmchen flimmern.
Auf Kraut und Stein liegt blutiges Naß,
Wie Röcheln weht der Wind durch das Gras,
Aus Klüften hört man's wimmern. —

Der Tag hat von der Stirne geſtreift
Den Flor der Schatten, ſich da ergreift
Die Mörderin das Gewiſſen.
Verzweiflungsvoll mit rollendem Blick,
Geht ſie vom Schlund zum Stoß zurück,
Von Furien zerriſſen.

Dann rennt ſie wieder tief in den Wald,
Das liebe Kind vermißt man gar bald,
„O Köhlerin ſchaff's wieder!"
Sie läugnet nicht, der Gräul iſt klar,
Die Köhler zieh'n ſie nieder beim Haar,
Zum Rand des Abgrunds nieder.

Sie ſtürzt und ſtürzt im wirbelnden Fall,
Die Luft durchſchneidet der ſauſende Schall,
Ihr Kopf zerſchellt am Steine;
Die Glieder ſtarren mählig zu Eis,
Das Hirn zerrinnt, es blinket ſo weiß
Im hellen Sonnenſcheine.

In ſchweren Tropfen träufelt das Blut
Hinein, hinein in die dunkle Fluth,
Wo gold'ne Funken flimmern.
Auf Kraut und Stein liegt blut'ges Naß,
Wie Röcheln weht der Wind durch das Gras,
Aus Klüften hört man's wimmern.

Noch heute geht die blut'ge Geſtalt
Mit ihrem Kind am Keſſel im Wald,
Als Köhlerin vorüber,
Oft jammert's dort zu nächtlicher Zeit,
Oft tönt's vom Schloß wie Sterbegeläut
Zur Maczocha herüber.

Das iſt das Thal, worin wie ein Stab
Gerad bei hundert Klafter hinab
Der Fels dem Aug' entſchwindet,
Zu unterſt thut ein Rachen ſich auf,
Da ſprudeln ſchwarze Waſſer herauf,
Durch Steinwurf nur ergründet.

Joſ. von Hammer.

## III.

Es wandert durch den dichten Hain
Die junge Köhlerin,
Fromm wie ein Lämmlein hinterdrein
Ihr Kind, mit muntrem Sinn.

Es iſt ſein braunes Angeſicht
So munter und ſo friſch,
Es ſpäht mit ſchwarzem Augenlicht
Gar luſtig durch's Gebüſch.

„Ach Mutter, ſieh das Eichhorn hier,
Wie es ſo neckiſch ſpringt!"
Doch mürriſch finſter: „Folge mir!"
Hat ſie ihm zugewinkt.

Das Knäblein wandert traurig fort
Und wieder macht es Halt:
„Ich höre wie ſo luſtig dort
Der Vogel ſingt im Wald!"

„Laß' ſingen und laß' luſtig ſeyn;
Fort! Unſer Weg iſt weit."
„Ach warum laſſ't du mich nicht freu'n,
Du thuſt mir doch kein Leid?"

Sie ſpricht nicht drauf, doch in der Bruſt
Da wogt's ihr ungeſtüm —
Sie hat am Kinde keine Luſt
Stiefmutter iſt ſie ihm.

„Lieb Mutter ſieh die Beerlein roth —
Ach eile nicht ſo ſchnell!"
Sie denkt: „geendet wär' die Noth,
Färbt' Gift ſie purpurhell'."

„Ich führ' dich einer Stelle zu
Dort ſind der Beerlein viel;
Du pflückſt ſie dort in beſſ'rer Ruh
Bei holder Blümlein Spiel."

Und weinend folgt das Knäblein nach
Blickt ſehnſuchtsvoll zurück —
Da zeigt ein finſtrer Abgrund ſach
Sich grauvoll ihrem Blick.

Es ſtreckt ſich nieder rieſengroß
Die ſteile Felſenwand,
Und ew'ge Nacht im tiefen Schooß —
Sie ſteh'n am ſchmalen Rand.

Steh'n bleibt das Weib und ſchaut und ſchaut
Mit wildem Blick herum —
Im Buſen ſchlägt das Herz ihr laut
Sonſt iſt es öd' und ſtumm.

Es ſchmiegt das Kind ſich an ſie an,
Blickt furchtſam zu ihr auf —
Ein Augenblick — es iſt gethan!
Ein Schrei tönt grell herauf.

Ein Schrei iſt's der auf ewig taub
Das Ohr macht, das ihn hört;
Da ſteht ſie ſtummen Schreckens Raub,
Verfinſtert und verſtört.

Mit tauſend Blätterzungen ſchrillt
Ihr Schrecken jeder Baum,
Der Vogelſang ertönt ſo wild
Sie trägt die Stimmen kaum.

Und aus dem Abgrund heult es auf:
„Dem Vater gib ſein Kind!"
Es ſauſt ſo fürchterlich herauf,
Als heulte es der Wind.

„So helfe Gott mir!" ruft ihr Mund
Blaß zitternd durch die Luft —
Und ſtürzt ſich nieder in den Grund,
In des Stiefkindes Gruft.

Und weils die Stiefmutter vollbracht,
So wird im Mährerland,
Der fürchterliche Felſenſchacht
Die „Maczocha" genannt.

L. A. Frankl.

## IV.

Hoch über'm letzten Wipfel,
Über der Wolken Flug,
Dort auf Nivonas Gipfel *)
Schaut' ich der Alpen Zug.

Schaute im Todesschweigen
Schwindelnd, zu Buchbergs Thal,
Nieder die Wände steigen,
Fürchterlich jäh und kahl:

Aber in jenen Landen
Welchen die Oder entspringt,
Bebend die Blicke fanden
Was sie beherrscht, — bezwingt.

O, wenn ich dein gedenke,
Werden sie wieder wund,
Gleissendes Felsgesenke,
Mährischer Höllenschlund.

*) Der österreichische Schneeberg.

Nadelgezweig, wie Flammen
Leckt es hinauf zur Höh',
Schlägt es tiefab zuſammen
Über verpeſtetem See.

Noch mit des Geiſtes Augen
Steh' ich an deinem Rand,
Wolkicht Geſtein, wie Rauchen
Qualmt es aus grünem Brand.

Stechend aus hundert Löchern
Glotzt es voll Augen ſchier,
Langend aus tauſend Köchern
Schießt es mit Pfeilen nach mir.

Daß ſich der Blick muß wenden
Bergend vor deinem Blick,
Daß ſich aus deinen Händen
Winde der Leib zurück.

Doch der Gewäſſer Brauſen,
Stimmen der tiefſten Kluft,
Füllen mit tiefſtem Grauſen
Rings um mich her die Luft.

Ja, nur die Macht der Hölle
Hat dir den Rachen geſpannt,
Blutiges Kalkgeröll
Mord hat und Fluch dich benannt.

Weil' ich getrennt für immer
Auch von dem Antlitz dein,
Blick' ich vom hohen Trümmer
Doch in dein Herz von Stein.

Ob ich geſchieden durch Meilen
Steh' ich dir dennoch nah,
Höre dein ſchaurig Heulen
Gräßliche Maczocha!

F. Fitzinger.

# Das Feuer des Himmels.

## Von Victor Hugo.

24. Da ließ der Herr Schwefel und Feuer vom Himmel herab auf Sodoma und Gomorrha.
25. Und kehrte die Städte um, und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war.

Genesis.

---

1.

Seht dort die schwarze Wolk' ihr wohl vorübergehn.
Bald blaß, bald wieder roth und glänzend anzusehn
Und trüb, gleich dürren Sommertagen?
Man glaubet fliehn zu sehn auf nächt'gem Sturmeshauch
Der Flammen Lärm zugleich und ihren glühnden Rauch,
Wenn eine Stadt sie rings umschlagen.

Kommt ſie vom Himmel her, vom Meer, von Bergen fern?
Ziehn dort Dämonen hin zu einem nahen Stern
Auf ihrem Wagen, feurigglühend?
Geheimnißvolle Wolk'! o Schreck! warum ſo wild
Entzuckt zuweilen ihr ein Blitzſtrahl, wutherfüllt,
Gleich einer Rieſenſchlange, ſprühend?

---

2.

Rings Fluth und wieder Fluth! das Meer, ringsum das Meer!
Der müde Vogel ſchwankt vergebens hier umher,
Wo Wellen ſich auf Wellen gießen;
Stets ſtoßen Fluthen hier endloſe Fluth zurück;
Im Abgrund aufgethürmt ſieht Fluthen nur der Blick,
Die unter tiefen Wogen fließen.

Die Silberfloſſen all' der großen Fiſche glühn,
Die auf beſonntem Meer manchmal vorüberziehn;
Ihr breiter Schweif glänzt azurhelle;
Das Meer ſcheint eine Schaar von Lämmern, wollig, weiß;
Den fernen Horizont umſchließt ein ehrner Kreis;
Ans Himmelblau gränzt blau die Welle. —

„Soll trocknen dieſes Meer?" rief's aus der Wolke Bauch. —
„Nein", ſcholl's; da flog ſie fort, bewegt von Gottes Hauch.

---

3.

Seht, ein Golf mit grünen Hügeln,
Der in klare Fluthen ſieht! —
Büffel hier, dort Jägerſpieße!
In der Luft manch freudig Lied! —
Dieß bei Krippen, unter Zelten
War der Stamm, der jagt und fiſchet,
Freiheit liebt, den Pfeil entſendet,
Daß er ſchnell wie Blitze zieht.

Nimmer dieſen Wanderſchaaren
Wird die Luft je ungeſund;
Kinder, junge Mädchen tanzen
Mit den Kriegern froh die Rund'
Um ein Feu'r auf ſand'ger Küſte,
Das der Wind erhebt und ſenket,
Gleichen Geiſtern, die im Traume
Unſre Stirn' umflattern bunt.

Jungfraun, ſchön wie ſchöne Nächte,
Deren ſchwarzer Buſen ſchwillt,
Sehen in des Kupfers Spiegeln
Lächelnd an ihr mattes Bild;
Andre, freudenvoll wie dieſe,
Melken aus Kamehlesbrüſten
Reiche Milch, die weiß und helle
Unter ſchwarzen Fingern quillt.

Männer, zarte Frauen baden
In den bittren Wellen ſich. —
Welches Land dieß unbekannte
Volk wohl geſtern noch durchſtrich? —
Seiner Cymbeln klare Stimme,
Schallend, daß die Roſſe wiehern,
Miſcht mit unterbrochnen Tönen
In des Weltmeers Brauſen ſich. —

Die Wolke frug: „Iſt's hier?" und ſtand erwartend droben; —
„Vorbei!" rief eine Stimm', die Niemand kennt, von oben.

---

4.

Jetzt zeigt' Ägypten ſich, das blonde Ährenreich,
Mit bunter Felder Schmuck, dem reichſten Teppich gleich,
Mit Flächen, die an Flächen lagen;
Das kalte Meer im Nord, im Süd der glühnde Sand,
Sie ſtreiten heiß ſich drum; doch lächelnd ſieht das Land,
Wie dieſe beiden Meer' es nagen.

Auf tiefem Aſchengrund, erbaut von Menſchenhand,
Sah ferne man drei Höhn; empor zum Himmelsrand
Kühn ihre Marmorſpitze klimmet;
Auch ziehen, breiter ſtets, gewalt'ge Stufenreihn
Von ihrem ſpitzen Forſt ins Gold des Sands hinein.
Für mächt'ge Schritte nur beſtimmet.

Ein Sphinx, graniten, roth, ein Gott, deß Marmor grün,
Bewachten ſie, und ſelbſt der Wüſtenwinde Glühn
Vermocht's nicht, ſie mit Schlaf zu decken;
Ein großer Hafen ſchloß viel breite Schiffe ein,
Und eine Rieſenſtadt ſah ihre Füß' aus Stein
Zum Bad ins nahe Meer man ſtrecken.

Man hörte brüllen rings den Samum, heiß nach Mord,
Auf weißen Kieſeln auch die Schuppen raſſeln dort
Am Bauch des grimmen Krokodiles
Manch grauer Obelisk ſtieg kühnen Schwungs empor;
Gleich einer Tigerhaut, im Weſten ſich verlor
Der Inſelſtrom des gelben Niles.

Die Sternenkön'gin ſank; die Winde ruhten all';
Es ſchwamm im ſtillen Meer ihr goldner Feuerball,
Des Lebens und des Lichtes Quelle;
Am roſ'gen Himmelsdom, im rothen Wellenreich
Sah hold zwei Sonnen man, gekrönten Freunden gleich,
Zuſammenwallen glänzend helle. —

„Wo ſoll ich ſtille ſtehn?" die Wolke wieder ſprach. —
„Fort?" eine Stimme rief, die faſt den Thabor brach.

---

5.

Sieh, Sand an Sand gehäufet!
Der Wüſte ſchwarzes Reich,
An Plagen unerſchöpflich,
An Ungeheuern reich!
Nichts weilt an dieſen Orten.
Die Höhn mit gelben Gipfeln,
Sie wälzen ſich, wenn's ſtürmet,
Den Meeresfluthen gleich!

Unheil'ger Lärm nur ſtöret
Die heil'gen Orte hier,
Wenn durchziehn Karavanen
Von Mamre, von Ophir.
Der Blick folgt ihrer Menge,
Die auf der glühnden Kugel
Entwogt und ſich entwickelt,
Gleich buntem Schlangenthier.

Gott einzig angehöret
Die Wüſte, öd' und leer;
Nur er weiß ihre Gränzen,
Die Mitte kennt nur er;
Stets ſchweben dichte Nebel
Auf dieſer See, die rauchend
Emporwirft Feueraſche,
So wie den Schaum das Meer.

„Soll wandeln", rief die Wolk', „die Wüſte ſich in See'n?" —
„Schnell weiter!" ſcholl's zurück aus fernen Himmelshöhen.

---

## 6.

Gleich ungeheurer Klipp' in wilder Wellen Schoß,
Gleich einer Thürmeſchaar, dahingeſtürzt und groß,
Zeigt Babel's Thurm die finſtren Trümmer.
Die Rieſ'ge, der bezeugt der Menſchen Nichtigkeit,
Bedeckte hier voreinſt mit ſeinem Schatten breit
Vier Bergeshöhn im Mondenſchimmer.

Der eingeſtürzte Bau wohl in die Tiefe drang,
An weiten Decken fing der Sturm ſich hier und ſang
In unbekannten Harmonieen.
Hier kreiſ'ten ſummend einſt die Erdenkinder all',
Und dieſer Thurm, er ſollt' empor vom Erdenball
Endlos die Schneckenwindung ziehen.

Die Treppen ſollten gehn hinan bis zum Zenith;
Der Berge höchſter konnt' an dieſes Baus Granit
Nur eine einz'ge Platte geben,
Und da ohn' Unterlaß man Höhn auf Höhen lud
Aufs Pyramidenhaupt des Thurms, verlor den Muth
Das Auge, ſich emporzuheben.

Die größten Schlangen ſelbſt, die Krokodile grün
Sah kleiner man, fürwahr, als eine Eidechs ziehn,
Wenn ſie der Blöcke Pracht durchſtrichen,
Ihr ungeheurer Leib im weiten Raum verſchwand;
Die haar'gen Palmen all', vorn hangend nah' am Rand,
Von unten Grasgebüſchen glichen.

Es ſchritt der Elephant durch ſeiner Mauern Spalt;
Die finſtern Pfeilerreihn umgaben einen Wald,
Sie, die nur Wahnwitz konnt' erbauen
Der offnen Hallen Chor, umſchwärmt von einer Schaar
Von Adlern Tag und Nacht und Rieſengeiern, war
Gleich mächt'gem Bienenkorb zu ſchauen. —

„Soll", frug die Wolk' ergrimmt, „dieß treffen ew'ge Nacht?" —
„Fort!" ſcholl's. „O ſprich, wohin führt, Herr, mich deine Macht?"

---

7.

Zwei Städt' erſcheinen jetzt, zwei Fremde, unbekannte,
Die ſteigen ſtufenweiſ' empor zum Wolkenlande;
Doch ſchlafen beide tief in nächt'gem Dunkel nun,
Und Götter, Volk, Getöſ' und Wagen ſchweigend ruhn.
Zwei Schweſtern waren das auf e i n e s Thales Matten.
Die Thürme, leicht begränzt vom Mond, umfloß nun Schatten;
Drauf ſah das Auge dumpf der Waſſerleitung Bau;
Es zeigten Treppen ſich und Pfeiler, breit und grau,

Mit Knäufen, breiter noch, granitne Elephanten,
Die, tragend einen Dom, in roher Gruppe ſtanden;
Koloſſ auch ſah man ſtehn, die blickten rings um ſich,
Wo manch ein Thier, erzeugt aus grauſer Paarung ſchlich;
Dann Gärten, hangend hoch, voll Blumen und Arkaden,
Wo Regenbogen warf der Mond auf die Kaskaden,
Auch Tempel, wo, geſetzt gar herrlich, eine Schaar
Von Götzen aus Jaspis mit Ochſenköpfen war;
Dann Säle, deren Deck' ein Block, ein einz'ger, machte,
Wo, ſitzend ſtill im Kreis, ſich ſtumm beſchauend wachte,
Die Hände auf den Knien, ein Götterchor aus Erz,
Die Häupter ſenkend ſtets, die rieſ'gen, erdenwärts.
Geländer und Paläſt' und dunkle, düſtre Pforten,
Wo Formen unbekannt entſtiegen allen Orten,
Hier Bogen, runde Thürm' und dorten eine Brück'
Erſchreckten, tiefgekrümmt, den ſcheuverlornen Blick;
Die finſtre Maſſe ſtieg mit ihrem breiten Schatten,
Gleichwie ein Vorgebirg' auf zu des Himmels Matten.
Ein Haufen, hochgethürmt, von Finſterniß umhüllt!
Der Himmel an der Stadt, mit Sternen angefüllt,
Glänzt' unten durch des Caps, des großen, tauſend Bogen,
Als wär' mit Spitzen er, mit ſchwarzen, überzogen.

Du, toller Wünſche voll, o hölliſch Städtepaar,
Wo Stund' um Stunde ſtets gewalt'ge Luſt gebar!
In dir hat jedes Dach geheimen Schmutz bedecket!
Du haſt, Geſchwüren gleich, die ganze Welt beflecket!

An beiden Städten vorn, die Schlaf tief hüllte ein,
Glitt ſchwach noch hie und da ein matter, bleicher Schein,
Und Lampen wilder Luſt mit ſchnellerloſchnem Strahle,
Vergeßne Fackeln auch von einem Feſtesmale,
Und Mauerecken weiß, vom Monde angelacht,
Durchblinkten Waſſer hier, durchſchnitten dort die Nacht;
Man hörte leis vielleicht auch aus der Fläche hallen
Vereinter Odem Hauch, erſtickter Küſſe Schallen;
Das Städtepaar, längſt ſatt der Tageshelle, klang
Von weichem Murmeln jetzt, umarmt in Liebesdrang!
Den kühlen Feigenbaum durchſäuſelnd, zogen Lüfte
Hin zu Gomorrha's Stadt von Sodoma, voll Düfte.
Dort mußte jetzt vorbei die ſchwarze Wolke gehn;
Da rief's: „Hier iſt der Ort!" herab aus fernen Höhn.

---

8.

Jetzt zerplatzt die Wolke!
Einen Abgrund reißet
Scharlachrothe Gluth
Tief in ihre Seiten,
Stürzet ein Paläſte,
Eine Schwefelfluth,
Zittert, Glanz ergießend,
Der auf weißen Giebeln
Blutigſchimmernd ruht!

Sodoma! Gomorrha!
Welche Feuerkuppel
Deckt euch das Geſtein!
Jene glühnde Wolke,
Ihr verkehrten Völker,
Fiel auf euch herein,
Und aus weiten Riſſen
Bläſ't ſie ihre Blitze
Euch aufs Haupt allein!

Sieh! das Volk erwachet,
Das entſchlafend geſtern
Nicht an Gott gedacht
Tauſend Wagen brechen
Rollend ihre Achſen;
Großer Häuſer Pracht
Stürzt; der Haufen mehrt ſich,
Trifft in jeder Gaſſe
Glühnder Ströme Macht.

Auf der troz'gen Thürme
Starke Steinkoloſſen,
Die zu ſchwach geſtellt,
Sterbend eine Menge
Wiedereingeſchlafner
Jezt im Dunkel fällt.
Morſche Mauern werden

So von ſchwarzen Ämſen
Weithin überſchwellt!

Wer wohl kann entfliehen
Dieſem Schreckensregen?
Alles ſinket, ach!
Knatternd faßt das Feuer
Brücken, die's zermalmet,
Sprengt manch flaches Dach,
Wälzet, bricht und ſenket
Auf den grauen Platten
Seinen rothen Bach.

Unter jedem Funken
Schwillt und wächſ't des Feuers
Königliche Fluth;
Schneller rennt's, als Pferde
Ohne Zügel rennen,
Hell und roth wie Blut,
Und der ſchnöde Götze
Beugt die ehrnen Arme,
Stürzend in die Gluth!

Praſſelnd wogt es weiter,
Bricht des Heidenvolkes
Silberthürme ein;
Grün und roſig fluthend

Und durchträuft von Schwefel,
Nagt es am Geſtein
All der Mauern; Schuppen
Einer Eidechs ſcheinen
Leuchtend die zu ſeyn.

Wie es Wachs zerſchmelzet,
Schmelzt's Porphyr', Agathe,
Die's an Gräbern fand,
Krümmt wie Bäume Rabo;
So ein Marmorrieſe
Wurde dort genannt;
Alle Säulen gleichen,
Wirbelnd in den Flammen,
Großer Fackeln Brand!

Fruchtlos tragen Prieſter
Götterbilder nieder
Aus erhabnem Ort;
Fruchtlos hängt ihr König
Über blauen Schwefel
Seine Kleidung dort;
Die er ſchaut, die Woge
Reißt in Feuerfalten
Ihren Tempel fort!

Führt mit ſich ein prächtig
Haus, wo eingeengte
Haufen jammernd ſchrein;
Rauchend, gluthumflackert,
Schwindet langſam jene
Inſel von Geſtein,
Schwimmet oben, ſinket
Einer Eisſcholl' ähnlich
Drauf erlöſchend ein!

Und der hohe Prieſter
Naht des glühnden Stromes
Weitgeflohnem Rand;
Seine Kron' erglühet,
Strahlet wie ein Pharus,
Und des Blaſſen Hand,
Die der Stirn' entreißet
Jenen Schmuck, wird haftend
Dort mit ihm verbrannt.

Alles Volk entfliehet;
Mann wie Weib, geblendet
Von dem Feuer, rennt,
Und da keine Pforte
Jener todten Städte
Flammend Ausweg gönnt,
Glaubt verflucht die Menge

Zitternd, daß die Hölle
Hoch am Himmel brennt!

---

9.

Gleichwie gefangen ſich an ſeines Kerkers Wänden
Ein Greis erhebt, die Qual der Richtſtatt anzuſehn,
Sah da man Babel's Thurm, ſo heißt es, Blicke ſenden,
Der gleiche Schulden trug, hin über ferne Höhn.
Ein ſchreckenvoller Lärm macht' alle Welt erbeben,
Als jenes Wunder ſich geheimnißvoll begab,
Drang ſtörend in die Nacht der Erde ſelbſt hinab,
Wo Völker ewig taub in finſtern Städten leben.

---

10.

Die Gluth war mitleidslos! Von Allen, die verdammt,
Konnt' Einer nicht entfliehn den Mauern, ringsentflammt;
Doch flehend hoben ſie die Hände;
Sie hielten ſich umarmt im letzten Lebewohl
Und fragten, tiefbeſtürzt, welche eine Gottheit wohl
Vulkane ihren Städten ſende.

Sie ſchützten ſich umſonſt vor dieſem Schreckensbrand
Mit Marmordächern breit; denn Gott hatt' ihn geſandt;
Der trifft die Sünder all, die ſtolzen.

Man rief die Götter an; doch Rachefeu'r umglitt
Auch ihren ſtummen Chor, deß Augen von Granit
In Lavathränen plötzlich ſchmolzen!

Zuletzt ſchwand Alles hin in wilder Wirbelwolk',
Die Furche ſammt dem Gras, und ſammt der Stadt das Volk!
Gott ſengte dieſe düſtren Matten;
Vom ganzen Sündenvolk blieb unverſehrt Nichts ſtehn;
Ein unbekannter Wind blies Nachts, bis Berg' und Höhn
Verändert ihre Formen hatten.

---

## 11.

Noch jetzt mit gelbem Laub auf jenes Felſens Raum
Und trocknem Stamme wächſ't der Palme hoher Baum,
In drückendheiße Luft getauchet.
Die Städte ſind nicht mehr, und ſpiegelnd was geſchehn,
Iſt auf erloſchnem Schutt ein ſtarrer See zu ſehn,
Der wie ein Feuerofen rauchet!

Carlopago.

# Inhalt.


Seite.

Schubert's schönstes Lied. Musikalische Novelle von J. B. C. von Jannach. . . . . 3

Fliegende Blätter, von Johann N. Vogl. . . 53

Giulietta Amieri. Novelle von Franz Fitzinger. . 68

Ahasverus. (Fragment) von Christoph Kuffner. . 99

Aprilflocken, von Andr. Schumacher. . . . 116

Sylvesterabend. Von Andr. Schumacher. . . . 118

Das schönste Wort. Von Carlopago. . . . 119

Liebesassecuranz. Von J. J. Hannusch. . . 121

Der gespenstige Obrist. Erzählung von Johann Langer. 124

Das Brauthemde. (Schwank.) Von Johann N. Vogl. 164

Eitle Hoffnung. Von Joh. Gabr. Seidl . . . 177

Bundesbruch. Von Joh. Gabr. Seidl. . . . 179

Schön Jela. Serbisches Volksmärchen, von Johann N. Vogl. . . . . 181

Der beinerne Tisch. (Kärntnerische Volkssage.) Von Joh. Gabr. Seidl. . . . . 219

Seite.

Die erste Eroberung von Ptolomais. Historische Erzählung von Jos. Kupelwieser. . . . 223

Die Höhle Maczocha in Mähren und ihre Sagen. 257

1. Die Stiefmutter. Von J. Böhm. . . . 267

2. Der Lindwurm in der Maczocha. Von Zeno. . 288

Gedichte auf die Maczocha.

I. Von F. Fitzinger. . . . . 290

II. Von J. v. Hammer. . . . . 292

III. Von L. A. Frankl. . . . . 296

IV. Von F. Fitzinger. . . . . 300

Das Feuer des Himmels. Nach dem Französischen des Victor Hugo, von Carlopago. . . . . 303

Steinrucker del. Leop. Beyer sc.

VICTORIA.

Von

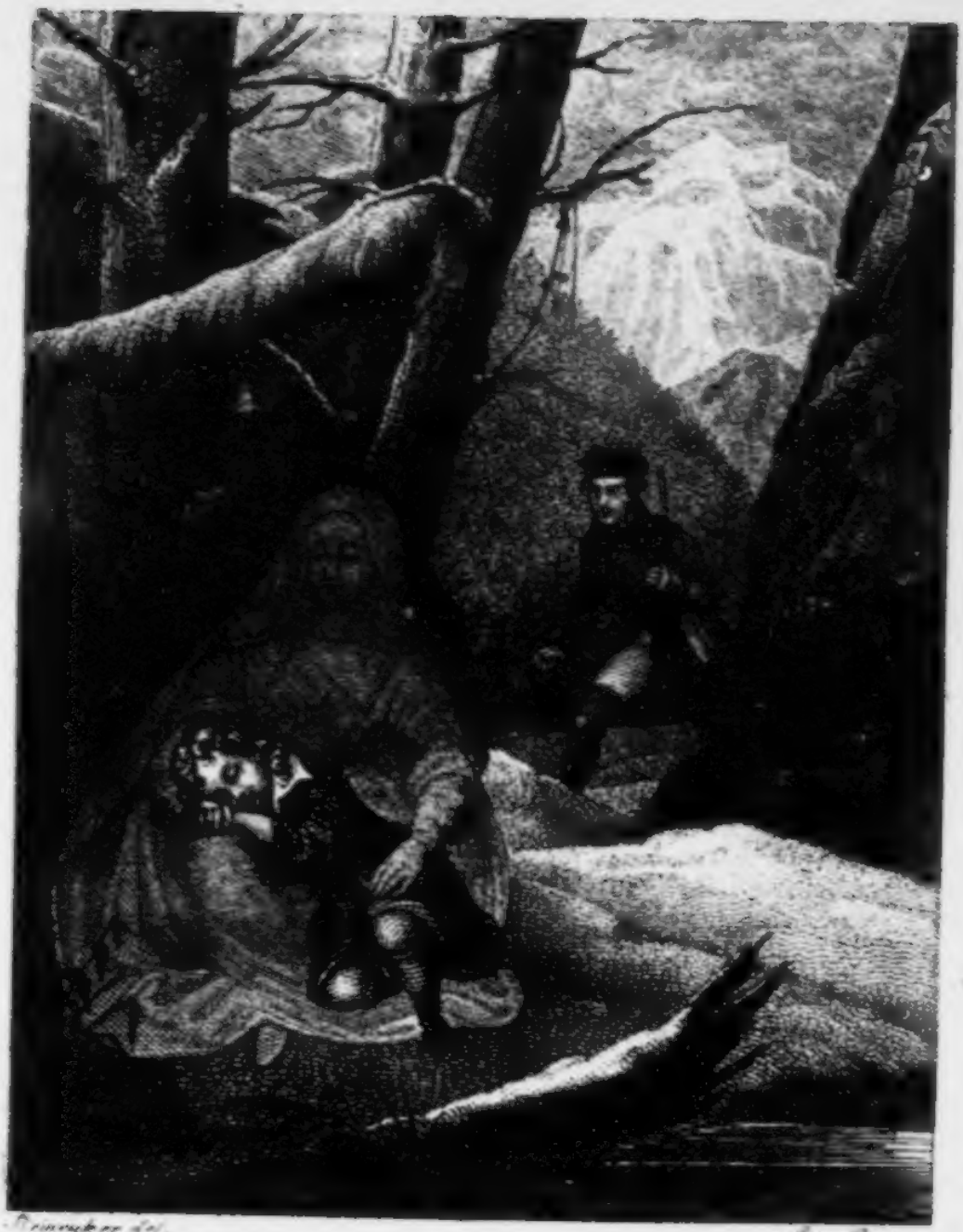
**Joh. A. Vogl.**

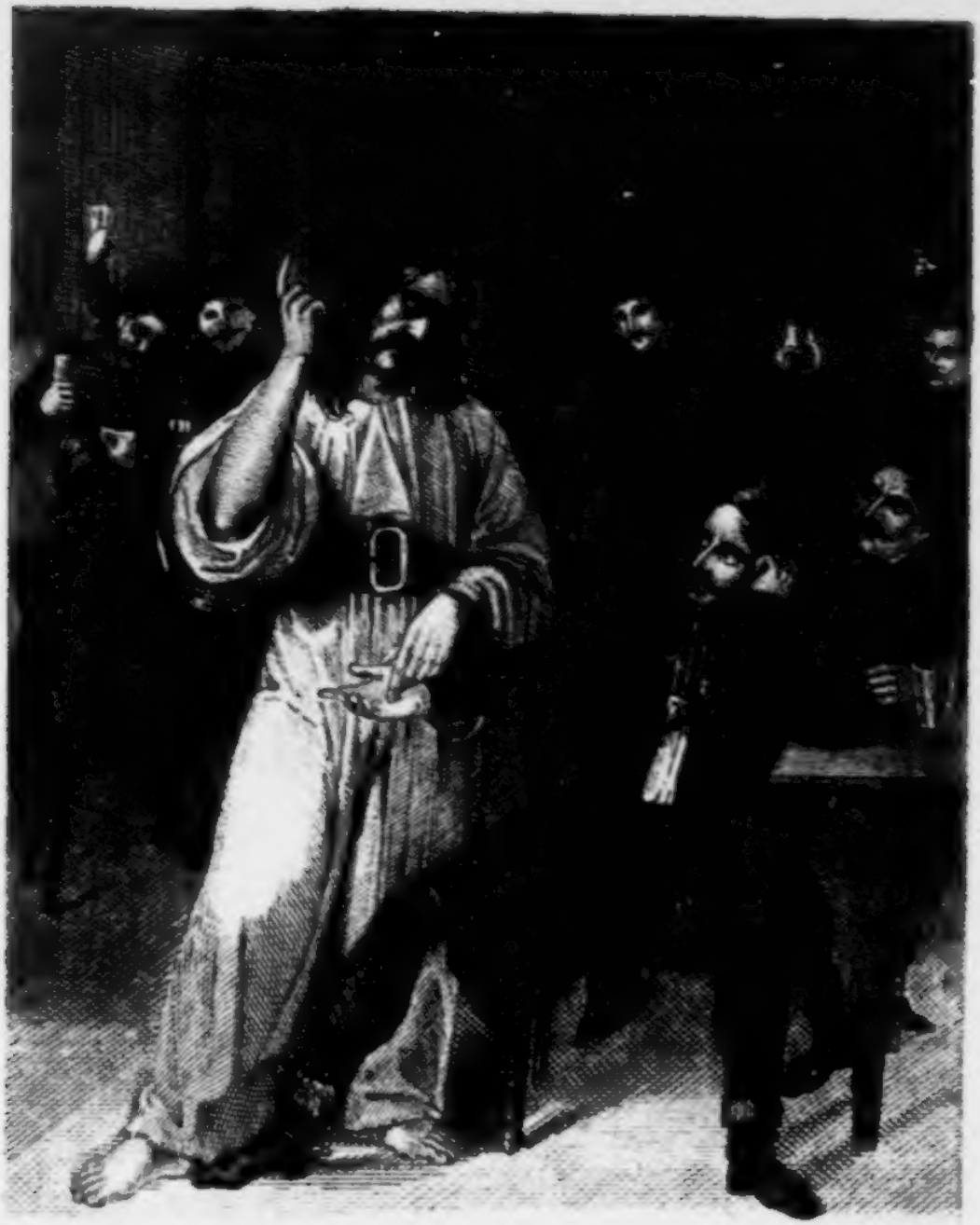
Auf Kosten der Herausgeber des Volks.

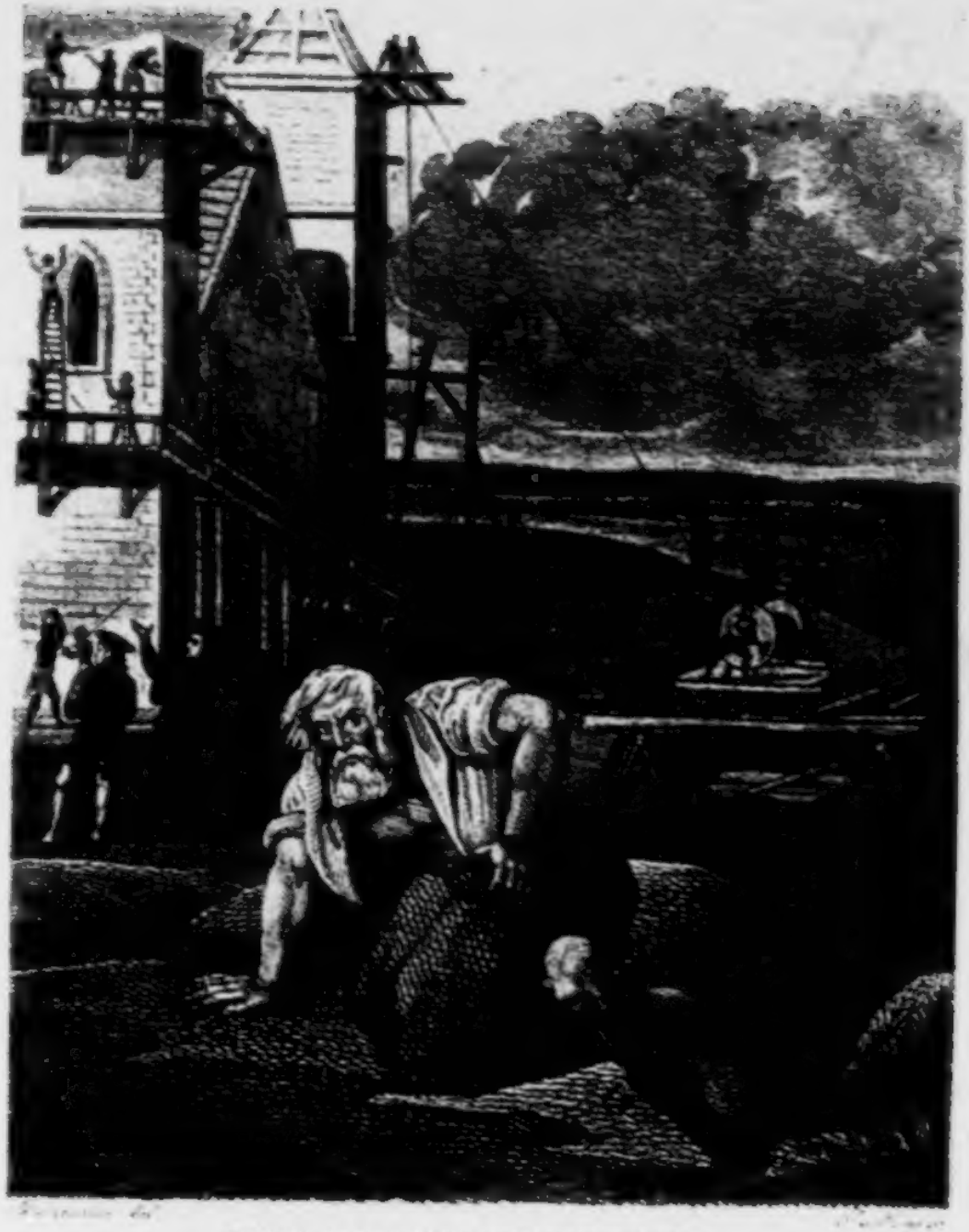
WIEN.

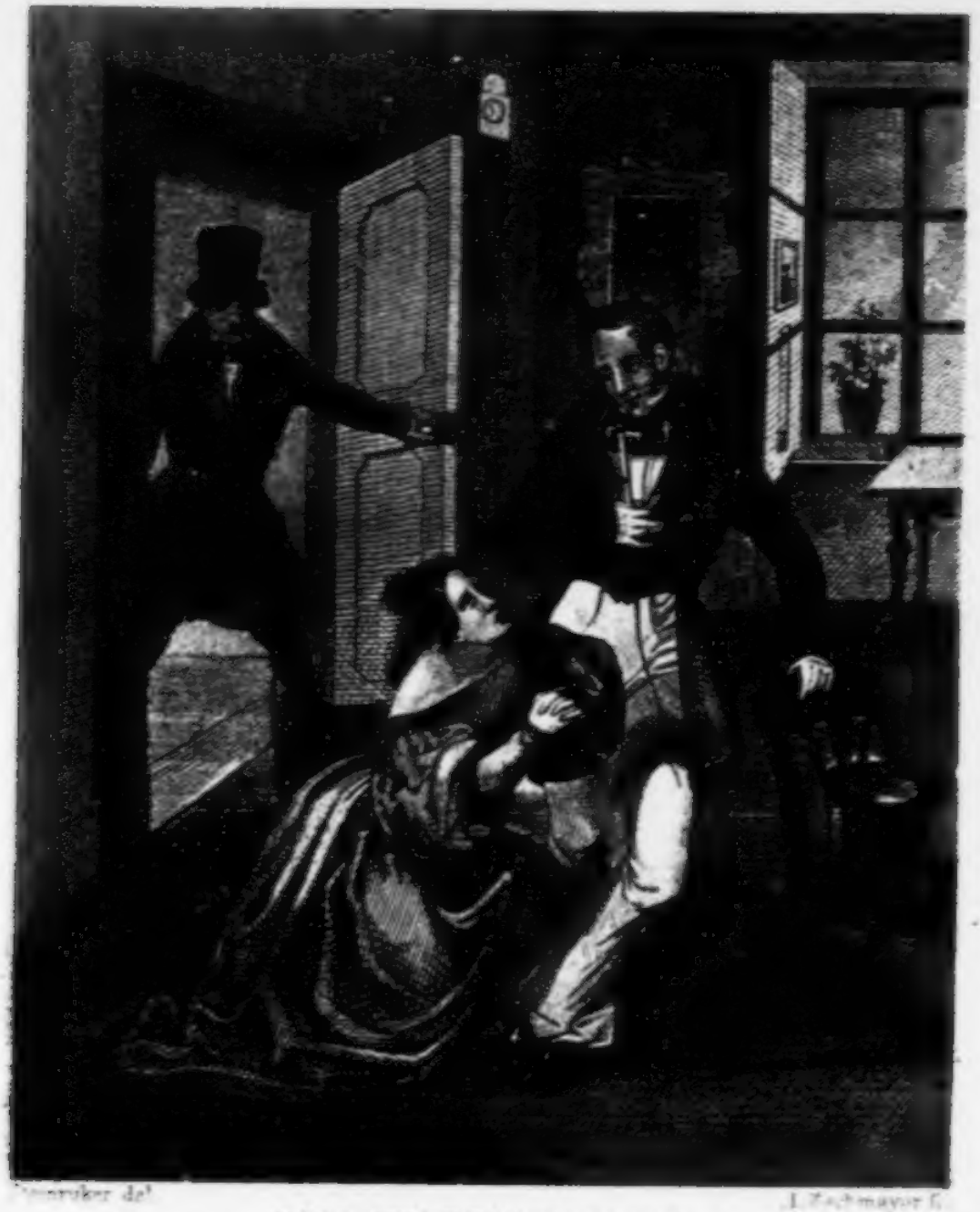
Ex
Bibliotheca
Berolinensi

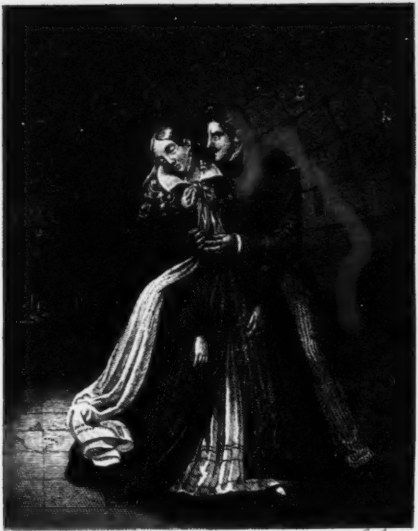
Yf 651 - 3.











DAS ALTE SCHLOSS.

# Erklärung der Kupfer.

Victorine. Titelkupfer. Zur Erzählung: Das alte Schloß. Seite 255.

Das Kind in der Wolfsſchlucht. Zur gleichbenannten Ballade, von Joh. N. Vogl. Seite 34.

Imre. Zur Novelle, von Aug. Schmidt. Seite 37.

Die Bettlerkirche. Zur Ballade, von Joh. N. Vogl. Seite 95.

Die Erſcheinung. Zur Magyariſchen Novelle, von Jäckle. Seite 142.

Das alte Schloß. Zur gleichnahmigen Novelle. Seite 255.

# Frauenlob.

## Taſchenbuch für das Jahr

## 1837.

---

**Dritter Jahrgang.**

Ich lob die Frauen früh und spat.
Ihr Lob das will ich immer mehren
Ein Mann der Frauen Huld nit hat.
Den wollt ich fürbas mit Gesang hie letzen.
Ich lob die werthen Frauen zart.
Sie künnen uns wohl alle Leids ergetzen.

Heinrich Frauenlob.

# Die ſeltſame Maske.

Novelle von

C. G. Ritter von Leitner.

Ich hatte während meines kurzen Aufenthaltes in ** den öffentlichen Ball beſucht. Der freundliche erſt neu erbaute Saal, die zahlreiche bunt gemiſchte Geſellſchaft mit ihren Masken und lieblichen Mädchengeſtalten, und vor allem eine bezaubernde Muſik hatten mich in die angenehmſte Stimmung verſetzt, als ich meinen Freund B. neben mir anſichtig wurde, eben jenen, um deſſentwillen ich einige Tage in ** zu verweilen beſchloſſen hatte. — Lieber B., rief ich ihm begeiſtert entgegen, hab' ich doch ſchon jahrelang, faſt ſeit den Univerſitätzeiten, auf keinem Balle ſolches Vergnügen gefunden! — Euere Mädchen in ** ſind wahre Silviden, und dieſe liebliche, ſchwärmeriſche Tanzmuſik! Iſt es doch ein Elend in unſeren Tagen wie mit allen Künſten, ſo auch mit der Muſik. Jeder Stümper ſchreibt Tänze, zuſammen geſtohlenen und geklebten, Trödel, der kaum die Füße anregt, und noch viel weni-

ger das Herz. Denkst du noch unserer Carnevalsfreuden zu A*, wo wir in den Armen unserer Tänzerinnen weniger über den glänzenden Ästrich als über leuchtende Wolken hinzuschweben vermeinten. Gerade so däucht es mich heute wieder nach so vielen kalten Jahren des trockenen Geschäftslebens. Und woher soll dieser Zauber kommen, als von der süßen Gewalt dieser herrlichen Compositionen, welche fast zu schön, zu rührend sind, als daß man ihre süßen Melodien durch ein rauschendes Tanzgeschleif übertäuben sollte. — „Nu, nu", sagte Freund B. lächelnd, „komme doch nur zu Athem." „Ich bitte dich" — fuhr ich in meinem Eifer fort — „wer ist doch der Compositeur?" Mein etwas langsamer Freund fing nun an auszuhohlen, daß auf dem Ankündigungszettel zwar niemand genannt sey, daß einige zwar vermuthen, der Dom-Organist, noch andere aber der königliche Hofkapellmeister dürfte der Tonsetzer seyn, andere aber meinten, es könne wohl kaum ein anderer, als — — Da ergriff mich von der anderen Seite mein Reisegefährte und alter Universitätsbruder Dr. U**, und zog mich eilig durch mehre vorüber wallende Paare schnell in die Mitte des im Saale wogenden Gewühls hinein. „Siehst du dort", sagte er kichernd, „den wunderlichen Mann mit der Larve, jenen dort im blauen Fracke, der mit verschränkten Armen dem Tanze zusieht?"

Wahrlich seltsam, stimmte ich ein, als ich den bezeichneten Mann herausgefunden hatte. Es war ein dem

Anſcheine nach junger ſehr ſchön gebauter Mann im Ballanzuge der neueſten franzöſiſchen Sitte, der überhaupt ganz unmaskirt umherging, nur daß er eine Wachslarve trug, über welche jedoch zu beiden Seiten der Stirne die eigenen Haare in vollen glänzenden Locken zierlich hereingelegt waren.

Wahrſcheinlich iſt er ein Fremder, wie wir — meinte Freund U** — denn ein Einheimiſcher dürfte wohl nicht glauben, in ſo karger Verhüllung unkenntlich zu ſeyn.

Dann hätte er ſich aber auch dieſe wenige Vermummung eben ſo, wie wir, erſparen können, fügte ich hinzu. Indeſſen hatte der Tanz geendet, ein anderer junger Mann führte eine reizende Dame von edler Geſtalt und Haltung zu dem Manne unſerer Aufmerkſamkeit, und empfahl ſich dann wieder mit einer ſehr hochachtungsvollen Verbeugung.

Die anmuthige, höchſt geſchmackvoll gekleidete Dame aber hängte ſich mit heiterer Miene und vergnüglich ſchwebendem Schritte an den Arm des Verlarvten, und Beide miſchten ſich unter die Menge der, nach der Erhitzung des Tanzes, ringsum luſtwandelnden Herrn und Damen.

Kennen Sie vielleicht — fragte ich mit geſteigerter Neugierde einen neben mir ſtehenden Bürger — jenen Mann mit der Larve, an deſſen Seite die Dame im roſenfarben. —

Ah, das iſt der Graf H***. Kennen Sie ihn denn nicht? ſagte der ſchlichte Bürgersmann.

Als wir uns darüber lächelnd an und den bekannten Unbekannten nachſahen, kehrte ſich unſer Cicerone, welcher vielleicht meinen mochte, wir hätten nur aus Muthwille gefragt, mürriſch von uns ab, und verlor ſich brummend unter die Leute.

Wir eilten, um in den Seitengemächern B. aufzuſuchen, den Saal der Länge nach durch, hörten bei dieſer Gelegenheit von mehreren Seiten den Namen Graf H*** nennen und bemerkten, wie man jener Halbmaske und ihrer holden Begleiterin mit unverwandten Blicken nachſchaute.

„Jetzt bin ich", rief uns B., welcher uns in dieſem „Augenblicke aufſtieß, freudig entgegen, ſchon im Kla„ren, wer der Compoſiteur unſerer Tanzmuſik ſey."

Ach lieber B., fiel ihm mein Gefährte in die Rede, ſagen Sie uns lieber, was iſt es doch mit dem närriſchen Graf H***, der in ſeinen Kleidern, wie er ſie vielleicht vor ein paar Stunden noch auf der Promenade trug, auf den Ball geht, nur zuvor eine Larve vornimmt, und nun wähnt, kein Menſch erkenne ihn mehr.

Das hat ſeine eigene Bewandtniß — erwiederte B. Übrigens kann ich jetzt mit Gewißheit verſichern, daß kein anderes als eben ſein muſikaliſches Talent uns heute ſo viel Vergnügen verſchafft.

Wie, ſein Talent — er wäre alſo — wie kommt es aber? — kurz ich erſchöpfte mich, bei nun verdoppeltem

Intereſſe an jenem Grafen, in einer Menge von Fragen, welche Freund B. vollkommen zu beantworten verſprach. „Vorerſt aber", ſagte er, „laſſet uns das kleine, runde Tiſchchen in jener halbdunklen Ecke einnehmen, welche eigens gemacht ſcheint, um dort allerlei beobachten zu können, ohne ſelbſt beobachtet und allerlei plaudern zu dürfen, ohne behorcht zu werden."

Wir ließen uns behaglich nieder und unſer B. rief wohlgemuth: „Ein paar Flaſchen alten Johannisberger! — Dann, fügte er uns voll Selbſtvertrauen zunickend, bei, es dürften am Ende meines Geſchichtchens wohl einige Toaſte auszubringen ſeyn."

Nachdem wir den duftenden blaßgoldnen Trank des edlen Rheinlandes erprobt hatten, ſchickten wir Fremdlinge uns zum Hören, Freund B. ſich aber zum Erzählen an.

Graf H*** diente vor einigen Jahren als Lieutenant unter den ***ſchen Truppen, und lag mit ſeinem Regimente die letzte Zeit in der Reſidenz.

Selbſt den ſchönen Wiſſenſchaften und vor allem der Tonkunſt ergeben, welche er nicht nur mechaniſch ausübte, ſondern auch durch ſeine eigenen genialen Tondichtungen von Zeit zu Zeit bereicherte, kurz ein in jeder Hinſicht äſthetiſch gebildeter Mann, fehlte er ſelten im Schauſpielhauſe, wenn der Abend irgend einen wahren Kunſtgenuß verſprach.

Da traf es ſich einmal, daß er ſich durch den erſten Act einer neuen Oper in ſeinen Erwartungen ſehr getäuſcht fühlte, und eben fortgehen wollte, als in ſeiner Nähe ein Mann von etwas ungewöhnlichem Anzuge für ſich und eine verſchleierte Dame Sperrſitze öffnen ließ, und mit einem gewiſſen Alles überlaufendem Umherſchauen, wie es Fremde gewöhnlich zu thun pflegen, Platz nahm.

Unſer Graf wollte nun nur ſo lange bleiben, bis die unbekannte Dame den, in maleriſcher Haltung um das Haupt liegenden Schleier vielleicht etwas lüften, und ihr Geſicht ſeinem prüfenden Operngucker frei geben würde.

Indeſſen bewunderte er vorläufig ihren feinen Wuchs und die weiße zartgebildete Hand, an welcher funkelnde Brillanten, wie ſchillernde Thautropfen an den Blättern einer Lilie hingen.

Darüber entgingen ihm aber keineswegs die mürriſchen, derben Züge des rothbrüchigen Geſichtes, welches ſammt dem ganzen übrigen abſtoßenden Weſen wahrſcheinlich dem Herrn Gemahle zugehörte.

Endlich begann der zweite Act. Die Verſchleierte hob das zarte Kunſtgewebe ihres Kopfputzes, mit einer anmuthvollen Bewegung der Arme, leicht über die ſchöne jugendliche Stirne zurück, und ordnete zu beiden Seiten die dunklen, ſich üppig hervordrängenden Locken.

Der edle Ernſt einer länglich runden Geſichtsform und einer feinen, etwas gebogenen Naſe wurde durch den ſchmachtenden Blick eines ſchwarzen leuchtenden Augen-

paares und die Holdſeligkeit eines kleinen lächelnden Mundes ſo bezaubernd geſänftiget, daß unſer Graf voll Bewunderung und in einer Art von Rührung ſein Auge lange nicht von der intereſſanten Erſcheinung abwenden konnte.

Der zweite Act hatte geendet, und dem Grafen ſchien die Muſik desſelben viel anſprechender und eigenthümlicher als die des erſten zu ſeyn, ſo daß er nun auch den Dritten abzuwarten Willens war, um doch mit ſeinem Urtheile über die Compoſition in's Reine zu kommen. — Übrigens aber hatte er beobachtet, daß auch aus dem ſchwarzen Strahlenauge manchmal flüchtige Blicke auf ihn fielen, und obwohl ſeine Beſcheidenheit mehr ſeine ſchöne Galla-Uniform, welche im k. Theater zu tragen befohlen war, als ſeine eigene vortheilhafte Geſtalt für den wahren Gegenſtand der Aufmerkſamkeit ſeiner Unbekannten anſah: ſo mochte doch eben dieſe Beobachtung der einzige Grund ſeyn, warum unſer Graf beim Schluße der Oper mit der Unvollkommenheit des Anfanges ganz ausgeſöhnt, und über den Vortrag einzelner Sänger ganz entzückt war.

Als er die ſchöne Fremde in den Wagen ſteigen und davon rollen geſehen hatte, eilte er, einige Tacte aus dem Finale des letzten Actes vor ſich hin trillernd, in ſein gewöhnliches Gaſthaus, und unterhielt ſich mit ſeinen Freunden heiterer als ſeit Langem. —

Nachher auf ſeinem Zimmer angelangt, warf er Hut und Degen von ſich, und ſchritt im Dunkeln, zuweilen über ſich ſelbſt lächelnd, lange auf und nieder, trat an

das Fenſter, und bemerkte kaum, wie in dem gegenüber ſtehenden Gaſthofe die Lakaien durch die erleuchteten Zimmer hin und wieder liefen, obgleich es ihm ſonſt oft Vergnügen gemacht hatte, hinter ſeinen dunklen Scheiben ſtehend, dem Treiben hinter den jenſeitigen hell erleuchteten zuzuſehen, bis ein läſtiger Bedienter oder eine neidiſche Zofe die langen weichen Vorhänge vorfallen ließ.

Den Kopf voll Fantaſien ſetzte er ſich an das Pianoforte, und nur Schade, daß uns in jener Stunde kein muſikaliſcher Schnellſchreiber die tönenden Ergießungen ſeines ſchön angeregten Gemüthes feſthielt; ſie würden nun gewiß zu ſeinen gelungenſten Tonſchöpfungen und zu den Lieblingen des muſiktreibenden oder genießenden Publikums gezählt werden.

Lange bis nach Mitternacht ſchwelgte er ſo in wachen Träumen, und es mochte ſchon nahe am erſten Hahnenrufe ſeyn, als eine angenehme Ermattung ihn mahnte, das Bett zu ſuchen.

Als er ziemlich ſpät erwachend ſich in ſeine Kleider geworfen hatte, und jetzt, um Licht in das Zimmer zu laſſen, die Sommerbalken öffnete, — welch ein ſüßes Erſchrecken! — als er im Hotel gegenüber, kaum fünf bis ſechs Klafter von ihm getrennt, ſeine Dame von Geſtern im reizendſten Morgenanzuge mit dem ſchöngeformten Arme am Fenſter lehnen ſah.

Er wußte, als ſie, durch das Geräuſch der Jalouſien aufmerkſam gemacht, auf- und zu ihm herüber ſah,

nicht, was er thun oder laſſen ſollte. Unwillkührlich neigte ſich ſein dem Zauber der Schönheit verfallenes Haupt, und er begrüßte mit dem Ausdrucke der beſcheidenſten Verehrung die holde Nachbarin.

Von dieſer Stunde an beſchäftigte die ſchöne Fremde faſt ausſchließlich ſeine Einbildungskraft und ſein lebhaftes Gefühl, ſo daß er, der ſeiner Wohnung bisher nicht ſonderlich hold zu ſeyn ſchien, jetzt manche Stunde des Tages auf ſeinem einſamen Zimmer in ſtillem Lauſchen zubrachte, und glücklich war, wenn er nur wieder einmal das theuere Traumbild ſeiner Sehnſucht verkörpert über den Äſtrich der jenſeitigen Gemächer ſchweben ſah. Wie ſehr mußte er demnach nicht verſtimmt worden ſeyn, als er ſeine ſchöne Fremde Abends im Schauſpielhauſe vergebens erwartete.

Er eilte nach Hauſe, ſtellte ſich auf die Lauer; allein die Fenſter gegenüber blieben finſter. Jetzt überfiel ihn der ſchmerzliche Gedanke, ſie ſey vielleicht wieder abgereiſet.

Er machte ſich nun tauſend Vorwürfe, daß er nicht gleich Morgens bei den Lohnbedienten des Hotels wenigſtens um ihren Namen, Stand u. dgl. geforſcht hatte. Vielleicht war ſie doch nicht die Gemalin jenes widerlichen Geſichtes mit der kupfergedeckten Naſenkuppel, vielleicht nur die Schweſter, die Mündel? vielleicht, vielleicht — — doch jeder Menſch kennt die tauſend Möglichkeiten, die ſich uns nach irgend einem Geſchehenen darſtellen, und

uns mit der leichten Abwendbarkeit eines eingetroffenen Übels oder mit der wahrscheinlichen Erreichbarkeit verfehlter Wünsche — hätten wir nur anders gehandelt — nutzlos quälen..

Endlich riß unser Graf die Zimmerthür auf, um noch diese Nacht von Allem Kenntniß und Gewißheit zu suchen, als die volltönige Glocke des königlichen Schlosses zwölf Uhr schlug, und ihn ein Blick auf das Hotel überzeugte, daß die meisten Fenster schon verfinstert seyen, und es wohl nicht die schicklichste Stunde seyn dürfte, in welcher sich ein Lieutenant um eine fremde Dame in einem Gasthofe erkundigen könne. Er machte daher die Thür unzufrieden wieder zu, und beschied sich damit, seine Ungeduld mit dem frühesten zu befriedigen.

Leider war aber die Ausbeute seiner Nachforschungen nicht sehr ergiebig. Man wußte ihm nur zu berichten, daß der Fremde ein gewisser russischer Edelmann B** off sey, welcher zwar erst vorgestern angekommen wäre, aber schon einige Lakaien geprügelt hätte. Den Namen desselben wußte aber die ganze Dienerschaft nicht zu sagen, obwohl sie sich bei den vergeblichen Bemühen, den fremdartigen Laut aufzufinden und auszusprechen, schier krank lachte, übrigens, fügte man hinzu, sey die schöne Frau aber ganz das Gegentheil ihres — Herrn Gemahls.

Dieses einzige Wort warf nun wieder ein ganzes Gebäude von erträumten und gehofften Glückseligkeiten in ihr Nichts zusammen. Doch mußte es dem Grafen dafür

zu einem kleinen Troſte gereichen, daß die ſchöne Fremde nicht ganz abgereiſt war, ſondern ſich nur auf einige Tage von der Reſidenz entfernt hatte, um die reizenden Umgebungen und die königlichen Luſtſchlöſſer in der Nähe zu beſehen.

Drei Tage voll der ſeltſamſten Empfindungen und Gedanken verſchlichen dem Ungeduldigen in unausſprechlicher Langeweile, am dritten Abende endlich erſchien die Erſehnte unvermuthet wieder im Schauſpielhauſe. Alles Blut ſchoß dem jungen Offizier zum Herzen, als das herrliche Auge, ſchwarz und doch ſtrahlenvoll wie eine heilige Sternennacht ihn anleuchtete.

Mechaniſch grüßte er, ſchier mit weniger Anſtand, als dem männlich ſchönen Cavaliere ſonſt wohl eigen war. Der ſtolze Ruſſe dankte ganz karg, mit einem gewiſſen Befremden, und mit der nachſinnenden Miene eines Vielgereiſeten, gleichſam als wollte er ſich vergegenwärtigen, von welcher Stadt oder Zeit ſich etwa ſchon dieſe Bekanntſchaft herſchriebe. Er ſprach einige Worte leiſe zu ſeiner Gemahlin, welche das ſchöne Haupt zu ſchütteln ſchien und ihm eben ſo leiſe antwortete, worauf er dann unſern Grafen wieder vom Federbuſche bis an die Sporne ſchweigend maß.

Dieſer aber hatte nur Augen für ſeine Schöne, und wer verargt es ihm, daß er nicht nur dieſen Abend, ſondern alle folgenden jeden hinter den dichten Gardinen vorüber eilenden Kerzenſchein, jeden Schatten daran ſehn-

ſüchtig verfolgte, bald an das Pianoforte eilte und bald wieder zur Flöte griff, welche ihm geeigneter ſchien, ſeine ganze Seele aus- und hinüber zu hauchen; ja daß er ſelbſt noch nach dem Verglimmen der letzten jenſeitigen Lampe am offenen Fenſter in Gedanken verloren wach blieb, vor Furcht, wenn er ſich zu Bette legte — nicht von der Angebeteten zu träumen.

So verlebte er ein Paar eben ſo glücklicher, als — wie leicht zu erklären — höchſt unglücklicher Wochen. Doch wie reich hielt er ſich für alle ſeine geheimen Schmerzen entſchädigt, wenn ihr edles, von den dunklen Haarflechten reizend umſchlungenes Haupt ihm durch eine ſanfte Verneigung ſeinen Morgengruß erwiederte, oder nachſinnend auf die Lilienhand gelehnt, ſeinen muſikaliſchen Fantaſien zu lauſchen ſchien.

Eines Vormittags — es war eben Sonntag — ſchlenderte Graf H*** in ſeine liebſten Liebesträume verſunken, durch eine der abgelegeneren Gaſſen der Stadt, als ein zierlicher, ſchön lakirter Schwinger, deſſen Farben ihm nur zu wohl bekannt waren, an ihm vorüber rollte und einige Häuſer vorwärts anhielt. Der ruſſiſche Graf und ſeine Frau ſtiegen ab und gingen in das einfache Gebäude, wo ſich die kleine geduldete Gemeinde der Katholiken zu ihrem Gottesdienſte zu verſammeln pflegt.

Der Graf beſann ſich nicht lange und folgte ihnen.

Die Dame und ihr Gemahl nahmen links vom Hochaltar in einem für Perſonen höheren Ranges eigens ſehr

prächtig eingerichteten Oratorium Platz; der Graf aber ſtand gegenüber unter der Sakriſteithür, ſo daß er nicht leicht geſehen werden konnte.

Er hatte ſehr ſelten einem katholiſchen Gottesdienſte beigewohnt, um ſo mächtiger wirkte auf ihn jetzt die tiefſinnige, alle Schauer und alle Glorie des überirdiſchen vereinigende Muſik des Amtes, welches man eben aufführte.

Sein Gemüth war im Innerſten aufgeregt und alle ſeine Gefühle erhöht. Seine zarte blaſſe Geliebte ſchien ihm wie ein Seraph vor dem Allerheiligſten zu knien. Das ſchwarze Gebetbuch war den wächſern-zarten Händen entſunken, welche ſie kindlich unſchuldig mit der bewegteſten Inbrunſt über der mächtig wogenden Bruſt faltete. Ihr großes ſchwärmeriſches Auge hing unverwandt an der zwiſchen flammenden Lichtern und Blumenkränzen wie frei auf Weihrauchwolken ſchwebenden Monſtranze, und alle ihre Züge zerſchmolzen in Sehnſucht, Demuth und Ergebung.

Jetzt ſtieg eine große, glänzende Thräne aus ihrem tiefſten Innern in das fromme, klagend empor gekehrte Auge, zitterte und ſank von den langen dunklen Wimpern in das eilig vorgenommene Tuch. — Sie weint, ſie weint! flüſterte der Graf halblaut, und kehrte ſich, die eigenen Thränen zurückdrängend, mit von Wehmuth gedrückter Bruſt abſeits.

Indeſſen ſang der Prieſter das „Ita missa est" und der Graf eilte aus der Kirche, ſie beim Einſteigen in den

Wagen noch einmal zu ſehen. Der Zufall wollte, daß ihr, während ſie an den Stufen der Kirchpforte einem Krüppel ein Almoſen in die braune Hand legte, unvermerkt das Tuch entfiel. Haſtig raffte es der Graf auf, in demſelben Augenblick unentſchloſſen, ob er es zurückgeben, oder, da es ſo koſtbare Thränen getrocknet hatte, zur ewigen Erinnerung für ſich behalten ſolle.

Doch B***off, welcher den Verluſt ſogleich bemerkt hatte, nahm es ihm ſelbſt aus den Händen und dankte mit kalter Höflichkeit, begleitet von einem ſtechenden Feuerblicke.

Der Graf eilte unangenehm berührt, wie nach dem Erwachen aus einem beglückenden Traume, ja faſt mürriſch, ſo ſeelenvergnügt er auch kurz zuvor geweſen war, in einen der vielen und vielbeſuchten Wirthsgärten, fand Wein, Tafel, Tafelmuſik und Geſellſchaft unerträglich, ſchleppte ſich nach Hauſe und verſchloß ſich auf ſeinem Zimmer. — Er war ein paar Stunden ſchweigend, manchmal ſogar mit ſich ſelbſt redend, auf und abgeſchritten, als er — was noch nie der Fall geweſen war — aus den Gemächern der Edeldame leiſe Töne einer Guitarre herüber zittern hörte. Er forſchte lange, ſein Mißmuth löste ſich in Wehmuth auf, er überließ ſich dem Wechſelſpiele unbeſtimmter Erinnerungen und noch unklarerer Ahnungen der Zukunft. Er ſah von Zeit zu Zeit das Griffbrett mit einer kleinen gelenkigen Lilienhand ſich hinter

der Mauer hervor neigen, und erkannte ſie an dem ſchönen Brillantringe für jene der holden Fremden. —

Er war ſehr weich geworden. — Ohne zu bedenken, was er thue, legte er die Flöte an, und miſchte ihre ſüßen Seufzer harmoniſch in das klagende Beben der Saiten.

Doch dieſe verſtummten ſogleich. — Auch er ſchwieg wieder, legte beſchämt die Flöte weg, und ging mit feuchten Augen und heißen Wangen einige Male unruhig auf und ab. — Jetzt neigte ſich aber das holde Angeſicht aus den faltigen Vorhängen, der Graf grüßte blöde mit niedergeſchlagenen Augen — doch eine freundliche Erwiederung ſeines Grußes gab ihm die Gewißheit, daß ſein Engel nicht zürne.

In demſelben Augenblicke ſprang der Ruſſe mit wüthender Geberde aus der Seitenthür an die Fenſterbrüſtung und ſchrie, daß der Graf jede Sylbe vernahm: „Jetzt iſt's genug der Liebelei!" — Die Erſchrockene ſchien etwas zu erwiedern. „Noch läugnen? läugnen?" — kreiſchte er wie raſend — „und die Guitarre und die Flöte, und du und jener Taugenichts — aber ich" — mit dieſen Worten riß er die Unglückliche an den zerfallenden Flechten ihrer Haare vom Fenſter, und ſchwang über den zarten Nacken die ſchwirrende Roßpeitſche.

Der Graf, plözlich ganz beſinnungslos, geiſterbleich, am ganzen Körper ſchlotternd, erſtarrte am Fenſter. Darauf, im erſten Augenblicke des wiedererlangten Denkvermögens, riß er ſeinen Degen aus der Scheide, und rann-

te wie ein Wahnſinniger in das Hotel hinüber. Zum Glücke verfehlte er im erſten Grimme die Wohnung des Edelmanns, und ſo gelang es den herbei geeilten Gäſten, unter welchen auch mehrere Offiziere und ausgezeichnete Perſonen waren, ihn für den Augenblick von jedem gewaltſamen Beginnen abzuhalten und in ſeine Wohnung zurück zu bringen. Dort warf er den Degen von ſich und ſank ganz erſchöpft in ſeinen Lehnſtuhl.

Nach einer Weile der Beſänftigung ließ man ihn wieder allein, doch jetzt erſt trat der marterndſte Gedanke grell, rieſengroß, himmelſchreiend vor ihn, der Gedanke, daß er, er allein die Schuld trage dieſer ſchimpflichen, entſetzlichen Mißhandlung des edelſten Weſens, das vor ſeiner Fantaſie in einer engelgleichen Glorie ſchwebte, einer Unglücklichen, deren Thränen er ohnehin ſchon und erſt heute hatte fließen geſehen! —

Es wurde ihm wie Eis im Gehirne. Der Tag ſchien ſich ihm zu verfinſtern, und Wand und Äſtrich um ihn zu ſchwanken. Jetzt ſtand er auf, ſchloß die Thür ab, langte ſeinen Carabiner ob dem Bette herab, ſetzte ihn auf einen Stuhl und unter das Kien — und drückte ab.

Der Schuß lärmte das ganze Haus auf, und man hieb die Thür ein; da lag der Bedaurungswürdige in einem Strome von Blut gräßlich entſtellt, unter den Zuckungen des Todes. —

Edler, unglücklicher junger Mann! rief ich jetzt, unſern erzählenden Freund unterbrechend, aus. — Füllet die

Becher, wir bringen's ihm zu! Wo sind die Gemüther, die so tief empfinden, wie du, unglückliches Opfer eines seltenen Zartgefühles! — Es geht doch nichts über den edlen Sinn eines Mannes! — Seyd ihr wohl solcher Thaten würdig, o Weiber! Weiber! Schwache, gefallsüchtige Puppen, welche eine glatte Knabenwange höher achten, als alle Vorzüge des Geistes und des Gemüthes zusammen genommen. Sachte, sachte — wendete Freund B. dem Ausbruche meiner Rede ein — Du scheinst zu vergessen, daß jener eifersuchtsvolle Edelmann auch ein Mann war. Mäßige dich daher, lehne dich geduldig wieder in dein Schmollwinkelchen, und höre meine kleine Geschichte zu Ende.

Es werden nun vier oder fünf Jahre seyn, daß sich in unserer Stadt die Sage von einem seltsamen Fremden verbreitete, welcher seit einiger Zeit in einem benachbarten Landhause in der Miethe wohne, ganz für sich lebe, und — der Himmel wisse warum? — beständig eine Larve trage.

Ich muß gestehen, daß ich die ganze Sache anfangs für eines der Tagesmärchen hielt, wie solche müssige Schwätzer von Zeit zu Zeit erfinden, um etwas Anziehendes erzählen zu können. Aber das Gericht erhielt sich fortwährend, und man fing an, eine Menge Einzelnheiten aus dem Leben und Weben dieses interessanten Sonderlings zu erzählen. Bald hatte man ihn von einem Hügel

aus in der reizenden Pappelallee seines eingefriedeten Parkes einsam und schwermüthig wandeln, bald mit einem Buche unter die Hängebirken auf den Uferwasen des blauen Weilers hingelagert, lebhaft agiren gesehen, und bald wieder bemerkt, daß ein neues Pianoforte aus der Werkstätte des besten Meisters auf seinen Landsitz geschafft worden sey. Allmählig wurde durch dieses Gerede die sonst ganz unbesuchte schöne Hügelgegend in der Nähe jenes Landhauses das Ziel der eleganten Lustparthien, und der menschenscheue Einsiedler auf diese Art so zu sagen mitten in den Kreis der schönen Welt hineingezogen.

War nun jemand so glücklich, das berüchtigte Wachsbild zwischen dem grünen Gitter einer Hecke oder der Öffnung eines auseinander gewehten Fenstervorhanges hervorschauen gesehen zu haben, so ging die wichtige Nachricht Tags darauf durch alle Zirkel und Kränzchen der Stadt.

Bei allem dem vermochte man nicht über Stand und Name des Mannes mit der Larve, wie man den Helden des allgemeinen Augenmerkes zu nennen begann, etwas Bestimmtes zu erfahren, da er einen einzigen vertrauten Bedienten bei sich hatte, welcher auf jede ausforschende Frage ausweichend oder nach Umständen wohl auch derb abweisend antwortete. Die beleidigten Klatschgesellschaften rächten sich daher an dem unbekannten Einsamen dadurch, daß sie eine Menge ungereimter mitunter auch ehrenrühriger Gerüchte in Umlauf setzten.

Bald hieß es, eine eckelhafte Krankheit habe das einnehmende Geſicht des vormaligen Wüſtlings, bald gar der Nachrichter die Wangen des nun entlaſſenen Verbrechers verdienter Maſſen gebrandmarkt. Bald machte man den ſtillen Waldbruder zu einem ſtillen Wahnſinnigen von vornehmer Abkunft, welcher hier von einem verſchwiegenen und verläßlichen Wächter in möglichſt ſchonendem Gewahrſam gehalten werde, und welchem man übrigens das mit irgend einer fixen Idee zuſammenhängende, unſchädliche Verlangen, immer verlarvt zu gehen, ungehindert zu befriedigen geſtatte. Dieſe Anſicht wurde nach und nach die herrſchende, zumal, da man beobachtet hatte, daß der merkwürdige Vermummte im Verkehre mit dem ***ſchen Geſandten ſtehe, und nicht ſelten Briefſchaften und Gelder durch denſelben erhalte.

Nach und nach ſchien der ſeltſame Fremde jedoch ſein menſchenſcheues Weſen immer mehr abzulegen, und es geſchah nicht ſelten, daß Spaziergänger in den ſchönen Umgebungen unſerer Stadt auf den einſam wandelnden Mann mit der Larve ſtießen. Hiedurch wurden denn jene liebloſen Gerüchte wieder zweifelhafter; ja man war gezwungen, die Grundloſigkeit derſelben geradezu einzugeſtehen, als derſelbe eines Tages unvermuthet in der wöchentlichen Abendgeſellſchaft des erwähnten Geſandten erſchienen war und alle Anweſenden ſich überzeugt hatten, daß hinter dieſer Maske ein vollkommen geſunder und edler Geiſt wohne.

Nichts desto weniger konnte man, insbesondere das nervenschwache Geschlecht der Damen nicht umhin, den gesellschaftlichen Verkehr mit dieser wohlgestalteten und sich frei bewegenden Wachspuppe, welche, wenn sie ruhig saß, aus irgend einem Wachsfigurenkabinette herbei geschafft zu seyn schien, etwas unheimlich, ja fast grauenhaft zu finden, und selbst die sparsamen aber geistreichen Worte, welche von Zeit zu Zeit über die schön geformten aber regungslosen Lippen glitten, konnten dieses bängliche Gefühl nicht beseitigen, da der zischende Ton der Stimme schier an den spröden klanglosen Laut eines menschen-nachäffenden Automats erinnerte.

Diese romantischen Schauer der schönen Welt wurden jedoch bald durch das schönere Gefühl einer allgemeinen Theilnahme verdrängt, als es verlautete, der Verlarvte sey ein pensionirter Offizier aus ***schen Diensten, welcher bei einem der letzten Treffen durch einen feindlichen Säbelhieb im Gesichte gräßlich verstümmelt und dadurch genöthigt worden sey, sein eigenes Zerrbild der Welt zu verhüllen.

Deß ohngeachtet war die Neugierde derjenigen, welche das besprochene Wachsgesicht noch nicht gesehen hatten, nicht um das Mindeste gewichen, und es war daher ein einträglicher Gedanke unsers Unterstützungs-Vereines, den Grafen H*** — das er es war, wirst du schon geahnt haben — zu ersuchen, das nächste Conzert, wel-

ches die philharmonische Gesellschaft zum Besten des Stadtarmenfondes zu veranstalten willens war, mit seinen bereits bekannt gewordenen Kunstleistungen auf dem Pianoforte zu verherrlichen. Ungeachtet eines langen Widerstrebens vermochte der Graf doch nicht, die ihm angesonnene Mitwirkung abzulehnen, besonders da er sich mehrere Male bei den häuslichen Unterhaltungen des Gesandten produzirt hatte, und der philharmonische Verein größtentheils aus Mitgliedern der vornehmen Stände mitunter sogar des hohen Adels bestand, indem der regierende Fürst selbst ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik war. Es wurden nun Proben gehalten, und die Gesellschaft der Musikfreunde hoffte glänzenden Erfolg, vorzüglich da sich außer dem Grafen auch eine seit kurzem anwesende Dame, die Gräfin T***ska und zwar im Gesange produciren sollte.

Noch war sie bei den Proben nicht erschienen, aber der Wiederhall ihrer bezaubernden Stimme hatte sich bereits aus einigen Privatkränzchen über die ganze Stadt verbreitet. Graf H*** sollte sie auf dem Pianoforte begleiten, da die Gesangstücke, welche sie zum Vortrage gewählt hatte, auch in dieser Hinsicht einen Meister erforderten.

Es war bereits die ganze Gesellschaft versammelt, als die Erwartete erschien, und durch einen ungewöhnlichen Liebreiz und eine höchst anmuthige Benehmungs-

weiſe ſchon in den erſten Augenblicken die Herzen aller anweſenden Männer beſiegte, obwohl ſie früher gemeint hatten, ſie würden erſt durch den Zauber ihres Geſanges bezwungen werden.

Man wollte nun die Probe beginnen, allein eine höchſt nothwendige Perſon, der muſikaliſche Begleiter, welcher eben erſt im Saale geſehen worden, war während der Begrüßung der Angekommenen verſchwunden. — Endlich traf man ihn in einem Nebenzimmer heftig auf und ab ſchreitend. „Lieber Graf, wo bleiben Sie? Unſere liebenswürdige Sängerin iſt bereits eingetreten," rief ihm einer der herbei Eilenden zu. Ich habe ſie geſehen — erwiderte der Verlarvte mit ganz hölzern tönender Stimme, und folgte mit haſtigen Schritten in den Saal.

Er begrüßte die harrende Dame mit einer tiefen Verbeugung und ziſchelte dann mühſam einige heiſere Worte der Entſchuldigung, welche dieſe mit gefälliger Freundlichkeit aufnahm, wiewohl man nicht verkennen konnte, daß ſie von der ungewöhnlichen Erſcheinung ſo ſehr betroffen war, daß ſie ihren Blick auf dem ſtarren Wachsgeſichte mit einer gewiſſen Scheu und vielleicht länger ruhen ließ, als es ſeine Sitte in ſolchen Fällen erlaubt.

Der Graf präludirte nun, und die holdſeligen zarten Lippen der ſchönen Gräfin öffneten ſich, um die ganze Geſellſchaft in freudiges Erſtaunen und in eine wunderbare Zauberwelt voll Luſt und Wehmuth zu verſetzen.

Selbſt ausgezeichnete Muſikkenner, deren es mehrere am hieſigen kunſtſinnigen Hofe gibt, waren ſo ſehr überraſcht, daß ſie faſt überhörten, wie Graf H*** heute ganz unbegreiflicher Weiſe ein über das andere Mal falſche Griffe that oder im Zeitmaße irrte, ſo daß die anmuthreiche Sängerin ihm mehrmals mit der zarten weißen Hand auf das Notenblatt weiſen, und mit dem kleinen niedlichen Fuße heftiger den Takt treten mußte. An dem ſtarren Wachsgeſichte war die hieraus entſtehende Verlegenheit des Grafen freilich nicht zu erkennen, aber ſeine Finger zitterten auf den mitbebenden Taſten, und ſein ganzes Weſen verrieth die größte Unruhe. So geſchah es, daß ſein Spiel nur noch verworrener wurde, bis die Verwirrung ſo hoch ſtieg, daß die ſchöne Dame etwas empfindlich abbrach und mit einem bittern Lächeln beifügte: Wollen wir nicht lieber von Neuem beginnen, wir ſind in eine kleine Disharmonie gerathen. — Der Graf fuhr nun vom Seſſel empor und ſtotterte mit einer Verbeugung: „Entſchuldigen Sie — ich fühle mich unwohl, dieſer Herr wird Sie an meiner Statt begleiten.“ Hiermit ſtellte er ihr einen nahe ſtehenden andern Kunſtverſtändigen aus der Geſellſchaft vor, und ſuchte mit ſchwankenden Schritten die Thür.

Nachdem man ſich über die Unpäßlichkeit des Grafen durch die Äußerungen einiger ihm nachgeeilter Bekannten beruhigt hatte, wurde die Probe fortgeſetzt; allein ein böſer muſikaliſcher Dämon ſpielte nun dieſelbe Kabale der

holden Sängerin selbst, und sie war offenbar durch einen gewaltsamen Vorgang in ihrem Innern genöthigt, den Gesang mit einem leichten Scherze beendigend, sich und die Gesellschaft aus der Verlegenheit zu reißen.

Von diesem Vorfalle an war unser Larvenmann wieder gänzlich aus allen Gesellschaften verschwunden, und lebte einsamer und zurückgezogener als je auf seinem Landsitze, indem er die ihm nothwendige, nur bei seinem Pianoforte suchte, dessen rührende Stimme des Mitgefühles man melancholisch klagend in das nahe Wäldchen hinüber zittern hörte. So brachte der Unglückliche mehrere Wochen zu, ohne daß selbst sein getreuer Diener die Ursache dieses betrübenden Rückfalles von Melancholie zu errathen vermochte, da er an seinem Herrn bald einen tiefen, manchmal in Ingrimm ausartenden Schmerz, bald wieder eine ungemeine Weichheit des Gemüthes wahrnahm.

Er trat daher mit einiger Besorgniß in das Zimmer seines Herrn, als er einen Brief, welchen ein Lakai aus der Stadt gebracht hatte, zu überreichen kam, indem er über den Eindruck, welchen dieses Schreiben etwa machen dürfte, in nicht geringer Besorgniß schwebte.

Von wem? fragte der Graf. „Der Lakai nannte eine gewisse Gräfin T***ska,' erwiederte der ehrliche Alte. — Verlasse mich, sagte der Graf, indem er den Brief hastig ergriff und im selben Augenblicke aufriß.

Hochgeborner Graf.

Sie besuchen seit geraumer Zeit die Zirkel dieser Stadt

nicht mehr, und ich habe leider Urſache zu befürchten, daß ich dazu beitrug, Sie der Geſellſchaft, welche Sie wie ich vernahm, ohnehin lange vermieden haben, von neuem zu entziehen. Sollten Sie ſich wirklich durch mein unbeſonnenes Benehmen bei unſerem erſten und letzten Beiſammenſeyn gekränkt fühlen, ſo vergeben Sie dieſes einer gewiß argloſen Fremden, welcher die Beſorgniß, einen edlen Mann leichtſinnig gekränkt zu haben, alle ſchönen Erinnerungen trüben würde, welche ſie aus dieſer freundlichen Stadt in ihre ferne Heimath mitzunehmen wünſchte.

Karoline Gräfin von T***ska.

Der Graf drückte die niedliche Handſchrift erſchüttert an die kalten, todten Wachslippen, und als er ſich mit einem tiefen Seufzer beſonnen hatte, an das warme, lebendige, hochklopfende Herz. Dabei ſtürzten ihm die Thränen aus dem edlen Auge und rollten hinter den ſtarren Larvenwangen, deren Züge bei dem gewaltigen Aufruhr ſeines Innern in ſchauerlicher Ruhe blieben, ungeſehen über die zuckenden Muskeln ſeines verſtümmelten Angeſichtes. — Doch theurer Freund! muß nicht jeder von uns, während manchmal ſein, von Schmerz zerriſſener, innerer Menſch tief in Thränen getaucht ſteht, an der Larve der äußern Ruhe, Gleichgültigkeit, ja wohl gar eine peinliche Luſtigkeit zur Schau tragen? —

T***ska, Grafin T***ska! wiederholte nun der Graf zehnmal und ſchüttelte voll Zweifel und Verwunderung den Kopf; denn im tiefſten Heiligthume ſeiner Er-

innerung ſtand ein theures Bildniß aufgerichtet, welchem die edlen Züge dieſer, einen für ihn ganz fremden Namen tragenden Frau ſo wunderbar glichen, daß ihr erſter Anblick ihn aller Faſſung beraubte, welche er in ſeiner bereits mehrere Wochen dauernden Zurückgezogenheit noch immer nicht wieder zu erlangen vermocht hatte.

Sollte er nun ſelbſt hingehen, und die Löſung ſeines Räthſels verſuchen, oder ſollte er bleiben, und todten Schriftzügen es überlaſſen, der ſchönen Fremden für ihre zarte Beſorgniß zu danken? — „Nein! nein!“ rief er, dieſen Gedanken verwerfend, und befahl ſogleich anzuſpannen. — „Und iſt ſie es auch, ſagte er zu ſich ſelbſt, während er vor dem Spiegel die vollen Locken über die Larve hereinlegte — „ſo ſteht es auch dann noch bei mir, mein Geheimniß wie mich ſelbſt ewig verlarvt zu halten.“

Tauſend Gedanken im Kopfe und tauſend ſtürmende Gefühle in der klopfenden Bruſt fuhr er nun nach der Stadt, und hielt in kurzer Zeit vor dem Gaſthofe der ſchönen Gräfin T***ska.

Als er in das Vorzimmer getreten war, fand er die Domeſtiken mit dem Vernageln von Reiſekiſten und dem Zuſammenſchnüren großer Lederſäcke beſchäftiget. Einer aus ihnen trat ihm jedoch eilig entgegen und fragte nach ſeinem Befehle. Der Graf, welcher in dieſem Augenblicke die Livree desſelben für die nämliche erkannte, welche die Dienerſchaft der ruſſiſchen Edeldame in B*** getragen hatte, wurde durch dieſe Bemerkung ſo ſehr verwirrt,

daß er kaum seinen Namen nennen konnte, und gewiß nicht beobachtete, wie die sämmtlichen Bedienten mit dem Ausdrucke von Verwunderung nach seinem wächsernen Visier gafften und einander lächelnd zuwinkten.

Er hatte sich noch nicht gesammelt, als der Livreebediente schon wieder aus dem Zimmer seiner Herrschaft zurück kam, und indem er die Fliegelthür offen stehen ließ, den Grafen einzutreten bath.

Gräfin T***ska stand bei seinem Anblicke rasch vom Sopha auf und empfing ihn, wiewohl selbst durch seine Erscheinung in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, mit vieler Gewandtheit, indem sie zugleich die Unordnung in ihren Gemächern durch ihre nahe Abreise entschuldigte.

Sie verzeihen gnädige Gräfin, erwiderte der Graf H***, daß ich mich unterfange, Sie noch in diesen letzten Stunden Ihrer Anwesenheit zu belästigen. Ich konnte jedoch nicht anders, ich mußte Ihnen persönlich die Versicherung bringen, daß keineswegs auch nur die leiseste Kränkung, deren sich Ihr edles Gemüth gegen mich schuldig halten zu müssen glaubte, zu meinem abermaligen Verschwinden aus den Zirkeln dieser Stadt die Veranlassung gab.

Sie beruhigen mich durch diese Erklärung, erwiederte die Gräfin durch eine in ihrem Innern immer klarer hervortretende Ahnung in die höchste Spannung versetzt — und ich hoffe nun, wenn auch nicht ohne eine tiefe Wehmuth, doch ohne das allzu schmerzliche Rachgefühl über die unbesonnene Beleidigung eines allgemein geachteten Man-

nes, dieſe mir durch manche faſt traumartige Erneuerung alter Jugenderinnerungen theuer gewordenen Mauern wieder zu verlaſſen.

Sie reiſen alſo wirklich? fragte der Graf, das ſtockende Geſpräch wieder in Gang zu bringen.

Auf meine Güter in Rußland, antwortete die Gräfin, um mehrere Angelegenheiten zu ordnen, und dann wieder in das theuere Deutſchland zurückzukehren.

So haben Sie denn unſer Land lieb gewonnen, haben vielleicht ſchon lange unter Deutſchen gelebt? —

Jetzt einige Wochen hier, und — fügte ſie mit leiſer zitternder Stimme dazu — vor fünf Jahren faſt eben ſo lange in B***. —

Vor fünf Jahren in B***? — wiederhohlte der Graf in banger Haſt und ſetzte, weil er die Beſtätigung ſeiner geheimen Vermuthung faſt eben ſo, wie deren Widerlegung fürchtete, etwas zaudernd und mit einem ſcheuen Blicke nach der Gräfin hinzu: Ich lernte dort beiläufig um dieſelbe Zeit einen ruſſiſchen Edelmann B** off kennen.

Der iſt ſeit zwei Jahren todt — ſagte die Gräfin mit einem ſchwermüthigen Athemzuge, indem ſie zu Boden blickte — ſeine Leibeigenen haben ihm auf der Jagd aufgelauert und ihn erſchlagen.

Gott verzeihe ihm! rief der Mann mit der Larve, überraſcht und erſchüttert, breitete die rechte Hand auf das Herz, während das ſtarre Wachsgeſicht ſich zum Himmel empor kehrte.

Sie wurden nicht in der Schlacht so verstümmelt, rief jetzt die Dame, indem sie heftig des Grafen Hand ergriff, und ein Strom von Thränen ihr aus dem dunklen schwermuthvollen Auge stürzte.

Nein, antwortete der Graf mit bebendem Tone — Leben Sie wohl! und dabei drückte er die schmale zarte Lilienhand, welche ihn fest zu halten suchte, ungestüm an die klopfende Brust, und ließ sie dann, wie auf immer los.

Nicht doch, wendete die schöne Erblaßte mit fast flehendem Tone ein. Sie sollen mir nicht so schnell wieder entfliehen, edler Mann, dessen Schicksal ich Unglückselige so grauenvoll verwirrte, aber auch bitter beweinte. — Ich habe seit der Ermordung meines Gemahls wieder meinen polnischen Familiennamen angenommen, aber ich bin jene unglückliche B** off. —

Beruhigen Sie sich, besänftigte die Erschütterte der Graf, welche Schuld können Sie sich beimessen von jenem verhängnißvollen Ereignisse?

Ich habe Sie bis zu dieser Frist als todt betrauert, fuhr sie fort, denn zwei Stunden nach jenem schrecklichen Ereignisse reiste mein Gemahl mit mir von B** ab und wieder nach Rußland zurück. Er bewachte mich seither so strenge, daß ich nicht einmal Ihren Namen erforschen konnte. Erst hier, bei dem seltsamen Anblicke Ihrer Maske und nach den allmälig über Sie eingezogenen Kundschaften erwachte eine dunkle aber immer dringender mahnende Ahnung in meiner Seele, welche mich heute so be-

ängſtigte, bis ich die Feder ergriff, um noch vor meiner Abreiſe an Sie zu ſchreiben. Wollen Sie mich wirklich noch Einmal mit mir ſelbſt ausſöhnen, ſo entfliehen Sie Ihrer gramvollen Einſamkeit, genießen Sie die Freuden dieſes Lebens, deren Sie ſo würdig ſind, ſuchen Sie Zerſtreuung, Geſellſchaft, Freundſchaft, häusliches Glück. —

Häusliches Glück? fiel der Graf ihr in die Rede, lachte mit widrigem Kichern in ſich hinein, und wiederholte, indem er die Larve abriß, im wildeſten Schmerze: Häusliches Glück? —

Die entſetzte Dame ſank mit einem Schrei zuſammen. —

Doch lieber Freund, laſſe deiner ohnehin düſtern Fantaſie nicht Zeit, ſich dieſe Grauenſcene weiter auszumahlen, ſpähe lieber da in das kleine Seitenzimmer hinein.

Welches glückliche Pärchen hat ſich dorthin aus dem Getümmel des Tanzes zurückgezogen, ſitzet Hand in Hand und Aug' in Auge in jener einſamen Mauerblende und ruhet aus? Wer iſt die reizende Dame, deren zarte Alabaſterhand jetzt halb ſpielend halb ordnend in den dunklen Stirnenlocken des eleganten jungen Mannes wühlet, der mit dem blitzenden Fächer ſich und ſeiner Dame ſchäckernd Kühlung zufächelt? Sieh! jetzt läßt ſie ihre blüthenweiße Schmeichelhand auf ſeiner Achſel hangen, und ſchmiegt das edel geformte Haupt darauf hin, während ſie zärtlich flüſternd an dem einfachen Goldringe dreht, der an der Rechten des Mannes glänzt.

Wetter! das iſt niemand anderer, rief ich jetzt, nach-

dem ich meine Brille zu Hülfe genommen hatte, als unſer Mann mit der Larve."

Und ſeine Frau, mit deren Liebesabentheuer ich dich ſo eben unterhalten habe. — Fügte mein Freund hinzu, indem er zugleich die Gläſer voll füllte.

Es leben die Frauen! Hoch! Hoch! die Frauen! „rief ich nun begeiſtert und wollte mit dem perlenden Glaſe zum Munde."

Halt! — ſchrie aber Freund B. dazwiſchen, und fiel mir in den erhobenen Arm. — Einen Toaſt bringſt du den Weibern, — dieſen ſchwachen gefallſüchtigen Puppen, welche eine glatte Knabenwange höher achten, als alle Vorzüge des Geiſtes und Gemüthes zuſammen? —

Daß du Einem doch jedes Wort auffängſt! ſchalt ich etwas verblüfft, und leerte mein Glas bis auf den Grund.

# Das Kind in der Wolfsschlucht.

Ballade.

Von Johann N. Vogl.

Zur Wolfsschlucht eilt von Angst erfaßt
Der Jäger hin in wilder Hast,
Sein Kind verlor sich aus dem Haus,
Zur wilden Wolfsschlucht lief's hinaus.

„Weh', weh', mein armes, armes Kind!"
Der Jäger heult's in Nacht und Wind,
„Die Mutter erst und jetzt auch dich! —
Wer rettet vor Verzweiflung mich?!"

Und suchend irrt er durch die Nacht,
Der Sturmwind braust die Föhre kracht,
Wild flockt der Schnee ihm um's Gesicht,
Doch ach, sein Kind — er findet's nicht.

„So mußteſt du, o herbe Pein,
Ein Opfer jener Wüth'gen ſeyn,
Und warſt ſo lieblich, warſt ſo zart,
Und nun zerfleiſcht ſo grauſer Art!"

„Ach fänd' ich, wenn auch todt und wund,
Nur deine Leiche noch im Schlund,
Daß zu der Mutter in das Grab
Ich legen könnt' ihr Kind hinab."

Und wieder in der Klüfte Grau'n
Steigt er das Schrecklichſte zu ſchau'n,
Hu, wie nur ſpringet da voll Scheu
Das Wolfsgezücht an ihm vorbei.

„Hilf Gott! dort liegt das Knäblein ja!
Weh mir! was ich gedacht geſchah!! —
Doch wie? es regt ſich, rafft ſich auf?!" —
Zum Freuderſtarrten kommt's im Lauf.

„Mein Kind! — mein Kind! — und unverſehrt?
Wer iſt's, der dieſes mir erklärt?! —
Wer hat beſchirmt dich vor der Wuth
Der grimmen wilden Wolfesbrut?"

„Wie Vater" — d'rauf das Knäblein ſpricht:
Erblickteſt du die Mutter nicht?
Juſt ſchwand ſie — ach wie ſanft und gut
Hatt' ich in ihrem Schooß geruht."

# Imre.

## Novelle

## von August Schmidt.

### 1.

### Aus dem Tagebuche eines Freundes.

Es war im Spätherbſte des Jahres 18... — der Nord pfiff durch die halbentlaubten Zweige der Bäume, und im geſpenſtiſchen Wirbeltanze drehten ſich die falben Blätter um die kahlen Stämme, — als ich auf meiner Reiſe nach Croatien, in den wärmenden Mantel eingehüllt, den Farkaſer Wald durchfuhr. Nimmer wollte die düſtere Gegend ſich gefälliger darſtellen. Abwechslungslos durch Hohlwege und über kleine Hügel zog ſich der Weg, und es begleiteten mich an beiden Seiten endloſe Reihen dunkler Baumſtämme, welche wie rieſige Phantome im Zwielichte mich den Weg zum Orkus zu geleiten ſchienen, gleichſam als wäre aus ihren Armen kein Entkommen möglich.

Stark brach der Abend ſchon herein und immer noch wollte ſich der Wald nicht lichten. Eben ſpornte ich meinen Kutſcher an, die Pferde mehr anzutreiben, damit

wir doch vor der völligen Nacht einen Ort erreichten, als ſich in der Nähe im Gebüſche ein gellender Pfiff hören ließ, welcher nach einer Weile durch einen, nach der Schwäche des Tones zu urtheilen, ſehr weit entfernten beantwortet wurde. Jeſus Maria! wir ſind verloren! ſchrie mein Kutſcher, und in der Angſt ſeines Herzens wollte er die Zügel der Pferde anziehen und muthlos hier das Schrecklichſte erwarten. Noch zeigte ſich Niemand; da war mein Entſchluß ſchnell gefaßt, ich warf meinen Mantel von mir, entriß die Zügel den bebenden Händen des Burſchen, hieb auf die Pferde ein, und ſo ging es im geſtreckten Galopp fort auf der Straße, welche thalab einem Hohlwege zu hinführte. Schon glaubte ich einen zu großen Vorſprung gewonnen zu haben, als daß die Wegelagerer mich zu erreichen im Stande geweſen wären; denn, daß dieſer Pfiff von ſolchen herrührte, konnte ich mir, belehrt durch viele und oft gehörte Erzählungen von dieſem berüchtigten Walde, und durch die Furcht, welche derſelbe meinem Kutſcher, einem Eingebornen dieſer Gegend, eingejagt hatte, genugſam erklären, als ich zu meinem Schrecken vier bis fünf ſolche Kerls mir entgegen kommen ſah. An ein Entrinnen war jetzt nicht zu denken. Sie hatten die Straße in einer Kettenreihe durchzogen und dieſelbe mit meinen bereits ermatteten Pferden zu durchbrechen, wäre eine Unmöglichkeit geweſen. Ich war in der momentanen Unthätigkeit, in welcher wir uns immer befinden, wenn plötzlich unangenehme Zufälle, uns entgegegen treten, als

zwei dieſer Buſchklepper den Pferden in die Zügel fielen, ein Anderer, dem Anſehen nach der Erſte unter ihnen, mit ſtarker Stimme in ungariſcher Sprache mir ſtille zu halten befahl, und ſich dann im feſten Schritte, jedoch ohne die Piſtolen, welche in ſeinem Gürtel ſteckten, oder das Gewehr, welches um ſeine Schultern hing, zur Hand zu nehmen, langſam, als wäre er an einer Barriere zur Unterſuchung beordert, dem Wagenſchlage näherte. Ich muß geſtehen, dieſes feſte, furchtloſe Benehmen eines Räubers befremdete mich dergeſtalt, daß ich die Hand, welche bereits meine Sackpiſtole ergriffen, unentſchloſſen auf derſelben ruhen ließ, und ſein Näherkommen ſchweigend erwartete. Kaum faßte er mich in's Auge, als auch ſein Blick gleichſam betroffen an meiner Geſtalt heruntergleitete, jedoch ſogleich wieder meinen forſchenden Blicken begegnete. Er ſchien über mich in ein tiefes Nachdenken verſunken. Ich hatte genug Muße, meine Gegenbetrachtungen anzuſtellen. Ein beinahe noch jugendliches Antlitz von ſchwarzen Locken wild beſchattet (gegen die Gewohnheit dieſer Leute, welche die Haare in langen Flechten geſchlungen tragen) und von der Sonne braun gebrannt, zeigte Spuren von tiefem Harme, und obgleich der ſchwarze Bart auf der Oberlippe, an beiden Enden in Ringen gedreht, dem Geſichte einen martialen Anſtrich gab, ſo ſchlang ſich doch um den Mundwinkel ein ſanfter Zug, welcher zeigte, daß dem Inneren dieſes furchtbaren Äußeren die ſanften Gefühle eines guten Herzens nicht fremd ſeyn können.

„Ihr kommt aus Österreich?" — fragte er mich endlich ernst und ruhig in deutscher Sprache. Jetzt war es an mir in Verlegenheit zu gerathen. Diese Stimme war mir so bekannt, sie klang mir wie ein sanftes Lied aus meiner Jugendzeit herüber, sie ergriff mich plötzlich so in dem Innersten meiner Seele, sie erfüllte mich so mit einem Gemisch von Wehmuth und Bangen, daß ich nicht ein Wort zur Bejahung seiner Frage hervorbringen konnte, sondern stillschweigend mit dem Kopfe nickte.

„Ihr habt wohl in früheren Jahren in St..... gelebt?" — fragte er weiter, mich scharf fixirend. — O ja, rief ich, ich studirte dort, und werde diese Periode meines Lebens wohl nimmer vergessen.

Da glänzte in seinen Augen eine Thräne, seine Hand zitterte, als er sie mir reichen wollte, und mit wehmüthiger Stimme fragte er mich: „Hat die Zeit und der Kummer meine Züge so entstellt, daß du aus ihnen nimmer deinen Bruder Imre herausfinden kannst?" — Du? — Imre? — rief ich aus, und es begann plötzlich Licht zu werden in meinem Inneren, das von einem Chaos von Gefühlen bestürmt wurde. Nicht Herr dieser Gefühle stürzte ich mich in seine Arme: es war eine Minute, wo Seele mit Seele sich einte. Weinend riß ich mich von seiner Brust, naß von den Thränen des Räubers. Ich wollte sprechen, allein Thränen erstickten meine Stimme, und neuerdings lag ich schluchzend in seinen Armen.

Da ermannte er ſich, und als wolle er gleichſam dieſes wehmüthige Gefühl, welches ihn ſo mit Allgewalt ergriffen, in ſeine Bruſt verſchließen, trocknete er die Thränen, welche perlend an ſeinem krauſen Barte hingen, drückte mir die Hand und ſagte leiſer: „Hier iſt nicht der Ort, dich von meinen Schickſalen zu unterrichten, du biſt für heute mein Gaſt. Ich werde dir ein bequemes Nachtquartier verſchaffen, folge ohne Argwohn dem Führer, welchen ich dir zurücklaſſen werde."

Er wendete ſich zu dem ihm zunächſt Stehenden, welchem er einige Worte ins Ohr flüſterte, und ſich ſodann ſammt den übrigen, mit welchen er gleichfalls früher einiges in der Stille geſprochen hatte, entfernte, und bald im Waldesdunkel verſchwand.

Noch ſaß ich ſprachlos, unvermögend das Geſehene und Gehörte gehörig zu begreifen. Wie ein ſchwerer Traum lag mit ſeinen bleiernen Fittigen das Geſchehene auf meinem Haupte. Der Jugend Träume, ſie ſchwebten an mir vorüber, aber nicht in jenem magiſchen Silberlichte, welches die ſüßen Träume unſerer Jugend umglänzet, ſondern düſter und wehmüthig, wie Klagegeſtalten und ſchwarze Vorboten einer unglückſeligen Zukunft, gingen ſie im langen Trauerzuge an mir vorüber. Immer düſterer waren die Gebilde, immer grauenvoller war der Zug.

„Du biſt am Ziele!" rief mir eine Stimme entgegen. Der Wagen hielt, Imre öffnete den Schlag und reichte

mir die Hand. Die Träume ſchwanden, und aus ihren Nebeln trat die Wirklichkeit mit ihrem bleichen Antlitze. Ich ſtieg aus dem Wagen. Wir befanden uns in dem Vorhofe eines Bauernhauſes größeren Umfanges, als man ſie gewöhnlich in den Dörfern des Szalader Comitats antrifft. Freundlich geſchäftig ſah ich die Hände, welche vor einer Stunde noch mich meines Eigenthumes, wohl gar meines Lebens berauben wollten, nun meine Pferde ausſpannen, meine Koffers in die Zimmer tragen, und ſich in freundſchaftlicher Eile um mich herumtummeln. Nur mein Kutſcher konnte bei all dieſem ſich nicht ermannen, zitternd ſtand er an den Wagen gelehnt, und ſchaute mit furchtſamen Blicken auf das Treiben der Nachtgeſellen hin. Ich ging zu ihm und ſprach ihm Muth ein, indem ich ihn verſicherte, es werde ihm hier kein Leid geſchehen, worauf er ſich etwas zu beruhigen ſchien und Miene machte, den abgeführten Pferden in den Stall zu folgen. „Der Verſchwiegenheit dieſes Burſchen müſſen wir uns fürs Erſte wohl verſichern," ſagte mir mein Freund ins Ohr, indem ſich ſein Mund zu einem widrigen Lächeln verzog, erfaßte die Hand des erſtaunten Kutſchers, und zog ihn, nachdem er durch einige mir unverſtändliche Worte ein Paar ſeiner Geſellen zu ſich gerufen hatte, in das Dunkel des geräumigen Hofes hinaus. Da durchfuhr wie ein Blitzſtrahl mich der argwöhniſche Gedanke: wie, wenn ſie den Jungen vielleicht auf immer zum Schweigen brächten?

„Haltet an, haltet an!" rief ich ihnen zu, indem ich auf ſie zurannte und den Jungen von Imre wegriß. „Was habt ihr mit meinem Diener vor? Was ſoll euer ruchloſes Beginnen? Wer ihn antaſtet, dem jage ich die Kugel durch den Kopf!" ſchrie ich im höchſten Grade aufgebracht, und zog eine Piſtole aus der Taſche, deren Rohr ich auf Imre hinhielt.

Beſtürzt über meine Heftigkeit ſahen die Räuber jetzt bald auf mich, bald auf ihren Häuptling, welcher mit ruhiger Miene mir gegenüber ſtand; allein es dauerte nicht lange, ſo hatten ſie ſich geſammelt und machten Miene, auf mich loszuſtürzen und ihren Hauptmann von ſeinem gefährlichen vis à vis zu befreien. Da gebot Imre mit einem Anſtande, der einem Dictator Ehre machen würde, ſeinen grimmigen Geſellen Ruhe, und befahl ihnen ſich zu entfernen, und ihn mit uns allein zu laſſen. Unwillig zögerten ſie, ſeinem Geheiße Folge zu leiſten, indem ſie mich mit ihren fürchterlichen Blicken zu durchbohren ſchienen. Allein ein zweiter, befehlender Wink von Imre, und ſchweigend entfernte ſich die blutdürſtige Rotte.

Sprachlos ſtand ich vor dem Gewaltigen, der nur mit Worten dieſen rohen Haufen bändigte, welchem kein Geſetz zu heilig war, welches er nicht ſchon übertreten, keine That zu verwegen, welche er nicht ſchon verübt hatte. Ruhig hing ſein Blick an dem meinen. Weg war meine Heftigkeit, das Gefühl der Scham bemeiſterte ſich meiner, ich wollte die Frage wiederhohlen, was er mit mei-

nem Diener vorhatte, allein meine Kehle war wie zugeſchnürt, ich konnte keine Sylbe hervorbringen.

„Imre iſt kein Schurke, der den meuchlings mordet, der ſich je unter ſeinen Schutz begeben," ſagte er mit dem feierlichen Anſtande eines beleidigten Ehrgefühles. „Iſt meine Hand auch in Blut getaucht, ſo hat dieſer Arm doch nie den Wehrloſen mörderiſch angefallen, er hat nur den Tod ſeiner Brüder gerächt; auch dem Räuber iſt das Gaſtrecht heilig. Glaube mir, keiner meiner Kameraden iſt ſo verworfen, daß er nicht ſein Blut und Leben gern für den einſetzen würde, dem er ſeinen Schutz verheißen."

Die Piſtole, welche ich noch immer krampfhaft umfaßt hielt, warf ich von mir und ſtürzte mich in ſeine Arme: „Verzeihe mir meinen Argwohn" war Alles, was ich, von Wehmuth durchdrungen, hervorbringen konnte.

„Imre konnte fallen," ſagte er, nachdem er meine Umarmung herzlich erwiedert hatte, mit ſchmerzlicher Rührung, „allein ſein Fall war der eines Menſchen, auch unter ſeinen Mordgeſellen wird er immer Menſch bleiben."

Arm in Arm gingen wir jetzt dem Gebäude zu, wo bereits einige Fenſter erleuchtet waren. Er führte mich in ein kleines Kabinett, welches er mir als mein Schlafgemach anwies; ſagte mir zugleich, daß ſeine Abſicht war: meinem Diener das eidliche Verſprechen des ewigen Stillſchweigens über alles Geſehene und Gehörte abzunehmen und war beruhigt, als ich für die Verſchwiegenheit

meines Dieners mich ſelbſt verbürgte, entſchuldigte ſich, mich für jetzt auf einige Zeit verlaſſen zu müſſen, da er noch verſchiedene Anordnungen zu treffen habe, und verſprach mir dieſelben in kürzeſter Zeit zu beendigen, und mir zum Nachtmahle ſeine Geſchichte getreulich bekannt zu geben.

Noch war mir Alles wie ein Traum. Gedankenvoll ging ich im Zimmer auf und nieder, da zog ein kleines Miniaturgemälde, welches über dem Bette hing, meine Aufmerkſamkeit auf ſich; es war das Porträt eines ſchönen jungen Mädchens, um dasſelbe war ein Kranz von blonden Haaren geflochten. Du biſt gewiß auch in das Leben meines unglücklichen Freundes mit eingewoben, ſagte ich zu mir ſelbſt, und fing nun an meine Nachtherberge, welche ſonſt zu ſeinem Schlafzimmer zu dienen ſchien, näher zu unterſuchen. An den Wänden fanden ſich einige Gewehre und Piſtolen von verſchiedenem Kaliber in nachläßiger Unordnung über einander gehangen, die Möbeln des Zimmers waren ſo verſchieden an Form und Geſtalt, daß in friedlicher Eintracht neben einem koſtbar eingelegten Tiſche von Mahagoni ſich eine Bank von weichem ungehobelten Holze ausbreitete, auf welcher ein Ruhekiſſen von geſticktem Seidenſtoffe ſich vorfand. Auf dem Fenſter lag eine Flöte, das Lieblings-Inſtrument meines Freundes, welches er meiſterlich zu ſpielen verſtand. Wie oft gingen wir Arm in Arm an den Ufern des Göngös, er mit ſeiner Flöte, ich mit der Guitarre, und dachten

uns in die Zeiten der Minneſänger hinein, wie oft ſaßen wir im Waldesdunkel in Träumereien verſunken, er fantaſirte auf der Flöte, und ich begleitete ihn mit meiner Guitarre, bis der Mond mit ſeinem bleichen Lichte die Blätter der Bäume verſilberte; ſeine Töne wurden klagender, wehmüthig blickte ſein Auge den fliegenden Wolken nach, da legte er gewöhnlich ſeine Flöte von ſich und umarmte mich mit thränendem Auge. „Bruder, ſagte er dann immer, ich werde nie glücklich werden, ich ſprach durch meine Töne mit den Geiſtern, ſie ſind für mich ſtumm Hermine träufelt milden Balſam in jedes wunde Herz. Wenn die gedrückte Bruſt im Liede ihren Kummer klagt, geht er mit dem Liede fort und Ruhe kehrt in die Bruſt zurück. Ich kann nimmer mein banges Herz mir leicht ſingen, denn der Kummer, der meine Klänge begleitet, kehrt wieder zu mir zurück, die Töne ſind verklungen, mein Schmerz aber iſt mir geblieben.“ Wehmüthig betrachtete ich die Flöte, es war dieſelbe, welche ich meinem Freunde an ſeinem 18. Wiegenfeſte zum Geſchenke gab; unſere beiden Namen, zierlich in einen Kranz verſchlungen, waren vorne in eine kleine Silberplatte eingegraben. Sie war Zeuge ſo vieler frohen Stunden, die wir im engen Freundſchaftsbunde zuſammen verlebten.

Wenn Imre oft, in dem weichen Moll fantaſirend einen klagenden Lassu ſo wehmuthathmend aus ihr hervorzauberte, da ſtanden die rohſten Burſche ſchweigend um ihn herum und horchten, es verſtummten die keckſten

Schreier, kein: bibamus igitur fand Eingang. Alles lauschte, tief ergriffen, seinen schwermüthigen National-Gesängen. Da ließ er einen fröhlichen Frisseu ertönen und das Gemälde bekam Leben. Wie durch einen Zauberschlag war die Gruppe der Horcher, die bewegungslos verschlungen im Kreise um ihn gestanden, plötzlich getrennt, hier drehte sich ein Paar im schnellen Wirbeltanze, dort zogen einige in künstlichen Gruppirungen einen Kreis, und schlugen mit den klirrenden Spornen den Takt, indem sie auf den Wink ihres Vortänzers groteske Figuren bildend um ihn sich herum bewegten; hier tanzte der Eine abgesondert von den Andern, unbekümmert um das Getreibe der Menge, zu seiner eigenen Lust, die Hände in die Seiten gestemmt, die Gelenkigkeit seiner kräftigen Glieder versuchend.

Alles dieses hatte der Anblick der Flöte aus der Vergangenheit mir ins Gedächtniß zurückgerufen, ich stand bewegungslos und besah gedankenvoll die alte Bekannte. Da fühlte ich mich plötzlich auf die Schulter geklopft, Imre stand hinter mir. „Kennst du noch die Gefährtin unserer Jünglingsjahre, dein Geschenk, welches ich stets hoch in Ehren halte," sagte er, mich traulich bei der Hand fassend, „ihrem Andenken verdanke ich so manche frohe Minute, dann denke ich immer an dich und alle meine braven Brüder und Kameraden zurück, ich denke an die Zeit, wo ich mit meinem kindlichen Herzen die ganze Welt liebend umfing, wo noch kein Kummer mich

beugte, wo der Scorpionſtich der kalten Egoiſtenwelt noch nicht meine Bruſt verwundet, das Nattergezücht der ſogenannten Vernünftler mein Herz noch nicht erkältet hatte. Doch jetzt, lieber Bruder, labe dich und höre dann meine Geſchichte. O ich lechze nach dem Augenblick, wo ich in Freundes Bruſt meinen Schmerz niederlegen kann, trage ich doch die ſchwere Bürde dann nicht ganz allein."

Wir ſetzten uns zu Tiſche, der bereits mit einigen Schüſſeln gebratenen und geſottenen Lammfleiſch und einigen Weinflaſchen bedeckt war, welche Zubereitung ich, vertieft in die Betrachtungen über die Flöte, gar nicht bemerkt hatte.

---

## 2.

„Du wirſt dich des Abends noch entſinnen," begann mein Freund, „als wir unſer beiderſeitiges Abſchiedsfeſt feierten und in dem großen Gaſthaus uns erluſtigten. Es fand ſich eine bedeutende Anzahl Studenten alldort ein, um mit uns den letzten Abend als brave Kameraden in bona caritate zu verleben. Wir waren alle ſo fröhlich und guter Dinge, ſcherzten und tranken unſer Lebehoch allen vier Weltgegenden zu"

„Da kam ein alter Zigeuner mit ſeiner Geige, der mußte uns etwas vorſpielen, allein des alten Mannes Weiſe wollte uns fröhlichen Zechern nicht gefallen, da gaben wir ihm zu trinken und wollten ihn mit einer

kleinen Gabe entlaſſen, allein der Alte, über dieſe außergewöhnliche Behandlung ſehr gerührt, trug ſich an, nach Art dieſer Leute uns aus den Linien der rechten Hand unſer künftiges Schickſal zu prophezeihen. Nachdem er bereits allen wahrgeſagt hatte, kam endlich die Reihe auch an mich; ich wollte durchaus davon nichts wiſſen, und war von jeher derlei Prophezeihungen ſehr abhold, da ſie alle in einem Model geformt ſich mehr oder weniger gleich ſind. Allein mein Weigern nahmt ihr nicht an, und ich gab endlich euch zu Liebe meine Hand dem myſtiſchen Gaukler. Lange betrachtete er ſtumm die Linien, ſah mich mit bedeutungsvollen Blicken an und ließ endlich meine Hand mit der Bemerkung fahren, er könne aus den verworrenen Zügen nichts Rechtes herausfinden. Da lachte ich ihn und euch derb aus, indem ich ihn fragte, ob ihm ſeine einſtudirten Formeln bereits ſchon alle ausgegangen wären? — Da faßte der Alte mit einer Heftigkeit, die mich ſtaunen machte, meine Hand, ſein Auge rollte, ſeine Hand zitterte, und mit einer Seherſtimme ſagte er zu mir: „Ich wollte euch nicht betrüben Jungherr, aber weil ihr in meine Kunſt Zweifel ſetzet, ſo will ich euch in eure Zukunft einen Blick werfen laſſen, ſie wird euch — nimmer erfreulich ſeyn.“

Und mit klangloſer Stimme fuhr er fort, indem er meine Hand krampfhaft umfaßt hielt, und mit ſtieren Augen auf die Fläche derſelben hinſchaute: „Es baut der Sperling ſich ſein Neſt, der Adler horſtet in den Höh'n,

der Wolf, der reißende, ſelbſt findet in Waldesnacht eine Höhle zu ſeinem Aufenthalt, nicht ſo gut ſoll euch geſchehen; unſtät, flüchtig, werdet ihr kein Plätzchen euer nennen können. Nie wird ein treues Weib an eurem Buſen liegen, nie ſollt ihr eigene Kinder herzen. Der Freund, der euch ſein Leben dankt, wird euch verrathen; die Treue, die ihr vergebens ſucht, findet ihr erſt dort, wo die blutige Hand ſie euch gelebet.'

„Ruhe ſollt ihr nimmer erjagen, bis in dem Hauſe zwiſchen drei Mauern euer brechendes Auge die Thürme dieſer Stadt zum letztenmal erblickt.'

Der Unglücksprophet hatte geendet und war unter den übrigen, welche in einem Kreiſe uns umſtanden, verſchwunden. Gedankenvoll und bis in das Innerſte erſchüttert ſaß ich noch lange ſchweigend da, ihr Alle ſelbſt waret von dem Geſchrei des Unglück-krächzenden Raben dergeſtalt aus der guten Laune gebracht worden, daß ihr nicht mehr in das Geleis der vorigen Fröhlichkeit zurück kommen konntet. Ihr wolltet mich alle überreden, als habe nur der Alte aus Rache über meine Weigerung mir von ihm wahrſagen zu laſſen und ſpäter über meinen Spott, ſolche Unglück verheißende Prophezeihungen über mich ausgeſtoßen; allein mir ſagte eine Stimme in meinem Innern: ſeine Worte ſind dem Buche des Schickſals entnommen. Wie ein Fingerzeig des Himmels ſchien mir der Alte als ein Meteor, die finſtere Nacht, welche über meiner Zukunft liegt, mit ſeinem geſpenſtiſch falben Lich-

te zu erhellen. Wir gingen aus einander. Sobald der Morgen graute, fuhren wir beide unſerer Heimath zu, du gen Norden, ich gen Süden.

Kaum in der Heimath angelangt, traf ich ſchon alle Vorkehrungen, dieſelbe wieder zu verlaſſen und nach Peſth zu reiſen, um alldort als Juriſt meine Studien gänzlich zu beenden. Mit Thränen wand ich mich aus den Armen meiner Mutter, mir war als ob ich ſie im Leben nimmer ſehen ſollte, und doch konnte ich nicht bleiben, unabläßlich trieb's mich fort vom heimathlichen Herde. Fruchtlos waren ihre Bitten, eine überirdiſche Gewalt ſchien mich erfaßt zu haben, ſie riß mich vom Buſen meiner Mutter, aus dem Hauſe, in dem ich geboren ward. Ich ging, weil ich — mußte. Ich verließ das Vaterhaus mit dem feſten Entſchluße, dasſelbe erſt nach gänzlicher Vollendung meiner Studien wieder zu ſehen.

Das fröhliche Treiben der volkreichen Stadt, die vielen Vergnügungen, welche ſich mir darbothen, zerſtreuten meinen düſteren Sinn, wenn ſie ihn auch nicht ganz aufheiterten. Nur zuweilen dachte ich noch an St.., und des Unglückspropheten erinnerte ich mich nur wie eines halbvergeſſenen Traumes mehr. Meinen Studien lag ich mit allem Eifer ob, und ſchon war beinahe ein Jahr meines Aufenthaltes verfloſſen, als nach abgelegten Prüfungen die geprieſene Ferienzeit heranrückte.

Da ward ich eines Tages von einem Freunde zu einer Abendunterhaltung, welche der reiche Kaufmann A s z=

tön gab, geladen. Ich kannte das Haus dem Namen nach bereits längere Zeit, suchte aber, da es mir an Vergnügungen äußerst selten gebrach, nie den Zutritt zu seinen Zirkeln zu erhalten. Bei Asztön war der Versammlungsort aller Männer von Ton, das gesellige Vergnügen schien bei ihm seine bleibende Wohnstätte aufgeschlagen zu haben. Es wechselten Bälle mit Concerten, Declamationen mit Vorlesungen, Spieltische mit wohlbesetzten Tafeln, überhaupt es war für Alles gesorgt, was das Vergnügen erhöhen und den Zutritt zu diesem gesellschaftlichen Vereine wünschenswerth machen konnte.

Allein den größten Glanz verschaffte all diesen Unterhaltungen Asztöns Tochter Antonie. Sie war das schönste Exemplar in dem Pesther Blumenhause. Ein junonischer Wuchs verbunden mit einer Grazie in jeder ihrer Bewegungen, ein geistvolles Auge, eine zartgeformte Adlernase machten das Mädchen zu einer Liebe gebiethenden Huldgöttin, während das zarte Roth der Wangen, angehaucht vom Zephirdufte, der kleine Rosenmund, um den ein ewiger Frohsinn schäckernd spielte, und Wellen von blonden Locken, welche in ungezwungener Fülle über den blendend weißen Nacken unordentlich hinabrollten, — das einfache Kind der Natur beurkundeten, welches mit einem Vogel tändeln und über eine zerknickte Blume weinen kann. Ich hatte sie auf einigen Bällen schon gesehen, allein ich war Einer von den Wenigen, welche das Mädchen wie ein großes Kunstwerk bewunderten,

ohne den Beſitz desſelben zu verlangen. Eine glänzende Geſellſchaft war bereits in dem hell erleuchteten Sommer-Salon verſammelt, und hatte ſich in verſchiedenen Gruppen um einen Tiſch gelagert, an welchem Antonie mit den Damen der Geſellſchaft Kaffee trank, als ich mit meinem Freunde eintrat und von demſelben dem Herrn des Hauſes vorgeſtellt wurde, der mich ſodann mit der Geſellſchaft bekannt machte, unter welcher ich auch bereits ſchon mehrere Bekannte traf.

Noch war die Unterhaltung nicht allgemein. Endlich entfernten ſich die älteren Herren, um an den Spieltiſchen Platz zu nehmen, während die Damen und der jüngere Theil der Männer in einem Halbkreis das Pianoforte und um dasſelbe einen kleinen Raum als Proscenium einſchloſſen. Zwei Herren der Geſellſchaft begannen mit der Ouverture aus dem Freiſchützen von Weber das Concert, dieſem folgte ein Violin Soloſtück, mit ſeltener Kunſtfertigkeit vorgetragen von einem meiner Collegen, endlich ſetzte ſich Antonie ans Clavier und ſpielte Schuberts Trauerwalzer in verſchiedenen Variationen. O Freund! ich hatte nur zwei Sinne: Gehör und Geſicht. Dieſer Walzer war ein Tonſtück, welches ich nie ohne Rührung ſpielen konnte. Es kam mir immer wie die ſanfte Klage eines frommen Kindes vor, welches mit thränenſchweren Blicken zum Himmel aufſeufzet und in ſchmuckloſen Worten dem Allvater ſeinen Kummer klagt. — Antonie war das lebende Bild des Kindes, was in meinen

Träumen mir so oft erschien. Ihre Hand schwebte sanft über die Tasten, während ihr frommer Blick zu den Sternen sich empor zu arbeiten schien. Ich hätte vor dem Mädchen niedersinken und es anbethen können. Das Stück war beendet und von der Gesellschaft mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. Ich stand stumm und träumend auf einen Sessel gelehnt da, ich hatte nur Sinn für sie gehabt, was jetzt gesungen und gespielt wurde, schlug in einem verworrenen Tönen-Chaos an mein Ohr. Da weckte mich plötzlich eine leise Berührung aus meinen Träumen, ich wende mich um, und die Herrliche steht vor mir. Mit der Miene eines bittenden Kindes verlangt sie als Beitrag zur geselligen Unterhaltung von mir ein Stück auf der Flöte.

Ganz zerstreut will ich dieß Ansuchen aus dem Grunde ablehnen, da ich weder mein Instrument, noch meine Musikalien zur Hand hätte, allein da half keine Weigerung. Dem ersten Übelstande war durch die Herbeiholung einer sehr guten Flöte abgeholfen, und die zweite Entschuldigung, wegen Mangel der nöthigen Musikalien, schlug sie mit der Bemerkung nieder, eine freie Fantasie wäre auf der Flöte unbezweifelt angenehmer, als die prangende Ausstellung aller Kunstfertigkeiten, welche dem Kunstrichter genügen, allein das Gefühl doch keineswegs befriedigen; die freie Fantasie schafft Töne, welche vom Herzen zum Herzen gehen.

Ich konnte jetzt ohne unbescheiden zu seyn den An-

trag nimmer ablehnen, erklärte mich auch unter der Bedingung hiezu bereit, wenn sie selbst sich herab ließe, meiner Fantasie durch ihr zartes Accompagnement den wahren Ausdruck zu verleihen. Sie willigte ein. Ich fantasirte, allein meine Fantasie war so verworren, daß ich, mit mir selbst unzufrieden, so bald möglich endete. Sie dankte mir in wenigen aber gewählten Worten für das Vergnügen, das ich durch meine Fantasie der ganzen Gesellschaft, besonders aber ihr verschafft hatte, und ließ es zu, daß ich ihr gleichfalls zum Dank für ihre zarte Begleitung die Hand küßte.

Die Gesellschaft ging auseinander, wie sie gekommen war, nur ich trug Antoniens Bild mit unauslöschbaren Flammenzügen in mein Herz gegraben mit mir. Halb entkleidet fand mich der junge Morgen noch ruhelos in einen Sessel gelehnt. Ich wollte schlafen und hatte keine Ruhe, ich nahm ein Buch zur Hand und starrte die Buchstaben wie unverständliche Hyroglyphen an. Meine Gedanken waren nur bei ihr. Unzählige Male durchträumte ich wachend die Begebenheit des verflossenen Abends. Sie hatte mich angelächelt, sie schien mich vor allen Andern bemerkt zu haben, sie wiederholte bei meinem Weggehen die Einladung ihres Vaters, sie ein andermal ja gewiß wieder zu besuchen. Genug um mich zum glücklichsten Träumer umzustalten. Ich warf einige Kleider um mich und rannte zu meinem Freund, der mich in Aßztons Hause aufgeführt hatte. Ihn mußte ich zu meinem

Vertrauten machen, er war von nun an mein wärmſter Freund und ich ſein ewiger Schuldner. Er hatte mir den Weg zum Himmel gezeigt, er kannte ſie, mit ihm konnte ich von ihr ſprechen. Noch war er zu Bette. Wie kann man ſchlafen, wenn man Antonien geſehen, wenn man in ihrer Nähe geweilt, wenn man ihren Athem eingehaucht hat, dachte ich. Ja, flüſterte mir die Eigenliebe zu, dich hat ſie vor allen Andern ausgezeichnet, du biſt nur der Glückliche, dem der läſtige Schlaf nicht die Augen ſchließt, du nur darfſt unausgeſetzt an ſie denken.

Ich rüttelte ihn aus dem Schlafe, und mit der Geſchwätzigkeit eines Liebenden bombardirte ich auf ſeine Geduld los. Er hörte mich an. Mein ganzes Liebesgeſtändniß hatte ich ihm bereits dreimal erzählt, als ich erſt bemerkte, daß der Fühlloſe bereits wieder feſt eingeſchlafen war. Ich ſprang auf und rannte hinaus, wie konnte ich bei dem trägen Schläfer länger aushalten. Im Freien da zwitſcherten die Vögel ihr Morgenlied, da ward mir freier um die Bruſt. Ich hätte mich um die Blume, die in ihrem Haare ſteckte, mit Rieſen raufen und doch wieder die ganze Welt liebend an mein Herz drücken können.

Es war noch nicht der zweite Abend hereingebrochen, ſo war ich mit meinem Freund bereits wieder bei Aszton. Es vergingen nicht acht Tage, und Antonie machte mich durch das Geſtändniß ihrer Gegenliebe überſelig.

In dieſem Taumel der Wonne verlebte ich zwey Monden. Was ich da gedacht und gethan, kann ich dir nicht

erzählen; haſt du jemals geliebt, hat dich je dein Mädchen mit Liebe ſo ganz umfangen, ſo fändeſt du meine Schilderung zu arm, zu ſchwach. Wer hat je gewagt des Herzens heiligſte Feier in kalte Worte zu kleiden? dieſe Wonne kann nur ein Herz voll Liebe ſo ganz begreifen.

Eines Tages erhalte ich ein Schreiben aus meiner Vaterſtadt. Haſtig erbreche ich das Siegel. Es enthält die Nachricht von dem Tode meiner guten Mutter, mit der Aufforderung, mich ungeſäumt zur Beſitznahme der Verlaſſenſchaft ſowohl, als wegen Schlichtung einiger bei ſolchen Gelegenheiten nicht ungewöhnlichen Uneinigkeiten, bei welchen meine perſönliche Gegenwart unumgänglich nöthig wäre, nach Hauſe zu verfügen. Ich laufe mit dem Briefe zu Antonien, um ihr zu ſagen, daß ich ſie auf einige Zeit verlaſſen müſſe. Weinend hängt ſie an meinem Halſe, ſie will mich nicht von ſich laſſen; ich verſpreche ihr die Beendigung der Sache wie möglich zu beſchleunigen; die Poſt wird beſtellt, in einigen Stunden ſitze ich im Wagen, und zwei Tage darauf bin ich ſchon in meinem verödeten Vaterhauſe angelangt.

Die Verlaſſenſchafts-Abhandlungen zogen ſich in die Länge, obwohl ich weder Geld noch Mühe ſparte. Ewig lange vierzehn Tage vergehen, während welcher Zeit ich Anfangs regelmäßig alle Tage von Antonien ein Schreiben erhalte, welche mir noch allein die ſchmerzliche Trennung von ihr in etwas erträglich machte, und noch bin ich mit meinen Geſchäften wenig weiter gekommen. Endlich

ſcheint die Sache gehörig in Gang gekommen zu ſeyn und nachdem ich die Legate, welche die Verſtorbene für einige treue Diener beſtimmte, ausbezahlt und von meinem Vaterhauſe, welches ich, da ich mich in Peſth feſtzuſetzen geſonnen war, verkaufte, mit thränendem Auge Abſchied genommen hatte, reiste ich mit eben der Schnelligkeit, mit der ich gekommen, zurück nach Peſth, um das lang entbehrte Glück, meine Geliebte wieder zu ſehen, im vollſten Maße zu genießen.

Kaum angelangt mit beſtaubten Reiſekleidern iſt mein erſter Weg zu ihr. Der Balkon, auf welchem ſie mich ſonſt immer mit heißer Ungeduld erwartete, iſt leer, die Blumen, welche den Balkon zierten, ſind abgewelkt. Antonie iſt krank, das beweiſen meine letzten von ihr unbeantwortet gelaſſenen Briefe; Antonie iſt ſehr krank, rufe ich mir zu, und erſtürme die Treppe, ſtürze wie ein Raſender unangemeldet in ihr Zimmer.

O! daß ich vor der Thür erblindet wäre, da ſitzt ſie, die meines Lebens einzige Freude ausmachte, für deren Treue ich tauſendfältigen Tod freudig erlitten hätte, umſchlungen von den Armen eines jungen fremden Mannes, im eleganteſten Coſtume gekleidet, mit einer goldenen Kette decorirt.

Antonie! rufe ich mit halberſtickter Stimme, und klammre mich feſt an die Thür, denn meine Knie ſchlottern, und in krampfhaften Zuckungen ſchlagen die Zähne an einander. Da wendet ſie ſich zu mir, hängt ſich an den

Arm des jungen Mannes und kommt auf mich zu. — „Ich hatte Sie so früh nicht erwartet, sagte sie in einem kalten herzzerreißenden Tone, Sie scheinen sich sehr beeilt zu haben, da Sie sich kaum Zeit zum Umkleiden gönnten, setzte sie mit einem höhnenden Seitenblick auf meinen bestaubten Reiserock hinzu. Jetzt schwand unter mir der Boden, die Stühle tanzten im Kreise um mich herum, immer wirrer, bis sich meine Augen schloßen und mein Kopf auf die Brust niedersank. Da schallte ein Gelächter an mein Ohr, meine Kraft kehrte zurück, ich schlug die Augen auf, um diesen Höllenspuck fest ins Auge zu fassen, da gingen sie beide Arm in Arm an mir vorüber in das Nebengemach, die Worte hörte ich noch von ihr: der Mensch scheint krank zu seyn; oder toll, setzte ihr Begleiter hinzu. — Die Thür schloß sich, sie waren verschwunden. Wie ich früher vor Schwäche mich kaum aufrecht zu halten im Stande war, so schwoll mir jetzt jede Nerve, ich trat aus mir selbst hinaus. Ich hätte, so wie Simson die zwei Mittelsäulen des Philisterhauses zu Gasa zusammendrückte, und sich sammt seinen Feinden unter den Schutt desselben begrub, die Welt mit ihrer Natterbrut, Menschen genannt, in meinen Armen zu Staub zermalmen können. Ich raufte mich bei dem Haare, ich schlug mir die Faust an den Wänden blutig, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Ich starrte um mich, hier das Klavier, hier das kleine Arbeitstischchen, an welchem sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, dort — das Sopha, auf wel-

chem ſie beide Arm in Arm geſeſſen. Es war Antoniens Zimmer, das ſo viele Schwüre ihrer ewigen unveränderlichen Liebe gehört, das ſo oft ein ſtummer Zeuge ihrer zärtlichen Liebkoſungen geweſen. Ich träumte nicht, es war keine Täuſchung, es war Wahrheit, ſchreckliche Wahrheit, was ich geſehen und gehört hatte. Mir war ſo ſchwül, die Luft drückte mich beinahe zu Boden. Hinaus, hinaus aus dieſem Hauſe, in ſeinen Mauern athmet die Meineidige, die Wände glotzen mich geſpenſtiſch an und lachen dem Betrogenen. Ich ſtürze die Treppe hinab auf die Gaſſe, laufe da bewußtlos fort. Da erfaßt mich eine Hand, mein Freund, der mir einſt die Pforten zum Himmel öffnete, ſteht vor mir. Du kommſt von Aßztón? fragte er mich mit dem Ausdrucke des Mitleidens. Ich hatte keine Antwort. — Bruder, ich geleite dich nach Hauſe, du biſt krank; und toll, ſchreie, ich ihm entgegen, wieder der Sprache mächtig, und breche in ein lautes Lachen aus, welches ſich mit Gewalt aus mir hervordrängt, und die Centnerlaſt, welche auf mir liegt, abzuwälzen ſucht. Thränen entſtürzen meinen Augen, der Boden wankt unter mir, grauer Nebel umdüſtert meinen Blick, und ich ſinke bewußtlos in die Arme meines Freundes.

Vierzehn Tage waren vergangen, ohne daß ich es wußte, am fünfzehnten Morgens kehrte der erſte Lichtſtrahl in meine Sinne zurück. — Was iſt mit mir geſchehen? fragte ich meinen Freund, der an dem Bette mir zur Seite ſaß. — Gottlob, rief dieſer, er iſt wieder bei

ſch! Der Arzt, welcher zu meinen Füßen geſtanden, empfahl mir Ruhe. Mein Freund erzählte mir, daß ich die langen vierzehn Tage im Fieberparoxismus beſtändig irre geredet und dergeſtalt getobt und gewüthet hätte, daß die Ärzte bereits an meinem Aufkommen verzweifelten, da die Kräfte, ſo erſchöpft, eine gänzliche Auflöſung vermuthen ließen; allein meine Jugendkraft arbeitete ſich wieder unter dem Drucke hervor, denn es war noch der Wermuthbecher lange nicht geleert.

Meine Geneſung ging langſam von ſtatten. Eine Schwermuth umdüſterte meine Sinne, welche eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Alles herbeiführte. Lebensſatt wünſchte ich meine gänzliche Geneſung nur deßhalb, um die Mauern dieſer Stadt baldmöglichſt verlaſſen und den Ort fliehen zu können, in welchem ich des Lebens höchſte Luſt, aber auch ſeinen herbſten Schmerz kennen gelernt hatte.

Die erſehnte Stunde ſchlug, und den Wanderſtab in der Hand, den Gram im Herzen ging ich unerkannt in der Abenddämmerung dem Thore zu. Der Weg führte mich an Aszönts Hauſe vorüber. Wie freundlich lachte mir der Balkon mit ſeinem Blumengarten ſonſt entgegen, das Fenſter von Antoniens Zimmer mit den grünſeidenen Vorhängen. Wie oft ſtand ich unter demſelben und ſpielte ihr auf der Flöte ein Schlummerlied, ſah liebetrunken hinauf, bis ſie am Fenſter erſchien und mir zum Danke eine Blume herabwarf, und mit ihrer Sirenenſtimme eine gute Nacht wünſchte.

Das Thor mit ſeinen großen meſſingenen Löwenköpfen und glänzenden Ringen, wie oft ging ich mit Antonien Arm in Arm durch dasſelbe, und unter ſeinen gewaltigen Flügeln raubte ich ſo manchen Abſchiedskuß. Jetzt ſtand das Haus verödet und leer, denn Aszton hatte fallirt und Antonie war mit ihrem Verführer entwichen. Der Balkon war verlaſſen, die Töpfe der Blumen, die ich ſonſt pflegte, ſtanden theils noch hie und da zerſtreut umher, und die falben Blätter hingen als ein Bild des Todes an den dürren Stämmen, theils hatte ſie der Sturm von ihren Stellen herabgeriſſen und ſie lagen zertrümmert am Boden. Das Fenſter war verſchloſſen, und der Mond warf manchmal durchs Gewölke einen Blick auf die ſchwarzen Balken desſelben, welche grauenhaft aus der weißen Wand des Gebäudes hervortraten. Das Thor — doch was regte ſich im Dunkel dort unter dem Bogen desſelben? Eiskalt lief mir's durch's Gebein, doch ich faßte mich, trat näher und ſah eine Geſtalt in einen dunklen Mantel gehüllt. Wer iſt hier? rief ich ihr entgegen, indem ich alle Kraft, meine Beſinnung feſtzuhalten, aufbot. Da bewegte ſich die Geſtalt gegen mich, ſchlug den Mantel aus einander, und vor mir ſtand der Zigeuner aus St.., mein Prophet. „Nie wird ein treues Weib an eurem Buſen liegen, nie ſollt ihr eigne Kinder herzen," ſagte er mit klangloſer hohler Stimme, und eh ich mich noch ge-

ſammelt hatte, um den Unglückspropheten zu faſſen, und ihn um die Aufklärung der Urſache ſeiner geſpenſterhaften Erſcheinung zu befragen, war er bereits im Schatten der Häuſer verſchwunden, begünſtigt durch das Dunkel, welches die Wolken, hinter die der Mond trat, verbreiteten.

Jetzt trieb's mich fort von dieſem Orte, mein Blut gerann zu Eis, wie von einem böſen Dämon getrieben wanderte ich, ſo lange mich die Füße trugen, ohne Zweck. Oft war die Erde mein Lager und ein Stein mein Kopfkiſſen. —

---

## 3.

Planlos wanderte ich eines Tages in dieſen Wald. Meine Füße waren ermattet, ich konnte nimmer weiter und ſank unter einem Baum ins Gras, um mich durch eine kurze Ruhe wieder zu ſtärken. Es war einer jener Augenblicke, wo mein Gefühl ſich durch die Eisrinde, welche mein Herz umgab, gearbeitet hatte. Ich dachte an die ſchönen Stunden, die ich mit Antonien verlebt hatte, als ſie noch mein war, als mich noch der Wahn beglückte, daß unſere Liebe ewig, unzertrennlich ſey. Vom Gefühle hingeriſſen zog ich ihr Bild hervor, das ich im Gürtel in einem Futteral verwahrt mit mir herumtrug, dasſelbe aber ſeit der Schreckensſtunde, wo ich ſie das letzte Mal ſah, nicht wieder herausgenommen hatte. Es iſt dasſelbe, welches du hier ober meinem Bette aufgehangen

ſiehſt. Ganz in ſeinen Anblick verſunken, bemerkte ich nicht, was um mich vorging, als ein Geräuſch in meiner Nähe mich aus meinen Träumen weckte. Ich ſchaue auf und erblicke drei Männer, welche mich bei meinen Betrachtungen belauſcht hatten. Den runden großen Hut tief ins Geſicht gedrückt, um den Leib einen Gürtel, in welchen theils Piſtolen, theils große Meſſer ſteckten, ſtanden zwei von ihnen auf ihre Gewehre geſtützt, ruhig mir gegenüber, während der dritte, den bloßen Säbel in die Erde geſtoßen, die beiden Hände auf dem Korb ruhen ließ, aber unausgeſetzt mit ſeinen ſchwarzen Augen, welche unter dem Hute hervorfunkelten, jede meiner Bewegungen genau zu belauſchen ſchien. Ich hatte ſie kaum bemerkt, als ich vom Boden aufſprang, meinen Knotenſtock ergriff und ſie mit barſcher Stimme fragte, was ſie von mir begehrten?

Deine Barſchaft, Bürſchchen, entgegnete der mir zunächſt Stehende, indem er langſam den Säbel aus der Erde zog, die Arme kreuzte, die Füße über einander ſchlug und mich mit mitleidig lächelndem Blick zu betrachten ſchien; dein armſeliges Leben, fuhr er fort, und das Bild deines Mädels magſt du mit dir herumtragen, bis dir beides von ſelbſt zur Laſt wird. — Meine Barſchaft ſey dann euer Lohn, wenn ihr mich früher von meinem Leben, das mir ohnedieß läſtig iſt, befreit haben werdet, ſagte ich mit kalter Reſignation. Doch nicht ſo unbewehrt laßt mich euch gegenüberſtehen, die Waffen in der

Hand will ich den Tod eines wahren Magyaren sterben, rief ich mit immer gesteigerter Stimme, sprang auf den Sprecher hin, rannte ihn zu Boden, entwand den Säbel seiner Faust und schwang ihn über meinem Haupte. Jetzt kommt heran und laßt mich die Rechnung mit dem Leben schließen auf eine Weise, die des Mannes würdig ist.

Jetzt erholten sich die beiden Ersteren, welche während des ganzen Vorganges wie verdutzt, bewegungslos auf ihre Gewehre gelehnt, da gestanden hatten, rissen dieselben vom Boden auf, schlugen an, die Hähne knackten. Da sprang der von mir Entwaffnete, welcher sich unterdessen aufgerafft hatte, zwischen uns, und stieß die Läufe der Gewehre seiner Kameraden unwillig in die Höhe, daß die Kugeln über meinem Haupte dahin sausten. Er hat sich als ein Mann bewiesen, der vor dem Tode nicht zittert, sagte er mit gebiethender Stimme, er ist unter meinem Schutze. Schande treffe uns, wenn wir den Einzelnen mit ungleichen Waffen meuchlings anfallen. Hierauf ging er mit seinen beiden Consorten bei Seite und redete lange mit ihnen, endlich kamen sie alle drei wieder auf mich zu.

„Höre junger Mann, sagte mein Lebensretter zu mir, nach deiner Äußerung zu urtheilen, müssen dir die Menschen da draußen übel mitgespielt haben, da dir dein Leben jetzt in der Blüthe deiner Jahre schon zur Last wird. Du hast Muth und Entschlossenheit, bleibe bei uns, werd' Einer der Unsern, da wirst du Gelegenheit genug haben,

dich an dem falſchen Menſchengeſchlechte zu rächen.“ Schweigend hörte ich ihm zu, doch als er geendet und mit einem fragenden Blick meiner Antwort entgegenharrte, ſagte ich ihm, daß ich um dieſen Preis mein Leben nicht erkaufen wollte. „Hat gleich der Sturm des Schickſals meine ſchönſten Blüthen gebrochen, ſind auch die ſchönſten Freuden des Lebens für mich verloren, ſo will ich doch nimmer einer Rotte Menſchen angehören, die den einſamen Wanderer unverſehens überfallen und ihm den mühſam erworbenen Nothpfennig erbarmungslos entreißen, oder unter dem Schutze der Nacht die entlegenen Bauernhöfe beſuchen, und die von der mühevollen Arbeit Ermüdeten im Schlafe überfallen, ſie knebeln und martern, bis ſie vor Schmerz gedrungen ihre wenige Barſchaft herausgegeben, an der noch der Schweiß ihres Angeſichtes klebt. — Ich verſchmähe nicht den ehrlichen Soldatentod im offenen Kampfe, doch zum Beutelſchneider und Mordbrenner werd' ich mich nie erniedrigen. Übrigens danke ich dir für deine Theilnahme, fuhr ich zu dem Sprecher gewendet fort, und ſie bringt mir die Überzeugung auf, daß auch unter Räubern der verwegene Muth ſeinen Vertheidiger findet. Doch zu was ſoll das längere Zögern, ich weiſe die Ehre in eurer Geſellſchaft zu ſeyn zurück; alſo laßt uns ſehen, wer den Platz behaupten wird.“ Raſch wollte ich auf die Beiden eindringen, welche auch bereits ihre langen Meſſer aus dem Gürtel herausgeholt und die ausgeſchoſſenen Gewehre bei Seite gelegt hatten.

„Nimmermehr! sprach neuerdings zwischen uns tretend mein Gönner. Handle nicht zu rasch, junger Mann, du beurtheilst uns falsch, wir sind weder Beutelschneider noch Mordbrenner; unser Gewerbe ist wohl das der Nacht, aber nicht den wehrlosen Wanderer überfallen wir, nicht wie eine Rotte hasenfüßiger Straßendiebe besuchen wir entlegene Mayerhöfe; nein, wir führen Krieg mit der ganzen Welt. Kommt eine Karavane Kaufleute durch den Wald gezogen, wird ihr der Krieg erklärt, wir fordern einen kleinen Tribut von ihrem großen Gewinnste, die Steuern, die wir ausschreiben, zahlt nur der Reiche von seinem Überfluße. Ganz Ungarn kennt uns und unser Gewerbe, du wirst Keinen in dem weiten Reiche finden, der uns eines hinterlistigen Mordes anklagen könnte. Verweigern uns die kargen Gewinnstmänner unsere geforderte, in Anbetracht ihres beträchtlichen Gewinnes oft unbedeutende Abgabe, sind sie wohl gar kühn genug, auf ihre Mehrzahl zu pochen, nun da kommt es oft zu blutigen Affairen; doch dann tritt die erlaubte Nothwehr ein, und jeder brave Kamerad muß das Blut seines gefallenen Mitbruders an den Mördern rächen."

„Ihr scheint, unterbrach ich ihn, bei mir eine nicht lobenswerthe Ausnahme von eurer strengen Ordensregel gemacht zu haben?"

„So eben, entgegnete er, wird von unseren Leuten ein Angriff auf eine Karavane veranstaltet, und wir sind beordert, die Flüchtlinge, welche bei solchen Gelegenhei-

ten in dem Dunkel des Waldes ſich einen Verſteck ſuchen, um an der allgemeinen Contribution nicht Theil nehmen zu dürfen, anzuhalten, und ihren Part gewiſſenhaft einzukaſſiren. Wir hielten dich für einen Ausreißer der Karavane, weßhalb ich auch meine Forderung an dich in Betreff der Barſchaft ſtellte. Übrigens kannſt du unſere Geſellſchaft, ſo ſie dir nicht behagt, ohne eidbrüchig zu werden, wann und wo immer verlaſſen, nur mußt du beſchwören bei Allem, was dir heilig, nie den Ort unſeres Aufenthaltes und unſerer Zuſammenkünfte gegen jemand zu verrathen."

Meines Lebens ſchönſte Freude war im Sturme untergegangen, nichts als die ſchmerzliche Rückerinnerung einſt glücklich geweſen zu ſeyn, blieb als herber Bodenſatz in meinem Herzen zurück. Ich gehörte Niemanden auf der weiten Erde an, alle meine Lieben ſchlummerten ſanft innerhalb der Kirchhofsmauer unſeres Städtchens. Niemand hatte mir ein Plätzchen angeboten, wo ich meinem Grame nachhängen, wo ich meinen Kummer ausweinen konnte. Dieſe Räuber luden mich in ihrer ſchlichten und rohen Art zuerſt bei ſich freundlich ein. Sie zwingen mich nicht ihr Spießgeſelle zu ſeyn, ſie ſtellen mir frei bei ihnen auszuharren, und ſollte es mir daſelbſt nicht behagen, ſie ungehindert verlaſſen und allein meinem freien Willen, ohne wortbrüchig zu werden, folgen zu können. Dieſe heroiſche Feſtigkeit des Einen, welche doch in jeder ihrer Handlungen und Worte eine ſo herzliche

Gutmüthigkeit durchſchimmern ließ, hatte mir gleich Anfangs beſonders wohl gefallen. Ja, Räuber ſind auch Menſchen, nur gefallene Menſchen. So demonſtrirte ich mir ſelber vor, bis ich mir endlich die Überzeugung aufzwang, daß hier mein beſtimmtes Aſyl wäre, welches den Verſtoßenen freundlich aufgenommen habe. Hier werde ich in der Abgeſchiedenheit meinem Grame leben und leichter den Verluſt meines Lebensglückes verſchmerzen, da alle meine künftige Umgebung aus einer Geſellſchaft Geächteter beſteht, die des Schickſals Laune aus dem Kreiſe der Ihren hinausſtieß.

„Ich gehe mit euch!" rief ich den Räubern zu, hier iſt meine Hand, ich ſchwöre euch, euren Aufenthalt gegen Niemanden zu verrathen, und ſollte es mich gelüſten, euch zu verlaſſen, denn meinen freien Willen gebe ich nicht gefangen, ſo ſeyd verſichert, daß ich meines Schwures bis zu meinem letzten Athemzuge eingedenk ſeyn werde. Freudig ſchlugen die Beiden in meine dargebotene Rechte, mein Vertheidiger aber umarmte mich. — „Bleib bei uns, ſagte er, indem er mich traulich bei der Hand faßte, Fejér (ſo nannten ihn, wie ich ſpäter erfuhr, ſeine Kameraden wegen ſeines bleichen Antlitzes) wird dein Freund ſeyn. Dieſen Säbel, den ich immer ſo hoch in Ehren hielt, haſt du das erſtemal mir entwunden, er ſey von nun an dein Eigenthum. Du haſt dir deine erſte Waffe aus den Händen deines Gegners ſelbſt geholt, ſie ſey dir deßhalb doppelt werth. Feſt wie dieſer Stahl ſey dein

Muth, ſcharf wie ſeine Schneide durchdringe dein feſter Wille alle Hinderniſſe, die ſich deinem freien Sinne entgegenthürmen geſchmeidig, wie er, ſchmiege dich nur in andre Formen; um mit ungeſchwächter Schnellkraft deſto glänzender in deine gerade Richtung wieder zurückzukehren.“

Er hatte bei dieſen Worten die Kuppel, an welcher die Scheide hing, abgelöſt und ſie mir umgegürtet; noch war er damit beſchäftigt, da gellte ein lauter Pfiff von dem dichteren Theil des Waldes her, welchem ein zweiter und gleich darauf ein dritter folgte.

Die Unſeren ſind in Gefahr, rief Feier ſeinen Gefährten zu; du ſtreifſt mit unſerm neuen Kameraden hier in der Gegend, ſagte er zu dem Einen; ſollten wir auch eurer Hilfe bedürfen, ſo kommt auf unſer Zeichen ſchleunigſt, übrigens treffen wir uns am Mutsär. Leb wohl Junge, ſagte er zu mir, indem er mir die Hand zum Abſchiede darbot. Wenn wir uns wiederſehen, will auch ich nicht mehr waffenlos vor dir ſtehen, auch ich werde mir die Waffen bei meinen Gegnern abholen.

Er war ſchon längſt im Gebüſche verſchwunden, und noch immer ſah ich den Mann mit der Heldenmiene vor mir, wie ſein dunkles Auge ſo kampfluſtig glühte, während ſein bleiches Geſicht ſich bis zum Grauenhaften entfärbte. Seine ſchwarzen buſchichten Brauen hingen wie zwei gewitterſchwere Wolken unter der freien offenen Stirne, als wären ſie beſtimmt, die Flammenblicke, welche aus ſeinen Augen ſchoßen, abzukühlen. Seine kleine

und gedrungene Figur ſtellte mir das Bild des kleinen Pipin lebhaft vors Auge, wie er, das Schwert in ſeiner nervigen Fauſt, vor dem blutdürſtenden Löwen ſteht und ihn mit den Worten: „Auf König! dich fordert ein König zum Kampfe!" anruft.

Mein Begleiter führte mich jetzt durch ein dichtes Gebüſch auf einen etwas erhöhten Platz, wo man einen Theil der Straße, welche ſich in einigen Krümmungen den Wald hindurchwand, überſehen konnte. Während er einen Baum in der Nähe beſtieg, um von der Ferne den Vorgang beobachten zu können, ſank ich, angegriffen von den vorhergegangenen Scenen ſowohl, als auch ermüdet von meinem früheren Marſche, ins hohe Gras, bis das laue Abendlüftchen, welches ſich auf den Blättern der Bäume wiegte, und mit den leeren Ähren des Hochgraſes ſchäckernd ſpielte, ſo wie die einſame Stille, nur durch das eintönige Zirpen einer Grille manchmal unterbrochen, mich in einen ſanften Schlummer einwiegten.

Ich mochte wohl einige Zeit geſchlafen haben, als mich mein Begleiter aufrüttelte, da es bereits ſchon völlige Nacht geworden, und wir uns auf dem Sammelplatz einzufinden hatten. Schweigend ging ich an ſeiner Seite und bewunderte die Sicherheit, mit welcher er in der finſteren Nacht in einem Walde ohne Weg und Abzeichen ſich zurecht fand. Zuweilen blieb er ſtehen und lugte ins Dunkel eines Gebüſches, bald hielt er den Kopf aufrecht, als wolle er die Winde um Zurechtweiſung be-

fragen, bald horchte er ins Weite hinaus, und immer wand er ſich nach ſolchen eingeholten Erkundigungen ſchneller durch die Gebüſche, ſicherer eilte ſein Fuß durch die Hohlwege. Da flammte in der Ferne eine Leuchte durch's Dickicht, raſch gingen wir darauf los, und als wir ſchon ſo ziemlich nahe gekommen waren, hielt mein Begleiter an und ſtieß einen gellenden Pfiff durch die Gebüſche aus, der Gegend zu, von wo aus die Lichte ſichtbar war. Bald wurde derſelbe durch mehrere in gleichem Tempo beantwortet.

Wir ſind nun am Ziele, unterbrach mein Begleiter die Stille, welche auf dem ganzen Wege unter uns beiden geherrſcht hatte. Die Kameraden haben gute Beute gemacht, ſetzte er hinzu, und ſeine Füße bewegten ſich unwillkührlich ſchneller. — Unordentliches Durcheinanderrennen drang an mein Ohr. Jetzt waren wir bei dem Orte angelangt. Ein paar Hunde ſchlugen an, die aber, nachdem ihnen mein Begleiter zugerufen hatte, ſachte an uns heranſchlichen und, nachdem ſie uns gehörig berochen, wieder nach Art dieſer Wolfshunde mit hängendem Kopfe und eingeklemmtem Schweife zurück auf ihre Stellen krochen. — In der Mitte eines freien Platzes lagen einige Kleidungsſtücke unordentlich über einander geworfen, neben denſelben ſteckte in einem eiſernen Ringe, welcher an einem kleinen Pflocke in der Erde befeſtigt war, eine Pechfackel, welche den Schauplatz mit ihrem rothgelben Lichte beleuchtete. Einige der Räuber ſtanden um die

Kleidungsstücke und schienen darüber Rath zu halten; ein Theil hatte sich um ein Fäßchen Wein gelagert, und der immer volle Czuttora ging unausgesetzt von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Hier dehnte sich der Eine und streckte die gewaltigen Glieder ins Gras, während ein Anderer dort, auf einen umgestürzten Baumstamm hingekauert, in einen Schinken sich hinein fraß. Wie im Hafen zu Triest, sprach man hier alle Sprachen des Reiches. Hier führte mit volltöniger, bedächtiger Stimme ein ungarischer Redner das Wort, dort stritten sich zwei Croaten mit ihrer ihnen eigenen sanguinischen Heftigkeit; dort wandelte einsam ein, vor zwanzig Jahren, relegirter Student, dem die fidelen Burschenweisen nicht aus dem Kopfe wollten, und brummte vor sich hin im tiefen Baß: edite, bibite!

Jetzt hatte mich Fejér erblickt und rannte auf mich zu, indem er einen Säbel hoch in den Lüften ober seinem Haupte schwang, und in leidenschaftlicher Freude mir entgegenrief: Fejér ist nimmer waffenlos, ein Pandur mußte erbleichen und mir seine Waffe lassen, da er es wagte, mit derselben einem meiner Kameraden das Lebenslicht auszublasen. Doch jetzt komme mit mir und laß dich unsern Kameraden vorstellen. Und hin zog er mich, wo die Fackel den Platz erhellte, um welche sich bereits ein Theil der Gesellschaft gesammelt hatte.

Freundschaftlich wurde ich von Allen an und aufgenommen, nachdem man mir früher die Bedingung zuge-

ſtand, mich ſobald es mir hier nimmer gefalle, ungehindert von der Geſellſchaft trennen, und nach geleiſtetem Verſprechen des Stillſchweigens meinen Aufenthalt ungeſtört, wo immer, wählen zu können. Treuherzig, ſchüttelten ſie mir alle die Hände, und ein Lebehoch, von Fejér auf mein Wohl ausgebracht, wurde von der Geſellſchaft im Chore nachgebrüllt. Die Czuttoras waren im unausgeſetzten Gange. Der ſchon erwähnte geſangsluſtige Minervensſohn umarmte mich ganz gerührt. Jetzt ſey er ganz in ſeiner Wonne verſicherte er mich da auch ein Kunſtgenoſſe bei der Geſellſchaft wäre, denn, ſetzte er gutmüthig leiſe hinzu, die Kerls ſind muthig wie Löwen und treu wie die Hunde aber in den ſchönen Künſten unwiſſend wie die — Auſtern.

Dieß freie, ungezwungene Leben, in welchem jeder ſein eigener Herr war und Alle für Einen ſtanden, gefiel mir. — Ich machte mehrere Streifzüge mit, meine Unerſchrockenheit hatte mir das Zutrauen und die Liebe meiner Kameraden verſchafft, vor Allen aber ſchloß ſich mit inniger Freundſchaft Fejér an mich an. Auch er war einer derjenigen, welche das Schickſal aus dem Kreiſe der Seinen hinausgeſtoßen hatte, auch er kannte die Seligkeit eines ſtillen, häuslichen Glückes, bis ihm der Tod zuerſt ſeine Kinder, dann ſein treues Weib von der Seite riß. Falſche Freunde betrogen den tief Gebeugten nun um ſeine wenige Habe. Arm und von Allen verlaſſen, ſuchte er unter der Fahne ſein Heil, wollte er in dem geräuſch-

vollen Soldatentreiben ſeines Herzens innerſten Schmerz übertäuben; allein wegen eines Überſehens im Dienſte hart gezüchtiget, verließ er ſein Regiment und fand hier eine Freiſtätte, wo er ungekränkt ſein verlornes Lebensglück betrauern konnte.

Oft gingen wir zuſammen im traulichen Geſpräche vertieft. Ich erzählte ihm von den ſeligen Stunden, wo mich die Liebe einſt ſo hoch beglückte; er malte mir mit den friſcheſten Farben das Glück des häuslichen Stillebens, das er einſt im vollſten Maße genoſſen; wie er an der Seite ſeines braven Weibes nach vollbrachten Tageswerke ſaß, und die Kinder um ihn ſpielten, wie das größere von ihnen, ein Knabe von drei Jahren auf ſeinen Knieen ritt, während das kleinere, ein Gleiches verſuchend, an ihn hinaufkletterte und mit ſeinem Barte ſpielte. O! rief er dann, von Wehmuth ganz ergriffen: dieß Alles iſt für mich auf immer verloren! Warum gingt ihr alle von mir und ließt mich allein zurück in der kalten Welt, die mir fremd iſt. Doch ich komme bald zu euch ihr Guten, dann reißt kein Tod euch aus meinen Armen, dann wird der gebeugte Vater nimmer über den Leichen ſeiner Kinder weinen. — Seine Hände zitterten, die gefaltet über die Bruſt hinabſanken, und Thränen rieſelten über die bleichen Wangen. Mit freundlichen Worten ſuchte ich ihn zu tröſten, allein er wies die Tröſtungen von ſich, indem er ſagte: Laß mir meinen Schmerz, er iſt mein Vertrauter geworden, er führt mich auf die Grä-

der meiner Lieben, die noch das Einzige ſind, was mir von meinem Glücke zurückgeblieben iſt. Du kannſt, fuhr er fort, dieſe Seligkeit vielleicht noch genießen, du biſt ein junger Menſch, und wenn die Zeit den Kummer über deine betrogene Liebe geheilt haben wird, dann gehe wieder hinaus in die Welt und werde ein guter Staatsbürger, ein glücklicher Hausvater. So unmöglich mir dieſe Idee auch anfangs vorkam, ſo dachte ich doch in mancher einſamen Stunde ernſthafter darüber nach, und es dämmerte in mir der Gedanke auf, wenn du einſt nach vielen Stürmen in dem Hafen der häuslichen Glückſeligkeit landen könnteſt? Und das Bild, das mir Fejér oft vormalte, trat mir lebhaft vor die Augen, und ein Verlangen nach dieſem nicht gekannten Glücke erfüllte meine Seele. Doch es hielten mich ſtärkere Bande an die Geſellſchaft und an Fejér, als ich je glaubte, und es blieb wieder Alles beim Alten.

Da brachte eines Tages ein ausgeſandter Kundſchafter die Nachricht: Eine bedeutende Karavane Kaufleute zöge durch den Wald, doch ſey dieſelbe wohl bewaffnet und habe überdieß noch eine bedeutende Bedeckung bei ſich. — Die ganze Bande verſammelte ſich in Eile, man bewaffnete ſich, verſah ſich mit Munition, und fort ging es der Heerſtraße zu. Wir warteten nicht lange, ſo ſahen wir die ganze Karavane über den kleinen Hügel herabkommen. Es waren nahe an zwanzig Wagen, neben denſelben gingen ihre Eigenthümer mit den Gewehr-

ren über den Rücken, die Avant- und Arriergarde bildeten einige Panduren. Sie kamen auf uns zu, jetzt waren sie schon ganz nahe. Da erscholl unser Zeichen, wir umringten die Überraschten und forderten unsern Tribut. Noch waren sie betäubt, da fiel ein Schuß von einem der Zurückstehenden, und leblos fiel Fejér an meiner Seite zu Boden.

Das war das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. Die Panduren stürzten auf uns zu und das Gemetzel wurde allgemein. Allein unsere Bursche hielten sich wacker; nicht lange so waren wir Herren des Platzes, was sich uns entgegenstellte ward niedergemacht. Ein Theil flüchtete sich in den Wald hinein, ein Theil verkroch sich unter die Pferde und bat flehend um Gnade. Ich hatte mich bis zum letzten Wagen durchgekämpft. Er war leer und sein Besitzer entflohen; ein leises Schluchzen tönte vom Walde her, ich rannte der Stimme zu und erblickte einen Mann an einen Baum gelehnt, der trostlos die Hände rang, an ihn klammerten sich zwei Kinder, welche bitterlich weinten. Wie eingewurzelt stand ich vor diesem Bilde, die Hand, welche sich schon zum Hiebe erhoben, sank wie gelähmt an mir hinab; da erschaute mich der Geängstigte und mit dem Ausrufe: Erbarmt euch meiner Kinder! sank er zu meinen Füßen nieder.

Der Zorn war von mir gewichen, die Mordlust machte dem Gefühle des Mitleidens Platz. Ich ging auf ihn zu und hob ihn auf, meinen Schutz verheißend. — Für's

erſte fort von hier, ſagte ich zu ihm, und zog ihn ſammt den Kindern fort; denn kommt ihr meinen Kameraden zu Geſicht, ſo kann ich euch für euer Leben nicht Bürge ſeyn. Zu viele der Unſern ſind durch euch gefallen, als daß ihre Rache nicht auf jeden von euch mit rückſichtsloſer Strenge fallen ſollte.

Endlich hatte ich einen ſichern Verſteck erreicht, ein von Niemanden gekanntes Plätzchen, welches Fejer und ich ſo oft beſuchten, eine in dem finſterſten Dickicht verborgene Höhle, welche vor Jahrhunderten der Regen gebildet zu haben ſchien, die aber jetzt von darüber hingewachſenen Geſträuchen und Baumwurzeln, von oben geſchützt und ganz bedeckt, dem forſchenden Auge des Suchers völlig unſichtbar war, nahm uns in ihrem Dunkel auf. — Hier verweilet, ſagte ich zu meinem Schützling, bis ich kommen und euch einen ſichern Weg aus dem Walde führen werde. — Großmüthiger Mann, entgegnete der Gerettete, des Himmels beſter Segen ſey für dieſe edle That dein Lohn! Nimm alles, was ich mit mir habe, fuhr er fort, indem er eine Brieftaſche aus ſeinem Rocke hervorzog und ſie mir einhändigen wollte, ſie iſt nicht ſo leer als du glaubſt, nimm ſie von mir zum Beweis meines aufrichtigſten Dankes. — Schweig! fuhr ich ihn unwillig an, willſt du mit Geld, mit dem Gelde, das bereits ſchon mit deiner Perſon mein eigen war, mir die That belohnen, zu welcher mein Herz mich antrieb? Behalte dein Geld und lerne dich überzeugen, daß es ein

höheres Gut noch gebe als Geld. — Bleib bei uns, riefen jetzt die Kinder, und hingen ſich an mich. Das Bild der kindlichen Unſchuld kämpfte meinen Unmuth wieder darnieder, welchen des Vaters Mäklerantrag in mir hervorgerufen hatte. — Ich werde wieder und bald zu euch kommen, ſagte ich, und küßte die Kleinen, indem ich ihnen Ruhe empfahl und ging, um zu ſehen, wie es mit meinen Kameraden ſtände.

Ich war noch nicht weit gegangen, ſo begegnete ich Einigen, welche mich zu ſuchen ausgegangen waren. Die Beute war bedeutend, aber bedeutender der Verluſt, den wir erlitten. Außer Fejer blieben noch drei der Unſern todt auf dem Platze, unter welchen ſich auch mein Kunſtverwandter befand. Er hatte in einem Wagen, der einem Buchhändler angehörte, einen ganzen Pack lateiniſcher Autoren entdeckt. Außer ſich vor Freude darüber, warf er ſeine Waffen von ſich, lud ſich den gefundenen Schatz auf den Rücken und wollte ihn zu einem ſichern Verſteck ſchleppen, ward aber von einem Panduren eingeholt, und da er ſich in dieſer Lage nicht vertheidigen konnte, von demſelben niedergehauen. Mehrere waren ſchwer, viele leicht verwundet.

Nachdenkend ging ich mit meinen Kameraden. In mir dämmerte ein Entſchluß, welchem ich eifrig nachhing. Fejer war todt, der Muſenſohn, der mir mit ſeinen Citaten ſo oft Vergnügen machte und ſo manche trübe Stunde mit ſeinem Ovid verſcheuchte, war nicht mehr.

Hier ſtand ich wieder allein. In meiner Seele tauchte wieder das Bild auf, das mir Fejér ſo oft und entzückend malte. Wir langten auf dem Sammelplatze an. Jubelnd empfingen mich die Kameraden, lobten laut meinen Muth und wollten ſich zur Theilung der Beute anſchicken.

Haltet noch, ich habe mit euch Allen zu ſprechen, ſagte ich mit feſter Stimme. Neugierig ſtellten ſie ſich im Kreiſe um mich, jedes Auge hing an meinem Munde. „Sagt mir jetzt Alle, fuhr ich in demſelben Tone fort, habe ich die Zeit, in welcher ich unter euch weile, mein Verſprechen erfüllt? — Bin ich den Pflichten, die gegen das allgemeine Wohl und gegen jeden Einzelnen einem braven Kameraden obliegen, nachgekommen?" —

„Du haſt deine Pflicht als braver Kamerad erfüllt, und unſer Aller Dank belohne dich dafür, riefen Alle wie aus Einem Munde."

„Das wollte ich von euch hören. Ihr werdet euch erinnern, daß ich mich nur unter einer Bedingung an euch anſchloß, nämlich ungehindert euch verlaſſen und meinen Stab weiter ſetzen zu dürfen."

„Wir erinnern uns wohl noch darauf, entgegneten ſie, und an ihren Mienen war zu leſen, daß ſie ſehr begierig ſeyen zu wiſſen, wo das alles hinaus wolle."

„Es iſt jetzt der Augenblick gekommen, ſagte ich, in welchem ich euch verlaſſen werde." Ein Ausruf der Beſtürzung entfuhr jedem, doch ohne mich dadurch ſtören zu laſſen fuhr ich fort: „Ich wiederhole mein Verſprechen,

gegen Jedermann zu ſchweigen auf immerdar. Habt Dank für meine Aufnahme, habt meinen größten Dank für eure herzliche Kameradenliebe und lebt wohl!" Ein weiches Gefühl hatte mich erfaßt, und mit unſicherer Stimme ſetzte ich hinzu: „und denket mein." Stille ward's im Kreiſe. Niemand entgegnete eine Sylbe, nur verwundert und überraſcht blickte einer den andern an. Da trat Illyés aus dem Kreiſe, dem die andern wegen ſeines Alters einen gewiſſen Vorrang unter ſich einräumten. Das weiße Haar und die gefurchte Stirne hatten etwas Ehrfurchtgebietendes.

„Höre Imre, ſagte er zu mir, wenn wir deine Uneigennützigkeit nicht Alle kennten, ſo würden wir dir unſere heutige bedeutende Beute ganz zum Geſchenke anbieten, um dich neuerdings an uns zu ketten! — Ja, ſie ſey dein! ſchrien Alle, doch der Alte geboth Ruhe, und ſtille war's wieder. — Da fuhr er fort: „Du biſt der Mann, der den Muth hat, dem Tode ruhig ins Angeſicht zu ſchauen, deinem umſichtigen Blick und deiner weiſen Anordnung danket ſo mancher von uns ſein Leben; du haſt gezeigt, daß du nicht allein zu kämpfen, daß du auch zu befehlen im Stande ſeyſt. Bleib bei uns, ſey unſer Hauptmann, wir ſchwören dir Alle unbedingten Gehorſam, und ſchwer ſoll der es büßen, der dieſen Eidſchwur bricht!" Und herab zog er ſeinen Kalpak, in einem Nu waren die Hüte von den Köpfen. — „Sey unſer Hauptmann! ſey unſer Hauptmann! ſchrien ſie Alle und ſchwenkten die Hüte."

Gerührt blickte ich um mich, doch mein Entſchluß ſtand zu feſt, um zu wanken. Dank euch Brüder! laßt mich gehen, ich kann nicht bei euch bleiben, ſagte ich, und ſuchte meine vorige Feſtigkeit wieder zu gewinnen. Lebt wohl und denket mein!

„Laßt ihn, ſagte der Alte, und winkte beſchwichtigend den Andern. Laßt ihn. Er kommt wieder zurück zu uns, denn wo fände er eine ſolche Liebe und Anhänglichkeit wie bei uns, bei ſeinen Kameraden.“

Ich rannte fort, das bittere Gefühl des Abſchieds hatte mich ſo mit Wehmuth erfüllt, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte.

---

9.

Meine Schützlinge hatten in banger Erwartung meiner Ankunft entgegengeſehen. Als ich eintrat, liefen die Kinder auf mich zu. Jetzt bleibe ich bei euch, ſagte ich zu ihnen, indem ich ſie herzte. Ihr ſeyd Kaufmann, fragte ich den Vater? — Ja in K....., entgegnete er. — Gut, ich gehe mit euch, ihr ſchwört mir, nie mich zu verrathen oder gegen Jemanden zu erwähnen, wer ich war, wo und wie wir uns getroffen haben. — Er ſchwur in meine Hand den Eid der Verſchwiegenheit und ich fuhr fort: Ich gebe euch zum beſſeren Betrieb eurer Handelsgeſchäfte mein Vermögen und werde euer Handelsgeſellſchafter. Sollte ich mich je von euch trennen, ſo

bleibt es bei eurem beſchworenen Verſprechen, und niemand ſoll dieſen Schwur je löſen können. Ich habe mich losgeſagt von meinen Kameraden, ich will ein ſtilles zurückgezogenes Leben von nun an beginnen, ich werde in eurem Hauſe leben, und wir wollen zuſammen nur eine Familie ausmachen. Seyd ihr deß zufrieden, ſo gebt mir eure Hand, nie ſoll es euch gereuen, ich werde eure Kinder als die meinen betrachten. Von Freude und von der ſo glücklichen Umſtaltung der Verhältniſſe ganz berauſcht, gab er mir die Hand und konnte nicht Worte finden, ſeinen Dank gegen mich zu äußern.

Wir langten glücklich in K..... an. Eine neue Welt zeigte ſich jetzt meinen Blicken, und alle Reize des häuslichen Stilllebens entfalteten ſich mir. Mit Eifer verlegte ich mich nun auf die kaufmänniſche Buchführung, den ganzen Tag hindurch arbeitete ich unausgeſetzt und freute mich, wenn Abends mir die Kinder entgegenſprangen und mir erzählten, was ſie den Tag über gelernt und wie weit ſie mit ihren Aufgaben gekommen. Mein Handelsfreund war Witwer, und ſo war unſer Familienkreis ſehr klein, doch ungeachtet deſſen fehlte es uns nicht an Vergnügungen. Wir fuhren mit den Kindern an den ſchönen Sommertagen in der Umgegend umher, ein Sommerhaus auf dem Lande wurde von unſerm gemeinſchaftlichen Gelde angekauft. Die Kinder bezogen daſſelbe, und wir beide wechſelten unſern Aufenthalt den Sommer hindurch, da wir wegen unſern Handlungsgeſchäften beide

zugleich uns nicht entfernen konnten. So verſtrich der Sommer. Im Kreiſe der Kinder war mir ſo wohl; ſtieg auch manchmal eine trübe Wolke an dem Horizont meiner Zufriedenheit auf, ſo wußten die Kinder ſie mit ihren unſchuldigen Scherzen ſogleich zu verſcheuchen. Oft wenn ich im Garten mit ihnen ſpielte, ward ich ſelbſt zum Kinde. Der Räuber Imre, der Schrecken um ſich verbreitend oft an der Spitze ſeiner Kameraden wie ein Würgengel geſtanden, balgte ſich mit Kindern um Nüſſe und erſtieg die Bäume, um Vogelneſter für ſeine Lieblinge auszunehmen.

Der Winter rief uns zur Stadt zurück und wir mußten darauf denken, wie wir die langen Abende uns angenehm verkürzen konnten. Ich ſpielte meinen Lieblingen auf der Flöte vor, ſang ihnen ein Lied, und erzählte ihnen ſo manche Sage vom König Geiſa und ſeinem Sohne, dem heiligen Stephan.

Im Städtchen kannte man mich nur dem Namen nach, ich hatte durchgehends keine Verbindungen, etwa die Handlungsverbindungen ausgenommen. Deſto mehr fing mein Freund an, ſich mit einer Geſellſchaft lockerer Geſellen zu verbinden, öfter blieb er vom Hauſe weg, und Abends, wenn wir bereits zu Bette waren, ſchlich er ſich fort und ging zu ſeinen Geſellſchaften, welche Spielbank hielten. Sobald ich dieſes erfuhr, machte ich ihm freundſchaftliche Vorwürfe, welche er anfangs dankbar aufnahm und mir verſprach, ſich von denſelben zurückzu-

ziehen; bei öfter vorkommenden Fällen ſchwieg er und entfernte ſich deſſen ungeachtet häufiger noch, ſo daß ich mit den Kindern und dem Geſinde beinahe gewöhnlich allein war. Dieſe Ausſchweifungen machten ihn zu ſeinem Geſchäfte untüchtig, und ſo ruhte die ganze Laſt der Handlung auf mir.

Die Hauptkaſſe war unter unſer beiderſeitigen Sperre. Es war eben Jahresſchluß, wo wir dieſelbe zu ſcontriren pflegten, als ich einen bedeutenden Abgang an barem Gelde bemerkte. Ich hielt es ihm vor, er läugnete, das verdroß mich, ich wurde heftiger und hielt ihm eine derbe Strafpredigt, welche damit ſchloß, daß, in ſo ferne er nicht dieſen Lebenswandel ändere und die ſchlechten Geſellſchaften meide, ich mich genöthigt ſehen werde, meinen Antheil aus dem Gemeinfonde herauszunehmen und mich gänzlich von ihm zu trennen.

Da erwachte der Eigennutz in ihm und die Furcht, durch dieſe Trennung mein Geld, das er ſchon für das Seine angeſehen hatte, zu verlieren, ergriff ihn dergeſtalt, daß er mich mit Thränen um Verzeihung bat und mir Beſſerung gelobte. Wirklich hielt er ſich in ſo weit zurück, daß er die Geſellſchaften nimmer beſuchte. Nur manches Mal kamen einige Leute zu ihm, mit welchen er ſich in ſein Zimmer einſchloß, und mit ihnen geheime Unterredungen pflegte. Seit dem Tage, an welchem ich ihn wegen ſeiner Verſchwendung etwas hart anließ, ging er mit ſcheuer Miene im Hauſe umher, meinen

Blick konnte er nicht ertragen, blieb sogar vom Tische weg; kam entweder, wenn wir bereits lange abgespeist hatten, und ließ sich das Essen aufs Zimmer bringen, oder schützte wichtige Gänge und Einladungen vor, welche ihn abhielten, nicht beim Mittagmahle zu erscheinen.

So verflossen acht Tage und ich wußte nicht, was dieses Betragen zu bedeuten habe; die geheimen Besuche kamen öfter, er ging mir endlich ganz aus dem Wege. Begegneten wir uns ja zufällig, so schrack er zusammen und entfärbte sich. Er war das lebende Bild des bösen Gewissens. Einige Nächte hindurch wollten die Mägde ihn in seinem Schlafzimmer ruheles auf und ab rennen gehört haben. Jetzt fing mir an um ihn bange zu werden, ich wollte, ja ich mußte ihn sprechen und seinen Kummer lindern. Vielleicht hat er Schulden und wagt es nicht, eine scharfe Rüge von mir befürchtend, sich mir anzuvertrauen. Ich ging zu seinem Zimmer, es war verschlossen, doch hörte ich in demselben leise flüstern. Ich ging zurück mit dem festen Vorsatze, heute noch mit ihm zu sprechen und dieser Spannung zwischen uns ein Ende zu machen. Gedankenvoll stand ich am Fenster, da hörte ich seine Thür aufschließen und sah ihn sammt einem Begleiter schnell über die Straße gehen. Indem ich noch hinaus sehe und mir diese Eile nicht erklären kann, kommt der jüngere Knabe, läuft auf mich zu, und von Schluchzen unterbrochen stottert er die Worte hervor: Lieber Vetter (so nann-

ten mich die Kinder immer) geh, lauf, flieh, der Vater und der böse Mann mit dem finstern Gesichte und dem großen schwarzen Barte sind gegangen um anzuzeigen, daß du ein Räuber wärest, sie wollen dich fangen; geh, lieber Vetter, laufe daß sie dich nicht bekommen. — Staunend hörte ich die Worte des Kindes. Sollte meine Ahnung, die ich mir kaum zu denken wagte, zur Wirklichkeit geworden seyn? — Kind du träumst, sagte ich zu dem Knaben, erzähle mir, wie kommst du zu solchen unglückseligen Gedanken?

„Ich suchte in dem kleinen Kämmerchen, das an des Vaters Zimmer stoßt, erzählte der Knabe, das Buch mit den schönen Bildern, welches du mir kaufteſt, da hörte ich den Vater mit dem bösen Manne kommen, ich wollte fort, allein zu spät, sie waren schon im Zimmer und der Vater hatte die Thür verschlossen. Ich verhielt mich ganz ruhig. Da sagte der böse Mann zum Vater: János, du darfst nicht länger säumen. Wenn du ihn nicht anzeigst, so gehe ich und werde mir allein das Geld verdienen, auch muß ich bis morgen die tausend Gulden haben, die du mir schuldig bist, ich kann nicht länger warten. — Ich wollte längst, entgegnete der Vater, aber eine Angst, welche ich nicht nennen kann, überfällt mich, so, daß ich es immer auf ein andermal verschiebe, auch lieben ihn die Kinder wie einen Vater, mehr aber als alles ängstigt mich das Versprechen, das ich ihm zugeschworen habe, ihn nie zu verrathen.

„Einem Räuber Wort halten! ſagte der böſe Mann und lachte. Nun, nun, wie du willſt. Habe ich nicht bis morgen mein Geld, ſo ſieh zu, was ich thun werde.“

„Nun ja, erwiederte der Vater mit ängſtlicher Stimme, ich gehe mit dir. — Gut, ſo gehen wir ſogleich. — Jetzt gleich, fragte der Vater ängſtlich. — Ja ſogleich, wiederholte der böſe Mann, und ſie gingen eiligſt fort, ich lief aber was ich konnte zu dir, um dich zu bitten, ja ſchnell fortzugehen, daß ſie dich nicht fangen.“

„Gutes Kind, ſagte ich gerührt und küßte den Knaben. Bleib ſo wie du biſt und bitte den Himmel, daß er dir dein gutes Herz erhalte. — Ich rannte über die Stiege, ſagte der Magd, welche mir begegnete, daß im Falle wer um mich fragte, ſie mich in dem herrſchaftlichen Garten ſuchen möchten, und ging den entgegengeſetzten Weg zum Thore hinaus.“

So wäre ich denn wieder ein Flüchtling! rief ich verzweifelnd aus, wieder hinaus geſtoßen aus dem wirthlichen Dache des ſtillen häuslichen Lebens in die kalte Welt. So ſtehe ich denn wieder allein ohne Freund? So ſind nun alle Bande zerriſſen, die mich an das Leben ketten. Treulos verläßt mich Alles, was mir lieb und theuer war. Bin ich denn allein der Unglückliche, dem es nimmer gelingt, ein Herz zu finden, das er ſein nennen kann auf dem weiten Erdenrund? Liege ich allein am Borne, dem die Freude entquillt, mit fruchtlos nach Labung lechzenden Lippen? Keimt in meinem Herzen der Wunſch nach

Liebe und Freundſchaft nur darum, daß ich ſie vergebens ſuche? Finde ich überall nur Trug und Täuſchung? — Wenn mein Kahn auf dem Meere des Lebens luſtig dem erſehnten Eilande zuſteuert, löſt es ſich in eitlen Dunſt und Nebel auf, und neuerdings wird der Nachen ein Spiel der ungeſtümmen Wogen. Nimmer kehrt in dieſe Bruſt der heiß erſehnte Friede, ich allein muß im Schmerz der ewigen Entbehrung untergehen!

So jammerte ich und rannte fort, unbekümmert wohin. Gibt es ja überall Menſchen, die fühllos das Glück ihres Mitbruders zertrümmern. Endlich ſchwinden meine Kräfte, meine Schritte wanken, betäubt und meiner ſelber kaum bewußt, ſinke ich in einer gänzlichen Abſpannung meiner Sinne zuſammen. Lange mochte ich in dieſem Zuſtande da gelegen ſeyn, da weckte mich ein Geräuſch aus meinem todtenähnlichen Schlummer. Ich ſchaue auf und vor mir ſteht wie ein Geſpenſt der Nacht der Zigeuner aus St.... Wild flattert ſein gebleichtes Haar um die gefurchte Stirne, und ſtarr blickt mich ſein lebloſes Auge an; da bewegt ſich ſein Mund und haucht die Worte zu mir nieder: „Der Freund, der euch ſein Leben dankt, wird euch verrathen, die Treue, die ihr vergebens ſucht, findet ihr erſt dort, wo die blutige Hand ſie euch gelobet!“ — Ja Unglücksprophet, rufe ich aus, indem ich mich vom Boden aufraffe, du ſprichſt wahr, dort werde ich die Treue finden, die ich vergebens ſuchte.

Zu euch ihr Söhne des Waldes will ich zurückkehren, ihr werdet mich freundlich aufnehmen, ihr werdet mich nimmer täuschen. — Vom Gefühle hingerissen, hatte ich nicht bemerkt, daß, während ich enthusiastisch die Worte ins Dunkel der Dämmerung hinaus perorirte, mein Prophet verschwunden war. Ich suche rings umher, keine Spur eines lebenden Wesens in der weiten Ebene, schweigend liegt die Nacht auf der Gegend.

Du räthselhaftes Wesen, das du mir mit seinen unglückverheißenden Prophezeihungen so unberufen in den Weg tritst, und jede unglückliche Katastrophe meines Lebens mit deiner gespensterhaften Erscheinung zu schließen scheinest, stehe mir Rede, bist du von den bösen Mächten gesandt, mir auf meinem Lebenswege jede Blume der Freude zu knicken, ehe sie sich noch ganz entfaltet? — Bist du der Meister meiner Schicksale, der sie, was ich auch zur günstigeren Wendung derselben versuchen möge, erbarmungslos mit eiserner Faust in die von ihm bestimmte Form hineinzwängt? oder bist auch du ein unglückliches Geschöpf, das die erzürnte Gottheit mit unsichtbaren Banden an meine Schicksale gekettet hat? — Keine Antwort, stille blieb's, kein Lüftchen regte sich und ruhig schwamm der Mond im Azurmeer des Himmels. — Wirst du mir nimmer Rede steh'n? — Werd' ich in diesem Leben dich nimmermehr erschauen, grauenhaftes Phantom, das wie ein unheilbringender Komet am Himmel meiner Freuden einherzieht? rief ich mit starker Stimme

hinaus in die weite Fläche, und in kreisförmigen Schwingungen rollten die Töne weit fort, und schienen noch am fernen Horizonte wiederzuhallen.

Da wehte ein rauher Nord über das kahle Stoppelfeld hin an meinem Haupte vorüber, und sauste mir in den klanglosen Tönen meines Propheten bedeutend die Worte: „Nimmer! Nimmer!" ins Ohr.

Kalter Schauer rieselte durch meine Gebeine, eine Furcht und Bangigkeit, welcher ich nicht Herr werden konnte, hatte mich erfaßt und trieb mich unaufgehalten fort, bis ich wieder hier anlangte. — Mit lautem Jubel empfingen mich die Kameraden, allgemein wurde meine Wahl zum Hauptmann bestätiget, und ich schwur dagegen, nimmermehr und unter keinerlei Vorwand je die Bande zu verlassen.

Fünf Jahre sind seither vergangen, ich suchte meine Kameraden wieder der Menschheit näher zu bringen, sie halten fest an mich, und obgleich ich unbedingten, blinden Gehorsam fordere, und ihnen nicht selten die strenge Vollziehung meiner Befehle schwer fällt, so ist doch nichts im Stande, ihre mir angelobte Treue schwanken zu machen. Nur bei mir will der Friede nicht einziehen, meine sturmbewegte Brust kennt keine Ruhe. Mir ist am wohlsten, wenn ich mit meinen Kameraden in Sturmesheulen die Urwälder des Bakonya durchstreife. Wenn der Donner brüllt und im zehnfachen Echo die Berge wiederhallen, wenn die Natur im Aufruhr sich selbst bekriegt, da wirds

ſtille in meiner Bruſt; doch nicht lange, ſo beginnt der böſe Dämon in mir zu walten. Der Kummer über das verlorne Lebensglück nagt wie ein giftiger Wurm an der Blüthe meiner Zufriedenheit, er bleicht meine Wangen und zehrt langſam von meinem Marke. So ſiehſt du mich, theurer Freund! nur noch ein Schattenbild deſſen, der einſt an der Göngös mit dir vom ſtillen häuslichen Glücke träumte, und bei den Majalis die Reihen der Tänzer anführte. Von der, die ich anbetete, treulos hintergangen, von einem Freunde, der mir Alles verdanket, ſchändlich verrathen, aus dem geſelligen Kreiſe des häuslichen Verkehrs hinausgeſtoßen, das Haupt einer Räuberbande, von jedem gefürchtet, geflohen und verachtet, bin ich keinen Augenblick ſicher, gefangen und vor die Gerichte geſchleppt zu werden, ſagte er mit thränenden Augen, und drückte mich an ſeine ſchmerzdurchwühlte Bruſt.

Doch der Morgen graut bereits, fuhr er fort, indem er ſich von mir los wand, ich habe dich mit meiner Erzählung um deine Nachtruhe gebracht, allein gönne mir die Freude, dich, den Freund meiner Jugend noch einmal geſehen und an mein Herz gedrückt zu haben; dein Anblick träufelte mir mildernden Balſam in die Wunde meines Herzens. Doch jetzt lebe wohl, du darfſt nicht länger bei mir weilen. Die Pferde ſind angeſpannt, ſagte er, nachdem er zum Fenſter hinabgeſehen hatte, deine Koffer aufgepackt, zwei von meinen Leuten werden dich bis an die

Landstraße geleiten, wo du dann sicher deine Reise weiter fortsetzen kannst. Er führte mich hinab zum Wagen, wo bereits ein Theil seiner Leute denselben umstand. — Lebe wohl, theurer Freund! und vergiß nicht deinen armen Bruder Imre, sagte er mit schluchzender Stimme. Einen langen Kuß drückte er noch auf meine Lippen und verschwand unter seinen Leuten. Ich warf mich in den Wagen und weinte laut.

---

## 5.

Einige Jahre vergingen, da führte mich unvermuthet ein Geschäft durch St ... Mit einer ungewöhnlichen Menschenmenge waren die Straßen gefüllt. Ich hielt vor dem Gasthofe, wo ich einst mit Imre mein Abschiedsfest gefeiert hatte. Neugierig sprang ich aus dem Wagen und wollte den Nächstbesten um die Ursache dieses ungewöhnlichen Zusammenlaufes fragen; doch kaum war ich aus dem Wagen, so bemerkte ich Imre's unglückverkündenden Propheten, den alten Zigeuner. Kaum traute ich meinen Augen, ich ging auf ihn zu, doch er hatte mich schon bemerkt, und in langsamen feierlichen Tone sagte er zu mir: „Er hat die Ruhe gefunden, die er immer vergebens suchte, denn er hat in dem Hause zwischen drei Mauern die Thürme dieser Stadt

zum letzten Male erblickt." — Von bangen Ahnungen ergriffen laufe ich in die Schenkstube, wo so eben mehrere neuangekommene Gäste um den Wirth herum standen. Was soll die ungewöhnliche Menschenmenge hier in den Straßen? fragte ich hastig den Wirth; — meine Pulse klopften hörbar, und mein Herz drohte vor Angst zu zerspringen. — „So eben, entgegnete der Wirth ganz gleichgültig, wurde der berüchtigte Räuberhauptmann Imre hingerichtet."

# Die Bettlerkirche.

Ballade.

Von Johann N. Vogl.

Zu Rom im gold'nen Saale kniet vor dem Papſt Johann,
Mit bleichem wüſten Antlitz, ein rauher Kriegersmann,
Sein Haar iſt wirr und ſtruppig, beſtäubt ſein ledern Kleid,
Doch iſt kein Schwert zu ſehen wie ſonſt an ſeiner Seit'.

Vom Fuß des heil'gen Vaters küßt er hinweg den Staub,
„Ach daß das Ohr der Gnade nicht meinem Flehen taub,
Ach daß ein Strahl der Sühne, ein milder Friedensſchein
Durch Nacht und Frevel zöge in meine Bruſt voll Pein."

„Mit Ziska's wilden Horden zog ich durch's Mährerland,
Im Blick nur Gier zum Morden, zum Schlag bereit die Hand,
Zu groß war mir kein Frevel, zu ſchändlich kein Verrath,
Zu heilig keine Unſchuld, zu blutig keine That."

„Auf grünem Bergesrücken ſah ich vom Felsgeſtein
Einſtmals ein Kloſter ragen zu Thal und Wieſenrain,
Da rief ich den Geſellen: „Friſch auf, hier gibt's zu thun,
Ihr ſchmucken Nönnchen drinnen, ſollt warm zur Nacht heut' ruh'n."

„Bald ward der Bau umſtellet, ſchon flog der Feuerbrand,
Da quoll der Rauch in Wirbeln um Thurm und Mauerrand,
Und rothe Flammen leckten durch's Dachgeripp' empor,
Doch horch — im Kloſter drinnen erſcholl's mit Eins im Chor."

„Die Himmelsbräute ſangen ſich ſelbſt den Grabgeſang,
Es ſcholl wie Engelsſtimmen, es klang wie Harfenklang,
Wie Silberwellen rauſchen, wie Frühlingswinde zieh'n,
So wogten durch die Lüfte die heil'gen Melodien."

„Und hoch und höher wälzte, bis zu der Thürme Knauf
Und wild und immer wilder die Flamme ſich hinauf,
Allein dazwiſchen tönte der wundervolle Chor
Durch Sturz und Feuerpraſſeln, ein ew'ger Strom hervor."

„Da faßte mich im Innern ein nie empfund'nes Grau'n,
Fort wollt' ich und ich mußte doch ſtets die Flammen ſchau'n,
Stets mußt' das Ohr ich leihen dem Sang ſo weh und ſüß,
Der mir mit ſeinen Tönen die rauhe Bruſt zerriß."

»Jetzt stürzten Dach und Giebel, nur Schutt und Graus ringsum.
Da klang es immer leiser, da ward es grabesstumm,
Es peitschte das Entsetzen mich von dem Schreckensort,
Von meinem Troß und Ziska und aus dem Lande fort"

»Nicht Ruhe konnt' ich finden, wohin ich auch entwich,
Stets hört' ich jene Töne, stets klangen sie um mich,
Stets peitschten sie mich weiter in haltlos wilder Hast,
Bis sie hieher mich trieben mit meiner Sünden Last."

»O sprecht, wie kann ich tilgen nunmehr so blut'ge Schuld,
Wie mag ich mir erringen des Allerbarmers Huld,
Legt mir die strengste Buße jetzt auf, die jemals trug
Ein fluchbeladner Sünder, nicht ist sie streng' genug."

Da spricht der Papst zum Krieger, der wieder reuerfüllt
Zur Erde hingesunken, das Antlitz sich verhüllt.
»Wohl hast du schlimm gehandelt an Gott und Christenheit,
Doch vieles auch kann tilgen die Buße und das Leid."

»So sollst du denn von heute, zu sühnen dein Vergeh'n,
Baarfuß und als ein Bettler von Thür' zu Thüre geh n,
Sollst nimmer Ruh' dir gönnen noch Rast an einem Ort,
Und gleich dem jüd'schen Wand'rer hinwandern fort und fort.

„Sollſt zieh'n durch alle Lande, ſollſt dulden Schmach und Weh'
Auf fernen fremden Wegen bis an die blaue See,
Um einen Pfennig betteln ſollſt du an jedem Haus,
Und murren nicht, ſtößt Einer unwillig dich hinaus."

„Und ſollſt den Pfennig legen zum Pfennig immerdar,
Bis daß dein Säkel ſtrotzend vom Golde blank und baar,
Dann ſollſt du wieder bauen alldort ein Gotteshaus,
Wo du das alte Kloſter geſtürzt in Glut und Graus." —

Da hebt der Kriegsmann wieder ſich auf von ſeinen Knie'n,
Und küßt den Fuß des Papſtes, d'rauf ſeine Thränen glüh'n,
Dann geht er fort, im Innern von tiefſter Reu' bewegt,
Zu wandern und zu büßen, ſo wie's ihm auferlegt.

Und eh' noch wen'ge Stunden im Lauf der Zeit entflieh'n,
Sieht man von Thür' zu Thüre ihn ſchon als Bettler zieh'n,
Er geht von Hütt' zu Hütte mit aufgehalt'ner Hand,
Und fleht um eine Gabe an ſtaub'ger Straßen Rand.

So zieht er immer weiter durch Welſchlands Blüthenau'n,
Durchwandert Deutſchlands Fluren, des Pohlenlan-
des Gau'n,
Bis weit hinauf zum Norden, wo eiſ'ge Lüfte weh'n,
Und läßt nicht ab zu wandern und läßt nicht ab zu fleh'n.

Und Jahre flieh'n um Jahre, wie ward er blaß und fahl,
Zu Schnee gebleicht die Locken, sein Leib so dürr und schmal,
Schon schlottern seine Kniee, unsicher schwankt sein Tritt,
Da hat den Schatz erbettelt der reu'ge Taborit.

Nun zieht er fort nach Mähren, in Sturm und Sonnenglut,
Es ist die letzte Reise, die er im Leben thut,
Und nun er angelanget, wo einst das Kloster stand,
Da wird's ihm wohl und wehe, wie's nie er sonst empfand.

In's Haus zu einem Meister tritt er noch hin zur Stund',
Der soll die Kirche bauen dort auf dem alten Grund,
Er reicht ihm dar den Säckel, zu schaffen was gebührt,
Damit der Bau des Klosters in Eile werd' vollführt.

Da regen sich die Hände dort auf dem öden Hag,
Da rollt's von schweren Karren, es klingt der Hammer Schlag,
Da klettert's an den Leitern in nimmer müdem Lauf
Und leere Kübel sinken und volle steigen auf.

Er selber schleppt die Steine zum Bau mit letzter Kraft,
Bis endlich ihm die Sehne im harten Frohn erschlafft,
Es sinken seine Hände, die Last wird ihm zu schwer,
Er fühlt's, es geht zu Ende, nicht büßen darf er mehr.

Und als der Bau gediehen und hell im Sonnenſchein
Mit Thurm und Gibel blickte hinab zum Wieſenrain,
Da ſenkte drin den Bettler ins Grab die fromme Schaar,
Ein ſchlichter Stein nur weiſet den Platz dort am Altar.

Seitdem nun ſchaut das Kloſter herab vom Bergesrand,
Und wird die Bettlerkirche geheißen nur im Land,
Und kündet von dem Stifter noch jetzt in dieſer Friſt,
Wie ſchwer er einſt gefrevelt, wie ſtreng er hat gebüßt.

# Marlborough's erste Liebe.

Erzählung

von Franz Fitzinger.

Marlborough s'en va-t-en guerre.

Altes Volkslied.

## 1.

In einer engen Stube des unscheinbarsten Hauses der Viviennestraße zu Paris gestaltete sich eine recht betrübte Scene.

Maillon, der Familienvater, nahe den Siebzigen, in dessen Hause seit lange der bitterste Mangel mit dem ganzen traurigen Gefolge schwarzer Sorgen eingekehrt war, saß oder lag vielmehr in dem alten Lehnstuhle, den einen Fuß in wollene Tücher gehüllt, auf dem Antlitze die Züge des doppelten Leidens der Krankheit und der Entbehrung, während Gertrude, seine Gattin, selbst im beklagenswerthen Zustande stäter Kränklichkeit, mühevoll bald hierhin bald dorthin trippelte, ihrem Manne die nöthige Hilfe zu reichen, in so weit es die

Dürftigkeit des Einkommens gestattete. Außerdem war auch Gertrude bereits sehr bejahrt, und Beide hatten auf der weiten Erde keinen andern Trost, als ihre achtzehnjährige Tochter, welche durch ihrer Hände Arbeit die Ältern ernährte. —

„Marianne bleibt heute lange!" seufzte der Greis, indem er das halberloschene Auge sehnend auf die Thüre heftete, dann wieder die leere Arzneiflasche in der zitternden Hand hin und her bewegte und sie betrachtete, wie ein im Moor Versinkender den wehmüthigen Blick auf den noch fernen Wanderer richtet, von dem er Rettung hofft.

Gertrude bemerkte es mit feuchtem Auge. „Sie wird wohl wieder recht Mühe gehabt haben, die Arbeiten anzubringen," sagte sie. „Mein Himmel! es sind nun einmal zu Viele, die aus der ersten Hand liefern, und so muß auch die arme Marianne ihr Schicksal theilen. Aber dafür kommt sie auch mit Heilmittel und Nahrung, das brave Kind; ach, wenn ihr Fleiß nur so viel erübrigen könnte, dir endlich einmal ein neues Kissen anzuschaffen. Es geht mir fürwahr zu Herzen."

„Des Mädchens guter Wille," unterbrach sie Maillon, „ihr reiner Wandel sind das herrlichste Kissen, das ich wünschen kann, mein müdes Haupt mit Beruhigung über ihr künftiges Loos ins Grab zu legen. Übrigens scheint mir auch Curchill sie ehrlich zu lieben, das heißt, in der Absicht sie zur Frau zu nehmen.

„Es ist ein braver, junger Offizier, und nach seinem Herzen und Gemüthe Mariannens vollkommen werth; aber lieber Mann, sein Stand und der ihrige—?"

„Nun, wir haben sie eben nicht auf der Straße gefunden, so wenig als Curchill sie dort fand, und— und kurz, ich hoffe! Das wirst du mir doch nicht wehren wollen?"

„Gott behüte!" entgegnete Gertrude, „bin ich doch selber überzeugt."

„Stille!" rief Maillon, „mir deucht sie kommt."

Marianne trat herein. Sie schien düstere Wolken, die ihr auf der Stirne schwebten, durch den hellen Strahl ihres freundlichen Blickes zerstreuen zu wollen. Ein ärmlich einfaches, aber nettes Kleid umhüllte die schlanke, reizende Gestalt, welcher angeborne Beweglichkeit eine eigenthümliche Anmuth verlieh.

Mit verkürztem Athem, wovon nicht nur das schnelle Gehen die Ursache war, eilte sie sogleich an das Krankenlager des Vaters, und reichte ihm mit kindlicher Sorgfalt die Arzenei in der abgenützten Schale.

„Und das Brot, mein Kind?" fragte die Mutter nach einigen Minuten befremdlichen Schweigens, indem sie vergebens nach solchem gesucht hatte.

Marianne schlug die Blicke schweigend zu Boden, und eine Thräne stahl sich unter den glänzenden, langen Wimpern hervor.

„Du haſt deine Arbeiten nicht verkauft?" drang die bekümmerte Alte weiter in ſie, mit dem Tone des Mitleids.

„Ich habe ſie verkauft, aber —"

„Das Geld verloren? — Armes Kind!"

„Das nicht, gute Mutter, aber ich erhielt ungeachtet aller Bemühungen eben nur ſo viel, um — um den Reſt in der Apotheke zu bezahlen, und dieſes Fläſchchen Arznei. Denkt nur, man will uns — nicht mehr borgen! Seyd verſichert, ich that Alles, was ich konnte, allein es war dießmal unmöglich mehr dafür zu bekommen, und—" Sie bedeckte ihr hocherröthendes Geſicht mit dem Tuche.

„So haben wir heute nichts zu eſſen," murmelte die Mutter zwiſchen den Zähnen. — „Ach, Marianne, wenn dein edler Freund wüßte."

„Er ſoll es nicht wiſſen," fiel Jene ſchnell ein, „eher will ich mir die Finger blutig nähen und die Füße wund laufen, ehe ich Almoſen für meine Ältern von ihm nähme."

Die Thür öffn te ſich wieder, und eine hohe, blühende Jünglingsgeſtalt, in der ſchimmernden Uniform des königlichen Garderegimentes trat herein.

„Ach, Curchill!' rief Marianne freudig aus, das weiße Tuch geſchwind in einen Winkel werfend.

Der junge Militär erwiederte mit einem warmen Händedrucke den Gruß der Geliebten, aber das Zweideutige ihres Tones, und ein einziger Blick in ihr Auge überzeugten ihn, daß ihre Freude ihn zu ſehen nicht ſo

ganz ungetrübt ſey, wie er es ſonſt wohl zu treffen gewohnt war.

Die Mutter betrachtete ihn ſchweigend, doch mit dem Ausdrucke des Vertrauens zu Einem, von deſſen Großmuth ſie mit Grund Erleichterung des Elendes der Familie erwartete.

Marianne bemerkte dieß wohl und gab ihr einen leiſen, aber verſtändlichen Wink, in welchem die Bitte lag, den geſteigert unglücklichen Zuſtand des Hauſes ja nicht zu verrathen.

Doch vergebens; Curchill's Scharfblick hatte das Geheimniß durchdrungen.

„Marianne," ſagte er mit dem Tone der liebevollſten Theilnahme, wozu Verſtellung? ſie gelingt dir nicht. „Hab' ich es doch ſelbſt erfahren, durch Zufall, daß eine augenblickliche, drückende Verlegenheit" —

„Nein, nein!" fiel ihm das Mädchen ins Wort, „Sie irren, ja, Sie irren gewiß, und ich will Ihnen frei und offen die Urſache entdecken."

„Ich irre nicht," verſetzte Jener mit Beſtimmtheit, „und deine Aufrichtigkeit, theuere Marianne, würde mich beſſer ehren, als deine Zurückhaltung."

Da vermochte Marianne nicht länger zu ſchweigen. „Wenn es ſo iſt," rief ſie, ohne zu ſtocken, „ſo will ich's nur bekennen, daß die Mittel nicht mehr ausreichten, meinen Ältern für heute, ach, vielleicht auch auf länger, ſelbſt nur das Unentbehrlichſte zu verſchaffen."

„Hungern ſolltet ihr, und ich dürfte es nicht einmal wiſſen?" ſagte Curchill, ſeine Börſe ziehend, und verſuchte Mariannen ein Goldſtück aufzudringen.

„Nimmermehr, Curchill, das war, Gott weiß es, nicht meine Abſicht. Ich habe bekannt, weil — weil Sie es ſchon wußten: im übrigen bin ich jung und an Arbeit gewohnt, und der Himmel wird uns vielleicht noch eher helfen, als wir es denken."

„Laſſe mich ſein Geſandter ſeyn, Marianne, und ihm allein magſt du es danken, nicht mir."

Marianne zögerte noch immer das Geld zu nehmen, da ſagte Curchill mit lächelndem Ernſte: „Gut, du ſollſt auch nichts haben, und reichte es der Mutter, die ihre Tochter mit halb fragenden halb flehenden Blicken anſah, um erſt ihre Billigung abzuwarten.

Curchill überlegte eben, wie er den Dankbezeugungen ausweichen ſolle, gegen deren Empfang überhaupt er von Natur aus einen eigenen Widerwillen hatte, als ſein Diener hereintrat, der ihn bereits ſeit einer Stunde ängſtlich ſuchte, obgleich er hätte vermuthen können, ihn am ſicherſten da zu treffen, wo er ihn traf.

„Der Herzog von Montmouth," meldete er faſt athemlos, hat nach Ihnen geſchickt, Sieur, und erwartet Sie in dieſem Augenblicke."

Überraſcht ob dieſer Berufung, deren Zweck er ſich nicht erklären konnte, verließ Curchill, nach kurzem Abſchiede von der Geliebten, und den Ihrigen, ſchnell das Haus.

## 2.

Ludwig XIV. hatte den Holländern den Krieg erklärt, entschlossen, in eigener Person gegen sie zu Felde zu ziehen. Die Truppen in den Provinzen, wie in der Hauptstadt waren bereit, und harrten nur des Befehles zum Aufbruche. Dieser sollte in den nächsten Tagen wirklich erfolgen, und darauf sich beziehende Anordnungen bildeten den Inhalt eines ernsten Gespräches, welches der Herzog von Montmouth, Karl des Zweiten von England natürlicher Sohn und General in der fränkischen Armee, mit seinen Offizieren hielt, als ihm die Ankunft des Fähnrichs Curchill, den er berufen lassen, gemeldet wurde.

Hohe Freude malte sich auf dem Antlitze des würdigen und erlauchten Kriegers, welche sich die ihn umgebenden Gefährten wohl erklären konnten, welche gar wohl wußten, daß es nicht nur der nahe, herrliche Triumphe verheißende Feldzug sey, was den Freund und Zögling des Waffenspieles jetzt so froh erregte.

Er entließ nun die Officiere, um völlig ungestört zu seinem jungen Günstlinge sprechen zu können.

Curchill trat ein, und ein unbeschreiblich wonniges Lächeln floß um den Mund des Herzogs, der seine ehrfurchtsvolle, doch von jeder Scheu weit entfernte Begrüßung freundlich erwiederte.

„Hier, mein junger Freund," rief er ihm ohne weitere Anrede entgegen, „empfangen ſie den einſtweiligen Lohn Ihres außerordentlichen Eifers im Dienſte, und die aufrichtige Verſicherung, daß es einer der froheſten Momente meines Lebens ſey, Ihnen denſelben perſönlich zu reichen." Mit dieſen Worten übergab er ihm ein geſiegeltes Blatt. „Es enthält Ihre Ernennung zum Capitän bei meinem Regimente," vollendete er, und ſchloß den jungen Soldaten in ſeine Arme.

Doch wie erſtaunte er, als er anſtatt der trunkenen Wonne, die er zu ſchauen erwartete, in deren Vorgenuß er lange geſchwelgt hatte, Gleichgültigkeit, ja ſogar tiefe Trauer auf den Zügen Desjenigen wahrnahm, welchen er ſolcher Gunſtbezeugungen vor allen Andern werth gehalten hatte.

„Curchill, ſind Sie es? Ich erkenne Sie nicht," begann er nach einer Pauſe des Erſtaunens. „Wie, in dem Augenblicke, wo ich glaubte, Ihre höchſten Wünſche zu erfüllen, zeigen Sie mir eine Kälte, eine Verwirrung, die mich ſelbſt aus der Faſſung bringt. Welche Veränderung iſt mit Ihnen vorgegangen? Was ſoll ich von Ihnen denken?" rief er betroffen aus, während ſich dem Buſen des jungen Britten ein tiefer Seufzer entwand und ſein Blick die Erde ſuchte.

Mit herabgeſenkten Armen, die Hände gefaltet, betrachtete ihn mit ſteigendem Befremden ſein neuer Chef.

„Erklären Sie mir dieſes Räthſel," ſagte er nach

ziemlich langem Schweigen, indem er vergebens eine Äußerung erwartet hatte. — „Was, um aller Ehrenwunden Willen trägt die Schuld, daß Sie nicht in Entzücken ausbrechen, da ich Ihnen die Bahn des Ruhmes öffne? Erklären Sie sich.“

„Monseigneur,“ begann Curchill endlich mit etwas befangener Stimme, doch mit der ihm eigenen Grazie, „meine Gesinnung ist unwandelbar dieselbe; immer noch ist es mein glühender Wunsch zu fechten unter Ihren Fahnen, allein — verzeihen Sie dem Menschen, was man dem Krieger nicht vergeben darf — wenn ich hoffen könnte, daß ein Geständniß, welches mir schwer auf dem Herzen lastet, Euer Gnaden nicht beleidigen würde.“

„Reden Sie, mein Freund, reden Sie,“ ermuthigte ihn der Herzog; „ich liebe die Aufrichtigkeit, und wollen Sie mir sie bezeigen, so wird es mir nicht geringe Freude machen. Sie haben keinen Grund mich zu fürchten, mich, der ich einzig nur Ihr Glück, Ihren künftigen Ruhm vor Augen habe.“ —

„O, Monseigneur, Ihre Güte durchdringt mein Herz, und dieß um so stärker, je weniger ich sie verdiene. Mein wärmster, mein gefühltester Dank ist arm und schwach gegen Ihre Wohlthaten, aber es gibt Geheimnisse . . Nein, für Euer Gnaden will ich keine haben. — So mögen Sie denn wissen, Monseigneur: ich liebe!“ und mit diesen Worten verstummte Curchill aufs Neue, und Verwirrung sprach aus jedem seiner Züge und ver-

rieth ſich in ſeinen Bewegungen. Hohe Röthe bedeckte ſein Geſicht.

„Sie lieben, Freund," fuhr der Herzog fort, „nun, über ein empfindendes Herz dürfen Sie nicht erröthen. Heldenmuth und Liebe vertragen ſich wohl mit einander. Die Geſchichte meldet von den tapferſten Rittern, welche Seufzer der Liebe zum Himmel ſchickten; aber ſie vermochten auch ihre Geliebten zu verlaſſen, um ſich ins Gewühl der Schlacht zu ſtürzen, um ihre Pflicht zu erfüllen. — Sie müſſen mir Ihr Vertrauen ſchenken: befindet ſich der Gegenſtand Ihrer Zärtlichkeit am Hofe?"

„Am Hofe, Monſeigneur? O, da gibt es keine Frauenzimmer, welche ſich an Schönheit und Tugenden meiner Marianne vergleichen dürften," entgegnete Churchill raſch und mit dem ganzen Feuer der Liebe und inniger Überzeugung von dem Werthe ſeines Mädchens.

„Marianne?" fragte Montmouth.

„Marianne Maillon.

„Ich entſinne mich nicht, dieſen Namen je gehört zu haben."

„Herr General, es iſt das liebenswürdigſte, reizendſte und zugleich das tugendhafteſte weibliche Weſen, welches aus den Schöpferhänden der Natur . ."

„Das tugendhafteſte Frauenzimmer!" unterbrach ihn der Herzog, und konnte ein, dem lobpreiſenden Ritter eben nicht angenehmes Lächeln kaum verbergen.

„Ja, Monseigneur, ich behaupte es ohne Bedenken, daß ihre Tugend wohl noch größer ist, als ihre Schönheit.“

„Doch von welchem Stande ist denn das Mädchen?“

„Von keinem; die Gesellschaft ist nicht werth, sie zu besitzen; in meinem Herzen ist sie Königin. Marianne ist nur eine geringe Spitzenwirkerin.'

Bei diesem Geständnisse brach Montmouth in ein lautes Gelächter aus.

„Und dieß ist Ihre Göttin, Curchill?“ rief er mit heller, durchdringender Stimme.

„Sie ist es, Monseigneur,“ bejahte der Engländer mit der Miene festen Ernstes. „Ja, diese Marianne, dieß unbekannte Mädchen wird ewig, ewig in meinem Herzen thronen. Ihre Ältern wurden durch unverdiente, widrige Geschicke in die äußerste Dürftigkeit gestürzt, und das edle Wesen suchte ihnen durch ihrer Hände Arbeit Unterhalt zu verschaffen. Allein, ihre Bemühungen, ihr rastloser Fleiß reichten nicht hin. Zu dieser Zeit führte mich ein günstiges Ungefähr in ihr Haus, kurz, ich war so glücklich Mariannens Neigung zu erwerben, half ihr ein wenig ihre darbenden Ältern unterstützen, und nun wird meine Trennung von ihnen . . den Hilflosen das Leben kosten! — Marianne wird sie nicht überleben — Monseigneur, Sie haben keinen Begriff, wie sehr das Mädchen alle Anbetung verdient; nein, nein! ihres Gleichen gibt es nicht in der Welt!'

„Vortrefflich! die wahre Sprache der Verliebten,“

verſetzte der Herzog. „Mein armer Curchill, man hat Ihnens angethan. Doch wozu entſchließen Sie ſich?"

„Können Sie zweifeln, Monſeigneur," erwiederte Curchill nach kurzer Überlegung, daß ich einen andern Entſchluß zu faſſen vermöchte, als den, an Ihrer Seite die Bahn der Ehre zu betreten? Wie ſollt' ich im Stande ſeyn, jene Hoffnungen zu täuſchen, welche Sie auf meine ſchwachen Fähigkeiten gründen, mit welchen ich Ihren bewunderten nachſtrebe? Ja, mein General, ich eile zur Armee, das iſt unwiderruflich; doch gewähren Sie mir einen neuen Beweis Ihres Wohlwollens, Ihrer unendlichen Güte gegen mich, die Beruhigung, daß ich Mariannen nicht dem Elend ausgeſetzt zurücklaſſe: geben ſie mir die Vollmacht, ihr ein jährliches Einkommen von hundert Pfund Sterling auf die Güter zu verſichern, die mir heimfallen ſollen, und ich folge Ihnen, reiſe ohne Abſchied von ihr — mein Ehrenwort darauf, Monſeigneur!"

„Nein, Curchill," wandte der Herzog ein, von des Liebenden Selbſtbeherrſchung faſt gerührt, „Sie ſollen Paris nicht verlaſſen, ohne Mariannen noch einmal geſehen zu haben. Ich ſelbſt will Sie dahin begleiten, denn es verlangt mich ſehr, dieß Wunder der Natur kennen zu lernen."

„Ich erwarte Ihren Befehl, mein Gebieter, und mit frohem Bewußtſeyn Ihr Urtheil über Diejenige, die ich zu verlaſſen im Begriffe ſtehe!" rief Curchill freudig

aus, und faßte des Herzogs väterliche Rechte, und drückte einen heißen Kuß darauf, indem dieser verlangte, unverzüglich zu Mariannen geführt zu werden.

---

3.

Einer von den beſten Kunden Mariannens war der Kaufmann Lauvel, und ſie konnte ſicher darauf rechnen, daß er, wenn ſie eine Garnitur Spitzen fertig hatte, ihr die Abnahme nie verweigern würde. Allein im Kleinen übernahm er ſelten etwas, und zur vollſtändigen Arbeit bedurfte es weit längerer Zeit, als Marianne und ihre Ältern ſich ohne Geld behelfen konnten, und ſo waren es kleinere Arbeiten anderer Gattung, welche ſie fertigen mußte, und welche ihr wieder die Möglichkeit benahmen, jene größeren in kürzerer Friſt zu Stande zu bringen. Übrigens hatte Lauvel ſchon ſeit lange eine Zuneigung zu dem Mädchen gefaßt, deren Rechtſchaffenheit, Arbeitsliebe und nähere Verhältniſſe ihm zur Genüge bekannt waren, ohne daß er, ungeachtet ihrer Dürftigkeit, Muth genug beſeſſen hätte, dem begünſtigten Fähnrich zum Trotze, eine Bewerbung anzubringen. Doch ließ er es zu Zeiten nicht an hingeworfenen Äußerungen fehlen, die, wenn Marianne mehr darauf geachtet hätte, als es ihre, faſt immer nur mit dem Geliebten beſchäftigten Gedanken erlaubten, wenigſtens nicht in den Wind wären geſprochen worden.

Eben war ſie in den Laden gekommen, das Goldſtück, welches ſie von Curchill erhalten, umzuſetzen. Sie verhehlte dem Kaufmanne keineswegs die Quelle, aus welcher der Familie dieſe Wohlthat zugefloſſen, und erſchöpfte ſich, im Gegentheile, in Lobſprüchen über ihres Freundes Edelmuth.

„S iſt doch ein recht beneidenswerther Menſch, dieſer Curchill," ſagte Lauvel, „das er die Neigung eines ſolchen Mädchens zu erwecken verſtand. Ja, gute, ſchöne Marianne, ich geſtehe es — und wär' ich zehen Jahre jünger, wollt' ich ſogar auf gut Glück irgend einen Streich wagen — geſtehe es, daß ich Sie ſchätze, Sie verehre, wie Sie Ihr Freund und Beſchützer ſelbſt nicht höher ſchätzen und verehren kann."

„Ich bin Ihnen auf mannigfache Weiſe verpflichtet," erwiederte Marianne leicht erröthend, „und wenn Curchill nicht wäre, ſo könnte ich in der That wenigſtens keinen edlern und achtungswürdigeren Mann finden, ihm meine Liebe zu weihen, als Sie."

„Marianne, theuere Marianne! dieſe Ausdrücke beweiſen mir eben ſo ſehr die Unbefangenheit Ihres trefflichen Herzens, als Sie mich in ein Paradies blicken laſſen, zu welchem mir doch der Pfad verweigert iſt. — O, möchten Sie nie in Ihren ſüßen Erwartungen getäuſcht werden, — Curchill iſt Soldat."

„Was kümmert ſich das Herz um den Stand? Ach,

Herr Lauvel, ich habe wahrhaftig noch nie an das gedacht."

„Aber ſein Stand ſetzt ihn Gefahren aus, welche den friedlichen Bürger ſelten oder nie erſchrecken."

„Da haben Sie recht," entgegnete Marianne aufmerkſamer — „Gott, es wäre fürchterlich, wenn er, den ich, der Himmel weiß es, mit grenzenloſer Zärtlichkeit liebe, vor allen Menſchen am meiſten ſchätze . . . wenn ich an die Möglichkeit denke. . ."

„Daß er Ihnen durch den Krieg entriſſen werden könnte," ergänzte der Kaufmann mit treuherzig bedauernder Miene ihre Rede.

„Ja — der Krieg!" wiederholte Marianne mit einer großen Thräne im Auge, die ſie zu verbergen ſuchte.

„Es iſt entſchieden, fuhr Jener fort, zwiſchen Morgen und Übermorgen werden die Truppen marſchiren."

Marianne, die bisher an nichts weniger, als an die öffentlichen Angelegenheiten, an Krieg oder Frieden gedacht hatte, erſchrack ſichtlich über die mit ſolcher Beſtimmtheit geſprochenen Worte des Kaufmanns, und verließ unter einem Vorwande ſchnell den Laden. —

Im Hauſe angelangt, erblickte ſie mit Verwunderung eben denſelben Diener, welcher Curchill zu dem Herzoge berufen hatte, mit größerer im Zimmer ihrer Ältern den Herzog ſelbſt, dem Curchill ſie entgegenführte. —

„Ja, beim Himmel! Sie iſt ſchön und macht Ihrem

Geſchmack Ehre, Curchill," rief der Herzog beim Anblick des Mädchens verwundert aus, und vermochte nicht das Auge von ihr abzuwenden.

Beſcheiden und nicht ohne einige Verlegenheit ſchlug Marianne die Blicke nieder; der Herzog aber bat ſie, ſich um ihn gar nicht zu bekümmern, und ihre Beſchäftigung fortzuſetzen, als ob niemand ihr fremd in der Stube wäre.

Der Vater lag ſchwach und leiſe ſtöhnend im Bette, und Marianne reichte ihm nun eine Schale warmer Brühe, während ſie mit der Linken die weinende Mutter hielt.

„Nun, Monſeigneur," rief der Jüngling, ſtolz auf den, ſich dem Herzoge darbietenden Anblick — „habe ich zu viel geſagt? Übertrifft ſie nicht Alles, was Sie je geſehen? — Kann ſelbſt die feurigſte Fantaſie ſich ein ſolches Götterbild ſchaffen."

„In der That, nur der Fantaſie des Schöpfers konnte dieß gelingen," beſtätigte Montmouth, dem enthuſiaſtiſchen Ausſpruche des Verliebten nachgebend. Mit größter Theilnahme erkundigte er ſich hierauf nach den näheren Umſtänden der Familie, was freilich ſchon ein bloßer Blick auf das rings ihn umgebende äußerliche Elend überflüſſig gemacht hätte. Rührung malte ſich auf ſeinem Angeſichte, und als er mit Curchill hinausging, ſagte er ſchnell: „Freund, zweihundert Pfund, und wenn Sie reicher wären, ſo müßten Sie ihr noch mehr geben."

Der entzückte junge Mann ergriff die Hand seines Beschützers mit unaussprechlicher Empfindung und netzte sie mit Freudenthränen, dann sagte er, nach einem kurzen, doch schweren Kampfe mit sich selbst, ob er die Geliebte ohne Besprechung der nahen Trennung, ohne Abschied verlassen solle, mit dem Tone männlicher Entschlossenheit und feuchtem Auge: „Leb' wohl, Marianne!"

Diese hatte, beschäftigt mit dem Kranken, weder seinen Blick gesehen, noch den eigenthümlichen Ton seiner letzten Worte bemerkt, und durchaus keine Ahnung von so baldiger Trennung. Mit ehrerbietiger Verbeugung gegen den Herzog schied sie von den beiden Männern.

Sie hatten das Zimmer verlassen, und Curchill warf unbemerkt noch einen wehmüthigen Blick nach demselben zurück, dann sagte er zu dem Herzoge:

„Und ich will auch mein Wort halten, will Marianen nicht mehr sehen, aber — an sie zu denken werden Sie mir doch gestatten?"

Mit Beifallächeln antwortete der Herzog, welchen Marlborough ehrerbietig nach seiner Wohnung zurückbegleitete.

„Schnell oder nie! Ich muß mich losreißen von ihr!" rief er mit einem tiefen Seufzer, eilte nach Hause und setzte die Schenkungsurkunde auf, und sandte sie mit folgenden Zeilen an Marianne:

„Engel meiner Liebe!

Der Ruf der Ehre gebietet mir, Dich zu verlassen,

und keine andere Nebenbuhlerin als sie vermöchte mich von Dir zu trennen; ihr müssen wir beide gehorchen, beide ein Opfer bringen, welches die eiserne Nothwendigkeit heischt. Du weißt, wie so über Alles theuer Du meinem Herzen bist, und nun urtheile, wie bitter es mir werden müsse, Dich zu verlassen. Doch umsonst all mein Kummer. Ich muß fort, Abgott meiner Seele, Marianne! Und vielleicht sehen wir uns niemals wieder. Nimm denn, als einen geringen Beweis meiner unerschütterlichen Liebe, welche mich bis zu meinem Tode begleiten wird, das Beifolgende als ein Angedenken; Du wirst mich unendlich verbinden, wenn Du dasjenige von mir annimmst, was ich von Dir zu empfangen mir zur Ehre rechnen würde. Zähle auf meine ewige Liebe auch in der Ferne, und gib mir bald, recht bald Nachricht von Dir."

Marlborough hatte diese Zeilen nicht ohne Thränen niedergeschrieben, was er auch in späterer Zeit zu gestehen sich nicht schämte.

Der Brief traf Mariannen, als sie eben im Begriffe stand auszugehen, um ihre Unruhe über die bevorstehenden Ereigniße durch Erkundigungen zu beschwichtigen. Sie öffnete, begann zu lesen und konnte nicht vollenden, denn eine Ohnmacht verdunkelte ihre Sinne, sie sank bewußtlos in die Arme der erschrockenen Mutter.

4.

Der Frühling hatte seinen Blüthenschnee auf Bäume und Fluren gestreut, aber tausende der lieblichen Blumen zertrat der Fuß des Kriegers und zerstampften die Hufe seiner Pferde. Die lauen Lüfte bewegten nicht nur die fallende Apfelblüthe und die Bänder des Hirtenmädchens, sondern auch die stattlichen Federbüsche des, nach Hollands Gränze flutenden Heeres von hunderttausend wohlbewaffneten Streitern. Noch hatte Europa keine so furchtbare Kriegsmacht gesehen, und mit einer Art von heiliger Ehrfurcht erblickte man den gewaltigen Führer, den König Ludwig, nicht nur gegen die Republik, sondern gegen den halben Welttheil zum Kampfe gerüstet.

Mit unwiderstehlicher Gewalt ergoß sich das Heer über Niederlands Gefielde, und schon seine ersten Schritte auf Feindesboden bezeichneten überwundene Festungen, eroberte Städte. Das Kriegsglück schien untrennbar an die Fahnen Ludwigs und seiner Verbündeten gefesselt zu seyn.

Nicht unwürdig an die Namen eines Condé und Turenne, eines Marschalls von Louremburg reihte sich der Name Marlborough's, welcher sich bei Entsetzung des, von den Mohren belagerten Tanger seine ersten Sporen verdient hatte, obgleich erst nur ahnen lassend, was die Zukunft so glänzend verwirklichte. —

Nachdem er im Geleite seiner Waffenbrüder die Re-

ſidenz, die Hauptſtadt ſeiner Liebe verlaſſen, und ſo manchen Blick der Sehnſucht verſtohlen dahin zurückgeworfen, langte man noch vor Sonnenuntergang in den Quartieren an, und überließ ſich der Ruhe nach dem erſten Tagmarſche.

Schweigend trat er aus dem lauten Gewirre, welches auf ſeinem Zimmer die anderen Offiziere verurſachten, hinaus in das freie Feld, das vom eintönigen Gezirpe der Heimchen wiedertönte, ſtellte ſich mit verſchränkten Armen, das Geſicht nach der kaum verlaſſenen Gegend gewendet, auf einen grünenden Hügel, und zog in einem langen Seufzer aus tiefer Bruſt die würzigen Lüfte ein, welche der Abendwind von den erglühenden Gipfeln des fernen Gebirges herübertrug.

„O Marianne!" rief er bewegt aus, „ſo ſoll ich dich nie — nie wieder ſehen? Du wirſt mich für wankelmüthig, für treulos halten, nicht begreifen, daß man dem eingebildeten Glücke der Ehre die Seligkeit der Liebe zum Opfer bringen könne. Aber nein, „ermannte er ſich ſchnell, als rings im Dorfe die Trommeln luſtig wirbelten, und Trompetentöne die Ungeduld der Soldaten verkündeten, —" nein! die Ehre iſt kein Phantom, und vor ihrem Rufe müſſen die zärtlichen Gefühle des Herzens ſchweigen; — Marianne, Geliebte! möchten dieſe Lüfte, die mich ſo ſüß umſchmeicheln, wie einſt der wohlthuende Hauch deines Mundes, wie deine liebe weiche Hand, dir meine Gedanken hintragen, dir meinen Schwur

erneuern, daß ich nimmer dein vergessen werde, so lange ich athme!"

Geraume Zeit hatte er so dagestanden, und in die bunte Gedankenreihe, welche sein Gehirn durchzog, theilten sich der Lorber des Ruhmes, wie die Rosen und — die Dornen der Liebe.

Indessen war es völlig dunkel geworden. Die Offiziere hatten sich zur Ruhe begeben, und gar Mancher lag so sorglos in den Armen des Schlafes, als ob man auf einem Zuge nach Eldorado begriffen wäre. Marlborough's Auge nahte ungeachtet der großen Ermüdung kein Schlummer. In sich gekehrt ging er wieder in das Zimmer zurück, warf sich auf das für ihn bereitete Lager, und starrte mit unverwandtem Auge in die knisternde Flamme der eben angezündeten Lampe. —

Nach mehrstündigem Hinbringen in diesem Zustande überfiel endlich der Schlaf auch ihn, und versetzte ihn augenblicks nach Paris zurück zur Geliebten.

Er träumte von jenen beglückenden Stunden an der Seite seines Mädchens, die er vor kurzem noch wirklich erlebt hatte; der arglistige Traumgott zeigte ihm noch dazu die Verhältnisse, welche selbst damals das Glück der Liebenden trübte, im reinsten Lichte kummerlosen Daseyns, und kein Tropfe der bitteren Erfahrungen bei der nur allzuwirklich erfolgten Trennung, mischte sich in die rosigen Freuden seiner Traumgebilde. Es ist daher begreiflich, daß die Rückkehr zu dem wachen Zustande mit seinem

ganzen Gefolge ſchmerzlicher Empfindungen ihm ſchneidend in die Seele griff.

Der Reveill hatte ihn und alle übrigen erweckt, als noch kaum der Morgen graute. Voll des Eifers, den Marſch fortzuſetzen, ſammelte er eiligſt ſeine Offiziere und Soldaten. Voll von liebender Ungeduld befahl er ſeinem Diener, der ihm vergeblich vorgeſtellt, daß es noch ſo früh am Tage ſey, nachzuſehen, ob keine Briefe an ihn eingelangt wären. — Der Diener kam nach etwas langem Ausbleiben in der That mit zwei Briefen zurück. Haſtig ergriff ſie ſein Gebieter, unterſchied mit ſchnellem Blicke den für ihn wichtigeren von wohlbekannter Hand von jenem zweiten, erbrach ihn ſorgfältig, um ja keinen der geliebten Buchſtaben zu verletzen, und las:

„Ich habe Ihren Brief erhalten, er zerriß mein Herz. Aber dennoch — und ſollte es mir das Leben koſten, will ich die Erſte ſeyn, die Sie bittet, der Pflicht Ihre Liebe zu mir, mich ſelbſt zu opfern. Meine Liebe ſoll Ihnen nicht Unehre bringen. Vergeſſen Sie mich; vergeſſen Sie mich, ſobald Ihre Ehre es fordert. Sie ſcheiden ohne perſönlichen Abſchied, und ich danke es Ihnen herzlich, denn ich ertrüge ihn nicht. Noch faſſe ich nicht den Gedanken, daß wir uns trennen müſſen, uns vielleicht nie wieder zu ſehen. Gott! welch ein Gedanke! — Nur die Betrachtung Ihres künftigen Ruhmes, Ihres künftigen Glückes wird mir ihn ertragen helfen. Von der Größe meiner Liebe mag Ihnen die Annahme Ihrer Wohlthaten den Beweis

liefern.' Sie beſiegte meine Eitelkeit, und ich bin gewiß, daß der Gebrauch, welchen ich von Ihrem Geſchenke machen werde, des Gebers würdig ſeyn wird. Wenn Sie mein Schreiben nicht mehr in Paris treffen ſollte, wird es, hoff ich, Ihnen unterwegs zukommen. Empfangen Sie mein Lebewohl und ſeyen Sie verſichert, daß meine Liebe nur mit meinem Tode aufhören wird."

„Marianne!" rief Curchill ſichtlich ergriffen aus, und eilte noch einmal auf jenen Hügel, von welchem er die letzten Grüße jenen Wolken ſandte, die vielleicht eben über den Giebeln von Paris ſchwebten. „Hier ſtehe ich," ſagte er zu ſich ſelbſt, „nur erſt noch wenige Meilen von dir getrennt, Geliebte, noch ſtünd' es in meiner Macht, dorthin zurückzukehren, wohin nur mein feuchter Blick noch zu dringen vermag, aber ſchon reihen ſich meine Krieger und verlangen, daß ich ſie führe weit, weit von hier!" —

Er ſtieg den Hügel herab, und bewegte ſich mit ſchnellen Schritten gegen die marſchfertigen Truppen. — „Doch ich ſelber auch verlang' es" — vollendete er nun — „ja, beim Himmel! es iſt mein höchſter, einziger Wunſch — fort von hier, Thaten will ich ſäen auf den Feldern der Ehre! Dein Blatt ſoll mich nicht zum Schäfer machen, Marianne, es ſoll mich ſtärken!" Und mit dieſen Worten barg er es in ſeine Bruſt, und beſtieg ohne Zaudern ſein Pferd. Die Dorfbewohner hatten ſich in Menge eingefunden, und reichten den Soldaten, deren Waffen

im erglänzenden Morgenſtrahle funkelten, freundlich den Branntweinbecher, und forderten ſie auf, ihnen auf's Wohl des Königs und der Nation Beſcheid zu thun, und die bärtigen Reiter beſonders weigerten ſich keineswegs. Ungeduldig ſtrampften die Pferde, die Trompeten ſchmetterten, und mächtige Staubwolken verkündigten der Gegend umher den Abzug der Truppen, welche ſich in breiter Colonne und ziemlicher Eile über das hügeliche Land gegen Norden hinbewegten.

---

## 5.

Zwanzig Tage waren bereits ſeit der Entfernung des Verſtärkungs-Heeres aus der Hauptſtadt verfloſſen.

Marianne ſaß verſunken in Betrachtungen der nächſten Vergangenheit an der Seite ihres immer ſchwächer werdenden Vaters, während die Mutter ihr vergebens Troſt zuzuſprechen ſuchte. Nur allzuſchnell waren Lauvel's trübe Warnungen in Erfüllung gegangen. Aber je tiefer Mariannen ihr Geſchick, dem ſie reichliche Thränen zollte, in die Gefilde des Jammers hinabſtieß, um ſo höher erhob der Freudenſtrahl der Hoffnung die Bruſt des nach ihrem Beſitze ſtrebenden Kaufmanns.

Er wagte es, nach Verlauf mehrerer Tage, ſich der Trauernden zu nähern.

Sie war eben in der Küche beſchäftiget, eine Arznei

für den Vater zu bereiten; das praſſelnde Feuer leuchtete hell genug auf die rothgeweinten Augen, und es mochte auch wohl mancher ihrer herben Tropfen in die Schale gefallen ſeyn.

Heftig fuhr das Mädchen bei ſeinem Anblicke zuſammen, und brach auf's neue in heftiges Weinen aus. Doch er faßte ſie ſanft bei der Hand und ſagte: „Arme, theuere Marianne! Ich weiß es nur allzuwohl, daß Ihnen mein Beſuch in dieſer betrübten Lage eben nicht willkommen ſeyn kann; aber ich komme nicht ihren Schmerz durch Worte zu erleichtern, nein, gutes, edles Mädchen, vertrauend Ihrer mir ſtets bewieſenen Werthſchätzung biete ich Ihnen.—"

„Der Krieg hat begonnen," fiel ihm Marianne ſeinem noch unausgeſprochenen Anerbieten ausweichend ein, — „was hört man von der Armee? Herr Lauvel, Sie haben gewiß Nachrichten?"

„Die Armee wird ſiegen, denn es iſt eine franzöſiſche, aber geſtatten Sie mir, Ihnen wenigſtens—"

„Nimmermehr!" unterbrach ihn Marianne wieder. „Ich werde nur dann von Ihnen Unterſtützung nehmen, wenn ich, wie es bisher geſchehen, Ihnen irgend eine Arbeit entgegenzugeben vermag. Leider habe ich die Frucht der letztvergangenen, traurigen Tage noch nicht völlig zu Stande bringen können, aber ich hoffe."

„Nein, gutes Kind," erwiederte Lauvel mit dem ſanfteſten, herzlichſten Tone, deſſen er fähig war, „ſo

iſt es nicht gemeint. Kein Allmoſen iſt es ja, was ich Ihnen anbieten will, auch handelt es ſich um keine Arbeit, ſie Ihnen abzukaufen — Marianne, ohne weitere Vorreden, ich wünſche Sie von Grund der Seele zur Gattin!"

„Mein Herr," erwiederte Marianne nach einigen Augenblicken überraſchten Schweigens, Sie kennen mein Verhältniß zu Curchill, wiſſen. —"

„Ach du mein Himmel! So wollen Sie denn erwarten, daß er dennoch einſt wiederkehren wird?

„Ich erwarte es nicht"

„Nun denn, mein Kind, was iſt es, das Sie dann abhalten könnte, einen Antrag — geſtanden Sie mir nicht jüngſt, daß in einem Falle wie er nun wirklich eingetreten iſt, Ihr edles Herz nicht abgeneigt wäre, die lange genährten Wünſche eines Mannes zu erfüllen, der Sie, der Ihre Tugend verehrt?

„Noch iſt Curchill nicht geſtorben, und ſo lange er lebt, ſo lange ich lebe, kann und wird meine Liebe nur ihm gehören, doch geſtehe ich offen, daß ich die Abſicht habe, von Ihrer ſo unverdienten Güte in anderer Rückſicht Gebrauch zu machen."

„Reden Sie ohne Rückhalt, Liebe, ſo aufrichtig, als ſtänden Sie gegenüber — Ihrem Curchill, und Alles, was in meinen Kräften ſteht, ſey zu Ihrer Verfügung."

„So hören Sie denn, großmüthiger Freund, erbarmen Sie ſich meiner armen hilfloſen Eltern, meines dem

Tode nahen Vaters, denn — mein Entſchluß ſteht feſt!" —

Heftig erſchrocken wich Lauvel, der in ihren Zügen einen geheimen Ausdruck verzweifelnder Liebe zu entdecken glaubte, zurück, dann rief er mit eindringlichem Tone. „Marianne, über welchen Gedanken brüten Sie? Wolle doch Gott nicht —"

„Er will es, doch beſorgen Sie nichts," lenkte Marianne ſeine Gedanken von der Bahn ſo grauſen Argwohns ab, und fragte dann mit demſelben gelaſſenen Tone einer ſtürmefreien Bruſt: „Verſprechen Sie mir Ihren Beiſtand, auch ohne daß ich die Ihrige werde?

„Wofern Sie mir verſprechen, als Chriſtinn zu handeln, hören Sie, Marianne, als Chriſtinn!" erwiederte Jener, voll Theilnahme und Beſorgniß ihre beiden Hände faſſend. —

„Ich werde es, ſo wahr ich zu Gott um Stärke flehe, mein Leid zu ertragen."

„Nun denn zu ihren Ältern," bat der Betroffene, und Marianne folgte ihm hinein.

Maillon empfing die Eintretenden mit dem ſchwachen Ausrufe: „Sieg!"

Beide konnten nicht ſogleich begreifen, was der Alte damit ſagen wolle; als ſie aber das gedruckte Blatt in ſeiner zitternden Hand erblickten, fragten ſie wie mit einem Munde: Wer ſiegte?

„Wer anders als die Franzoſen," erwiederte der Greis, und reichte das Papier dem Kaufmanne.

Dieſer durchflog es mit ſchnellen Blicken, dann faßte er Mariannen an der Schulter und ſagte mit faſt bebender Stimme: „Die Schlacht bei Niemwegen ward von den Unſrigen gewonnen, Ihr Churchill, Marianne war der Held des heißen Tages!"

Das Mädchen riß ihm haſtig die Siegesbothſchaft aus der Hand, preßte das Blatt an ihre Lippen, und tränkte es reichlich mit den Thränen der Freude und des Schmerzes.

---

## 6.

Auf einer weiten Ebene, in der Nähe der eroberten Stadt, waren die Zelte des ſiegreichen Heeres aufgeſchlagen, und die Waffen ruhten, bis neue Angriffe von Seite der Holländer erfolgen würden. Sanfter floſſen nun die Gewäſſer der Waal hinab, die vor kurzem noch die ſtürzende Brücke, durchraſende Reiter und aufziſchende Kugeln im Grunde emporwühlten, und nur die Reſte einzelner Wachfeuer wirbelten noch ihren Rauch aus den dichtbewachſenen Anhöhen der Veluwiſchen Berge.

Mit Ehrenzeichen, wie mit mehreren, obſchon nur leichten Wunden geſchmückt, ſaß Marlborough der Major, deſſen Rath und perſönliche Tapferkeit den Ausſchlag zum Siege gegeben hatten, in der Mitte ſeiner Kameraden hohen und niederen Ranges, welche dieſe

Stunde der Muße, ihnen vielleicht auf kurze Zeit nur lächelnd, mit Trinkgelagen feierten, und nach Verhältniß der Zustände jedes Einzelnen, mit Spiel und anderen Ergetzlichkeiten ausfüllten.

Doch weit mehr als alle die hohen Ehren, mit welchen das Vaterland seine Verdienste belohnte, rührte und erfreute sein Herz die noch immer wache, zärtliche Liebe Mariannens, mit welcher er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt.

Freilich fehlte es da nicht an Leuten, welche ihn darüber neckten, daß er das allzutreue Gedächtniß seines Herzens mitten im Gewühle des Krieges, der Schlachten, unter dem Baldachin des Ruhmes nicht bewältigen können; daß Er, der Tapfere von Tanger, der Held von Näemwegen über das kleine Stückchen Fleisch in seiner Brust nicht jenen Sieg zu gewinnen vermöge, den man von dem Manne der Waffen fordert.

Eben schienen Einige es sich zur Pflicht gemacht zu haben, über seine Standhaftigkeit in der Liebesgeschichte mit der Pariser Spitzenwirkerin, von der er oft genug gesprochen, in boshaften Witzworten zu scherzen, und seine schäferliche Liebe zu belächeln, als der ausgesandte Diener bereits zum zehnten Male mit leeren Händen, nämlich ohne Briefe von Mariannen, zurückkam.

Dem, der fernen Geliebten stets gedenkenden Marlborough war es unerklärlich, warum sie schon seit so lange nicht mehr geschrieben. Quälende Zweifel jagten sich

in seinem Haupte und erfaßten sein Inneres so sehr, daß er darüber das Brennen seiner Wunden vergaß, und dem um ihn beschäftigten Arzte erklärte, er bedürfe seiner nicht. Mit selbstquälendem Eifer rief er sich die beseligten Tage an der Geliebten Seite zurück, und je herrlicher ihm diese Vergangenheit in Erinnerungen wieder vor die Seele trat, desto schaler schien ihm die Gegenwart, wenn auch mit Lorbern durchschlungen.

„Lassen Sie doch das Grübeln," rief einer jener Offiziere, von welchen Marlborough auch den beissendsten Scherz mit Gleichgiltigkeit hinzunehmen pflegte, und geben Sie es auf Ihrer abtrünnigen Phillis — denn das ist sie doch, wie Sie sehen — so gar unsoldatisch anzuhängen, und Ihre besten Freunde darüber zu vernachlässigen. Ich verwette mein französisches Herz gegen ein Holländisches: wenn Sie wieder nach Paris kommen, so kennt Sie das Frauenzimmerchen nicht mehr, ja, Sie haben wohl gar das Vergnügen, ihr zur Verbindung mit einem Andern Glück wünschen zu dürfen."

Diese Worte ließen Marlborough jede Rücksicht vergessen. Wüthend sprang er auf, und donnerte dem unzeitig Scherzenden, der Alles eher als eine ähnliche Wirkung seiner wohlgemeinten Bemerkungen erwartet hatte, entgegen: „Keinen Laut, der Mariannen beschimpft, wage Einer, dem sein Leben lieb ist und seine Ehre, denn für einen ehrlosen Schuft erkläre ich. Jeden, der ungebührend von ihr spricht!" Und mit diesen Worten

entfernte er sich schnell und mit hochglühendem Gesichte und überließ die überraschten Gefährten ihrem Erstaunen.

Beim Hinaustreten stieß er auf seinen Diener, der ihm — endlich! — einen Brief einhändigte. „Von ihr! Er muß von ihr seyn!“ schrie der Aufgeregte, dessen Zorn sich plötzlich in hohe Freude umwandelte.

Der Brief war wirklich von Mariannen. Sogleich eilte Marlborough wieder zu den übrigen zurück, und entschuldigte seinen Jähzorn und bat sie, zu vernehmen was die Geliebte geschrieben. Er las:

„Mein banges Stillschweigen hatte seinen Grund nur darin, weil ich über die Bestimmung meines künftigen Lebens noch in Zweifel schwebte. Gottlob! nun ist mein Schicksal entschieden. Ihre großmüthigen Geschenke habe ich unter meinen Vater und meine Mutter vertheilt, und nur Einiges davon behielt ich für mich zurück, um mich einem Stande zu widmen, der in meiner Lage allein für mich paßt. Ich will und kann es nicht verbergen, Sie waren der Einzige, der meinem Herzen Empfindungen lehrte, die es nun bewältigen muß, Sie allein vermochten es, mich an diese Erde zu fesseln. Nun sind Sie fern von mir, leben nicht mehr für mich, und so hat denn auch die Welt jeden Reiz für mich verloren. Ich habe den Entschluß gefaßt, mich ihr auf ewig zu entziehen. Marlborough's Geliebte kann so Niemands mehr als Gottes seyn. Ihm habe ich mich also geweiht, zu ihm flehe ich unaufhörlich, über Sie zu wachen, sei-

nen Segen auf Sie zu ſtrömen, und nur eine Bitte habe ich noch: laſſen Sie mich noch fernerhin Ihre zärtlichſte Freundin, Ihre Schweſter ſeyn. Die Liebe zu Gott verdrängt, verbietet ja die Freundſchaft nicht, und nach ihr ſind Sie der einzige Gegenſtand, dem mein Herz ſchlägt.

Noch Eines habe ich zu ſagen, Lauvel, der nach Ihrer Entfernung um mich anhielt, gibt an Edelmuth auch einem Churchill nichts nach: er hat ſich meiner armen Ältern angenommen, der Stein iſt gefallen, der noch mein Herz belaſtete, und ſo leben Sie wohl — wohl auf ewig!"

Thränen glänzten in den Augen des Herzogs, der unbemerkt hereingetreten war. „Verzeihen Sie dieſe Thränen, ſagte er zu den Umſtehenden, „die Ehre ſoll dabei nichts verlieren; allein Sie werden es mit mir fühlen, daß ein ſolches Mädchen unvergeßlich iſt!"

Marlborough ſelbſt ſchwieg mit einem Gemiſche von Schmerz und ſtolzem Gefühle, dann wandte er ſich, eine Thräne trocknend, an den Herzog und ſagte:

„Monſeigneur, gewähren Sie mir eine Bitte, die erſte, welche ich ſeit unſern Siegen an Sie zu richten mir erlaube."

„Reden Sie, Major," entgegnete der Herzog mit dem Tone freundlichen Entgegenkommens.

„Wann iſt der Waffenſtillſtand zu Ende?

„Ich errathe Sie, Marlborough, noch iſt die Zeit nicht feſtgeſetzt.“

„Und von Ihnen, Herzog, von Ihnen hängt es ab!“

„Wär' ich an Ihrer Stelle, ich eilte morgen ſchon dem Feind entgegen.“

„Es lebe der König! Es lebe das Vaterland!“ rief Marlborough begeiſtert, und ſtürzte vor dem Herzog auf's Knie, den Mund auf ſeine Hand gedrückt. Am dritten Tage begann der Krieg auf's Neue.

# Der Strelitze.

Von

J. J. Hannuſch.

---

Wild brannte der Empörung Flamme,
Verderblich — um des Szaaren Haus,
Forterbend im Strelitzenſtamme.
Doch — unerſchüttert im Gebraus
Des wilden Sturmes ſteht das Haus,
Den! furchtbar iſt Czaar Peters Name.

Des Aufruhrs kühne Häupter ziehen
Demüthig ſtolz nach Moskau hin.

Dem Herrn und Richter feig entfliehen:
Iſt kühnen Männern kein Gewinn.
Des Nordlands Recken freien Sinn
Will ſich dem Herrſcher nicht entziehen.

Und waffenlos, zu Zwei und Zweien —
Der Nacken trägt das Henkerſeil: —
Entrollen ſich die Männerreihen,
Erwartend das verdiente Beil
Und hoffend auf der Gnade Heil.
Denn, kann der Czaar nicht auch verzeihen? —

Es kniet die Schaar im halben Kreiſe,
Das Haupt ſchon auf den Block gelegt,
Und jeder Herzſchlag zweifelt leiſe:
Ob ſich des Czaaren Großmuth regt? —
Czaar Peter aber ſchweigt und legt
Die Hand ans Haupt, tritt hin zum Kreiſe —

Und ſpricht: „Die Führer ſollen's büſſen.
Und von den Euren, Mann für Mann,
Soll je des Zehnten Blut mir fließen:
So iſt dem Czaar genug gethan. —

Du, Büttel! zähle Mann um Mann,
Der Czaar will ihre Namen wiſſen." —

Schon eilt der Büttel durch die Schaaren
Und zeichnet ſeine Opfer aus.
Manch trotzig Haupt mit grauen Haaren,
Viel blühende Häupter wählt er aus,
Die Glücklicher'n im dunklen Haus
Bewahrend noch — dem Spruch des Czaaren.

Ein Weib wirft ſich vor Peter nieder:
»Herr!" — ſpricht ſie: »Sey nicht ungerecht!
Sieh! dieſe kraftlos matten Glieder
Beſtreiten dir das Czaarenrecht,
Sich ſtützend auf des Alters Recht." —
Sie ſpricht's, und er erhebt ſie wieder.

„Sag', Weib, was haſt du anzubringen?" —
Drei gute Söhne, großer Czaar!
Die Frevel gegen dich begingen,
Steh'n — weh mir! — unter dieſer Schaar. —
Schenk' Einen meinem grauen Haar! —
Ach! Herr, laß dir's zum Herzen dringen! —

Der Czaar ſteht ernſt. — „Wohlan!“ — beginnet
Sein Mund — „Dir ſoll's gelungen ſeyn! —
Wähl' einen aus.“ — Sie ſteht und ſinnet. —
„Ein jeder großer Czaar, iſt mein;
Doch kann es, darf's nur — Einer ſeyn:
So ſey's, deß' Leben kaum beginnet!“

Und drückt den Jüngſten ihrer Söhne
An ihre mütterliche Bruſt,
In ihrem Aug' des Schmerzes Thräne;
Des Schmerzes, ja! ach nicht — der Luſt!
Sie iſt ſich ſchwerer Schuld bewußt.
Denn: ſterben nicht die ältern Söhne? —

Und geht mit ihrem lieben Kinde
Vom Czaarenſtuhle bleich hinweg,
Verzweifelnd zwiſchen Glück und Sünde. —
Kaum aber an des Marktes Eck
Gekommen, glitſcht der junge Reck'
Und ſtürzt und — ſtirbt, büßt ſo die Sünde.

Czaar Peter ſieht's. — Die finſtern Brauen
Zieht er entſetzt im Grimme auf,

Wirft ſich vor's Kreuz hin, ruft mit Grauen:
„Des Czaaren Wort hat ſeinen Lauf.
Doch — forthin — ſey der Gnade Lauf
Rebellen nicht vergönnt zu ſchauen!"

# Das Bild.

Von Karlopago.

Auf ſeines Schloßes Balcone ſitzt
Ein finſtergelockter Rittersmann,
Der ſtarrt die nachbarliche Burg,
Die hellerleuchtete grollend an.

Es durchzuckt ihn krampfhaft, ſo oft der Klang
Der Drommeten ſchmetternd herübertönt;
Denn Hochzeit hält da drüben die Maid,
Die ſeine heiße Liebe verhöhnt.

Er ſtarret in dumpfer Verzweiflung hin,
Doch plötzlich rafft er ſich wild empor,
Als laut ein donnerndes Vivat ſchallt,
Und ins Vivat fällt ein Drommetenchor.

Vom hohen Balcone eilt er fort,
Hinein in den Dunklen gothiſchen Saal;
Den durchbebt der fernen Beleuchtung Schein,
Gleichwie ein blutiger Mondenſtrahl.

Dort wanket er kraftlos auf und ab
Und ſinkt zuſammen, wo von der Wand
Herniederſchauet das Bild der Maid,
Für die er in heißer Lieb' entbrannt.

Da gedenkt er der düſtern Sage, die oft
Als Knab' er gehört, von Schauder erfüllt,
Und er reiſſet den Dolch aus der Scheide raſch
Und ſtürzet hin auf das holde Bild;

Und rufet: „Du Bild der erſehnten Maid,
Der Stahl der Rache durchbohre dich!
Und die Stolze drüben in ihrer Luſt,
Sie fühle den fernen Todesſtich!"

Dies ruft er und ſchwinget den blanken Dolch,
Doch bebt er wieder gelähmt zurück,
Es dünkt ihm, als fiele herab auf ihn,
Um Mitleid flehend, ein Thränenblick.

Da ſchallt herüber ein zweiter Toaſt,
Das erfüllt ihn mit glühender Rach' aufs Neu';
Er durchbohret das Bild, und gellend dröhnt
Aus der Ferne ein ſchneidender Todesſchrei.

Jetzt ſtürzt er hinaus auf den hohen Balcon
Und ſtarrt hinüber zum hellen Saal;
Dort rennen verworren, Geſpenſtern gleich,
Die Hochzeitgäſt' in der Lichter Strahl.

Und er beugt ſich nieder und horchet ſtumm.
Was klinget herüber ſo hohl und bang?
Was klinget ſo traurig, ſo jammervoll? —
Das iſt des Todtenglöckleins Klang.

Und rachegeſättigt eilt er zurück
In den gothiſchen Saal; wo von der Wand
Herniederſchauet das Bild der Maid,
Für die er in heißer Lieb' entbrannt;

Und durchſtößt ſich dort mit demſelben Dolch.
Und als der goldene Tag beginnt,
Da wallet die ſchwarze Fahne hoch
Auf den beiden Burgen im Morgenwind.

# Die Erſcheinung.

## Magyariſche Novelle

von B. Jäkle.

### 1.

An der öſtlichen Gränze Ungarns dehnt ſich eine Landſtrecke von der Theis bis Orſowa von mehr als zwanzig Meilen in gerader Richtung, gegen Norden von der Maros, gegen Weſten von der Theiß, ſüdlich und öſtlich von der Donau begränzt. Dieſes, nun im größten Wohlſtande blühende Land war bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine große unwirthbare Haide, von Sümpfen, Moräſten und Eichenwäldern durchſchnitten; nur hie und da bewohnten es alte Volksſtämme, Trümmer einer ehemals römiſchen Collonie, die ſich noch heute Rumunen oder Römer nennen.

Die Kaiſerinn Maria Thereſia eröffnete den übervölkerten Schwaben Gelegenheit zur Anſiedlung einer deutſchen Collonie in der fruchtbaren Ebene des heutigen

Bandt, deſſen Reichthum an Getreide weit über das Bedürfniß der Bewohner des Landes hinreichte. Wer 60 Jahre früher dieß Land geſehen, würde es heute nicht wieder erkennen; jene öden Puſten, damals kaum von ſchlechtem Gras bewachſen, jene großen Sümpfe mit ihrem Schilfrohr in dem ſtehenden faulen Waſſer, deſſen bösartige Ausdünſtung die Luft verpeſtete, und über die wenigen Bewohner des Landes eine Menge Krankheiten verbreitete, prangen heute mit prachtvollen Dörfern, wogenden Saaten, üppigen Wieſen und weichen Edelſitzen. Die ſeltſame Miſchung verſchiedener Dialecte der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, die man unter den Bewohnern ſprechen hört, beurkundet ihre verſchiedene Abkunft; es gibt ſogar ganze Dörfer, wo man nur franzöſiſch ſprechen hört, ſo daß man leicht auf den Gedanken kommen könnte, in Elſaß oder Lothringen zu ſeyn. An der nördlichen Gränze dieſer Collonie, nahe an der Maros, eingeſchloßen von tauſendjährigen Eichen, liegt ein ſtilles Dörfchen Namens Schanat. Dieſes Dörfchen iſt der Schauplatz unſerer Erzählung; es beſteht in zwei Häuſer-Reihen, die von Süden nach Norden einen ſtumpfen Winkel bilden; am Ende derſelben ſtand einſt ein Häuschen, welches von der regelrechten Ordnung der übrigen getrennt war. Es wurde umgeben von einem wohl angelegten Gemüſegarten, deſſen Schmuck in Fruchtbäumen und zierlichen Blumenbeeten beſtand. Am Eingange ſchlang ſich eine üppige Rebe hoch bis an den Gi-

bei des Häuschens und beſchattete eine grüne Moosbank. Es war an einem heitern Frühlingsabend; an dem blauen, wolkenloſen Firmamente prangte das Heer der Sterne ſchöner und lichter als ſeit Monaten; eine milde Luft wehte die Wohlgerüche blühender Bäume und Pflanzen über die ſtille Flur; der Mond goß ſein blaßes Licht in mildem Schimmer auf die Landſchaft herab. Kein Laut ſtörte dieſe heilige Ruhe; alles Leben ſchien in Schlaf verſunken; nur die einſame Nachtigall belebte durch ihre wehmüthig ſüßen Töne die ſtille Nacht, die ein ſchwaches Echo leiſe erwiederte.

Am Eingange des oben bezeichneten Häuschens, auf der Moosbank unter der Weinrebe ſaß ein Greis, die gefalteten Hände ruhig vor ſich haltend; ſein Auge weilte an der glanzerfüllten blauen Kuppel; ſeine Seele ſchien, abgelöſt von dem Irdiſchen, in jenen Regionen der ſeligen Geiſter zu weilen. Neben ihm ſaß ein Mädchen, das bald zu dem verklärten Antlitz des Greiſes empor, bald in die blaue Ferne hinausſah, als ob auch ſie dort etwas zu entdecken ſuchte, wornach ſich ihr Herz ſehnte während ihre zarten Hände bald in den weißen Locken des Greiſes ſpielten, bald die ſonnverbrannten Wangen ſtreichelten.

Vater, lispelte das Mädchen in einem ſo melodiſchen Tone, als ob ſie mit der Nachtigall um den Vorrang im Wohllaut wetteifern wollte, die ſelige Mutter erzählte mir, wie über dem blauen Himmel der ewige Vater wohne mit ſeinen Engeln, und wie die Seligen dort oben über

ihre zurückgebliebenen Leiber wachen, daß ihnen nichts Leides geſchehe, und wie die Engeln ihnen mit lichten Fackeln zur Seite ſtehen, die wir als Sterne ſehen! Ach! lieber Vater, könnte ich doch den Stern der ſeligen Mutter unter den vielen auffinden. Das Mädchen ſchwieg und ſchlang ihre vollen Arme um den Nacken des Greiſes, und küßte die herabrollenden Thränen von ſeinen Wangen, die den matten Augen entquollen. Lieber Vater, vergißt du denn ganz auf mich, wenn dein Blick jene dort oben ſucht, die heimgegangen zum himmliſchen Vater? Deine Sehnſucht wird dich bald hinüberziehen in jene blaue Ferne, und ich werde dann allein und verlaſſen hier zurückbleiben. Ihre Arme ſanken ſanft vom Nacken des Greiſes, das ſchöne Haupt neigte ſich zum üppig vollen Buſen; der Mund verſtummte, und Thränen rollten über die blühenden Wangen.

Aus ſeinem Traume erwachend, neigte ſich der Greis zur Weinenden, ſchloß ſie innig und feſt in ſeine Arme, küßte ihre offene Engelsſtirne, blickte wieder hinaus in den blauen Äther, als wollte er die Seligen zu Zeugen ſeiner Liebe auffordern. Die Empfindungen des gerührten Vaters tief im Innerſten ihrer Seele wiederfühlend, lächelte ſie wehmüthig durch Thränen wie die Sonne durch Gewitterwolken, und ſchmiegte ſich vertrauensvoll an die väterliche Bruſt.

Feierliche Stille herrſchte in der großen Natur, nur die ſüßen Klagetöne Philomelens ſchwebten auf den Wo-

gen der Abendluft über der ſchlummernden Erde wie eine Elegie.

Mir iſt, als hörte ich das Geſtöhne eines Menſchen — ſagte der Greis, die Stille unterbrechend; — hörſt du nichts Emilie?

Auch ich vernahm etwas ähnliches, erwiederte das Mädchen. Darauf ſprach der Greis: Geh nach der Stube, ich will forſchen woher die Laute kommen. Sie erhoben ſich von der Bank. Emilie ging nach der Stube, und der Vater nach der Gegend, von welcher die Klagetöne zu kommen ſchienen.

Bald erſchien der Greis wieder. An ſeiner Seite wankte, kaum fähig aufrecht zu gehen, ein junger Mann. Geh! Emilie ſagte der Vater, bring einige Labung herbei. Nur einen Trunk friſchen Waſſers, bat der Fremde. Schnell hatte Emilie aus ihrem kleinen häuslichen Vorrath ein Mahl bereitet. Der Fremde genoß wenig; doch dieſes wenige ſtärkte ſeine, bis zur Ohnmacht herabgeſunkenen Kräfte.

Inzwiſchen hatte Emilie ein bequemes Lager bereitet, auf welchem ihr unvermutheter Gaſt bald in den ſanften Arm des Schlummers verſank. Fikert, ſo hieß der Greis, begab ſich zur Ruhe, auch Emilie ſuchte ihr Bett, doch der Schlaf wollte ihr dießmal ſeine Dienſte nicht anbiethen. Schon hatte die Uhr vom Thurme die zwölfte Stunde angezeigt. Die ſtärkeren Athemzüge des Vaters deuteten an, daß er bereits in tiefem Schlafe ver-

ſunken ſey — und noch immer wollte ſich dieſes Bedürfniß bei ihr nicht einfinden. Das Bild des ermatteten blaſſen Jünglings ſchwebte unabläſſig vor ihrer Seele, ſeine Züge ſchienen ſchon lange in ihrem Gemüthe gelebt zu haben. Ein Etwas, welches ſie ſich nicht erklären konnte, war in ihrem Innern vorgegangen, und erfüllte ihre Bruſt mit Wonne und Bangigkeit.

Schon lange war die Mitternachtsſtunde vorüber — noch immer wendete ſie ſich, voll Unruhe, von der einen Seite zur andern, bis endlich die mächtigere Natur ſiegte, und ſie, in das Reich der Träume hinüber führte.

Seltſame Bilder umſchwebten ihre Seele: ſie eilte über eine blumenreiche Wieſe, einen bunten Schmetterling verfolgend. Alles was ſie umgab, ſtrahlte in einer höhern Glorie; ihre Bruſt ſchlug ſo bang und wonnevoll. Das Verlangen nach dem bunten Gaukler, der nur nachläſſig vor ſeiner Verfolgerinn floh, ſtieg immer höher; er erſchien ihr mit jeder Wendung wunderlieblicher; alles außer ihr ſchwand vor ihren Blicken, denn ſie ſah nur ihn. Schon glaubte ſie ihn erhaſcht, noch ein — zwey Schritte, und ſie ſah ihn verſtrickt in einem Spinnennetze. Gefangen war der Flüchtling. Sein Bemühen ſich zu befreyen, verwickelte ihn immer enger in das Gewebe. Schon nahete die Eignerinn dieſes künſtlichen Baues, den kühnen Frevler mit dem Tode zu ſtrafen; vergebens ſtreckte Emilie ihre Hände zu ſeiner Befreiung aus — ſie konnte nicht weiter; der Boden ſank unter ihren Füßen; ein

fürchterlicher Abgrund eröffnete ſich ihren Augen; Angſt und Verzweiflung rang in ihrer Bruſt, ein Schrey des Entſetzens, drang aus ihrem Munde, und — ſie erwachte.

Es war ſchon lichter Morgen; die Sonne ſchimmerte durch die grünen Reben vor dem Fenſter in das Zimmer und küßte den Morgengruß auf die Wange der lieblichen Schläferin Schnell verließ ſie das Zimmer und eilte ins Freie, den Vater zu ſuchen, der mit dem Fremden im Gärtchen auf und ab ging. Erröthend ging ſie ihnen entgegen, und bath um Vergebung, daß ſie ſich verſchlafen habe.

Die matten Blicke des Fremden ſchienen wohlgefällig auf ſeiner freundlichen Wirthin zu verweilen. Seine Stimme hatte zwar mehr Kraft als am Abend vorher, dennoch lag etwas herzergreifendes, trauriges darin.

Emilie bereitete das Frühſtück, welches nach dem Willen des Vaters in der blühenden Akazienlaube verzehrt wurde. Da ſaßen Vater und Tochter mit ihrem Gaſte um ein rundes Tiſchchen, jedes auf eine beſondere Weiſe geſtimmt. Der freundliche Greis ſuchte auf dem blaſſen Geſicht und in der gepreßten Stimme des Jünglings die Urſache ſeines Kummers zu entdecken. Das Mädchen ſchien in einen Traum verſunken, als ob ihre Seele in dunkler Zukunft nach etwas forſchte, was ſich unruhvoll in ihrer Bruſt bewegte, während der Jüngling bei trüben Bildern in der Vergangenheit zu verweilen ſchien.

Wenn man hier die blühenden Fluren begränzt und abgeſchloſſen von der übrigen Welt, überſchaut — begann der Greis — und den ſtillen Frieden betrachtet, der wie eine milde Gottheit darüber ſchwebt, ſollte man glauben, das verlorne Paradies habe ſich wieder gefunden; und doch fand Gram und Schmerz den Weg auch hieher in dieſe liebliche Einſamkeit. Das Leben iſt ein ewiges Suchen, Finden und Verlieren; es ſchwebt wie ein wirrer Traum am Rande des Grabes hin. Die Zeit zwiſchen dem Anfange unſeres Denkens bis zum Aufhören unſeres Seyns iſt kurz, und ſcheint wie ein flüchtiger Augenblick dahin geſchwunden, während das, was wir erfahren und erlebt, ſich in der Erinnerung zum rieſigen Bilde geſtaltet. Ich komme oft in den Fall, Alles was ich erfahren, wie ein Mährchen anzuſehen, das mir Jemand an einem langen Winterabende erzählt und das den Zeitraum von ein paar Menſchenaltern umfaßte. Meine Jugend, oder beſſer meine Kindheit, hat nichts in meiner Seele zurückgelaſſen, als das ſchmerzliche Gefühl der Verlaſſenheit. Alle die zarten Bilder aus jener Lebensperiode hat ein hartes Schickſal früh vom Leben des verwaiſten Kindes abgeſtreift. Nicht freundlicher war mein Jünglingsalter. Gegen die Neigung meines Herzens mußte ich die blutige Waffe des Kriegers führen und alle Härten dieſes Standes, willenloſe Folgſamkeit, Anſtrengung aller körperlichen Kräfte, Mühe und Entbehrung kennen lernen. Bis ins höhere Mannesalter lächelte mir nie der Gott der Freude.

Doch wie ſonderbar die Wege der Vorſehung ſind — ich mußte erſt zum Krippel werden — um zu erfahren, wie glücklich der Sterbliche werden könne. Mit Schauder denke ich jener blutigen Tage, jener Zeit der Zerſtörung. Wir waren Tag und Nacht in Waffen mondenlang unter freiem Himmel, jedem Wechſel der Zeit und der Witterung preisgegeben; es wüthete der Tod in dem Lager gräßlicher als der uns gegenüberſtehende Feind. Matt und abgezehrt ſchlichen die Krieger einher, welche in die feindlichen Reihen eindringen ſollten, kaum vermögend, ſich aufrecht zu halten, denn nur wenige wurden von den böſen Fiebern verſchont, welche von der Hitze, und der ungeſunden Luft des Landes erzeugt wurden; und dennoch mußte der Kriegsdienſt mit aller Genauigkeit verrichtet werden. Belgrad wurde erobert, wir zogen an der Donau hinab nach Zowie über die Gebirge nach Saßga Multawa, der veteraniſchen Höhle, nach Orſowa. Da wurden wir vom Feinde zurückgedrängt bis nach Warn-ſöbis, wo wir Verſtärkung erhielten, und unſern Gegnern auf's Neue die Spitze bothen. Es war ein furchtbarer Kampf, nur die Wahl zwiſchen Sieg und Tod, kein Pardon; jeder Gefangene ein ſicheres Opfer des Todes. Dort endigte meine kriegeriſche Laufbahn. Bey Einbruche der Nacht, nach einem grauenvollen Tage zerſchmetterte eine Kugel mein linkes Bein. — Ich ſank nieder und lag hilflos bis am frühen Morgen. Wir ſiegten; die Feinde zogen ſich in größter Unordnung zurück, und

ich würde mit mehreren hundert andern Unglücksgefährten in die Spitäler nach Temeswar gebracht. — Meine Heilung ging langsam; schon war der Krieg zu Ende als ich auf Krüken das Spital verlassen konnte. Ich nahm meinen Abschied und suchte in der neuen Collonie ein Plätzchen für den Rest meines Lebens.

Eines Abends spät kam ich hieher; — auf der Schwelle dieser Hütte saß ein Mädchen und weinte bitterlich. — Ich näherte mich ihr und frug um die Ursache ihres Kummers. Mit wenig Worten erfuhr ich, daß sie mit ihren Ältern von den blühenden Ufern des Rheins hieherg·kommen, daß sie sich hier angesiedelt, daß bald darauf ihre Ältern gestorben, und sie nun als eine Vater- und Mutterlose Wai'e, ferne von Heimath und Verwandten, hilflos und verlassen sey. — Mein Herz fühlte sich unwillkührlich zur Verlassenen hingezogen, denn ich hatte ja selbst alle Härten eines unfreundlichen Schicksals gefühlt. — Ich neigte mich zu ihr, tröstete sie durch meine eigenen Leiden, und sprach ihr Muth und Hoffnung ein.

Sie sah mich gerührt und theilnehmend an. — Meine Worte gaben ihr Muth, mein leidender Zustand erregte ihre Theilnahme, und machte sie den eigenen Kummer auf einige Augenblicke vergessen. Sie sind gewiß müde — haben vielleicht Hunger und Durst? sagte sie; kommen sie in meine Hütte — das Wenige was ich habe, will ich gerne mit ihnen theilen. — Sie machte Licht, brachte mir Milch und Brod — das einzige, was ihre Speisekammer

zu ſpenden vermochte. Nur der Unglückliche vermag das Unglück eines Andern wieder zu fühlen — und in dem Gefühl — einem Leidensgefährten wohl zu thun — mindert ſich das eigene Leiden. Sie erzählte mir von ihrer fernen Heimath, von manchen Beſchwerden des Lebens, die ſie mit ihren armen Ältern erduldet — aber ſelbſt die Gelegenheit, ſeine Leidensgeſchichte einem fühlenden Weſen klagen zu können, gewährt dem Herzen Erleichterung. So vergingen die Stunden, und die Zeit zur Ruhe rückte heran. Meine freundliche Wirthin bereitete mir in der Kammer neben der Küche ein Lager und überließ mich der Ruhe — und meinen Gedanken. Mein Geiſt verſank in Betrachtungen. —

Du ſuchſt ja eine Ruheſtätte für den Reſt deines Lebens. — Wo wäre noch ein friedlicheres Plätzchen zu finden als dieſes Dörfchen — und wenn vielleicht das verlaſſene gute Mädchen — wenn ſie vielleicht etwas für den invaliden Krieger fühlte? — ihr Loos an das ſeine zu knüpfen ſich entſchließen könnte? — Doch wohin, dacht ich weiter — verführen dich die Träume — der Morgen bringt einen neuen Tag, und wer weiß, was weiter. — Unter dieſen Träumereien entſchlief ich, und ruhete ſanft bis früh Morgens. Als ich in die Küche trat — war meine freundliche Wirthin ſchon mit dem Frühſtücke beſchäftigt.

Auch ſie hatte ruhiger geſchlafen als ſeit lange. Mein freundlicher Traum vom Abend erwachte wieder neu, als

die Liebliche mir gegenüber am Tiſche ſaß, denn es lag ſo viele Herzlichkeit in ihrem ganzen Weſen. Der weiche Ton ihrer Worte, mit welchen ſie mir das frugale Morgenbrod anboth und mich zum Genuße desſelben aufforderte, klang tief in meiner Bruſt wieder. — Ich hatte mich noch nicht erholt, meine Geſichtsfarbe war noch blaß und kränklich, meine Stimme ſchwach und leidend; — aber gerade dieſer Zuſtand erregte Theilnahme für mich in ihrer Bruſt. — Es war eine Stille zwiſchen uns eingetreten — und die dampfende Milch wurde vergeſſen. Jedes hatte über etwas nachzudenken und bei dieſem Nachdenken begegneten ſich bisweilen unſere Blicke, ganz ſonderbar ſprechend — und je mehr ſich die ſprechenden Blicke ſagten, deſto verlegener wurde der Mund. — Meine Milch wurde kalt, mein Herz dafür wärmer. — Wir beide, begann ich endlich das Stillſchweigen unterbrechend, ſtehen allein in der Welt, ohne Freunde, ohne Verwandte, — ein mir unbewußtes Etwas zog mich hieher — ein eben ſo undeutliches Etwas ſagte mir beim Anblick dieſes ſtillen Ortes — hier iſt deine zweite Heimath. — Ich fand ſie auf der Schwelle Ihrer einſamen Hütte — die mir ihr gaſtliches Obdach both — und es war mir, als ob ich gefunden, wornach ſich mein Herz lange geſehnt. —

Emilie blickte mich verſchämt und erröthend an. — Wir kennen uns nicht — wollen Sie mir wohl ſagen — aber ich erwiedere Ihnen hierauf: — die mitſammen an einem Tiſche geſpeiſt, unter einem Dache geſchlafen, ſind

ſich nicht mehr fremd — für gewiſſe Fälle lernt man ſich entweder im erſten Augenblick kennen, oder nie. Das Feldlager war meine Schule — ich verſtehe nicht viel Worte zu machen — aber die wenigen, die ich ſpreche, kommen vom Herzen, warm und wahr. — Ich habe Ihnen wenig zu biethen. Ehre iſt der Lohn für Alles. — Dieſer Lohn iſt mir in der ſchriftlichen Anerkennung meiner Obern reichlich zu Theil geworden; kann Ihnen dieſes genügen, ihre Hand faſſend, mit der Verſicherung ſtandhaft mit ihnen Freude und Leid zu theilen — ſo werde ich glücklich ſeyn. — Sie ließ ihre Hand ruhig in der meinen, eine leiſe Erwiederung meines Händedrucks — war ihre beſcheidene Antwort. —

Wir gingen zum Richter des Dörfchens, er durchſah meine Papiere — und gab ſie mir mit den Worten: Herr Wachtmeiſter, ich gratulire mir und den Bewohnern dieſes Dorfes, in Ihnen einen ſo achtungswürdigen Mitbürger zu empfangen, — wieder zurück, rechnen ſie auf unſere Freundſchaft, fuhr er fort, nach allem unſern geringen Vermögen! Meine liebe Emilie war entzückt über die Achtung, mit der mir der Richter begegnete, den Bund unſerer Herzen hatte der erſte Augenblick geſchloſſen, und bald ward er durch die bürgerlichen und religiöſen Formen beſtätigt.

Dieſe ſchnelle Verbindung mag demjenigen abentheuerlich ſcheinen, denen das Colonien-Leben fremd iſt, die nie erfahren, wie Menſchen aus den verſchiedenſten Welt-

gegenden zur Erſchaffung eines neuen geſelligen Zuſtandes vereint, ſich im erſten Augenblick vertrauen; wo die gleichen Urſachen, derſelbe Zweck, die gegenſeitige Abhängigkeit ſie gleichſam zu einer Familie unter einander verbinden und eben darum auch inniger und dauernder zuſammen halten — als jene, durch kaltberechnenden Eigennutz und hunderterlei andere Urſachen geknüpften Verbindungen in der civiliſirten Welt! Ich war glücklich, ſo glücklich wie ein Sterblicher es werden kann. Die frohen Tage, die ich an der Seite meiner unvergeßlich theuern Emilie verlebte — ſöhnten mich aus mit der Welt, der Vorſehung, und mit allem Ungemach, welches ich erduldet. — Doch es iſt vorbei — die Theuere ging mir voraus in ein Leben, welches beſtändiger als dieſes — und ließ mir nichts, als das ſüße Andenken an mein Glück, und den Schmerz, es auf immer verloren zu wiſſen.

Der Greis ſchwieg und trocknete ſein feuchtes Auge. — Der Jüngling hatte die Erzählung mit Theilnahme und Rührung angehört — unwillkührlich begegnete er dem Blicke Emiliens, die, erröthend, ihr Auge nieder ſchlug. —

Die Tage floßen in der gewohnten Stille dahin. Ferdinand, ſo hieß der Jüngling, verzögerte ſeine Weiterreiſe von Tag zu Tag, und wurde immer enger an die kleine Familie angezogen. Der Alte liebte ihn wie ſeinen Sohn. — Emilie beinahe mit mehr als ſchweſterlicher Zärtlichkeit — obwohl ſie durch den ſchönen Namen Bru-

der — die auflockernde Glut ihres Herzens zu verbergen ſuchte.

Aber trotz aller dieſer Herzlichkeit, die Ferdinand tief zu fühlen ſchien — waltete doch ein geheimer Kummer ſichtbar über ſeinem ganzen Weſen. Der Alte ſpielte einigemahle auf ſeine Geſchäfte an — da ſie noch weiter nichts über ihn erfahren, als ſeinen Taufnamen, — doch ſein ängſtliches Ausweichen, wenn dieſer Gegenſtand berührt wurde, zeigte nur zu deutlich, daß er ſeine guten Gründe haben mußte — alles weitere zu verſchweigen; weßwegen dieſer Punct auch nie mehr berührt wurde. Wenn er den Tag über dem Greiſe bei der Beſtellung ſeiner kleinen Wirthſchaft kräftig beiſtand, und ſogar bisweilen heiter wurde, ſo ſuchte er am Abend doch gern ein einſames Plätzchen, und nicht ſelten wurde er, in tiefes Nachdenken verſunken, von Emilien überraſcht.

Wenn ihre ſtumme Zärtlichkeit ihre innige Liebe und Theilnahme deutlicher als Worte ausſprach, ergriff er ihre Hand, drückte ſie ſtillſchweigend an ſeine Bruſt, ſah eine Weile feſt und unbeweglich in ihr klares Auge, aus dem ihm der ganze Himmel ihrer Engel reinen Seele ſtrahlte — ſprach dann mit unterdrücktem Schmerz. — Nur die Unſchuld durfte ſich des Paradieſes freuen — ach gutes Mädchen! es war nicht immer ſo!

So ſchwanden die heitern Tage des Sommers; der Herbſt nahte heran. Die wogenden Saaten ſanken unter der Hand des Schnitters; die Zweige der fruchtbeladenen

Bäume neigten ſich zur Erde, ihre ſüßen Gaben biethend; reichlich lohnte die dankbare Erde Mühe und Fleiß; doch in Ferdinands Seele wurde es immer trüber. Eines Abends ſaß er auf der Moosbank unter der Weinhecke, mit Emilien allein. Das rege Treiben des Tages war verſchollen, es herrſchte überall Stille und Ruhe. — Der Mond in halber Scheibe, blickte traurig durch trübe Wolken; die ſein blaßes Bild bald bedeckten — bald wieder auf Augenblicke ſehen ließen. Fikert war von einem Geſchäfte im Dorfe noch nicht heimgekehrt. Zum erſten Male ſchlang der Jüngling ſeinen Arm um den Nacken Emiliens, die ihr Haupt gedankenvoll an ſeine Bruſt legte, als ob ſie an den ſchnelleren Pulsſchlägen erlauſchen wollte, welcher Kummer das Herz des Geliebten drückte. — Die heitern Tage gehen zu Ende, liebe Emilie, ſagte Ferdinand — bald wird der rauhe Winter dieſe Fluren bedecken, die vor kurzem noch ſo lieblich prangten. „Die rauhen Tage gehen vorüber, und der Frühling erſcheint uns wieder mit neuen Reitzen," erwiederte Emilie. Ach! liebes gutes Kind! Der Frühling erſcheint — und mit ihm neue Blumen, es keimen neue Saaten — doch die verwelkten bleiben ewig begraben — und nichts ruft ſie je ins Leben wieder zurück! Die trüben und heitern Stunden eilen auf den Flügeln der Zeit dahin — und uns bleibt nichts als die Erinnerung! —

Auch die Erinnerung gewährt uns Genuß — sagte Emilie; so wie auch namenlosen Schmerz, erwiederte der Jüngling.

Gute, liebe Emilie, dein Leben gleicht einem klaren Bache, welcher durch bunte Wiesen fließt, er küßt die freundlich nickenden Blumen im Vorüberziehen; ihre zarten Bilder spiegeln sich in seiner klaren Fluth, er hüpft dahin, immer hell und rein! Auch über mein Leben ergoß sich einst der Rosenschimmer eines reinen, alles umfassenden Glücks! In harmloser Brust spiegelte sich ein Leben voll der schönsten Bilder – wie die Biene schwärmte ich um die Blüthen meines Frühlings, und sog Honig aus ihren bunten Kelchen. Aber über diesen schönen Jugendtraum zog ein fürchterlicher Sturm herauf. Gegenwart und Zukunft riß er hinab in eine grause Nacht von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Hinausgestoßen aus dem Paradiese der Unschuld, durcheilte ich, der Unglückliche, eine endlose Nacht ewiger Verzagung, — da erschien ihm noch einmal ein Engel aus dem verlornen Paradiese, reichte ihm seine Hand — wollte den Verdammten zurückführen in einen Himmel voll Seligkeit — aber die Pforten sind geschlossen, und der Unglückliche riß den reinen Geist mit hinab in die Tiefen der Verdammniß!

Er preßte das horchende Mädchen mit Heftigkeit an seine Brust — indem er mit zitternder Stimme sagte: — vergib mir, du reiner Engel — ich wollte dich ja nicht

verderben — und doch — er ſah auf, und — vor ihnen ſtand der freundliche Greis. —!

Emilie! ſagte er, mit feierlicher Stimme, ſieh' nach dem Abendeſſen, und laſſe uns einen Augenblick allein. Das Mädchen heftete einen forſchenden Blick auf den Vater — dann ſah ſie voll tiefer Wehmuth nach dem Jüngling — als ob ihm ihr Blick ſagen ſollte, — der einzige Engel, welcher dir aus deinem verlornen Paradieſe geblieben, er verläßt gerne den Ort der Seligen, wenn du ihn nicht mit ihm theilen kannſt, und folgt dir, dem Himmel entſagend, auch in das Reich der ewigen Finſterniß!

Nach einer Weile kehrte der Greis ſtillſchweigend zurück — doch nicht mit ihm der Jüngling. Das Mädchen erblaßte. — Sie wollte gerne fragen, wo Ferdinand geblieben, aber die Frage erſtarb ihr in den Lippen.

---

## 2.

Der rauhe Nordwind trieb den Schmuck der entblätterten Bäume, in gelben Flocken über die dürren Stoppeln der Saatfelder; der Reif hatte die letzten Blüthen des Spätherbſtes zerſtört, und die ganze Natur war öde und abgeſtorben.

Um das kniſternde Feuer des Herdes ſammelten ſich die Bewohner des ſtillen Dörfchens, von der rauhen Jahreszeit unter das ſchützende Dach der friedlichen Hütte ge-

trieben. — Das blühende Gärtchen, deſſen dich belaubte Bäume das kleine Häuschen am nördlichen Ende des Dorfes halb verſteckt hielten, war öde, die Bäume ihres grünen Kleides beraubt, die Weinrebe über der Moosbank entblättert, und durch die ſchmalen Fenſterſcheiben ſah man in halbſitzender Lage ein wunderliebliches Mädchen mit dem Rücken an die Kiſſen gelehnt. Ihre Wangen waren Farblos wie die Flocken, die der kalte Nordwind über die ruhende Erde ſtreute. — Die lieblichen Roſen, die noch vor wenig Monden wie zarter Blüthenhauch darauf prangten, — waren abgeſtreift! Ein Greis ſaß zu ihren Füßen und hörte ſtillſchweigend die herzzerreißenden Melodien — die in unzuſammenhängenden Sätzen, wie ſie der Wahnſinn bildet, aus der im Innerſten zerriſſenen Bruſt hervorquollen.

Wer erkennt in dieſem Bilde des Jammers nicht die ehemals ruhigen und glücklichen Bewohner des ſtillen Häuschens — den menſchenfreundlichen Fickert und ſeine Tochter Emilie!

Ihr Herz war ganz erfüllt von dem Bilde des unglücklichen Jünglings. Ohne deutliches Bewußtſeyn war ihr ganzes inneres Weſen ſo innig mit dem Seinigen verſchmolzen, wie das zweier Blüthen auf einem Stengel, die aus einer Wurzel Nahrung und Leben ſaugen. Eine dunkle Ahnung, die ihre Seele längſt geängſtiget, ſtimmte ſie zu ſtiller Trauer; allein die Hoffnung, an der ſich das jugendliche Gemüth ſo gerne feſt hält, belebte ihr Herz,

ſo lange der Geliebte in ihrer Nähe war — aber ſein plötzliches Verſchwinden — und das geheimnißvolle Schweigen des Vaters war zu überraſchend und traf ihr Herz zu gewaltſam, um lange der zerſtörenden Macht eines tödtenden Kummers Kraft genug entgegen zu ſetzen.

Sie welkte mit jedem Tage ſichtbar dahin; alles Bemühen des bekümmerten Vaters war fruchtlos. — Ein hitziges Fieber warf ſie aufs Krankenlager — und beraubte ſie ihrer Sinne. Jugendkraft, ärztliche Hülfe und ſorgſame Pflege — retteten ſie auf kurze Zeit vom gänzlichen Untergange — doch ihr Verſtand kehrte nie wieder zurück! —

In der verworrenſten Zuſammenſtellung verwechſelte ſie Vergangenheit und Gegenwart, und alles vereinigte ſich wieder in der Urſache ihres Leidens — in dem Gefühl ihrer Liebe zu dem Verlorenen. — Aber je mehr ihr dieſes Gefühl deutlich wurde, deſto herzzerreißender war ihr Zuſtand. Sie weinte lange Tage und Nächte — Worte des Troſtes und der Theilnahme gewährten ihr auch nicht die geringſte Linderung — bis ihr Wahnſinn zufällig eine glücklichere Wendung nahm. Auf einmal ward ſie von der fixen Idee eingenommen, der Geliebte ſey blos fortgereiſt, um alle nöthigen Vorkehrungen zu einer Verbindung zu treffen, den ſie nun mit aller Zuverſicht täglich zurückerwartete.

Von dieſem Augenblicke verbreitete ſich eine wehmüthige Heiterkeit über ihr Weſen; ſie beſchäftigte ſich mit

allerlei Kleinigkeiten zu ihrem Brautſchmucke, ordnete alles ſo beſtimmt, und man könnte ſagen, ſo vernünftig an, daß der bekümmerte Vater dem tröſtlichen Gedanken Raum gab, es könnte durch dieſe plötzliche Wendung ihres Zuſtandes ihr nach und nach der Verſtand wiederkehren. Er nährte daher gerne dieſe ſüßen Träumereien, obwohl gerade dieſe Täuſchung beim Wiederkehren der geſunden Sinne ſich nur um ſo ſchmerzlicher auflöſen mußte.

Eines Tages war ſie emſiger beſchäftiget als ſonſt. Der Vater mußte ihr alles, was zu ihrem Brautkleide gehörte, zum Bette bringen, mußte im Dorf ihre Geſpielinnen, die bey der Feierlichkeit der Vermählung theils als Brautjungfrauen, theils als Gäſte zugegen ſeyn ſollten, auf den Abend zu ſich bitten, ſo wie noch mehrere andere zu dieſem Zwecke nöthige Vorkehrungen treffen, denn ſie war feſt überzeugt, daß der Geliebte am Abend eintreffen müſſe.

Der Abend kam heran; ſie bat den Vater, die Gegenſtände, mit welchen ſie ſich den Tag über beſchäftiget, bei Seite zu legen und an ihrem Bette ſich niederzuſetzen.

Lieber Vater, ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand an ihr Herz legte — du kannſt es nicht glauben, wie es mir da wehe thut; aber es fängt an nachzulaſſen! — es wird mir wohler! Wenn der Frühling kommt, — blühen wieder neue Blumen, er ſagte es — und er hatte recht. Du biſt nicht Schuld — Vater — und ich auch nicht, daß es ſo gekommen — es war eine furchtbare Nacht — ich glaubte

ſie nicht zu überleben — doch jetzt fühle ich mich wieder wohl — nur dieſe böſen Träume haben mich ſo matt gemacht — ſonſt könnte ich aufſtehen. — Bleibe bei mir, guter Vater, es iſt mir ſo bange, wenn ich allein bin.! Ihre Stimme wurde immer ſchwächer, auf ihrem Geſichte ſtrahlte eine Heiterkeit, wie ſelige Verklärung — Vater, liſpelte ſie kaum hervor, ich wußte ja, daß er Emilien nicht verläßt, er naht — — — er naht!!! — Die freudige Begeiſterung ihrer Seele ſteigerte ſich immer höher, ein ſanftes Lächeln lag in ihren Mienen, die Gegenwart verſchwand in einer überſinnlich inneren Anſchauung — ſanft ſchloß ſich das matte Auge. — Ein Engel küßte ihr den letzten Hauch von den blaſſen Lippen! —

## III.

Die rauhen Wintertage ſchwanden allmählig; der junge Frühling kehrte wieder mit aller Lieblichkeit, und die Natur prangte verjüngt im bunten Farbenſchmucke. —

Mitten im Dorfe war ein freier Raſenplaß mit Akazien bepflanzt, wo ſich die Bewohner an einem heiteren Abende im Spiele und Scherz beluſtigten. Ein junger Krämer, der von Zeit zu Zeit dieſes freundliche Dörfchen beſuchte — um die Bewohner mit Waare und ſich mit Geld zu verſehen, ſaß eines Abends unter der fröhlichen Verſammlung! — Sein Erſcheinen unter den friedlichen Bewohnern war für jeden ein Feſttag. Mit einem heiteren harmloſen Gemüthe vereinigte ſich Wohlgeſtalt des Kör-

pers, Witz und gute Laune und ein stets heiterer Humor. Obwohl kaum 18 Jahre alt, hatte er Scharfsinn genug, seinem ernsten und herben Beruf stets die heiterste Seite abzugewinnen, um so das Unangenehme und Nützliche zweckmäßig mit einander zu verbinden.

Er wurde von Allen geliebt, weil er sich in die Weise aller zu finden wußte. Mit den Alten war er ernst, erzählte ihnen Neuigkeiten, Weltbegebenheiten, Anekdoten u. dgl. Mit den Jungen spielte er Ball, Kegeln und andere Spiele, mit den Mädchen tanzte er in der Schenke am Kirchweih und auf Hochzeiten, kurz, er wußte sich dem Einen auf diese, dem Andern auf jene Weise angenehm zu machen. — Jeder verkehrte gerne mit dem muntern Jungen, und seine Waare wurde ihm besser bezahlt, als die eines andern. Alle Concurrenten mußten oft zu ihrem Ärger hören: wir brauchen dieß und das, aber wir warten, bis der Junge kommt, zu dem wir mehr Vertrauen haben u. dgl. m.

Also dieser muntere Jüngling saß unter den Akazien umgeben von einem zahlreichen Auditorium, welches mit gespannter Aufmerksamkeit auf eine rührende Erzählung wartete, die er angekündigt, mitzutheilen. Als sich Alles in gehöriger Ordnung und Ruhe um den Erzähler gesammelt, begann er:

In Arad lebte ein Maler, welcher einen Sohn und eine Tochter hatte. Da er seinen Kindern kein Vermögen hinterlassen konnte, bemühte er sich, ihnen eine solche Er-

ziehung zu geben, mittelſt welcher jedes ſeine Lebens-Exiſtenz auf eine anſtändige Weiſe zu ſichern vermochte. Der Sohn, welcher Neigung und Talent zu der Kunſt ſeines Vaters hatte, wurde Maler. Er bemühte ſich, neben ſeiner Kunſtübung ſich ſo viel wiſſenſchaftlich zu bilden, als es in ſeiner Lage nur möglich war. Gerader Sinn, geſunder Menſchenverſtand, vereint mit einem richtigen Gefühle für Recht und Billigkeit, waren ſeine Hauptcharakterzüge. Er liebte und ehrte ſeinen Vater mit aller Innigkeit — ſo ebenfalls die zur Jungfrau herangereifte Schweſter, die mit nicht minderer Zärtlichkeit an dem geliebten Bruder hing. So lebte die kleine Familie friedlich und glücklich, bis der Tod den Vater aus ihrer Mitte abrief. Als er auf dem Sterbebette ſeinen väterlichen Segen über ſeine Kinder ausſprach — nahm er dem Sohne das feierliche Verſprechen ab, ſeine Schweſter nie zu verlaſſen und fortan, wie ein Vater, für ſie zu ſorgen. Mit tiefgerührtem Herzen gelobte der Sohn dem Sterbenden, ſtets für ſeine Schweſter zu ſorgen, wie für ſein eigenes Leben — und der Vater ſtarb beruhigt in den Armen ſeiner geliebten Kinder! Die Geſchwiſter lebten in der zärtlichſten Eintracht, den Verluſt des geliebten Vaters betrauernd. Der Bruder bemühte ſich mit verdoppeltem Fleiße, durch ſeine Kunſt der geliebten Schweſter ein ſorgenfreies Loos zu bereiten, ſo wie die Schweſter durch Sparſamkeit und häusliche Ordnung das Erworbene zweckmäßig anzuwenden ſuchte! —

So lebten die beiden Geſchwiſter ſtille, — aber glücklich und zufrieden. Der zärtliche Bruder hatte nur Sinn für ſeine Kunſt und nur Liebe zu ſeiner Schweſter, die mit jedem Tage ſich enger mit ſeinem Leben vereinigte. — Im Gemüthe der Schweſter ſchien jedoch etwas vorgegangen zu ſeyn, was ihren heiteren Sinn bisweilen trübte. — Die häufige Abweſenheit des Bruders und die künſtliche Heiterkeit der Schweſter ließ ihn jedoch dieſen Schattenpunkt in ihrem Gemüthe nicht wahrnehmen, und er blieb der unermüdete, emſig beſorgte Bruder, der fleißige Künſtler. Er liebte die Geſellſchaft nicht — ſuchte daher auch ſelten öffentliche und geräuſchvolle Orte; — kam er von ſeinen Geſchäften nach Hauſe, ſo machte er gerne einen Spaziergang ins Freie, wobei ihm die Geſellſchaft ſeiner Schweſter die angenehmſte war. Nur bisweilen beſuchte er einen Garten vor der Stadt, um ein Glas Wein zu trinken. Eines Abends ſaß er an einem Tiſche in demſelben Garten, trank ſein Glas Wein, und dachte dabei über eine bereits accordirte Kirchenarbeit nach, bis ſich nach und nach an demſelben Tiſche mehrere junge Leute geſammelt hatten. Anfänglich drehte ſich ihr Geſpräch um geringfügige Gegenſtände in Witz und munterer Laune, und verwickelten ſo den jungen Künſtler mit in ihren heitern Verkehr — nach und nach, als der Wein, den man etwas unmäßig genoß, die Köpfe erhitzte, überſchritt der Scherz die Gränze des Anſtändigen, und artete in Gemeinheiten aus. —

Einer dieſer jungen Leute gefiel ſich darin, der Ehre eines Bürgermädchens auf eine ſehr ſchonungsloſe Weiſe mitzuſpielen, die er zwar nicht mit Namen nannte, die aber nach ſeiner Äußerung ſo ſchwach war, ſeinen Verſicherungen zu vertrauen. Der Maler, den dieſes rohe und unedle Betragen tief verletzte, tadelte es mit ſcharfen Worten — der junge Mann, aus einer anſehnlichen und reichen adeligen Familie — fand ſich über ſeine Anmaßung höchlich beleidigt — und forderte Genugthuung! Der Maler, nicht minder ehrgeizig, war hierzu ſehr bereit, — es wurden für den nächſtfolgenden Morgen Zeit — Ort — und Waffen beſtimmt.

Der Beleidigte fand ſich zuerſt am verabredeten Orte mit ſeinem Secundanten ein; — obwohl es ihm gerade nicht an Muth fehlte, wäre es ihm doch lieb geweſen, wenn Furcht den Maler abgehalten hätte, zu erſcheinen, ein Gedanke, dem er ſchon halb und halb Raum gab — der aber zu ſeinem Verdruße durch das Erſcheinen des Malers vernichtet wurde. Der Maler kam ohne Secundanten, der Edelmann wollte ſich wegen Mangel dieſer Förmlichkeit nicht ſchlagen — der Maler beſtand jedoch auf dem Zweikampfe, und forderte ſeines Gegners Secundanten auch zu dem ſeinen auf! Piſtolen wurden geladen, die Entfernung abgemeſſen, und der Edelmann hatte auf das Zeichen des Secundanten den erſten Schuß zu machen. Der Schuß ſtreifte die linke Schulter des Malers, ohne ihm Schaden zu thun.

Nun kam die Reihe an ihn. Ruhig prüfte er seine Pistolen, ob alles in Ordnung sey, stellte sich in die gehörige Richtung — winkte dem Secundanten — dieser gab das Zeichen — die Pistole knallte, und der Gegner stürzte zu Boden.

Der Maler steckte seine Pistole ruhig in die Tasche; der Secundant und ein Arzt, der aus Vorsicht mitgenommen wurde, waren mit dem Verwundeten beschäftigt, der nach der Erklärung des Arztes nicht tödtlich getroffen war. — Ohne sich ferner um etwas zu bekümmern — ging der Maler nach Hause, ordnete Alles, was er zu seiner bevorstehenden Kirchenmalerei nöthig hatte, und reisete bald darauf ab. Wäre sein Gemüth durch die vorhergegangenen Ereignisse weniger befangen gewesen — so hätte ihm nicht entgehen können, daß ein Geheimniß die Seele seiner Schwester drücke, welches sie ihm gerne mitgetheilt, wozu ihr aber der Muth fehlte. —

Die ganze Nacht vor dem Morgen seiner Abreise schlief sie keine Minute; ihre Augen waren roth und aufgeschwollen von Thränen — und ihre Wangen leichenblaß. — Der Bruder erschrack über ihr Aussehen, und dennoch fiel es ihm nicht ein, sie über die Ursache ihres Kummers zu befragen; er suchte sie über seine Abreise zu trösten, die er als die alleinige Ursache ihrer Trauer ansah. — Der Wagen hielt vor der Thüre, die Geräthschaften waren aufgepackt — mit herzzerreißendem Schluchzen hing das Mädchen am Halse des Bruders, ihre Arme waren krampfhaft

um seinen Nacken verschlungen, und ließen ihn nicht los, bis er sich mit Gewalt befreite, in den Wagen sprang und eilig davon fuhr.

In sonderbarer Gestaltung schwebte das Bild des Verwundeten, und wiederum das Bild der weinenden Schwester unabläßig vor seiner Seele! Eine Bangigkeit preßte seine Brust, von der er sich keinen Grund anzuführen wußte.

Endlich kam er in Bieleth, dem Orte seiner Bestimmung, an. Mit Eifer begann er seine Arbeit, correspondirte fleißig mit seiner Schwester, deren ziemlich heitere Briefe ihn einiger Maßen beruhigten. — So vergingen mehrere Monate — die Briefe seiner Schwester wurden seltener, der Styl befangener — ihr Inhalt weniger herzlich, am Ende beinahe ganz trocken. —

Eines Tages kam, statt von seiner Schwester, ein Brief von fremder Hand, mit den wenigen Worten: Eilen Sie nach Hause; Ihre Abwesenheit wird mißbraucht; Ihre Schwester ist in den Händen eines schändlichen Verführers! Lange hielt er das Papier in seiner Hand, starrte regungslos auf die Buchstaben — jeder derselben nahm die Gestalt eines scheußlichen Ungeheuers an, welches ihn zu verschlingen drohte. —

Wäre es möglich — hätte meine unbegreifliche Blindheit, Sie, die keinen andern Schutz im Leben hatte, als mich, in den Abgrund gestoßen? O, ich blinder Thor! — wo war mein Verstand in jener Zeit, als ich die unglück-

liche traurig und in ſich gekehrt ſah, hätte ich da nicht ſogleich einſehen ſollen, daß nicht alles ſo ſey, wie es ſeyn ſollte? —

So fuhr er längere Zeit fort, ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen, ehe er zu einem Entſchluſſe kam. Endlich packte er ſein Nöthigſtes zuſammen, ließ einſpannen, und fuhr Tag und Nacht. Es war eilf Uhr Nachts, als er zu Hauſe ankam; den Wagen ließ er nach dem Gaſthauſe fahren — und ging mit pochendem Herzen nach ſeiner Wohnung. — Ein Licht, welches ſchon aus der Ferne entgegen ſchimmerte, zeigte ihm an, daß ſeine Wohnung nicht verlaſſen ſey. Mit Bangen ſtieg er die Treppe hinauf; die Außenthüre war blos angelehnt, das Fenſter der innern von dem Vorhange nur halb bedeckt, ſo daß er bequem ſehen konnte, was innen vorging. —

Alle ſeine Pulſe ſtockten, ſeine Sinne ſchwanden, verſteinert ſtand er da — der geringſten Bewegung unfähig. — Denn zu den Füßen eines Mannes lag die Schweſter — die heißgeliebte Schweſter — den ehrloſen Verführer händeringend um Rettung flehend — und dieſer ſah mit Hohn und Verachtung auf die Verzweifelnde herab, erwiedernd: ſo — und nur ſo verdiente der übermüthige Thor beſtraft zu werden, der es wagte, mich zu beleidigen — und zu verwunden — nun Dirne, gehe hin zu ihm — und zeige dich ihm — in deiner bürgerlichen Würde — die er ſo hochtrabend vertheidigte! Er ſtieß ſie mit dem Fuße von ſich, daß ſie ohnmächtig zurück ſank — und wollte das Zimmer

verlaſſen. Halt, Scheuſal! donnerte ihm eine Stimme entgegen, die durch alle ſeine Nerven zitterte, wie der Ruf zum jüngſten Gerichte. Halt, Bube! ich komme, Gericht zu halten über deine Schandthaten — und ein Dolch drang durch ſeine verruchte Bruſt!

Dieſer furchtbare Ruf weckte die Todte wieder zum Leben auf, um das Entſetzlichſte noch zu ſehen, ehe ſich ihr Auge auf immer ſchloß! —

Der Verführer mit dem Tode ringend am Boden; der Bruder wie eine ſtrafende Gottheit ihn anſtarrend. Bruder! ſchrie ſie endlich mit geſammelter Kraft — Bruder! um Gotteswillen, was haſt du gethan! — Ich habe das Amt des irdiſchen Richters verwaltet — Gott möge ſeiner Seele gnädig ſeyn! und Du — lebe — wenn du die Schande ertragen kannſt? er wandte ihr den Rücken zu und entfernte ſich. — Verzweiflungsvoll zog ſie den Dolch aus der Bruſt ihres Verführers und endigte damit ihr eigenes Leben.

So fand man beide am nächſten Morgen todt. Von dem unglücklichen Maler wußte man lange nichts — bis er endlich ſelbſt erſchien, ſich den Gerichten überlieferte — und den ganzen Hergang erzählte!

Er wurde zum Tode verurtheilt — und ſtarb im Kerker, wenige Tage vor der beſtimmten Hinrichtung — allgemein betrauert — denn er war außer dieſem Morde ein edler tugendhafter Jüngling.

Die Zuhörer waren alle tief gerührt. Nach einer Pauſe fragte Feckert um den Sterbetag des Unglücklichen; —

„er ſtarb am 12. Februar Abends um 8 Uhr," erwiederte der Erzähler — „das war die Todesſtunde meiner Emilie!" ſagte der Greis. — Armer Ferdinand! — unglückliche Schweſter! — Meine Emilie, er kam — und holte dich ab! — Wie lange werde ich der ſüßen Vereinigung mit euch noch harren?

Alle ſahen nach dem Alten. — „Ihr Kinder!" fuhr er fort, „dieſer Maler war Niemand anders, als Ferdinand, den ihr alle lieb gewonnen, und der nicht Ruhe fand, ehe das irdiſche Gericht ſein irdiſch Verbrechen gerichtet. Gott hat ihm die Schande erſparrt, am Hochgerichte zu ſterben — er wird auch ſeiner Seele gnädig ſeyn." —

Der junge Krämer verfaßte eine einfache Grabſchrift für Emilien, die eine kurze Hindeutung auf ihre Geſchichte enthielt. — Bald darauf verſchwand er aus jenen Gegenden, man wußte nicht wohin! Doch wenn die Dorfbewohner unter den Akazien verſammelt, ſich Emiliens traurige Geſchichte erzählen, wird auch des jungen Krämers erwähnt, dem alle herzlich geneigt waren!

# Vom Meere.

Von Andr. Schumacher.

1.

Es ſteht die Hemiſphäre
Getheilt in Blitz und Schaum,
Ein Lied zu Gottes Ehre
Erfüllt den Weltenraum.

Da treibt ſchon halb entmaſtet
Ein Schiff durch Sturmesgrau'n,
Der Schiffer aber raſtet
Solch' Schauſpiel anzuſchau'n.

Er raſtet, um zu hören
Die Stimme der Natur;
Denn aus des Menſchen Chören
Tönt Menſchen-Selbſtſucht nur!

2.

Das Meer mit ſeinen Wogen
Rauſcht über manchem Traum,
Dort unterm blauen Bogen,
Dort iſt für Träume Raum! —

Sein Schooß birgt manches Sehnen,
Chriſt wie des Menſchen Herz —
Es iſt ein Meer von Thränen,
Es iſt ein Meer von Schmerz.

Oft ſtürzt im wilden Rennen
An Woge Woge hin,
Das iſt der Sehnſucht Brennen,
Das iſt der Herzen Glüh'n. —

Und ſteigt vom tiefſten Grunde
Herauf der Waſſer Schwall —
Dann gibt das Meer uns Kunde,
„Der Schmerz iſt — überall!"

3.

Laßt mich allein nun ziehen, —
Da ich allein doch bin, —
Mit meines Herzens Glühen,
Mit meinem eig'nen Sinn.

Einſt ſtandet als Gefährten
Ihr lachend um mich her —
Bis, als wir heimwärts kehrten,
Wir ſcheiterten im Meer.

Ihr floht — es blieb verfallen,
Was mein an Schätzen war —
Der Theuerſte von allen,
Der Jugend Traum ſogar.

Nun weil' ich gern am Strande,
An den die Woge ſchlägt,
Denk' wohl, daß ſie vom Sande
Noch einſt mein Schifflein trägt.

Die Segel ſind beſchädigt,
Der Kiel doch hält mir aus,
Vom Ballaſt iſt's entledigt,
Merkt euch die Kraft des Bau's.

# Kraft oder Schwäche.

Eine Novelle

von

Wilhelm von Lüdemann.

Nahe bei der Stadt C. war ein Selbſtmord vorgefallen. Da der Fall einen durch Geiſt und dichteriſche Gaben ausgezeichneten Mann betraf, und die Motive dieſes unglücklichen Schrittes im Dunkeln blieben, ſo war es natürlich, daß in den gebildeten Kreiſen viel über dieß Ereigniß geſprochen wurde. Man vernahm die verſchiedenſten Meinungen über Anlaß und Urſache dazu, und von allen Seiten wurde die alte und ſchwer zu entſcheidende Streitfrage darüber, ob der Selbſtmord als ein Produkt geiſtiger Kraft, oder vielmehr als eine Frucht moraliſcher Schwäche zu betrachten ſey, wieder und wieder durchgeſprochen. Die meiſten Stimmen waren geneigt, ihn für eine Schwachheit zu erklären. Man war faſt darüber einig, einen Mangel an „Glauben," wie dieß Wort eben von

den Verſtändigen begriffen wird, an „Gottvertrauen," als den Quell einer Handlung anzuſehen, die unſer Dichter die größte Schuld nennt, weil ſie die einzige ſey, die wir nicht bereuen können. Ein anderer Theil der Abſtimmenden hielt ſich jedoch daran, daß dieſer Schritt eine moraliſche und phyſiſche Schwäche vorausſetze, die einem geſunden Geiſte gar nicht zuſtoßen könne, und erklärte es geradezu für unmöglich, in eine ähnliche Verirrung zu gerathen.

Gegen dieſe Meinung ſtritt Theobald, ein junger Gelehrter und Dichter, im Kreiſe gebildeter Freunde und Freundinnen. Er ſtützte ſich dabei auf die kleine Zahl derer, welche mit ſkeptiſchem Sinne bezweifeln, ob es überhaupt eine poſitive Wahrheit in der Welt des Realen gebe, und welche Bedenken tragen, ob nicht am Ende alle Wahrheit nur Negation der Lüge ſey, ſo daß wir wohl das Falſche und Vernunftwidrige erkennen, das durchaus Rechte und abſolut Wahre aber niemals allgemein gültig hinſtellen können.

Der Streit hierüber war lebhaft geworden, und hatte ſelbſt den harmoniſchen Klang der Theetaſſen, welche in dieſem Kreiſe umher gereicht wurden, zum Schweigen gebracht.

„Kraft und Schwäche!" rief Theobald aus. Ei, ei, meine Freunde, wie ſchnell wir doch mit hohlen Begriffen und bedeutungsleeren Worten bei der Hand ſind, wenn es ſich darum handelt, einen Menſchenbruder zu ver-

urtheilen. Wer von Euch weiß mir denn nun aber diesen Gegensatz recht zu zergliedern, diese beiden kurzen Worte recht zu definiren, zu sondern, in ihrer Bedeutung abzugränzen? Wer weiß mir denn, in jedem Falle, so recht eigentlich zu sagen, wo das Gebiet des einen Begriffes endet und das des anderen anfängt? Wir sehen die Sternschnuppe zwar fallen — aber ob sie ursprünglich vom Himmel herab kam, oder von der Erde hinauf stieg, ob sie Masse war oder Licht, ob sie in unserm Dunstkreise niedersank oder nicht, wer weiß das mit Zuversicht? Eben so verhält es sich mit der menschlichen That. Wer will zwischen Himmel und Erde, Schuld und Unschuld, ja zwischen Tugend und Sünde selbst, immer recht unterscheiden? Mir wenigstens scheint unsere ganze ethische Gesetzgebung noch so verworren, so im Widerspruche mit sich selbst, so unanwendbar und oft so chimärisch, daß ich zuweilen gar nicht daran glauben kann, daß wir bereits bis an's Ende dieser erhabenen Wissenschaft gelangt seyn sollen. Die alte Welt mit ihrer theoretisch-unvollkommenen, aber praktisch anwendbaren, moralischen Gesetzgebung, wußte, was sie wollte; wir aber — nehmt's mir nicht übel — wir wissen oft das nicht; wie viel minder dürfen wir glauben, praktisch den Vogel abgeschossen zu haben. Wer von Euch z. B. sagt mir denn genau, wie viel wir eigentlich unserer Kraft vertrauen dürfen? Und wie viel nicht? Es ist doch bekannt, daß jeder Bogen bricht, den man überspannt, und jede Kraft zerschellt, die sich selbst

überbietet. Wo aber iſt die erkennbare Gränze des „Zu viel" und „Zu wenig," die doch allein über Kraft oder Schwäche entſcheiden könnte?

In dem Satz, fiel Roſenberg emphatiſch ein: Thue das Rechte für den Augenblick und kümmre dich nicht um die Folgen!

Sehr ſchön geſagt, entgegnete Theobald, und unſtreitig auch ſehr weiſe. Nur Schade, daß wir damit um keinen Schritt weiter gekommen ſind, als wir waren. Thue das Rechte für den Augenblick! Alſo völlig ſorglos, blind, taub, ſtockblöde gegen die Folgen, gegen die Zukunft? Das wäre es? Lehrt uns denn unſere Moral nicht wieder: klug zu ſeyn und vorſichtig zu prüfen? Oder beſſer, weiſ't ſie uns nicht an, die Folgen unſerer Thaten zu erwägen? Wird es uns denn nicht zur Schuld angerechnet, wenn die natürlichen Wirkungen unſerer Thaten verderblich ſind? Und doch ſollen wir ſie bei unſern Entſchlüſſen nicht in Anſchlag bringen? — Nein, Freunde, aus dieſem Dilemma weiß ich keinen Ausweg. Klippen, Untiefen, Strudel, Scylle und Charybdis umringen uns. Wer nicht verſchlungen wird, der preiſe ſein Glück und damit Punktum! Seht! Schon als Kind belehrt man uns hier: „Sey mild, vergib deinem Feinde!" Dort: „Halte auf Ehre, entwürdige dich niemals" — mit andern Worten: ſey ſchwach und ſey ſtark zugleich. Als Mann ſagt man uns hier: „Thue Recht!" Dort: „Sey demüthig!" Hier: „Halte an dem erkannten Guten!" Dort: „Sey nachgiebig!" — als

wenn das Eine nicht das Andere aufhöbe! Hier ruft man uns: „Glaube!" zu. Dort: „Gebrauch deine Vernunft, ſie iſt Gottes Erbe!" Und Niemand bezeichnet uns zwiſchen Gebrauch und Nichtgebrauch die rechte Gränze. Hier heißt es: Wuchere mit deinem Pfunde; dort: ziehe die ewigen Güter den zeitlichen vor; ja, wir ſollen zugleich ſchuldlos wie die Tauben und klug wie die Schlangen ſeyn, als wenn dieß auch nur möglich wäre! Kurz, Freunde, aus allen dieſen Widerſprüchen habe ich mein Leben lang mich nicht heraus zu finden gewußt. Ihr aber, weiſe Herren, die ihr alle Wege und Stege in dieſem verworrenen moraliſchen Wald haargenau und zuverſichtlich kennt, — belehrt mich doch, ich bitte Euch! Ich will Euch einen Fall erzählen. Ich meines Theils bin ein armer, ſchwacher Kopf, und zu meinem Mißgeſchicke gehört, daß mir immer gerade das als das Unbegreiflichſte und Schwierigſte erſcheint, was aller Welt leicht und natürlich dünkt, worüber Jedermann aburtheilt und fertig iſt, während das Meiſte von dem, was die Welt gemeinhin unauflöslich findet, mir gerade äußerſt einfach und leicht lösbar erſcheint. Dieß iſt unſtreitig eine Folge meines ſchwachen Denkvermögens. Aber ſey es, ich will Euch einen Fall erzählen, und wenn ihr mich angehört habt, ſo ſagt mir, ich bitte, was Kraft iſt und was Schwäche; ſprecht es aus, was und wie der Menſch ſeiner eigenen Kraft vertrauen ſoll, wie nicht, und wie ſich die Forderung: Thue Recht! in der Anwendung geſtaltet. Ihr ſollt

entſcheiden, und Ihr werdet dieß um ſo leichter finden, als meine Geſchichte ganz aus dem wirklichen Leben geſchöpft iſt, mit dem Ihr ſtets ſo ſchnell im Reinen ſeyd; ein Fall, wie er uns hundert Mal in einem Menſchenalter vorkömmt, nur daß wir nicht immer darauf achten, ein Fall, der ſo wirklich iſt, daß er gar nichts Poetiſches an ſich hat. —

„Genug der Vorrede," fiel Roſenberg ein — „laß hören!"

„Bitte, erzählen Sie," rief Luzinde, ſeine ſchöne Schweſter.

„Ich hatte einen Freund, einen armen, unglücklichen Freund —"

„Aha! alſo eine Tragödie, eine rührende Geſchichte," riefen Friedrich und der Tribunalsrath aus einem Munde.

„Ja eine Tragödie," ſprach Theobald, und zwar eine der ergreifendſten, die mir das an Tragödien reiche Leben jemahls aufgeführt hat. Doch nach unſerm heutigen Kunſtgeſchmack könnte man ſie auch eben ſo gut eine Komödie nennen."

„Deſto beſſer, ſo brauchtes keines Beſinnens," ſagte Roſenberg neckend. „Tragiſche Stoffe haften lange im Gedächtniß."

„Dieſer — ewig," ſprach Theobald emphatiſch. „Ich hatte alſo einen Freund — bemerken Sie, es war vor meiner Reiſe und vor meinem längern Aufenthalt in Italien, wohin mich der Kummer über dieſe Geſchichte gewiſſermaßen trieb."

„Wie hieß denn Ihr Freund?" fragte die ſchöne Lucinde.

„Namen thun nichts zur Sache," ſprach Theobald. Er hieß — warten Sie doch — er hieß Gottwald. Wir hatten uns auf der Univerſität kennen und lieben gelernt. Gottwald war ein ſanfter Menſch, etwas ſchwärmeriſch, aber nur ſo viel, als ſich mit einem natürlich heitern Sinn verträgt, und, was mit dieſen Charakteren nicht oft zuſammenpaßt, voll Kraft und Entſchloſſenheit im Guten. Dabei offen, mittheilſam, eine ſchöne ſtarke Geſtalt, ein gewandter Fechter in den Landsmannſchaften, ein dienſtfertiger Freund, kurz ein Menſch, dem es mit allem, was er vornahm, Ernſt war, und den man lieben mußte. Er hatte die Hochſchule vernachläßigt bezogen, binnen Jahresfriſt jedoch übertraf er uns alle an wiſſenſchaftlicher Bildung; niemand wußte, daß er die Nächte hindurch ſtudirt hatte. Er war Theolog und eines unbemittelten Predigers Sohn.

Das Triennium ging zu Ende; Gottwald beſtand ſeine Prüfungen mit glänzendem Erfolg, aber ſeine Mittel waren erſchöpft. Graf Waldau ein öſterreichiſcher Magnat, der zu dieſem Zweck ausdrücklich nach der Univerſitätsſtadt gekommen war, ſuchte einen Hauslehrer unter ungewöhnlich glänzenden Bedingungen. Gottwald's Beſchützer erwarben ihm durch ihre Empfehlungen dieſe beneidete Stelle. Er ſtieg in den Wagen mit dem Grafen und reiſte mit ihm nach ſeinen niederöſterreichiſchen Gütern

ab. Wir alle, beſonders aber ich, nahmen einen herzlichen Abſchied von Gottwald.

Graf Waldau war Proteſtant, wie ſeine beiden Söhne; die Mutter und ihre ſechzehnjährige Tochter Cäcilie waren im Schooße der katholiſchen Kirche erwachſen. Gottwald aber war zum Lehrer der beiden jungen proteſtantiſchen Grafen beſtimmt.

Man kam in Neuhöfen, dem ländlichen Wohnſitz des Grafen Waldau und ſeiner Familie an, Gottwald blieb mit mir in ununterbrochenem Briefwechſel, und aus ſeinen Briefen eben erzähle ich den größten Theil meiner Geſchichte, die eigentlich die ſeinige iſt.

Er fand an den beiden jungen Grafen zwei gelehrige und liebenswürdige Zöglinge, an der Gräfin eine kalte, etwas ſtolze, aber religiöſe und achtbare Hausfrau, an dem Grafen einen wohlwollenden, vorurtheilsfreien Gönner, an Cäcilien einen kleinen zarten, blonden, geiſtvollen, neckenden und etwas eigenſinnigen Engel, der durch Laune und Eigenwillen das ganze Hausweſen bald erheiterte, bald ſehr verſtimmte. Mutter und Tochter ſchienen den jungen Proteſtanten mehr zu dulden als zu lieben, doch hatte Gottwald, für deſſen Bedürfniſſe auf das freigebigſte geſorgt war, über nichts zu klagen. Vielmehr rühmte er mir und pries gleich in ſeinen erſten Briefen ſein Glück, das Wohlwollen des gräflichen Hauſes gegen ihn und beſonders manche kleine Aufmerkſamkeit, welche Cäcilie, die eben ſo gutmüthig als launenhaft war, ihm

erwieſe, gleichſam um damit kleine Neckereien wieder gut zu machen, die ſie ganz ohne Arg ſich gegen ihn erlaubt hatte, weil ſie ihr zur zweiten Natur geworden waren. Hatte ſie ihm heute einmal ein Buch verſteckt, von dem ſie wußte, daß er es brauchen würde, oder ihn plötzlich zur Geſellſchaft herabrufen laſſen, wenn Niemand da war, ſo fand er morgen gewiß ein kleines Geſchenk, einige Saiten für ſeine Guitarre, die ſie gern ſpielen hörte, ein Bouquet, oder dergleichen etwas auf ſeinem Schreibtiſch. Cäcilie wußte dann ſtets einen ihrer Brüder als Geber vorzuſchieben, um den Erkenntlichen mit ſeinem Dank verlachen zu können Ihre Brüder machten unter Gottwalds Leitung in einem Jahr überraſchende Fortſchritte. Der Graf war entzückt und überhäufte Gottwald mit Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit. Alle Hausgenoſſen hatten ihn liebgewonnen, und ſelbſt die Gräfin, in deren Geſellſchaft er nun öfter eintrat, begegnete ihm mit ungewohnter Achtung. Kurz, Gottwald galt jetzt im Hauſe des Grafen Waldau mehr für einen geachteten Hausfreund, als für einen abhängigen Diener und genoß alle Vorrechte des erſtern.

Nur mit Cäcilie war nicht mehr auszukommen. Gottwald, der mir alle ihre kleinen Neckereien ſorgfältig erzählte, ſchrieb mir, mitten in den Belobungen der gräflichen Familie, daß er auf eine Veränderung ſeiner Lage denken müſſe, ohne ſie zu wünſchen. So fern von ſeinem Vaterlande, was könne er aber thun, als bleiben, bis

man ihn entlaſſen und verſprochener Maßen zurückſenden würde. — Dieß fiel mir auf und machte mich verlegen. Eine Zeitlang blieb ich nun ohne Briefe, dann enthüllte ſich mir das Räthſel mehr und mehr. Das Verhältniß mit Cäcilie war verändert. Der neckende Engel war auf einmal zu einem ſinnenden geworden — Gottwalds ſchüchterne Dankbarkeit zu — Gott weiß welcher Empfindung. Sollen wir ſie Liebe nennen? Sie war es gewiß!"

Cäciliens Neckereien hatten, ungeachtet mancher mütterlicher Verweiſe, die ſie ihr wohl zugezogen haben mochten, fortgedauert. Gottwald, durch Laune und naive Scherze in Verlegenheit zu ſetzen, beſonders, wenn vornehme Gäſte im gräflichen Hauſe waren, ſchien zu den Ergötzlichkeiten des kleinen, reizenden, aber muthwilligen Weſens zu gehören, und nicht leicht wurde eine Gelegenheit, die ſich dazu günſtig zeigte, von dem lebhaften Kinde verſäumt; ja, man hatte ſich von allen Seiten ſchon daran gewöhnt, ihr Manches dieſer Art ungerügt durchgehen zu laſſen. Cäcilie war der Liebling der Mutter, und die mütterliche Liebe, die ſo vieles verbirgt, mochte die denkende und ernſtgeſtimmte Gräfin gegen dieſen Fehler, nicht des Herzens, ſondern des Geiſtes ihrer Tochter, verblendet haben. Dieß machte das Übel ärger! —

Unter vielen Spielereien, mit welchen die mütterliche Gunſt Cäcilien ſtets verſorgte, beſaß die reizende Jungfrau auch einen kleinen Papagei, dem ſie beſtändig vorzuplaudern pflegte. Das gelehrige Thier hatte ſchon oft die

ganze Familie durch einzelne Worte überraſcht, welche kaum Cäcilie ſelbſt ihn gelehrt zu haben ſich erinnerte. In ihrer Heiterkeit liebte ſie das Thier um ſolcher Scherze willen doppelt. Eines Tages entfloh das unbewachte Thier aus der Laube, in welcher Cäcilie ſich gern mit ihm zu beſchäftigen pflegte. Der Ring um die Sproße, auf der es ſaß, hatte ſich geöffnet, als Cäcilie eben abgerufen wurde; der Vogel wollte ihr folgen, flatterte zu dem nächſten Baume im Garten empor, prüfte hier die Kraft ſeines Fittigs, und war ſchon tief in den Garten hinein, ehe durch Cäciliens Rückkehr ſeine Flucht entdeckt wurde. Ihr Wehruf, ihre Klagen riefen das Geſinde herbei; man verfolgte den Flüchtling mit Stangen, Leitern und Spritzen. Umſonſt! Der freigewordene Gefangene ſchien wenig Luſt zu fühlen, in ſeinen ſanften Kerker zurückzukehren, denn Thier und Menſch liebt ja die Freiheit. Vergebens lockte Cäciliens holde Stimme — ihr Liebling blieb ſtarrſinnig, und ſey es nun, daß man die Jagd verkehrt anfing, oder daß der Papagei wirklich aller Wohlthaten und Zuckerbiſſen plötzlich vergeſſen hatte und ſo undankbar geworden war, wie ſonſt nur Menſchen und Kinder zu ſeyn pflegen — genug, er flatterte von Baum zu Baum immer tiefer in den unermeßlichen Park hinein, welcher unmittelbar an den Garten ſtieß. Jetzt wurde Cäcilie ernſtlich um ihren Liebling beſorgt. Aus dem Schloſſe rief ſie nun zur Rettung ihres „verwünſchten Prinzen,“ wie ſie das Thier zu nennen pflegte, herbei, was Hände

und Füße zu dieſer Jagd beſaß. Auch Gottwald erſchien und erkannte ſogleich die Fehler, welche bei dieſer Verfolgung begangen waren; der Anblick fremder Menſchen, das Geräuſch, das Drohen und Rufen, hatten das ſanfte Thier ſcheu gemacht. Er entließ daher die verfolgende Schaar, ſandte ſie zur Umſtellung des „verwünſchten Prinzen" aus und blieb mit Cäcilien allein in ſeiner Nähe. Während dieſe lockte, näherte er ſich der ſchlanken Buche, auf welcher der „Prinz" ſein Lager aufgeſchlagen hatte. Jetzt ward der Vogel zutraulich; er ſchaute klug und verſtändig herab, er lüftete die Schwingen, mit der deutlichen Abſicht zu Gottwald, den er wohl leiden mochte, herabzufliegen. Allein, nun erſt ward man gewahr, was ihm die Rückkehr unmöglich machte. Der Reif, welcher am Fuße des Vogels nachſchleppte, hatte ſich um einen Zweig des Baumes geſchlungen und hinderte das Thier an der beabſichtigten Rückkehr zu ſeiner Gebieterin. Cäcilie ſtieß bei dem Anblick des herabhängenden, kreiſchenden und gefeſſelten Lieblings einen Schreckensruf aus. Allein Gottwald hat ſeinen Entſchluß ſchnell gefaßt. Ehe irgend jemand erſcheinen oder eine Leiter herbei gebracht werden konnte, hatte er mit behender Kraft den Baum erſtiegen, und hob ſich von Aſt zu Aſt an dem ſchlanken Stamm dem gefeſſelten „Prinzen" entgegen. Cäcilie zitterte, bat, flehte — umſonſt! Er hörte ihre Beſchwörung nicht, er war angelangt, entfeſſelte den Flüchtling, befeſtigte ihn an ſeiner Halsſchleife, und trug ihn nun im

Triumphe eben ſo behend als glücklich von ſeinem gefährlichen Gipfel herab. Cäcilie war glücklich, ſie küßte, ſie liebkoſete unter kleinen Züchtigungen den undankbaren Flüchtling. Sie dankte dem Retter des „verwünſchten Prinzen" mit Worten, deren Werth für ihn, ſie nicht fühlte. Man war ziemlich weit vom Schloſſe abgekommen, das von Gäſten erfüllt war, und machte ſich nun auf den Rückweg, anfangs raſch, ſpäter langſamer. Gottwald trug den „Prinzen," und Cäcilie, um zugleich den Ungetreuen ſtreicheln und ſtrafen zu können, hatte ihren ſchönen Arm durch den ſeinigen geſchlungen. Plötzlich ward ein doppelter Druck gefühlt. Gottwald blickte in das ſtill und freudig erglühende Antlitz der Gräfin. Ein wunderbares Gefühl — nie hatte er etwas Ähnliches empfunden — kam über ihn. „Gräfin Cäcilie," ſprach er mit zitterndem Tone — „werden Sie mich nun auch nicht mehr mit meiner Unbeholfenheit necken, wie geſtern, wo ich auf Ihre Veranſtaltung den wilden Ungar Hector beſteigen mußte, ſtatt meines gewohnten ruhigen Engländers?" Er ſah ihr dabei bittend ins Auge. „Nein, nein, nein," ſprach die Gräfin, „Sie ſind ja der Retter meines Prinzen. Glauben Sie, ich könnte das je vergeſſen?" Alter! rief ſie. Ach, wüßten Sie nur, was der Ritt mir nachher für Kummer gemacht hat!

„Wie," rief Gottwald, „Sie waren beſorgt?"

„Das nicht," ſagte Cäcilie — „aber kaum waren Sie aus dem Hofe hinaus, als ich mich auf mein Bett

werfen mußte und weinen, wohl eine Stunde lang. Als ich Sie wiederkehren ſah — oh! —"

„Cäcilie," rief Gottwald, und küßte ihre Hand, die ſie ihm nicht entzog. „Als ich wiederkehrte, was thaten Sie da?"

„Nun, ich ſank auf meine Knie," ſagte das Mädchen heimlich, aber unbefangen.

„O mein Gott," rief Gottwald und wandte ſich ab.

„Ja ich betete, ich pries, ich dankte dem Himmel, der meine Unbeſonnenheit nicht zu einem Verbrechen hatte werden laſſen, das mir den Tod gegeben hätte."

„Den Tod?!" rief Gottwald, außer ſich. „Cäcilie, himmliſches Weſen, ſo hätten Sie getrauert, wenn ich..."

„Ich wäre nie wieder geſund geworden," ſagte das Mädchen und neigte ſeine Wange gegen Gottwalds Bruſt.

Er ſah ihre Röthe — er fühlte, wie ſie bebte — er wollte ſie zu ſich empor ziehen.

„Um Gottes Willen, was thun Sie," rief Cäcilie da, und floh von ihm hinweg. Gottwald ſtand wie angewurzelt. Er breitete ſeine Arme nach ihr aus, ſtumm, wie eine Bildſäule. Aber Cäcilie floh, mit abwehrenden Händen, bis ſie ihrer Leute im Park anſichtig wurde. Jetzt hatte ſie Muth und Beſonnenheit wieder. Lächelnd kehrte ſie zu Gottwald zurück, und indem ſie ihren Arm unbefangen wieder in den ſeinigen fügte, blick-

te ſie ihn an. „Nicht wahr, ſprach ſie ſchäckernd — ich habe nichts geſagt! Warum ſollte man auch nicht aufrichtig bereuen, wenn man durch eine Unbeſonnenheit einen guten Freund in Gefahr gebracht hat? Und eine Unbeſonnenheit war es doch immer, mit dem unbändigen Ungar — Aber verzeihen müſſen Sie mir, ſetzte ſie ernſt hinzu, wenn ich Ruhe haben ſoll.

„Verzeihen," rief Gottwald und das Übrige erſtickte auf ſeinen Lippen. Nach einer Pauſe fuhr er fort: Verzeihen, wenn ich ſelig bin?

Verwalter und Amtmann traten hinzu, Cäcilie erröthete, ließ ihren Arm fallen und man trat ins Schloß.

Von dieſer Stunde an war die Welt für Gottwald verwandelt. Das Schloß war nicht mehr das Schloß des Grafen Waldau, die Gräfin war nicht mehr die Gräfin, Cäcilie nicht mehr ihre Tochter — ſie war ſeine Welt, ſein Himmel, ſeine Fee, ſeine Göttin; er ſah, er erkannte Niemand mehr, wenn ſie vor ihm leuchtete, und war ſie abweſend, ſo war alles finſter. Die Erde und ihr Reichthum lag in ihrem blauen Auge, auf ihren Wangen ſpielten die Farben, die ihn entzückten, ihre Lippe war ſein Heiligthum und auf ihr Wort lauſchte ſeine Seele, wie auf die Stimme eines Seraphs. Die ganze Gluth einer erſten, hoffnungsloſen und doch hoffnungsreichen Liebe, die ganze Wonne eines entzückten und liebetrunkenen Herzens war plötzlich über ihn gekommen. Er hatte ſie immer geliebt, ohne es zu ahnen, vergöttert,

ſelbſt wenn er ſie zu haſſen meinte — er hatte ſtets entzückt an ihrem Wort gehangen, ſelbſt wenn es ihn verwundete — das war jetzt klar.

Während ſo alles in ihn und um ihn her verwandelt war, ſchien Cäcilie dieſelbe, wie ſonſt; ganz eben ſo heiter, geſprächig, eben ſo launig, neckend wie vor dieſem Tage. Gottwald glühte bei dem Gedanken, keine Veränderung an Cäcilie wahrzunehmen. Weiter gingen ſeine Gedanken für jetzt nicht. Das einzige, was ihm galt und Werth für ihn hatte, war, noch einen ſolchen Blick von ihr zu erhaſchen, wie der im Garten war. Allein es gelang ihm nicht. Was dann Weiter werden ſollte, wie er ſein Geſchick wenden, wie anfangen wollte, daran dachte er nicht. Er fühlte ſich wie von unſichtbaren Schwingen emporgehoben, auf unſichtbaren Händen zum Himmel näher, auf roſigen Gewölken fortgetragen. Er empfand eine Kraft, eine Stärke des Willens, mit der er die Welt bekämpft hätte, eine Eroberungsſucht, ein Verlangen nach Glück, Ruhm, Ehre, ſelbſt nach Glanz, wie er es noch nie gefühlt hatte. Er beſann ſich, daß ihm nichts unmöglich und eine Grafenkrone zu gewinnen, wenn ihr Beſitz daran hinge, wahre Kleinigkeit ſey. Wie konnte er zweifeln, glücklich zu ſeyn — wenn nur Cäcilie ihn nicht wieder ganz vergeſſen zu haben geſchienen hätte.

Es waren Gäſte im Schloſſe, die mehrere Wochen bleiben ſollten, unter ihnen Graf Reſag, ein bejahrter, aber ſehr reicher Verwandter der Gräfin Mutter. Gott-

wald hatte früher von Hoffnungen ſprechen hören, die er damals faſt unbeachtet gelaſſen hatte. Jetzt dachte er erglühend an jedes der einſt gehörten Worte. Er ſetzte daraus leicht zuſammen, daß Graf Reſag in Neuhöfen für einen höchſt wünſchenswerthen Werber galt. Mit Argusaugen haftete er von nun an auf ihn und Cäcilien, und ſo wie er beobachtete, glaubte auch er ſich beobachtet.

Und bei allen dem war Cäcilie wie ſonſt, heiter, unbefangen, neckend. Gegen den eindringenden Blick hat die Seele des Mädchens unſichtbare Waffen, und Cäcilie zeigte eine Seelenſtimmung, die unſern Freund zur Verzweiflung brachte. Sie redete ihn an, ſie blickte in ſeine Augen, ſie lud ihn ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen, ſie ſang und ſcherzte mit ihm, nicht anders, wie ſonſt. Ja, ſie vergaß ſogar ihre alten Neckereien nicht, und ſey es nun, daß ſie nichts fühlte, oder daß ſie ihrer Gefühle ſo Meiſterin war, daß das Mutterauge ſelbſt keine Veränderung an ihr wahrnahm, genug, ſie gab den Flammen Gottwald's auch nicht die mindeſte Nahrung.

Seit jener Flucht war ihr Liebling ihr doppelt theuer geworden; ſie beſchäftigte ſich Stundenlang mit ihm allein. Nur gegen ihn ſchien ſie verändert und zärtlicher als ſonſt. Man neckte ſie damit und Graf Reſag war trotz ſeines gewohnten Ernſtes, ſeiner Ordenskreuze und ſeiner Würde als Landmarſchall der Provinz, nicht der letzte, ſeinen geringen Vorrath von Witz bei ſolchen Gelegenheiten zur Schau zu ſtellen. Eines Morgens ſaß der ganze

Kreis im heitern Geſpräch verloren im Gartenſaal beiſammen. Graf Reſag ſcherzte wie ein Mann, der ſeinen Werth fühlt, mit Cäcilien; die Gräfin unterhielt die übrigen Gäſte, nur Gottwald, das trunkene Auge in Cäciliens Reizen berauſchend, ſaß ſtumm und glühend zugleich ihr gegenüber, halb zürnend, halb entzückt über die unbefangene Anmuth, mit der Cäcilie des Grafen Scherze leicht erwiederte.

„Nach dem zu urtheilen," ſprach Reſag, „wie Sie holde Gräfin, die verwöhnen, die Ihnen ungetreu werden, müſſen Sie den Treuen geradezu in Ihr ſchönes Herz einſchließen."

„Wer ſagt Ihnen, Graf," erwiederte das Mädchen, „daß ich das nicht thue? Aber haben Sie ſchon einen treuen Mann geſehen? Blicken Sie hier auf dieſen Herrn, auf unſern Freund Gottwald. Iſt er nicht der Retter meines „verwünſchten Prinzen?" Und nun ſehen Sie — bekümmert er ſich wohl im Geringſten um ſein Wohl? Könnte mein Prinz für ihn nicht an Durſt und Hunger zugleich ſterben? Streichelt er, und wär's auch nur mir zu Liebe, den Holden wohl ein einziges kleines Mal? Nein — er ſieht ihn an, nicht anders, als wäre er eiferſüchtig auf ihn."

Dieß Wort, mit einem ſcharfen Tone ausgeſprochen, regte Gottwald aus ſeiner ſchmerzlichſüßen Erſtarrung auf. „Gräfin," begann er —

„O nur keine Entſchuldigung," rief Cäcilie munter. „Gegen Mangel an Liebe gibt es keine Entſchuldigung, und wer meinen Prinzen nicht liebt, der hat mir nichts zu ſagen. Nicht wahr, Päpchen, ſprach ſie zu dem Vogel gewendet, der auf ſeiner Sproße hinter ihrem Stuhle ſaß. Dieſer, der dieſe Gunſtbezeugung für ein Zeichen hielt, ſeine neueſten Künſte zu zeigen, öffnete kreiſchend den Schnabel: „Si, Si, rief er — si, si, ti adoro, io ti adoro!" — Cäcilie ſprang empor und wollte ihm wehren. Aber der Vogel rief: „Gottwald — Gottwald" — mit ſo deutlicher Stimme, daß Jederman und unſer Freund ſelbſt heftig erſchrack, und ohne Unterbrechung fuhr er nun in einem Athem fort, bald „Gottwald," bald „Ben mio, bald si, si, ti adoro," zu rufen, weder auf Cäciliens Erbleichen, noch auf Gottwalds glühende Röthe im geringſten achtend, ſo kreiſchend, ſo laut, ſo anhaltend, daß das ganze Haus davon ertönte.

Cäcilie verſuchte zu lachen, aber unter dem Lachen erblaßten ihre Wangen; ſie wankte und mußte die Lehne ihres Stuhls ergreifen, um nicht zu ſinken. Gottwald das Auge auf ſie geheftet, ſprang mit dem Ausrufe: „Gott — Cäcilie!" empor, nahm ihren Arm und hielt ſie aufrecht. Die ganze Geſellſchaft gerieth in Verwirrung und Beſtürzung. „Bei Gott, was fällt dem Vogel ein," rief der Graf, welcher auf die Gruppe zueilte. Die Mutter umfaßte Cäcilien, ihre Lippen waren bleich. Gottwald, keines Wortes mächtig, ließ ſie ſinken. Einige Mitglieder der

Geſellſchaft entfernten ſich heimlich; ein ſpottendes Lächeln zuckte über Reſags kalten Mienen.

Cäcilie ermannte ſich. Plauderer, rief ſie, und warf mit einer Bewegung, der man den Zwang anſah, ihren Shawl über den Käfig. Sie ſuchte von neuem zu lachen. „Nun, ich glaube wahrhaftig an ſeine Verzauberung," ſprach ſie. Aber ihre Lippe zitterte, indem ſie Gottwald zum Zeugen aufrief, ob auch er nicht ihrer Meinung ſey. Doch in der ganzen Geſellſchaft war Niemand, der ſich ihrer durch eine paſſende Antwort großmüthig annahm. Graf Reſag, an den ſie ſich nun wendete, verbeugte ſich mit einem unverſtändigen, aber ſpöttiſchen Lächeln; der Vater blickte ernſt bald auf Gottwald, bald auf die Tochter, und der Mutter waren plötzlich die Augen geöffnet. Sie begriff ihre lange Blindheit nicht. Die Geiſtesgegenwart war von allen gewichen, und Cäcilie war die einzige, die ſich wenigſtens behauptete. Sie machte Miene, den Vogel zu ſtrafen, dann verzieh ſie ihm großmüthig und eilte zu ihrem Flügel hin, um durch ihr Spiel die Geſellſchaft auf andere Gedanken zu bringen. Alles umſonſt. Gottwald glich noch immer einer Bildſäule, nur daß kalter Schweiß ſeine Stirne bedeckte. Er ſollte mit ſeiner Stimme Cäciliens Geſang begleiten — er vermochte es nicht — ein plötzliches Unwohlſeyn mußte ihn entſchuldigen. Von den übrigen folgte jeder ſeinen Träumen, während Cäcilie verwirrte Phantaſien ertönen ließ, die ſie ſelbſt abſcheulich fand

und ohne Auflöſung endete. Man ging verſtimmt auseinander.

Alles war entdeckt. Was Cäcilie auch thun mochte, dem Mutterauge, welches, wie man ſagt, in einer Augenwimper der Tochter die Liebe zu entdecken vermag, hatte ſie ſich verrathen.

Als die Gäſte ſich entfernt hatten, verabſchiedete ſich auch Gottwald. Er ging, beſtieg den wilden Ungar, Hector, jagte durch den Wald und ward bis ſpät in der Nacht im Schloſſe vergeblich zurück erwartet. Ein unglücklicher Sturz im Halbdunkel hatte ihn gegen einen Baum geſchleudert; er blutete ſtark aus zwei tiefen Stirnwunden, die ihn einige Stunden lang der Beſinnung beraubten, bis mitleidige Landleute ihn fanden und in ihre Hütte trugen.

Unterdeſſen war im gräflichen Hauſe ein Entſchluß gefaßt worden. Der Graf, die Gräfin hatten ſich in ihr Cabinet verſchloſſen, Cäcilien ließ man lange unbeachtet. Endlich trat die Mutter hervor und rief ihr Kind zu ſich. Zum erſten Mal in ihrem Leben zitterte Cäcilie im Arm ihrer Mutter. „Mein Kind," ſprach dieſe, mit einer Stimme, welche Cäcilien rauher klang, als je, „du wirſt nicht läugnen, daß uns der heutige Tag gewiſſe Dinge entdeckt hat, die ſchnell geändert werden müſſen, wenn ſie uns nicht verderben ſollen. Es iſt eine Verirrung deines jungen, erfahrungsloſen Herzens, die mich weiter nicht beſorgt macht, weil deine Folgſamkeit, die Liebe zu deinen Ältern ſie ſchnell wieder gut machen wird. Dein

Vater und ich, wir ſind darüber einig. Du magſt dich von heute an als die erklärte Braut des würdigen Grafen Reſag anſehen. Der junge Mann wird reich beſchenkt und belohnt unſer Haus verlaſſen und die alte Ruhe wird in meiner Cäcilie Bruſt zurückkehren. Nicht ſo, mein Kind? fragte die Mutter mit ernſtem Tone.

Cäcilie antwortete nicht. Sie hob ihr holdes Auge zu der Mutter empor und nickte; ein Wort kam nicht über ihre Lippe. Die Mutter zog ſie an ihr Herz. „Ja, ſo iſt es," ſagte ſie. Unſere Cäcilie kann irren, aber Kummer machen kann ſie ihren Ältern nicht. Nicht wahr, du weißt es längſt, daß dieſe Verbindung von uns, von dem guten Vetter ſelbſt gewünſcht wird; du biſt darauf vorbereitet, daß dieſer Bund, der unſer Haus aus wirklicher Bedrängniß zu dem erſten und reichſten der Provinz erhebt, bald und ohne Aufſchub geſchloſſen werde?" Cäcilie nickte wieder mit dem Kopfe. Alle dieſe Fragen waren ihr ſo gänzlich unverſtändlich, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn ſie ein Wort darauf zu entgegnen gewußt hätte. Die Mutter fuhr daher fort, indem ſie ihr Kind feſter in ihren Arm zog: „Dein Vater wünſcht die jetzige Anweſenheit des Grafen ſelbſt noch zur feierlichen Verlobung zu benutzen. Wirſt du in den nächſten Tagen — morgen oder übermorgen vielleicht, dazu bereit ſeyn? Du weißt wohl, wie ſchwer deiner Mutter dieſe Stunde dünken wird. Der Liebling meiner Seele — meine ganze Lebensfreude trennt ſich mit dir von mir. Heiße Thränen

werden fließen — die Gräfin weinte — aber das Glück meiner Cäcilie fordert dieß Opfer, und ich werde es bringen! Nicht wahr, mein Kind, du wirst ſtark ſeyn?"

Cäcilie nickte wieder. Die Mutter küßte ſie unter Thränen; Cäcilie weinte nicht, und man war einig, ohne daß das Opfer, ſeine Einwilligung zu verbluten, mit einem Worte erklärt hätte. Der Graf trat ein, die Gräfin berichtete den Ausgang der Verhandlung und der Vater lobte ſein ſtarkes Kind.

Ein Theil der Nacht war über dieſen Geſprächen hingegangen; unter den nun folgenden Verabredungen dämmerte der Morgen herauf. Auf einmal erfüllte ein heller Glanz den Vorhof des Schloſſes. Das konnte das Morgenlicht nicht ſeyn! Man trat zum Fenſter — Leute mit Fackeln, eine Bahre, welche das Getümmel nur halb ſichtbar werden ließ, wurde herbei getragen. „Was iſt das?" ſprach Graf Waldau, und rief den Diener.

„Mein Gott — mein Gott!" ſchrie Cäcilie auf und ſtürzte aus dem Gemach. Vater und Mutter konnten ihr ſo raſch nicht folgen. Der Zug war nahe am Thore; als ſie ihn erreichten, ſahen ſie ihr Kind über die Bahre geworfen, und hörten Cäcilien mit Tönen gränzenloſen Schmerzes: „Wach' auf, mein Geliebter — wach' auf!" rufen. — Die Träger ſuchten ihr zu wehren und verſicherten, es ſey nichts als eine Betäubung. Der Graf, die Gräfin traten hinzu. Der Anblick des mit Blut beſchütteten und ohnmächtigen Jünglings machte auch ſie erſtarren.

Cäcilie lag über ſeinem blaſſen Antlitz gebeugt. Alles war vergeſſen, ſie ſah Niemand, als den Ohnmächtigen, ſie gab ſich ſelbſt und ihr Gefühl ohne Rückhalt hin. „Ich unſelige," rief ſie, „mein roher Hohn, meine Unbeſonnenheit hat ihn in den Tod gejagt. Ich bin die Urſach', daß er ſtirbt O! Zu Hülfe! Zu Hülfe!"

Dem Grafen, den dieſer Auftritt mehr erzürnte als rührte, blieb zuletzt nichts übrig, als Gewalt anzuwenden. Er hob ſein Kind mit ſtarkem Arme von der Scheinleiche empor, in dem Augenblicke, als Gottwald die Augen aufſchlug und — Cäcilie! hauchte. Das Mädchen hatte dieß Wort gehört, und ließ ſich nun duldend, wie ein Lamm, hinwegführen. Man übergab ſie ihrer Zofe und ſchloß ihr Zimmer ab.

Unterdeſſen ward Gottwald eingerichtet. Graf und Gräfin ließen es an keiner Art von Sorgfalt fehlen. Wächter und Stärkungen wurden herbeigeſchafft, ein Wundarzt kam herzu, unterſuchte die Verletzungen und erklärte ſie für unbedeutend. Von Lebensgefahr war nicht die Rede, und in wenigen Wochen ſollte alles bis auf die Erinnerung verſchwunden ſeyn. Aber freilich konnte an eine augenblickliche Abreiſe Gottwalds nicht gedacht werden.

Welche Verlegenheit für die gräfliche Familie! Den geachteten Hausfreund rückſichtslos verſtoßen, eine ſolche Rohheit konnte in dieſem Kreiſe Niemand in den Sinn kommen; ja, ein ſolcher Beſchluß war gegen Cäcilien

ſelbſt gar nicht zu wagen. Er mußte aufgegeben werden. Doch was ſtatt ſeiner erwählen. Graf Reſag hatte ihn unter der Bedingung augenblicklicher Entſcheidung angenommen. Zeigte ſich ihm mehr als eine kindiſche Neigung, wofür er bis jetzt alles hielt, ſo trat er, das war gewiß, ſogleich zurück. Cäcilien den Zutritt zu dem Kranken mit Gewalt wehren, ſchien unmöglich. Man mußte verſuchen, was die Überredung vermöchte.

Nachdem Gottwalds Wunden geſchickt verbunden waren, ſank er in Schlaf. Nach einigen Stunden erquickender Ruhe waren Bewußtſeyn und Sprache zurückgekehrt. Er verlangte jetzt ſelbſt nach dem Grafen, und bat, als dieſer erſchien, mit rührenden Worten um Vergebung für den Schrecken und die Beſtürzung, welche er durch eine ſtrafwürdige Unbeſonnenheit über ſein Haus gebracht habe. Waldau wußte nicht, wovon der Kranke rede, ob von ſeinem nächtlichen Ritte, oder von ſeinem Verhältniß zu Cäcilien; aber er beſchwor ihn ernſt und dringend, ſich für jetzt in völliger Geiſtesruhe zu erhalten. Dieſe Bitte war ſchwer zu erfüllen; indeſſen trug Gottwalds Jugendſtärke doch den Sieg über die Ungunſt der Umſtände davon, und am dritten Tage war er nach Ausſage des Wundarztes entſchieden auf dem Wege der Beſſerung. In eben ſo vielen Tagen war eine Reiſe wenigſtens möglich, wenn auch keineswegs wünſchenswerth.

Dieſe kurze Zeit mußte benutzt werden. Man hatte Cäcilie durch mütterliche Thränen und väterliche Be-

ſchwörungen endlich in den Wagen gebracht, ſie war zu einer nahen Verwandten in der Nähe von Neuhöfen abgereiſt. Gottwald erfuhr dieß nicht eher, als bis ſie ſchon an dem Orte ihrer kurzen Verbannung angekommen war. Man hatte ihr kein Verſprechen abgenommen, als daß, Gottwald nicht eher wieder zu ſehen, als bis er geneſen ſey. Da der Arzt ihr vorſtellen mußte, daß Gottwald's Heilung an der Erfüllung dieſes Verſprechens hinge, ſo hatte ſie eingewilligt, es abzugeben.

Jetzt ſchloß ſich der Graf mit Gottwald, der ſeiner Geneſung mit ſtarken Schritten entgegen ging, ein. In dem langen Geſpräch, das ſie mit einander pflogen, ſtellte er ſeinem werthen jungen Freunde, wie er den Leidenden nannte, vor, wie er für ſeine Perſon keineswegs an veralteten Vorurtheilen hinge. Wer die Welt und ſeinen eigenen Glauben durchdacht hat, ſagte er, könne Vorurtheile des Standes und des Glaubens unmöglich nähren. Allein die Sicherheit und der Beſtand ſeines Hauſes, in einer von Alters her vererbten Würde hinge, wie er Gottwald vertrauensvoll eröffnen wolle, an der Verbindung mit dem reichen und würdigen Grafen Reſag. Er könne nicht läugnen, daß die geheime Beziehung, in welche Gottwald mit ſeiner Tochter getreten ſey, der Achtung, die er vor ihm gehabt, einigen Eintrag gethan habe: dennoch ſey er aufrichtig ſein Freund, und gewiß würde er, allem Geſchehenen zum Trotz, die Wünſche ſeines Kindes ſeinen eigenen vorziehen, wenn er nicht vorausſehen müß-

te, daß eine ſo ungleiche Verbindung, bei der Erziehung, Religion, Geburt und Vaterland, kurz, Alles auf Zwieſpalt hindeute, endlich doch zum Unglück beider Theile ausſchlagen würde. Der Rauſch ſey kurz, die Welt belehre hierüber und die Erfahrung zeige, daß: „Freie bei deines Gleichen" ein Satz voll innerer Wahrheit und tiefbeobachtender Weisheit ſey. Unter dieſen Umſtänden, und da ihm ſelbſt alle Unabhängigkeit fehle, müſſe er an eine Trennung denken, und Gottwald um ſeines eigenen Glückes willen beſchwören, nicht bloß auf ſeine etwaigen Hoffnungen Verzicht zu leiſten, ſondern auch ſein durch ihn zerrüttetes Haus ſo bald als möglich zu verlaſſen; überdieß aber alles, was an ihm läge, dazu beitragen, daß ſein Kind die Nothwendigkeit dieſes Opfers und dieſes Ausganges der Sache einſähe und ſich ihr unterwürfe.

Gottwald war unter dieſer Anrede ſehr leidend geworden. Kopf und Herz ſchmerzten und brannten ihn; er verſprach, was der Graf wünſchte, und warum er, der gebieten konnte, ſo ſanft bat. Einem Gebot hätte er vielleicht widerſtanden. — Waldau umarmte ihn mit ſichtbarer Rührung, gelobte, ſeiner nie zu vergeſſen, für ſeine Zukunft, für ſeine behagliche Heimreiſe zu ſorgen, wie er es verdiene, und ſchied nun glücklich, erleichtert und zufrieden von dem armen Geneſenden; denn unter Männern von Ehre und von Gefühl gleicht ſich auch das Verwickeltſte aus, wenn Ehre und Gefühl nur ſprechen dürfen. —

Kaum hatte er jedoch Abſchied genommen, ſo klopfte es leiſe an Gottwalds Thür. Ein Knabe erſchien, gab einen Brief ab und verſchwand auf's ſchnellſte. Gottwald erkannte die Hand in der Aufſchrift, drückte einen heißen Kuß auf das Blatt und verbarg es an ſeinem Buſen, da, wie er erwarten mußte, nun auch die Gräfin erſchien, um ihm für ſeinen würdigen und männlichen Entſchluß zu danken.

Sie that das, indem ſie ihn verſicherte, wie unglücklich ſie ſelbſt und Alle ohne dieſem freiwilligen Entſchluſſe geworden ſeyn würden, und hatte die zarte Schonung, dabei auf nichts, als auf die trennenden Religionsverhältniſſe hinzudeuten.

Nicht eher, als bis die Nacht eingekehrt, jedes Geräuſch im Hauſe verſtummt und keine Überraſchung mehr zu erwarten war, zog er Cäciliens ſüßes Geſchenk hervor. Sie wird Abſchied nehmen von dir, dachte er bei ſich — einen ewigen Abſchied — das lieſt mein Auge immer noch zu früh.

Er öffnete das Blatt. Es war italieniſch geſchrieben. Allein gleich die erſten Zeilen, die er las, erſchreckten ihn ſo, daß er auf ſeinem Lager hoch empor fuhr. „Ich bin dein, Geliebter — auf ewig dein," ſchrieb Cäcilie. „Wenn du Kraft haſt — mich zu gewinnen, Ausdauer, dich nicht vor Scheinſchrecken zu beugen, Liebe genug, mich zu verdienen, ſo bin ich dein und nichts trennt mich, nichts reißt mich los von dir. Cäcilie verlangt nichts in der

Welt von dir, als deine Liebe; aber dieſe ganz, ſtark, allmächtig. Biſt du der, für den ich dich halte, der Mann, des ſtarken Mädchens würdig, ſo beuge dich nicht, wie mich nichts beugt. Komm' — rette — führe mich, wohin du willſt! Cäcilie liebt ihre Ältern, wie ſich ſelbſt; aber ſie liebt dich mehr, als ſich ſelbſt. Führe mich — ich folge dir, wohin du willſt. Ich will wirken, entbehren, arbeiten für dich — und ſelig ſeyn! Meine Mutter wird verzeihen, wenn ſie ihr Kind glücklich weiß — mein Vater wird uns ſegnen, wenn kaum ein Jahr verfloſſen iſt — wir werden glücklich ſeyn. — Liebſt du mich nicht, wie ich geliebt ſeyn muß, um glücklich zu werden, ſo antworte nicht, ſo komm' nicht. Liebſt du mich — ſo bin ich

Deine Cäcilie." —

Dieſer Brief war Öl in Glut. Gottwald war vom Lager emporgeſprungen, wie ein Träumender, Geſcheuchter; gedankenlos, ohne Bewußtſeyn, taumelte er im Zimmer auf und nieder. Kaum war ein halber Sieg errungen, ſo begann der Kampf von neuem, erhitzter, ſchmerzlicher, als zuvor. Wo war Licht, wo Rath, Anhalt, Entſcheidung zu finden? Er mißtraute ſeinem Herzen, mißtraute ſeinem Verſtande. Die Liebe trieb ihn vorwärts und eben dieſelbe Liebe hielt ihn zurück. Sein Wort, die Freundſchaft, Dank, herzliche Neigung für den Grafen ſtritten in ihm. Was ſollte er beſchließen? — Der Tag brach an — er war noch immer ohne Entſchluß. Gott-

wald ſtammte aus einer altadeligen Familie, die nur, den Umſtänden gehorchend, ihren Adel einſtweilen niedergelegt hatte. Nichts war leichter, als unter anderen Umſtänden ein altes, nicht aufgegebenes Recht zu erneuern. So war er Cäcilien faſt ebenbürtig. Gottwald war ferner arm und mittellos, aber eines reichen und kinderloſen Oheims Erbſchaft im Vaterlande konnte ihm einſt nicht entgehen, wenn er die Zeit wirken ließ, ſo war er reich — auch von dieſer Seite fand ſein Entſchluß Rechtfertigung vor ſeinem eigenen Verſtande. Sein Wort war dem Grafen verpfändet, aber ſeine Ehre nicht. Die Liebe ſprach ihn frei. Sollte er zu ihr? Leben und Tod hing an dieſem Schritte — denn Cäcilien wiederſehen und ſich ihrer Seele auf ewig verloben, war untrennbar und eins. —

Der Morgen war hoch hinauf. In dieſem Augenblicke trat Graf Reſag in ſein Zimmer. „Ich komme, um meinen Abſchied von Ihnen zu nehmen, lieber Gottwald," ſprach er, „und ſie unter Verſicherung meiner Theilnahme wegen des Antheiles um Verzeihung zu bitten, den ich an Ihrem Unfall habe." — Gottwald dankte. — „Zugleich iſt hier meine Verlobungsanzeige, ſprach der Graf weiter. Nach dem Wunſche des Grafen Waldau ſoll dieſer von mir an Comteſſe Cäcilie durch Ihre Hand gehen, damit die Enttäuſchung des armen Kindes vollſtändig ſey. Wollen Sie ſo gut ſeyn, ihn zu couvertiren?" —

Gottwald war wie erstarrt bei dieser Frage. Unstreitig hatte der Graf diese Form in der Absicht einer zarten Schonung gewählt — aber die Wahl war unglücklich. Noch hatte nichts sein wundes Herz so zerrissen, als eben diese zudringliche Schonung. Er wollte überlegen — er erklärte sich unfähig zu schreiben, sogleich zu schreiben, Da lächelte der Graf mit seiner gewohnten verletzenden Art und zog sich zurück. — Gottwald wirbelte in einem Strom von verworrenen Gedanken. Seine Wunden brannten ihn, er wollte sinnen, nachdenken; sein Kopf verließ und man ließ ihm nicht Zeit, die auseinanderfallenden Elemente des Nachdenkens zu sammeln. Kaum war Resag verschwunden, so erschien die Gräfinn von neuem. — Sie maß Gottwald lange mit thränendem Auge, von dem er den Blick niederschlagen mußte. „Gottwald, sprach sie dann, indem sie seine Hand ergriff. Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, seyen Sie stark, wie Sie es waren! Wollen Sie eine Mutter vernichten? Eine Familie, die Sie liebt, die Ihnen wohlgethan hat, ins Elend stürzen? Ich bin die Einzige eines alten Geschlechts, ich bin die Einzige in diesem Hause, die unsere ganze Lage übersieht. Wir sind verloren ohne ihn — Resag ist unser Retter! Ich bitte Sie bei Gott und seinen Heiligen um — den Brief." — Gottwald neigte sich auf ihre dargebotene Hand; ein Strom von Thränen entstürzte heiß und unaufhaltsam seinen Augen. Die Gräfin weinte mit ihm. — Jezt fühlte er sich plözlich erleichtert,

die Gluth seines Kopfes hatte abgenommen; er fühlte eine Kraft in seiner Brust, sich zu opfern, wie nie zuvor. Er ergriff den Brief, er küßte ihn und schlug rasch das Couvert um das Blatt; er schrieb die Aufschrift, übergab ihn der mütterlichen Hand und sank erschöpft auf sein Lager zurück. Die Gräfin drückte seine beiden Hände und machte Miene, sie an ihre Lippen zu ziehen. Gottwald hatte kaum die Kraft, dieß zu hindern. Die Gräfin nahm den Brief und ließ den Unglücklichen allein im Streite mit unnennbaren Gefühlen. —

Der Brief ging ab — Gottwalds Aufschrift war die kurze Antwort auf Cäciliens Brief. — Jetzt duldete es ihn nicht länger in dem Hause des Grafen. Er selbst übereilte seine Genesung, er zwang sich, gesund zu scheinen und bestimmte den Tag seiner Abreise. Resag sah er nicht wieder; er war seinem Schreiben sogleich gefolgt.

Mit der größten Sorgfalt packte die Gräfin selbst Gottwalds Koffer. Er nahm einen wortarmen, aber thränenreichen Abschied von diesem Hause des Geschickes für ihn, indem sein junges Leben sich plötzlich vom Idyll zur Tragödie umgestaltet hatte; er stieg in den Wagen, der ihn auf die Hauptstraße nach Norddeutschland bringen sollte. In der Wagentasche fand er ein kostbares Geschenk der Gräfin, ein Reise-Etui; er öffnete es — zweihundert Kaiserdukaten lagen darin, neben ihnen ein verbindliches Dankschreiben des Grafen, und in diesem, was ihm das Unschätzbarste war, sogar ein kleines Miniaturbild, das

die Geliebte als Kind darſtellte. So weit hatte man Zartſinn, Dankbarkeit und Wohlwollen getrieben. Das Bild ruhte fortan an ſeinem Buſen. Er war elend, unglücklich, wie ein Menſch nur werden kann — aber er war mit ſich zufrieden. Dieſe Familie in Trauer zu ſtürzen, es erſchien ihm als etwas Unmenſchliches — Unmögliches. —

So durcheilte er Deutſchland — er ſelbſt ſah nicht, auf welchen Wegen — Auge und Ohr, alle Sinne, ſeine ganze Seele war in Neuhöfen zurück geblieben. Auf jeder Station kämpfte er mit ſich, ob er an Cäcilien ſchreiben ſolle, ſich zu rechtfertigen und einen beſſeren Abſchied von ihr zu nehmen. Er blieb ſtark, bezwang ſich und that es nicht. Er allein wollte das Opfer ſeyn — Cäcilien ſelbſt kannte er als zu ſtark und zu feſt, um gänzlich unglücklich zu ſeyn. Sie würde ihn vergeſſen, und wo nicht glücklich, doch zufrieden werden; denn Reſag war, wenn auch eines ſolchen Engels nicht würdig, doch kein unwürdiger Mann.

In dieſem Taumel von Entſchlüſſen, Träumen und Ideen erreichte Gottwald L—z. Er ſtürzte in meine Arme. Was ich geahndet hatte, wies ſich nun als geſchehen aus. Und nun —

„Und nun iſt deine Geſchichte aus," rief Roſenberg. Und nun ſollen wir ein Tribunal bilden, und nun ſollen wir entſcheiden, was Kraft und Schwäche ſey.

„Ei, laß Herrn Theobald doch wenigſtens enden," fiel die ſchöne Luzinde ihrem Bruder in die Rede.

„Die Acten sind ja noch nicht vollständig," sprach Rosenbergs Vater.

„Sie sind für jetzt geschlossen," nahm Theobald das Wort. Wenn die Geschichte meines armen Freundes auch hier erst in ihrem ersten Aufzuge endet (und sie hat deren drei), so habe ich dieser weisen Versammlung doch alle Documente vorgelegt, welche zu einem tüchtigen Richterspruche nöthig erscheinen werden. In den meisten Fällen verlangt die Gesellschaft, die Welt, nicht halb so viel Kenntniß des Thatbestandes, um zu urtheilen, als hier vorliegt. Ich trage also darauf an, zum Spruche zu kommen, ja, ich bitte darum, weil ich sonst meine Geschichte nicht fortsetzen kann."

Bei diesen Worten nun erhob sich in dem heiteren Kreise ein wildes Durcheinander von Worten, Meinungen und Stimmen. „Es ist klar und wahr," rief Rosenberg. „Dein Gottwald ist ein Riese an Kraft. Welche Stärke, welche Festigkeit! Wie leicht konnte er sich von seinen künftigen Aussichten auf Ehre und Vermögen verleiten lassen, den Wünschen der Geliebten nachzugeben und eine Familie elend zu machen, die ihn mit Wohlthaten überhäufte."

„Ganz recht," rief Luzinde, „und die Energie seines Entschlusses ist zu bewundern, wenn ich gleich glaube, daß ich ihn darum hassen könnte, wenn er mir je im Leben begegnete."

„Das hat nicht Noth," sprach Theobald ernſt. — Faſt die ganze Geſellſchaft fiel dem Urtheile der ſchönen Luzinde bei. Gottwald's Seelenſtärke war der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung.

„Nun, ſagte der Vater, indem er, die verſchiedenen Urtheile zu reſumiren, das Wort nahm, das ganze Tribunal ſcheint darüber einig zu ſeyn, daß Ihrem Gottwald, lieber Freund, Diſpens und das Diplom eines äußerſt kräftigen Charakters, durch die ſchwerſte und reizendſte Verſuchung bewährt, zukommt, und da ich ſelbſt auch gegen dieß Urtheil nichts einzuwenden wüßte, ſo wird es wohl dabei bleiben."

„Beim Himmel, nein!" rief Theobald mit ſichtbarem Eifer. Im Namen der ewigen Gerechtigkeit proteſtire ich gegen dieß Erkenntniß. Wie, meine Freunde — iſt dieſe ſcheinbare Kraft, über welche Sie einig zu ſeyn ſcheinen, nicht näher betrachtet, die ſchmählichſte, die troſtloſeſte, unverzeihlichſte Schwäche? Iſt der nicht mit Recht ein Feiger, ein Schwächling zu nennen, der irgend einen ſchönen Sieg, ein köſtliches Beſitzthum um äußerer Hinderniſſe und Widerwärtigkeiten willen aufgibt? Wie nun, wenn Cäcilie, dieſer ſtarke Engel, zu gut und treu für dieſe Welt, dahin ſchmachtet gleich einer Blume, deren Wurzel man zertrat, wie ſie denn wirklich dahin geſchmachtet iſt! Wie nun, wenn Gottwald ſelbſt zum Elendeſten der Menſchen herabſinkt, durch einen Schritt, der nur ihm Ruhe erkaufen ſollte? Wie, wenn wir ihn ruheloſ, ge-

martert von dieſer Erinnerung, dem Verderben entgegenſtürzen ſehen? Konnte er denn vorausſehen und wiſſen, wie alles enden würde? Stellte er ſeine arme Weisheit nicht höher, als die Liebe, über der nichts ſteht! Höher als die Tugend, die mit der Liebe auf gleicher Rangſtufe ſchwebt? Wie endlich? Iſt es nicht die heilloſeſte Schwäche, um dem Kampfe mit äußern Feinden und äußern Widerwärtigkeiten zu entgehen, eine Seele zu opfern, wie die Cäciliens war? Beſäße er Kraft, mußte er dieſe nicht vielmehr aufbieten, ſie glücklich zu machen, nicht aber dazu anwenden, ſie feig, elend und ſelbſtſüchtig zu verlaſſen? Was iſt Kraft — was iſt Schwäche? ich wiederhole die Frage. Wenn das nicht Kraft iſt, die ich gebrauche, einen Anderen zu beglücken, ſo gibt es keine! Nichtgebrauch unſerer Mittel, unſeres Vermögens aber muß Schwäche heißen, ſo lange Worte einen Sinn haben ſollen!" — Theobald hatte mit großem Eifer geſprochen. — Die Zuhörer waren überraſcht. Niemand wußte etwas Gründliches zu entgegnen; denn der Redner blieb dabei ſtehen, daß Verzichtleiſtung auf unſere Mittel, ſo lange ein Sieg denkbar ſey, niemals und an keinem Orte Kraft heißen könne. —

Der Streit wurde endlich ohne Entſcheidung von der Neugier Luzindens geendet. Theobald hatte von einer Fortſetzung der Geſchichte Gottwalds geſprochen, und ſie bot nun Bitten, Schmeicheleien und Beruhigungen, kurz alles auf, um die Streiter wenigſtens zu einem

Waffenſtillſtand bis nach beendigter Erzählung zu vermögen. Die Sache war nicht leicht, denn die deutſche Geſellſchaft liebt nichts ſo ſehr, als Streit über Fragen des Syſtems; aber da die Mutter ſie bei ihren friedenſtiftenden Bemühungen redlichſt unterſtützte, und da der diplomatiſchen Ausdauer endlich alles gelingt, ſo erlangte auch Luzinde ſo viel, daß man Theobald wenigſtens erlaubte, ſeine Geſchichte weiter zu führen, immer jedoch mit lauter Oppoſition und heimlichem Spotte ſeines Freundes Roſenberg.

„Dieſe faſt allzuheftige Discuſſion," begann Theobald, „kann uns wenigſtens ſo viel lehren, zu erkennen, wie es kaum im ganzen Gebiete der angewandten Philoſophie eine ſchwierigere und verwickeltere Aufgabe gibt, als die, über welche wir im Streit liegen. Ich habe den Wortkampf jetzt abgebrochen, weil ich voraus ſehe, daß er im Laufe meiner Erzählung noch einmal und in erneuter Heftigkeit beginnen wird. Meine beſten Entſcheidungsgründe habe ich daher, wie ein guter Advocat, bis dahin aufgeſpart."

„Gut, gut, vortrefflich; aber nur weiter, ich bitte," riefen Luzinde und ihre ſonſt ſehr ſchweigſame, heute aber beredte Mutter. —

Nun denn: Gottwald ſtürzte alſo in meine Arme um Troſt, fuhr Theobald nun zu erzählen fort. Sein Vater war geſtorben, er hatte auf der weiten Erde Niemand, als mich, dem er einen Schmerz, wie er ihn fühl-

te, anvertrauen konnte. Ich wohnte damals mit meiner Mutter und ihrer Nichte Sophie in dem Ihnen allen bekannten kleinen Hause in der Neustadt. Was ich im ersten Augenblicke der Überraschung zu sagen vermochte, das hörte Gottwald geduldig an; aber ich sah, es machte keinen oder wenig Eindruck auf ihn. Ich sprach ihm vom Troste der Zeit, vom Vergessen, vom Gelinderwerden des Schmerzes bei Arbeit und im Schooße der Wissenschaft, und was man dann noch sonst bei solchen Gelegenheiten vorbringt. Gottwald hörte mich an, aber er blieb trübsinnig und schien sich sogar von mir abzuwenden, als von einem, der ihn doch nicht verstände.

Wenn in uns ein schöner und großer Schmerz waltet, so scheint uns die ganze Welt von Eiseskälte zu seyn. Es gibt in dieser ungewohnten und vorübergehenden Seelenstimmung keinen wirksameren Trost, als Arbeit und das Familienleben. Ich bewog Gottwald daher, seine Wohnung bei uns zu nehmen und auf sein theologisches Amt mit aller Kraft hinzuarbeiten. Er hatte dazu noch eine Prüfung vor sich. Gottwald war den Tag über fleißig, suchte am Abend die Einsamkeit, und ward von mir halb mit Gewalt in unsern Familienkreis hineingezogen. Auf diese Art zweifelte ich um so weniger an seiner baldigen Wiederherstellung, als ihn nichts an seine vergangene Geschichte unmittelbar erinnerte. Von Neuhöfen kam weder ein Brief, noch irgend eine Nachricht zu ihm, und Cäcilie war bis auf ihr Bild für ihn völlig verschwunden.

In unſerm Kreiſe bewies ihm Jedermann die äußerſte Sorgfalt, eine zarte Schonung und eine innige Theilnahme. Unſtreitig that dieſe dem Kranken wohl, allein von keiner Seite empfing er dieſe kunſtloſer, herzlicher und lieber zugleich, als von der meiner Couſine Sophie.

Sophie war ein ausgezeichnetes Weſen, wiewohl von ganz entgegengeſetzter Seite, als Cäcilie. Die höchſte Sanftmuth, eine Milde des Gemüthes, die engelhaft zu nennen war, und welche von jedem rauhen Wort auf's tiefſte verletzt wird, eine Seele, die nur am Beglücken und Erheitern eine Freude fand, der jeder Scherz zuwider war, der im entfernteſten nur irgend eine Seelenſtimmung verletzen konnte, eine Natur, die alles liebte, was gut ſchien, und deren Urtheil über das Böſe ſelbſt ein Spruch der Vergebung war. Gefühl war ihr Element — etwas empfinden, lieben, verehren war ihr in jedem Augenblick Bedürfniß. Sie war die Pflegerin einer ſtets kränkelnden Mutter, und dieſer Umgang hatte ihre von Natur weiche Seele nur noch zarter und empfindlicher, und ihre Nähe nur noch leiſer und geiſtiger gemacht.

Sie war nicht ſchön, aber ein ſchönes ſchwarzes Auge ein tiefbraunes, weiches, ſeidenes Haar und ein unvergleichlich ſchöner Wuchs gab ihrem ganzen Weſen, das in Grazie und Anmuth beſtand, etwas ſo Bezeichnendes, daß man ſie ohne Rührung und Wohlwollen nicht anblicken konnte. Der einzige entſchiedene Mangel an ihrer Perſon war eine von Geburt an verunſtaltete Hand, und ſie hat-

te nicht Eitelkeit und Selbſtkenntniß genug, dieſen Mangel zu verbergen, vielmehr, da ſie die Guitarre meiſterhaft ſpielte, fand ſie Gefallen daran, ihn Jedermann ſehen zu laſſen. —

Gottwald fand in unſerm Hauſe den Troſt, die Begegnung, deren er zu ſeiner Geneſung bedurfte. Mit inniger Freude ſah ich ihn von Tag zu Tag heiterer werden. Zwar blieb ihm ein unverkennbarer Zug von Schwermuth und Selbſtvertiefung, aber er entſtellte ihn nicht; vielmehr ſchien er ſo ganz zu ſeinem übrigen Weſen zu paſſen, daß er dadurch zu einer um ſo anziehenderen Erſcheinung in der Männerwelt wurde, welche um dieſe Zeit ihre rauhe Seite nach außen zu kehren meiſtens für gut fand. Gottwald dagegen ſtritt nicht heftig in Gegenwart von Frauen, er war achtſam auf die Geſellſchaft, und ſeine Weiſe, ſeine Vorliebe für Geſpräche, die Gefühl und Empfindung berührten, ſeine ſchöne und innige Art ſich auszudrücken, ſein feines Verhalten, gemildert und in ſeiner Bedeutung erhöht durch jenen Zug der Selbſtvertiefung, gewannen ihm nach und nach unter den Frauen, die unſer Haus beſuchten, faſt alle Herzen, wie denn überhaupt echte Frauen meiſtens mehr durch das Gefühl der Männer, als durch ihren Geiſt beſtochen werden. Den letzten achten ſie, den erſten mögen ſie gerne lieben, und thun es mit größerem Vertrauen.

Ich beobachtete meinen Freund genug, um in ſeiner innerſten Seele eine Hinneigung zu Sophien aufkei-

men zu ſehen. Ich jubelte in der meinigen; denn war irgend etwas geſchickt, den Armen gänzlich wieder herzuſtellen — war irgend ein Weſen geeignet, ihm noch einſt das Glück, auf das er ſchon verzichtet zu haben ſchien, dennoch zu gewähren, ſo war es die Sanftmuth, die Liebe ſelbſt in der Perſon Sophiens.

Ich ſprach mit Gottwald darüber. Er zuckte die Achſeln und verwies mich auf ſein verödetes Herz. Dennoch ſah ich deutlich, wie er ſich dem holden Kinde täglich mit entſchiedenerem Wohlwollen zuneigte.

Was Sophien betraf, ſo war ich meiner Sache längſt gewiß. Sie liebte ihn ſeit den erſten Tagen ſeines Erſcheinens, und es wäre ein Wunder geweſen, wenn ein Herz, wie das ihrige, einen Mann, wie Gottwald war, nicht hätte lieben ſollen.

So war ein Jahr verfloſſen. Gottwald hatte ſeine Candidatur abgethan. Der Ruf zu einer beſtimmten Predigerſtelle in unſerer Nähe ward täglich erwartet.

Von Neuhöfen verlautete nichts, und nach allem zu ſchließen, was ich ſah, hatte Gottwald dieſe Erinnerung eben auch zu den Erinnerungen einer ſelig-unſeligen Zeit zurückgeworfen. Cäciliens Miniaturbild hing zwar noch in ſeinem Zimmer, er blickte auch wohl zuweilen wehmüthig darauf hin, und eine Thräne trat ein oder zwei Mal vor meinen Augen in die ſeinigen. Aber im Herzen trug er dieß Bild offenbar nicht mehr; denn er konnte jetzt von ſeiner „öſterreichiſchen Zeit" ſprechen, ohne eben beſondere Bewegung zu verrathen.

Endlich nach einem Jahre raſtloſen Fleißes und männlichen Strebens kam Gottwalds Namen zur Wahl; er hatte mit Beifall und Glück im Amte fungirt, und ſeine Ernennung zur Pfarre nach Stilleben war ſo gut, wie gewiß. Er zeigte uns dieß glückliche Ereigniß an, mit dem ſeine Prüfungszeit für immer zu enden ſchien. Wir ſaßen in unſerem gewohnten Abendkreiſe. Meine Mutter drückte Gottwald ihre Freude mit herzlicher Beredſamkeit darüber aus, ihn endlich am Ziel ſeiner langen und beſchwerlichen Pilgerfahrt zu ſehen. Er dankte ihr und mir mit gerührten Worten. Da blickte er auf Sophien hin. Sie hatte bis jetzt kein Wort geſprochen. Aber er ſah aus ihren großen ſchwarzen Augen Perle an Perle auf ihre Arbeit niederſinken, die häufiger wurden, je tiefer ſie ſich auf ihre Stickerei niederbeugte, bemüht, ihren Glanz zu verbergen.

Gottwald ſprang bei dieſem Anblicke vom Sitze empor und ging aufgeregt und unruhig mehrere Male im Zimmer umher. Wir wußten nicht, was ihn bewegte und ich glaubte, an eine plötzliche Erinnerung. Dasſelbe war ſchon oft geſchehen, und wir achteten daher wenig auf ihn. Allein plötzlich hemmte er ſeine Schritte und blieb vor Sophien ſtehen, die nun ihr Auge zu ihm erheben mußte. Er blickte ſie ſtarr an — ſie ward verlegen und erröthete tiefer und tiefer. Da Gottwald ſchwieg, ſo glaubte ſie ihn etwas fragen zu müſſen.

„Und wann verlaſſen Sie uns denn, Herr Gottwald," begann ſie.

Gottwald ſchwieg noch immer, aber der Streit ſeiner Seele trat auf ſein Antlitz.

Sophie, in qualvoller Verlegenheit, wiederholte die Frage und eine Fluth von Thränen entſtürzte ihren Augen.

„Niemals — nie!“ rief Gottwald, und ergriff ihre Hand — die er jedoch ſchnell wieder fahren ließ.

Meine Mutter und ich wußten nicht, was wir zu dieſer Scene ſagen ſollten. Ich verſuchte es, ſie durch einen Scherz zu enden. „Wenn du erſt Pfarrer biſt,“ ſprach ich, „ſo beſuche ich dich mit Sophien in Stillleben.“ Allein das klang nicht an. Gottwald ſtürmte aus dem Gemach und ließ uns drei in der ſeltſamſten Verlegenheit zurück. Ich folgte ihm auf ſein Zimmer, allein ich fand die Thür verſchloſſen und mein Rufen ward nicht beantwortet. Man mußte den Ausgang erwarten.

Dieſer blieb nicht lange aus. Am andern Morgen, als Sophie ſich früh erhob, fand ſie auf ihrem Arbeitstiſche einen Brief von Gottwald, der ihr ſagte, was meine Zuhörer ſich denken können. Er betheuerte, in ihr das Weſen gefunden zu haben, das ihn mit dem Leben verſöhnen, die Sehnſucht ſeines Herzens ſtillen und ihn glücklich machen könne. Er fragte, ob ihr Herz das Wagniß beſtehen, ob ſie ihn lieben könne, ob ihre Hand frei ſey. Er berief ſich auf ihre Kenntniß ſeiner Geſchicke, und fragte, ob ſie keine Zweifel hegte, an ſeiner Seite glücklich durch das Leben gehen zu können. In dieſem Falle

lege er ſein Glück in ihre Hand — er, wie ſie, ſeyen verwaiſ't, aber ſeine Ausſichten verſtatten ihm einen ſolchen Antrag und die Hinweiſung auf eine behagliche Zukunft. — Die Mutter las dieſen Brief und blickte Sophien fragend an. Dieſe ſank in ihre Arme und betheuerte, daß das erſehnte Glück ihres Lebens plötzlich und unerwartet vor ſie hingetreten ſey. Sie ſchied, um dem Himmel im Gebet zu danken und um ſeinen Segen anzuflehen, und Gottwald empfing den Beſuch meiner frommen Mutter.

Von dem an waren Sophie und Gottwald ein verlobtes Paar. Glückliche Stunden ohne Zahl zogen wie Blumenkränze voll Sterne und Perlen, feſtlich aufgehängt, an uns vorüber. Sophie war ganz Liebe, Gottwald ganz Glück. Die Anſtalten zur feierlichen Verlobung wurden ſchleunigſt getroffen, der Tag der ewigen Verbindung verabredet, ja ſogar die gemeinſchaftliche Abreiſe des jungen und glücklichen Paares vorläufig ſchon beſtimmt. Ich ſelbſt war an meines glücklichen Freundes Arm und in ſeiner Seele ganz glücklich.

Gottwald mußte häufig nach Stilleben hinaus; er hatte die förmliche Vocation erhalten, und richtete jetzt das Pfarrhaus ein, welches zur Aufnahme einer Familie in ſeinem jetzigen Zuſtande wenig geeignet war. Tagelange Abweſenheiten erhöhten den Reiz des Wiederſehens, und ich zweifle in der That, ob dem Scheine nach je ein Brautpaar eines höheren Glückes genoß, als Gottwald und Sophie.

Wir hatten noch etwa 14 Tage bis zu dem bestimmten Hochzeitstage hin. Gottwald war abwesend — da ward unter seiner Addresse ein Paquet Briefe an meine Mutter abgegeben. Er hatte die Veranstaltung getroffen, daß ankommende Briefe ihm nach Stilleben hinausgesendet wurden, wenn er nicht am Abend selbst zurückkam.

Meine Mutter befolgte seine allgemeine Vorschrift auch für dieß Paquet. Sie theilte uns dieß mit ohne Arg. Ich hörte es gleichgültig an. Allein Sophie ward bei der Erwähnung dieser Briefe von einer plötzlichen und unnennbaren Unruhe ergriffen. Erst am dritten Tage darauf erwarteten wir Gottwald zurück. Die arme Sophie war von einem drückenden Vorgefühle des Unglückes fast krank geworden. Sie zählte die Minuten bis zu Gottwalds Erscheinen, und ihre Angst, die sie mir und der Mutter zu verbergen strebte, spannte und beunruhigte uns alle. Wir sprachen wenig. Der Abend des dritten Tages kam heran — Gottwald erschien nicht. Die Nacht ward ängstlich durchwacht. „Es ist ihm ein Unglück geschehen," rief Sophie einmal über das andere. Wir hatten Mühe, sie zu beruhigen; sie erbleichte, wankte und mußte endlich vor Ermattung das Lager suchen. Es ward Morgen. — Kein Wagen rasselte vor unserer Thür, so oft wir ihn auch zu hören glaubten. Die Besorgniß Sophiens duldete keinen längeren Aufschub; ich selbst war von ihrer Angst angesteckt.

Ein Pferd ward gesattelt. Ich jagte nach Stilleben hinaus. Nie im Leben ist mir ein Weg länger erschienen. Ich kam endlich an. Ich hielt vor dem Pfarrhause still. Alles schien öde und verlassen, die Thür war verschlossen.

„Wo ist der Pfarrer?" rief ich.

„Abgereiset, vorgestern Abends in aller Eil'" — lautete die Antwort der Leute. Ich war fast außer mir vor Schrecken. Es schien entschieden.

Mit Gewalt stieß ich die Thür auf. Ich trat in sein Zimmer. Das erste, was meinem Blick begegnete, war auf seinem Tisch ein Brief an Sophien. Darneben ihre Geschenke, Stickereien, Musikalien und einige Billets von ihrer Hand.

Ich riß das unselige Blatt auf. Ich las:

„Beklage einen Unglücklichen, Sophie. Das Paquet brachte mir die Hinterlassenschaft eines Engels, den ich opferte. Ich hätte für ihn leben sollen, jetzt muß ich wenigstens für ihn sterben. Forsche mir nicht nach, ich bin dir, euch — der Welt für immer verloren. Ich will eines qualvollen Todes sterben, wie ihn mein geopferter Engel gestorben ist. Sie hat mir Minute für Minute ihres Hinschiedes beschrieben und ausgemalt, ihre Leiden waren ohne Gleichen, und so will auch ich — sterben."

„Beklage den Todten, Sophie! Auch dich noch zu opfern, zweier Engel Tod auf meiner Seele tragen, das vermochte ich nicht! Was in meiner Nähe lebt, ist ver-

giftet — ich fliehe dich — um dich nicht zu verpeſten. Gedenke, oder beſſer vergiß den Todten!

Gottwald."

Ich war vernichtet. Welche Nachricht! Welche Verirrung! Ich wollte ihm nach — ihn zurückholen — es war zu ſpät. Niemand wußte den Weg, den er genommen hatte. Meine Erkundigungen brachten nichts heraus, als daß er am Abend des Empfanges jenes unheilvollen Paquets ſich eingeſchloſſen, die ganze Nacht mit Leſen zugebracht — am Morgen Niemand eingelaſſen habe. Die Horchenden hörten ihn ſtöhnen, ſeufzen, ſchreien. Er ſchien in Fieberhitze und rief die Namen Cäcilie — Sophie wild vor ſich hin. Am folgenden Morgen habe ſich ſeine Thür geöffnet, er ſey bleich, entſtellt hervorgetreten, er habe einen Boten gefordert, den er mit feſter Stimme nach Poſtpferden abſandte. Genießen wollte er nichts. In der Nacht ſah man ihn abreiſen. Er hielt ſein Tuch vor das Auge und ſah mit Thränen nach dem im vollen Mondſchein daliegenden ſtillen Pfarrhauſe zurück. Er rief mehreren Einwohnern ein dumpfes Lebewohl! zu, das man ſich nicht zu erklären wußte. So war er auf dem Wege nach Süden zu verſchwunden.

Meine Zuhörer können ſich meine Stimmung denken. Doch hatte ich ſo viel Beſonnenheit, an meine Mutter zu ſchreiben, daß ſie Sophien auf das Schrecklichſte vorbereitete, zugleich aber auch einen Brief an die Gräfin Waldau abgehen zu laſſen, mit der Bitte, mich ſo-

gleich zu benachrichtigen, wenn unſer Freund in ihrer Gegend etwa ſichtbar werden ſollte.

Dann eilte ich zur Stadt zurück. Ich fand Sophien, wie ich erwarten konnte, im Fieber. Sie hatte alles auf das erſte tröſtende Wort meiner Mutter, ja bei dem bloßen Anblick ihrer Thränen genau ſo errathen, wie es geſchehen war. Hierauf ward ſie ohne eine einzige Klage gegen den Ungetreuen ſehr krank. Sie genaß zwar — aber acht Monate ſpäter hatten wir eine Leiche im Hauſe. Das fromme Weſen war mit dem Namen Gottwald und dem Worte: Vergebung! auf ihren Lippen verſchieden. Meine Mutter war troſtlos und ich ſelbſt ſchlich wie ein Kranker und Träumender umher. Der Wechſel von Hoffnung auf Glück und Entſetzen und Schrecken war zu gewaltig, und drohte uns alle zugleich mit ihm zu vernichten. — Lange empfing ich keine Antwort von Reuhöfen. Endlich erſchien ein Brief von der Hand der Gräfin ſelbſt. Er war ſichtbar in Thränen angefeuchtet. — Gottwald war nicht geſehen worden, wiewohl man in einer dunklen Decembernacht an Cäciliens Grabe eine finſtere Geſtalt kniend geſehen haben wollte. Die Sache ſelbſt war nicht auszumachen geweſen, da am andern Morgen jede Spur dieſer Erſcheinung völlig verſchwunden war. Das Übrige des Briefes enthielt die uns fehlende Aufklärung.

Cäcilie, ſtets anſcheinend heiter und in ihr Schickſal ergeben, hatte ſich nach ihrer Verlobung mit Reſag ein Jahr als Brautfriſt bedungen, das man ihr bei ihrer

Jugend von allen Seiten gern bewilligt hatte. In dieſer Zeit ſchrieb ſie viel, und man ſah das gern, da das Schreiben ſie anfangs ſichtbar erheiterte. Sie war ſtets die beſte Geſellſchafterin. Nach Verlauf der halben Friſt fing ſie an merklich blaß und abgeſpannt zu erſcheinen. Sie ward endlich krank, mühſam ſchleppte ihre ſchöne Geſtalt ſich durch die Gemächer des Schloſſes. Je näher der Jahrestag herankam, je bedenklicher wurde ihr Zuſtand. Dennoch ſchrieb ſie fort, ſelbſt noch in ihrem Bette. Endlich acht Tage vor Ablauf der beſtimmten Friſt, fand man ſie eines Morgens in tödtlichen Krämpfen. Die Mutter ſtürzte herbei. Sie lächelte und bat um die Erfüllung ihrer letzten Bitte. Die Gräfin erſchrack heftig und gelobte bei ihrer Heiligen, was ſie auch bitte, es treu zu erfüllen. Sie übergab ihr ein Paquet und beſchwor ſie, dieß uneröffnet nach ihrem Tode an Gottwald zu ſenden. Sie habe ihn nie vergeſſen, ſetzte ſie ſchmerzlich lächelnd hinzu, und ſchulde ihm dieſe Erbſchaft. Dann zeigte ſie noch mit dem Finger auf die vollſtändige Addreſſe, ſank zurück und verſchied, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, mit einem Händedruck. —

Theobald ſchwieg und eine ſtumme Pauſe folgte. Niemand in der Geſellſchaft ſchien Luſt zu haben, das Wort zu nehmen.

Nun begann Roſenberg. Aber die Frauen winkten.

„Schelmiſcher Sachführer,“ rief der heitere Menſch. „Du willſt uns durch Rührung beſtechen.“

„Ich erwarte den Spruch des Tribunals über die vorliegende Frage, ohne Versuch der Bestechung," sprach Theobald. Was ich gesagt habe, gehört zu den Acten; ja, ich habe selbst absichtlich so schlecht und so schlicht als möglich erzählt. Entscheiden Sie nun, meine Herren Richter. Wie ist es? Stärke oder Schwäche?

„Schwäche, ganz grenzenlose ganz unerlaubte Schwäche," rief Rosenberg und richtete sich empor. „Eine verlobte Braut verlassen, um einer Erinnerung willen! Gott steh' mir bei! Ist das erlaubt? Sein Glück, seine ganze Zukunft mit Füßen von sich stoßen, eine treue Liebe mit Undank lohnen, um an einem Grabe zu weinen! Und alles dieß um einiger Briefe willen, die man verbrennen kann! Es ist unerhört! Ich, an Gottwalds Stelle, hätte diese Papierschnitzel meiner Braut zu Füßen gelegt, um sich Lockenwickeln davon zu machen. Ja, es scheint wahrhaftig, als habe dein lieber Gottwald, bester Freund, durch jene Stirnwunde am Verstande Schaden gelitten, da er mit solcher Blindheit Ruhe, Glück und Zufriedenheit für immer von seiner Seite hinweg trieb."

„Nicht, daß ich wüßte," rief Theobald, und fuhr mit seiner Hand unwillkührlich über seine Stirn hin.

„Gottloser Bruder," rief Luzinde, welche viel geweint hatte. „Pfui über deine ketzerischen Gesinnungen! Briefe von einer Cäcilie, um Lockenwickeln davon zu drehen? Schweig' nur, du bist bei deinem Leichtsinn und

Weltſinn ganz und gar nicht auf der Höhe des Geſpräches. Ich kann mir auch nichts Abſurderes und Unpaſſenderes denken, als wenn ſolche Weltſeelen, wie du und deines Gleichen, über Fragen der Liebe und des Gemüthes aburtheilen wollen. Allerdings ſcheint auch mir Gottwalds Schwäche jetzt entſchieden und ſein Benehmen gegen Sophien unläugbar kraftlos und matt; — aber' —

„Freilich, freilich," fiel der Tribunalrath ihr in die Rede. Es iſt ſogar in rechtlicher Beziehung weder zu entſchuldigen, noch wäre er frei zu ſprechen geweſen, wenn Sophie etwa auf böſliche Veranlaſſung beim Gericht geklagt hätte. Das Gelöbniß war da; ein guter Advocat würde." ...

„Ohne Bedenken," ſagte die Mutter — auch ich finde ihn jetzt eben ſo durchaus ſchwach, als er mir bei der Verzichtleiſtung auf Cäcilien ſtark und männlich ſchien."

Theobald lächelte. „Dieſe verehrte Geſellſchaft," ſprach er, „wird mich unſtreitig für einen Erzopponenten halten, wenn ich es wage, ihrem gemeinſamen Ausſpruche von Neuem zu widerſprechen. Ich ſollte das um ſo weniger thun, als Sophie meine Verwandte war. Allein, ich bitte um das Wort. Wohin das Tribunal ſich auch neigt, aus der Discuſſion wird wenigſtens das hervorgehen, wie ſchwer es uns geworden ſey, ein Urtheil zu finden, das andere Menſchenkinder in der flachen Hand liegen haben. Ich bitte, hören Sie mich an, meine weiſen Herren Richter." — Gut, gut, reden Sie, ſagte der

Tribunalrath. — Wohl! ſprach Theobald. Vorhin fanden wir, daß einen Sieg aufgeben, auf ein Gut Verzicht leiſten, um äußerer Hinderniſſe willen, Schwäche heißen müſſe. Hier — ich bitte Sie, zu bedenken — ſteht die Frage nun anders. Kein äußeres Hinderniß ſteht Gottwalds Glück mehr entgegen. Er darf nur vergeſſen — und ſeine Bahn iſt völlig eben. Er wird ein glücklicher Pfarrer. Da erwacht mit aller Macht — allem Zauber Täcitiens Bild bei ihm, um ſo unabweisbarer, als ſie im Grabe ruht. Er vernimmt ihre letzten Todesſeufzer. Alle Hoffnung, glücklich zu werden oder glücklich zu machen, iſt auf ewig verloren. Vergeſſen kann er nimmermehr. Es handelt ſich um den Umſturz ſeines ganzen inneren Weſens. Kann er noch lieben mit dieſen Briefen in der Hand? Nein! Was wird er thun? Soll er ein zweites weibliches Herz durch geheuchelte Liebe elend machen? Er kann es, er kann es ſelbſt zu äußerem Glück. Hier war ein kräftiger Entſchluß nöthig. Alles lockte zu einem feigen Verrath gegen Sophien. Er hätte ihn begehen können — man hätte ihn kaum getadelt. Aber nein! Mein Freund war ein Mann — er ſchüttelte das Glück wie Staub von ſeinen Füßen, um lieber unglücklich zu ſeyn, als unglücklich zu machen. Das nenne ich Kraft — er weicht keinem äußern, er weicht einem innern Feinde, an dem er ſich doch nur ohnmächtig und todt gerungen haben würde. Es wäre Vermeſſenheit, Raſerei, Frevel geweſen, dieſem Wider-

ſacher in einem langen Leben Trotz bieten zu wollen. Kurz und gut, wie die Sache einmal ſtand, war es ein Zeichen höchſter Seelenkraft für ihn — zu fliehen; denn wir können nur den feig und ſchwach nennen, der vor einer äußeren Unwahrſcheinlichkeit, nicht den, der vor einer innern Unmöglichkeit zurückbebt, — und daß Gottwald dieſe Kraft beſaß, welche alles Äußere beſiegt, das beweiſt auch ſein merkwürdiges Ende.

„Sein Ende — ach, ſein Ende" — rief Luzinde. „Bitte — erzählen Sie."

„Alſo noch ein Act?" fragte Roſenberg lächelnd. — „Laſſen Sie uns hören," fiel die Mutter ein. —

„Ich wollte Ihnen dieſen Schmerz erſparen," ſagte Theobald, „und hier ſchließen. Allein ein ſo ſchöner Mund, fuhr er mit einer Verbeugung zu Luzinden fort, macht auch die beſten Entſchlüſſe wankend. Und ſo mag es denn ſeyn." —

„Sophie war todt," hub Theobald nach einer Pauſe an, in der die Geſellſchaft eine ſeltſame Spannung verrieth. „Auch meine gute Mutter verließ mich" —

„Ei, mein Gott, ſie lebt ja noch," fuhr Luzinde auf.

„Verſprochen, verſprochen," rief Theobald. Ich wollte ſagen: ich verließ meine gute Mutter, um in Italien Troſt zu ſuchen. In der That bedurfte meine Geſundheit einer ſolchen Reiſe. Aber ich läugne nicht, eine geheime Ahnung, noch mehr als dieſe Rückſicht, trieb mich

dazu an. Dort, ſprach eine Stimme in mir, wirſt du den Flüchtigen wiederfinden. Eile — eile dahin — ehe er dir für immer entrinnt.

Meine Geſchäfte waren bald abgethan. Ich reiſte ab. In der Schweiz, in Tyrol, in Ober-Italien, nirgends fand ich Ruhe oder eine Spur von dem, den mein Auge ſuchte. Ich war nur zufrieden, wenn ich im Wagen ſaß und mich dem Süden näherte. Mit jedem Schritt näher zum Appennin hin ward meine Seele freier, und die Stimme, welche mir unabläſſig zurief: „Dort wirſt du ihn finden," ward lauter und vernehmlicher.

Ich erreichte Florenz. Dieſe ſchönſte Stadt ſagte mir nichts, aber mitten auf Ponte di Trinità ward es mir einſt plötzlich zur Gewißheit, ich ſey in ſeiner Nähe. Ich lauſchte auf den inneren Genius, der mich ſo weit geführt hat. „Vall ombros." rief es in mir!

Am andern Morgen ſaß ich zu Maulthier, hingeſchaukelt, auf dem Wege nach dem berühmten Benedictinerkloſter. Ich ließ das Geräuſch der Stadt hinter mir, ich verließ die geſegneten Ufer des Arno, ich verlor mich in die grünen Schluchten des Gebirges.

Am Abend, in einer Landſchaft, deren Reiz mich mit ſeligem Entzücken erfüllte, bei einer Biegung um eine dunkle Waldecke, rief mein Führer plötzlich: „dort iſt Vall ombrosa." Ich blickte auf, der Vollmond ſtrahlte am wolkenloſen Himmel mit nie geſehenem Glanze. Weithin vor uns in der Höhe dehnte ſich das ſchloßartige Kloſter

hin. Wir kamen am Fuße des Hügels an, auf dem das unermeßliche Gebäude wie eine Erſcheinung aus vergangener Zeit thronte. Ein dunkler ſchmaler Pfad führte aufwärts. Wir betraten ihn, mein Herz ſchlug heftig; denn nie war ich bei mir ſelbſt gewiſſer geweſen, als eben jetzt, daß Gottwald ſelbſt, dem auch ich damals heftig zürnte, oder ſein Schatten mir nahe ſey. Auf halbem Wege begegneten wir einem ſtillen, dunklen Zuge, den einige Fackeln ſeltſam beleuchteten. Eine furchtbare Ahnung ſank in mein Herz. Ich mußte ſtill halten und der Zug kam näher. Ein kleiner Knabe trug ein Glöcklein voraus, das er von Zeit zu Zeit erſchallen ließ. Ein Prieſter mit einem Kruzifix folgte. Hinter ihm trugen vier Mönche einen Sarg. Den Beſchluß machte die ganze Einwohnerſchaft des Kloſters.

Ich war abgeſtiegen. Ich ſchauerte. Unwillkürlich riß mich der Zug hin, ich folgte ihm.

„Wer iſt es?" fragte ich den letzten der nachfolgenden Mönche, „den ihr um Mitternacht begrabt?"

„Bruder Seraphino."

„Woher?" — „Ich weiß nicht. Er war jung in unſerm Kloſter." —

„Aber warum um Mitternacht?" fragte ich, auf's äußerſte aufgeregt.

Der Mönch gab keine Antwort. Einer der Laienbrüder, die meine Frage gehört hatten, ging eben an mir vorüber. „Selbſtmörder" raunte er mir ins Ohr. Ich war

nahe daran, umzuſinken; denn meine Ahnung ſchien mir nun Gewißheit. Dennoch folgte ich dem Zuge bis auf die Begräbnißſtelle des Dorfes, welches unten am Fuße des Hügels lag. Hier bog der Zug ein. Der Kloſter-Kirchhof war dem Ärmſten verſagt worden.

Der Sarg ward an der Gruft niedergelaſſen. Der Deckel ſank und alle Mönche traten hinzu, dem verſtorbenen Bruder den letzten Abſchiedskuß auf die Stirn zu drücken.

Beſinnungslos, außer mir, drängte ich mich hindurch, — der Mond ſchien taghell — ich warf einen Blick in den Sarg. „Heiliger Gott!" rief ich aus und ſank nieder. Ich hatte ihn geſehen; ſeine weiße Stirn, ſein dunkles Haar, ſeine bleichen Lippen. Er war abgezehrt, einem Skelette gleich.

Am andern Morgen fand ich mich in der Gaſtzelle des Kloſters wieder. Ich erwachte und wußte mich deſſen was mit mir geſchehen war, nur wie aus einem dunkeln Traume zu erinnern. Die nächtliche Scene erfüllt mich noch jetzt mit Schauer. Ich blieb einige Tage der Pflege bedürftig. In dieſer Zeit erfuhr ich alles, ja mehr, als ich zu wiſſen wünſchte oder zu erfahren hoffte.

Vor etwa fünf Monaten war Bruder Seraphius in das Kloſter eingetreten. Er brachte Empfehlungsbriefe von dem Cardinal-Legaten aus Bologna an den ehrwürdigen Abt, und Zeugniſſe mit, daß er in den Händen eben jenes Prälaten ſeinem ererbten Glauben ab-

geſchworen habe. Der Cardinal empfahl ihn zum Novizіat im Kloſter und Bruder Seraphius blieb.

Sein Trübſinn wich vor der Bemühung der Brüder um ihn. Er ward ſichtbar heiterer, wiewohl ſtets ernſt und in frommen Bußübungen befangen. Allein plötzlich, als wenn er ſich ſelbſt ein Gewiſſen mache aus ſeiner zufriedenen Stimmung, breitete der Trübſinn wieder ſeine ſchwerſten Wolken über ihn aus. Er floh die Brüder. Er ſprach tagelang nicht ein Wort. Man achtete wenig darauf, daß er mit jedem Tage etwas von ſeiner Mundportion abkargte. Man ſchrieb es körperlichen Leiden zu. Erſt nach Verlauf mehrerer Wochen fiel es auf, daß Seraphius faſt nichts mehr außer Waſſer genoß. Täglich ward er bleicher, hagerer; täglich verzog ſich ſein Mund zu einem ſchmerzvolleren Lächeln. Keine Überredung, keine Drohung, keine Bitte vermochte ihn zu bewegen, die mindeſte Speiſe zu ſich zu nehmen. Der Abt hatte alle Mittel der Disciplin verſucht. Seraphius ertrug ſie geduldig, keine Klage kam über ſeinen Mund; aber eben ſo wenig irgend etwas, was einer Speiſe glich. Er trank nur Waſſer.

Im Kloſter ſah man ſeinen Tod vor Augen; aber was wollte man thun?

Mit einer Seelenſtärke ohne Gleichen ertrug Seraphius die Marter, zu der er ſich ſelbſt verurtheilt hatte, und die ſein Getränk verlängerte. Es war ein Tod faſt ohne Beiſpiel, eine Selbſtqual, die ohne eine uner-

hörte Kraft der Seele nicht denkbar war. Seraphius blieb bei seiner Selbstverdammung. Ein und sechzig Tage lang setzte er diese furchtbare Grausamkeit gegen sich selbst fort; er starb täglich — kein irdisches Gericht — auch das grausamste nicht, hätte einen quallvolleren Todesspruch gegen ihn verhängen können. Acht Tage vor seinem Tode mußte er sich niederlegen. Er stand nicht wieder auf — seine letzte Stunde kam, er blieb seinem Urtheil gegen sich selbst treu — er verschied ohne einen Seufzer. Der Abt richtete das Anathema des Selbstmordes gegen ihn, und versagte ihm die Ehre der Bestattung in den Ringmauern des Klosters. — —

Theobald schwieg. — Die Gesellschaft blieb lange Zeit tief bewegt.

„Schrecklich! schrecklich!" rief Luzinde und trocknete ihre Thränen.

„Kraft," sprach Rosenberg ernster als zuvor, „ich gestehe es, das ist Kraft."

Der Tribunalrath stimmte in dieß Urtheil ein und Niemand opponirte.

Eine Pause folgte.

„Nun," rief Theobald — „dieß Geständniß habe ich erwartet. Soll ich Ihnen nun auch meiner Seits eines thun?"

„Ich bitte," sprach die Mutter, welche Theobald lächeln sah. Alles drängte sich näher zu ihm hin;

denn eine höchſt geheimnißvolle Miene zog alle Blicke auf ihn hin.

„Wohl," ſagte Theobald — „ſo erfahren Sie denn, meine weiſen Richter und Zuhörer — dieſer verſtorbene Benedictinermönch von Vall-Ambroſa, dieſer dreifache Mörder — dieſer bald kindiſch ſchwache, bald wieder ſtarke Menſch bin — ich ſelbſt!"

„Bei Gott, Sie ſcherzen!" rief der Tribunalrath und fuhr entſetzt empor.

„Um des Himmels Willen!" rief Luzinde und verbarg ihr Geſicht mit beiden Händen.

Selbſt die Mutter rückte auf dem Sopha zuſammen und Roſenberg ſprang vom Stuhle auf.

„Nicht anders," fuhr Theobald ruhig fort. Dieſer Selbſtmörder, dieſer Gottwald bin ich ſelbſt, und der Theobald meiner Geſchichte iſt Niemand anders, als Herr Doctor Gottwald Large, Ihr Hausarzt, Herr Tribunalrath, der hier ſo eben in das Zimmer tritt.

„Wie, was!" rief man. Alles war erſtaunt. — „Was ich von mir erzählte, gehört dieſem meinem Jugendfreunde an, und was Gottwald verbrochen hat, das iſt meine Sünde. Aber bei Leibe — fürchten ſie ſich nicht vor mir, werthe Damen und Herren. Ich bin, wie Sie mich hier ſehen, ganz und gar kein dreifacher Mörder, ſondern eben ihr gehorſamer Diener Theobald. Dabei jedoch iſt alles wahr an meiner Geſchichte." —

„Aber wie iſt das möglich?" rief Luzinde.

„Nur mit Ausnahme der Ausgänge, fuhr Theobald lachend fort. Einmal nämlich bin ich, wie Sie ſehen, keineswegs in Val ombrosa begraben; zweitens iſt Cäcilie es auch nicht, und drittens iſt eben jene Couſine Sophie meine vielgeliebte Braut, mit welcher ihr glücklicher Theobald in künftiger Woche zum Altare treten wird. Comteſſe Cäcilie aber hat mich total vergeſſen, und iſt ſeit Jahr und Tag eine ſehr glückliche Gräfin Reſag."

„Alſo betrogen — abſcheulich betrogen!" rief Luzinde ärgerlich.

„Gott ſey Dank," rief Theobald, „für dießmal, meine Gnädige, iſt es ſo. Aber denken Sie ſelbſt, wie ſehr leicht alles wirklich ſo hätte kommen können, wie meine Phantaſie mir in ſchweren Träumen wohl hundert Mal vorgegaukelt hat. Cäcilie war wirklich vier Wochen lange troſtlos, als ich Neuhöfen verließ, und wenn ſie es nun geblieben wäre, ſo wette ich, alles wäre ſo gekommen, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu erzählen."

„Aber was ſollen wir denn nun aus der ganzen Geſchichte entnehmen?" fragte Luzindens Mutter.

„Ei," rief Theobald, „daß es doch ſo leicht nicht ſey, über menſchliche Thaten zu urtheilen, als Sie der Meinung waren, und daß die Frage nach Kraft oder

Schwäche in einer bestimmten Handlung stets zu den schwierigsten und verwickeltsten gehört, die uns nur immer zur Entscheidung vorgelegt werden können."

„Er hat Recht," sprach Luzinde halblaut und noch einmal ihre Augen trocknend zu ihrer Mutter, welche sich jetzt von ihrem Sitze erhob, um die Gesellschaft in herkömmlicher Ordnung an den wohlgedeckten Tisch zu führen.

# Die Magier.

## Von Chriſt. Kuffner.

(Ein halbverfallener Tempel in der Nähe der Ruinen von Perſepolis; nicht ferne davon ein Begräbnißplatz der Guebern mit Thürmen, auf welchen die Leichname liegen *). In der Vorhalle des Tempels ſitzt der Archimagus; ſeine Lehrlinge ſtehen rings um ihn. Ahasverus lehnt ſich außenher an eine gebrochene Säule, und ſtarrt auf die Verſammelten).

### Ein Lehrling.

Mir graut. Ein ſchauderhafter Anblick!
Sieh nur das Schreckbild an! Wie's auf uns ſtarrt!

*) Die Feueranbether (Guebern, Gebern, Gauern), pflegen ihre Todten auf den Thürmen ihrer Begräbnißplätze den Vögeln preis zu geben und darauf zu achten, welche Theile der Leichname dieſelben zuerſt verzehren, woraus ſie dann auf das Schickſal der Verſtorbenen ſchließen.

Ein Anderer.

Iſt Einer unſ'rer Todten von dem Thurm
Herabgeſtiegen, Lebende zu ſchrecken?

Archimagus.

Ihr ſeht verſtört; was iſt's, das euch entſetzt?

Ein Lehrling.

Dort an der Säule der lebendige Todte.

Archimagus.

Unglücklicher! was ſuchſt du hier?

Ahasverus.

Die Ruhe.

Archimagus.

Sie wohnt in uns, nicht außen ſuche ſie!

Ahasverus.

Iſt hier ihr Heiligthum? wohnt ſie in dir?

Archimagus.

Wer du auch ſeyſt, beklagen muß ich dich;
Dein Innerſtes leſ' ich in deinem Äußern.
Dir iſt die Ruhe fremd, ſo wie du uns.
Den Gott des Lichtes kennſt du nicht,
Kennſt nicht der Seele Heiligkeit;
Du biſt ein Kind der Finſterniß,
Du biſt zerfallen mit dir ſelbſt,
Des Guten Feind, dein eig'ner Feind.

Ahasverus.

Ich bin's. Schaff' Ruhe mir, ſo wird's
In meiner Seele licht, ſo werd' ich gut.

Die Ruh' iſt aber nur ein Schattenbild,
Und gleich dem Schatten nichtig auch.

Archimagus.

Die Ruhe wohnt, wie alles Gute, nur
Im Licht; der Nacht gehört das Böſe an,
Das nimmer Ruhe fühlt, noch Ruhe gönnt.

Ahasverus.

So kannſt du weder Ruh, noch Troſt mir ſchaffen?
Wozu frommt deine Weisheit, deine Lehre?

Archimagus.

Die Lehre frommt, wenn du empfänglich biſt.

Ahasverus.

Laß mich ſie hören! Thu' dein Äußerſtes!
Wirſt du zu Schanden, treffe dich mein Spott.

Archimagus.

Ich bin bereit, dir, düſt'res Weſen,
Des Lichtes Lehre zu verkünden;
Vergiß nur nicht, daß Sonnenſtrahlen
In Klüfte nicht eindringen können,
Und ausgeſchloſſen ſind vom Reich der Nacht.

Ahasverus.

Nacht iſt's in mir, Nacht wird es bleiben;
Doch magſt du, weiſer Mann, dein Märchen
Vom Licht mir immerhin erzählen.

Archimagus.

Der Gott des Lichtes wolle ſich
Erbarmen deiner Nacht! — Vernimm!

Von Ewigkeit beſteht ein Reich des Lichts.
Ormuzd und Ahriman, ſie ſelbſt das Licht,
Sie lebten auch im Reich des eig'nen Lichts
Von Ewigkeit. In ihnen lag die Welt;
Geſchaffen ward durch ihre Kraft die Welt,
In ihrem Anfang ſelbſt ein Reich des Lichts;
Doch Ahriman beneidete das Licht
Des Ormuzd, und verfinſterte dadurch
Sein eigenes, und ward des Ormuzd Feind,
Und ward der Fürſt der ew'gen Finſterniß,
Wie Ormuzd blieb der Fürſt des ew'gen Lichts.
Seit jenem Augenblick beſteht der Kampf
Des Lichtes und der Finſterniß,
Des Guten und des Böſen Kampf,
Von welchem uns Jahrtauſende erzählen,
In welchem Reich' und Völker herrlich blühten,
In welchem Reich' und Völker untergingen,
Nachdem Licht oder Finſterniß geſiegt.
Gott Ormuzd ſchuf zu Stützen ſeines Thron's
Lichtgeiſter und die Genien des Guten;
In gleicher Zahl ſchuf Ahriman die Geiſter
Des Böſen und der Finſterniß.
Drei tauſend Jahre herrſchte Ormuzd dann
Allein, erſchaffend Pflanzen, Stein' und Thiere,
Zuletzt den Menſchen. Alſo ward gefeiert
Der Schöpfung Jubelfeſt, und eine Welt
Der Unſchuld blühte durch dreitauſend Jahre

In Fülle ungetrübten Glücks; doch ach!
Auch Ahriman schuf Pflanzen, Stein' und Thiere
Und Menschen auch. So ward erneut der Kampf
Des Lichtes und der Finsterniß,
Des Guten und des Bösen Kampf,
Der Kampf der Liebe und des Hasses.
So theilten Ahriman und Ormuzd denn
In ew'gem Kampf die Herrschaft um die Welt.
Was schön und gut, was rein und edel ist
Im Reich des Lebenden und des Leblosen,
Die Blume, deren Duft und Farb' erquickt,
Die Pflanze, deren Heilkraft neu belebt,
Der Edelstein, des Feuerlebens voll,
Das zahme Thier, das sich als Hausgenosse
Dem Menschen anschließt und ihm willig dient,
Gehört dem Ormuzd an und seinem Licht.
Was häßlich, unrein, bös und schädlich ist,
Es dient dem bösen Ahriman,
Es ist ein Kind der Finsterniß;
Das Raubthier, lechzend nur nach Mord und Blut,
Die giftgeschwoll'ne Schlange und die Pflanze,
Die unheilbringend und zerstörend wirkt,
Der Mensch, der fühllos bleibt für Menschenleid,
Selbstsüchtig nur dem Eigennutze fröhnt,
Und nur auf Frevel und auf Laster sinnt,
Dem nichts auf Erden heilig ist:
Sie sind Geschöpfe Ahrimans.

Ahasverus.

Was bin denn ich nach deiner weisen Lehre?
Schuf mich dein Ahriman? kann ich dafür,
Daß ich, ein Kind der Finsterniß,
Dem Bösen huld'gen, Böses üben muß?
Ist's dein Verdienst, daß du, ein Kind des Lichts,
Vom Guten für das Gute nur geschaffen,
In Frieden schuldlos dich des Glück's erfreu'st?
Steht dem, zu eig'ner und der Andern Qual
Geschaffenen ein Weg zum Bessern offen,
Ein Mittel der Veredlung zu Geboth?
Kann er, der eingeschlossen ist
In eine tiefe Felsenschlucht, dafür,
Daß Er mit Nattern lebt? ist's seine Schuld,
Daß Er das Licht der Sonne nicht erblickt?

Archimagus.

Geduld und fester Wille sind die Flügel,
Mit welchen du, geläutert durch die Liebe,
Dich zu dem Reich des Lichtes aufwärts schwingst.
Im Bilde magst du, schaudernd, jubelnd, seh'n
Den Kampf des Lichtes und der Finsterniß. —
Gestalten ihr, des Bösen und des Guten,
Erscheint! —

(Plötzliche Finsterniß. Stürme heulen, Meere brausen, Blitze zucken, Donner brüllen. Ormuzd leuchtet, auf einer

schwarzen Wolke ruhend, wie der Mond. Ihm gegenüber erscheint Ahrimans Riesengestalt als Nachtgeist. Er faßt die Gewitterwolken, preßt aus ihnen den Donner, strömt Regengüsse herab, schleudert Blitze, jagt die heulenden Stürme und wühlt Ströme auf.)

Ahriman.

Du willst entflieh'n, zerstörendes Gewitter?
Willst dich erhellen, Todesnacht? — Ihr soll't nicht!
Nie enden soll't ihr, Kräfte des Verderbens!
Ich fasse dich Donner, daß du brüllst;
Ich schleud're dich, Blitz, daß du glühst vor Wuth!
Ich jage dich, Sturm, daß du fortrasest;
Ich wühle dein Bett auf, Strom und See!
Ihr Todeswolken, bleibt! Ich will's.
Zerstöret! tobet! ras't! vernichtet!
Wehruf des Elends labt die Seele mir.

Ormuzd.

Genug des Schreckens! Weiche,
Geist des Verderbens!
Schweige, Sturm und Donner!
Des Blitzes Flamm' erlösche!
Ruhe, Strom und See!
Todesnacht, entflieh!
Leuchte, Morgenroth!
Weht, ihr holden Frühlingslüfte!
Dufte wieder, Blumenflur!

Fruchtbelad'ne Bäume, säuselt!
Woge, goldnes Ährenfeld!
Von Jubel schalle Berg und Thal!
Freude labt die Seele mir.

(Das Ungewitter entflieht. Eine fruchtbare Landschaft zeigt sich im Schimmer der Morgenröthe, von fröhlichen Menschen belebt.)

Ahriman.

Nicht währen soll des Menschen Glück,
Nicht währen soll der Erde Schmuck!
Stürzt der Tod nicht aus den Wolken,
So würge er durch Menschenhände
Mit Schwert und Feuer!
Mein ist die Erde, bleibe mein,
An Menschenqualen mich zu weiden!
Geist der Zwietracht! Geist des Hasses!
Streue dein Gift, schwinge die Fackel!
Rückt an, wuthschnaubende Heere!
Mit Feuer und Schwert!
Seng't und brennet, würg't und mordet!
Füllt das Schlachtfeld
Mit Leichenhügeln!
Laßt Blut in Strömen fließen!
Zum schwarzen Wolkenhimmel
Leuchte flammender Städte Brand,

Ächze der Sterbenden Röcheln auf!
Wehruf labt die Seele mir.

(Kriegsheere rücken an. Schlachten beginnen. Städte lodern in Flammen auf. Rings umher wildes Geschrei und Wehklagen.)

Ormuzd.

Genug des Rasens und der Wuth!
Des Hasses und der Zwietracht Geister,
Flieht in der Erde tiefsten Grund!
Zerstörung, ende! Weiche, Mord!
Schwert, werde Pflug!
Feuer, werde Segenswärme!
Aus blutgedüngtem Boden sprosse
Die junge Saat in Fülle auf!
Werf't weg den Speer, umarmt euch,
Ihr Krieger, mit dem Bruderkuß,
Und über euern Häuptern wölbe sich
Des Friedens und der Eintracht Himmelsbogen
In seiner Glorie und Herrlichkeit!
Glück und Segen lohne euch, ihr Kinder
Der Wonne und des Licht's!

(Was Ormuzd spricht, zeigt sich sogleich.)

Ahriman.

Und Fluch dem Licht,
In dem des Krieges Folge euch

Noch ſchrecklicher erſcheinen ſoll!
Mit hohlem Aug', mit bleichen
Und eingefall'nen Wangen ſchleicht,
Mit ſchlotterndem Gebein
Ein gräßliches Geſpenſt heran:
Der Hunger, grimmig und doch todesmatt!
Ein Mißjahr führt den Wankenden,
Und keucht ein Todeslied.
Der Baum ſteht ohne Blatt und Frucht
Und ährenlos das dürre Feld;
Verſiegt iſt Bach und Quell'
Und ſtatt des Stromes, glühen
Sandwüſten weit umher.
Eckelhaftes, giftiges Gewürm
Wird zum Labſal Tauſenden;
Grabhügel wühlen ſie
Vom Grund auf, ſprengen Särge,
Und gierig nagt der Lebende
Am Todten, den er glücklich preist.
Der Bruder ſaugt das Blut dem Bruder aus,
Und flucht dem Licht, und wünſchet ſich
Die ſchaudervolle Todesnacht. —
Auch dieſer Gräu'l genüge nicht!
Vom tiefſten Schlund der Finſterniß
Qualm' auf, du Todesmutter Seuche!
Erfülle Erd' und Luft mit Gift!
Dem Menſchen werde Gift,

Was ſeiner Lippe naht,
Und was er athmet, werde Gift!
Sieh'! giftgeſchwollen taumelt er,
Beulen decken ſeinen Leib,
Bruder bringt dem Bruder Tod,
Das Kind ſaugt von der Mutter Gift,
Zum Mörder wird der Helfende.

(Was Ahriman ſpricht, zeigt ſich verwirklicht.)

Ormuzd.

Genug des Elends und der Qual!
Schließe dich, o Todesſchlund!
Und in ſeiner Tiefe ſuche,
Schreckensgeiſt, dein eig'nes Grab!
Wehet, milde Himmelslüfte,
Reinigend und neubelebend!
Sprudelt, Quellen, ſilberhell!
Sandwüſten, werdet reiche Fluren!
Eine neue Pflanzenwelt
Entblüh', o Erde, deinem Schooß!
Nicht länger herrſche, Schreckensgeiſt
Des Böſen und der Finſterniß!
Zum Guten werde jedes Übel,
Und jede Nacht zum Morgenroth!

(Es geſchieht, wie Ormuzd gebiethet.)

Ahriman.

So raſe denn nicht Sturm und Krieg,
Und Hunger nicht und Seuche nicht!

Doch ſey nun Alles Übels Quell
Der Menſch dem Menſchen,
Des Menſchen böſer Geiſt
Der Menſch!
Ein Böſer herrſche und mit ihm
Die Böſen,
Damit ein grenzenloſes Heer
Von Leiden und von Übeln aller Art
Der Menſchen nichtiges Geſchlecht
Verfolge bis an's Grab!
Verſagt ſey Jedem die Gerechtigkeit,
Das Eigenthum ein Spiel
Des Trug's und der Gewalt!
Die Unſchuld ſey verfolgt,
Zertreten das Verdienſt!
Die Armuth ſey des Reichthums Spott,
Die Tugend Raub des Übermuth's!
Wohlthätigkeit ſey ein Verbrechen,
Das Laſter Sieger überall,
Und nichts dem Menſchen heilig!
So ſtürze des Tyrannen Thron,
Der Frevler Stütze, auf die Frevler,
Begrabe unter ſeinen Trümmern
Das Volk, den Herrſcher und ſein Reich!

(Gräßliche Erſcheinungen verſinnlichen Ahrimans Verwünſchung.)

Ormuzd.

So ſtürze auch dein Thron, dein Reich,
Geiſt der Finſterniß!
Vollendet iſt mein Sieg.
Je ſchrecklicher du gegen Menſchen wütheſt,
Je mehr des Böſen du erzeugen magſt,
Um ſo viel mehr will ich des Guten ſchaffen,
Um ſo viel mehr das Glück der Menſchen fördern.
Nur Gutes ſoll aus jedem Übel ſproßen,
Wie aus des Winters Froſt der Frühling blüht,
Und durch den Kampf entwickle ſich das Beſte!
Aus Schutt und Trümmern geh' hervor
Ein glückliches Geſchlecht
Und eine neue Unſchuldswelt,
Ein Reich des Lichts,
In dem das Gute herrſche und das Recht!
Dem Menſchen ſey der Menſch des Guten Quell,
Der Menſch des Menſchen guter Geiſt!
Ein guter Fürſt beherrſche ſie,
Zum Guten leite ſie das Böſe ſelbſt!
Schutzgeiſt des Rechts ſey die Gerechtigkeit,
In Ruhe walte rechtlicher Beſitz,
Und unverletzlich ſey das Eigenthum!
Geehrt ſey das Verdienſt,
Unſchuld des Herzens Kleinod!
Der Reichthum öffne ſeine Hand
Der bleichen Schweſter Armuth gern!

So ſteh' der Fürſtenthron, ein Fels,
Gebaut auf Unterthanentreu',
Ein Vaterhaus, an Kindern reich!
Licht herrſch' im Erdenparadies,
Licht herrſche in des Menſchen Geiſt!

(Eine Reihe von Erſcheinungen des Menſchenglückes zeigt ſich. Indem ſie verſchwinden, wird es Nacht. Auf dieſe folgt eine Morgenröthe.)

---

(Maja, die Göttin der Liebe, tritt aus der Morgenröthe hervor.)

Maja.

Entweiche, Finſterniß! — Vergehe, Haß!
Nur Liebe herrſche, Liebe!
Sie iſt des Lichtes erſtgebornes Kind,
Der Liebe Frühlingsblüthe iſt das Glück.
Wie Tag und Nacht ſich in den Himmel theilen,
So theilen Wohl und Weh ſich in den Menſchen.
Liebt, Menſchen, und ihr werdet auch geliebt!
Die Liebe ſühnt der Elemente Kampf,
Die Liebe ſühnt der Leidenſchaften Sturm,
Der Friede quillt aus ihrem Schooß hervor.
Wo Liebe waltet, blüht das Paradies;
Aus Liebe ſchuf ein Gott die Welt;

So wird beſtehn, ſo lang die Liebe waltet,
Die alles Guten Mutter iſt, das Licht der Welt.

(Ahriman verſinkt in Nacht. Ormuzd wird zur aufgehenden Sonne, Maja zum Morgenſtern.)

Ahasverus.

Dein Trugſpiel ließ mich viel der Wahrheit ſchau'n.
Wie ich's in deinem Blendwerk hier erblickt,
So war's, ſo iſt's, ſo wird es immer ſeyn.
Wie aber kann ich Unhold mich erretten
Im Kampf des Böſen und der Finſterniß,
Der mir nun auch im Innern tobt,
Im Kampf des Böſen und der Finſterniß,
In dem das Gute ſtets erliegen oder
Auf ferne Hoffnung ſich vertröſten muß?
Dieß, weiſer Mann, erkläre du,
Der, wie dein Gott des Lichts, den Menſchen blendet!

Archimagus.

Biſt du ein Kind des Lichtes, mußt du auch
Ein Kämpfer ſeyn fürs väterliche Licht,
Von deinem höhern Urſprung nie getrennt,
Verbündet mit den guten Geiſtern, —
Denn Alles, was du hier erblickt,
Es iſt gegründet auf den Kampf
Des Guten und des Böſen,
Des Lichtes und der Finſterniß,

Der Liebe und des Haſſes.
Wie jeder Ton im Saitenſpiel
Die ihm verwandten Töne weckt,
So ruft auch jede gute Kraft in uns
Die guten Kräfte der Natur hervor,
Daß ſie ſich hilfreich uns verbinden.
So ruft auch jede böſe Menſchenkraft
Die böſen Kräfte der Natur
Mitwirkend auf zu feindlicher Zerſtörung.
Sind dir die guten Lichtdämonen hold,
So muß auch jedes reine, gute Weſen
In jedem Reiche der Natur dir dienen;
Sie werden dir verwandt und hilfreich ſeyn,
Erhebſt du, Kind des Lichtes, dich zum Licht.
Um aber dich zum Licht emporzuheben,
Bedarf der reine Geiſt kraftvoller Schwingen,
Der Feuerſchwingen des Gebeths,
Das aus des Herzens Tiefe flammt,
Wie aus dem Sonnenborn das goldne Licht.
Iſt das Gebeth die Schwinge, die dich hebt,
Umhüllt es dich wie eine Demantrüſtung,
Wirſt du beherrſchen deine eigene Kraft,
Durch ſie die Kräfte der Natur,
Verbündet mit der Geiſterwelt.
Vom Quell des Urlichts ſtammt der gute Geiſt,
Vom Quell des Urlichts ſtrömt die Weisheit, ſtrömt
Das Glück der Erdenwelt, und das Gebeth

Steigt zu dem Quell des Urlichts auf;
Dann ſteht dein feſter Wille
Rein wie das Licht, feſt wie ein Fels,
Du biſt durch Gott ein Weiſer und ein Held.

Ahasverus.

Gibt das Gebeth mir Kraft zu großer That,
Verleiht es Macht, das Böſe zu beſiegen,
Erhebt es mich aus Finſterniß zum Licht,
Vom Erdenſtaub zur Herrlichkeit,
Macht es mich ſo zum Herrſcher der Natur,
Zum Beſſern, dem das Beſſ're dienen muß, —
Wohlan, — ſo ſey es denn verſucht!
Zu dir, allmächt'ges Licht,
Erhebe ich mein Haupt;
Ich flehe dich um Ruhe, Glück und Macht,
Erhöre mein Gebeth! — Gebeth?
Ich bethen? Fluch dir, weiſer Mann,
Der wie ein Kind mich bethen lehrt,
Ein Trugwerk vor die Sinne gaukelt,
Mit nicht'gen Bildern mich betäubt,
Daß ich anſtaunend ihn bewundern ſoll!
Ich bethen? Nimmermehr!
Mit mir entzweit, bin ich es mit der Welt,
Und nichts iſt heilig mir!
Stürzt über mich zuſammen,
Pilaſter dieſes Tempels!
Erhebet euch, ihr Leichen,

Von euren Thürmen!
Ruine unter den Ruinen,
Und Leiche unter Leichen ſteh' ich hier,
Vor Leichen und Ruinen fliehend,
Den Schreckensbildern meines Innern.
Wo ich bin, ſey die Ruhe fern!
Ich bin verflucht und fluche euch!

(Er entflieht.)

# Das alte Schloß.

## Aus dem Tagebuche eines Reisenden.

Im Spätherbste des Jahres 18— kam ich auf einer meiner Wanderungen irrend in ein enges düsteres Thal — der Tag war im Sinken. — Schmerzliche Erinnerungen, die in traurigen Gegenden uns gewöhnlich mit ihrer ewigen Wiedergeburt beglücken, und deren ein Paar recht artige mich eben beengten, der neblichte Herbstabend, das Heulen des Windes in den gelben Bäumen, seine unsanften Zärtlichkeiten mit meinem Angesichte, waren so die Ingredienzien zu der bitteren Stimmung, in der ich dieses Thal betrat. — Steife Fichten mit ihrer Nadelbekleidung, dazwischen wie aus düsterer Einsamkeit zu früh gelb gewordene Buchen, ein Bach, der, unzufrieden murrend, bald rechts, bald links um sich biß, und der ohnedieß schmalen Wiese noch die schönsten grünen Flecken raubte, mir verhaßte Weidensträuche ihm zur Seite, mit den fadgrünen, unten weißen Blättern, die sich im Winde

wie Schelme die Augen verdrehten, u. dgl. mehr, waren eben nicht geeignet, meine Stirne zu entfalten.

Einige Zeit ging ich so fort in bittere Gedanken versunken, hieb mißmuthig allen Disteln am Wege die Köpfe ab, von denen aber die meisten meinem unschuldigen Hund in den Pelz flogen, bis der Arme stehen blieb und mich wehmüthig anblickte. Ich verstand seinen stillen Vorwurf, ließ mich zu ihm herab, reinigte sein Haar, und sein dankbares Kosen, sein hundertmaliges, freundliches Aufblicken nach mir erheiterte mich etwas.

Noch eine geraume Weile mochte ich gegangen seyn, als ich einen Bauer einholte, eine freundliche Gestalt. — Aus einem braunen Oberrocke blickte ein selig lächelnder, ziemlich greiser Kopf hervor, mit heiteren Runzeln um die Augen; Silberhaare drängten sich unter dem breitkrämpigen Hute und um den fröhlichen Mund hervor, grüne Hosenträger hielten schwarzlederne, bis an die Knie reichende Beinkleider an noch immer kräftige Schenkel, und Schnürrschuhe schlossen sich an die grünen Strümpfe an, in jeder Hand trug er behutsam einen gefüllten Korb, sein Rücken war mit schönen Jagdgewehren überhangen.

Ich sprach ihn an und fragte, was er da so behutsam trage? — „S'sind Flaschen, Herr!" war die Antwort, „Weinflaschen, herrlicher alter Wein! Ach! der junge Herr ist heute bei uns, 's geht lustig her, haben den Wein, den sie mitgenommen, schon allen vertrunken, hab' frischen holen müssen drüben aus dem Neuschloß;

ſeht Herr, da drüben über dem Streckkogel, da liegt das Neuſchloß; 's zieht ſich ein gut Stück Weges herüber, und hier am Bache, ſeht, laufen die Baumwurzeln ſo kreuz und quer, da bin ich manchmal ſchon gefallen; — 's wär' Jammerſchad um den herrlichen alten Wein!"

Ich ſtellte die Gewiſſensfrage, ob er ihn gekoſtet den gar ſo vortrefflichen Wein, und er erwiederte:

„Mußte ja — denn ſeht, die eine Flaſche war geſprungen, wär' ja ſonſt völlig ausgeronnen, bis ich ſie an Ort und Stelle gebracht, und da hab' ich ſie denn, in Gottes Namen, lieber geleert und doch wenigſtens nicht ungenoſſen verrinnen laſſen, ihr verſteht mich doch!" —

„„Sag' mir doch, Alter,"" fragte ich jetzt, „„wie weit hab' ich wohl noch bis zum nächſten Orte?"" —

„Herr, ich merke," begann kopfſchüttelnd mein Gefährte, „daß ihr ganz fremd ſeyd in dieſer Gegend, ſtundenweit iſt da hinein keine Ortſchaft mehr; da drinnen „im Eck" ſtehen einige Hütten, und noch tiefer das alte Schloß, das iſt alles. — Ich weiß nicht, was unſer junger Herr da ſchönes findet, alle Augenblick iſt er da, wie nur ſein Herr Vater, der Herr Baron, nicht im Neuſchloſſe iſt, und im Herbſte, wo ſein Herr Vater jährlich verreist, iſt er gar faſt immer da, bald ganz allein, bald eine ganze Menge mit ihm, lauter junge ſchöne Herren, — der ſchönſte und beſte bleibt aber doch unſer guter junger Herr Baron!"

„„Wie heißt er denn, Alter? du lobst ihn ja gar sehr.““

„Franz Freiher von Hörten ſchreibt er ſich, Herr; ja, und ich muß ihn auch loben, denn er iſt gar gut und freundlich mit mir, ſo wie mit allen ſeinen Leuten.“

„„Franz von Hörten?““ fiel ich ihm in die Rede, „„ein großer, ſchlanker junger Mann, eine Narbe an der rechten Seite der Stirne, hart über dem großen ſchwarzen Auge, kaum ſichtbar, faſt ganz verdeckt durch die vielen braunen Haare?““

„Ihr ſcheint ihn zu kennen, Herr!“ rief freudig der Greis.

„„Ob ich ihn kenne! Wir ſind ja Jugendfreunde, Alter, was macht er denn, mein Franz? iſt er noch immer ſo munter, ſo lebensfroh? erzähle, Alter, erzähle!““

„Leider nicht, Herr; ſeit dem Tode ſeiner Mutter — drei Jahre war es am letzten Nikolaitag, 's geht ſtark in's vierte — Gott hab' ſie ſelig, die arme Frau! ſeitdem iſt er nicht die Hälfte mehr ſo heiter. — Wenn er im Neuſchloſſe iſt, geht's noch an, wie er aber allein in's Eck herein kommt, was oft geſchieht, iſt's aus mit der Heiterkeit, denn ſeht, das war die Lieblingsgegend ſeiner ſeligen Frau Mutter; — nu, und wenn er an die denkt, wird er immer traurig — da ſpricht er dann wenig, ſteigt in einem fort mit dem alten Jäger Bernhard, mit dem ſonſt Niemand Gemeinſchaft haben will, im Gebirge umher, nimmt.“ —

„„Wer iſt der Bernhard, Alter? Warum lieben ihn die Leute nicht?““

„Seht, Herr, mit dem Bernhard hat's ſein eigen Bewandtniß; die Leute ſagen, er habe ſich, Gott verzeih' mir's, dem Böſen verſchworen. Er thut zwar Niemanden was Arges an, aber er hält auch keine Gemeinſchaft mit irgend Jemanden, auch haben ihn ſchon viele des Nachts, beim wildeſten Wetter, vom alten Schloſſe, wo's nie recht geheuer war, herunterſchleichen geſehen — ganz allein — es darf ihm Niemand folgen; folgt ihm Jemand, kehrt er augenblicklich um; — 's geht aber ohnedieß Niemand gerne in das Geſpenſterneſt; kurz, er benimmt ſich ſo, daß, da er mit Niemanden umgeht, es auch Niemand mit ihm hält.“

Unter ſolchem Geſpräche waren wir in den ſchaurigſten Theil des Thales gekommen. Die mächtigen Berge rückten hier ganz enge zuſammen, ſchwindelnd hoch ſtiegen Felswände an beiden Seiten empor, an denen nur hier und da zwiſchen den Steinlagerungen verkrüppelte Föhren ihr kümmerliches Leben friſteten. — In Schluchten, die zum Herabſchleifen des Holzes verwendet wurden, hatte ſich Steingerölle pyramidenartig aufgeſchichtet, das mit ſeinen Ausläufen den hier ohnedieß beengten Bach noch mehr hemmte, ſo, daß er, wohl hundertmal abfallend, ſchäumend und ſauſend dahinſtrömte. — Der heftige Wind, der hier kläglich heulte, hatte den Nebel am Himmel verſcheucht, und die Sonne beleuchtete jetzt noch die höchſten

Felsen, als sie plötzlich links aus einem Seitenarme des Thales ihre letzten, aber auch schönsten Strahlen in diese traurige Gegend sendete. —

An einer kleinen Kapelle, am Eingange jenes Seitenthales, machte jetzt mein Gefährte Halt, kniete vor das Heiligthum, und blieb so geraume Zeit im Gebete vertieft, während ich mich auf einem zum Ausruhen bestimmten Baumstamm hinter ihn setzte, und bald in die liebe Abendsonne blickte, bald die friedliche Scene vor mir mit Lust betrachtete. — Das rothe Ziegeldach der Kapelle, mit dem freundlich grünüppigen Moose durchwirkt, die weißen Außenwände mit Schlingkräutern wie bemalt, die letzten Strahlen der Sonne, die in's Innere fielen, das Bild der Gottesmutter mit dem bleichen Sohne im Arme, und zwei Heiligenbilder zur Rechten und Linken verklärend, der silberhaarige Kopf des betenden Alten davor, die Goldkäfer in der Abendsonne wie Edelsteine funkelnd, die die Blumenkränze an den Bildern umschwirrten: alles einte sich zu einem ruhigen erhebenden Bilde; der heiter gewordene Himmel endlich, so wie die frohe Erwartung, bald an der Brust eines theuren Jugendfreundes zu liegen, trugen nicht minder dazu bei, meine trübe Stimmung zu verscheuchen, als plötzlich mein Hund, der bis jetzt, ungeduldig nach Mücken schnappend, bald mich, bald den Alten fragend angesehen hatte, ob's denn nicht bald einwärts gehe, aufgeschreckt durch ein Geräusch hinter der Kapelle, und die Gestalt, die hervortrat, in

ein lautes Gebell ausbrach, und so die heitere Scene störte.

Es war eine hohe männliche Gestalt, auf deren breiten Schultern, von einer dunkelgrünen, mit Schnürren verzierten, ungarischen Kurtka umkleidet, an einem starken Nacken ein düsterer Kopf saß. — Unter der hohen Stirne, welche buschige Augenbraunen und eine Mütze aus Wolfsfell, mit Federn erlegter Jagdvögel, Alpenblumen u. dgl. geschmückt, begränzten, blickten schwarze, tiefliegende Augen hervor, die, wie weiß auch die langen unter der Mütze hervorstehenden Haare waren, noch immer reges Feuer im Inneren verriethen. Ein brennendes Pfeifchen im Munde, den der volle weiße Schnurbart fast ganz überdeckte, an der linken Schulter eine Flinte, in der Hand einen Stock mit eisernem Griffe, endlich hohe Jagdstiefel vollendeten die äußere Erscheinung eines Mannes, der zwar alt, aber immer noch sehr rüstig zu nennen war.

Nachdem der Fremde vor dem Bilde sein Haupt entblößt, und nach einem kurzen stillen Gebete meinem Gefährten gute Heimkehr gewünscht, war er uns, mit langen Schritten seinen Weg verfolgend, bald wieder aus dem Gesichte verschwunden.

„Habt ihr ihn gesehen, den finsteren Jäger," begann jetzt halblaut Jakob, „das war der alte Bernhard, von dem wir sprachen. Wären wir nicht hier gewesen, er wäre auf diesen Schämel niedergekniet und lange nicht weggekommen; mein Sohn, der einmal, ohne daß ihn

Bernhard bemerkte, hier hinter der Kapelle ausruhte, erzählte mir, daß er ihn hier, im Gebete vertieft, schwer seufzen, ja weinen gehört, ihn aber nicht stören wollen, als er durch die Tritte eines Kommenden aufgeschreckt, sich alsogleich entfernte. — Er liebt die Kapelle sehr; seht die Bilder da zur Rechten und Linken, die Lampen und Blumen sind alle von ihm, die heilige Victoria hat er dem jungen Herrn Baron zu Gefallen hierhergestellt, damit die Vorübergehenden erinnert würden, für seine selige Mutter zu beten — Das ist das Einzige noch, was mir an ihm gefällt, daß er noch andächtig seyn kann, die Leute sagen aber, 's wär' nur Heuchelei; es stimmt auch, Gott weiß es, mit seinem anderen Thun und Lassen gar nicht überein." —

Ich wollte noch mehr Erkundigungen über Bernhard, der mir immer anziehender wurde, an den redseligen Alten richten, als er, seine Schritte verdoppelnd, mir eben das Ende unseres Weges zeigte.

In einem etwas breiteren Thale lagen einige Hütten an den Ausläufen der bemeldeten Berge hingebaut. — Jakob nahm seine Richtung zu der größten — ich folgte, nachdem er mir früher noch den Weg zu dem sogenannten verrufenen Schlosse, dem dieses Beiwort für mich einen eigenen Reiz verlieh, gezeigt hatte, und welches, seiner Beschreibung nach, in einem nördlichen Seitenarme des Thales liegen mußte. —

Klingende Gläſer und frohe Geſänge in der Hütte, der wir zuſchritten, brachten munteres Leben in die ſtille Gegend. Kaum hatten wir ſie erreicht, als mehrere der Sänger herausſtürzten, Jakobs Rücken der Flaſchen und Flinten entledigten, und, nachdem ſie mich, der ich wenige Schritte zurück geblieben, ganz überſehen hatten, jubelnd wieder in die Hütte ſtürmten. — Freudig, denn bekannt ſchienen mir ihre Mienen, eilte ich ihnen nach, und trat endlich in die laute Stube. Der Thür zur Rechten am geöffneten Fenſter, durch das die heitere Abendſonne hereinſtrahlte, um einen von kreuzweis über einander gefügten Füßen getragenen Tiſch, ſaßen in der Ecke der heimlichen Stube die Zecher. Grüne Jagdhüte, mit Auerhahnfedern, Gemsbärten, farbigen Bändern u. dgl. prangend, bedeckten ihre heiteren Geſichter, hier hob einer jubelnd das volle Glas nach oben, dort drückte ein Anderer dem Freunde herzlich die Rechte, der dritte blickte, die Hände wie zum Gebete gefaltet, in die goldene Abendſonne. — Zwei, die in der dunkelſten Ecke kauerten, philoſophirten mit den lächerlichſten Geſichtern, der eine meinte: „Wie wär's, Bruder, wenn plötzlich eine ganze Gegenwart Mitlebender ein gleiches Alter und kein Plus an Erfahrungen hätte?!' — „„Da gliche die Welt einer vollen Schulſtube, in der der Lehrer fehlt,"" rief lachend der andere. —

Franz ſaß ſtumm am Fenſter und blickte in die rothe Abendlandſchaft, ich erkannte ihn wohl gleich, war

auch sein Gesicht bläſſer, sein Blick ernſter geworden, nicht so ſchnell erkannte er mich, theils wegen des vielen Bartes in meinem Geſichte, theils wegen meines abenteuerlichen Costüms; ich wandere nämlich in Jägertracht, um wegen ſtädtiſchen Ausſehens im Gebirge nirgends froſtig aufgenommen zu werden. Nach den ganz gewöhnlichen Erkennungen und Umarmungen ſaß ich endlich in der Mitte von beinahe lauter Jugendfreunden. Zuerſt wurde ich, woher ich käme, wie lang' ich wohl noch bleiben würde u. ſ. w. befragt, endlich zur morgigen Jagd geladen, da heute wegen der Laune Franzens nicht gejagt würde.

„S'iſt heute meiner Mutter Geburts- und Namenstag," unterrichtete mich Franz, „da bin ich gerne etwas ſtiller als ſonſt, und trotz meiner Stimmung werden hier Bachanalia gefeiert, zu denen ich aus dem Schloſſe mit herüber geſchleppt wurde."

„„Potz Blitz!"" fiel Friedrich ein, der Rothbart beigenannt, eine baroke Figur, mit tauſenden von rothen Locken auf dem kleinen Kopfe und im vollen Barte, mit nach aufwärts ſtrebendem Kiene, das die geſpitzte Adlernaſe berührte, an der funkelnde ſchwarze Augen ihr tolles Weſen trieben.

„„Potz Blitz! was hilft das Kopfhängen, wird's darum anders mit deiner Mutter? kannſt du ſie, wie der Herr den Lazarus, Gott hab' ihn ſelig, noch einmal aus der Grube herausbeten? — Auf dem Teppiche des Lebens gibt's ſo nur wenige Flecke, auf denen man leidlich tanzen

mag und springen — und beim Styx, unter die wahren Lebensfreuden gehört doch ein Bachusfest. Wenn der Tag roth im Herzenskalender steht, da heißt's auch froh seyn, die Schmerzen wie Unkraut aus dem Garten gerissen und über die Mauer geworfen, die Blumen hier aber — dabei fuhr er in sein Lockenlabyrinth — die seltenen kostbaren Gewächse sorgsam begossen, auf daß sie gedeihen und Früchte bringen uns armen Würmern!"" — Jubelnd begoß hierauf der Redner die Blumen und sein Beispiel fand Nachahmer.

Unter solchen Herzensergießungen war der Mond aufgegangen, und auch der war dem Rothbart zu wenig heiter, erbittert rief er ihm zu: „Lauf nicht so allein herum, du melancholischer Geselle, da kommt er mit bleichem Gesichte und späht über die Berge, ob seine Schwester schon schläft, dann beginnt er erst sein Wesen, der ungesellige Schwärmer!"

„„Und wie er Einen bewegen kann, der Trauermann!"" bemerkte Albrecht mit dem Zopfe, ein lustiger Maler, der diesen Beinamen während der akademischen Jahre wegen seiner übermäßig langen Haare am Hinterhaupte erhalten hatte. — In jener tollen Zeit ward nämlich jeder unter uns mit einem historischen Namen betheilt, die Charakter und Äußeres bestimmten; so kam es, daß, nebst Friedrich dem Rothbart und Albrecht mit dem Zopfe, noch Otto der Fröhliche, Karl der Kühne und so großer Herren noch mehrere täglich in unserer

Gesellschaft waren. „Als ich voriges Frühjahr in Rom war," fuhr Albrecht fort, „saß ich auch einmal des Abends auf den Trümmern des Forums, sinnend an das Einst und Jetzt, bringt mich der bleiche Schwärmer da oben zum Weinen, mich, der stets, so wie nur einen Rock, auch nur eine Miene besaß, und das nur eine fröhliche!" —

Geraume Zeit waren wir so im Dunkel gesessen, bis die heimkehrende Hausmutter zwei Talglichter auf hölzernen Trägern auf den Tisch setzte, die aber unsere immer lauter werdende Conversation nicht überlebten, und uns endlich mit ihrem Dahinsterben erinnerten, daß Mitternacht lange vorüber war worauf man sich, nach einigen dem Wiedersehen und Wohlseyn Aller gebrachten Toasten endlich zur Ruhe begab, der ich mich in der Scheuer neben der Hütte überlieferte.

Doch umsonst, der Schlaf beglückt nur Ruhige, mich, dem der Wein in allen Adern strömte, ließ er unbetheilt mit seiner erquickenden Gabe auf meinem Lager von dürrem Heu liegen, und der Mond blickte mir durch die vielen Öffnungen der Bretterwand mit seinem sanften Lichte mitleidsvoll in die glühenden Augen.

Des müßigen Daliegens müde sprang ich auf und trat in die hellbeleuchtete duftige Landschaft hinaus. Die Kühle der Nachtluft erquickte mich, alles war ruhig bis auf Otto, den ich noch, wahrscheinlich halb im Traume, denn langgedehnt waren die leisen Töne, ein Nachtgebeth

singen hörte. — Ich beschloß mir durch einen Spaziergang Lust zum Schlafen zu bereiten, und ging an dem Bergabhange, der die Hütte trug, abwärts, bis sich links ein zweites schmales Thal öffnete, in das ein zwar breiter, aber ganz vernachläßigter Weg führte, den ich einschlug.

Tiefe Stille herrschte um mich her, nur durch meine Tritte und das Spüren meines Hundes im dürren Laube unterbrochen. — Nach einiger Zeit erweiterte sich das Thal zu einem Kessel, in dessen Mitte von einem steilen Felsen plötzlich die bleichen Mauern des alten Schlosses herunterstierten. — Es war ein unheimlicher Anblick, nur der Gedanke, daß ich vielleicht nie wieder in die Gegend kommen könnte, und daß der kommende der Jagd geweihte Tag, vielleicht der letzte meines Hierseyns, wenig Zeit biethen werde, dieses Schloß nach Wunsch zu besehen, bewog mich, ein inneres Grauen, das bei dem Anblicke desselben in mir wach wurde, zu unterdrücken, und den schmalen Weg, der, wie ich vermuthete, hinanführen mußte, waldeinwärts einzuschlagen.

Nicht ohne Anstrengung war ich den zwar kurzen aber äußerst steilen Schleichweg hinangeklettert, während, wie ich oben entdeckte, der durch den Wald breit ausgehauene Hauptaufgang in entgegengesetzter Richtung aufwärts führte, als ich das Schloß endlich erreichte.

Ein hohes, ernstes Gebäude, das eine starke, an vielen Stellen durchbrochene Mauer umlief. — In dem dach-

losen Oberstocke nickten Sträuche, im Mondenlichte zu gräßlichen Gestalten verzerrt, aus den hohlen Fensterräumen herab, gräulich jammerten im untersten Geschoße die eisernen Fensterbalken an verrosteten Angeln. An der dem äußeren Thore zugekehrten Fronte blickten dem Ankömmlinge zwei riesige geharnischte Gestalten entgegen, die, das freiherrliche Wappen in den eisernen Händen, und die gebleichten Mienen, durch das düstere Schwarz ungeheurer Bärte entstellt, über die Einganspforte hingemalt waren, ernste Zeugen hier längst verklungenen Treibens. Noch wehmüthiger war der Anblick der Schloßkapelle, heulend strich der Wind durch die hohen schmalen Fenster, das herabgestürzte Glockenthürmchen konnte nicht mehr zur erquickenden Andacht rufen, der Ort, wo sonst Vielen Trost ward, blickte nun selbst trostlos und verlassen seinem Ende entgegen. —

Lange war ich so sinnend im Hofraume am Brunnen, in dessen Becken mein Hund vergebens Wasser suchte, gesessen, als ich ein Geräusch, wie von Menschentritten erregt, zu hören glaubte. Schnell zog ich meinen Hund an mich, und war kaum in den verhüllenden Schatten einiger Gesträuche getreten, als aus einer schmalen Öffnung eines der vier Eckthürme des Schlosses eine grose männliche Gestalt hervorschlüpfte. Der faltige Mantel, der den ganzen Leib umgab, verhüllte zwar den größten Theil des Körpers, doch die Kopfbedeckung, die in einer Pelzmütze bestand, die feste Haltung und der Gang ließen mir in der

Erſcheinung bald den alten Bernhard erkennen. Haſtig rannte er hart an meinem Verſtecke vorüber, etwas, das der Mantel verbarg, unterm Arme tragend. War es mein Staunen über das Unerwartete der Erſcheinung, war es eine Anwandlung von Furcht, Gedanken an Räuberhöhlen oder ſo etwas, kurz, ich ließ Bernhard, bei deſſen Erkennung alles, was Jakob mir mitgetheilt, wieder in mir rege ward, unangeſprochen vorübereilen, ja ich blickte ihm durch eine Schießſcharte der Ringmauer noch lange nach, ohne mir klar bewußt zu werden, was ich von der Sache denken oder was ich thun ſollte. Endlich faßte ich den Entſchluß, den Ort, woher er gekommen, zu unterſuchen; ich ſpannte die Hähne an meiner Piſtole, holte mein Handlaternchen hervor, und ſchritt der Öffnung, aus der Bernhard gekommen, muthig entgegen; hier ſchlug ich mir ein Licht an, und begann ſo die abenteuerliche Wanderung. Viele ſchlüpfrige Stufen war ich behutſam eine äußerſt ſchmale und gähe Wendeltreppe abwärts geſchlichen, als ich durch eine nur angelehnte Gitterthür in einen breiten langen Gang gelangte, der hochgewölbt weit hinter mir mit einer breiten Treppe endete. Zur Rechten und Linken in Niſchen eingemauerte Wappen mit den Inſignien des Todes, neben irdiſchem Schmucke, verriethen das Erbbegräbniß der ehemaligen Herren des Schloſſes.

Lange war ich in banger Erwartung fortgeſchlichen, als ſich der Gang wieder verengte. Weit von mir bemerkte ich einen helleren Raum, ich ſchritt haſtig darauf los,

und fand nichts als eine Öffnung nach oben, durch die das traurige Mondlicht auf ein bemoostes Becken herableuchtete, in das aus einer Öffnung der Wand Waſſer quoll, deſſen Strahl im Monde wie Silber glänzte. Noch war der Gang lange nicht zu Ende, als ich von ferne eine Menſchenſtimme, wie Gebethe murmeln, zu hören glaubte; vorwärts ſchreitend, bog ich in einen rechten Winkel, den die Richtung des Ganges bildete, ein, und verlor in derſelben wieder die Töne, die ich vernommen.

Mißmuthig über mein unnützes Herumirren trat ich endlich den Rückweg an, als ich weit hinter mir ein ſich langſam heranbewegendes Licht gewahr wurde. Meinen Hund an mich ziehend, die Waffe in der andern Hand, ſchmiegte ich mich, ſo gut es gehen mochte, mein Licht verbergend, in eine Art Niſche, um den Lichtträger ungeſehen beobachten zu können. Langſam näherte ſich eine, von oben bis unten in weiße Tücher gekleidete weibliche Geſtalt. Die bleichen Wangen, die tiefliegenden ſtarren Augen, das zerrüttete Haar, der kraftlos ſchleichende, unſichere Gang, der ſtets unheimlich lächelnde Mund, bei eiſigem Jammerblicke des Wahnſinns, erſchütterten mich tief. Immer näher wankte die Erſcheinung, eben war ſie hart an mir, als mein Hund mir entkam und in ein betäubendes Gebell ausbrach.

Nun war ich entdeckt, wie erſtarrt wankte jetzt die Geſtalt einige Schritte zurück und ſank an die feuchte Wand. Das Licht, das in einem düſter brennenden Fichtenſpanne

beſtand, entfällt ihrer Hand und verliſcht, ich erfaſſe die Arme im Augenblicke, als ſie zu Boden ſinken will. Nicht ohne Anſtrengung trug ich das kaum mehr athmende Jammerbild den Gang zurück zum Waſſerbecken, goß ihm aus der hohlen Hand Waſſer in den mühſam geöffneten Mund, und forſchte lange vergebens nach einem Lebenszeichen im blaßen Geſichte, daß das herabſtrahlende Mondlicht noch leichenähnlicher färbte, als mich endlich die großen dunklen Augen weit geöffnet wieder anſtarrten.

Da ſtand ich nun allein um Mitternacht in einer Gruft, eine Wahnſinnige im Arme, eine brauchbare Situation zu einem Schauergemälde.

Wehmüthig die dürren Finger in einander fügend, ſank mir die Unglückliche jetzt zu Füßen, rang die Hände und flehte: „Tödte mich nicht, Bernhard! ach, tödt' mich nicht!" —

„„Gott bewahr' es!"" begann ich, „„erholt euch doch. — Wer ſeyd ihr? Wie kommt ihr hierher? Sprecht nur, fürchtet euch nicht.""

„Ich? wer ich bin? — Doch nein — ja, ja, am Abende — iſt er denn noch nicht heim? Armer Franz. Laß mich, Bernhard, laß mich — laß mich in meine Kammer, ich will hinaus — ſie morden mich ja — arme Victorine!" — Mit dieſen und ähnlichen wirren Worten fing die Unglückliche an, haſtig den Gang zurückzueilen, bis zu jener Stelle, wo er ſich erweiterte; hier eilte ſie einer Thür in einer Niſche zu, ich folgte ihr.

In einem hohen, aber ſchmalen Gewölbe, das eine mit ſtarken Eiſenſtangen vergitterte Öffnung nach oben und eine mattbrennende Lampe in einer Niſche etwas erhellte, angelangt, warf ſich die Unglückliche auf ein aus Stroh bereitetes Lager in der Ecke desſelben, fing heftig am ganzen Leibe zu zittern an, und verfiel endlich in einen Zuſtand, den ich wohl bald für einen epileptiſchen erkannte, denn die Augen ſtarr nach der Decke des Gewölbes geheftet, lag ſie jetzt unbeweglich, nur manchmal durch ein heftiges Zucken am ganzen Leibe verrathend, daß der Lebensfunke in ihr noch nicht erloſchen ſey. Lange ſtand ich am Lager der Bedauernswürdigen, unentſchloſſen, was ich beginnen ſolle. Immer klarer ward der Gedanke in mir, dieß ſey Franzens Mutter. Doch wie kam ſie hierher in dieſem Zuſtande? wer iſt der Verruchte, der ſo mit Menſchen verfährt. Die Sache zu erforſchen, den Verbrecher zu entlarven gelobte ich mir heilig.

Ich durchforſchte nun das ganze Gewölbe. Unter jener Öffnung ſtand eine Art Tiſch, worauf ein Cruzifix, ein halb zerriſſenes Gebethbuch, ein Trinkgefäß, abgenagte Knochen und viele Papiere umherlagen. Ich durchblätterte die letzteren, ſie waren angefüllt mit ſonderbar gezeichneten Figuren und unzuſammenhängenden, mit Blei geſchriebenen Worten und Sätzen, worunter ich häufig die Worte: „arme Viki, armer Franz, Bernhard, Sterben" u. dgl. fand, doch kein Licht ward mir aus ihnen — dennoch ſammelte ich ſie ſorgfältig, zog der

Unglücklichen noch einen Ring behutſam vom Finger, in der Hoffnung, er könne vielleicht dienlich ſeyn zur Entlarvung des Verbrechers, füllte das Trinkgefäß neben dem Lager mit friſchem Waſſer und entfernte mich endlich, als ich gewahr wurde, daß ſich die Unglückliche aufzurichten begann.

Im Freien angelangt war mir lange, als ob ich geträumt hätte, nur der Glanz des Ringes der Baronin an meinem Finger erinnerte mich an die bittere Wirklichkeit. Sinnend ſchritt ich den mit Gras bewachſenen breiten Haupteingang vom Schloſſe abwärts, und ſuchte Schluß auf Schluß fügend hinauszubringen aus der Dunkelheit, in der mich die Dinge, die ich erblickte, gelaſſen.

Mittlerweile war der Tag angebrochen, die Kühle im Thale, von der nur matten Sonne unbeſiegt, ſtärkte meine von der Schlafloſigkeit und gereizten Stimmung der verfloſſenen Nacht ermatteten Glieder. Schaudernd blickte ich von Zeit zu Zeit nach den bleichen Mauern zurück, ſchaudernd dachte ich an das ernſte Geheimniß, das ſie bargen.

Daß doch der Bejammernswerthe, wer er auch immer ſey, ſeiner Seele heiteren Frieden durch ſolche That zerſtören mochte! — Wär's Bernhard, wie konnte er ſo nahe leben ſeiner Frevelthat? wie konnte er ſich weiden an ſolchem Anblicke, indem er das Leben ſeines Opfers noch friſtete? — Iſt er's nicht, ſo mag er doch wohl um den Thäter wiſſen? und weiß er ihn, was hindert ihn,

den Elenden der verdienten Strafe hin zu liefern? — Was bindet seine Zunge, warum verschweigt er seine Entdeckung, wenn er durch Zufall sie gemacht, gleich mir? und ist's Victorie doch, die Gemahlin des Barons, Franzens Mutter, die Todtgeglaubte, und ihr Gemahl wüßte nicht, daß sie noch lebt, was hindert Bernhard, ihm die Sache zu entdecken? — umsonst war all mein Forschen. Ruhige Beobachtung schien mir endlich für den Augenblick das Zweckmäßigste, der Sache auf den Grund zu kommen, denn zu unbestimmt war, was ich wußte, und zu ernsthaft das Spiel, um es hastig zu beginnen.

Mit diesem Entschlusse war ich bei der Hütte angelangt, wo ich die Freunde schon zur Jagd gerüstet versammelt fand, sitzend unter dem Vorsprunge des Daches, das über ihren von der Morgensonne gerötheten Mienen einen den Obertheil der Hütte umlaufenden Gang bedeckte. Die künftigen Erben des wohnlichen Gebäudes spielten im leichten Neglige auf demselben, bald da, bald dort streckte Einer den blonden Lockenkopf aus dem Geländer des Ganges, und blickte mit den himmelblauen Augen in die goldene Sonne — ungeduldig drängten sich die braunen Kühe aus dem Stalle, Ziegen folgten ihnen und Hühner beschlossen den Zug, der sich um den Trog am Brunnen drängte. Ruhig war die heitere Luft, ruhig das heitere Thal, als ob die schönen Berge ihr Morgengebet verrichteten. Die Nebel an den höchsten Felsengipfeln senkten sich, denn auch diese wollten in ihren weißen Priester-

gewändern die liebe Sonne ſehen und beten unter ihren Brüdern.

„Schon wieder der Erſte aus dem Hauſe!" rief mir Franz entgegen der mit den übrigen um einen Tiſch ſaß, deſſen Fläche, ein ausgemahlner Mühlſtein, ein Milchgefäß mit dem Frühſtücke trug, „wieder früher auf den Beinen, als wir alle, du ewig wandernder Ahasverus!" — „„In jener Welt ſogar, wo es uns einſt beſſer gehen ſoll,"" fügte Otto hinzu, „„in jenem goldenen Einſt, wo unſere Erdennacht zum Tag ſich hellen ſoll, wird unſer Karl wohl von Zeit zu Zeit mit dem ſchneebärtigen St. Nikolaus Urlaub nehmen müſſen, um wieder wandern zu können unter den frohen Menſchenkindern."" „Mit den aus Wonne über irdiſche Seligkeit rothgeweinten Augen," bemerkte Franz mit bitterem Lächeln, indem er aufſprang und ſeine Flinte auf die Schulter ſchwang.

„„Freund! du biſt wie ein wahnſinniger Gärtner, der ſich Blumen zieht, und wenn ſie blühen, ſie zerſtört,"" rief mißbilligend Albrecht, unſer fröhlicher Maler von geſtern. „„Du biſt ein Freund der Natur, ſage, warum verklekſeſt du ſie nun mit ſolchen bitteren Bemerkungen, warum die Freude an ihr, die Blume, die hier überall gedeiht, im Eiſe Lapplands und in Afrika's glühendem Sande, mit der Erinnerung an Menſchenelend tödten? — Folge mir, will ich, ſo was man ſagt, in vollen Zügen Freude trinken in Gottes herrlicher Natur, ſo ſeh' ich nur die Formen am Menſchen, am lumpigen Bettler und

am Sultan, der unter'm Prachtgewande keucht, nur ihre bunte Erscheinung macht mir dann Vergnügen, wenn sie herumwandeln in dem großen Freudentempel der Natur. Lehnt wo in einer Ecke Einer, und beißt wimmernd in die harten Nägel, den bemerk' ich nicht, ich will ihn nicht bemerken an diesem Orte; er suche mich im Käfige der Städte, da werd' ich nicht vorübertaumeln an seiner Jammerecke. D'rum folge mir und laß das Murren.""

„Freuet euch des Lebens ꝛc." begann jetzt Friedrich zu singen, seinen Hut hoch in die Lüfte schwingend, und vollstimmig fiel der Chor ein.

Während dieses schöne, damals neue Lied noch enthusiastisch gesungen ward, schlich Bernhard, von einer bedeutenden Anzahl von Bauern aus der Umgegend begleitet, die bei der Jagd als Treiber verwendet wurden, den Hügel herauf, und es war mir, als ob einem Hochzeitszuge ein Leichenzug begegnete. — Demüthig verkündete er, daß alles zur Jagd bereit sey. — Mein Freudegesang verstummte bei seinem Anblicke, doch nicht so der meiner Freunde, singend folgten sie dem ernsten Führer und stimmten ein fröhliches Jagdlied an. Otto war Chorführer, die heitere Morgensonne begrüßte den lauten Zug, der nun waldeinwärts jubelte.

Die Standpunkte wurden bestimmt, die Jagd begann. — Bald da, bald dort fielen Schüsse, die, so wie das Jagdgeschrei der Treiber, das Bellen der Hunde, der Freudenruf der Freunde, wenn ein glücklicher Schuß gefallen, lange nachtönte in den felsigen Thälern.

Ich hatte meinen Standpunkt an dem Abhange einer steilen Felsenwand erhalten. Herrlich war die Aussicht von diesem Punkte. Zur Linken ein freundlicher See, der in seinem ruhigen grünen Spiegel die schönen bewaldeten Berge von schneeigen Hochgebirgen überragt wiedergab, und die freundlich in selben hineinblickten, als ob sie sich freuten über ihr schönes Aussehen. — Rechts im Thale eine emsige Mühle mit geschäftigen Rädern, die in der Morgensonne tausend funkelnde Edelsteine zu führen schienen.

Lange wartete ich vergebens, kein Sohn des Waldes schien bestimmt, von meinem Rohre zu fallen, immer seltener fielen die Schüsse, als sich's regt im Gebüsche, und plötzlich ein schlanker Rehbock, durch meinen Anblick und einen Schuß hinter ihm zur Verzweiflung getrieben, den Sprung in den Abgrund wagt. — Ich drückte los, und unten angelangt bleibt der kühne Springer regungslos am Boden liegen. Meine Jägerehre war gerettet im Augenblicke, als ein verabredetes Zeichen das Ende der Jagd verkündete.

Vorgebeugt blickte ich schwindelnd abwärts, erzürnt über die Unmöglichkeit, zur schönen Beute zu gelangen, als sich Bernhards Stimme hinter mir vernehme; mit einem: „Haben Euer Gnaden ihn auch gefehlt?" trat er hart an mich.

„Nicht doch," erwiederte ich, beim Anblicke des Verbrechers oder wenigstens Theilnehmers an jener Frevel-

that, verschnell bitter werdend, „wen ich so recht auf's Korn gefaßt, hab' ich selten noch gefehlt!" Mit einem scheuen Seitenblicke und halblauter Stimme, als ahne er, ich habe obiges absichtlich drohend an ihn gerichtet, bat jetzt Bernhard, um mir die Wanderung abwärts zu erleichtern, ihm meine Flinte tragen zu lassen, als er, den Ring der Baronin an meiner Hand erblickend, plötzlich bleich und zitternd zurückbebte.

Die ganz nahe vernehmlichen Stimmen meiner Freunde spornte mich an, wüthend packte ich den Verruchten, der mir an Kraft wohl weit überlegen war, an der Kehle. „Kennst du den Ring," donnerte ich ihn an. „Unmensch! hier ist kein Entrinnen, ergib dich Bösewicht!" Doch schnaubend, wie ein Wahnsinniger, dabei furchtbar die dunklen Augen rollend, mit einem dumpfen Fluche stieß mich jetzt Bernhard mit Riesenkraft zu Boden, und mit einem fürchterlichen: „Endlich! nun ist's aus mit mir!" sprang er die jähe Felsenwand hinab.

---

Die große Gewichteuhr in der niederen Stube hatte lange schon Ein Uhr gekreischt, als ich noch immer am Bette Bernhards saß, der, durch den bedeutenden Sturz tödtlich verwundet, heimgebracht, Franz und mich vor seinem Hinscheiden noch einmal zu sprechen sich erbeten. Düster leuchtete hinter dem großen grünen Ofen

die Lampe hervor, und belebte mit ihrem zitt[illegible] an der Decke des Gemaches die dort mit [illegible] Flügeln angehefteten, meisterhaft erleg[illegible] Raubvögel. Durch die kleinen Fensterscheiben blickt[e] mitleidsvoll [der] Mond herein, weinend saß Margarethe, Bernhards Weib, in der Küche am Herde, auf dem [nur] wenige Kohlen glimmten, und blickte besorgt durch's kleine Fenster von Zeit zu Zeit in die Stube hi[nein]. Durch nichts ward die Todtenstille unterbrochen, als [durch] den ernsten Gang der Uhr, und die sorgsam leisen Tritte von Bernhards Lieblingshunde, der oft aufstand, zum Bette seines geliebten Herrn schlich, ihm die heißen Hände leckte, und so rührend dabei winselte. Bernhard schien jedoch den zärtlichen Jagdgefährten nicht zu bemerken, im dunklen Auge und an den bleichen Wangen große Thränen, starrte er tief in Gedanken, manchmal schwer seufzend, aufwärts. Endlich ließen sich ferne Tritte vernehmen, und ich erkannte Franz, der, in Begleitung einer eiligst aus der ziemlich entlegenen Stadt herbeigeholten Gerichtsperson, der Hütte sich näherte. Es war hohe Zeit, Bernhard begann bereits sehr entkräftet zu werden. —

„Sind Sie's endlich," schluchzte er jetzt, „ach, gebt mir doch zu trinken, ich verschmachte sonst, bevor ich mich vor meinem guten Franz gerechtfertigt. Er muß mich hören, darf mich nicht so sterben lassen, muß mich

beweinen, mir vergeben. — Ach, da ist er endlich! Eure Hand, guter Herr!" —

Weinend ergriff er die Rechte meines Freundes und wollte sie nimmer lassen. Ich kann keinen Greis weinen sehen, mir begann's im Auge zu flimmern.

„Ich will aufrichtig alles, was ich weiß, bekennen," stöhnte Bernhard, „bei Gott alles, und dann, wenn ihr mir verzeiht, ruhig sterben. Gebt mir von Zeit zu Zeit ein Paar Tropfen, und hab't Nachsicht mit mir, wenn ich unzusammenhängend erzähle, aber wahr, Gott sey mein Zeuge, wahr ist, was ich bekenne, ich will nicht Lügens sterben."

Der Commissär nahm Bernhards Aussagen zu Papier, die Franz und ich zuletzt als Zeugen unterfertigten.

Getreu wird, was er halblaut und in häufigen Absätzen erzählte, im Zusammenhange wiedergegeben, da die vielen Unterbrechungen, die theils seine merklich abnehmenden Kräfte, theils die heftigen Bewegungen in seinem Innern verursachten, zu störend geworden wären.

„Ich muß wohl weit ausholen, woll't ihr alles genau erfahren," begann Bernhard.

„Es war am 10. April 1741, als ich am Abende dieses wichtigen Tages *) euren Großvater, Erwin Frei-

*) Bekanntlich ist an diesem Tage die bedeutende Schlacht bei Mollwitz, einem Dorfe im Bezirke von Breslau, zwi-

herrn von Hörten, damals Rittmeiſter im achten öſterreichiſchen Huſaren-Regimente Baranyay, ſchwer verwundet auf einem Düngerhaufen hinter einer abgebrannten Hütte, nicht weit von Mollwitz, beſinnungslos liegen fand. Ich ſelbſt war ſchwer an Kopf und Fuß verwundet durch den Sturz meines Pferdes, hatte mich kurz vorher, meine letzten Kräfte ſammelnd, aufgerichtet und bemerkt, daß mich meine Escadron auf dem Rückzuge als todt mochte zurückgelaſſen haben, als ich die Reſte jener Bauernhütte erblickte, und ihr mit größter Anſtrengung zuhinkend, wie geſagt, euren Großvater entdeckte."

„Ich erkannte ihn, denn früher hatte ich unter ihm gedient, richtete ihn auf, goß ihm aus meiner Feldflaſche Schnaps in den Mund, rief ihm in die Ohren, rüttelte ihn, als er endlich die Augen langſam öffnete. Mein Fuß, mein Kopf, könn't mir's glauben, ſchmerzten faſt wie jetzt, aber in der Freude, als der Baron wieder die Augen aufſchlug, vergaß ich auf Alles, hinkte, ſo ſchnell es gehen mochte, in die noch rauchende Hütte, arbeitete mich durch die Kohlenhaufen in die dachloſe Stube, nach Linnen ſuchend, um dem Ermatteten die Wunden nur etwas zu verbinden, riß aus einem noch glimmenden Bette

---

ſchen den Öſterreichern und Preußen gefochten worden, an welchem Preußen nur durch das Commando Schwerin's ſiegte, da der damals im Kriege noch unerfahrne Friedrich II., wie er ſelbſt geſtand, ſie ſicher verloren hätte.

ein Paar Lumpen heraus, und war auch so froh — das kennt nur unsereins, der im Kriege war — so selig, einen der Unseren erhalten zu haben, daß ich den Rittmeister küßte, als er mit seinem Verbande sich etwas aufrichtete, und „Bernhard, braver Bernhard, das werd' ich dir nie vergessen," zu mir sprach."

„Er hat mich leider nicht vergessen, sondern, als ich nach dem siebenjährigen Kriege invalid befunden ward, gab er mir, der ich bei meinem Vater das Waidwerk erlernt, die Jägerstelle hier im Eck als letzte Belohnung auf seinem Sterbebette, nachdem er mich bis dahin zum Wachtmeister befördert, und mir immer Geld, so viel ich nur brauchte, geschenkt hatte."

„Doch bis dahin hatte sich manches geändert — das war nimmer derselbe Bernhard, als ihm der edle Herr die Jägerstelle verlieh. Ich stand zwar auch wie gerührt am Bette des Barons, als er Lebewohl sagte, doch das war nur Heuchelei, denn seine Güte, seine Freigebigkeit und die Gunst seines Sohnes, dem ich während der letzten fünf Jahre überall hin als treuer Diener beigegeben wurde, hatten mich zum liederlichen Gesellen, Spieler, Saufbold und dabei zum schlauen Heuchler gemacht, der das alles seinem Wohlthäter zu verbergen wußte und es auch leicht konnte, da er mit eurem Vater — doch nennt ihn nie mehr so, ihr verdientet einen besseren, guter Herr — dem edlen Großvater, der vielen Reisen wegen, selten nur zu Gesichte kam."

„Hei! das waren luſtige Geſellen, muntere Reiſegefährten, die Hölle mochte wohl ihre Herzensfreude an dem Paare haben, denn da war kein Streich, der nicht verübt ward, und wenn er ruchbar wurde — im Nu war der ſaubere Gebieter mit dem treuen Diener über alle Berge.“ —

„Eurem Vater, der, um ſeinen Stammbaum doch nicht zu beſudeln, um ungehinderter in ſeinem Treiben zu ſeyn, unter frembem Namen reiſte, war ich ſchon nach Italien, England, Frankreich und Rußland bis an's ſchwarze Meer gefolgt, ein ſchlauer, verſchwiegener Genoſſe mehr als Diener bei ſeinen ruhmwürdigen Handlungen, als ich endlich auf unſerer Heimreiſe in Ungarn, in meinem Vaterlande, meinen ſchönen Thaten die Krone aufſetzte.“ —

„Es war nahe am berüchtigten Bakonyer-Walde, wo euer Vater auf einem einzeln ſtehenden Schloſſe bei einem ſeiner Jugendfreunde mehrere Wochen zubrachte. Der Graf, ein abgelebter junger Greis, friſtete hier ſeine freudenleeren Jahre, und nicht unwillkommen war ihm der ehemalige Genoſſe an ſeinem wüſten Treiben in den größeren Städten Frankreichs und Italiens, als ein Ausheiterungsmittel in der ihm durch die Zerrüttung ſeiner Geſundheit qualvoll dahin ſchleichenden Zeit.“

„Während unſeres Aufenthaltes in dieſer Gegend brachte ich die meiſte Zeit in der Schenke des Schloſſes zu, in der ſich täglich die berüchtigten Bewohner des na-

hen Waldes zu ergötzen pflegten, und die der Graf daſelbſt duldete, weil, ſie nicht zu dulden, unräthlich geweſen wäre."

„Mit einer munteren Dirne, der Schweſter eines der rauhen Waldbrüder, hatte ich eine Art Liebſchaft begonnen. Eines Abends ſaß ich mit ihr in der trüb beleuchteten Schenkſtube, in zärtlichem Geſpräche die bleiernen Stunden tödtend, als plötzlich Janos, ein ſtämmiger, rieſenhafter Burſche und mit mir gleichzeitiger Verehrer Jörda's, der unſere Liebkoſungen durch die kleine Fenſteröffnung beobachtet haben mochte, in die Stube ſtürzte, mich an der Kehle packte und zu Boden warf, indem er fluchte und den Tod mir drohte, träfe er noch einmal mich bei der Dirne." —

„Ehe ich mich noch von den betäubenden Schlägen erholt hatte, waren beide aus der Stube verſchwunden. Die Schande, vor ihren Augen erlitten, konnt' ich auf mir nicht ruhen laſſen. Racheſinnend ſpring' ich auf, im Augenblicke, als Janos außen am Fenſter vorüberſchleicht, die Dirne am Arme, koſend und lachend, gewiß über mich. — Wüthend ſtürz' ich ihm nach und faß ihn, während Jörda flieht, im Augenblicke, als er den Waldweg zur Linken einſchlagen will, am Genicke. — Er jedoch, gewandt in derlei Künſten, windet ſich los, und drückt im nächſten Augenblicke die eine ſeiner Piſtolen an meiner Bruſt ab — doch ſie verſagt, und den Augenblick erhaſchend, faß ich die Handhacke an ſeinem Gürtel, und

ihr zweiter Streich ſtreckt den Verhaßten röchelnd zu Boden. Da ſtand ich nun, die zitternden Hände mit Blut gefärbt, während der bleiche Mond grinſend die ſchreckliche That beleuchtete." —

„Jeder Augenblick Verzug an dieſem Orte drohte den Tod; nachdem ich daher den Leichnam keuchend und weinend in den nahen Sumpf geſchleppt, rannte ich in's Schloß und wankte in's Gemach meines theuren Herrn, der, um den lieben Diener zu retten, noch ehe der Tag graute, die Pferde zur Flucht beflügelte."

„Glücklich langten wir daheim an, wo wir euren guten Großvater auf dem Sterbebette trafen. Mit Thränen im gebrochenen Auge ermahnte er eueren Vater wegen ſeiner wüſten Lebensweiſe, deren Folgen ſich an einem ſiechen Körper bereits zu zeigen begannen. Mit kalter Miene hörte ihn der Sohn an, und gab endlich dem Vater in den letzten Stunden ſein heiliges Verſprechen, ſich zu beſſern. Es war die letzte Lüge, die ſein Vater von ihm vernahm — bald war er nicht mehr." —

„Kurz nach dem Tode des edlen Mannes, nachdem ſein unwürdiger Sohn mit dem erhaltenen Erbe die bedeutenden Schulden, die Folgen unſerer gemeinſamen Reiſen, getilgt hatte, kam ihm der unſelige Gedanke, ſeine zerrüttete Geſundheit in der Ehe zu heilen. Wenig war ihm am Gegenſtande ſeiner Wahl gelegen, die Geſündeſte ſchien die Beſte."

„Eure unglückliche Mutter, die blühende Tochter des Müllers aus dieſer Gegend, ward das Mittel zu dieſem edlen Zwecke. Arme Victorie, ſie war engelſchön, unerfahren traute ſie ſeinen Worten, und ward von der armen Müllerstochter zur armen Baronin; denn wer nur immer Gefühl hatte, gab ihr mitleidig dieſen Beinamen, indem er empört ward durch die rohe tyranniſche Behandlung ihres Gatten, die ſie aber mit ſtillem Grame duldete.' —

„Wehmüthig blieb mir immer die Erinnerung an ihr Hochzeitfeſt, bei dem ich zugegen war. Den ſchönen Blick in Thränen ſaß Victorie an jenem Jammertage an der ländlichen Tafel, denn alles wußte, wie euer Vater in ſeiner gar bald vorübereilenden tollen Luſt zum Landleben bei dem Feſte ein ländliches Äußere tragen wollte.

Freundlich waren die niederen Fenſter der Hütte, der ſelben, in welcher ihr geſtern übernachtet, mit ſchönen Alpenblumen umkränzt, bei fröhlicher Muſik, bei heiteren Alpenliedern tanzten die feſtlich geſchmückten Bergbewohner um die ihnen geſchenkte Weinquelle in ihrer Mitte, und mit freudenrothen Wangen blickte die Abendſonne zum fröhlichen Feſte."

„Nicht minder reze gings in der niederen Stube her, als mit einem Male, es mag wohl Zufall geweſen ſeyn, am Bilde der Gottesmutter in der Stubenecke beide Lampen verlöſchten. — Ahnend deutete die erbleichte Braut auf das düſtere Ereigniß, das ſie zuerſt erblickt hatte,

und selbst mir war es, als ob die fromme Mutter den Blick vor einem so fröhlich düsteren Schauspiele hätte bergen wollen. Doch dadurch ward das rauschende Fest wohl nicht gestört, nur Victorie sah es schweigend zu Ende gehen, wo dann bei Fackelglanz und munterm Hörnerklange sich der Zug nach beendigter Tafel langsam in's Neuschloß hinüber bewegte, und in seiner Mitte das schöne Opfer zum Grabe seiner Freuden führte. — Seitdem sind nun mehr als zwanzig Jahre verflossen, traurige, freudenleere Jahre! Nur wer das Bewußtseyn der Schuld in seiner Brust gefühlt, kennt das Maß der Stunden."

„Da saß ich oft an langen Winterabenden, den heißen Kopf mit beiden Händen umklammert, am Tische dort, kein tröstender Gedanke zog ein in meine Brust, nur die Alte dort hört' ich in der Ecke vorwurfsvolle Worte murmeln."

„Drei Jahre sind's und etwas darüber, als eines Abends diese qualvollstille Unterhaltung durch ein leises Pochen an meiner Thür unterbrochen wurde. Margaretha war in Schlaf gesunken, ich ging daher und öffnete. Es war ein Diener des Barons, der mir diesen Zettel überreichte und, ohne Antwort zu erwarten, verschwand."

Der Commissär hielt das dargereichte Blatt an's Licht und las:

„Bernhard! Wir sind mit einander alt geworden und haben uns gegenseitig manchen schönen Dienst erwie-

ſen. Ich bin nie dein Schuldner geblieben, will es auch wahrlich dießmal nicht bleiben, denn ein Dienſt, mir von großer Wichtigkeit, iſt's, um den ich dich bitten muß, den ich fordern kann, ja befehlen werde — was aber, wie ich hoffe, nicht nöthig werden ſoll. Ich muß dich dieſe Nacht noch ſprechen, gegen Ein Uhr triffſt du mich hier im Schloſſe, im zweyten Stockwerke in der blauen Kammer. Suche unbemerkt zu bleiben. Handle mit gewohnter Umſicht.

Dein

Am 17. Hornung 177..

dir ſtets gewogener Herr."

„Mir ahnte nichts Gutes," fuhr Bernhard nach einem ſtärkenden Tranke fort. „Traurig ging ich fort, traurig ſchlich ich die breite düſtere Treppe im Schloſſe hinan. In der blauen Kammer ſaß der Baron am Arbeitstiſche eures biederen Großvaters, eine tief herabgebrannte Kerze und ein Paar Bouteillen Wein vor ſich. — Todtenſtille herrſchte im ganzen großen Gebäude, nirgends mehr war ein Licht zu entdecken, außer im Gemache eurer Mutter, die ſchwer an einer Nervenkrankheit im zweiten Jahre darniederlag, eine Folge ihrer endloſen Seelenleiden."

„Wie die Schlange, die das ſichere Opfer ihrem Verſtecke nahen ſieht, blickte der Baron mir teufliſch fröhlich in die naſſen Augen.

„„Ich grüße dich, Bernhard,““ waren ſeine Worte, „„ſo oft ich auf dich gebaut, ließeſt du dich ſtets bereitwillig finden, ſetz' dich Alter, ſetz' dich.““

„Zugleich bot er mir ein Glas rothen Weines, ich ſtellte es ungenoſſen wieder hin, es ſah wie Blut aus.“ „„Siehſt du, Bernhard,““ fuhr er fort, indem er nach gewohnter Weiſe händereibend im Zimmer hin und her ſchritt, „„ich ſchrieb dir, es ſey ein wichtiger Dienſt, um den ich dich zu bitten hätte, und um ſo mehr erfreut es mich, dich ſo bereitwillig bei mir zu ſehen. Erinnerſt du dich noch an jene Zeit, als wir zuſammen in deiner Heimath waren?““

„Ich erbleichte.“

„„Jeder von uns hat in jenem Jahre einen Streich begangen, den wir noch bereuen; — mich trieb dieß Jammerjahr zur Ehe, dich zum — Morde.““ Ich wankte zurück, der zärtliche Gebieter jedoch faßte mich ſanft an der zitternden Hand, und indem er ſie drückte, ſprach er mit gedämpfter Stimme und vielem Nachdrucke vor ſich hin:

„„Und doch, wer ſollt' es wohl glauben, uns könnte beiden jetzt noch geholfen werden, und zwar — durch dich.““ —

„„Siehſt du,““ fuhr er nach einer mir unerträglichen Pauſe fort, „„ſiehſt du, Junge, was quält uns im Grunde? Mich die leidige Ehe mit der niederen Magd, die mir in meinen Planen überall im Wege ſteht — dich

meine Mitwiſſenſchaft an jenem Morde, der dein Leben in meine Hand geliefert hat. Ich ſag' es noch einmal, uns kann beiden geholfen werden, und zwar durch — dich. Nun hab' wohl Acht! Sieh dieſes Blatt und dieſes zweite, ſie ſind die Mittel zu unſerer beiderſeitigen Beruhigung.""

„Ich griff haſtig nach den Blättern, ſie trugen eures Vaters Schriftzüge, eines war unterfertigt und geſiegelt, dem andern fehlte die Unterſchrift."

„Mit zitternden Händen hielt ich das eine zum flackernden Lichte, hier iſt es, leſet ſelbſt."

Franz las mit bebender Stimme:

„Ich klage mich hiermit des Mordes an, denn ich war es, der Bernhard S* im Hornung des Jahres 177. durch Mittel, die unfehlbar zum Zwecke führen mußten, zwang, meine Gemahlin Victorie durch Gift, das ich ihm ſelbſt gegeben, hinwegzuräumen. Dieſes bekräftiget meine Unterſchrift und Siegel."

„„Das macht die Unſchuld ſtutzen, wie ich merke?"" fuhr der Baron fort; „„doch höre weiter, greifſt du nicht willig nach dem Mittel, das allein nur vor Entdeckung des Mordes dich ſchützen kann, ſo wird nach unſerer jetzigen Unterredung deine Anklage ſicher erfolgen.""

„„„Meine edle Gemahlin, du weißt es,"" fuhr er lächelnd fort, „„liegt nun bereits im zweiten Jahre an ihren zarten Nervchen leidend darnieder, oder ſchleicht zur Nachtzeit dem Monde nach. Du weißt, wie oft ich ſchon

frohlockte, die hemmende Laſt los zu ſeyn, wenn ſie nach ſtarken Kriſen in den gewohnten todtenähnlichen Schlaf verfiel. Endlich glaubte ich mich frei bewegen zu können, die Mittel, die meine weitausſehenden Plane begünſtigen ſollten, ergreifen zu dürfen; doch wie oft ich mich getäuſcht, weißt du nicht minder. — Länger will ich mich nun nicht mehr täuſchen laſſen. Die Hand der Gräfin M***, deren Gemahl ſo eben geſtorben, ſoll durch ihren Einfluß und weit ausgebreiteten Verbindungen mich bald die Stufen zu Macht und Ruhm hinanführen, ſtatt hier mit der Müllerdirne in ländlicher Unthätigkeit der Grube zuzuſchleichen.""

„„D'rum friſch gewagt, braver Burſche! rette uns. Hier dieſes Mittel,"" dabei drückte er mir ein Fläſchchen in die Hand, „„hoff' ich, ſoll Wirkung thun. Fällt ſie wieder in ſanften Schlaf, mag ſie länger ſchlafen. In ihrem letzten Willen muß ſie überdieß, dafür laß mich ſorgen, dem treueſten Diener ein ſchönes Legat beſtimmt haben, dem Diener, den ſie am meiſten geliebt, der in ihrer letzten Krankheit noch, außer ihrem Kammermädchen, der einzige ihr nahen durfte — kurz dergleichen mehr — du ſtreichſt überdieß noch ganz natürlich dein ſchönes Sümmchen ein. Doch zu meinem Zwecke, zu deiner Sicherheit nimm dieſes Blatt, das ich bereits gefertigt, das andere zeichne du.""

„Es war, wie ihr errathen werdet, das Geſtändniß meines Mordes."

„„So ſind wir denn beide ſicher. Doch ſchnell, die Zeit verrinnt,““ begann er jetzt, da er mein Zaudern bemerkte, „„man iſt nicht gewohnt, zu dieſer Stunde hier noch Licht zu ſehen, drum mach', mach' fort!““

„Fürchterlich heulte der Wind durch's ganze Gebäude, ich ſehnte mich hinweg von dieſer Stelle, weg von dieſem Tieger, der mich nur zu feſt in ſeinen Klauen hielt. Es war keine Rettung mehr, ſchon hatt' ich die Feder in der zitternden Hand, mächtig ſträubte ſich mein Inneres dagegen. — Herr, ich bin nicht feige, auch nicht abergläubiſch, wie die Alte dort, aber mir war es, als ob's im langen Gange heulte: „Bernhard! Mörder Bernhard!“ Ich fing an, heftig zu zittern, als die Thür leiſe aufging und — die Baronin, ein Licht in der einen Hand, mit der andern den Weg ſuchend, im weißen Nachtgewande, leichenblaß hereintrat; ein heftiger Windſtoß riß die Thür vollends auf und verlöſchte zugleich beide Lichter.“

„Der Baron, der die ganze Zeit über ſtarr auf das Blatt geſehen, fiel, als er die leichenähnliche Geſtalt ſeiner Gattin ſah, ſein Geſicht mit beiden Händen verhüllend, in den Lehnſtuhl zurück — ich hörte ihn ſchluchzen.“

„Die Geſtalt bewegte ſich langſam vorwärts, die verloſchene Kerze immer vor ſich haltend, auf mich zu, blieb im Mondenlichte, das durch's vergitterte Fenſter fiel, vor mir ſtehen, ſtierte mich geſpenſterartig an, und mir war, als hört' ich jenes: „Bernhard! Mörder Bern-

hard!" wieder auf dem Gange. — Die Gestalt wankte jetzt von mir zum Fenster, wendete sich plötzlich und ging langsamen Schrittes wieder zur Thür hinaus." —

„Als ich, so schnell als möglich, Licht angeschlagen hatte, denn das Zwielicht im Gemache war mir unerträglich, hatte sich euer Vater schon wieder gesammelt und sprach mit hämischem Lächeln:

„„Bist wohl recht eingeschüchtert nun durch die Geistererscheinung der Nachtwandlerin? aber lieber Bernhard, ich glaube, du mußt dich fügen. Es gibt Kehlen, Junge, die deines Mordes wegen laut werden könnten.""" — „Bringt mich nicht zur Verzweiflung, Herr!" begann ich jetzt und weinte wie ein Knabe. „Hatt ich doch von jener Stunde des Mordes an nirgends Ruhe mehr, sollt' ich auch die Schuld noch auf meine Seele laden! Doch umsonst, nichts half mein Flehen, kalt wie Eis blickte mir der Herzlose in die nassen Augen, und als ich auf die Knie sank — was ich als Mann nur dießmal gethan — und wimmerte und bat, wandte er mir den Rücken und schritt der Thür zu."

„Wie ein Rasender, der mit dem Tode ringt, sprang ich endlich auf, ergriff die Feder krampfhaft und unterschrieb, indem mir's blutroth vor den Augen wurde. Es war geschehen! Eilig wankte ich jetzt zur Thür hinaus, von Schauder gerüttelt eilte ich die dunkle Treppe hinab, zum Thore hinaus, hinaus aus dem Hause des Verbrechens! Drohend pfiff der Wind im Thale durch die Fich-

ten — weinend ging ich heim, denn doppelt ſollte meine Qual von nun an werden, als an der Kapelle unterwegs auf einmal der Gedanke in mir auftauchte, du kannſt ja dein Leben dir erhalten, ohne die Unſchuldige zu morden; bring ſie dem Unmenſchen aus den Augen, daß er ſie nie wieder erblicke, ſie todt glaube, iſt ſie doch dabei gerettet und du auch."

„Herr! bei dem Gedanken war mir's, wie dem Verurtheilten, wenn er vom Richtplatze den Boten nahen ſieht, der den Pardon ihm zuwinkt. Die Knie wankten unter mir — ſeit langen Jahren konnt' ich wieder einmal beten, ich weinte laut, ich weinte vor dem Bilde, das wie verſöhnt im Mondenlichte auf mich niederblickte. Seitdem verweilte ich oft und gerne an jenem Orte meiner Rettung."

„Zu Hauſe angelangt, bereitete ich aus unſchädlichen Kräutern einen Schlaftrunk, und weinte auch dabei die hellen Freudenthränen. Das Fläſchchen eures Vaters grub ich Tags darauf an der hinteren Wand der mir nun ſo theuer gewordenen Kapelle ein. Es muß ſich noch dort finden; das Bekenntniß des Barons habt ihr bereits."

„Beim nächſten Beſuche im Neuſchloſſe brachte ich eurer armen Mutter den Trank bei, was leicht unbemerkt geſchehen konnte, da ich mit ihr oft allein war. Ihr Zuſtand war damals ſchon höchſt bedauernswerth, ſie wollte immer allein ſeyn, war unmöglich aus dem gewohnten Gemache zu bringen, und kümmerte ſich um

Niemand mehr, außer um euch, wie ihr ohnedieß wiſſen werdet."

„Der Baron, als ich ihm die erſehnte Nachricht brachte, war die Güte ſelbſt, am Sarge eurer Mutter ſah ich ihn unter'm Sacktuche lächeln; der vermeinte Leichnam wurde in dem neuen Familienbegräbniſſe im Garten des Neuſchloſſes beigeſetzt. Die Schlüſſel gab mir euer Vater, die nächſte Nacht ging ich durch den Forſt, einen Leichnam in Sterbetüchern ſchleppend, und dabei doch froh und dankbar aufwärts blickend."

„Das Gewölbe, das ihr geſtern Nachts entdeckt, hatte ich für die Unglückliche beſtimmt, den Brunnen im Gange mit vieler Mühe wieder belebt, alle Zugänge bis auf das kleine Pförtchen an einer der Eckthüren wohl verwahrt, und ſo war mir alles günſtig. Der Baronin Starrſinn, ihr Gemach nicht verlaſſen zu wollen, ſo wie der Ruf von Geſpenſtern, der die neugierige Menge vom Schloſſe entfernt hielt, alles vereinte ſich, den Tag der Entdeckung zu verſchieben. Täglich zur Nachtzeit brachte ich der Unglücklichen Nahrung, manchmal Kleidung."

„Ihre Sinne ſind wohl nie mehr zu heilen, doch ſelbſt dieſes gab mir Troſt, ſo fühlt ſie doch, dacht' ich, ihr Elend minder."

„Durch ein Geräuſch aufgeſchreckt, verließ ich geſtern ſchnell das Schloß, und in der Haſt ließ ich das Gitter nur angelehnt. Das Übrige wißt ihr, ich kann nicht mehr."

Große Thränen hingen am Auge Bernhards, als er die Hand Franzens nimmer laſſend, daſſelbe ſchloß, um es nie mehr zu öffnen. Tags darauf war er nicht mehr.

Es erübrigt nur noch, über des Barons ferneres Schickſal zu berichten.

Kurz nach dem vermeinten Tode ſeiner erſten Gattin hatte er ſich mit der erwähnten Witwe verehelicht, und ſeine ehrgeizigen Zwecke nur zu ſehr erreicht; über ſeine letzten Augenblicke aber, nach ſeiner gerichtlichen Einziehung, gibt ſein Brief Aufſchluß, den ich unter den nachgelaſſenen Papieren meines armen, unvergeßlichen Freundes fand, welcher, nachdem er den Vater und bald darauf auch die Mutter verloren, keine Heimath, ſondern nur mehr einen Ort voll entſetzlicher Erinnerungen hatte, den regen Soldatenſtand erwählte, um den inneren Schmerz zu übertäuben, und nun auf dem Bette der Ehre gefallen iſt. Er lautet:

„Euer Hochwohlgeboren!

Beiliegendes Schreiben, deſſen Original, kaum leſerlich mit Bleiſtift geſchrieben, ſich zu Handen des Sohnes Inquisiti befindet, ſenden wir euer Hochwohlgeboren von hier den 16. December 178. fortbefördert in Abſchrift mit dem Beiſatze, daß, als der Gefangenwärter Paul Rutetz den Inquiſiten am 14. ſelbigen Monats und Jahres die Abendkoſt brachte, ſelber ihn entſeelt, am Gitterfenſter an ſeinem Beinkleide aufgehangen und bereits kalt fanden. Nachdem die Sache nach Inſtruction beim nächſt-

gelegenen Obergerichte gemeldet, und von selbem gehörig untersucht worden, wurde der Leichnam außer der Kirchhofsmauer hierorts verscharrt. Die Actenstücke über gesammtes Verfahren beurkunden und erläutern Obiges, und folgen im Anbuge zu Euer Hochwohlgeboren hochweisen Einsicht und Amtshandlung bei."

S*** den 16. December 178.

In tiefster Ehrfurcht.

J. G. v. C.

Gerichts-Commissär.

Aufschrift.

An S. des H. H. E. S.
Magistratsrathes zu W***.
Hochwohlgeboren.

Unter der Capelle, wo er oft Beruhigung gefunden, ruht dem Tage des Gerichts entgegen, wie der Marmor kündet, der Sünder Bernhard.

3**.

# Unſtetes Treiben.

Von Ant. Panaſch.

Wie kömmt's, daß ich vergeßlich bin,
Nicht weiß, wo aus, wo ein?
Bald ſchleich' ich her, bald renn' ich hin,
In Sturm und Sonnenſchein.
Und hab' ich ſo den Tag durchbracht,
Hab' ich an's Liebchen nur gedacht.

Ich wandle in die Nacht hinaus,
Schau mir die Sterne an,
Und was im finſtern Weltenhaus
Ich Liebes mir erſann,
Das dank' ich nicht der Sternennacht,
An's Liebchen hab' ich nur gedacht.

So leb' ich in die Nacht hinein,
Wie And're in den Tag,
Und weiß wohl, möcht' ich beſſer ſeyn,
Daß ich es nicht vermag;
Denn fort und fort, bei Tag und Nacht,
Wird an mein Liebchen nur gedacht.

# Der Meiſterlügner.

Slavoniſches Märchen.

Von Joh. N. Vogl.

In einem von Fremden aller Art vollgepfropften ſchlechten Schankhauſe eines ſlavoniſchen Dorfes, in dem eben Jahrmarkt gehalten wurde, trafen ſich zwei Männer in abgeſchabten verblichenen Kleidern, deren Antlitz ſich jedoch durch einen beſonderen Zug von Verſchmitztheit vor den übrigen auszeichnete.

Es waren zwei Krämer, die einander bei ähnlichen Gelegenheiten ſchon mehrere Male dort gefunden hatten. Sie ſaßen nun wieder an einem Tiſche ſich gegenüber, allein dieſes Mal mit einem nicht zu verkennenden Mißmuthe, denn ſie hatten, trotz der Menſchenmenge, welche der Jahrmarkt hier verſammelte, wenig oder vielmehr gar nichts von ihren Waaren an Mann gebracht. Die Urſache aber, warum ihnen Niemand etwas abkaufen mochte, war,

weil beide in der ganzen Umgegend als die größten Lügner verrufen waren, und Jedermann fürchtete, im Falle er sich mit ihnen einließ, von ihnen belogen und hintergangen zu werden.

Bajo und Cyrill, so hießen die beiden, hatten so eben ihr gemeinschaftliches Mittagsmahl verzehrt, und beriefen nun den Schenkwirth, ihnen die Zeche zu machen. Da ergab sich aber für sie ein neues Ereigniß, welches nicht geeignet war, ihren Mißmuth zu vermindern. Der Schenkwirth nämlich forderte von ihnen 25 Ungarisch für ihre Zeche. Ein Ungarisch aber ist nicht zu theilen, und daher wollte jeder von ihnen nur zwölf Ungarisch, keiner aber den fünf und zwanzigsten bezahlen, denn Bajo wie Cyrill waren über die Maßen eigennützig.

Höre, sprach Cyrill zu Bajo, ich will dir einen Vorschlag machen, wie wir die Sache ohne Zank in's Reine bringen können.

Laß doch hören, entgegnete Bajo.

Wir sind beide in dieser Gegend als Meisterlügner bekannt, noch aber ist es unentschieden, wem von uns beiden dieser Ehrenname mit Recht gebührt. Wir wollen daher eine Wette eingehen, und wer von uns im Stande ist, den andern dermaßen zu belügen, daß ihm sein Gegner, wieder seinen Willen, gestehen muß, er habe die Unwahrheit gesagt, der soll den hinfort den Titel eines Meisterlügners beibehalten, der verlierende Theil aber den fünf und zwanzigsten Ungarisch bezahlen. — Topp! rief

Bajo. Ich werde mich wohl hüten, fuhr er lachend fort, dir zu ſagen, daß du gelogen haſt.

Wir wollen ſehen, wer am Ende lacht, erwiederte Cyrill. Nun aber laß uns jeden einen Ungariſch bei dem Wirthe erlegen, und uns auf den Weg machen, um im nächſten Dorfe eine Unterkunft für die Nacht zu ſuchen, da hier die Schenke von den Fremden ſo ſehr überfüllt iſt, daß ſich für uns kein Platz mehr vorfindet. Morgen mag dann der Sieger ſeine Einlage wieder zurück begehren.

Wie geſagt, ſo gethan. Jeder bezahlte dem Wirth einen Ungariſch, mit dem Bedinge, einen für die Ergänzung der Zeche zu behalten, den andern aber dem Sieger am nächſten Tage wieder zurückzugeben, worauf ſie die Schenke verließen.

Sie mochten aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als ſich mit einem Male ein heftiger Sturmwind erhob, der vor ihnen den Staub in Wirbeln emportrieb, und das Herannahen eines Gewitters verkündete.

In der That verfinſterte ſich der Himmel auch immer mehr, der Donner rollte immer ſtärker, und ſchon fielen dicke Tropfen auf das Baumgezweige. Da erinnerte ſich Bajo, daß ſich nicht mehr ferne der Friedhof des benachbarten Dorfes mit der ſogenannten Todtenkapelle befinden müſſe, in welcher ſie allein noch Unterkunft und Schutz vor dem Ungewitter finden konnten. Sie verdoppelten daher ihre Schritte, und ſahen nach einigen Minuten auch wirk-

lich das Dach des alten Gebäudes aus dem Waldgeſtrippe hervorragen.

An dem Gebäude angelangt, fanden ſie die Thür desſelben nur angelehnt und traten in die finſtere Halle. Da fand ſich, daß die Thür mit einem Schloſſe verſehen ſey, welches von Innen ohne Beihülfe eines Schlüſſels auf und zugeſperrt werden konnte. Sie ſchloſſen daher die Thür, um nicht von ungebetener Geſellſchaft beläſtiget zu werden, und tappten ſich durch das Dunkel vorwärts, einen Ort ſuchend, an welchem ſie ausruhen könnten.

Bajo entdeckte auch glücklich einen alten Stuhl und Cyrill eine ſargähnliche Kiſte, welche halb mit Linnen und mit Flachs angefüllt war, Almoſen, welches die Leute dieſer Kapelle zu weihen pflegten, und durch ein Fenſterchen ober der Kiſte hereinwarfen. Bajo nahm daher von dem Stuhle Beſitz, indeſſen ſich Cyrill in die Kiſte legte. — Wir ſind geborgen, rief Cyrill, und können hier, ohne naß zu werden, den Morgen erwarten, und wenn es dir gefällt, ſo kannſt du jetzt gleich deine Geſchäfte beginnen.

Du haſt Recht, erwiederte Bajo, wir haben jetzt Zeit und Muße genug dazu.

Nach kurzem Beſinnen begann er hierauf ſeine Erzählung, während draußen das Gewitter mit aller Macht losbrach, und der Regen, von anhaltenden Blitzen begleitet, welche die ſeltſame Gruppe der beiden Wanderer in

der Behauſung des Todes beleuchteten, ununterbrochen auf Wald und Kapelle niederpraſſelte.

Cyrill in ſeiner Kiſte horchte ſeinem Gefährten in dem Lehnſtuhle aufmerkſam zu, welcher ſich in Lügen zu erſchöpfen ſchien. So war endlich die Mitternacht hereingebrochen, das Gewitter hatte wieder etwas nachgelaſſen, als mit einem Male mehrere Stimmen die Stille vor der öden Behauſung unterbrachen, und dem Erzählen vor der Hand ein Ende machten.

Der Erzähler wie ſein Zuhörer erſchracken nicht wenig über dieſe unvermuthete Störung, noch mehr aber, als ſie an den Flüchen und rohen Äußerungen der Nahenden gar bald entdeckten, daß ſie Räuber ſeyen. Unbeweglich horchten Beide und hörten bald, wie ſie mittelſt mehrerer Schlüſſel verſuchten, das Schloß aufzuſperren.

Was iſt jetzt zu thun, flüſterte Bajo zu ſeinem Gefährten, es iſt keine Stelle in dem ganzen Gewölbe, wo wir uns verbergen könnten.

Es iſt nichts Klügeres zu thun, als daß wir Todte vorſtellen, erwiederte Cyrill. Ich bleibe in dieſer Kiſte liegen, und du lehnſt dich in jenen Winkel, damit die Räuber glauben, man habe dich, bis du einen Sarg bekömmſt, indeſſen dahin gelehnt. Bajo ſah, daß durchaus ſonſt nichts zu ihrer Rettung zu thun ſey, und machte ſich daher ſchnell auf ſeinen Poſten. Kaum hatte er dieſen eingenommen, als auch ſchon die Thür in ihren Angeln knarrte, und die Räuber in das düſtere Gewölbe traten.

Es waren zwölf mit Piſtolen und Säbeln bewaffnete Männer von ſchaudervollem Ausſehen, denen ein dreizehnter, unbewaffnet, eine Blendlaterne vortrug. Der Letzte der Räuber machte die Thür wieder zu, ohne ſie jedoch zu verſperren.

Als ſie in die Mitte des Gewölbes gekommen waren, befahl der Hauptmann, welcher ſich durch einen rothen Buſch auf ſeinem Hute, ſo wie auch durch ſeine Kleidung vor den andern auszeichnete, einen Teppich auf dem Boden auszubreiten, und die Laterne in die Mitte desſelben zu ſtellen, welches auch ſogleich geſchah, worauf ſich ſämmtliche Räuber, mit Ausnahme des einen Unbewaffneten, in der Runde lagerten.

Als jeder ſeinen Platz eingenommen hatte, zog der Hauptmann einen vollen Geldſack hervor, deſſen Inhalt er auf dem Teppich ausſchüttete. Heute haben wir einen guten Fang gethan, rief er ſodann, und Jeder von uns ſoll ſeinen gehörigen Antheil davon bekommen. Nur du gehſt dieſes Mal noch leer durch, fuhr er fort, ſich zu jenem wendend, welcher ihnen die Laterne vortrug, da du erſt jetzt bei unſerer Bande aufgenommen wurdeſt, und noch dein Probeſtück nicht abgelegt haſt. Damit du aber auch einen Antheil an unſerer Freude habeſt, ſchenke ich dir dieſen Säbel, ein gutes Stück Waffe, der ſchon mehrere Schädel entzweigeſpalten, und mit dem du gelegentlich dein Meiſterſtück ablegen kannſt.

Mit dieſen Worten heckelte er ſeinen Säbel los und reichte ihn dem Unbewaffneten, welcher dafür ſeinen Dank ausſprach, und während nun der Hauptmann und die Andern ſich mit dem Zählen des Geldes beſchäftigten, in der Halle auf und nieder ging.

Bald erblickte der wandernde Räuber Bajo in ſeinem Winkel.

Erlaubt mir, Hauptmann, ſprach er hierauf, ſich zu dieſem wendend, nachdem er Bajo eine Weile betrachtet hatte, daß ich an dieſem todten Kerl hier meinen erſten Verſuch im Kopfabſchlagen machen darf. — Das kannſt du immerhin thun, antwortete mit Lachen der Hauptmann.

Der Räuber ſtellte ſich hierauf vor dem vermeintlichen Todten hin, erhob ſeinen Säbel und rief: Gebt Acht, Hauptmann, ich werde dreimal mit dem Säbel zum Streiche ausholen, und das dritte Mal mit einem Hiebe dem Burſchen den Kopf vom Rumpfe hauen.

Der Hauptmann und ſeine Gefährten wendeten ſich lachend nach ihm, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Schon hatte er den Säbel zweimal über den in Todesängſten badenden Bajo geſchwungen, jetzt holte er zum dritten Male aus, da aber rief der vermeintliche Todte, ohne ſich zu regen, mit hoher, fürchterlicher Stimme: Stehet auf, ihr Todten!

„Ich auch?" — fragte im tiefſten Baſſe Cyrill in ſeiner Kiſte.

Ja! schrie der erstere wieder, welches aber von den erschreckten Räubern kaum mehr gehört werden konnte, da sich alle, wie von einem Sturmwinde hinweggefegt, über Hals und Kopf aus der gespenstischen Halle geflüchtet hatten.

Eine gute Strecke von dem Friedhofe aber fanden sie sich wieder zusammen, und der Hauptmann bot demjenigen, der aus der Halle die zurückgelassene Beute zu holen wagte, die Hälfte derselben als Belohnung, aber keiner von ihnen hatte den Muth, den Lohn verdienen zu wollen.

Da nun der Hauptmann sah, daß alles Anerbieten vergebens sey, entschloß er sich endlich selbst, das Wagniß zu unternehmen.

Er schlich sich gebückt und jedes Geräusch vermeidend bis zu dem Eingange des Gewölbes, und horchte hier, da er mehrere Stimmen in demselben vernahm, an der Thür, doch wagte er es nicht, dieselbe zu öffnen. Leisen Schrittes begab er sich sodann zu dem schon erwähnten Fensterchen, um zu sehen, ob er von hier aus nicht entdecken könne, was in der Kapelle vorgehe. Er steckte daher sehr vorsichtig den Kopf durch das Fensterchen, welches aber Cyrill, der sich noch in der Kiste befand, sogleich bemerkte. Hastig fuhr dieser nach dem Kopfe des Räubers, um ihn bei den Haaren zu fassen, allein statt diesen erwischte er den Hut desselben, in welchem sich, wie er später erst entdeckte, sechshundert Ducaten eingenäht befanden.

Der auf das Äußerſte erſchrockene Hauptmann prallte voll Entſetzen zurück, und hörte noch, bevor ihm der Schreck zu entfliehen erlaubte, wie die in der Todtenkapelle ſich Befindenden um einen Ungariſch ſtritten.

Unaufhaltſam, als ob ein ganzes Heer von wüthenden Geiſtern und Geſpenſtern ihn verfolgte, floh er jetzt zur Kirchhofthür hinaus, und rief ſchon von ferne ſeinen Geſellen zu, ſo, daß es Bajo und Cyrill in der Halle hörten: Flieht, flieht, bevor uns noch ein größeres Unglück betrifft, es ſind ſo viele Geſpenſter in der Kapelle, daß von der ungeheuern Summe, die wir in derſelben zurückließen, nicht einmal ein Ungariſch auf eines derſelben kommt.

Hierauf vernahmen die beiden Krämer, wie die Bande eiligſt durch den Wald entfloh.

Als ſie ſich vollends überzeugt hatten, daß ſie von den Räubern nichts mehr zu befürchten hätten, und den unverhofften Schatz gewiſſenhaft zu theilen verſprachen, ſagte Cyrill zu Bajo: Ich dächte, daß du nun wieder in deiner Geſchichte fortfahren könnteſt. Du haſt Recht, erwiederte Bajo, aber ich bin durch das Vorgefallene ſo ſehr verwirrt geworden, daß es mir unmöglich iſt, den Faden der Geſchichte wieder aufzufaſſen. Wollteſt du aber im Stande ſeyn, mir die deinige erzählen zu können, ſo ſiehſt du mich bereit, dir zuzuhören. Ich bin es zufrieden, erwiederte Cyrill, obgleich ich darauf nicht vorbereitet bin.

Hierauf ſetzte er ſich in ſeiner Kiſte zurecht, und begann nach einigem Nachdenken:

Mein Vater war, wie es dir ohnehin bekannt iſt, ein armer Taglöhner, welcher ſechs Kinder hatte, von denen ich das älteſte war.

Kurze Zeit nach der Geburt meines jüngſten Brüderchens ſtarb meine Mutter, und nur die Güte mitleidiger Menſchen rettete meine kleinen Geſchwiſter von dem Hungertode.

Mich nahm ein weitſchichtiger Vetter, der eine Schenke an der Grenze von Ungarn, ziemlich entfernt von meinem Geburtsorte, hatte, zu ſich.

Mein Vetter war ein ſehr hagerer, ſchlichter und gutmüthiger Mann, ſein Weib hingegen eine eben ſo dicke, als boshafte und zankſüchtige Alte, die ihren Fäuſten, welche ganz im Verhältniſſe mit ihrer übrigen Leibesbeſchaffenheit ſtanden, tagtäglich, und das blos zu ihrer Unterhaltung, einige, für mich nichts weniger als angenehme, Bewegungen auf meinem Rücken erlaubte.

Einmal geſchah es, daß mein hagerer Vetter auf einige Tage verreiſen mußte, und ſeine fette Ehehälfte ebenfalls Luſt bekam, ihre unförmliche Fleiſchmaße zu einem Beſuche in das nächſtliegende Dorf zu wälzen. Sie befahl mir noch am Abend vor ihrer Wanderung, während ihres Außenſeyns ja wohl aufzupaſſen, die Butter zu rühren, die Sperlinge von dem Kirſchbaume zu verſcheuchen, die jungen Hühner zu hüten, daß ſie nicht der Geier, der ſchon

mehrere Tage den Hühnerhof umschwärme, rauben möchte, und im Falle Fremde einsprechen würden, sie mit Wein und dem Erforderlichen gehörig zu bedienen. Finde ich nicht alles, schloß sie ihren Auftrag, wie ich dir es anbefohlen habe, so mache dich auf eine volle Tracht Schläge gefaßt.

Mit dem nächsten Morgen, nachdem sie mich mittelst mehrerer Püffe aus dem Bette gejagt hatte, machte sie sich auf den Weg und ich mich an meine Arbeit.

Aus Vorsicht, daß der Geier keines der jungen Hühner entführe, band ich sie alle an eine Schnur, füllte sodann das Butterfaß, um jedoch auch die Sperlinge von dem Kirschbaume zu verscheuchen, stieg ich mit dem Butterfaße auf denselben, und rührte auf seinen Zweigen sitzend die Butter.

Nun dachte ich alles sehr klug angestellt zu haben, leider aber konnte ich nicht lange bei meiner Arbeit bleiben, denn nach kurzer Frist pochten schon zwei Reisende an die Schenke.

Ich eilte daher, wie es mir befohlen wurde, die Gäste zu bedienen, glitt aber unglückseliger Weise im Herabsteigen von dem Baume aus, und riß zugleich das Butterfaß mit mir hinab, dessen Inhalt sich in weißen Strömen über die Erde ergoß. Als ich den Reisenden die Thür geöffnet hatte, verlangten sie Wein, ich lief in den Keller, um welchen zu holen. Während ich aber im Begriffe stand, die Kanne zu füllen, rief mir

einer der Gäſte, daß der Geier meine jungen Hühner entführe.

Durch dieſes neue Unglück außer mir gebracht, vergaß ich, den Spund wieder in das Weinfaß zu ſtecken, und eilte, meine Gluck aus den Krallen des Geiers zu retten.

Vergebens aber verfolgte ich ihn eine gute Strecke, er ſchwang ſich immer höher und höher, und ſchwand endlich mit ſeinem Raube gänzlich aus meinen Augen.

Bei meiner Zurückkunft fand ich nicht nur allein den Kirſchbaum von den Sperlingen beinahe abgefreſſen, ſondern auch allen Wein aus dem Faße geronnen.

Um dieſe Überſchwemmung zu verbergen, ſchüttete ich ſchnell den ganzen Vorrath von Mehl, welcher ſich in einer Kiſte befand, in dem Keller aus, welches aber zu meiner Verzweiflung das Vorgefallene nur noch ſichtbarer machte.

Die Reiſenden mußten, ohne Wein bekommen zu haben, wieder abziehen, und ich wußte mich vor den angedrohten Schlägen durch nichts anders, als durch die Flucht zu retten, welche ich auch ſogleich bewerkſtelligte.

Noch vor Sonnenuntergang erreichte ich das nächſte Dorf, und flehte dort, aber vergebens, in mehreren Häuſern um eine Nachtherberge. Endlich erbarmte ſich ein altes Mütterchen meiner, und nahm mich auf. Sie bereitete mir in einem Winkel ihrer Hütte ein Lager aus Stroh, auf welches ich mich, ermüdet durch die Anſtrengungen des Tages, meine Verzweiflung und die Wande-

rung, sogleich niederstreckte. Ich mochte noch nicht lange gelegen haben, als der Mann der Alten, ein Schafhirte, von drei großen Schäferhunden begleitet, in die Stube hereinpolterte. Er bemerkte mich sogleich und fragte die Alte:

Wer ist der fremde Geselle und was will er hier?

Das Mütterchen antwortete hierauf: Es ist ein armer zugereister Junge, der nirgends ein Nachtlager gefunden, und dem ich eines aus Mitleid eingeräumt habe.

Du hast recht gethan, alte Hexe, sprach der Hirte, ich bin sehr aufgelegt, mein Nachtmahl in Gesellschaft zu verzehren.

Heda! rief er jetzt, sich zu mir wendend, frisch auf, Bursche, und folge mir in die Küche, daß wir das Nachtessen bereiten.

Was war zu thun? Der Mann sah ganz aus, als sey er gewohnt, jede Einwendung nach Art der mir unvergeßlichen Frau meines Vetters, mit einer vollen Ladung von Prügel zu vergelten, ich sah mich daher gezwungen, trotz meiner Müdigkeit, ihm in die Küche zu folgen. Hier angelangt, fachte er ein großes Feuer an, setzte einen übermäßig großen Kessel zu demselben, so, daß mich schon die Furcht anwandelte, er habe mich selbst zu seinem Nachtmahle ausersehen.

Diese Furcht indessen verschwand in kurzer Zeit, da er einige Zuber Mehl und Schmalz in den Kessel schüttete,

woraus er sein Nachtessen bereitete, und wobei ich ihm hülfreiche Hand leisten mußte.

Als die riesenmäßige Speise fertig geworden, schüttete er sie in einen großen Schweintrog, schleppte diesen mit meiner Beihülfe auf den Tisch in die Stube, und befahl mir, mich zu ihm zu setzen. Als ich dieses gethan, ergriff er ein Messer, und theilte mit demselben das nichts weniger als einladende Essen in dem Troge in zwei gleiche Theile, worauf er zu mir sagte: Die eine Hälfte gehört mir, die andere dir. Jeder von uns muß seinen Theil aufessen, daß du es weißt.

Er begann auch sogleich mit einer bewunderungswürdigen Hast seinen Theil zu verschlingen, welchem Beispiele zu folgen auch ich gezwungen war. Bevor ich jedoch nur einen geringen Theil der mir zugekommenen Hälfte zu verzehren im Stande war, hatte er bereits die seine ganz verschlungen, worauf er sich in seinen Stuhl zurücklehnte, und nachdem er einige Male fürchterlich gegähnt hatte, alsogleich einschlief.

Ich wurde theils von der Speise, theils von dem Anblicke derselben bald gesättiget, und da ich mich scheute, sie ungenossen stehen zu lassen, legte ich sie den Schäferhunden des Hirten vor, allein, wahrscheinlich früher schon gesättiget, mochten sie nur weniges davon verzehren. Ich wußte mir nun auf keine andere Art zu helfen, als daß ich, da ich nach ungarischer Art, das Hemd in die Gatje gesteckt trug, mir dieses mit dem nicht geringen Reste

der übrig gebliebenen Speiſe ringsherum, ſo gut es nur ging, vollſtopfte.

Nach einer Weile erwachte der Hirte wieder, langte einen Dudelſack von einem Wandgeſtelle, und befahl mir, mit ſeiner Alten, welche während unſerem Mahle auf der Ofenbank eingenickt hatte, zu tanzen.

Meine Einwendungen, daß ich nicht zu tanzen verſtünde, halfen nichts, und ich mußte, willig oder nicht, die ſchlaftrunkene Alte ergreifen, und mit ihr in der Stube wie ein Beſeſſener herumſpringen, bei welcher Unterhaltung ſich meine Tänzerin beinahe zu Tode puſtete und huſtete.

Unglücklicher Weiſe aber ſchob ſich mein etwas kurzes Hemde durch die allzuheftige Erſchütterung aus der Gatje, und die darin aufbewahrte Speiſe quoll von allen Seiten heraus. Kaum bemerkte dieſes der Hirte, als er den Dudelſack weglegte, und mit einer fürchterlichen Stimme ſchrie: Wie, du Vielfreſſer, ſo hatteſt du nicht genug an deinem Theile, mußteſt du mir auch, während ich ſchlief, den meinen ſtehlen? Heda, Alte! rief er mit noch gräßlicherer Stimme zu ſeinem Weibe, reiche mir geſchwind die Hacke her, daß ich den Dieb erſchlage.

Kaum aber hörte ich dieſes, als ich die Alte weit von mir wegſtieß, und beoor es ihr der Schwindel erlaubte, das Verlangte zu bringen, durch das Fenſter entſprang.

Es war dunkle Nacht, als ich mich gerettet sah, und an den öden Häuserreihen des Dorfes dahin schlich, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte. Endlich erblickte ich einen Mann, welcher eben die Schenke verlassen hatte. Diesen bath ich, mich mitzunehmen, damit ich die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen dürfte. Er willigte in meine Bitte; da in seinem Hause schon alles schlief und er sich fürchtete, seine Ehegesponsin aus dem Schlafe zu stören, gab er mir einen großen Schafpelz, in welchen eingewickelt ich die Nacht zubrachte.

Als der Tag herangebrochen war, ließ er mich zu sich berufen und fragte mich um meine Herkunft, und ob ich bei ihm als Schafhirte dienen wollte. Ich bejahte es mit Freuden, worauf er mir ein Frühstück vorsetzen ließ und mich sodann nach seiner Schafweide führen wollte. Eben bereit, ihm dahin zu folgen, befahl mir seine Frau, eine Kürbisschale, in welcher sie Salz aufbewahrte, von einem Schranke herabzulangen. Ich ergriff die Schale am Rande, aber ach! das morsche Gefäß zerbrach und das Salz lag auf der Erde verschüttet.

Gleich einer Rasenden sprang die Frau nach einem Prügel und lief mir nach, aber die Schnelligkeit meiner Füße rettete auch dieses Mal meinen Rücken vor den unwillkommenen Begrüßungen. Auf der Landstraße angelangt, auf welche ich nun schon zum zweiten Male herausgetrieben worden war, begegnete ich drei Wanderburschen, mit welchen ich bis in meinen Geburtsort gelangte.

Du hatteſt in deiner Jugend viel auszuſtehen, armer Cyrill, ſagte Bajo lächelnd.

Ja, wenn es nur damit auch ſchon abgethan geweſen wäre, erwiederte Cyrill, und fuhr dann weiter fort.

In dem Hauſe meines Vaters angelangt, erfuhr ich, zu meiner großen Betrübniß, daß er während meiner Abweſenheit geſtorben ſey.

Was mich aber nächſt dieſem am meiſten ſchmerzte, war, daß ſich nichts Schriftliches über ſeine Herkunft vorfand und dieſe daher zweifelhaft erſcheinen mußte.

Ein kluger Mann, der die Verehrung des ganzen Dorfes genoß, rieth mir, den nächſten Weg einzuſchlagen, um hierüber Sicheres zu erfahren, und mir den Taufſchein meines Vaters aus dem Himmel zu holen.

Ich ging vor das Dorf hinaus und dachte darüber nach, wie ich doch dieſes bewerkſtelligen könnte. Da bemerkte ich zu meiner größten Freude in einem nahen Sumpfe ein Rohr, welches bis zum Himmel hinan reichte.

Auf dieſem kletterte ich eiligſt hinauf. Nachdem ich mein Geſchäft ohne irgend ein Hinderniß und ſo ſchnell als möglich zu Ende gebracht und die gehörige Auskunft erhalten hatte, wollte ich wieder zurückſteigen, aber zu meiner großen Beſtürzung hatte eine Ziege das Rohr abgefreſſen, ich wußte mir nun nicht zu helfen, und war der Verzweiflung nahe.

Da fand ich in meiner Taſche zufällig einige Pfund Flachs, aus dieſem ſpann ich ſogleich einen Faden, wel-

chen ich auf die Erde hinabließ, um zu ſehen, ob es ausreiche; da zeigte es ſich aber, daß er leider zu kurz war. Eine neue Verlegenheit, von der mich aber bald meine Klugheit rettete. Ich ſchnitt nämlich ein Stück von dem obern Ende des Fadens in mehrere Theile und knüpfte dieſe an das untere Ende desſelben, um ihn zu verlängern. Hierauf befeſtigte ich ihn an einem Balken der Himmelspforte, und ließ mich wieder auf die Erde herab. Als ich das Ende des Fadens erreicht hatte, ſchwebte ich jedoch, zu meinem nicht geringen Schrecken, noch zehn volle Klafter hoch über der Erde und zwar über einem Sumpfe.

Mein Untergang war unvermeidlich, daher wollte ich meine Todespein nicht verlängern, ließ den Faden los, ſtürzte und — verſank in den Sumpf. Als ich aber in demſelben verſunken war, kam mir plötzlich der Gedanke, daß ich noch zu retten ſey. Wie gedacht, ſo gethan. Ich eilte ſo ſchnell als ich nur konnte nach Hauſe, holte eine Schaufel und befreite mich, bevor ich noch gänzlich erſtickt war, aus dem Moorgrunde. Erfreut über meine glückliche Rettung eilte ich nun nach meinem Geburtsorte. Auf einem Ackerfelde traf ich mehrere Bekannte, welche eben mähten. Ich fragte ſie, wie ſie ſich befänden, und ſie antworteten, daß es ihnen wohl ginge, beklagten ſich aber über ihre beſchwerliche Arbeit und über die faſt unerträgliche Sonnenhitze. Ihr könnt euch leicht denken, wie ſauer uns die Arbeit werden muß, ſprach zu mir ein alter Mäher, indem er ſich den Schweiß von der Stirne ſtrich und ſeine Si-

chel aufs Neue dengelte, da uns dieselbe nicht einmal erlaubt, Wasser aus dem nächsten Fluß zu holen, um unsern Durst zu stillen.

Diesen Dienst kann ich euch wohl erweisen, erwiederte ich, nahm sodann den irdenen Krug und begab mich zu dem Flusse.

An diesem angelangt fand ich aber, daß er fest zugefroren war, und da ich nichts erblickte, mit dem ich das Eis zerschlagen konnte, riß ich mir rasch den Kopf vom Rumpfe, schlug ein Loch in die Eisrinde, schöpfte den Krug voll, und eilte hierauf wieder zu den durstigen Mähern.

Schon ganz nahe bei diesen hörte ich plötzlich ein schallendes Gelächter, neugierig die Ursache desselben zu erfahren, blickte ich um mich, und gewahrte zwei junge Mähderinnen, welche dasselbe hervorbrachten.

Ich fragte sie ganz verwundert, warum sie doch gar so sehr lachten? Da begannen sie aber neuerdings, und zwar aus vollem Halse, und erst nach einigen Minuten vermochten sie mich zu fragen, wo ich doch nur meinen Kopf gelassen hätte. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich ihn an dem Ufer des Flusses vergessen hatte. Ich lief daher spornstracks zurück, und kam noch eben recht ihn den gefräßigen Zähnen eines Fuchses, der sich schon über ihn hergemacht hatte, zu entreißen. Ich brachte hierauf den Mähern das verlangte Wasser, und machte mich sodann auf den Weg nach Hause. Als ich schon bald mein Vater-

haus erreicht hatte, verfinsterte es sich aber mit einem Male, der Donner rollte und Blitze durchzuckten den Himmel. Ich trat eben an die Schwelle des Vaterhauses, als eine große leuchtende Kugel mit vielen feurigen und funkensprühenden Wirbeln durch die Lüfte sauste, und plötzlich hart vor mir zur Erde fiel, wo sie mit einem ungeheuern Knalle zerplatzte.

Als der Funkenregen, den das Zerplatzen dieser seltsamen Erscheinung verursachte, um mich verstob, gewahrte ich drei Büchelchen, welche auf der Stelle lagen, auf welcher die Kugel zerplatzte. Ich hob die Büchelchen auf, und fand in jedem derselben, denke nur ....

Nun, fragte Bajo, was fandest du denn?

Cyrill. Ich fand in jedem dieser drei Büchelchen aufgezeichnet, daß dein Vater zwanzig Jahre dem meinigen als Knecht gedient habe.

Du lügst, schrie Bajo erzürnt, mein Vater war ein reicher Handelsmann, und der deine ein armer Taglöhner, oder ....

Daß weiß ich recht wohl, erwiederte lachend Cyrill, aber ich weiß auch, daß ich meine Wette gewonnen habe.

Was?! rief Bajo ganz starr vor Erstaunen. Nun ja, fuhr jener lachend fort, hast du mir nicht eben selbst zugestanden, daß ich dich belogen habe?

Alle Geier! schrie Bajo, so hast du mich hinter das Licht geführt?

Mit deiner Erlaubniß, entgegnete Cyrill, und zwar mit deinen eigenen Waffen. Sagte ich es aber nicht früher, wer am Ende lacht, der lacht am beſten.

Da ſchlug ſich Bajo voll grimmen Ärgers mit der Fauſt vor die Stirne, und ſprudelte, vom Hohne Cyrills geſtachelt, von Galle über, und von Schmähungen auf ſeine Unvorſichtigkeit und Cyrills Hinterliſt.

Allmählig aber milderten ſich die Lavaausbrüche ſeines Zornes, und zuletzt mußte er ſogar zwiſchen Ärger und Lachen ſeinem Gegner den Sieg zuerkennen.

Indeſſen war auch der Morgen hereingebrochen, und die beiden Krämer theilten ſich in das von den Räubern zurückgelaſſene Geld, und kehrten in das Dorf zurück, in welchem der Jahrmarkt abgehalten wurde. Der neue Meiſterlügner ſchenkte dem Wirth den fünf und zwanzigſten Ungariſch; Bajo aber bekannte frei, daß nicht er, ſondern Cyrill in Zukunft mit dieſem ehrenvollen Titel betheilt zu werden verdiene.

# Hypermneſtra und Lynceus.

Dramatiſches Gedicht.

Von G. Carriſ.

# Personen.

Danaus, König zu Argos.
Hypermneſtra, eine ſeiner Töchter.
Lynceus, deſſen Bruderſohn.

Die Töchter des Danaus. Die Brüder des Lynceus. Hochzeitgäſte. Flötenſpieler. Krieger. Sclaven.

## Erſte Scene.

(Eine große Halle im Pallaſte des Danaus. Muſik und Lärmen der Gäſte ſchallt aus dem im Hintergrunde befindlichen Speiſeſaale. Nach einer Pauſe tritt aus demſelben Danaus mit ſeinen Töchtern).

Danaus.

Schon naht die Stunde; ſeh't, die Saat iſt reif,
Langt nach der Sichel, ſie zu mäh'n. Faßt Muth! —
Doch laßt auch nicht die Luft errathen, was
Zum Untergange der verhaßten Männer
Ihr tief im Buſen bergt! Seyd klug und muthig!
Ruft um den Schutz die finſtern Mächte an,
Die tief im Schlund des ſchwarzen Orkus hauſen. —
Begebt euch in die ſchmucken Brautgemächer,
Und harrt — ha, ha! der luſt'gen Bräutigame,
Die ſich's wohl nicht verſeh'n, daß ſie ſo raſch
Von Hymens Weihaltar hinweggeriſſen
In Charons Kahn zu Pluto's Pfühle müſſen. —

Vollzieht der blut'gen Rache ſüßes Werk;
Das nächſte Licht ſoll ſeine Opfer finden!

(Ab).

Hypermneſtra (für ſich).

Wie beben alle Fiebern meines Körpers!
Ein heimlich Grauen überfällt mich, eiſig
Durchrieſelt's der Gebeine Mark, gedenk'
Ich des Gebotes und des blut'gen Werkes,
Das meine ſchwache Hand mit Kühnheit ſoll
Vollbringen!

Mehrere untereinander.

Näher ſchallt der Jubelton,
Die Männer ſuchen bald ihr bräutlich Lager —
Laßt uns das Werk beginnen und beweiſen,
Das wir aus Beleus Blute ſind entſproſſen.

(Ab in verſchiedene Seitengemächer).

Hypermneſtra.

Ihr Rachegötter ſtählt mit Muth mir Arm
Und Herz; ſonſt iſt das Opfer eures Grimmes
Für euch verloren, und dem Leben fällt
Anheim, was dem Cocytus war geweiht! (Ab).

## Zweite Scene.

(Aus dem Speisesaale tritt jetzt eine Anzahl Flötenspieler, diesen folgen Sclaven mit schön verzierten Hochzeitsfackeln, dann kommen die Bräutigame, alle das Haupthaar mit Blumen und Weinlaub bekränzt, und blumenumwundene Pokale tragend, an sie schließen sich mehrere Gäste an).

### Chor.

Heil uns, Hymen winkt
An des Amors zarter Hand,
Brüder jauchzt und trinkt,
Freude schling' das süße Band!

An Cytherens üpp'ger Brust
Aus Lyäus Goldpokal
Trinkt der Staubgeborne Lust,
Schwelgt entzückt das ganze All.

Laßt des Nectars Becher klingen,
Auch die Götter stimmen ein,
Jauchzende Mänaden schlingen
Mit dem Thyrsus lust'ge Reih'n!

Heil der edlen Inachide,
Die sich jeder auserkohr,
Segen bringt im Jubelliede
Ihnen der Kamönen Chor.

Auf! ſeht Hymens Fackel winkt!
Folgt der Liebe und Natur!
Selig, wer da Wonne trinkt
Auf der Freude Roſenſpur!

(Alle zu verſchiedenen Seiten ab).

---

## Dritte Scene.

(Schön verziertes Gemach, düſter erhellt von einer Lampe, die ein goldener Löwenfuß trägt. Lynceus liegt halb entkleidet auf einem, nach Art einer Ottomane gebreiteten Lager; er iſt in tiefen Schlaf verſunken; neben ihm auf dem Boden liegt ſein Schwert und der ſeinem Haupte entfallene Blumenkranz).

Hypermneſtra
(einen Dolch in der Hand führend, tritt leiſe und ſchüchtern herein).

Da ruht er — arglos — und vertrauend auf
Des Gaſtrechts heiliges Geſetz; indeſſen
Die Nacht und Bosheit ſchwarzen Frevel ſpinnt,
Und hinterliſtig auf Verderben ſinnt.

(Tritt näher).

Er ſchläft und träumt vielleicht von ſeinem Liebchen,
Das ſich ihm naht, in der Umarmung Glut
Ihm in's ergeb'ne Herz den Dolch zu ſtoſſen. —

Soll ich's vollbringen, was des Vaters Dämon
Mit ernſtem Wort und racheluſt'gem Sinn
Mir aufgetragen? Soll das Eiſen, das
Der Eumeniden blaße Schaar durch ihn
Mir gab, der Rache traurigen Triumph
Bereiten? — Kennſt du nicht des Vaters Grimm?
Erwacht der Morgen, und es fehlt der Opfer
Nur Eines, Hypermneſtra iſt verloren.
Er gehe denn an ſeiner Brüder Hand
Die dunkle Straße, wo an Lethes Strand
Er ſich Vergeſſenheit des Lebens trinkt. —

(Zückt den Dolch, fährt zurück, ſanft).

Wie ſchön er iſt, ſein lockigt Ringelhaar
Herab die kräft'gen Schultern wall't! die Züge,
Olymp'ſche Formen, ſind gewoben nicht
Auf Erden, Götterurſprung deuten ſie!
Ich ſollte ihm des Stahles Spitze tauchen
Tief in die Bruſt, dem ſehnſuchtsvoll mein Herz
Entgegen wogt? Im Jugendſchein des Lebens,
Da wie ein ſchöner Morgentraum die Erde
Ihm dünkt, und goldne Freuden reich ihm winken,
Soll ich in Pluto's ödes Schattenhaus
Den ſchönen Jüngling ſtoſſen? — Unglückſelig
Verhängniß! Muß ich nicht? Gab mir der Grauſe
Nicht ſelbſt den Dolch? Erfaſſe Muth! — Horch! Schon
Hat deiner Schweſtern Schaar das blut'ge Werk

Gethan! Auf, ahm' ſie nach! — Hinweg! Nein, nein!
Eh' möge ſiebenfach der Todesſtoß
Mein eigen Herz zerwühlen, und das Haar
Das ſchrecklich ziſchende der Furien
In tauſend Biſſen meine Bruſt zernagen! —
Wozu des Eiſens Schärfe meiner Hand?
Der nur das Prachtgewebe iſt verwandt,
Das ſie aus Gold und Purpur ſpinnt. Der Milde
Und Menſchlichkeit nur hat mein Inn'res ſich
Geöffnet? O der Tücke des Geſchickes! —
Und welche Schuld ruht auf der Männer Bruſt,
Daß ſie die ſchwarze Rache wecke, die
Mit Dolchen lauſcht, ihr Opfer der Verweſung
Und Charons Rachen zuzuſenden! — Thät'
Ich's — weh' mir! — und müßte einſt vor des
Geſchickes dunkle Urne treten, vor
Der ernſten Richter Dreigeſtalt, wie wird
Mein Schatten ſich entſetzen, zu bekennen
Die Unthat, die ich übte. Alle Schrecken
Der losgelaſſ'nen Hölle werden mich
Umſtürmen und nach mir im Hohne grinſen,
Auf neue Martern ſinnt das finſt're Haus! —
Daß ich den ſchönen Jüngling nie geſeh'n!
Es iſt mein Arm gelähmt und Venus hat
Geſiegt; ein heimlich nagend Feuer iſt's,
Das meine Kraft verzehrt, und mich vergeſſen
Des väterlichen Schmachgebothes macht. —

Tyrann, nimm mich hin! Stahlbewährt iſt zwar
Des Mädchens ſchwache Hand, doch weich das Herz! —
Und werde mir's zur nie verſiegten Quelle
Schmerzvoller Thränen — Vater, ich vermag
Es nicht — vermag's nicht! Linceus! Linceus!

(beugt ſich weinend über Linceus hin).

Lynceus

(erhebt die Arme wie zu einer Umarmung; träumend)

Biſt du es — Hypermneſtra? — komme doch,
Des Gatten Arme ſehnen ſich nach dir!

Hypermneſtra (leiſe und erſchrocken).

Des Gatten Arme — ſehnen ſich? — Doch nicht
Den Todesſtoß zu fühlen? — Todt? — Horch — horch —
Ja, Tod und Grabesſtille ſchweigt durch der
Gewölb und Hallen finſt're Säulengänge!

(man hört ein Geräuſch, ſie fährt erſchrocken zuſammen)

Ha! — ſchon kömmt man! — verloren — ach, er iſt
Verloren! (haſtig den Lynceus beim Arme rüttelnd).
Wache auf, Belide, auf!
Hörſt du der Vögel nachtgewohnte Brut
Ein Todeslied dir ſtöhnen? — Auf und flieh

Lynceus (ſchlaftrunken).

Was ſtörſt du neidiſch meines Schlummers Ruhe,
Verſcheuchſt des Schlafgotts holde Traumgebilde?

Hypermneſtra.

Wach auf! hörſt du ſie nicht — mit blut'gem Dolch
Die Feinde nah'n? Erwach!

Lynceus (ſpringt auf).

Was kreiſcheſt du
Die Todten aus den Gräbern? — Ha, die Waffe!
Wozu das Eiſen drohend deiner Hand?

Hypermneſtra.

O forſche nicht! fort! fort! du biſt des Todes!

Lynceus (langt nach ſeinem Schwerte).

Des Todes?

Hypermneſtra.

Eil' von hier, wo ſpitz'ge Dolche
An jeder Säule deiner lauern, wo
Dich gift'ge Luft umweht, der Athemzug
Verpeſtet!

Lynceus.

Biſt du raſend? welche Furie
Hat deine Sinne dir befangen?

Hypermneſtra (ängſtlich).

Flieh'!
Du biſt verloren!

Lynceus (heftig).

Sprich, warum? Was heiſcheſt
Du Flucht im Augenblicke, wo mir Hymens
Geheiligt Feuer blinkt? — Wo lauern Dolche?

Hypermneſtra.

Horch! hörſt du das Geräuſch — das Stöhnen und
Das Ächzen? — es iſt Todesröcheln — ſchaud're —
Das Leben röcheln deine Brüder aus,
Gemordet durch der Schweſtern grauſe Hand
Im Brautgemache!

Lynceus.

Weib, was ſprichſt du da
Entſetzliches! Gedenk der Götter Macht,
Daß deinen Frevelworten nicht der Blitzſtrahl
Gerechter Rache folge!

Hypermneſtra.

Saturns Sohn
Beweg' ſein Herz, das ſtöriſch meiner Angſt
Nicht glaubt! — Vernimm, Belide! Haß durchglüht
Des Vaters Bruſt, ſein Grimm wacht über euch,
Und was des Mars Ungunſt im Kriege nicht
Vermochte, das ſoll finſt'rer Mord, entſandt
Des Orkus tiefen Schlünden. So wie ich
Iſt meiner Schweſtern jede ſtahlbewaffnet,

Euch alle zu erdolchen, auf des Vaters,
Des wildentflammten, ſchreckliches Geheiß.

Lynceus.

O welche Gräuelthat, welch' ein Entſetzen
In Juno's heil'ger Stadt, vor kaum erloſch'nen
Altären, wo der Frevler Hände Weihrauch
Mit ſünd'ger Argliſt erſt geſtreut! — Auch du —
Du wollteſt auch mich morden?

Hypermneſtra.

Wollt' ich, längſt
Wär's abgethan. — Doch Lynceus — ach, mein Herz —
Es ward erſchüttert — deiner Glieder Reiz —
Dein edles Angeſicht — ein unbekannt Gefühl
Erwacht im Buſen, und — ich weckte dich.

Lynceus.

Das war Cytherens Zauberkraft!

Hypermneſtra.

Nun flieh'!

Lynceus.

Und du? —

Hypermneſtra.

Ich bleibe! Mag der Gräßliche
Des Jammers Fülle über mich ergießen,

Mir lacht des Troſtes Labſal freundlich zu,
Daß ich zur Unthat nie den Arm gelieh'n! —
Nun eile! Des Pallaſtes Hinterpförtchen
Iſt dir geöffnet, flieh'!

Lynceus.

Ich will's auf dein
Geheiß, du Edle! Lebe wohl! Bald hörſt
Du vom Beliden Lynceus frohe Kunde.

(Eilt fort).

---

## Vierte Scene.

Hypermneſtra (allein).

Nun Götter Dank; er flieht! er iſt gerettet! —
Doch ach, nun bricht des Ungewitters Macht
Auf mich herein! Mein Leben iſt der Preis,
Um den des Gatten Leben ich erkaufte!

(wirft den Dolch, den ſie noch in der Hand hält, von ſich).

Du gräßlich Mordgewehr, o daß ich nimmer
Dich aus des Vaters Frevelhand empfangen!
Lieg' dort zum Fluch wie unſers Hauſes Glanz
Dem Fluch der dunklen Mächte iſt verfallen;
Du Werkzeug, von Erynien geſchliffen
Zum Unheil und zu Thränen und zum Fluch!

Schwer laſtet Götterzorn auf Argo's Jungfrau'n,
Seit Jo ruhte an der Bruſt des großen Zeus
Und Here's Haſſesflammen nicht der Opfer,
Nicht der Gebete ungezählte Spenden
Erſtickten. — Nur du dem Meer entſtieg'ne Göttin,
Vom Zephyr ſanft gewiegt an Cypros Ufer,
Nur du fühlſt unſern Schmerz und kehrſt in Mitleid
Dein liebeglühend Angeſicht zu Herzen,
Die deinem Tempel Glut der Roſen ſtreu'n,
Vor deinem ſüßen Bilde fleh'n um Schutz!

(man hört Geräuſch).

Man kommt! du biſt verloren, arme Braut!
So nicht der Liebesgöttin Huld dich ſchützt.

(Löſcht die Lampe aus, kniet am Lager des Lynceus, verhüllt das Geſicht mit den Händen).

---

## Fünfte Scene.

Danaus mit einigen ſeiner Töchter. Sclaven mit Fackeln.

Danaus (im Eintreten).

Ich bin's zufrieden! Schnell habt ihr den Kranz
Des Heldenruhms euch um die Stirn' geflochten.
Noch Eine Leiche, und mein Aug' ſieht ſtolz
Und triumphirend durch der Zukunft Schleier.

(befremdet)

Welch' grauſe Stille! welche Dunkelheit!
Iſt das nicht Hypermneſtra's Brautgemach?
Wo iſt ſie ſelbſt?

(läßt näher leuchten).

Was ſeh' ich? hier die Tochter!
Das Lager leer!

(rüttelt ſie am Arm' empor).

Sprich, wo iſt Lynceus Leiche?
Du ſchweigſt? — Ich ahne! Ha, Entſetzliche,
Die du mit Schreck mein männlich Herz machſt ſtarren,
Sprich, wo iſt Lynceus?

Hypermneſtra.

Fort!

Danaus.

Fort? Wie, warum?

Hypermneſtra.

Er iſt entfloh'n!

Danaus.

Wer bahnte ihm den Weg
Zur Flucht?

Hypermneſtra.

Dionen's Huld und Hymens Kraft!

Danaus.

Verruchte! glaubſt du mit der Götter Namen
Mein aufgeregt Gemüth zu bändigen,
Des Zorns empörte Lohe zu erſticken?
Du, du warſt die Verrätherin an mir,
An meines Ahnherrn ruhmbekränztem Hauſe!
Wo iſt er hin, des liſt'gen Bruders Sohn?
Wo floh er hin?

Hypermneſtra.

Es iſt mir unbekannt.
Mag Chronios mit ſtarker Hand ihn ſchützen.

Danaus.

Du ſpotteſt meiner noch? Iſt's nicht genug,
Daß du der Schande Preis mich gibſt, die Stützen
Des mächt'gen Ahnenthrons erſchütterteſt,
Indem du des Verhaßten ſchonteſt, und
Ihn heimwärts ſandteſt in Ägyptus Haus?
Iſt dir der Götter ſchwarzer Spruch entfallen,
Daß einſt ein Eidam mir den Thron ſoll rauben?
Durft' ich nur Einen ſchonen? Nimmermehr!
Sie mußten ſterben, aber du,

(zerrauft ſich die Haare)

ihr Götter
Der Unterwelt, ſeht meinen Schmerz, o ſeht
Der Racheluſt hellodernd Feu'r! Herab

Des folgenden Tages wurde mir ein Brief eingehändigt. Die Adresse war von ihm geschrieben. Ich öffnete denselben und las:

„Der Entschluß, den Sie gefaßt haben, dieser eben so grausame als unerwartete Entschluß stürzt mich in eine Lage, die ganz gewiß mein Leben kosten wird. Ich raffe alle meine Überlegung zusammen, um Ihnen ein Herz zu enthüllen, das jedem lebenden Wesen, ja selbst Ihnen verschlossen bleiben sollte. Ich will nur das sagen, was ich muß."

Marguerite, Alles verdanke ich Ihnen und doch getraue ich mich nicht, Sie daran zu erinnern. Die Wohlthaten, die Sie mir erwiesen, die Sorgfalt, die Sie mir gewidmet, waren vielleicht mit Schrecken und Abscheu gegen mich verbunden. Ich muß den Moment aus Ihrem Gedächtnisse verbannen, in welchem ich Sie zum ersten Mal sah, die Zeit, die ich mit Ihnen verlebte. Das, was ich war, darf nie wieder zwischen uns berührt werden. Vergessen wir also, wie ich Sie kennen gelernt und warum ich Sie so liebe, daß Niemand Sie mehr lieben kann. Sie haben mir zwar oft gesagt, ich wäre nur unglücklich gewesen; doch das war nur Tröstung. Und warum will man nun den entfernen, dem Sie die Thränen getrocknet, den Sie vor der Verzweiflung geschützt haben? Ich fühle, daß ich ohne Sie nicht mehr leben kann, ohne Sie gibt es kein Glück, keine Ruhe — ich wollte sagen keinen Verstand, aber ein solches Wort von mir ausgesprochen hat

einen zu ſchrecklichem Sinn. — Nein, Marguerite, ich bin verſtändig, ich werde es immer ſeyn. Ich habe Kraft genug, um die Erſchütterungen des Lebens zu ertragen Eines nur darf man nicht wagen, ich beſchwöre Sie darum, thun Sie mir nicht mehr wehe, als Sie mir Gutes gethan haben. Schenken Sie mir Ihre Liebe. Nach dem, was Sie mir Gutes gethan, dürfen Sie mich nicht mehr verſtoßen, das wäre ausgeſonnene Grauſamkeit, deren Sie nicht fähig ſind."

„Ich ende, denn mein Kopf wird heiß. Nein, Marguerite, ich täuſche mich, ich bin ruhig. Daß ich Ihnen mein Leben weihen und Sie glücklich machen möchte, habe ich lange und wohl überlegt, die Gegenwart und Zukunft dabei ins Auge gefaßt. Dieſer Antrag ſcheint mir ganz vernünftig, weil ihn ein jeder Anderer auch machen würde, der Sie einmal geſehen, der in Ihren Augen, in Ihren bezaubernden Zügen das Zarte und Himmliſche Ihrer Seele geleſen hat. Der beiliegende Brief gehört für Ihren Herrn Vater und ich erſuche Sie, ihm ſelben zu übergeben.

Ich übergab ihn. Er lautete alſo:

„Ich hoffe, mein Herr, daß Sie die Bitte nicht befremden wird, die ich an Sie wage. Ich bin Ihnen viel Dank ſchuldig und werde Ihnen noch viel Mal mehr verdanken, wenn Sie mich erhören. Ich liebe Ihr Fräulein Tochter. Sie wußte bis heute nicht, was ich für ſie empfinde. Ich durfte es ihr und Ihnen nur zugleich geſtehen.

Mein Vermögen ist beträchtlich, ich stamme aus einer achtbaren Familie, wie Sie wissen; Sie kennen meinen Charakter und meine Empfindungen. Ich war bei Ihnen wie das Kind im Hause. Wollen Sie, daß ich es immer bleibe?"

Nachdem mein Vater diesen und auch meinen Brief gelesen hatte, den ich ihm gab, schwieg er einen Augenblick und sah mich zwar fest, aber doch mild und gut an. — „Wie machen wir es, sprach er, um ihn zu schonen?"

Ich schwieg. — „Wie kann man da zaudern, mein Kind, fuhr er fort. Ich weiß zwar, was dir die Sanftmuth deines Herzens eingibt, allein mir erlaubt die Vaterpflicht kein Bedenken. Das Leben meines theuren Kindes, meiner überaus geliebten Marguerite diesem Unglücklichen opfern, den ich trotz so vieler Sorgfalt nicht herstellen konnte. Mich schaudert vor dem Gedanken. Ich würde ihn an Verrücktheit übertreffen, könnte ich diesen Gedanken nur Einen Augenblick Raum geben."

Ich blieb stumm und niedergeschlagen. Nichts hätte mir auch nur Ein Wort entlocken können. Ich weiß nicht, welcher Trieb, welche innere Überzeugung mir gleichsam die Gewißheit gab, daß ich keine Gefahr laufen würde, wenn ich mich mit ihm verbände, daß man ihn verderbe, indem man ihm den einzigen Glückswurf versagte. Wie aber das alles behaupten gegen die Wahrscheinlichkeit, den Verstand und augenscheinliche Gewißheit? Wie meinem

Vater ſagen, der ſo klug ſo verſtändig und ſo gut gegen mich war?

Er beſuchte den jungen Mann, um ihm zu ſagen, daß ſchon eine anderweitige Verbindung angeknüpft ſey, daß er ſchon ſeit lange einer andern Familie ſein Wort gegeben habe. Doch dieſe Vorſicht milderte keineswegs ſeine abſchlägige Antwort. Ohne in das Detail einzugehen geſtand mir mein Vater, daß der Auftritt ſtürmiſch war. Ich lebte in einer ſtets wachſenden Angſt.

In Kurzem erfuhr ich auch, daß ſich bei dem jungen Manne neue Anfälle von raſendem Wahnſinn eingeſtellt hatten. Ich fragte meinen Vater, was er davon wußte. — „Leider iſt es nur zu wahr, ſprach er, ich war darauf gefaßt. Ich will ihn nicht beſuchen, meine Gegenwart würde ihn zu ſehr angreifen. Auch kann von ſeiner Wiederaufnahme unter meinen Kranken keine Rede ſeyn. Aber ich erkundige mich ſorgfältig über ſeinen Zuſtand. Seine Domeſtiquen müſſen mir über Alles Rechenſchaft geben. Ich verordne, was zu geſchehen hat und werde ihn, wenn, wie ich fürchte, ſeine Geiſtesabweſenheit unglücklicherweiſe längere Zeit anhalten ſollte, in ein 20 Meilen von hier entferntes Hoſpital transportiren laſſen; ich kenne den dirigirenden Arzt ſehr genau, er wird dort gut aufgehoben ſeyn.

Dieſe Vorſicht, dieſes froſtige Wohlwollen ſchüchterten mich ein und nöthigten mich zu ſchweigen. Ich wagte es nicht, mich meinen Gefühlen hinzugeben. Übrigens worin

beſtanden meine Gefühle? Was hätte ich ſagen, was verlangen können? Eine kurze Überlegung belehrte mich, daß gegen den Willen der Vorſehung nicht anzukämpfen ſey. Ich flehte zu Gott, ich bat um ein Wunder, ich träumte mir Gewährung meiner Bitte, ich warf mich der Hoffnung in die Arme. Ich war ſchmerzhaft bewegt, wenn ich mir ſelbſt überlaſſen war, ich wurde ruhig, hatte ich im Gebeth die göttliche Gnade angefleht.

Eines Tages war ich ausgegangen und promenirte traurig außerhalb der Stadt, als ich plötzlich unſern Freund erblickte, den man um friſche Luft zu ſchöpfen in einem ruhigen und lichten Augenblicke herausgeführt hatte. Er befand ſich zwiſchen zwei Dienern, die ihn ſtets beobachteten. Sein Anblick machte auf mich einen furchtbaren Eindruck. Seine Haare waren lang gewachſen und hingen verwirrt um den Kopf, und ſeine Augen ſtanden ſtarr und weit offen.

Sein Blick fiel auf mich. Eine Art Scham malte ſich auf ſeinem Geſichte Er fühlte ſich gedemüthigt, ſo vor mir zu erſcheinen. Doch ermuthigte er ſich wieder bei dem Ton meiner Stimme. Ich war ſehr verwirrt und wußte nicht, was ich mit ihm ſprechen ſollte. Ich fürchtete mehr den Kummer als den Nachtheil, den ich ihm verurſachen konnte, an ſeine Geiſteszerrüttung dachte ich gar nicht.

Nach einigen mühſam hervorgeſuchten Redensarten

schien er über die Verwirrung und Verlegenheit obzusiegen, in welcher wir uns befanden.

— „Nun denn, sprach er, Sie haben mich also verdammt? so groß auch meine Hoffnung, und so stark mein Vertrauen war! Es mußte nur zu wahr seyn, daß ich nicht hergestellt war, da ich einen so seltsamen Vorschlag thun konnte. Einen Narren heirathen! „und er schlug ein fürchterliches Gelächter auf.

— Hab' ich es wohl um Sie verdient, erwiederte ich, daß Sie so mit mir sprechen? Haben Sie nicht meine volle Zuneigung gesehen?

— „Ihre Güte, Ihr Mitleid, Ihre Nächstenliebe, ja; aber innige Zuneigung — ach, man kann für mich keine haben, man kümmert sich bloß um mich, man erfüllt bloß eine Pflicht, die Menschlichkeit und Religion auferlegen, aber das ist auch alles, und selbst dessen wird man bald müde. Ich wurde hinausgestossen, verbannt. Selbst Sie, die Sie so gut, so fromm sind, haben Ihre Thüre dem Unglücklichen verschlossen. Sagen Sie mir, wer trägt die Schuld, wenn ich wieder in diesen schrecklichen Zustand verfalle?"

Das war zu viel, ich konnte meine Aufregung nicht mehr bemeistern und brach in lautes Schluchzen aus. Er hatte sich erholt, er erhob das Haupt, sein Auge funkelte.

„Ich bin ungerecht und grausam, fuhr er fort. Nicht Sie haben mich verschmäht, nicht Sie haben meinen Tod gewollt; nein, Sie wären nie so hart gewesen. Ich habe bei Ihnen Gefühle geahnt, die mir die

Danaus (prallt zurück).

Ha, verfolgst
Du Ungeheuer mich auch hier?

Hypermneſtra.

Errette
Mich aus der Macht des Wütherich.

(ſinkt erſchöpft den Sclaven in die Arme).

Lynceus (zieht das Schwert).

Was fiel
Hier vor? (zu Danaus) was ſoll das Schwert in deiner Hand?

Danaus.

Dein Blut ſoll's trinken!

(dringt ein gegen ihn).

Lynceus.

Sieh dich vor; ich ſchleudre
Den Fluch zurück dir auf dein eigen Haupt.

(ſie kämpfen; nach einer Weile fällt Danaus).

Danaus.

Das hat getroffen! Doch nicht du, das Schickſal
Errang den Sieg! — Dir fluch' ich tauſendfach
Des Elends finſtre Stürme; fluche dir',

Du gift'ge Höllentochter Hypermneſtra,
Du böſes Schirlingskraut von allem Unheil!
Den Göttern Fluch, die mein Verderben ſpannen!
Verflucht die Lüfte, die ihr ſaugt, ihr Stolzen,
Und euch des Sieges freut: dem Athem Fluch,
Den ich noch ſchöpfe!

Hypermneſtra (hat ſich erholt).

Vater, haltet ein
Mit ſolchem Frevelfluch!

Danaus.

Verſchling', o Erde,
Mich tief im dunklen Schooß, daß ich die Viper,
Die „Vater" mich benennt, nicht ziſchen höre!

Lynceus (zu Hypermneſtra).

Laß ihn; ein blutig Opfer der gerechten Rache
Sank er in Staub hin; Wahnſinn hat ſein Herz
Umflort!

Danaus (ſchwach).

Der Pfeil verwundet doppelt, wenn
Ihn Spott geſchärft. Fluch Euch und mir!
(wendet ſein Geſicht zur Erde).

Lynceus (zu Hypermneſtra).

Als dein
Befreier ſteh' ich denn vor dir; mit Dank,

Mit Lieb' und Ehr' erſtattend, was du zärtlich
Als Schuld auf meine Seele band'ſt. Nicht nutzlos
Haſt du, Geliebte, mein geſchont, und Ruhm
Und Pracht und Herrlichkeit ſoll dir zum Lohn
In unverſiegter Quelle wuchern für
Das Leid, das du um meinetwillen bis
Zur Stunde trugſt!

Hypermneſtra (an ſeiner Bruſt).

Wie glücklich bin ich nun,
Vergeſſen iſt der Leiden ſchwere Zahl.

Danaus (ſehr ſchwach).

Doch meinen Fluch wäſcht Lethes Born nicht ab.

(ſtirbt).

Lynceus.

Er hat ſein geifernd Leben ausgerungen!
O laß uns eilen von dem Ort des Grauen,
Ein Wohnſitz für Megäre nur und
Des ſchwarzen Reiches böſe Larven! —
(zu den Sclaven) Folgt!

(Alle ab).

## Neunte Scene.

(Eine große königliche Halle, in der Mitte ein vergoldeter Thron).

Hofleute, Krieger (ſtehen zahlreich verſammelt.)

Chor.

Heil ihm, dem der Sieg gelungen,
Der den Schmuck des Lorbeers fand,
Muthig ſich den Thron errungen
Und ſich Ruhm zum Kranze wand.

Lynceus führt Hypermneſtra herein.

Lynceus.

Beſteig' mit mir den Herrſcherthron von Argos,
Mein Schwert erwarb ihn ſiegreich mir; doch dir
Erſtatt' ich glanzvoll ihn zurück, ich grüße
Der Erſte dich als Argos Königin!

Alle.

Dem großen Herrſcherpaare Heil!

Hypermneſtra
(welche Lynceus mit ſich die Stufen des Thrones hinaufführt).

O Lynceus,
Wie faſſe ich mein Glück? Vor Kurzem noch
Von Kerkernacht und Graun und Schmach umfloſſen,

In einem uferloſen Jammermeer,
Von keinem Hoffnungsſternlein je geleitet
Steh' ich erhöht zum bunten Glanz, zur Macht.

Lynceus.

Der Tugendgenius hat dich hierher
Geleitet.

Hypermneſtra.

Nur des Vaters grauſer Fluch
Beengt die bange Bruſt mir.

Lynceus.

Faſſe Muth!
Es iſt uns Here hold und Cypria!
Durch ihrer Milde ſüße Zauberſpenden
Verwandelt Fluch ſich um in reichen Segen,
Und freundlich fließt durch Blumenau'n das Leben!

Chor.

Heil und Segen
Ström' entgegen
Ihnen auf der Erdenbahn,
Und zur Wonne
Strahl' die Sonne
Lieblich ihrem Lebenskahn!

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Kupfererklärung . . . . . | |
| Die ſeltſame Maske. Novelle von C. G. Ritter v. Leitner | 5 |
| Das Kind in der Wolfsſchlucht. Ballade. Von Johann N. Vogl . . . . . | 34 |
| Imre. Novelle von Auguſt Schmidt . . . . | 37 |
| Die Bettlerkirche. Ballade von Johann N. Vogl . | 95 |
| Marlborough's erſte Liebe. Erzählung von Franz Hitzinger | 101 |
| Der Strelitze. Von J. J. Hannuſch . . . . | 134 |
| Das Bild. Von Karlopago . . . . . | 139 |
| Die Erſcheinung. Magyariſche Novelle von Bernh. Jäckle | 142 |
| Vom Meere. Von Andr. Schumacher . . . . | 173 |
| Kraft oder Schwäche. Novelle von Wilhelm von Lüdemann . . . . . | 176 |
| Die Magier. (Fragment aus dem größeren Gedichte Ahasverus.) Von Chriſt. Kuffner . . | 237 |
| Das alte Schloß. Aus dem Tagebuche eines Reiſenden. | 255 |
| Unſtetes Treiben. Von Ant. Panaſch . . . . | 293 |
| Der Meiſterlügner. Slavoniſches Mährchen. Von Joh. N. Vogl . . . . . | 300 |
| Hypermneſtra und Lynceus. Dramatiſches Gedicht. Von G. Carril . . . . . | 321 |

LEHMANN'SCH[E] LEIHB[IBLIOTHEK] in E[…]

Mexler del.  Prof. Beyer sc.

KLARA.

Frauenlob.
Taschenbuch
für das Jahr
1838.
Von
Joh. N. Vogl.
auf Kosten des Herausgebers der Vesta.
Gedruckt von Franz Ludwig.
WIEN.

# Frauenlob.

## Taſchenbuch für das Jahr

## 1838.

Vierter Jahrgang.

Ich lob die Frauen früh und spat,
Ihr Lob das will ich immer mehren;
Ein Mann der Frauen Huld nit hat,
Denn wollt ich fürbas mit Gesang hie letzen,
Ich lob die werthen Frauen zart,
Sie können uns wohl alles Leids ergetzen.

Heinrich Frauenlob.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Yf 651 - 4. 1838

# Frauenwerth.

Novelle von

Bernd von Guseck.

LEHMANN'SCHE LEIHBIBLIOTHEK in ERFURT.

1.

Es war ungewöhnlich leer in André's Kaffeehause. Der schneidende Herbstwind, welcher unerbittlich der Lindenallée die letzten Blätter aus den Zweigen riß, mochte wohl die Spaziergänger von der Promenade gefegt haben, deren Ziel das stark besuchte Café du Nord mit dem elegan-ten Spiegelsalon, mit dem besten Billard der Residenz, mit der reichsten Auswahl von Tagesblättern war. Georges und François hatten die wenigen Stammgäste versorgt, denen kein Wetter den Gang zum Kaffeehause vereiteln konnte, weil er unerläßlich zu ihrer Tagesordnung gehörte, und lehnten nun müßig an der hohen Glasthüre, wie ein Paar Wappenhalter.

Garçon! tönte es plötzlich im dröhnenden Basse aus dem Lesekabinet. Beide flogen. Es war die Stimme des

Gefürchteten, welcher ſchon ſeit Begründung des Kaffeehauſes ſeinen Platz am Fenſter, ſeinen eigenen Fauteuil — denn Rohrſtühle verachtete er tief — und das Recht hatte, vor allen Andern bedient zu werden. Er hatte dieß Recht energiſch errungen und wußte es mit Anſehen zu behaupten.

Ich rief nur Einen! ſagte der junge ſtattliche Mann verdrießlich, als die beiden Aufwärter in gebogener Haltung nach ſeinen Befehlen fragten. Wo iſt das Morgenblatt?

Beide erſchracken und ſahen ſuchend umher. Es gehörte auch zu den Prärogativen des Fauteuils, daß Niemand die vier oder fünf Journale, welche der Inhaber desſelben nur las, eher bekommen durfte, bis er ſie durchflogen, gleichſam ihre Crême abgeſchlürft hatte. Eine Verletzung dieſer verjährten Anmaßung bedrohte das Café du Nord mit dem Verluſte ſeines einträglichſten Gaſtes. Darum ſuchten François und Georges mit dem größten Eifer nach dem verſchwundenen Morgenblatte, bis ſie es endlich in der Hand eines Mannes erblickten, der nachläſſig ſeine Beine von ſich geſtreckt hatte und das Journal durchblätterte. François ſtellte ſich vor ihn hin und huſtete, der Leſende ließ ſich nicht ſtören. — Mein Herr flüſterte endlich der verlegene Garçon. — Der Fremde ſah ihn mit fragenden Augen groß an. — Sie entſchuldigen, wenn ich Sie um das Journal bitte, ſagte François beſcheiden. — Ich entſchuldige das, aber ich ſchlage Ihr Ge-

fuch ab, erwiederte der Fremde lachend. Was fällt ihnen ein? Ich habe das Blatt noch nicht ausgelesen.

Erlauben Sie, versetzte der hinzutretende Georges. Jener Herr bekommt es stets zuerst. Es ist die Sitte dieses Hauses.

Mein Freund, erwiederte der Fremde, dieß Haus muß sich nach den Sitten seiner Besucher richten. Ich pflege nicht zurückzutreten, wenn ich vorn stehe. Mich interessirt das Journal, ich bin de facto im Besitze desselben und werde es mit der Zeit schon jenem Herrn überantworten.

Verlegen sahen sich die beiden Aufwärter an. Der starke Herr hatte alles gehört, er stand auf, knöpfte seinen braunen Rock zu und ging gerade zu dem Fremden hinüber, der sich die Brille zurecht schob und ihm ruhig entgegensah.

Ich muß Ihnen bemerklich machen, mein Herr, begann Jener, daß ich dafür bezahlt habe, dieß Blatt vorzugsweise zuerst zu lesen und nicht gesonnen bin, mein wohlerworbenes Recht aufzugeben. Sie werden also mir.—

Der Fremde hatte den Sprecher verwundert betrachtet, jetzt brach er in ein lautes Gelächter aus, das dem gereizten Gegner sowohl, als allen Zuhörern wie eine frevelhafte Herausforderung erschien. Aber ehe der Beleidigte, dessen Gesicht brauner als sein Sürtout geworden war, zu Worten kam, rief der Fremde lustig, indem er sich mit den gespreizten Fingern durch die Haare fuhr: O Wie-

derſehn! Einzig, koſtbar! Menſch, kennſt du mich nicht? Zwanzig Jahre ſind zwar lang, aber ich habe mich doch nicht ſo verändert, wie du. Kennſt du mich denn gar nicht, Renzow?

Dieſer war durch die Anrede betroffen und ſtrengte ſein Gedächtniß vergebens an, aus dem Stammbuche der Erinnerung des Fremden Bild hervorzuſuchen. — Ich glaube die Ehre zu haben, brummte er, kann mich aber in dieſem Augenblicke wirklich nicht genau Ihres werthen Namens —

Unmöglich! rief der Andere. Deines alten Stubenburſchen nicht, deines Pylades, deines Schattens, mit dem es freilich dann gegangen, wie dem Peter Schlemihl, da er dir abhanden gekommen iſt? Renzow, beſinne dich doch.

Schirmer! ſagte der Braune im gedehnten Tone. Du biſt es, wahrhaftig. Wir haben uns lange nicht geſehen.

Schirmer faßte die dargebothene Hand ſeines Jugendfreundes und ſchüttelte ſie herzhaft. — Mir konnte doch in dieſer Steinmaſſe von Reſidenz keine größere Freude begegnen, rief er, als daß ich dich ſo unverhoft wieder fand! Nun komme nur gleich mit, daß ich dir meine Frau und Kinder vorſtelle

Frau und Kinder! ſagte Renzow zurücktretend. Biſt du ſchon verheirathet? Was Teufel!

Nun, wenn ich's noch nicht wäre, möchte es wohl

zu spät geworden seyn, lachte Schirmer. Ich habe schon eine erwachsene Tochter.

Renzow schüttelte den Kopf. Und fühlst dich wohl dabei? fragte er. Doch ja, du bist der ewig Zufriedene.

Überzeuge dich selbst, erwiederte Schirmer, nach dem Hute greifend. Renzow folgte langsam seinem Beispiele. Sie verließen das Kaffeehaus, in welchem nun die Zurückbleibenden über sie laut wurden.

Schade daß der Baron nicht zu Händeln kam, sagte ein hagerer Mensch, der schon mehrere Stunden an seiner Tasse Kaffee schlürfte und nebenbei die Journale Behufs eigener Dichtungen plünderte. Jammerschade! der Fremde schien mir gerade der Mann zu seyn, den aristokratischen Stolz zu demüthigen. Sind wir hier eine freie Congregation zu friedlichem Genusse vereinigt und sollen uns von den Launen des Griesgrams tyranniſiren lassen? Er bekommt stets zuerst, Alles fliegt, wenn er nur mit den Augen winkt, wir können uns lungenkrank schreien, ehe man Notiz von uns nimmt Ich hätte gern gesehen, wenn der hochnasige Freiherr etwas geduckt worden wäre.

Mir kommt er nicht wieder! sprach ein kleiner verwachsener Mann, der sehr modisch gekleidet war. Man muß nur zu imponiren wissen!

Sehr wahr, Herr von Loden, versetzte der Dritte lächelnd. Mit Ihnen bindet überhaupt Niemand gern an. Ich theile heute Ihre beiderseitige Indignation gegen den

Freiherrn um so mehr, als er jetzt das Glück genießt, einer wahren Huldgöttin vorgestellt zu werden.

Huldgöttin, was? rief der hagere Dichter begierig, indem er den Griffel, der eben die Wiener-Theaterzeitung bestahl, sinken ließ. Woher wissen Sie, bester Ellheim? Erklären Sie!

Der Fremde, der unsern Baron mitnahm, sagte Ellheim, wohnt im Hôtel de Londres, mir gegenüber. Der Mann ist nicht schön, das haben Sie gesehen, eine kleine unansehnliche Figur, ganz Kopf und Beine. Die Frau Gemalin sind nicht mehr jung, also ganz außer dem Bereich meiner Beobachtung, aber die Tochter! Ich habe mir den Kopf, mit beiden Händen gehalten, um nicht am offenen Fenster schwindlich zu werden, und noch jetzt frage ich, wie ist es möglich, daß ein Krähenpaar solch ein Wunder der Natur erzielen konnte?

Herr von Loden zog sein bartumstarrtes Kinn in die Halsbinde zurück und rieb sich die Hände. Im Hôtel de Londres, sagen Sie? fragte er angelegentlich. Und — wissen Sie etwas Näheres über Stand und Character und sonstige Verhältnisse des Fremden? Ist er mit Extrapost gekommen oder mit eigenen Pferden? Er scheint ein joovialer Mann, sehr umgänglich. Ein Ausländer wohl?

Ellheim zuckte die Achseln. Ich hatte wenig Interesse, darnach zu forschen, sagte er. Mir war die Tochter genug.

Loden sann eine Weile nach, dann rief er plötzlich:

Garçon, den Theaterzettel! — „Der Traum ein Leben!" Gewiß, gewiß! Leben Sie wohl, meine Herrn.

Ich bitte Sie, Herr von Koben, rief der Dichter ärgerlich, Sie wollen doch nicht ins Theater? Das Stück ist ja von Grillparzer.

Ei, ei, Herr Doctor, versetzte Ellheim, haben Sie vergessen, daß es Grillparzer war, von dem Lord Byron sagte: sein Name ist schwer, aber es wird der Nachwelt nichts helfen, sie muß ihn aussprechen lernen. Ich rathe Ihnen als Freund, lassen Sie wohlbegründeten Ruf unangetastet — häuptlings gegen feste Thürme zu rennen ist gefährlich.

Sie jammern mich! erwiederte der Dichter hohnlächelnd. Man sieht, daß Sie nur von fern einen Blick nach der Literatur geworfen haben und noch der alten zopftragenden Schule angehören. Welcher Ruf ist heut zu Tage festbegründet? Welches Haupt so hoch, daß nicht die kühne Hand der Jugend ihm den Lorbeerkranz abnehmen könne, um Blatt für Blatt zu prüfen, ob es verdient getragen wird? Autoritäten gibt es nicht. Was gilt mir Byrons Wort, der seinen Maaßstab an Grillparzer legt? Byron ist kein echter Dichter, darum hat er auch kein Urtheil über Dichterwerth. Einen festen Thurm nennen Sie den Ruf? Zeigen Sie mir einen solchen Thurm. Sind sie nicht alle untergraben und umgestürzt von der jungen Kraft, welche sich daran eben gestählt hat? Und mit Recht mußten die alten Thürme fallen, das Volk trieb eine Art

Idolatrie mit ihnen — wir besitzen noch keinen echten Dichter, weder in, noch außer Deutschland.

Was rief Ellheim entrüstet. Schiller und Göthe? Homer, Dante, Shakspeare, Calderon? — Doch ich ereifere mich umsonst, Sie haben ja die Lorbeerkränze dieser abgöttisch verehrten Häupter visitirt und für unrechtmäßig befunden. Dem echten Dichter steht allerdings das Urtheil über Dichterwerth zu und der Laie muß sich bescheiden, um so mehr, da er einen Zopf trägt, wenn auch nur inwendig, wie vor einiger Zeit ein geistreicher Beobachter Ihrer Partei an manchen Individuen bemerkt haben will.

Der Dichter biß sich in die schmalen Lippen. Danken sie ihrem Schöpfer, erwiederte er, daß Sie kein öffentlicher Character sind. Sie sollten mich nicht ungestraft reizen, meine Feder ist scharf und hat schon manche schmerzhafte Wunde geschlagen. Aber wer kennt Sie, wenn ich Sie auch verfolge? Wer kennt den Herrn Ellheim, als etwa sein Wirth oder sein Schneider oder wem er sich sonst ein theures Andenken gebracht hat?

Herr Helfenbrecht: das fordert Blut, rief Ellheim mit scheinbarem Ernste. Blut oder Beulen! Secundiren Sie mich, Herr von Loden?

Loden hatte die Scene mit großer Kaltblütigkeit angehöret, jetzt warf er sich in die Brust und sagte: Abgemacht! Nun kein Wort mehr zwischen den Partheien! als durch Secundanten. Begleiten Sie mich Herr Ell-

heim? Vielleicht finden wir Ihre schöne Fremde im Theater. — Beide gingen und ließen den Dichter mit seinem Grolle zurück, er war aber fest entschlossen, sich weder zu Blut, noch zu Beulen, zu verstehen und trat, als kaum der folgende Morgen graute eine nothwendige Reise an.

Schirmer führte den wiedergefundenen Freund nach dem Gasthofe, wo er die Seinigen zurückgelassen hatte. Sie sprachen unterwegs viel von alten Zeiten und standen oft still im Feuer der Rede, daß es den Vorübergehenden auffiel. Schirmer konnte sich nicht genug wundern, welche Veränderung mit dem sonst so lebensfrohen Geiste seines Renzow vorgegangen war. Das Leben mußte ihm arg mitgespielt haben, daß er so unzufrieden in die Welt sah und sich über nichts freuen konnte — auch Renzow verwunderte sich über Schirmer, daß er so alt war und noch jugendliche Ansichten, sanguinische Hoffnungen hatte, daß er Alles so schön und gut fand und über nichts ärgerlich wurde. Als Beide die Treppe im Hôtel hinaufstiegen, waren sie sich fremder, als im ersten Augenblicke des Wiedersehens. Schirmer ließ die Thür seines Zimmers auf, schob Renzow hinein und rief den verwunderten Seinigen zu: Da bringe ich euch einen alten Freund, dessen Namen ihr schon kennt, meinen Renzow. Ohne Komplimente, Kinder. Ich kann die Komplimente nicht leiden, Renzow. Das ist meine Frau, das sind meine Töchter, leg' ab, setz' dich und steck' dir eine Pfeife an, wir bleiben hier den Abend zusammen. — Der Baron murmelte

eine Entſchuldigung und ſprach von Geſchäften, aber Schirmer wollte nichts hören, ſeine Frau fügte ein Paar freundlich einladende Worte hinzu und Renzow blieb, ſo drückend übrigens dem Hageſtolz die Geſellſchaft der Damen war. Schirmer führte Anfangs die Unterhaltung faſt allein, er erzählte unaufgefordert dem Freunde, wie er nach dem Abgange von der Univerſität — ſeit welcher Zeit ſie ſich nicht geſehen hatten — einige Jahre ohne Ausſicht geweſen ſey, wie er endlich durch ſeine Arbeiten empfohlen eine kleine Anſtellung erhalten habe und bald raſch befördert worden ſey, ſo daß er jetzt als Rath ein höchſt ſorgenfreies Leben führe; wie er ſeine Gattin kennen und lieben gelernt und nichts mehr wünſche, als den Fortbeſtand ſeines Glückes. Es war eine Alltagsgeſchichte, einfach vorgetragen, doch vernahm ſie Renzow mit Antheil und gewann es endlich über ſich, die Angehörigen ſeines Freundes mit prüfenden Blicken zu betrachten. Die Mutter hatte nichts Ausgezeichnetes in ihrer Bildung, ein ſanftes Antlitz, gutmüthige Augen, wohl erhaltene Zähne. Sie konnte einſt ſchön geweſen ſeyn, Hände und Füße waren es noch. Was den Baron beſondere an ihr gefiel, war die ausnehmende Sauberkeit ihres Anzuges, ihr blendendes Weißzeug — er liebte das an ſeiner eigenen Perſon. Die älteſte Tochter nahm ſeine Aufmerkſamkeit länger in Anſpruch, ſie hatte ſehr edle Züge, ein geiſtreiches Auge, eine hohe ſchlanke Geſtalt. Die Jüngſte

war noch zu sehr Kind, und Renzow zu wenig Kinderfreund, als daß er sie beachtet hätte.

Nun ist die Reihe zu berichten an dir, sagte Schirmer, als er seine Erzählung beschlossen hatte. Frei und offen, Renzow! Du bist hier nicht unter Fremden, die Meinigen kennen dich längst, wenn sie dich auch bis heute nicht gesehen haben. Wir nehmen den herzlichsten Antheil an Allen, was dich betrifft. Also fang an.

Renzow hustete stark, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihm etwas Widerwärtiges begegnete. Erlaß mir die Mühe, Langeweile zu verursachen, sagte er. Mir ist nichts Sonderliches widerfahren, wenigstens hat man Alles schon hundertmal an Andern erlebt. Ich bin gesund geblieben, habe nie gedarbt und bin zu mancher Einsicht gekommen, damit ist die Geschichte zu Ende.

So? rief Schirmer. Damit sollen wir zufrieden seyn? Man will zwar mit Recht Prägnanz, schlagende Kürze des Berichts, du übertreibst es jedoch. Oder verlangst du, daß man dir dein Schicksal durch Fragen ablocke? Auch gut! Also gleich ad rem: Warum hast du nicht geheirathet?

Die Damen lächelten, aber der Baron hustete stärker wie zuvor. — Heirathet es sich denn gleich ohne Weiters? antwortete er, sich zum Scherze zwingend. Zum Heirathen gehören doch immer zwei und ich gestehe, daß ich meine zweite nicht gefunden habe, weil ich nicht auf das Heirathen ausging.

Höchſt unrecht Freund; verſetzte Schirmer lebhaft. So lange man jung iſt, ſoll man nicht darauf ausgehen, wenn es ſich nicht von ſelbſt macht, aber ehe die Herbſttage kommen, muß man daran denken, und wenn man nicht aus Liebe heirathet, muß man es alsdann aus Gründen der Vernunft thun. Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, am wenigſten im Winter. Du mußt jeden Falls noch heirathen. — Der Baron verzog ſein Geſicht zum ſatyriſchen Lächeln und fuhr mit der Hand bedeutſam über die Stirne, Schirmer lachte. — Du ſcheinſt nicht die beſte Meinung vom ſchönen Geſchlechte zu haben, ſagte er. Ich warne dich vor einer Fehde mit Klara, ſie nimmt jederzeit kampfluſtig den Handſchuh auf, den man den Frauen hinwirft.

Klara erröthete und ſprach: Ich wehre nur ungerechte Angriffe ab. Herr von Renzow hat uns ja nicht beleidigt.

Wie? Er verſchmäht dein ganzes Geſchlecht, rief Schirmer, er findet in der ganzen weiblichen Welt keine Einzige ſeines Herzens würdig, iſt das nicht Beleidigung? Du mußt ihn bekehren, Klara, und meine Hausehre mag ein bureau de mariage zu Renzows Gunſten aufſchlagen, es ſoll ja der Frauen höchſtes Gaudium ſeyn.

Du biſt ſehr gütig, ſagte die Räthin. Ich möchte aber deinem Vertrauen nicht entſprechen können. — Das iſt auch eine von den falſchen Beſchuldigungen unſers Ge-

ſchlechts, äußerte Klara. — Der Baron hätte gern das Thema abgebrochen, aber Schirmer ließ nicht nach. — Du mußt noch heirathen, wiederholte er. Beſſer ſpät, als nie. Ich ſage dir, du wirſt ein ganz anderer Menſch werden, wirſt dem Leben eine ganz neue Seite abgewinnen.

Auch eine beſſere? warf der Baron dazwiſchen. Ich habe ſo viel abſchreckende Beiſpiele vor Augen, daß ich kopfſcheu geworden bin.

Ja, wenn du von denen auf das Allgemeine urtheilen willſt, haſt du Unrecht, erwiederte Schirmer. Die ſtillen glücklichen Ehen werden nicht bemerkt, man achtet nicht auf ſie. Gutes zu reden, behaupten viele Menſchen, ſey langweilig, darum ſuchen ſie immer Fehler und Blößen und ein rechtes Feſt bereitet ihnen ein eheliches Ärgerniß, wenn ſie es zum öffentlichen machen. Junge liederliche Scribenten thun das ihrige die Frauen zu verunglimpfen — ich behaupte, wenn die Frauen ſchlechter werden, ſind die Männer Schuld. Unſre germaniſchen Vorfahren hielten die Frauen hoch und heilig und ſie waren es auch.

Klara's Augen ſtrahlten, ſie küßte ihrem Vater die Hand. Der Baron wußte nicht recht, was er ſagen ſollte, und die Räthin gab dem Geſpräche fein eine andere Wendung.

Wo wohnſt du? Wie lebſt du? fragte Schirmer im Laufe des Abends. Renzow nannte ſeine Wohnung

und berührte kurz, daß er eigentlich ein Gasthofsleben führe. Schirmer tadelte das heftig. — Auch als Junggesell kann man sich eine Art Häuslichkeit gründen, sagte er, man muß nur Sinn und Liebe dafür haben. Jetzt bist du zufrieden mit deinem Leben, aber werde nur einmal krank dann wirst du erst einsehen lernen, was dir fehlt.

Zufrieden bin ich eben nicht, murrte der Baron. Unsre Einrichtung der Hôtels, unsre Cafés, unsre Tables d'hôte — es ist ein wahrer Jammer. Nur denke ich mir eine eigene Wirthschaft noch elender, — gefällt mir's jetzt hier nicht, so gehe ich wo anders hin, aber wenn ich mir eine böse Sieben von Haushälterin aufgeladen hätte, dann wär' ich gebunden. Es gibt keine freundliche Köchin, das Feuer macht Alle böse. Übrigens bin ich so wenig zu Hause.

Lebst du denn ganz in otio? fragte Schirmer. Hast du denn gar kein Geschäft? Etwas thun mußt du doch.

Mein Mündel verursacht mir zuweilen Schreiberei, sonst bin ich absoluter Herr meiner Zeit, erwiederte Renzow. Beschäftigung, o ja! Es ist nur Alles ohne Zweck, ohne Nutzen. Nur, daß der Tag verbracht wird. Im Grunde geht's Jedem so.

Ei warum nicht gar! rief Schirmer. Was hast du für abgestorbene Ansichten, nimm mir's nicht übel. Wer die Zeit todtschlägt, sagt Young, tödtet eine Gottheit, die nur nicht angebetet wird. Arbeiten, Wirken, Schaffen ist des Mannes Beruf. Du hast ein Mündel, welche schöne

Gelegenheit, Gutes zu ſtiften, bietet ſich dir ſo viel. Du ſorgſt für ſein zeitliches Wohl durch treue Haushaltung, du gibſt ihm gute Lehren, du leiteſt ihn auf der Bahn des Rechten, du ſuchſt ſeinen Geiſt zu bilden!

Ach was! brummte der Baron, da hätte ich viel zu thun. Ich verwalte ſein Vermögen, damit baſta! Wollt' ich den Jungen bändigen und in Zucht und Ordnung halten, ich müßte meine ganze Ruhe aufopfern. Den Kopf ſetze ich ihm zu recht, wenn es ſich trifft; will er nicht hören, iſt es ſeine eigene Schuld.

Schirmer ſchüttelte den Kopf. Du entwickelſt einen Egoismus, ſagte er, den ich nicht in dir geſucht hätte. Wie heißt dein Mündel?

Julian Treilhac. Sein Vater war ein emigrirter Graf, der ein bedeutendes Vermögen aus Frankreich gerettet hatte, ſich hier verheirathete und niederließ. Die Mutter war eine Verwandte von mir, und als ſie ihrem Manne nachſtarb, empfahl ſie mir den Jungen. Er iſt nun bald mündig, Gott ſey Dank!

Klara ſah den eigenſüchtigen Mann mit einem Blicke an, in welchem ſich Staunen und Unwillen miſchten, Schirmer blies ſtarke Rauchwolken aus ſeiner Pfeife und ſprach kein Wort, ſeine Frau mußte wieder ablenkend eintreten, ſie erzählte, daß in der Nähe eine Verwandte von ihr, welche ſie früher kennen gelernt und lieb gewonnen habe, ein Landgut beſitze, daß ſie von ihr ein-

geladen, ein Paar Monate bei ihr zubringen wolle, während welcher Zeit ihr Mann nach Italien reisen würde.

Nach Italien willst du? fragte Renzow wegwerfend. Was hofft du dort zu finden? Betrügerische Wirthe, Räuber und Mörder, schlechtes Leben, tausend Prellereien und Mühseligkeiten, um einen dunkelblauen Himmel, steife Citronenwälder, altes Gemäuer, ein Paar verarbeitete Marmorblöcke und bunte Bilder zu sehen, was du alles näher haben, oder dir eben so gut denken kannst. Lies Nicolai, da wirst du abgekühlt werden.

Ich habe Nicolais Buch gelesen, erwiederte Schirmer, es soll mir treffliche Dienste leisten. Übrigens habe ich dort Geschäfte und hoffe Genüsse zu finden, welche du freilich nicht gelten lässest. Streiten wir uns also nicht erst!

Renzow sah nach der Uhr und empfahl sich den Damen, drückte die Hand seines Jugendfreundes und lud ihn morgen vor eilf Uhr zu sich ein. Schirmer begleitete ihn bis an die Treppe, und als er wieder zu den Seinigen kam, welche ihn erwartungsvoll ansahen, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: Nein, Kinder, das ist doch ganz entsetzlich! Was ist aus diesem Renzow geworden! Ich sage euch, das war der offenste, liebevollste Junge, begeistert für alles Hohe und Schöne, empfänglich für Pflicht und Recht. Nun ist er kalt und leer, wie ein abgegriffener Kreuzer, hat für nichts mehr Sinn, als für thierische Vegetation.

Du thuſt ihm vielleicht Unrecht, ſagte die Gattin. Er hat wohl bittere Erfahrungen gemacht, welche ihn ſo geſtimmt haben. Ich ſchenke ihm eher mein Mitleid, als daß ich ihn beurtheilen möchte.

Nein Mutter, du biſt zu mild, rief Klara. Ich geſtehe, daß mich ſein Weſen empört. Wie eiskalt, wie ſpröde ſprach er von ſeinem Mündel, den ihm die ſterbende Mutter auf dem Todbette empfohlen. Wenn man ſich denkt, mit welcher Angſt, mit welchen Gefühlen das brechende Herz im letzten Schlage des Lieblings gedacht haben mag, wie es ſich geſträubt hat, zu ſcheiden und ihn allein, unmündig unter Fremden zurück zu laſſen, wie ihre heißen flehenden Wünſche den Freund beſchworen, ihm ein Vater zu ſeyn, und endlich eine ſanfte Beruhigung über ſie gekommen, da ſie Vertrauen zu ihm gefunden — und Wohl ihr, daß ſie in ihrer letzten Stunde nicht geahnt, wie er ihrem Vertrauen entſprechen würde. — Das Mädchen war heftig aufgeregt, ihre Wangen glühten, ihre ſchwarzen Augen blitzten durch Thränen. Die Mutter wandte ſich ab und ging ſtill hinaus, ſie hatte zwei Kinder im zarten Alter verloren und wollte dem Gatten nicht zeigen, daß die Erinnerung ſie ſchmerzlich überkam.

Ich will doch morgen noch einmal zu ihm gehen, ſagte Schirmer. Vielleicht, wenn wir allein ſind, finde ich eine Spur ſeines frühern Charakters wieder. Sein freywilliges Cölibat mag großen Theils die Urſache ſeyn,

warum er so geworden ist. Hagestolze werden mehr oder weniger Egoisten, das lehrt Theorie und Erfahrung.

Als der Baron in seine Wohnung kam, trat ihm der Kammerdiener mit der Meldung entgegen, daß der junge Graf, sein Mündel, schon seit zwei Stunden auf ihn warte. Renzow schüttelte unwillig den Kopf und ging hinein. Graf Julian hörte den wohlbekannten Tritt und brach den Walzer ab, den er eben gepfiffen hatte.

Ei, ei, Herr Vormund rief er ihm entgegen, Sie kommen wohl auf Abwege? Sonst trifft man Sie stets um ihre gewohnte Zeit, und diesen Abend bleiben Sie zwei Stunden länger?

Alten Bekannten gefunden, sagte der Baron. Was bringen Sie mir noch, Julian, oder vielmehr, was wünschen Sie?

Lieber Onkel, antwortete Julian, Ich komme mir Ihre Einwilligung zum Heirathen zu erbitten. Ich will heirathen.

Der Oheim fuhr betroffen zurück, endlich brummte er: Schlechter Spaß! Ich bin gar nicht aufgelegt zum Scherzen, es ist spät, also erklären Sie sich mit Vernunft. Ja, ja, Herr Graf, lachen Sie nicht, ich sage Ihnen, Scherz bey Seite!

Mein bester Onkel, wer treibt den Scherz? rief Julian. Es ist mein voller Ernst, ich will heirathen. Auf Ehre!

Sie sind nicht klug, erwiederte Renzow unwillig.

Das laſſen ſie ſich vergehen. Sie ſind viel zu jung. Eine flüchtige Anwandlung, Liebelei, ein romantiſcher Traum — weiter iſt das nichts, das legt ſich mein ſchöner Graf! In Ihren Jahren hat jeder einmal die Paſſion.

Nein, nein! rief Julian. Was ich beſchloſſen habe, iſt unwiederruflich. Es ſteht feſt bei mir: Dieſe oder Keine! Ihre Einwilligung, geehrter Vormund, dann erkläre ich mich ihr, und wenn ſie meine Gefühle theilt, werden wir ein Paar. Hinderniſſe gibt's nicht, Alter und Stand paſſen, nach Vermögen brauche ich nicht zu fragen.

So, erwiederte der Baron. Sie ſind erſtaunlich preſſirt. Und wenn ich nein ſage! wozu ich meine Gründe haben kann, und als Vormund wohl berechtigt bin?

Welche Gründe können Sie haben? fragte Julian lebhaft. Ich nähere mich dem Zeitpunkte, wo ich ſelbſtſtändig handeln darf. —

Alſo wäre es wohl am beſten, fiel der Baron ein, Sie warteten dieſen Zeitpunkt ab, dann können Sie thun und laſſen, was Sie wollen und ich habe keine Fatalitäten weiter davon. Vielleicht legt ſich auch bis dahin die Heirathsluſt. Sie haben noch lange nicht ausgetobt — leider! muß ich ſagen. Ein trefflicher Ehemann und reſpectiver Familienvater würden Sie werden, hahaha!

Des Jünglings Augen blitzen. Ich weiß, daß ich etwas wild gelebt habe, ſagte er ſtolz, ich werde das nie läugnen, aber damit hat es nun ein Ende! Der Abend in ihrer Nähe war der Wendepunct meines Lebens. Von jetzt

an werde ich des reinen Wesens würdig seyn! — Der Baron gähnte, Treilhac erröthete, als er das sah, er kämpfte eine heftige Aufwallung nieder und sagte nur: Ein Wort für Alle! Wollen Sie mir Ihre Einwilligung zur Heirath geben oder nicht?

Aber mein Gott, erwiederte Renzow, hat denn das solche Eile? Mir fallen die Augen zu vor Müdigkeit. Kommen Sie doch morgen wieder, nennen Sie mir den Namen Ihrer Erkornen und lassen Sie uns die Sache in Überlegung ziehen.

Der Graf nahm seinen Hut und sagte: Morgen früh habe ich keine Zeit. Verzeihen Sie, daß ich Sie incommodirt habe. Ich sehe ein, daß es sehr überflüssig gewesen ist. — Er verneigte sich und ließ den Baron in einer höchst verdrießlichen Stimmung zurück.

Jakob, weiß Er etwas von der Liaison meines Neffen? fragte er den Kammerdiener beim Auskleiden.

Mit der Tänzerin? fragte Jakob — Ich glaube es ist vorbei. Wenigstens, sagte mir des Herrn Grafen Jokey, daß sein Herr gestern ein großes Lustfeuer von Billet-tour und Souvenirs gemacht, wobei auch die Briefchen der schönen Italienerin gewesen, die er am rosenrothen Papiere erkannt habe.

Und hat Er nicht gehört, ob er anderweitig engagiert ist? fragte der Baron wieder.

Nur Vermuthungen, sagte Jakob. Der Herr Graf ist neulich auf seinem Gute Hochholz gewesen, von wo er

mehrere Ausflüge gemacht, also, meint der Jokey es sey wohl möglich, daß er —

Schon gut! unterbrach ihn der Baron gelangweilt. Jakob verstummte.

2

Die Morgenluft wehte noch frisch in die Stadt hinein Klara stand am offenen Fenster und sah ihrem Vater nach, der mit seinem raschen Gange die Straße hinabschritt, um Renzow zu besuchen. Auf den Firsten der gegenüberliegenden Häuserreihe spielten die Frühstrahlen der Sonne, Klara schaute zum herbstlich klaren Himmel hinauf, ließ dann den Blick über Dach und Mauer hinabgleiten und traf grade in das leuchtende Auge eines jungen Mannes, der ihr gegenüber gleichfalls am offenen Fenster stand und sie jetzt ehrerbiethig grüßte. Sie dankte etwas verwundert, der junge Mann war sehr wohl gebildet, aber ihr durchaus fremd. Er verwandte kein Auge von ihr, sie trat zurück. Die Mutter saß auf dem Sopha und arbeitete, Klara setzte sich zu ihr, Beide vertieften sich im Gespräche. Als Klara von ihrem Platze einmal zufällig aufsah, bemerkte sie, daß der junge Mann drüben ein Fernglas vor das Auge genommen hatte und scharf in ihr Zimmer spähte; sie runzelte unwillig die Stirn, der Fremde mußte das durch sein Glas gewahr werden, denn er legte es augenblicklich fort und verschwand bald darauf am Fenster. — Der Vater blieb sehr lange, endlich klang

ein männlicher Tritt im Corridor, aber es war nicht des Vaters Gang und man klopfte. Ein kleiner verwachsener Mensch, dessen fahles Gesicht von Haupt- und Barthaar en medaillon gefaßt war, trat herein, verbeugte sich stutzerhaft und begann in gezierter Sprache: Meine Damen Sie entschuldigen meine Dreistigkeit. Ich wage es mich Ihnen selbst vorzustellen, mein Name ist von Loden. Ich hatte gestern die Ehre mit Ihrem Herrn — Gemahl und — Vater — im Café du Nord zu seyn, machte Bekanntschaft und wollte nicht unterlassen, ihm mein Kompliment zu machen und Ihnen, meine Damen, die geringen Dienste, welche Ihnen meine genaue Kenntniß der Residenz leisten kann, während Ihrer Anwesenheit zu offeriren. Herr — ist nicht zu Hause?

Mein Mann ist ausgegangen sagte die Räthin, welche über die fremde Erscheinung ganz erstaunt war.

Das bedaure ich. Wahrhaftig; erwiederte Loden. Er wird hoffentlich nicht lange ausbleiben? Gewiß nicht! Sie erlauben mir das Glück Ihrer Gesellschaft, bis er zurückkommt? O sie sind sehr gütig, gnädige Frau. Und Sie, mein schönes Fräulein, darf ich mir schmeicheln, daß meine Anwesenheit nicht lästig ist? Ihr Blick, die Huld selbst! Sie machen mich stolz.

Ich weiß nicht, wodurch, sagte Klara trocken. Die Mutter rang nach einer guten Manier, den Lästigen zu entfernen, ihr sanfter Sinn war nicht fähig, irgend Jemand zu kränken. — Sieh da, noch eine Amorine! rief

Loden, als die kleine Marie, Schirmers jüngſte Tochter, in das Zimmer trat. O Sie glückliche Mutter!

Die Räthin war etwas verſöhnt mit ihm, er hatte die Saite getroffen, welche Anklang in ihrem Herzen fand, ſie hörte nachſichtiger auf ſein Geſchwätz, das einem Katarakte gleich über ſie herflutete. Klara war wieder zum Fenſter getreten. Auch dort keine Ruh! Da ſtand wieder der Andere mit dem Fernglaſe, das er bei ihrer Annäherung jedoch gleich herabnahm. Sein Blick ſuchte ihr Auge, ſie verſagte es ihm, doch bemerkte ſie im flüchtigen Hinüberſchauen, daß ſein Antlitz finſter und gerö-thet war, als ſey er zornig. Freilich war es das über den Frechen, der ſich bei den Frauen eingedrängt hatte. Klara trat unmuthig zurück, wo ſollte ſie bleiben? Wenn ihr zu Hauſe ein Beſuch läſtig war, flog ſie in ihr trauliches Stübchen. Indem hörte ſie draußen den eilfertigen Tritt ihres Vaters. — Nun? Lange geblieben? rief er noch in der Thür. Da erblickte er ſtutzend den Fremden, der in nachläſſiger Haltung neben ſeiner Frau ſaß und ſich nun erhob und ihn anredete: Ah, mein Herr! Es freut mich ſehr, daß ich die ſchätzbare Bekanntſchaft mit Ihnen erneuern kann, welche mir geſtern der Zufall verſchaffte.

Viel Ehre! ſagte Schirmer. Ich entſinne mich aber doch nicht —

Im Café du Nord, erinnerte Loden. Sie vertheidigten ſo überaus manhaft das Recht Ihres Beſitzes gegen den Baron, daß ich mir gleich vornahm, Ihre Bekannt-

ſchaft zu ſuchen, der Baron entführte Sie nur zu früh, ſonſt hätte ich geſtern die Ehre gehabt, Ihnen meinen Namen: von Loden zu nennen und um den Ihrigen zu bitten.

Sehr ſchmeichelhaft, ich heiße Schirmer, ſagte der Rath. Woher wußten Sie meine Wohnung? Wie haben wir die Ehre — ?

Ein Bekannter zeigte mir Ihre Wohnung antwortete Loden. Ein junger eingebildeter Menſch, der Ihnen gegenüber wohnt. Sehen Sie da, er ſteht am Fenſter und hat gar ein Lorgnon vorm Geſicht. O incommodiren Sie ſich nicht, Beſter. Er kann mir kein leid thun, der Narr, mit ſeinem Schmachten von fern. Laſſen wir ihn ſchmachten, nicht wahr, ſchönes Fräulein? Der Strahl ihrer Augen hat ihn verſengt, aber iſt es die Schuld des Taggeſtirns, wenn ſich Jemand in ihrer Glut den Sonnenſtich holt?

Herr von Loden, ſagte Schirmer, Sie überhäufen uns mit unverdienten Artigkeiten. Darf ich fragen, ob Ihr werther Beſuch einen beſondern Zweck hat?

Nur den, welchen ich bereits erreicht ſehe, die Bekanntſchaft einer ſo liebenswürdigen Familie zu machen, erwiederte Loden. Sie werden mir erlauben, dieſe Bekanntſchaft recht oft zu frequentiren; jeden Falls wollen Sie doch unſere Merkwürdigkeiten in Augenſchein nehmen; ich bin mit Allen vertraut, der beſte Cicerone, den Sie finden können, und fühle mich überreich belohnt durch einen freundlichen Blick Ihrer Damen.

Darf ich mir Ihre Wohnung ausbitten? fragte Schirmer. Wenn es meine Zeit erlaubt, hoffe ich Ihnen mein Gegenkompliment machen zu können. In dieſem Augenblicke wollen die Damen ihre Toilette arrangiren.

Incommodiren Sie ſich nicht zu mir erwiederte Loden. Ich bin ſchon ſo frei, auch ohnedem wieder zu kommen. Mit guten Freunden nimmt man es nicht ſo genau.

Hören Sie einmal, Herr von Loden, ſagte Schirmer, unſre Bekanntſchaft iſt doch zu neu und ſonderbar, als daß wir uns ſchon Freunde nennen könnten. Ich werde ſie ein Stück begleiten. Tändelt nicht zu lange mit eurem Anzuge.

Sie wollen eine Viſite machen? fragte Loden, der noch nicht wich. Erlauben Sie, daß ich Sie den nächſten Weg führe. Sie erſparen ſich dadurch vieles Fragen. Kommen Sie, Herr von Schirmer, wir ſpielen unterdeſſen eine Parthie Billard.

Wir gehen nicht aus, ſagte die Räthin. Erwarten aber Beſuch und haben keine Zeit zu verlieren, ergänzte Klara.

Der Vater winkte ſtumm mit dem Hute. Da bequemte ſich endlich der Unerſchütterliche zum Abzuge, er empfahl ſich den Damen und wandte ſich zur Thür, welche Schirmer ſchon ungeduldig aufgeriſſen hatte.

Mama, der hat ja eine Beule, ſagte die kleine Marie, als ihnen Laden ſeinen Rücken zukehrte. Das Wort wirkte wie ein Sporn auf den Abgehenden, er beſchleunigte ſeinen Schritt und verließ das Zimmer. Der Rath

begleitete ihn aber nur bis in den Corridor, wo er ihm kurz Adieu sagte und wieder umkehrte.

Sagt mir, was war das für ein Mensch? rief er entrüstet. Es wandelte mich immer die Luft an, ihn kurz und gut hinauszuwerfen. Was wollte er nur eigentlich? Er war ja nicht loszuwerden und lästig, wie eine Herbstfliege.

Wohl ein Glücksritter, sagte Klara. Wenn er wieder kommen sollte und du fühlst eine ähnliche Anwandlung, so geniere dich nicht, lieber Vater.

Der da drüben liegt auch noch im Anschlage mit seinem Fernrohre, bemerkte der Vater. Es gibt doch eine Art junge Menschen jetzt, für welche unsre reiche Sprache noch kein umfassend bezeichnendes Wort besitzt. Seht, da ist auch unser Gönner bei ihm. Ei so schlage — Klara unterbrach seinen Fluch, indem sie die Rouleaux niederließ, daß den Lauschern gegenüber alle Aussicht benommen wurde. — Wie hast du heut deinen Baron gefunden? fragte sie dann. War er wie gestern?

Nun, ich bin nicht viel klüger geworden, sagte der Vater. Entweder habe ich mich an sein Wesen durch den gestrigen Abend gewöhnt oder er thaute etwas auf, denn im Anfange gefiel er mir gar nicht übel, aber dann kamen wieder Äußerungen, daß ich ihn für den herzlosesten, krassesten Egoisten halten mußte. Auch der Wein, der mir noch immer, wie in meinen jüngern Jahren, das Herz aufschließt, machte auf ihn keine Wirkung, und wenn ich mir ihn sonst denke! Welche Fantasie, welche Begeisterung er zeigte,

wenn wir zuſammen ſaßen und das edle Rebenblut einſchlürften — wie ſeine Rede immer zu bacchiſchen Dithyrambe wurde! Heut blieb er kalt wie Mondſchein und ich konnte nicht einen Funken ſchlagen. Endlich hielt ich es nicht mehr aus und ging. Wenn es euch gefällig iſt, fahren wir Nachmittag ab. Die Entfernung beträgt nur drei Meilen, ich habe mich erkundigt. Auf der Rückreiſe im Frühjahre beſehen wir, was es hier gibt.

Die Frauen waren damit einverſtanden, und bald nach dem Eſſen rollte der Wagen vor, in welchem ſie die ſchöne Reſidenz verließen, doch nicht ohne den unvermeidlichen Loden nochmals zu ſehen, der mit ihrem Kutſcher verkehrt hatte, bei ihrer Annäherung den Schlag aufriß und ihnen mit vielen Redensarten in den Wagen half.

Die Gegend, durch welche ſie reiſten, war fruchtbar, in der Ferne zeigten ſich die blauen Berge, das Ziel ihrer Fahrt Aber ſie ſollten es nicht ſo ſchnell erreichen, eine Beſchädigung des Wagens nöthigte ſie, mehrere Stunden in einem Dorfe liegen zu bleiben, bis der ungeſchickte Schmied den zerbrochenen Spannagel wieder hergeſtellt hatte. Unterdeſſen war der Brand des Abendroths zum matten Purpurſtreifen erblichen und die Dämmerung brach ein. Wie weit iſt's noch bis Bruſenthal? fragte Schirmer den Schmied. Dieſer verſicherte, in einer guten Stunde könnten ſie es bequem erreichen und der Weg ſey nicht zu verfehlen. So beſchwichtigte der Rath die Beſorgniß der Frauen und ſetzte die Reiſe fort. Es wurde kühl, der Abend-

wind machte sich vom Gebirge auf und strich über die weiten Fläche, deren Halmenmeer längst der Hand des Schnitters erlegen war. Still und öde war die Landstraße, welche den schweren Wagen mit den verspäteten Reisenden hinauf in die Berge führte. Da hielt der Kutscher plötzlich an, der Weg theilte sich in zwei Arme, zwar stand ein Wegweiser dabei, aber es war zu finster, seine Schrift zu lesen. Immer grad aus! hatte der Schmied gesagt, hier liefen beide Straßen seitwärts auseinander.

Klettere doch einmal hinauf, sagte der Rath zum Kutscher. Vielleicht sind die Buchstaben eingeschnitten Du wirst sie doch fühlen? Der Mann lächelte dumm und verstand ihn gar nicht. Die Frauen klagten. — Nur ruhig, Kinder sagte der Rath. Ich werde aussteigen und mich orientiren. Ja, da steht der taubstumme Pfahl und streckt seine Gliedmaßen in die Nacht. Hilf mir Alter, ich will selbst hinauf.

In diesem Augenblicke hörten sie von Weitem in der Richtung vom Gebirge her einen Hufschlag. Es kam ein Reiter im gestreckten Trabe, hinter ihm noch einer. Schirmer ging ihm entgegen und fragte.

Brusenthal? rief der Reiter, sein Pferd überrascht parirend. Sie wollen nach Brusenthal? Zur Frau von Steine.

Ja wohl, bestättigte Schirmer. Sind Sie dort bekannt, können uns den Weg zeigen?

Ich komme von dort erwiederte der Reiter. Diese

Straße links führt gerade hinauf. Frau von Steine erwartet Beſuch. Habe ich etwa die Ehre — ?

Ich bin der Rath Schirmer, ſagte dieſer. Haben Sie vielen Dank für Ihre freundliche Zurechtweiſung und verzeihen nur, daß ich Sie hier, wie ein Straßenräuber geſtellt habe. — Damit ging er zum Wagen und ſtieg ein. Der Reiter trieb ſein Pferd näher an den Schlag — Meine Damen, ſagte er etwas befangen, ich kann Ihnen melden, daß Sie mit Ungeduld erwartet werden, beſonders Fräulein Anne ſehnt ſich, ihre Freundin zu umarmen. Haben Sie die Gnade, mich in Bruſenthal zu empfehlen. Ich heiße Treilhac.

Er zog den Hut und ſprengte davon. Der Wagen ſetzte ſich wieder in Bewegung und fuhr die allmählig aufſteigende Straße hinan, ſo raſch es die Dunkelheit erlaubte. — Treilhac! wiederholte Klara. Mir iſt der Name ſo auffallend, als hätte ich ihn kürzlich gehört, nur weiß ich nicht wo.

Freilich, freilich! ſagte der Vater. Julian Graf Treilhac! Das iſt ja meines alten Renzows Neffe und Mündel. Sieh da, wie man ſich trifft. Nun, wenn er zuweilen in Bruſenthal iſt, werdet ihr ihn dort wohl ſehen und die nächtliche Landſtraßenbekanntſchaft erneuern. Kinder! da fällt mir ein, daß Renzow erzählte, der junge Menſch habe Heirathsgedanken und moleſtire ihn damit. Am Ende gilt es deiner Freundin. — Klara bezweifelte das. — Nun, es ſoll ein Libertin ſeyn, fuhr der Va-

ter fort. Heut zu Tage halten zwar ſelbſt die Frauen Libertinage nicht mehr für etwas Tadelnswerthes, aber ich bin noch aus der altfränkiſchen Zeit wo wir es beim rechten Namen Liederlichkeit nannten, und es ſollte mir leid thun, wenn deine Anna einem Solchen anheim fiele!

Der Mond war aufgegangen, als ſie das Thal erreichten, zu beiden Seiten ſtiegen die Berge hinan, von hochſtämmigen Bäumen bekleidet, deren Zweige ſich dumpfrauſchend im Winde bogen, während das niedere Geſträuch nur die Blätter regte mit leiſem Flüſtern.

Wie fallender Regen ſank das Laub von dem ſcharfen Wehen der Herbſtluft, auch die Laune der Reiſenden begann zu ſinken. Das Thal wurde enger, hier und da ſprang ſchon ein zackiger Felſen aus dem Hügelreiche hervor, der Weg war kaum zu erkennen, uneben, ſteinig. Vernehmlicher rauſchte der Walchſtrom in ſeinem Bette und immer kleiner wurde der Zwiſchenraum, der ihn von der Fahrſtraße ſchied. Endlich ſchimmerten Häuſer in geringer Entfernung, es war Bruſenthal. Der erſte Bauer, den ſie fragten, zeigte ihnen das Herrenhaus, das hell erleuchtet da ſtand. Hunde bellten, Diener ſprangen entgegen, und ehe noch die Familie aus dem Wagen geſtiegen war, flogen ſchon die Damen des Hauſes herbei, empfingen ihre Freundinnen mit offenen Armen und bewillkommten den Rath. Bald ſaß die kleine Geſellſchaft beim Thee in einem geräumigen Zimmer, wo der Kamin wohlthuend loderte. Während die Frauen im weiblichen Geſpräch alte Rem-

miniscenzen weckten und Anne, die Tochter der Frau von Steine, immer wieder Klara's Hand faßte und ihr innig ins Auge sah, verglich Schirmer die Schönheit von Mutter und Tochter, denn schön waren Beide, obschon in verschiedenen Lebensaltern: Die Mutter prangend in allem Reize vollendeter Formen, die Tochter umweht vom Zauber jugendlicher Anmuth. — Das Gespräch wurde allgemeiner, Frau von Steine wandte sich viel an den Rath, der sich bald heimisch hier fühlte. Er war einer von den Glücklichen, welche in allen Lagen des Lebens ein unbefangen kindliches Gemüth bewahrt haben, welche zufrieden mit sich und der Welt geblieben sind und alle Verhältnisse zum Besten kehren. Sein wohlwollender Sinn, seine Rechtlichkeit sprachen aus jeder seiner Äußerungen und so konnte es nicht fehlen, daß ihn die neuen Bekannten noch im Laufe des Abends herzlich lieb gewonnen. Es war spät, als man sich trennte, Klara mußte das Schlafzimmer ihrer Freundin theilen. Die beiden jungen Mädchen blieben noch lange munter und plauderten, bald hatte Klara einen Blick in Anna's Herz gethan, das vor ihr lag, wie ein krystallreiner Felsborn. Anna's Herz barg einen Gast, von dem es noch keine Ahnung hatte: da sproßten zarte Keime, aus denen lichthelle Blüthen oder auch leidbringende Dornen erwachsen konnten, sie selbst hatte die Keime noch nicht bemerkt, sie war noch unbefangen, sie sprach von Julian Treilhac viel und

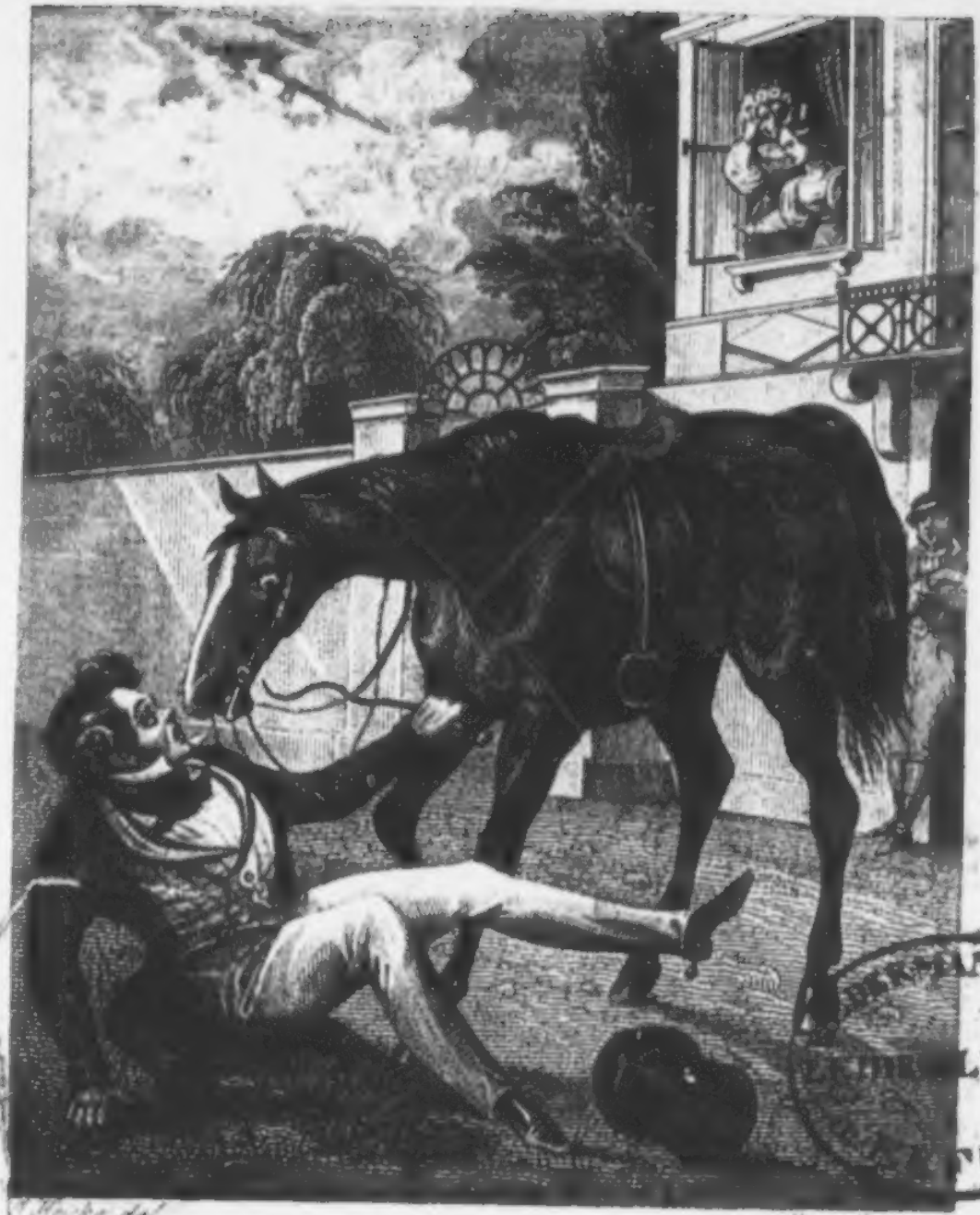
gern und erröthete nicht bei seinem Namen. Klara hütete sich wohl, ihr Gefühl zum Bewußtseyn zu wecken.

Es verstrichen ein Paar Tage, im Äußern sich gleichend, aber jeder genußreich. Schirmer hatte seinen Aufenthalt, der nur sehr kurz seyn sollte, verlängern müssen, auch gefiel er sich ungemein in dem trauten Familienkreise. An einem trüben Nachmittage, wo sie durch das rauhe Wetter im Zimmer festgehalten wurden, sprengte plötzlich ein Reiter auf den Hof. Anna stand aber am Fenster und rief freudig: Graf Julian! Frau von Steine trat zu ihr, Schirmer sah seine Tochter mit einem bedeutenden Blick an. Der Graf ließ sich melden, wurde angenommen und trat ein. Sein erster Blick, das sah die scharf beobachtende Klara, flog zu Anna, deren Augen strahlten, die Begrüßung war von allen Seiten ungezwungen und freundlich, Frau von Steine stellte den Grafen vor, man erinnerte sich des nächtlichen Abentheuers, scherzte und unterhielt sich und Klara hatte Gelegenheit, den jungen Mann, wie er sich eben darstellte, genau zu prüfen. Er war schön, das konnte Niemand läugnen, die leichte Bläße seines Gesichts paßte zu seinen Zügen, das äußerst lebhafte Auge zu dem gewandten Fluße seiner Rede. Was er sprach, war immer durchdacht und gefällig, selbst wenn er in Feuer gerieth, verletzte er nie durch heftige Worte den Zartsinn der Frauen; er äußerte sich bescheiden über die allgemeinen Verhältnisse der Zeit, welche Schirmer im Gespräch

che mit ihm anregte. Der Rath hatte ſich vor dem jungen Manne nach der Beſchreibung ſeines Oheims ein ganz anderes Bild gemacht und gab ſich daher bald dem Wohlwollen hin, das ſein menſchenfreundlicher Sinn ſtets gegen Andere hegte. Auch Klara konnte nichts in ihm entdecken, was einen Schatten über ſeinen Charakter geworfen hätte, ſie wünſchte ihrer Anna im Herzen Glück. Von ſeinem Oheim ſprach Julian mit Achtung, aber er ließ ſich nicht recht über ihn aus. Der Alte war nicht ſo delikat, dachte Schirmer. Nur ganz zuletzt ließ der Graf etwas von Mißverſtändniſſen fallen und erklärte, ſich heiter an die Damen wendend, daß er ſeit geſtern ganz in ihrer Nähe hauſe, auf dem Gute ſeines verſtorbenen Vaters, wo er zwar bis zu ſeiner Majorennität nichts zu fordern habe. Bald darauf ließ er ſein Pferd vorführen, bat um die Erlaubniß, ſeinen Beſuch wiederhohlen zu dürfen und empfahl ſich. Vor dem Fenſter, an welchem die Damen ſtanden, zwang er ſein Roß zu einem hohen Luftſatze, grüßte nochmals, bis auf die Mähne ſich neigend, und galopirte zum Thore hinaus. Während die Zurückbleibenden viel über ihn ſprachen, zogen auch ſeine Gedanken immer wieder nach einem Ziele und er verſank in tiefes Sinnen. Oft ſchon hatte er mit Frauen in Verhältniſſen geſtanden, welche leicht geſchürzt, ſich leicht wieder löſten, aber einen ſolchen Eindruck, wie Anna, hatte noch Keine auf ihn gemacht. Es war nicht die ſtürmiſche Glut des erregten Blutes, in heißem Verlangen durch die Adern

tobend — nein, es war eine ſtille Seligkeit in ſeinem Innern, eine reine Wonne, jeder Gedanke Sie!

Die Zeit verrann, welche der Rath Schirmer ſeinem Aufenthalte in Bruſenthal noch zugegeben hatte, ſeine Pflicht rief ihn ab. Er nahm mit männlicher Faſſung von den betrübten Seinigen Abſchied, richtete ſie auf durch tröſtliche Worte und verſprach, fleißig zu ſchreiben. Der Frau von Steine dankte er für ihre Freundſchaft und umarmte ihre Tochter, welche er in der kurzen Zeit ſo lieb gewonnen hatte, wie ſein Kind. Als er abgereiſt war, wurde es den Frauen erſt recht fühlbar, was er ihnen Allen geweſen. Da erſchien Graf Julian wieder und brachte Frohſinn und Leben in den Kreis zurück. Er kam öfter, jeder fremde Zwang war aus dieſem Umgange verbannt, Treilhac ſchien Allen ein alter Bekannter zu ſeyn. Der junge Mann hatte Anfangs mit der ihm eigenen Gewandtheit den Ton angeſchlagen, der ſeinen Accord im Gemüthe dieſer Damen finden mußte, jetzt wurde er ihm ſelbſt eigenthümlich, ſo mächtig läuterte ihn der reine Hauch, der in ihrer Nähe wehte. Wohl hätte der lebendige Geiſt der Mutter, ihre heitere Lebensanſicht eher zu ſeinem Weſen gepaßt, wie auch ihre Geſtalt mehr ſeinen Anſprüchen an weibliche Schönheit genügen mochte, als die ätheriſche Erſcheinung Anna's. Dennoch blieb Julian in deren Zauberkreis gebannt, mehr und mehr entfaltete ſich vor ihm Anna's innerſtes Weſen, ſie war fern von der Welt erzogen, unberührt von Allem, was



den ersten Sammtstaub sich selbst unbewußter Jungfräulichkeit abstreifen kann, gewählte Lectüre hatte ihren Geist gebildet, aber sie schwärmte in einer erträumten Ideenwelt— wohl ihr, wenn einst von schonender Hand ein Schleier der Täuschung nach dem andern sanft abgehoben wird, wenn die Binde nicht plötzlich fällt und sie vor dem grellen Lichte der Wirklichkeit erblindet!

Eines Tages saßen die Frauen allein, da hörten sie Hufschlag, der ihnen Treilhacs Ankunft verkündete, aber es klang wie eine sehr langsame Gangart, und Anna besorgte, von schneller Furcht angeweht, es könne Julian ein Unglück begegnet seyn. Wie sie aber, von Allen die Erste, ans Fenster trat, mußte sie laut lachen, Klara eilte die Ursache zu erfahren und rief, ebenfalls laut lachend: Klein Zaches! Wahrhaftig! — Wer Hoffmanns phantastisches Mährchen gelesen hatte, mußte wirklich durch den Anblick, der sich ihm bot, daran erinnert werden. Ein mageres, hirschhälsiges Pferd, mit hohen schlechten Beinen, stolperte langsam über den Hof, der Reiter war hinter dem steilrechten Halse des Thieres kaum zu sehen, doch als er vor der Auffahrt des Hauses mühsam den Sattel zu verlassen strebte, erblickte man eine kleine verwachsene Figur in übertrieben modischer Kleidung, mit einem fahlen Gesichte das Klara auf der Stelle wieder erkannte. Es war Herr von Loden. Ein Ackerknecht nahm ihm das Pferd ab, dann ordnete er sein Haar, das der Ritt sehr derangirt hatte und suchte einen Domestiken, um sich an-

meld.n zu laſſen. Frau von Steine hatte ſchon auf Befragen ihrer Freundin geäußert, daß ſie den fremden Gaſt zum erstenmale ſähe, doch nahm ſie ſeinen Beſuch an. Mit großer Zuverſicht trat Loden ins Zimmer, begrüßte die Räthin und ihre Tochter auf die vertraulichſte Weiſe, wie alte Bekannte, und bat ſie, bei den Damen vom Hauſe ſeine Fürſprecherin zu ſeyn, da er es gewagt, der magnetiſchen Kraft, welche ihn unwiderſtehlich hiehergezogen habe, Folge zu leiſten. Dabei fixirte er Klara mit einem unverſchämten Blinzeln, das ihr eine zornige Röthe ins Antlitz jagte, er legte das geſchmeichelt zu ſeinen Gunſten aus, wandte ſich mit einem Wortſchwall an Frau von Steine, pries die Lage des Gutes, die Anlagen, die er bemerkt hatte, ſchätzte ſich unnennbar glücklich, dem Zufall abermals eine liebenswürdige Bekanntſchaft zu verdanken, und benahm ſich ſo geckenhaft, daß die unerfahrene Anna der eine ſolche Erſcheinung, welche in der großen Welt keineswegs ſelten iſt, noch nicht vorgekommen war, nur mit Mühe den Reiz unterdrückte, ihm gerade ins Geſicht zu lachen.

Man ſetzt ſich zum Kaffee, Frau von Steine konnte wie unangenehm ihr auch der Beſuch war, nicht gegen Gaſtfreyheit verſtoßen, die Räthin machte ein reſignirtes Geſicht, Klara ſah ſtolz und kalt aus, würdigte Loden keines Blickes und veränderte nicht eine Miene bei ſeinen beſten Witzen. Nur Anna ergötzte ſich an dem lächerlichen Manne, wie an einem grotesken Spielzeuge; das arme Kind

glaubte, er ſey auch eben ſo harmlos. — Loden bemerkte mit großer Behaglichkeit, daß ihn Anna der Beachtung würdigte, er zupfte die Halskragen zurecht, gab ſeinen beringten Fingern viel Beſchäftigung auf dem Tiſche und warf dem Mädchen Blicke zu, welche darauf berechnet waren, den Funken, den ſein Auftreten in ihrem Herzen entzündet haben mußte, zur hellen Lohe zu ſchüren. Anna freute ſich über ſeine Grimaſſen, aber Klara war im Innerſten empört.

Gelegentlich fragte Loden auch die Räthin nach ihrem Gemahle und wunderte ſich ſehr, als er vernahm, daß Schirmer nach Italien gereiſt war. Ohne mir etwas zu ſagen! rief er. Ich hätte ihm können nützlich ſeyn, ich bin in jeder bedeutenden Stadt der Halbinſel bekannt, ich hätte ihm können Empfehlungen mitgeben, einige Winke über beſondere Verhältniſſe zukommen laſſen, meine bedeutende Correſpondenz erhält mich ſtets au courant des affaires. Nun ich werde nachträglich an ihn ſchreiben. Sie geben mir wohl die Adreſſe? — Die Räthin verbeugte ſich ſtumm. -- Daß aber die Damen eine Gelegenheit, das Land der Citronen zu ſehen, vorüber gehen ließen! fuhr er fort. Es kommt mir zwar nicht zu, darüber zu eifern, denn ich habe dadurch das Glück, Sie noch länger zu genießen, aber doch muß ich mich über den Entſchluß wundern und kann ihn nur einem ganz beſonders wichtigen Grunde zuſchreiben. Vielleicht feſſeln Sie die Bande der Freundſchaft, vielleicht darf ſich gar Jemand ſchmei-

cheln, durch noch zartere Bande Sie, mein schönes Fräulein, hier zurückgehalten zu haben?

Wer sich das schmeichelte, wäre in großem Irrthume befangen, sagte Klara etwas unfreundlich.

Ah la vérité blesse! rief Loden sich die Hände reibend. O Sie dürfen sich gewiß ihrer Wahl nicht schämen. Aber abgesehen davon muß sich auch Frau von Steine und ihre liebenswürdige Fräulein Tochter einen großen Antheil an Ihrem Hierbleiben beimessen. Sie werden sich hier recht wohl befinden. Die Nähe der Residenz. —

Die rechne ich nicht unbedingt zu den Annehmlichkeiten — fiel Klara ein, welche immer mehr dem Drange nachgab, dem Unausstehlichen fühlen zu lassen, wie lästig er sey.

Nicht zu den Annehmlichkeiten? wiederholte Loden erstaunt. Sie können jeden Tag dort seyn, Concerte, Soireen besuchen. —

Auch jeden Tag kann man uns besuchen, auch wenn man nicht erwünscht noch gebeten ist, sagte Klara trocken.

Loden stutzte einen Moment und sah Klara groß an, doch plötzlich faßte er sich wieder und rief lachend: Sehr gut! Ja, ja, ich weiß auf wem sie zielen. Der arme Eltheim! Er sehnte sich her, gewiß ist er gestern hier gewesen. Wie hat ihnen der Schmachtende gefallen, Fräulein von Steine? Nicht wahr, ein langweiliger fader Mensch. Er ist ein Schöngeist, spricht immer von Literatur und Kunst, hat nie die Salons der feinen Welt

betreten, nur ſo zu ſagen, an den Thüren gehorcht — natürlich, ein Herr Ellheim, ſchlecht weg!

Ich kenne keinen Herrn Ellheim, ſagte Anna Geſtern war auch Niemand hier, als Graf Treilhac.

Der Graf Treilhac! ſprach Loden gedehnt. So! Der iſt hier geweſen! Nun begreife ich, warum man nichts mehr von ihm hört und ſieht in der Reſidenz. Sonſt war er überall, wie ein echter Roué!

Anna ſah erröthend zur Seite und Klara erwiederte raſch: Der Graf gehört zu unſern Freunden, Herr von Loden.

Ich glaub das, mein ſchönes Fräulein, verſetzte Loden, er macht ſeine franzöſiſche Abkunft geltend. Man wundert ſich immer, warum die Franzoſen ſolches Glück bei den Damen machen. Mir iſt der Grund ſehr klar. Schmeichelei und Exaltation auf der einen, Eitelkeit und Empfindſamkeit auf der andern Seite, das greift in einander wie Räderwerk. — Die Damen ſahen unwillig auf, Loden lächelte ſelbſtzufrieden.

Sie ſind ſehr artig, mein Herr, ſagte Klara. Ich danke im Namen meines Geſchlechts, will Ihnen aber den wahren Grund ſagen, warum die Franzoſen den Frauen gefallen. Sie haben von allen Völkern den Geiſt der Chevalerie am meiſten bewahrt, ritterliche Courtoiſie gegen Damen, ritterliche Tapferkeit gegen Feinde.

Loden warf ſich nachläſſig in ſeinen Stuhl zurück und fixirte die Sprecherin mit ſeinem unverſchämten Lä-

cheln. Auf Ehre, es kleidet Sie wunderschön, wenn Sie warm werden, schnarrte er. Wahrhaftig, wenn Ellheim Sie jetzt sähe er würde sich wieder, wie bei Ihrem ersten Anblicke den Kopf mit beiden Händen halten, um nicht schwindlich zu werden. Lassen Sie uns Frieden schliessen, schönes Fräulein, fuhr er mit einem zärtlichen Blicke fort. Ein kleiner Zwist erhöht den Reiz des Umgangs, desto süßer die Versöhnung. Das werden die beiden ältern Damen aus ihrer ehelichen Erfahrung wissen. Sie, meine jungen Fräulein, sollen das erst erfahren, ich werde Ihnen morgen früh Vorlesungen über den Ehestand halten, das Honorar erbitte ich mir pränumerando. — Der Kleine spitzte die Lippen und blinzelte verliebt von Einer zur Andern. Die Damen waren entrüstet. — Mein Herr, sagte Klara, welche den Blick der beiden Mütter verstand, wollen Sie mir ein Wort insgeheim gestatten? Sie stand auf und trat in die Fensternische, Loden folgte mit selbstgefälliger Ziererei. — Herr von Loden, begann Klara kalt, nothwendige Geschäfte hindern uns, ihnen noch länger Gesellschaft zu leisten.

Wie denn? rief Loden erstaunt. Sie versprechen sich ganz komisch Oder halt! Ich verstehe Sie, meine schöne Klara. Ich soll gehen, meine Gegenwart könnte gefährlich werden. O Sie machen mich durch dieß Geständniß —

Mein Herr, rief sie schneidend, Sie verstehen nicht

deutsch. Ich sage, Sie sollen uns verlassen, denn Sie sind uns unausstehlich, ja ja! uns Allen! — Er schielte lächelnd zu ihr empor, als er aber den bittern Zorn in ihrem Antlitze bemerkte, so verwandelte sich der Ausdruck seines Lächelns auf häßliche Weise.

Aufrichtigkeit findet man doch nur noch auf dem Lande, sagte er mit einer bebenden Stimme, deren Ton Klara unheimlich berührte. Sie werfen mir den Handschuh hin und sollen es bereuen. — Er ließ noch einmal seinen Blick über Klara's jungfräulich schöne Formen irren; eine krampfhafte Erschütterung zuckte durch seine Zwerggestalt, dann trat er rasch zurück, ergriff seinen Hut und sagte, sich vor der Frau vom Hause verneigend: Ich fühle mich veranlaßt, noch heute nach der Stadt zurückzukehren, so schwer ich mich losreiße. Erhalten Sie mir Ihre liebreiche Gesinnung, ich werde nicht ermangeln, mein Gedächtniß bei Ihnen Allen aufzufrischen. —

Frau von Steine überwand sich, ihm ein Paar höfliche Worte zu sagen, er lehnte ihre Bitte zu warten bis sein Pferd vorgeführt sey ab, und ging. Es dauerte lange, ehe der Knecht das Pferd, welches er hatte absatteln lassen, an die Auffahrt brachte, doch Loden verrieth nicht die mindeste Unruhe, er hatte die eine Hand in die Tasche gesteckt, zerbiß die Nägel der andern und schien in tiefen Gedanken zu seyn. Endlich wurde das unwillig folgende Thier herbeigezogen, Loden erklomm mit

großer Anſtrengung den Sattel, noch einen Blick warf er nach den Fenſtern des Hauſes hinauf, die Damen ſtanden Alle hinter den hellen Scheiben. Er lächelte mit innerm Gift und Groll und ſtieß ſich vorlehnend, dem Pferde die ſcharfen Sporen grimmig in die Weichen. Das nahm aber das ſtolze Roß ſehr übel, es ſtreckte den Kopf hoch in die Luft und hob die langen Kranichbeine zum ungeſchickten Satze, welcher den Reiter ganz aus dem Gleichgewicht brachte. — Noch ein Satz ſeitwärts dem Stalle zu, und Herr von Loden kugelte vom Satel ſchmählich auf die Erde. Das Pferd ſenkte verwundert den Hirſchhals zu ihm nieder und beroch ihn, die Knechte lachten, ein raſcher Blick nach den Fenſtern ſagte dem Gefallenen, daß die Damen auch lachten. Loden biß ſeine Lippen blutig und was er ſich jetzt gelobte, war er der Mann zu halten. Während er ſich aufraffte, ſprengte ein junger ſchöner Mann in den Hof, es war der Graf Treilhac und er lachte auch über ihn, als er ſeinen Unfall bemerkte. Loden grüßte ihn mit freundlicher Miene, ſaß wieder auf und ritt von dannen. Als er um die Thorecke bog, ſah er die Damen im Portale des Hauſes wie ſie den glücklichen Treilhac bewillkommten. Er hätte gern ſeinem Thiere vor Wuth wieder die Sporen gegeben, aber er wagte es nicht, und der Grimm nagte ihm am Herzen und ſetzte ſich feſt in ihm, wie ein giftiger Wurm.

Treilhac wurde von den Damen mit Fragen be-

ſtürmt, er ſollte über Loden Auskunft geben. Die Erſcheinung dieſes Menſchen, der um viele ſeiner jugendlichen Thorheiten wußte, hatte Julian unangenehm an jene Zeit der Verirrung erinnert und etwas befangen gemacht, was jedoch den Frauen entging. Er nannte Loden einen Gecken, der im Wahne lebe, jede Frau jedes Mädchen müſſe ſich beim erſten Anblicke ſeiner Holdſeligkeit in ihm verlieben. — Die Damen lachten und bemerkten nicht, daß Treilhac's Witz gezwungen heraus kam.

Warum ſehen wir Sie heut ſo ſpät? fragte Anna. Es wird ja ſchon dunkel.

Mein Vormund war bei mir, erwiederte Treilhac. Wir haben uns wieder verſöhnt. Ich ſchlug ihm vor, mich hieher zu begleiten, da Sie ihn früher gekannt haben, gnädige Frau — aber, Sie verzeihen allerſeits — er iſt ein Damenfeind und machte ſich eiligſt auf den Rückweg nach der Stadt.

Herr von Loden wird ihn wohl nicht mehr einhohlen lachte Anna. Der überläſtige Menſch gab noch manchen Stoff zu Scherzen, an denen jedoch Treilhac keinen Theil nahm. Zuletzt brachte der Bote des nächſten Poſtamts einen Brief von Klaras Vaters den er ſeit ihrer Trennung geſchrieben hatte, und Loden wurde darüber gänzlich vergeſſen.

In der folgenden Zeit verging faſt kein Tag, an welchem Julian nicht in Bruſenthal geweſen wäre, ſo hart

auch der Winter über die Gegend einfiel und die Gebirgspfade gefahrvoll machte. Da saßen denn die Frauen im Gespräch mit ihm um den traulichen Kamin und lauschten, wenn eine Pause eintrat, auf das Brausen des Schneesturms, der das Gefühl der Sicherheit nur erhöhte. Juliens Verhältniß mit Anna war unendlich zart, die Liebenden verstanden sich ohne Worte, die Mutter beobachtete sie still und treu, und hatte keine Sorge um die Zukunft ihres Kindes.

Die Briefe des Raths, welche in regelmäßigen Zwischenräumen einliefen, dienten dazu, den Familienkreis, welcher durch sein Abschließen von anderm Umgange leicht eine einseitige Richtung nehmen konnte, wieder höhern, umfassendern Intressen zuzuwenden. Sie enthielten Ergüsse seines liebevollen Herzens, launige Berichte erlebter Reiseabentheuer und kleiner Unannehmlichkeiten, denen er immer die komische Seite abzugewinnen wußte, und wieder klare Kenntnißreiche Schilderungen des Neuen und Schönen, das er gesehen hatte, geläuterte vorurtheilsfreie Ansichten über Zeitverhältnisse, aus deren Wirrsal sein Blick, ungeblendet von den vielfach sich kreuzenden Raketen und Schwärmern der jungen Kunstfeuerwerker, den Polarstern des Wahren und Heiligen einander festhielt. Für Klara besonders waren diese Briefe höchst anregend, sie nahm dieselben, nachdem sie von allen gelesen waren, förmlich in Beschlag und studirte sie wiederhohlt in einsamen Weihestunden.

## 3.

Mildere Lüfte wärmere Sonnenſtrahlen verkündigten das Nahen des Frühlings. Der greiſe Winter raffte ſich auf, ſchürzte ſein weißes Gewand, das er weit über die Fluren gebreitet hatte und ſtolz vor dem lieblichen Knaben, deſſen Hauch ihm ſchon den Reifſtarrenden Bart ſchmolz. Die ewige Mutter erwachte aus ihrem verzauberten Schlummer, ſie war wieder jung und ſchön und ſchmückte ihr grünes Prachtgewand mit buntſchimmernden Juwelen und weißen reinen Perlen; melodiſche Chöre jauchzten dem Sieger entgegen, der neues Leben, neue Liebe brachte.

Einem Herzen aber ſchien es, als habe ſich die Natur nur darum ſo feſtlich geſchmückt, weil ſie ein Brautfeſt begehen, als töne der Vögel Chor nur darum ſo ſüß, weil er eine Braut begrüßen ſollte. Anna hatte Juliano Liebe gekrönt und ſich ihm angelobt für das Leben, die Mutter ihren Bund geſegnet. Klara freute ſich des Glückes ihrer Freundin und trug es, ſtill vor ſich lächelnd, daß ſie nun oft ganz überſehen wurde, da ſich doch Anna ſonſt nur in ihrer Nähe, in ihrem Umgange gefiel. Sie ließ daher die Liebenden, wenn ſie ſich in eine jene Tändeleien verſtrickten, welche, ſo ſüß ſie auch für die betheiligten Herzen ſind, doch dem unbefangenen Dritten kein ſonderliches Intereſſe gewähren, unter der Obhut der Mutter, und unternahm kleine Wanderungen in die Berge, welche manche reizende Stelle, manche köſtliche Ausſicht

boten. Hatte sie dann einen solchen Punct gewonnen, so ließ sie sich auf das grüne Moos nieder und schwelgte im Schauen. Gewöhnlich hatte sie auch eine weibliche Arbeit mit, oder ein ansprechendes Buch, und es wurde zuweilen spät, ehe sie sich zum Rückwege entschließen konnte. — Das war auch eines Abends der Fall, wo sie eine ziemlich entfernte Ruine aufgesucht hatte; der alte zertrümmerte Bau lag auf einem waldigen Bergvorsprunge und war wie die Sage ging, der Horst eines Raubritters gewesen, welcher die umliegende Gegend nicht wenig geängstigt und verheert haben sollte, bis die Bürger der benachbarten Stadt zur Verzweiflung getrieben, die Waffen ergriffen und seine Burg stürmten und verbrannten. Klara hatte die Sage eines alten Bergmanns gehört, sie tauchte heut vor ihr auf und versetzte ihren Geist in jene dunkle Zeit. Da sah sie das Gewühl der Stürmenden, die rothe Glut in der Burg, sah den flüchtigen Raubgrafen über das Feld jagen, nach dem fernen Kloster zu den befreundeten Mönchen, sah ihn mit dem schwergerüsteten Hengste im Moor versinken und die Nachhut der Bürger heranziehen und ihn fangen. Mit welchen Gefühlen mag ihnen der stolze Bannerherr entgegen geschaut haben! — Die Sonne wand eben im Scheiden eine leichte Goldkrone um den achteligen Thurm, welcher allein dem Brande und den langen Jahrhunderten getrotzt hatte; Dohlen und Krähen flatterten ihrem alten Schlupfwinkel zu und sahen scheu auf die fremde menschliche Erscheinung. Klara mußte an den

Rückweg denken, ſie ging durch die Schlucht über Höhen und Berghänge, durch Thal und Wald, bis ſie die Straße erreichte, welche aus der Ebene nach Bruſenthal und weiter hinauf ins Gebirg führt. Schon konnte ſie die weißen Häuſer des Dorfes erkennen, da bemerkte ſie einen umgeworfenen Wagen, der auf der Landſtraße lag, neben den Pferden ſtand ein Mann, ein Anderer eilte nach dem Dorfe, augenſcheinlich um Hülfe zu hohlen. Klara näherte ſich dem Wagen, der Fremde war ganz blaß, ſein Geſicht vom Schmerze verzogen, er hielt mit der rechten Hand den linken Arm, den er ſich beſchädigt haben mochte. In Klara's Bruſt erwachte das Mitleid, des Weibes menſchlich ſchöne Regung, ſie fragte mit Antheil, was dem Fremden fehle. Er erwiederte ſchmerzhaft, daß er ſich im Fallen den Arm gebrochen oder ausgerenkt habe. Sie bat ihn mit nach Bruſenthal zu kommen, wo ſie ihm eine gaſtfreundliche Aufnahme und ſchnelle Hülfe verſprechen könne, die Pferde würden ja mit dem umgeworfenen Wagen ruhig ſtehen. Da kam auch ſchon der Kutſcher wieder, ein Paar Leute, welche er im erſten Hauſe aufgetrieben hatte, begleiteten ihn. Der Fremde machte ſich mit Klara auf den Weg, doch übermahnte ihn der Schmerz mehrmahls im Gehen, ſo daß er ſchwankte und das erſchrockene Mädchen fürchtete, ihn zuſammenbrechen zu ſehen. Sie bat daher die Bauern, welche mit dem Kutſcher entgegen kamen, den Verwundeten zu führen, gab dem Kutſcher die nöthigen Anweiſungen und flog voraus, die Ankunft des

Fremden zu melden und den alten Chirurgus, der im Dorfe lebte, herbeirufen zu laſſen. Frau von Steine traf ſchleunige Anſtalten, der Fremde war ſehr angegriffen als er kam, und vermochte nicht zu reden, er wurde ſogleich in das für ihn eingerichtete Zimmer geführt; der Chirurgus unterſuchte des Beſchädigten Arm und fand nur eine gefahrloſe Quetſchung. Er verband ihn und ließ den Kranken zu Bett bringen. Bald darauf kam auch der Kutſcher mit ſeinem Wagen. Er erzählte, daß er dem Fremden für ein Billiges die Retourgelegenheit benutzen laſſen, wer dieſer ſey, wußte er nicht, doch hatte er ſeines geringfügigen Gepäcks wegen keine ſonderlich hohe Meinung von ihm. Am andern Morgen erkundigte er ſich, ob der Kranke im Stande ſey, die Reiſe fortzuſetzen, und als der Wundarzt entſchied, daß noch ein Paar Tage darüber vergehen möchten, ſo erklärte er, darauf könne er nicht warten, der Fremde ſey nicht im Stande, ihm den Schaden an ſeinem Vermögen zu erſetzen. Er ſpannte demnach kurz und gut an und fuhr ſeines Weges. Frau von Steine war betreten als ſie es ſah. Gegen Mittag kam Treilhac, die Frauen erzählten ihm, was ſich kurz nachdem er geſtern fortgeritten war, zugetragen hatte, er hörte es verwundert und fing an, Klara mit dem Fremden zu necken. Klara ſchlug ſeine Angriffe lachend ab. Nein, nein rief er, es wäre ja gar keine poetiſche Gerechtigkeit mehr in der Welt. Bedenken Sie doch ſelbſt, haben Sie je einen andern Ausgang in ſolchem Verhältniß geleſen? Sie haben den Frem-

den gerettet, Sie pflegen ihn, daher müssen Sie ihn lieben, da ist gar keine Wahl! Wollen Sie die Autorität unsrer größten Dichter anfechten?

Keine Autorität soll mich zum Alltäglichen zwingen, erwiederte Klara scherzend. Grade weil es so oft geschehen und geschildert ist, will ich mich dagegen auflehnen. Unser Verhältniß wird einmal einen ganz andern Ausgang nehmen.

Sobald der Fremde sich stark genug fühlte, machte er den Damen seine Aufwartung. Er war ein großer hagerer Mann mit scharfen Gesichtszügen, man hätte ihn für jung halten können, wenn nicht seine Stirne vielfach gefurcht, sein schwarzes Haar grau gemischt gewesen wäre. Er trug den linken Arm in der Binde, doch bewegte er sich mit Gewandtheit, überhaupt war seine Erscheinung nicht unangenehm. Frau von Steine empfing ihn wohlwollend, er nannte sich Doctor Helfenbrecht und fragte nach seiner Retterin, welche ihm die Dämmerung jenes Abends, der ihn fast aller Sehkraft beraubt, nicht zu erkennen gestattet hätte. Frau von Steine wies ihn an die erröthende Klara, der Fremde sagte ihr in gewählten Worten seinen Dank, den sie bescheiden ablehnte. Dann bat er die Frau vom Hause um die Erlaubniß, noch heute abreisen zu dürfen, da er ihre Gastfreundschaft nicht länger mißbrauchen wollte. Frau von Steine gab das nicht zu, bis der Arzt erklären würde, daß er ohne Gefahr reisen könne — und nachdem auf solche Weise der

Aufforderungen gegenseitiger Höflichkeit genügt war, kam ein allgemeines Gespräch in Fluß. Klara, welcher Treilhacs Nekerei vorschwebte, war etwas befangen und wurde es noch mehr, als der Fremde ihr eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, sie oft mit seinen brennenden schwarzen Augen fixirte und dann, wenn er es bemerkt sah, sich schnell abwandte und mit der Hand über die Stirn fuhr. Er machte so wenig Hehl aus seiner Huldigung, daß selbst Anna davon frappiert wurde und der Freundin, als sie einen Moment allein am Fenster standen, lächelnd Glück wünschte. Klara wiedersprach heftig, schalt des Fremden Benehmen Männerkoketterie, und verließ zuletzt ganz unmuthig das Zimmer.

Sie haben Schuld sagte sie Nachmittags zum Grafen Julian, daß mir der Fremde, dessen Umgang vielleicht ganz interessant wäre, höchst unangenehm, ja verhaßt wird. Er scheint auch viel ähnliche Situationen in Romanen getroffen zu haben und hält es für eine Schuldigkeit, mir Attentions zu erweisen, die ich nicht zu würdigen verstehe.

Er ist Schriftsteller, bemerkte Treilhac. Ich kenne ihn dem Namen nach. Seine Dichterphantasie hat Feuer gefangen —

Verschonen Sie mich unterbrach ihn Klara. Übrigens will ich Ihnen doch den Triumph nicht lassen, mich in Verlegenheit gebracht zu haben. Sie sollen sehen, daß ich mich zu beherrschen weiß.

Sie verstand das wirklich. Auch das schärfste Auge

konnte keine Spur von Befangenheit entdecken, wenn der Dichter Worte an ſie richtete, welche beziehend und warm wurden, Klara wußte ihn jedesmal mit feinem Tacte wieder in das Geleiſe des gewöhnlichen Converſationes zu führen — weil ſie nichts für ihn fühlte. Doctor Helfenbrecht ſtellte ſich überhaupt hier als ein ganz Anderer dar, als wir ihn im Café du Nord bereits kennen gelernt haben. Sein natürlicher Verſtand hatte ihn bald über die Sinnes- und Gemüthsart der Frauen in Brufenthal belehrt, er wußte, daß ein ſchroffes Urtheil, ein kühnes Antaſten der Dichter, welche hier hochgehalten und verehrt wurden, ihm die Herzen auf immmer entfremden mußte, daß er nur, wenn er das lyriſche Element hervortreten ließ, in den Augen, wo er es wünſchte, gewinnen konnte, und es war ihm zum Erſtenmale in ſeinem Leben lieb, daß hier keines ſeiner Werke bekannt war, welche ihm allerdings eher geſchadet, als genützt haben würden. Er befand ſich in jeder Hinſicht ſehr wohl in Brufenthal, es war ihm daher wie ein eiskaltes Sturzbad, als ihm der alte Chirurg eines Abends in Gegenwart der Damen ſehr trocken erklärte, daß er nun ohne Gefahr nach der Hauptſtadt reiſen könne, ſelbſt wenn die Chauſſee der unebenſte Gebirgsweg ſey. Der Ausſpruch des Arztes erlaubte keine längere Zögerung, auch ſetzte Frau von Steine nur ſo viel dagegen, als unumgänglich war; Helfenbrecht mußte ſich alſo beſcheiden. Der Abend verging unter geſelligen Verſtandesſpielen, es wurden auch Verſe gemacht

und der Dichter nahm die verſchiedenen Zettel, welche beſchrieben worden, als ein theures Andenken, wie er ſagte, in Beſchlag, dagegen vertheilte er an jede Dame und auch an Treilhac Proben ſeines Genies, Klara erhielt mehrere Stanzen, deren jede ein Akroſtichon auf ihren Namen bildete. Dann nahm er Abſchied von Allen und ſagte Jedem etwas Verbindliches, nur vor Klara verbeugte er ſich ſtumm und legte die Hand auf das Herz. Klara ſchalt bei ſich ſelbſt dieß Benehmen abſichtlich, aber ſie mußte doch erröthen, und der freudige Blick des Scheidenden ſagte ihr, daß er dieß Erröthen wohl bemerkt und zu ſeinem Vortheil gedeutet habe.

Am frühen Morgen reiſte er ab, Frau von Steine hatte ihm ihren Wagen angebothen, er nahm ihn aber nur bis zur nächſten Stadt an, von dort, ſagte er, wolle er zu Fuß nach der Reſidenz wandern, er müſſe vorſichtig dort auftreten, denn er ſey eines unglücklichen Duells wegen flüchtig geworden und der Geneſung ſeines Gegners noch nicht völlig verſichert. Gegen Mittag kam der Wagen zurück, der Kutſcher brachte noch viele Grüße — aber ſonſt, ſagte er verdrießlich, ſonſt nicht die Probe! Nicht einmal einen Schnaps hat er mir geben laſſen. — Die Damen lachten und ſchoben dieſe Vergeßlichkeit auf alles Andere eher, als auf den wahren Grund; der Kutſcher wurde entſchädigt. Abends erſchien aber auch der alte Chirurgus und fragte mit vielen Kratzfüßen und Entſchuldigungen: ob der fremde Herr nicht das ihm zuſte-

hende Honorar zurückgelaſſen habe? — Treilhac ſah die Damen mit großen Augen an, ſie waren Alle nicht eben zu Helfenbrechts Vortheil überraſcht, endlich bezahlte Frau von Steine die mäßige Forderung des Wundarztes. Als er fort war, ſagte die Räthin, ihrem milden Character getreu: Wir wollen den armen Dichter nicht ohne Weiteres verurtheilen. Er iſt nicht im Stande geweſen —

Dann mußte er ſich offen äußern, liebe Mutter, fiel Klara ein, aber daß er dem alten Manne nicht einmal für ſeine Bemühung gedankt hat, wirft kein günſtiges Licht auf ſeine Geſinnung. Wer weiß, wie er dieſem Hauſe die genoſſene Gaſtfreundſchaft lohnen wird! — Anna ſchalt ihre Freundin zu ſtreng, aber ſie blieb dabei.

Graf Julian hatte, in Übereinſtimmung mit ſeinem Oheim darauf angetragen, für mündig erklärt zu werden, um die Leitung ſeiner Angelegenheiten ſelbſt übernehmen zu können. Sobald die Entſcheidung des Ober-Vormundſchaftsgerichtes angelangt und Alles geordnet ſeyn würde, ſollte die Vermählung des jungen Paares gefeiert werden. Bis dahin mußte die Familie Schirmer bleiben, ſo nahe auch des Raths Briefe ſeine bevorſtehende Ankunft ſchilderten. Dem ungeduldigen Bräutigam war der Gang der Geſchäfte viel zu langſam, er entſchloß ſich daher, ſelbſt auf einige Zeit nach der Hauptſtadt zu reiſen und die Beendigung derſelben zu betreiben. Anna hatte ihn Anfangs in dieſem Entſchluſſe beſtärkt, aber als er

zur Ausführung kam, war sie trostlos — es galt ihre erste Trennung. Vergebens suchten die Mutter und Klara sie mit sanften Worten aufzurichten, sie schüttelte nur immer den Kopf und weinte bitterlich. So überraschte sie Julian, welcher Abschied zu nehmen kam. Sein reisefertiger Anblick brach den letzten Rest von Standhaftigkeit in Anna's Gemüth, sie sank an seine Brust und liebkoste ihn stumm und flehend — er war erschüttert und sprach ihr liebreich zu, vergebens! Endlich erklärte er, wenn sie es wünsche, wolle er die ganze Reise aufgeben und seine Angelegenheit ihren Gang gehen lassen. Sie sah freudig unter Thränen empor.

Nicht doch! rief Klara, du wirst dich fassen, meine theure Anna. Es ist ja nur für kurze Zeit, deine Seele wird Spannkraft gewinnen, diese kleine Prüfung zu tragen. Läßt du dich jetzt schon niederbeugen, was soll aus dir werden, wenn der Himmel — was er dir ersparen möge — einmal größere Prüfungen über dich verhängt?

Geh nur, geh! flüsterte Anna, aber sie hielt ihn darum nicht minder fest umfangen.

Julians Kraft begann zu schwanken, da wand er sich sanft von ihr los, sagte ihr die zärtlichsten Worte zum Abschiede, bot den Andern Lebewohl und eilte hinaus. Anna sank auf das Sopha und lauschte. Als sie bald darauf das Rollen seines Wagens hörte, barg sie ihr Haupt in beide Hände.

Der Freundin erregte ihre übergroße Betrübniß zwar

Mitgefühl, aber zugleich auch Mißbilligung. Meine geliebte Anna, sagte sie, als Beide am folgenden Tage allein waren, laß mich ein Wort der Warnung zu dir sprechen, du kennst mein Herz und wirst mich nicht mißverstehen. Hüte dich, erweichenden Gefühlen allzusehr nachzugeben, sie wurzeln nur zu leicht im Gemüth und rauben dir unwiderbringlich die Heiterkeit. Hängen wir ihnen nach, so entsteht bald ein Hang zur Schwermuth, der uns von allen Dingen nur die trübe Seite zeigt, überall werden dann wehmüthige Gedanken in uns angeregt, ein fallendes Blatt, ein versiegender Bach stimmt uns traurig und selbst erhabene Bilder, die Pracht der Sterne, die alten herrlichen Kirchendome, wecken nur ein düstres niederbeugendes Bewußtseyn unserer Vergänglichkeit, statt daß sie uns über das Grab hinaus zu lichten Sphären tragen sollten. Sentimentalität ist eine schlimme Mitgift für das Leben.

Wohl dir, wenn du jede Stimmung bemeistern kannst, erwiderte Anna mit tiefem Seufzer.

Wenn man nur den redlichen Willen hat und seine Stimmung bekämpft, versetzte Klara, so ist der Sieg schon halb gewonnen. Sage mir, wo liegt in dieser kurzen Trennung von deinem Verlobten ein Grund zu so trostlosem Grame? Die Stadt ist so nahe, daß er in wenig Stunden hier seyn kann, die Veranlassung, welche ihn dort festhält, ist ja nur zu eurem Glücke, und wenn

du die Freude des Wiederſehens ausmalſt, ſo wird der Schmerz der Trennung dir zehnfach überwogen.

Du haſt wohl Recht, meine Klara, ſagte die Braut bekümmert, aber wenn man ſich trennt, weiß man nie, wie man ſich wiederſehen wird.

Ich bitte dich, rief Klara, dann müßte man ſtets mit Todesangſt Abends zu Bette gehen, wenn man den Seinigen gute Nacht gewünſcht hat, denn das Unglück kann ſo gut in einer Stunde, als in einem Jahre der Trennung einbrechen. Nimm mir's nicht übel, Anna, du ſprichſt, als ob gar keine leitende Hand unſere Schickſale regierte. Heiteres Gottvertrauen überall, ſo iſt man ruhig in ſeinem Herzen. Was dann kommt — wenn wir es nicht verſchuldet haben — iſt eine Schickung, bei der man immer denken muß: wer weiß, wozu ſie gut iſt! Nein, meine theure Freundin, ſieh froh und leicht in die Zukunft und halte deinen heitern Sinn feſt.

Treilhac war ebenfalls ſehr verſtimmt während ſeiner ganzen Reiſe. Das Bild der weinenden Braut ſchwebte ihm unaufhörlich vor, und er gelobte ſich, wenn ſeine Geſchäfte beendigt und ſie ihm durch den Segen der Kirche für das Leben verbunden ſeyn würde, nie mehr von ihrer Seite zu weichen.

Die Pferde trabten munter die Landſtraße zur Ebene hinab, immer größer wurde der Zwiſchenraum, welcher Julian von ſeiner Geliebten ſchied, ſchon lagen die Berge im blauen Dufte der Ferne. Die Straße belebte ſich,

zierlicher wurde die Bauart der Dörfer, hier und da feſſelte eine geſchmackvolle Anlage, eine vorüberfliegende glänzende Equipage Julians Blick, und als er endlich in die breiten ſchönen Straßen der Reſidenz einfuhr, konnte er ſich ein ſehr behagliches Gefühl nicht abläugnen.

Der Abend führte ihn in das Theater. Sonſt gehörte er zu denen, welche längſt gegen die zauberiſche Gewalt der Bühne abgeſtumpft ſind, weil ſie die Wunder zu nahe betrachtet und ſich in die Charybdis hinter den Couliſſen geſtürzt haben. Heut aber war ihm zu Muthe, als ſäße er zum erſtenmal vor dem geheimnißvollen Vorhange, die lichtſtrahlende geſchmackvoll ausgeſtattete Kunſthalle, die zahlreiche glänzende Verſammlung blendeten ihn, er gab ſich willig dem Eindrucke hin, der ſein Innerſtes erfaßte. Maria von Webers lieblicher Schwanengeſang, Oberon, wurde gegeben. Julian war der Außenwelt entrückt, er ſchwamm auf dem ſüßen Tonwellen hinüber in das Zauberland der Dichtung, aber Anna's Bild begleitete ihn und miſchte ſich wunderbar zu den Bildern, welche ihm aufgegangen waren. Da ſchwebten die Elfen in anmuthigen Reigen vorüber und alle Operngläſer der Herrn bäumten ſich auf, wie eine Batterie aus Gold- und Bronzeröhren, welche glühende Blicke, nach der ſchönen halsverhüllten Tänzerinn ſchoſſen. — Seht doch, die Arcioni! hörte Julian dicht neben ſich einen jungen Mann in Extaſe rufen. Der Name ſchlug nachahmend an Treilhacs Ohr. Sie war es! Er ſah die herrliche Ge-

ſtalt mit den elaſtiſchen vollen Gliedern, das blühende Geſicht unter dem reichen ſchwarzen Haare, die Augen wie leuchtende Sonnen. Ihr Blitz traf ihn, ſie hatte ihn erkannt! Er ſchlug ſein Auge zu Boden, er wäre gerne geflohen, wenn er nur gekonnt hätte, aber neben ihm rechts und links ſaß Mann an Mann und ſtarrte gierig und lüſtern nach der Bühne. Da war kein Entrinnen und — warum wollte er auch fliehen? ſprach er zu ſich ſelbſt; war ihm der Anblick, der ihn an ſeine längſt bereuete Verirrung erinnerte, nicht heilſam? Konnte er ihm jemals gefährlich werden, da ſeine Bruſt einen Talismann in ſich trug, der jeden unlautern Gedanken im Keime erſtickte? — Julian gewann es über ſich, die reizende Arcioni recht ins Auge zu faſſen. Sie bemerkte es und er täuſchte ſich nicht — ſie lächelte. Ihr Tanz wurde belebter, ſie entfaltete eine Grazie der Bewegungen, welche fern von ſinnlicher Glut nur um ſo mächtiger bezauberten. Julian wollte ſie betrachten, wie ein kalter Kunſtkenner das Marmorbild einer Göttin, aber der Prometheusfunke, der ſie durchglühte, ließ ihn nicht dazu kommen und er athmete leichter auf, als der nächſte Zwiſchenact ihm erlaubte, das Opernhaus zu verlaſſen.

4

Im Café du Nord ſaßen noch ſpät nach dem Theater, als ſich ſchon die übrigen Gäſte entfernt hatten, zwei Männer am runden Tiſche im eifrigen Verkehr mit einem Dritten. Es waren Loden und Ellheim, welche den Doc-

:tor Helfenbrecht hier getroffen, und mit der Verſicherung beruhigt hatten, daß der kleine Zwiſt noch ehemals vergeſſen und vergeben ſeyn ſollte. Er erzählte darauf ſein Abenteuer in Bruſenthal mit einem großen Aufwande dichteriſcher Zuthat. Die beiden Zuhörer kannten ſeine Wahrheitsliebe, daher vernahmen ſie ohne ſonderliche Unruhe, daß er Klara ſchon die Seine nannte, weil ſie ihm ihr Herz geſchenkt habe.

Was lacht ihr? rief Helfenbrecht entrüſtet. Ich habe Verſe von Klaras Hand, Verſe an mich gerichtet wogegen ich ihr ein dichteriſches Andenken hinterlaſſen habe, das ich um ſeiner gelungenen Form willen auch der Welt nicht vorenthalten darf.

Verſe von Klara, an Sie gerichtet? fragte Ellheim ernſt werdend. Wollen Sie eine Anſicht derſelben geſtatten?

Sehr gern, begleiten Sie mich, meine Herren, erwiederte Helfenbrecht. Es iſt zwar ſchon ſpät, aber was fragen wir nach der Uhr?

Ellheim hatte ſchon den Hut in der Hand, Loden folgte mit ungläubigen Lächeln. Beſter Doctor, ſprach er als ſie durch die menſchenleeren Straßen ſchritten, allen Reſpect vor Ihrem Worte, ich muß im voraus mich gegen den Verdacht verwahren, als ob ich Sie beleidigen wollte, Sie ſind ſonſt gleich mit Degen und Piſtolen bei der Hand. Aber posito, Sie wollten uns ein X für U machen wer von uns Beiden hat jemals die Handſchrift der hüb-

ſchen Damen geſehen? Ich wenigſtens könnte Ihnen zwanzig dergleichen Billets vorzeigen und die Verfaſſerin mit beliebigen Namen taufen, Sie müßten es ja doch auf Treu und Glauben annehmen oder auch nicht, welche Wahl hoffentlich auch uns freiſteht.

Nach Belieben, erwiederte Helfenbrecht kalt Mein Glück wird durch ihre Zweifel nicht verkleinert. Wenn es Ihnen aber wichtig iſt, zur Überzeugung zu gelangen, ſo fragen Sie den Grafen Treilhac, welcher dabei war. Wir ſpielten das gewöhnliche Geſellſchaftsſpiel, wo ein Thema gegeben wird und Jeder ſich auf den Hippogryphen wagen muß. Des Jägers Morgen, war unſer Thema. Da ich Klara's Verſe las, ihre Beziehung erkannte und den Blick verſtand, mit welcher ſie mir das Blatt übergab, ſo fand mein raſcher Geiſt ein Mittel, ihr Billet ohne Aufſehen an mich zu nehmen: ich bat um Erlaubniß, alle Zettel als theures Andenken an Bruſenthal behalten zu dürfen. Daher kann ich Ihnen die Machwerke des ganzen verehrlichen Zirkels vorlegen.

Sie waren unterdeſſen zu dem ſchmalen Hauſe des Dichters gekommen, er ſchloß es auf und ſie mußten ſich an ihn halten, um die finſtere Treppe zu ſeinem hochgelegenen Stübchen ſicher zu erklimmen. Oben ſuchte er eine Weile erfolglos nach Licht und Feuerzeug, endlich konnten die Beſucher beim Schein einer trüben Lampe die geniale Unordnung des Zimmers betrachten, ſie überſtieg jede Beſchreibung. Helfenbrecht ſuchte hin und her, ſchob

Bücher und Papier, den Kamm und die Bürste vom Schreibtisch auf die Erde, fluchte dazwischen und bat die Andern Platz zu nehmen, die Stühle waren aber mit Kleidern und unsauberer Wäsche bedeckt. Ellheim zeigte sich ungeduldig, Loden schien über etwas zu brüten.

Das ist der Bettel, ich meine die Brieftasche! rief Helfenbrecht endlich. Hieher gesehen, meine Herrn! Er zog ein kleines Päckchen heraus. Sehen Sie hier! Ich habe mir gleich nach Beendigung des Spiels bei jeder Handschrift die Namen bemerkt. Da ist Treilhac's hochtrabendes Zeug, hol ihn der Henker! Hier die nichtssagenden Reime der alten Schirmer. Wie Hölty und Matthisson! Es mögen die Lieblinge ihrer Reifrocksjugend gewesen seyn. — Voyons! Das verspricht schon etwas. Hier ist Leben und Wärme! Frau von Steine! Hört, Ellheim, das wäre etwas für Euch, man wird Feuer und Flammen, wenn man neben ihr sitzt und ich glaube es ist mit ihr etwas anzuspinnen; wäre ich vier und zwanzig Stunden länger dort gewesen, so hätt' ich entschieden Glück gemacht. Junge Witwen sind in der Regel acorssibel denn zu darben, wenn man schon —

Weiter, weiter! rief Ellheim ungeduldig.

Sie werden zeitig genug sehen, was Ihnen Ärgerniß bereitet, erwiederte Helfenbrecht. Hier kommt sehr gekritzelt ein Reimchen der niedlichen Anna. Es hört sich an, wie das Gezwitscher eines jungen Vogels. Aber hier! da! meine Herrn! Hören Sie:

Wenn der Morgenſtrahl ſo hell am Berge glüht
Und der Waidmann friſch hinaus zum Walde zieht,
Geht das Herz ihm auf, wird ihm das Auge klar
Und ein Hochgefühl belebt ihn wunderbar.
In der Vögel Ruf, in hoher Buchen Weh'n
Glaubt er Morgengruß von Fremden zu verſtehn —
Und gar freudig denkt er an ſein fernes Lieb:
Ob es ihm auch treu und hold verblieb.

Helfenbrecht blickte ſeine beiden Gäſte ſelbſt zufrieden an; Loden ſagte gar nichts, er war in Gedanken vertieft und hatte die Verſe kaum gehört, aber Ellheim erwiederte: Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doctor, ich ſehe nun hier gar keine Beziehung auf Sie. Was haben Sie mit dem edlen Waidwerk zu thun und dem Morgen im Walde, den Sie wohl noch in Ihrem Leben nicht genoſſen haben?

Mein Verehrter, antwortete Helfenbrecht, das iſt eben der Zauber verſtohlener Liebe, daß ihre Äußerungen nur ihr ſelbſt, keinem Fremden verſtändlich ſind. Hätten Sie übrigens den Blick geſehen, mit welchem mir Klara das koſtbare Blatt übergab, ihr Erröthen, wodurch ſie den Zuſtand ihres Herzens verrieth, ſo würden Sie anders ſprechen. Mehr ſage ich nicht und darf ich nicht ſagen.

Wollen wir nicht gehen? fragte Loden plötzlich, Ellheim war damit einverſtanden und empfahl ſich dem Doctor etwas kurz. Beim Umdrehen im engen Stübchen

geſchah es aber, daß Loden mit dem Ellnbogen die Lampe umwarf und eine totale Finſterniß herbeiführte. Er bat ſehr erſchrocken um Verzeihung, Ellheim ärgerte ſich über den Aufenthalt, denn es dauerte ſehr lange, ehe der brummende Helfenbrecht wieder Licht anzünden und die vermehrte Unſauberkeit ſeiner Wohnung in Augenſchein nehmen konnte. Das Oel hatte ſich mit dem Staube und den Papierſchnitzeln vermiſcht und Ellheim dankte Gott, als er die widrige Höhle im Rücken hatte und wieder die friſche Nachtluft einathmete. An der nächſten Straßenecke trennte er ſich von Loden und ging allein nach Hauſe, die eben erlebte Scene nochmals erwägend. Oft ſchon hatte er in Geſellſchaft junger Männer, wie das leider zu geſchehen pflegte, die Ehre unbeſcholtener Frauen frech läſtern gehört, noch nie war es ihm als etwas Schändliches aufgefallen, er hatte wohl ſelbſt im ſinnetrunkenen Übermuthe den Frauenwerth verhöhnt, und heute fühlte er ſich durch Helfenbrechts Äußerungen verletzt, empört. Wollte ſich das Gefühl, mit dem er ſo lange eine frevelhafte Entheiligung getrieben hatte, endlich an ihm rächen? — Die Nacht war ſchön, ſelbſt zwiſchen den Steinmaſſen der Stadt. Ellheims Gemüth öffnete ſich ſeit langer Zeit zum erſtenmal dem Eindrucke der Stille, welcher ihn ſiegend überkam; unwillkührlich hoben ſich ſeine Augen zu den klaren Sternen, er wurde weich.

Am andern Morgen in aller Frühe kam Doctor Helfenbrecht zu Loden, der noch im Bette lag.

Sagen Sie mir, rief er noch in der Thür des Kabinets, haben Sie sich vielleicht den Scherz gemacht, mir gestern Abend unter Begünstigung der Dunkelheit die Zettel zu entwenden?

Welche Zettel? fragte Loden schlaftrunken. Was soll ich Ihnen entwendet haben? Sie sind wohl nicht klug?

O ich weiß sehr wohl, was ich rede, entgegnete Helfenbrecht. Sie und kein Anderer haben mir die Zettel weggenommen. Wo sollten sie seyn? Es ist seit Ihnen kein Mensch in mein Zimmer gekommen und ich suche schon zwei Stunden vergebens. Sie lagen neben dem Portefeuille.

Ach lassen Sie mich ungeschoren! rief Loden ärgerlich. Was soll ich mit Ihren Zetteln, die mich nicht im Entferntesten interessiren? Wer weiß, wo Sie dieselben in Ihrer Musterwirthschaft hingeräumt haben! Überdem bin ich ja gestern nicht allein bei Ihnen gewesen.

Ich war schon bei Ellheim, antwortete der Schriftsteller unmuthig. Er will auch von nichts wissen.

Und auf dieß bloße Wort lassen Sie den Verdacht gegen ihn fahren und werfen ihn auf mich? fragte Loden. Ich kann Ihnen sagen, daß Ellheim sterblich in Klara Schirmer verliebt ist und also mit Begier Alles an sich bringen wird, was ihre schönen Hände berührt haben. Ellheim hat Ihnen die Zettel genommen, das ist gar kein Zweifel. Rücken Sie ihm noch einmal auf die Stube, er ist zwar ein verflucht hitziger Kerl, aber im Nothfall

können Sie ihm ja die Zähne weisen. Oder soll ich Ihnen meine wahre Meinung sagen? Lassen Sie die dummen Zettel fahren, was ist Ihnen daran gelegen? Wie sie mit Klara stehen, hat ein solches Andenken gar keinen Werth, denn Sie dürfen sich bald größerer Gunst, vielleicht der höchsten von ihr getrösten!

Hier warf sich der zwerghafte Mensch, von seiner lebendigen Phantasie überwältigt, in sein Bett zurück und biß in das Kopfkissen, dann schnellte er rasch wieder in die Höhe und rief: Ich stehe gleich zu Diensten, wir Frühstücken zusammen, Sie sind mein Gast Doctor! — Helfenbrecht ließ sich bewegen und lernte beim Glase Wein seinen Verlust bald verschmerzen.

Als er fort war, verschloß Loden die Thüren und auch die Jalousien des Zimmers, öffnete die geheimen Fächer seines Büreaus, wo Schreib- und Zeichenmaterial verschiedener Art im Überfluß vorhanden war und begann zu arbeiten. Sonst pflegte er bei seiner lichtscheuen Beschäftigung sehr ängstlich zu seyn, das kleinste Geräusch vor der Thür machte ihn beben und er mußte dann einen Moment inne halten, weil die Arbeit eine feste Hand erforderte — heut war er dreister, ja zuweilen lachte er vergnügt und höhnisch vor sich hin.

Graf Treilhac hatte an demselben Morgen beim Erwachen auf seinem Tische ein Brieflein gefunden, dessen rosenrothes Couvert bekannte Schriftzüge trug. Sein Puls schlug rascher, aber nicht vor Freude oder sinnlicher

Aufregung, es war ein beängstigendes Gefühl, das Julians Blut in heißern Wellen durch die Adern jagte, das Gefühl der Scham. Seine reine Liebe hatte ihn so geweiht, daß er nicht mehr begriff, wie er sich einst so vergessen konnte. Er wollte in der ersten Aufwallung den rosenfarbenen Brief unbeantwortet verbrennen, aber der nächste Moment sagte ihm, daß es besser sey, ihn zu lesen und der Italienerin mit nachdrücklichen Worten jede Hoffnung auf ein erneuertes Verhältniß mit ihm zu benehmen. Der Brief war mit südlicher Leidenschaft geschrieben, enthielt Vorwürfe und Klagen, Liebesschwüre und lockende, kaum verhüllte Anspielungen und schloß mit der Bitte, sie nur noch ein einziges Mal zu besuchen: wenn sie dann aus seinem eigenen Munde hören würde, was in den Schriftzügen seiner Hand nicht glauben könne, wolle sie jeder Hoffnung, ja der Welt entsagen und ihre Verzweiflung in einem Kloster verbergen.

Julian warf das Billet im Innersten verstimmt auf den Tisch und schritt mehrmals auf und ab, sich heftig die Stirn reibend. Daß er die Tänzerin nicht mehr sehen wolle, stand bei ihm fest, aber ihr leidenschaftlicher Sinn, der schon früher oft hervorgetreten war, ließ ihn fürchten, daß sie einen Aufsehen erregenden Schritt thun könne — und wenn seine engelreine Anna, welche ihn nach sich beurtheilte, in ihrem Vertrauen irre gemacht würde, welche schreckliche Lage! — Er mußte der Arcioni schreiben, nachdrücklich, um ihr jede Hoffnung zu benehmen,

aber auch ſchonend, um ſie nicht zu reizen. Ein Bote, welcher ihr den Brief übergab, fand ſich ja wohl, denn durch ſeine Leute wagte er es nicht, aus Beſorgniß, ſie möchten ſchwatzen. Er ſetzte ſich auch gleich hin, ſchrieb, ſtrich aus, zerbiß die Feder, ſchrieb von Neuem und konnte immer nicht den rechten Ton treffen. Kalte Gleichgültigkeit mußte ſie beleidigen, vornehme Abfertigung konnte ſie reizen, wohlwollende Worte ließen ihr Hoffnung, den erlöſchenden Brand neu zu entzünden, und eine leichtfertige Behandlung des Ernſtgemeinten durfte ſie zu dem Wahne verleiten, es ſey nur ein pikanter Scherz, um ihrer Verbindung neuen Reiz zu geben. Der Italienerin offen ſein Verhältniß mit Anna zu geſtehen, dünkte ihn Entheiligung, er ſann und ſann, endlich warf er die Feder hin, verſchob den Brief auf eine beſſere Stimmung und kleidete ſich an, um ſeinen Oheim, den er geſtern Abend nicht zu Hauſe getroffen hatte, zu beſuchen.

Der Baron Renzow war heut ganz beſonders übel gelaunt, woran wohl Schuld ſeyn mochte, daß er ſich unwohl fühlte. Julian befragte ihn theilnehmend nach den näheren Umſtänden ſeines Übelbefindens.

Ach, Ärger iſt die Hauptſache dabei, erwiederte Renzow. Überall Schererei und Unannehmlichkeiten. Ihre Mündigerklärung hält mich auch in Athem. Ich will Gott danken, wenn Alles vorbei iſt, meinetwegen auch die ganze miſerable Exiſtenz, die man ironiſch genug Leben nennt. Was habe ich davon?

Dem Jünglinge ſtand das Leben ſo freudenhell und ſelig vor Augen, ein ſchönes Morgenroth edler Freuden begann ihm zu tagen, darum bekämpfte er lebhaft des Oheims Äußerung. — Laſſen Sie gut ſeyn, fiel ihm Renzow in die begeiſterte Rede. Sie ſehen jetzt durch roſenfarbene Gläſer in das Leben, wenn Sie einſt mein Alter erreicht haben und die Dinge mit kalter Beſonnenheit beim Lichte des Verſtandes betrachten, werden Sie ganz anders reden. Ich ſage, eine miſerable Exiſtenz iſt unſer Leben, eine wahre Regulustonne, in der wir umher gewälzt werden, nur daß es nicht immer tiefſtechende tödtliche Nägel ſind, ſondern ſcharfe Nadeln, welche um ſo empfindlicher ſchmerzen, da uns die Qual nicht das Bewußtſeyn raubt. Sagen Sie mir, Herr, fuhr er heftig werdend fort, was habe ich vom Leben? Wofür lebe ich? Kräht irgend ein Hahn darnach, ob ich heut oder morgen abfahre?

Lieber Oheim! rief Treilhac. Wie können Sie nur ſo reden? Zweifeln Sie denn ganz an mir? Und ſind nicht Alle, denen Sie Wohlthaten —

Wohlthaten? unterbrach ihn der Baron. Ich erzeige Niemand Wohlthaten. Was hätte ich davon? Undank! Mein Jakob, den ich nun zwanzig Jahre habe, auf den ich Häuſer baute, er hat mich belogen und betrogen. Fort mit ihm! Warum ſollte er auch beſſer ſeyn, als andere Menſchen, beſſer als ich? Ich bin auch keine Ausnahme. Dafür kann ich nicht, das iſt die menſchliche Natur. Egoismus heißt die große Triebfeder der Welt,

und wenn mir meine bezahlten Krankenwärter einmal das Kissen unter dem sterbenden Kopfe wegziehen, damit es rasch aus ist, so wird es mir kein bitteres Gefühl seyn, denn ich war darauf vorbereitet.

Liebster bester Onkel! rief Julian. Welche hyp — welche trostlosen Ansichten!

Hypochondrie, sprechen Sie es nur aus, sagte Renzow. Wenn Einer die bunte Brille fortwirft und den Leuten sagt, wie sich die Welt mit eigenen Augen gesehen ausnimmt, dann wird er mit dem Titel Hypochonder abgefertigt. Fragen Sie Schirmer, ob ich anders gewesen bin, anders gedacht, anders gesprochen habe, als Sie. Schirmer träumt seinen schönen Traum von der besten Welt noch, er wird ihn träumen bis an sein Lebensende, und ich kann ihn doch nicht darum beneiden, denn das Gefühl jenseits, wenn er zum Bewußtseyn kommt, in welchem Wahne er hier gelebt hat, muß doch einen Tropfen Wermuth in den vorigen Freudenkelch mischen. Dieser Wermuthstropfen ist mir erspart, denn ich habe ihn hier in vollen Zügen geschlürft durch die Überzeugung, daß ich ganz zwecklos gelebt habe.

Sie hätten sollen heirathen! sagte Julian rasch. Dann wäre Ihnen ein edler Lebenszweck aufgegangen, die Sorge um Ihre Familie —

Also doch auch Sorge! erwiederte Renzow. Lassen wir das. Mit Ihnen, der im Begriff steht, das vielgerühmte Eheglück zu kosten, von dessen Kehr- und Schat-

teufeite zu reden, wäre grauſam. Sagen Sie mir lieber, ob neuerdings Nachrichten von Schirmer eingelaufen ſind und wenn er zurückkehrt.

Treilhac berichtete, daß der Rath ſeine Ankunft noch nicht genau habe beſtimmen können, es wäre möglich, daß ſie noch länger verzögert würde, doch könnte er auch einmal plötzlich da ſeyn, ehe man ſich deſſen verſähe. Dann ging er zu Geſchäftsſachen über, nach deren Beſeitigung er den Freiherrn verließ. Als er in ſeine Wohnung kam, fand er den alten Kammerdiener ſeines Oheims, der auf ihn wartete, und es fiel ihm erſt wieder ein, daß Renzow von Jakob ſo ſchlecht geſprochen hatte. Jakob fing auch gleich ſelbſt davon an, bat den Grafen um Erlaubniß, ſeine Unſchuld beweiſen zu dürfen, und hoffte durch deſſen Fürſprache die Gunſt ſeines Herrn wieder zu erlangen. Treilhac bezweifelte das, doch hörte er des alten Mannes einfache Erzählung an und verſprach, wenn der Baron nichts für ihn thun wolle, ſich ſeiner anzunehmen. Es war kein Kapitalverbrechen, welches dem Diener zur Laſt fiel.

Er hatte das Zimmer ſeines Herrn aufgeräumt und wie ihm befohlen war, auch die auf dem Schreibtiſch umherliegenden Papiere in Ordnung gebracht. Da war ihm denn eine alte, faſt verwiſchte Kreidezeichnung in die Hände gefallen, in deren ſchwachen Contouren er ſeine heimathliche Gegend, ſeinen Geburtsort erkannt hatte. Das Blatt machte ihm ſo große Freude, es ſchien ſeinem

Herrn ſo ganz überflüſſig und nutzlos, ja dieſer wußte vielleicht gar nichts mehr davon und legte wohl keinen Werth darauf — Jakob behielt daher die Zeichnung für ſich und nahm ſie mit in ſeine Kammer. Mehrere Tage vergingen, da fragte plötzlich der Baron ſeinen Diener: ob er ihm etwas entwendet habe? — Jakob, der bei dem Worte entwendet nur an Geld und Geldeswerth dachte, betheuerte hoch und heilig, daß er während ſeiner langen Dienſtzeit auch nicht das Mindeſte veruntreut habe. — Nicht das Mindeſte? rief der Baron mit zorniger Stimme. Und doch ſehe ich in deiner Stube ein Blatt, das ich ſeit mehreren Tagen vermiſſe! Fängſt du mich an zu beſtehlen und zu belügen obendrein? Geh mir aus den Augen! — Damit war Jakob aus dem Zimmer gejagt worden, ob aber zugleich aus dem Dienſte, wußte er nicht; er hatte deßhalb ſeine Zuflucht zum Grafen Treilhac genommen, der ihn mit dem beſten Troſte verließ.

Als Julian allein war, fiel ihm wieder der Brief der Arcioni ein und die Nothwendigkeit, ihn bald zu beantworten. Er hatte jetzt den treueſten zuverläßigſten Boten für ſeine Antwort, der alte Jakob konnte ſie der Tänzerin überbringen, dann war Julian ſicher, daß kein Menſch eine Sylbe davon erfuhr. Dieſe Sicherheit gab ihm auch raſchen Entſchluß in der Ausführung, der Brief war mit flüchtiger Feder bald hingeworfen, und Julian rief den Kammerdiener ſeines Oheims, der bis zur Entſcheidung in Treilhacs Hauſe verweilte. Du ſollſt mir

einen Brief beſorgen, ſagte Julian nicht ohne Verlegenheit, einen Brief an die Arcioni —

Herr Graf! ſagte der alte Diener ſtaunend, beinah vorwurfsvoll.

Lies ihn, lies ihn, Jakob! rief Treilhac heftig. Du ſollſt ihn leſen, ich wills haben, ſetzte er hinzu, als Jakob den noch unverſiegelten Brief ablehnte und ſich demüthig verneigte. Jakob las nothgedrungen:

„Was ſoll ich Ihnen ſagen, Antonia, da Ihre Worte mir die traurige Überzeugung geben, daß Sie die ruhige Sprache des Mannes der zum Bewußtſeyn erwacht iſt, Ihnen aber dennoch und immerdar wohl will, nicht hören werden? Sie wollen mich noch einmal unter vier Augen ſehen — wozu kann das führen, Antonia? Zu nichts Guten! Darum iſt es beſſer, wir meiden uns. Es war ein Rauſch, der uns eine Zeitlang an einander feſſelte, ein ſüßer! wild üppiger Rauſch, aber doch immer ein Rauſch — ob wir mit Freuden oder mit Reue an die Tage der Sinnetrunkenheit zurückdenken mögen, ſey dem Gefühle eines Jeden überlaſſen! Das Leben hat mich zum Bewußtſeyn geweckt, in eine andere Bahn geſtellt, von der keine Wiederkehr zu den frühern Pfaden möglich iſt. Ihr Gemüth iſt ſtark, Antonia, Sie können ſich frei halten von Unrecht, können noch einen Mann in rechtmäßiger Liebe glücklich machen, noch ſelbſt in einer ſolchen glücklich werden. Das iſt mein heißer Wunſch für Sie,

liebe Antonia (laſſen Sie mich ſo zum letztenmal Sie nennen), ich werde immer bleiben

Ihr Freund J. T."

Nun Alter, nicht wahr, es iſt recht ſo? fragte Julian, der, während Jakob las, unſtät im Zimmer umhergewandert war.

Ich werde den Brief noch heut beſorgen, erwiderte Jakob. Wollen Sie ihn nicht zuſiegeln?

Du ſagſt mir aber nicht, wie er dir gefällt, bemerkte der Graf, indem er die Bronzedrachen der Zündmaſchine Feuer geben ließ.

Nun, Herr Graf, mit Ihrer Erlaubniß, verſetzte Jakob, aber die „liebe Antonia" hätte wegbleiben können.

Nicht doch, ſagte Julian ſiegelnd. Ich mußte liebreich mit ihr ſprechen, ohne mich wäre ſie vielleicht nicht ſo weit gekommen, ich habe viel gut zu machen. Hier Jakob, ſey klug und verſchwiegen.

Der Alte nahm den Brief und gelobte ſich ſelbſt, ihn mündlich noch auf das Kräftigſte zu comentiren. Julian ging nach dem Speiſehauſe, wo er gewiß war, ſeinen Oheim zu finden. An der Table d'hôte ſaß ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft, Renzow hatte ſeinen gewohnten Platz eingenommen, in ſeiner Nähe war kein Couvert mehr frei. Julian begrüßte den Vormund alſo nur von Weitem und ſetzte ſich zu einigen Bekannten, welche ihn mit lautem Willkommen empfingen. — Nun ſage doch, Freund Treilhac, wo du den ganzen Winter geblieben biſt?

rief ein junger Officier. Haſt du mit den Schwalben fremde Länder beſucht oder einen dachsartigen Schlaf gehalten? Auf Ehre! das ganze weibliche Geſchlecht der Reſidenz iſt gleichſam eine einzige Strohwitwe geweſen während deiner Abweſenheit, es war ſehr anſtößig, wie man überall nach dir fragte, als ob außer dir gar kein Mann mehr zu finden ſey.

Ich bin auf meinem Gute geweſen, erwiederte Treilhac leichthin. Es gab dort viel Geſchäfte.

Unbegreiflich! ſagte der Officier. Freund, du haſt etwas Beſonderes dabei gehabt oder ich müßte dich nicht kennen. Hier lockt dich die ſchöne Reſidenz mit ihren Freuden; das wundervollſte Geſchöpf in der Welt, die himmliſche Arcioni ſchmachtet nach dir — und du bleibſt draußen auf dem langweiligen Lande! Kennt Jemand die Gegend um Hochholz, ihr Herren? — Es kannte ſie Niemand und Treilhac fühlte ſich nicht veranlaßt, den zügelloſen Tiſchgenoſſen ſeine Verhältniſſe zu offenbaren.

Aber Menſch, du biſt beneidenswerth! fing der Officier wieder an. Faſt ein halbes Jahr haſt du die arme Antonia verlaſſen und ſie iſt dir treu geblieben, wie Gold, hat Alle verſchmäht, die zu ihren Füßen ſeufzten und ſelbſt die Huldigung manches, auf Ehre! ganz charmanten Kerls abgelehnt. — Hier drehte ſich der junge Mann ſelbſt gefällig an den Flaumfedern, welche ſparſam auf ſeiner Oberlippe ſproßten.

Du biſt in großem Irrthum, erwiederte Treilhac

mit gerunzelter Stirn, gegen mich hat die Arcioni keine Verpflichtung.

Nicht? O du Erzheuchler! rief der Officier. Habe ich etwa gestern Abend im Theater keine Augen gehabt, oder ist mein Opernglas blind, weil es noch nicht bezahlt ist? Freunde, ihr hättet das Götterkind sehen sollen, als sie ihn erkannte, sie war wie electrisirt, ihre Blicke suchten nur ihn, jede Muskel, jede Fiber ihrer Gestalt strebte ihm entgegen — und der Mensch sitzt nun da und läugnet sein Glück, weil er mit Recht Jalousie und Rivalität fürchtet. Fort mit der Verstellung! Komm her Julian, die holde Antonia soll leben!

Jubelnd stießen die Genossen unter einander an, es wurde kaum bemerkt, daß Treilhac den Toast verweigerte und sein Glas unberührt stehen ließ, Witzeleien und lautes Gelächter flogen hin und her und Julian konnte nicht zu Worte kommen, um ein für allemal den Scherz zu beseitigen. Da bog sich ein kleiner Mensch, dessen unansehnliche Gestalt die Nebensitzenden bisher verdeckt hatten, hinter seinem Nachbar zu Treilhac herüber und schnarrte mit verbindlichem Lächeln: Darf ich mir auch die Freiheit nehmen, mit dem Herrn Grafen auf das Wohl der schönen Künstlerin Antonia Arcioni anzustoßen? — Es war Loden. Treilhac dachte in diesem Momente daran, daß Loden in Brusenthal gewesen, daß ihm sein Verhältniß zu Anna vielleicht bekannt sey, er entgegnete ihm daher rasch: Man treibt hier auf meine Kosten ei-

nen Scherz, den ich nicht länger dulden kann; Sie, mein Herr von Loden, wissen am Besten, aus welchem Grunde. Meine Herrn und Freunde, rief er dann etwas laut, so daß die Andern aufmerksam wurden, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mit Signora Arcioni in keinem Verhältnisse mehr stehe, mag ich ihr auch früher vielleicht einmal gehuldigt haben.

Ich kann des Herrn Grafen Versicherung, obschon sie keiner weitern Garantie bedarf, zum Überfluß noch bestätigen, sagte Loden. Denn wer das Glück gehabt hat, den Winter in Gesellschaft so holder Frauen zuzubringen, der verbannt wohl jeden Gedanken, selbst an eine Arcioni.

Sie kennen? Sie wissen? Erzählen Sie, da er selbst nicht mit der Sprache heraus will! so scholl es von allen Seiten. Treilhac war äußerst übelgelaunt, aber er wußte nicht ohne Eclat der Scene ein Ende zu machen.

Erlauben Sie, Herr Graf? fragte Loden mit seinem widrigen Lächeln, und als dieser keine Antwort gab, fuhr er fort: Sehen Sie, meine verehrten Freunde, im Gebirge liegt ein Dörflein, Brusenthal, welches eine Meile von Hochholz, dem Gute des Herrn Grafen entfernt ist. Brusenthal gehört einer Frau von Steine. —

Frau von Steine? riefen ein Paar, welche sie kannten. Eine allerliebste Frau! Wunderschön! Bezaubernd! délizante!

Gewiß! fuhr Loden fort. Auch hat diese Dame eine Tochter, ein wahres Ideal von Liebreiz. — Treilhacs

Antlitz flammte, ihn verletzte sogar dieß Lob seiner Braut, das ihm in Lodens Munde wie ein frecher Hohn lautete. Nächstdem, schloß Loden, ist dort eine junge Fremde zum Besuch, welche allein mit den Damen von Steine rivalisiren kann, ein Paris würde in Brusenthal nimmermehr zum Entschluße kommen.

Wir müssen mit eigenen Augen sehen! Wir wollen hin, Visite machen! Die Schönen entführen! schrieen die Tischgenossen laut jubelnd durch einander. Jetzt galt es, ihrem immer zügelloser werdenden Witze Einhalt zu thun und Julian sah nur ein Mittel. Er stand abermals auf bat um das Wort, und als man nach hergestellter Ruhe seiner Rede harrte, sagte er stolz: Ich gebe mir die Ehre, den Herren meine Verlobung mit dem Fräulein von Steine anzuzeigen. — Ein lauter Ausbruch der Freude folgte seiner Erklärung, Alle wünschten ihm Glück und stießen mit ihm auf das Wohl seiner Braut an, Mehrere umarmten ihn. Ganz zuletzt nahte sich Loden und sagte: Genehmigen Sie auch meinen Glückwunsch so aufrichtig, als er gemeint ist. Werden Sie lange bei uns verweilen? Doch wie wäre das möglich! Wenn Sie nach Brusenthal zurückkehren oder dahin schreiben, so empfehlen Sie mich gütigst, ich habe leider noch keine Gelegenheit gefunden, mein Andenken bei den Damen wieder zu erneuern, doch hoffe ich, jetzt soll es sich bald arrangiren lassen.

Treilhacs Erwiederung war höflich kalt, dann stand er auf und gesellte sich zu seinem Oheim, der sich eben zum

Aufbruch rüſtete. — Es war ja erſtaunlich laut auf Ihrem Flügel, bemerkte der Baron. Irre ich mich nicht, ſo proklamirten Sie Ihre Verlobung. — Julian erwiedrte, daß er nicht anders gekonnt habe und begleitete ſeinen Vormund, welcher den gewohnten Gang nach dem Café du Nord antrat. Unterwegs begann er ſeine Verwendung für Jakob. Der Baron hörte den ganzen Bericht ruhig an und erwiderte endlich: Wer mir den geringſten Papierſtreifen veruntreut, wird ſich grabatim noch mehr erauben. Die Zeichnung iſt mir werth, wie manches alteunſcheinbare Ding, das an die Zeit der Illuſionen erinnert, und hätte er ſie nicht profanirt — er hat ſie ſtockgerein an ſeine Thür genagelt — ſo möchte ich ihm noch verzeihen. Aber ſein Anblick würde mich immer an dieſe Profanation meiner — nennen Sie s Kinderzeit — erinnern, würde mich aufregen und ſtören. Ich bin mir ſelbſt der Nächſte. Fort mit ihm! Aber Julian, wenn Sie önnen, nehmen Sie den Alten in Dienſt, ich möchte ihn ern gut untergebracht wiſſen, ſeinen Gehalt zahle ich gern rt, bis Sie ihm eine vacante Stelle geben können. — Julan lehnte das ab, weil er in der That für Jakob eine Stelle in ſeinen Dienſten hatte, dann fragte er, auf diegeringfügige Urſache zurückkommend: Sie haben, wi ich verſtehe, die bewußte Zeichnung ſelbſt gefertigt?

Nicht doch, ich nicht, huſtete Renzow. Jemand Anders. Eine hübſche Gegend ſtellt das Blatt vor, nur ſehr verwiſcht. Auch hat es nicht etwa beſondern Werth

für mich, nur — weil es gerade zu meiner Sammlung solcher Dinge gehört: ich habe noch eine Menge Souvenirs an diesen und jenen Tag, alte Visitenkarten, Annoncen und dergleichen, eine Art Album, lieber Neffe! Sie waren unter diesem Gespräche an das Kaffeehaus gekommen und Treilhac verließ seinen Vormund, um noch vor Abend einige Geschäftsgänge zu thun. Diese nahmen aber so viel Zeit in Anspruch, daß es bereits zu dämmern begann, als er die Rückkehr nach seiner Wohnung antrat. Er wählte dazu nicht den nächsten Weg, sondern ging außerhalb der Stadt durch die blühenden Hecken und Bosketts, welche das Glacis der nun abgetragenen Festungswerke bedeckten. Der Abend war lau und sternhell, auf den Promenaden schwärmten die Bewohner der Residenz und ein ununterbrochenes Geräusch von Stimmen und Tritten tosete ringsumher. Julian entzog sich der Menge, welche sich nur in bestimmten Alleen drängte, als seyen die anderen verbotenes Land. Er wählte einen einsamen dunkeln Laubgang, sein Geist war weit über Gegenwart und Raum hinweg in die Nähe seiner Anna entschwebt — was that, was dachte sie jetzt? Ob wohl sein Bild eben vor ihrer Seele schwebte? Es mußte ihr erscheinen, seine Sehnsucht war zu glühend, sein Ich so ganz seinem eigenen Innern entzogen, daß ihr unfehlbar in diesem Moment ein Zeichen geheimnißvoll unerklärlicher Art Kunde von seiner geistigen Nähe geben mußte. Wie ein Träumender schritt er durch die Gänge, es wurde still um ihn her,

das Geräuſch der Menſchen ſchallte nur unbeſtimmt aus weiter Entfernung, wie ein Meer, das mit trägen Wogen eintönig an das Ufer ſchlägt. Julian hörte nicht das dumpfe Geräuſch, er beachtete nicht, wenn ein einzelner Spaziergänger an ihm vorüberſchritt, da weckte ihn plötzlich ein leichter Schrei aus ſeiner Vergeſſenheit, zwei weiche Hände faßten die ſeinigen und eine ſchlanke Geſtalt warf ſich leidenſchaftlich an ſeine Bruſt. — Giuliano! rief ſie mit bebenden Lauten. Kein Zweifel mehr, es war Antonia. Julian ſtand faſſungslos, übermannt, wie Einer mit böſem Gewiſſen, umſonſt rang er nach Worten, nach einem Entſchluſſe, vergebens ſuchte er das zitternde Mädchen von ſeiner Bruſt zu löſen, ſie hielt ſich feſt an ihn geſchmiegt, als wähne ſie, es ſey ihr möglich, ihn ſo für das Leben zu halten.

Endlich ſagte Julian flüſternd: Antonia, ich bitte Sie, nicht dieſe Aufregung! Faſſen Sie ſich Weich' unglückſeliger Zufall!

Sie riß ſich raſch empor. Einen unglücklichen Zufall nennſt du es, Undankbarer, daß ich dich treffe, rief ſie. War es nicht genug, daß du mir deinen eiskalten Scheidebrief mit ſo rohen grauſamen Worten übergeben ließeſt, mußt du mich auch noch jetzt kränken, da wir uns zum letztenmal ſehen? Geh, geh, du Falſcher, du Schändlicher, rühme dich deines Sieges über Antonia, deſſen vor dir und nach dir Keiner ſich rühmen ſoll! Ich werde Kraft finden, dich nicht mehr zu lieben, dich zu haſſen, dich ganz

zu vergessen, wie einen bösen Traum. Deinem Briefe glaubt' ich es nicht, aber nun sagst du mirs selbst und ich sehe, daß du mich nie geliebt hast, daß es dir nur darum zu thun war, mich zu verderben. Es ist dir gelungen, du hast mir mein Seelenheil und auch mein irdisches Glück geraubt! Gleichviel! Ich werde es tragen, wie ich kann. Leb' wohl! — Sie wollte fliehen, aber noch einmal wandte sie sich zu dem erschütterten Jünglinge und sagte mit dem süßen Laute ihrer Heimath: Giuliano! Hast du kein mildes Wort für mich? Was habe ich dir gethan, daß du mich so hart verstößest? War ich dir nicht treu und gehorsam, wie eine Sclavin, habe ich einen Gedanken gehabt, als nur dich, war ich nicht dem kleinsten deiner Wünsche gewärtig? Und wenn du dich von mir lossagen willst, warum thust du das mit Grausamkeit, warum vergiftest du noch den Dolch, der mein Leben trifft?

Antonia! begann er tiefbewegt, doch sie unterbrach ihn mit jauchzendem Entzücken: Das war der alte Ton! O ich wußte es, du kannst mich nicht verstoßen! Wir sind ja zu innig verbunden, sie haben dich nur beschwatzt, mich dir verläumdet! Bei dem höchsten Gotte und seinen Heiligen, ich bin dir treu gewesen und werde es immerdar seyn — meine Schuld mag der Himmel mir gnädig verzeihen, es ist die Schuld meiner Liebe!

Antonia war so dem raschen Fluge ihrer Gedanken gefolgt, daß Julian sie nicht unterbrechen konnte, jetzt sagte er aber sehr ernst: Antonia, die Vergangenheit

kehrt nie zurück, unſer Verhältniß gehört der Vergangenheit an. Ich ſcheide nicht mit kalter Grauſamkeit, wie Sie meinen, ich biete Ihnen die Hand des Freundes zum Abſchiede — mit tiefer Reue, denn ich fühle ſchwer und ſchmerzlich, was ich an Ihnen verſchuldet habe. Doch ich ſchrieb Ihnen ſchon, daß mich das Leben in eine andere Bahn geſtellt, und wenn Sie wirklich mir noch wohlwollen, ſo ſtören Sie den Frieden meiner Zukunft nicht, es handelt ſich hier nicht um mich allein —

Du haſt eine Andere gewählt? rief Antonia. Du wirſt heirathen? Hat der Knecht alſo doch Wahrheit geſprochen?

Was er Ihnen auch geſagt und beſtellt haben mag, erwiederte Treilhac, ſo hatte er von mir aus den Auftrag, Ihnen meinen Brief zu übergeben. Aber doch, Antonia, da Sie es wiſſen, ja, ich habe eine Braut!

Ha, Verräther! rief ſie und das italieniſche Blut wallte heiß in ihr auf. Hüte dich, mir je ihren Namen zu nennen, ſie wäre nicht ſicher vor meiner Rache. — Sie wollte noch mehr ſagen, doch die krampfhafte Spannung, in welcher ſie bisher geweſen, hatte nun ihren höchſten Grad erreicht. Antonia fühlte, daß ihre Kräfte ſchwanden, ihr Stolz wollte es verhehlen; ſie hörte kein Wort mehr von Juliens Erwiederung, den ihre letzte Rede ſehr erſchreckt hatte und ging. Kaum aber war ſie ein Paar Schritte entfernt, als ſie zu ſchwanken begann und ohne den auffangenden Arm des Grafen zu Boden geſunken wäre. Da lag ſie halb bewußtlos, hülflos hingegeben an ſei-

ner Bruſt. Er richtete ſie auf durch leiſe tröſtliche Worte, er ſtützte ihren wankenden Schritt, er trug alle Sorgfalt für ſie, als ſey noch Alles zwiſchen ihnen, wie ſonſt. Sie folgte, wohin er ſie führte, es war der nächſte Weg nach der Stadt. Als aber das Geräuſch von Wagen und Fußgängern, welche dem Thore zuſtrebten, lebhafter um ſie wurde, als der blendende Lichtſchein der erſten Reverbere in ihr verdunkeltes Auge fiel, da erwachte ſie zum vollen Bewußtſeyn, löſte entſchieden ihren Arm aus dem des Gräfen, ſagte ihm nur zwei Worte: Dank und Lebewohl! und ſchlug eine andere Straße ein, um nach ihrer Wohnung zu gelangen. Julian ſah ihr, von quälenden Gefühlen heimgeſucht nach, aber auch ein Anderer, den der boshafte Zufall in die Nähe geführt hatte, ſah ihr nach und ihr verwundert an, dann machte er ſich eilends auf und folgte der Italienerin, ehe Graf Treilhac ihn bemerkt hatte.

Antonia fühlte ſich ſehr unwohl, ihr Blut wogt ſtürmiſch brandend zu Kopf und Herzen und raubte ihr faſt alle Beſinnung, nur mechaniſch noch thaten die Glieder ihren Dienſt, und als der Mann, der ihr nachgeeilt war, ſie erreichte und ihr ſeinen Arm zur Begleitung bot, erkannte ſie ihn nicht für den Widerwärtigen, deſſen läſtige Bewerbung um ihre Gunſt ſie ſchon mehr als einmal mit ſtolzer Verachtung zurückgewieſen hatte. Ihr dunkles Gefühl ſah in ihm nur einen wohlwollenden Menſchen, ſie gab ſich willig und vertrauend in ſeinen Schirm und vernahm keine Sylbe von Allen, was er ihr zuraunte.

So erreichten ſie Antonias Wohnung, ihr Begleiter ſchellte, daß Kammermädchen öffnete von Innen und verwunderte ſich über ſeine Erſcheinung, als ſie aber die krankhafte Bläſſe, das irre Auge ihrer Herrin ſah, entſetzte ſie ſich und half ſie nach dem Divan führen, wo ſie ſich allmälig erholte und bald wieder die volle Gewalt über ihr Äußeres errang. Einen großen ſtaunenden Blick heftete ſie auf den mißgeſtalteten Mann, der neben ihr ſaß und zärtlich ihre Hand gefaßt hatte, langſam entzog ſie ihm dieſe und fragte mit Unmuth: Wer gab Ihnen das Recht, Herr von Loden? Carlotta, wie kommt dieſer Herr in mein Zimmer? — Verzeihung Madame, mit Ihnen! erwiederte die Zofe und Loden ſetzte, die Hand auf die Bruſt legend, hinzu: Sie waren ſelbſt ſo gütig, mir zu erlauben, da Sie unwohl auf der Straße wurden.

Ach, ich entſinne mich. Ja wohl! Ich danke Ihnen, Herr von Loden, ſagte Antonia, in deren Stimme die Wiederkehr trüber Erinnerung zitterte. Nun bin ich in guten treuen Händen, Sie dürfen ſich nicht weiter bemühen. Mir wird Ruhe wohl thun.

Mein Fräulein, wollen Sie einem Manne, der fern von allem Eigennutz iſt, ein Wort unter vier Augen gönnen? fragte Loden, und da er die abſchlägige Antwort in ihren Augen las, fuhr er, ehe ſie zur Rede kam, etwas leiſer fort: ich war ein unfreiwilliger Zeuge von Manchem, was ſich heute zugetragen hat und meine es redlich und gut mit Ihnen. Was auch der ſchöne Traum geweſen

seyn mag, der mich einst beseelte, ich habe ihn längst als unerreichbar aufgegeben und ein veredeltes Gefühl ist mir geblieben, das Gefühl wohlwollender Freundschaft.

Was können Sie mir zu sagen haben? erwiederte Antonia. Wenn Sie heut etwas erlauschten, was nicht für Ihr Ohr bestimmt war, nun wohl, ich kann es nicht ändern und wiederhole Ihnen nur, daß ich Ruhe bedarf.

Hülfe und Rath bedürfen Sie, versetzte Loden. Ihr Glück ist noch nicht dahin. Ich weiß das und komme in reinster Absicht.

Ein Strahl neuerweckter Hoffnung blitzte aus Antonia's Augen, sie schaute unschlüssig nach ihrer Dienerin, aber diese hatte sich schon discret entfernt, als das Gespräch der Beiden mit gedämpfter Stimme geführt wurde. Antonia war mit Loden allein. Er hatte die Augen gesenkt um das Feuer, das in ihnen glühte, zu verbergen, so gab ihm der Moment wirklich ein bescheidenes Ansehen, das ihm sonst durchaus nicht eigen war, und Antonia, welche sich im fremden Lande noch nie so allein und verlassen gefühlt hatte, öffnete ihre Seele arglos dem Vertrauen, das wie ein lindernder Balsam über ihre Wunden floß. Sie hatte bisher in ihrer glänzenden Laufbahn überall nur Huldigung und Freundlichkeit erfahren, hatte keines Schutzes bedurft, weil noch kein Frost ihrer jungen Blüte genaht war, desto bitterer berührte sie jetzt das Niegeträumte, daß Er, dem sie Alles geopfert, der ihr einziger Halt gewesen, sie verlassen konnte. Ihre Seele war

ungestählt gegen jedes Leid, darum ergriff sie freudig die Hand, welche ihr — sie meinte aus edler Theilnahme — geboten wurde. Man kann ihre Arglosigkeit bemitleiden, doch nimmer belächeln.

Meine arme Freundin, begann Loden, Sie haben Ihre Gunst an einen Undankbaren verschwendet, der Sie opfert, um eine Convenienzheirath zu schließen Glauben Sie nicht, daß sein Herz im Spiele sey. Wie könnte, wer sie jemals liebte, auch nur den leisesten Funken einer andern Neigung in sich aufglimmen lassen? Aber aus Rücksichten, welche mir fremd sind, hat sich Graf Treilhac mit einem halben Kinde verlobt, das Ihnen in jeder Hinsicht nachsteht. Es wird ein Leichtes seyn, ihn zu Ihren Füßen zurückzuführen, und wenn Sie sich meiner Leitung anvertrauen wollen, so verspreche ich Ihnen, daß in wenig Wochen Graf Treilhac Ihnen seine Hand anbieten soll.

Sie erglühte und sagte verwirrt: darnach habe ich nie gestrebt, nicht die kalte Pflicht sollte uns binden, sondern die Liebe. Wenn letztere aber gestorben ist, so frag' ich nichts nach einem Bande, das ihm vielleicht bald drückend würde. Sie sind sehr gut, Herr von Loden — in der That, ich habe es nicht verdient, daß Sie — doch Ihr Benehmen ist so edel, so großmüthig, daß Sie gewiß kein Gedächtniß für eine Unfreundlichkeit haben, welche ich nun innig bereue. Nehmen Sie meinen Dank, aber auch die Versiche-

rung, daß ich keinen Schritt thun mag, deſſen ich mich ſchämen müßte.

Loden ſchwieg eine Weile, dann entgegnete er: Sie ſollen auch keinen Schritt thun, ſondern ich werde Alles einleiten. Graf Arcithac ſoll nie erfahren, daß Sie ein Wort mit mir gewechſelt haben. Was ich thun werde, geſchieht ohne Ihr Vorwiſſen, verſtehen Sie? Schütteln Sie nicht den Kopf, holde Antonia. Sie befördern nicht Ihr Glück allein, ſondern auch ſein Glück, denn in kurzer Zeit wird die alte Liebe, welche er in ſeiner Selbſttäuſchung erloſchen wähnt, mächtig von Neuem auflodern, dann wird er ſich an der Seite der Ungeliebten namenlos elend fühlen, er wird ſie haſſen, er wird die Unſchuldige mißhandeln und endlich kehrt er doch zu Ihnen zurück, aber dann iſt ſeine Rückkehr ein Verbrechen. Vor all' dieſem Unheil können Sie ihn ſchirmen, wenn Sie noch einmal Ihre Zauberkraft verſuchen; heut wankte er ſchon, morgen ſinkt er beſiegt in Ihren Schooß und iſt wieder ein Gott im Glücke! — Loden warf, von ſeinen eigenen Worten aufgeregt, einen ſchielenden Blick nach der wogenden Bruſt der Arcioni und verſtummte vor innerer Tantalusqual, doch ein andres nicht minder heißes Gelüſt trieb ihn fortzufahren: Haben Sie noch Briefe vom Grafen? Sie neigte bejahend ihr Haupt. — O zeigen Sie doch! bat Loden. Dieſe Blätter können von Nutzen ſeyn. Nimmermehr! rief ſie. Kein fremdes Auge ſoll ſie jemals enblicken. Ich bitte Sie, Herr von Loden, überlaſſen Sie mich

mir ſelbſt, Ihre Vorſchläge ſind gewiß durchdacht, aber weder ich, noch irgend Jemand darf den kleinſten Schritt in dieſer Sache thun, ſeit ich von ſeinem Munde — Sie unterbrach ſich ſelbſt, indem ſie aufſtand, um zu klingeln, Loden hielt ſie zurück. — Laſſen Sie mich nur den unbedeutendſten ſeiner Briefe ſehen, bat er dringend. Vertrauen Sie mir nur ein Paar Zeilen von ſeiner Hand, daß ich ſie ihm vorhalte. Ich will ſonſt nichts thun, was Sie nicht gut heißen. Aber einen Brief von ihm muß ich ſehen, wenn Sie überhaupt Briefe von ihm beſitzen, wie ich nun faſt bezweifle.

Sie bezweifeln das? rief Antonia verletzt.

Verzeihung, ſchönes Fräulein, erwiederte Loden mit ſeinem fatalen Lächeln, ich kann mir wirklich nicht helfen. Sie haben wohl gar keinen Brief vom Grafen bekommen, geſtehen Sie es nur.

Antonia, in ihrer Eitelkeit angegriffen, ging raſch nach ihrer Toilette und nahm viele Briefe heraus, deren Aufſchrift ſie dem blinzelnden Loden vorzeigte. Sie kennen doch des Grafen Hand? fragte ſie. Loden beugte ſich vor, griff plötzlich zu und entriß ihr mit großer Schnelligkeit zwei oder drei von den Briefen, die er lachend in ſeine Taſche ſteckte. Aber der Freche hatte nicht auf die Entſchloſſenheit der Südländerin gerechnet. Wie eine gereizte Schlange fuhr ſie auf, ihre ſchwarzen Augen ſprühten, wie die Vulkane ihres Landes, in der kleinen weißen Hand funkelte plötzlich ein breiter Dolch — woher? das

wußte der Elende nicht, der mit haarsträubendem Entsetzen das klagende liebeskranke Mädchen in eine grauenhafte Rachegöttin verwandelt und sein Leben von ihr bedroht sah. — Ehrloser Räuber! rief Antonia außer sich in ihrer Muttersprache. Mein Eigenthum! — Sie schwang den Mordstahl, er errieth sie nur, ihm vergingen die Sinne, halb ohnmächtig suchte er in all' seinen Taschen die verhängnißvollen Briefe, er wußte nicht, wohin er sie gethan, der Schreck hatte ihm das Gedächtniß geraubt, seine Glieder flogen, er war ein verächtliches Bild des Jammers, der Feigheit. Endlich hatte er die Papiere gefunden, und reichte sie der Zürnenden dar, sie trat von ihm zurück und verschloß sie. Loden erholte sich indessen, er hustete und räusperte sich und suchte sein Gleichgewicht wieder, dann warf er einen scheuen Blick auf die Italienerin, welche noch bei ihrem Schmucktische beschäftigt war. Er hatte sie nie schöner gesehen, als in diesem Momente. Die Flammen des Zorns waren noch nicht erloschen und gaben den sonst etwas bleichen Wangen eine höhere Glut, in ihren Augen spielte ein feuchter Glanz, ihre Lippen zuckten noch, aber sie hatten sich eben darum geöffnet und ließen die wunderschönen Zähne durchschimmern. Loden konnte seinen Blick, der gierig an ihren Reizen sog, nicht abwenden. Da kehrte sie sich wieder zu ihm und hatte ein Flacon mit Riechwasser in der Hand. Loden biß sich in die Lippen. — Mein Fräulein, sprach er nach seinem Hute greifend, Sie haben die gute Absicht, in welcher ich zu

Ihnen kam, verkannt. Ich gehe mit dem Troſte, den das Bewußtſeyn gibt; es ſey fern von mir, Ihnen meine Dienſte aufdrängen zu wollen. — Seine Rede klang ſo ehrlich und lauter, daß Antonia beſchämt war, von ihrer natürlichen Heftigkeit zu einem ſo leidenſchaftlichen Benehmen hingeriſſen worden zu ſeyn. Sie bat ihn um Verzeihung und entſchuldigte ſich mit der Angſt um das Einzige, das ihr aus der ſchönen Zeit geblieben, ihr Blick hatte ſich wieder umflort, der Ausdruck ihrer Züge war die lieblichſte Milde, und als ſie ihm zum Abſchiede die Hand reichte, da überflutete ſeine Sinnlichkeit alle Schranken der Vorſicht und Verſtellung. Halb raſend vor wüthender Inbrunſt riß er die Überraſchte an ſeine Bruſt, umſchlang ihren ſchwellenden Leib mit beiden dürren Armen, hob ſich auf den Zehen, ſo hoch er es vermochte und nahte ihren Lippen mit ſeinem widrigen Munde. Sie ſchrie laut auf vor Abſcheu und ſträubte ſich. Aber nur einer kleinen Anſtrengung ihrer Kraft bedurfte es, um den Zwerg von ſich abzuſchütteln, wie ein häßliches Gewürm. Er wartete nicht, daß ſie wieder zum Dolche griff, ſondern eilte ohne Abſchied von dannen. Die Zofe fand ihre Herrin in Thränen.

## 5.

Seit Treilhacs Abreiſe nach der Reſidenz hatten die Frauen in Bruſenthal ein ſtilles einfaches Leben geführt, das durch keine beſondern Ereigniſſe unterbrochen wurde. Der verſtändigen Klara war es gelungen, ihren

Worten bei der trauernden Freundin Eingang zu verſchaffen und Anna war ganz wieder das heitere Kind, als Julians erſter Brief ihr die Gewißheit gab, daß er glücklich angekommen, geſund ſey und ihrer liebend gedenke. Man wirft den Frauen vor, daß ihre Stimmung leicht, wie der Wind, von einem Extrem zum andern umſetzt, aber eben darum fühlen ſie auch den Schmerz, wie die Freude viel tiefer, viel heftiger. Anna war in der Trennungsſtunde ſo unglücklich geweſen, jetzt ſchwebte ſie im reinſten Äther der Freude, und wenn ſie mit Klara durch die Gebüſche am Ufer des Waldſtroms hinwandelte, fiel ſie ihr oft ohne Veranlaſſung um den Hals und vertraute ihr all' ihre Wünſche, ihre Hoffnungen und Ausſichten. Bei dieſer morgenhellen Stimmung konnte es nicht fehlen, daß ſie ihr Glück, als ſey es ohne Gleichen, gegen Klara pries, daß ihre ſchwärmeriſche Neigung in Julian einen Mann höherer Art, ein durchaus fleckenloſes Weſen ſah. Klara erkannte die Gefahr dieſer Geiſtesrichtung; mußte die Arme nicht eine bittere Enttäuſchung fühlen, wenn ihr die Zukunft manche Schwächen und Fehler an ihrem Ideale zeigte? Sie verſuchte daher oft, Annas Begeiſterung einigermaßen abzukühlen, aber die kleine Braut wurde dann jedesmal böſe.

Du haſt in dieſer Hinſicht gar kein Urtheil, ſagte ſie mit leichtem Trotze, du betrachteſt alles mit deinen kalten Augen, die ſich für nichts erwärmen können. Ich wollte,

du müßteſt dich einmal recht verlieben und wäre es in meinen Julian — dann ſollteſt du anders ſprechen!

Klara lächelte und rief, mädchenhaft ſcherzend: Nimm dich in Acht, daß es nicht wahr wird. Ich mache dir dann ſein Herz abwendig.

Das kannſt du nicht, entgegnete Anna heftig. Du biſt ſchöner, klüger als ich, aber ſo lieb haben kann ihn Keine auf der ganzen Erde, und ich glaube, er kann auch niemals eine Andere lieben, als mich.

Klara umarmte die Glühende und küßte ſie mit Innigkeit. Der Abend hatte die Mädchen auf ihrer Wanderung überraſcht, noch glimmten die Kuppen des höhern Gebirgs, golden verklärt von den Scheideſtrahlen der Sonne, aber im Thale waltete ſchon Dämmerlicht und immer dunklere Schleier legten ſich über den Pfad, welcher durch Geklipp und Buſchwerk neben dem toſenden Bergwaſſer hinführte.

Wir ſind recht weit von Bruſenthal abgekommen, ſagte Anna, welche anfing ſich zu fürchten. Klara beruhigte ſie, die Mädchen verdoppelten ihren Schritt, aber ſie mußten bald der Vorſicht nachgeben, welche ihnen die Gefahr ſolcher Eile vor Augen hielt. Es wurde immer finſtrer, einzelne Windſtöße, welche ſich im Thale fingen, verkündigten nichts Gutes, die letzten Spuren des Tageslichts waren auf den Höhen erloſchen und über den Himmel hatte ſich gedankenſchnell eine dunkle drohende Gewittermaſſe gezogen, aus deren Schooß jetzt der erſte Blitz

flammte und den armen Verspäteten einen lauten Schrei der Angst entriß. Lautlos ruhte die Natur ein Paar Augenblicke, dann rollte der Donner dumpf und schwer über die Berge, von dem Echo vielfach wiederholt und in ferne Thäler getragen. Anna weinte vor Furcht und es bedurfte Klara's ganzer Geisterkraft, um sich nicht auch zur Muthlosigkeit hinreißen zu lassen, sie stützte ihre zitternde Freundin, welche bei jedem Blitze heftig erschrack, bei jedem Donnerschlage sich an sie anschmiegte.

Nur noch eine kleine Strecke und wir sind bei den Unsrigen im sichern Hause, sagte Klara. Sieh, dort ist schon die alte Buche mit dem Steinsitze, ich sehe auch schon Lichter. Es ist noch gar nicht so spät, nur das Wetter macht es dunkel. Sey nicht verzagt, Anna, morgen lachen wir beide über das heutige Abenteuer.

Gott! es fängt auch an zu regnen! klagte Anna. Wie wird sich die Mutter ängstigen!

Es fielen allerdings einzelne schwere warme Tropfen, sie wurden häufiger, endlich rauschte es näher und näher vom Hochgebirge herab, bis ein prasselnder Gewitterregen Fluten Wassers über die Gegend strömte und die beiden Mädchen für den Augenblick fest an ihre Stelle bannte. Zum Glück waren sie grade unter der alten Buche, welche ihre fast undurchdringlich belaubten Äste wie ein mächtiges Schirmdach nach allen Richtungen ausdehnte. Eine Steinbank am grauen bemoosten Baumstamme war sonst ein Lieblingsplatz der Familie, denn von hier aus bot sich

eine freundliche Aussicht, das schöne Thal hienab, in das ebene Land, während die nächste Umgebung grüne duftende Waldnacht war. Die Mädchen dankten Gott, daß sie diese Freistatt erreichten, ehe der Platzregen losbrach. Das Wetter tobte schlimm in den Bergen, von den Höhen hernieder stürzten die Wasser, rissen tiefe Spalten in die Abhänge und trieben das Steingeröll vor sich her. Anna hatte alle Fassung verloren, sie hielt ihren Untergang für gewiß, rief lautjammernd den Namen ihrer Mutter, ihres Geliebten und benahm sich so verzweifelt, daß Klara endlich voll Unwillen rief: Anna, schäme dich! Wir stehen hier trocken, können abwarten bis das Wetter vorüber ist und du bist außer dir! Was soll denn mit dir werden, wenn einmal ein Ungewitter über dein Leben, über dein Glück einbricht? Woher willst du Kraft nehmen, ein wirkliches Unglück zu tragen, wenn schon ein so kleines Übel, wo es nur auf ein durchnäßtes Kleid ankommt, dich ganz überwältigt?

Klara, sey nicht hart gegen mich, bat Anna. Ich kann mir nicht helfen, ich bin nun nicht anders. Du wirst mir doch kein Unglück prophezeihen?

Horch! sie rufen uns! rief Klara. Es kommen Lichter den Weg herauf. Laß uns antworten!

Die Mädchen schrieen den Kommenden entgegen, es waren Leute mit Regenschirmen, welche Frau von Steine ausgesandt hatte, die Vermißten zu suchen. Unter ihrem Schutze gelangten sie sicher, wenn auch ziemlich durchnäßt

Bruſenthal, wo die beiden Mütter durch ihre Ankunft von großer Angſt befreit wurden. Die Räthin drang darauf, daß ſie ſich gleich zu Bett legen und Thee trinken mußten, und am folgenden Tage waren ſie friſch und geſund, das erlittene Ungemach hatte nicht die geringſten Folgen gehabt.

Der Morgen lachte ſo blau und rein über dem Thale, die Wieſen dufteten, ein neues Leben war in der Vegetation erwacht, nur der Bergſtrom ſchien noch zu zürnen, denn er trieb, bis an den Rand ſeines hohen Ufers geſchwollen, reißende Wellen hinab und donnerte dumpf, wie eine ferne Schlacht. — Die Familie ſaß beim Frühſtück im Freien und Anna belachte wirklich, wie Klara vorausgeſagt hatte, ihre geſtrige troſtloſe Lage. Nur das kann ich dir nicht vergeſſen, ſagte ſie zu ihrer Freundin, daß du mir Unglück prophezeiht haſt.

Das habe ich nicht gethan, erwiederte dieſe, nur den möglichen Fall habe ich geſetzt, um dich aufzurichten. Ohne alles Gewölk geht es übrigens auch im glücklichſten Leben nicht ab, Gott bewahre dich vor ernſthaftem Mißgeſchick.

Anna hörte die letzten Worte nicht mehr, ihr Auge hing erwartungsvoll an einem Manne, den ſie an ſeinem Stocke und Felleiſen und an der Amtskleidung für den Briefboten des nahen Städtchens erkannte. Er kam wirklich zu den Damen, grüßte unterthänig, öffnete ſein Felleiſen, ſuchte lange — viel zu lange der hoffenden Braut

— und gab endlich drei Briefe ab: einen vom Rath Schirmer an seine Frau, einen von Treilhac an seine Verlobte und noch einen von ihm an die Frau vom Hause. Anna hatte nicht Zeit, sich zu verwundern, daß die beiden letztern getrennt ankamen, sie überließ Klara die Sorge, den Boten abzufertigen und vertiefte sich in Julians Brief, der aus seinem vollen Herzen geströmt war und das Gepräge der innigsten Liebe trug. Frau von Steine hatte dagegen nur wenige Zeilen von Treilhac erhalten, in welchen er die dringende Bitte aussprach, die Familie möchte auf ein Paar Tage in die Residenz kommen, da ihn seine Geschäfte noch längere Zeit zu fesseln drohten und er sich vor Sehnsucht sonst verzehre; die Stadt sey ja so nah, ihre Reise mit keinen Unannehmlichkeiten verknüpft, er rechne mit Bestimmtheit darauf, sie Alle, an denen sein Herz hänge, recht bald zu begrüßen. — Was schreibt dir Julian? fragte Anna endlich, als sie die Mutter gedankenvoll, innerlich schon mit dem Für und Wider die Reise beschäftigt sah. — Frau von Steine las ihren Brief laut vor, Anna war ganz entzückt über den Vorschlag ihres Verlobten und sprach ihm nach Kräften das Wort, nur wunderte es sie, daß in ihrem Briefe auch nicht die leiseste Andeutung eines solchen Gedankens zu finden war, im Gegentheile sprach er die Hoffnung aus, vielleicht ehe sie es vermutheten, in Brusenthal einzureiten. Ihr Brief war nur einen Tag älter datirt, als der der Mutter.

Es müſſen ihm unerwartet neue Schwierigkeiten in den Weg getreten ſeyn, entſchied Klara. Darum hat er einen zweiten Brief dem erſten nachgeſandt, beide ſind bei der ſchlechten Poſtverbindung mit unſerm Orte zugleich hieher gekommen. — Das ſchien auch der Andern einleuchtend. Die Reiſe wurde beſprochen und nach kurzer Debatte auf übermorgen feſtgeſetzt.

Du freuſt dich doch auch, Klara? fragte Anna. Hoffentlich begegneſt du deinen beiden Courmachern, welche ſich um deinetwillen in unſere wilden Berge gewagt haben, den Roſſebändiger Loden und den Dichter, der deinen Namen verherrlicht hat. Daß du nur kein Unheil unter ihnen anrichteſt: der Rieſenjüngling, der wie Atlas eine Weltkugel auf der Achſel trägt, ſcheint nicht der Mann zu ſeyn, Eiferſucht zahm zu dulden, ich wette, er greift gleich zu Gift und Dolch. — Klara ging auf den Scherz ein und half dann die Anſtalten zur Reiſe treffen, zu welcher auch ihre Mutter ſich um ſo leichter verſtand, als ſie von dem entfernten Gatten die Gewißheit ſeiner baldigen Ankunft, aber zugleich die Nachricht erhalten hatte, daß er dann kaum einen Tag in Bruſenthal verweilen könne, weil ſeine Rückkehr auf ſeinen Poſten, ſobald die Geſchäfte beendigt ſeyen, mit möglichſter Eile betrieben werden müſſe. „Wenn alſo Weib und Kinder, ſchloß er, die Freuden und Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt kennen lernen wollen, mögen ſie es vor meiner Ankunft thun.“

Am Morgen des feſtgeſetzten Tages ſtanden die Damen

ſchon lange reiſefertig, als erſt der Kutſcher aufſchirrte. Er war, wie faſt alle männlichen Dienſtleute der Frauen, nicht ganz der herrſchaftlichen Autorität unterworfen, zu ſeinem großen Verdruſſe kam aber heut ein Verweis, daß er noch nicht fertig ſey und der Befehl zur Eile, den erſtern nahm er brummend hin, dem letztern leiſtete er nicht allzuraſch Folge. Während des Anſpannens ſchielte er entrüſtet nach der unbilligen Menge Schachteln, welche die kleine Marie der Kammerjungfer in und auf den Wagen packen half, endlich ſetzte ſich die Herrſchaft ein, die Jungfer auf den Bock und die Reiſe ging vorwärts. Es war aber dieſe Verzögerung die Urſache, daß Graf Julian, welcher ſie in Folge eines geſtern erhaltenen Briefes früher erwartete, ſchon auf dem halben Wege nach der Stadt ihnen entgegen kam. Sie waren eben in einem Gaſthofe abgeſtiegen, wo der Kutſcher ſeinen Pferden Futter gab, ſo ſehr Frau von Steine bei der geringen Entfernung ihres Zieles dawider proteſtirte. Julian bewillkommte ſeine Anna mit ſtürmiſcher Freude, dann begrüßte er die Andern und Klara wollte bemerken, daß in ſeinem Benehmen gegen ſie, als er ihre herzlich dargereichte Hand nahm, eine gewiſſe Verlegenheit ſichtbar wurde. Da ſie aber keinen Grund dazu wußte und die Befangenheit des Grafen, wenn ſie überhaupt mehr als Schein und Zufall war, gleich nach der erſten Begrüßung verſchwand, ſo entſchlug ſie ſich des Gedankens und war gegen ihn, wie ſonſt, die Heiterkeit ſelbſt. Frau von Steine fragte den Grafen, wie es komme, daß er zwei Briefe auf ein-

mal abgeſchickt und nur in dem an ſie gerichteten ſeinen Wunſch ausgeſprochen habe, ſie in der Stadt zu ſehen? — Der Graf, der ſich bei ihr noch nicht einmal für die Erfüllung desſelben bedankt hatte, ſah die Fragende einen Moment an und lächelte fein, dann erwiederte er, daß er ſich damit gleich an die erſte Inſtanz gewendet habe, um ſeiner Sache gewiß zu ſeyn. Obgleich dieſe Antwort die Frage nicht völlig beſeitigte, ſo blieb ſie doch abgemacht und die Liebenden verkehrten in halblautem Geflüſter, bis die Reiſe fortgeſetzt wurde. Gern hätte ſie Treilhac an der Seite ſeiner Geliebten zurückgelegt, aber im Wagen war kein Platz für ihn und er mußte ſich begnügen, dicht am Schlage zu reiten, wo ſie rückwärts ſaß und kein Auge von dem Lieblinge ihrer Seele verwandte. Auch Klara, deren Blick unwillkührlich von ſeiner ſchönen Reiterfigur angezogen wurde, mußte ſich geſtehen, daß ſie noch keinen Mann ſo vortheilhaft zu Pferde geſehen habe. Wie ſie nun arglos ihr Auge auf ihm verweilen ließ, begegnete ihr das ſeinige, das ſich bisher nur in Anna's blauen Lichtern geſonnt hatte. Klara fühlte den ſeltſamen Blick, der ſie traf, ſie wußte ſich nicht zu erklären, wie? aber ſie hatte das dunkle Gefühl, daß er anders wie ſonſt geweſen, und eine gewiſſe Unruhe bemächtigte ſich ihrer, von der ſie ſich auch keine Rechenſchaft zu geben wußte. Graf Julian hatte gleich darauf mit ſeinem widerſpenſtigen Pferde zu thun, das ſich nicht bequemen wollte, der gemeſſenen Bewegung des

Wagens zu folgen, er verhielt es, das Pferd stieg und stand einen Moment steilrecht, in Gefahr halsbrechend zu überschlagen. Die Frauen schrieen laut vor Entsetzen, da zwang ein kräftiger Sporn hieb den bäumenden Hengst zum Satze vorwärts und Julian sah sich lächelnd nach dem Wagen um, wo ihn Anna flehentlich bat, vorsichtiger zu reiten. Den Rest des Weges hielt er sich in einiger Entfernung, um sein Pferd, wie er sagte, nicht zu neuen Unarten zu reizen, doch die Blicke der Liebenden fanden sich immer wieder.

Frau von Steine bezog in der Residenz ihr altes Absteigequartier im Hôtel de Londres. Julian empfahl sich auf kurze Zeit, um sein Pferd nach Hause zu bringen, er hatte für Klara kaum ein Wort. Das Herz des Mädchens empörte sich wider dieß Benehmen, welches sie sich nicht abläugnen konnte, wenn sie schon über dessen Grund in voller Ungewißheit war. Irgend ein Mißverständniß mußte den Grafen dazu verleiten, sie nahm sich vor ihn bei nächster Gelegenheit offen zur Rede zu stellen und bis dahin Niemand aufmerksam zu machen. — Als sie nach der ersten Einrichtung am Fenster stand, fiel ihr die Scene wieder ein, welche sie in diesem Hause mit dem jungen Manne gegenüber erlebt hatte. Die Fenster ihrer damaligen Wohnung gehörten aber zu einer andern Front des Eckhauses, und Ellheim, der allerdings die Ankommenden gesehen und Klara mit ungestüm klopfendem Herzen erkannt hatte, mochte noch so viel an der ganzen

Fensterreihe spähen, nirgend erschien ihm die Gesuchte. Da pochte es an seine Thür und Loden trat herein. Was ist Ihnen, Freund? fragte dieser. Sie sind ja ganz echauffirt. Ellheim läugnete das, doch konnte er sich nicht lange enthalten, von der Ankunft der Damen aus Brusenthal zu reden. Sie sind also hier! rief Loden, indem er sich vergnügt die Hände rieb und mehrmals auf und ab ging. Also wirklich sind sie hier! wiederholte er dann halb für sich. Ellheim! rief er plötzlich, Sie werden sich doch nicht von dem eingebildeten Narren, Helfenbrecht, den Vorrang bei der schönen Klara ablaufen lassen? Eröffnen Sie die Trancheen gegen die anmuthige Festung. Machen Sie einen Besuch drüben, aber nicht mit der Thür ins Haus gefallen, sondern von fernher vorsichtig aufgetreten, vor allen Dingen sich beliebt gemacht bei der Alten oder besser gesagt bei den Müttern, denn Frau von Steine alt zu nennen wäre Sünde, sie steht gerade im Moment voller weiblicher Blüthe. In dieser Rücksicht, geehrter Freund, möchte ich Ihnen rathen, Ihre Augen zu hüten, denn wenn Sie die schöne üppige Frau nur einmal recht anschauen, so geräth Ihr Herz in Brand. — Er begann nun die Reize der jungen Witwe mit frecher Zunge zu schildern, aber seine Pfeile, welche Ellheim's Busen vergiften sollten, konnten den Schild, den ein reines Gefühl vor ihm aufgerichtet hatte, nicht durchdringen und prallten wirkungslos ab. Der Widersacher hatte Unheil genug gesäet das auch zu wuchern begann.

Im Hôtel de Londres saß unterdessen das Brautpaar Hand in Hand und feierte das hohe Fest des Wiedersehens nun erst in Gemüthlichkeit und Wonne. Die beiden ältern Damen hatten noch mit ihren Sachen zu thun, Klara suchte ihre kleine Schwester, welche die Eintagsfreundschaft mit den Kindern des Wirths nicht vergessen und bereits wieder angeknüpft hatte. Da kam ihr Marie, die Treppe heraufspringend, entgegen und gab ihr einen Brief. An dich, sagte sie. Ein Mann hat mir's gegeben, ich soll's aber Niemand sagen. An mich? fragte Klara verwundert indem sie den Brief aus der Hand des Kindes nahm. Die Schriftzüge waren ihr unbekannt, sie öffnete das Couvert und suchte vergebens nach einer Unterschrift, dann las sie mit Staunen und Verwirrung: Mein Fräulein! Mögen Sie es einem Unbekannten verzeihen, daß er es wagt, ein kühnes — und wenn es mißverstanden wird — ein Wort an Sie zu richten. Die Freundschaft für einen Mann, der in unbegreiflicher Verblendung sich und eine Andere unglücklich machen wird, treibt mich zu diesem Schritte. Graf Julian Treilhac ist mit Anna von Steine verlobt, er wähnt sie zu lieben, — wohl hat er sie einst geliebt, doch war es nur eine flüchtige Neigung und die wahre Liebe ist jetzt in ihm erwacht, wenn er sie auch läugnet und sich selbst nicht gestehen will. Wie groß würde sein Unglück seyn, wenn er zum Bewußtseyn käme, erst dann, wo es zu spät und kein Rückschritt mehr möglich wäre! Verzweiflung würde ihn fassen, vielleicht — er ist ein lei-

denſchaftlicher Menſch und an keine Widerwärtigkeit des Lebens gewöhnt — vielleicht triebe ihn der Dämon zu einem raſchen Schritte – ich ſchaudre bei dem Gedanken. Ahnen Sie nicht, Fräulein Klara, deſſen Bild in ſeinem Herzen lebt? Hat Ihnen ſein Blick noch nicht das Geheimniß ſeiner Bruſt verrathen? So erfahren Sie denn, daß Julian's Herz Ihnen gehört, daß er nur mit Ihnen glücklich ſeyn kann, daß er Ihre Freundin unglücklich machen würde, denn er liebt ſie nicht mehr, wenn er ſie auch noch kurze Zeit zu täuſchen ſucht. Ich mußte Ihnen ſagen, was mir die Angſt um meines Freundes Wohlfahrt eingab, mögen Sie nun erwägen, wie dieſe zarte Angelegenheit zu behandeln iſt. Dieß ſind die erſten und letzten Zeilen, welche Sie von mir ſehen, es müßte denn eine Kataſtrophe eintreten, welche meinem Freunde fern bleiben möge!

Klara ſtand beſchämt, verwirrt, von den widerſprechendſten Gefühlen bewegt, als ſie den unſeligen Brief zu Ende geleſen hatte. Das alſo war die Deutung, welche ſie dem unklaren Benehmen Julian's geben mußte? Eine unnennbare Angſt befiel ſie, die Furcht vor Unrecht, die Bekümmerniß um ihre arme argloſe Freundin. Was aber, fragte ſie ſich, was ſollte ihr die Mittheilung des unbekannten Briefſtellers? Konnte ſie etwas thun? Durfte ſie einſchreiten, Anna die Augen öffnen? Ihr ganzes Weſen empörte ſich bei den Gedanken, als habe ſie Gift vor ſich. Warum alſo ſtörte der grauſame Fremde ihre Ruhe? Wie hätte ſie freudig Gott gedankt, wenn alles Hin-

terliſt, Betrug, Lüge wäre! Doch warum ſollte ihr ein Unbekannter, dem ſie nichts gethan, ſchadenfroh die Bekümmerniß bereiten? Nein, nein! Julians Blick war ihr jetzt nur zu verſtändlich! Der Sturm in Klara's Bruſt wurde lauter, ihr Auge trübte ſich durch aufquellende Thränen. — Liebe Klara! ſagte die kleine Marie ſchüchtern. — Da faßte ſich das Mädchen gewaltſam und ſuchte zu lächeln, um die Beſorgniß der Schweſter zu zerſtreuen. Es war das erſte Mal in ihrem Leben, daß ſie Verſtellung üben mußte. Sie bat Marie, Niemand etwas von dem Briefe zu ſagen, es ſey ein Spaß, den ſie vorhabe, und wenn Alles dazu bereit ſey, wolle ſie gewiß Alles erzählen. Damit beruhigte ſich die Kleine vor der Hand und Beide gingen in das Zimmer zurück, wo Julian eben aufbrach. Er verneigte ſich vor Klara, ein flüchtiger Blick zeigte ihm die Röthe des Bewußtſeyns auf ihren Wangen, da ſtieg auch in ſein Antlitz eine raſche Glut, und obſchon er ſich ſchnell zur Thür wandte, bemerkte ſie Klara doch mit bebendem Herzen. Nur ſo unbefangene Seelen, als die ihrer Lieben, konnten die Aufregung der Jungfrau überſehen. Wehe! es war Gewißheit! Ihr unſeliges Bild mußte feindlich zwiſchen Anna und das Glück treten. Die heitere Fröhlichkeit des harmloſen Kindes, das ſich wie ein Schmetterling im Sonnenſcheine wiegte, ohne die Wolken zu ahnen, deren Schooß ihr Verderben trug, rührte und zerriß zugleich ihre Seele. Sie konnte die Spannung nicht länger ertragen, die

Zimmer waren ihr drückend, sie mußte hinaus unter andere Menschen. Eine Kleinigkeit, welche ihr zur Toilette für den Abend fehlte, wo sie das Theater besuchen wollten, bot ihr den Vorwand zu einer Ausflucht in Begleitung des Lohnlakaien, der sie nach dem gewünschten Kaufladen führte. Zerstreut ging sie durch die lebhaften Straßen, als sie sich plötzlich anreden hörte: es war der Mann, dem sie einst den Mitleidsdienst erwiesen hatte, Doctor Helfenbrecht. Welches Glück! rief er feurig. Sie in der Stadt? Und so allein! Darf ich Ihnen meinen Arm bieten? Sie dankte, indem sie nach dem Lakaien wies, der ihr auf dem Fuße folgte. Helfenbrecht ließ es sich aber nicht nehmen, sie dennoch zu begleiten, und so lästig ihr das war, sah sie kein Mittel ihn zu entfernen. Mit übel verhehltem Unwillen hörte sie seinen Wortschwall an, fragte einmal über das andere den Lakaien, ob der Laden noch weit entfernt sey und war sehr froh ihn zu erreichen, weil sie hoffte, der Mann, der sie mit seinen Aufmerksamkeiten quälte, werde sie hier verlassen. Aber sie hatte sich geirrt.

Doctor Helfenbrecht trat, ihre kalte Verbeugung absichtlich mißverstehend, mit ihr in den Laden, half die zur Auswahl gestellten Waaren mustern und als Klara, welche immer verstimmter wurde, den Handel rasch abgeschlossen hatte, schickte er sich an, sie wieder nach Hause zu begleiten. Sie bat ihn höflich, sich nicht zu incommodiren und seinen Geschäften nachzugehen, da sie ja

einen ſichern Begleiter habe, er ließ ſich aber durchaus nicht abweiſen, und Klara hatte ſchon eine ſcharfe Abfertigung als letztes einziges Mittel auf der Zunge, da erblickte ſie den Grafen Julian, welcher verwundert vor ihr ſtand und zum Theil gehört hatte, was Beide verhandelten.

Ich gehe nach Ihrer Wohnung, Fräulein Klara, ſagte er. — So danke ich Ihnen entſchieden für Ihre Güte, wandte ſich Klara ſchnell zu Helfenbrecht, nahm des Grafen Arm und ließ den Verdrießlichen ſtehen, welcher dem Paar feindſelig nachſah. Klara hatte im erſten Momente ganz vergeſſen, was der Ton ihrer Unbefangenheit gegen Julian geweſen war, ſie plauderte heiter wie ſonſt mit ihm, da fiel die Erinnerung plötzlich, wie ein Schreckbild in ihre Seele, ſie verſtummte, ihr Arm zuckte in dem ſeinigen. Auch über Julian kam ein ähnliches Gefühl, er rang vergebens nach Gleichgültigkeit, in dieſem Beſtreben verſiegten ihm die Worte, wie Quellen vor ſengender Glut und er ſchritt neben ihr her, ſeine Faſſungsloſigkeit verwünſchend, ein Bild befangener Stimmung. Sein Blick, der verſtohlen von Zeit zu Zeit über die verwirrte, erröthende Klara hinglitt, fand nur zu ſehr die Beſtätigung deſſen, was ihm kund geworden war. So erreichten ſie das Gaſthaus und die Zimmer der Frau von Steine, die Damen machten Toilette, wie die entgegenſtürzende Jungfer verſicherte. Der Graf wollte deren Beendigung im Eaſtzimmer abwarten, doch mußte er

Klara, ehe er ſich von ihr trennte, ein Wort ſagen, er mußte nach einem verſöhnenden Wege ſuchen, Alles wieder in das rechte Geleiſe zu bringen. Was aber und wie? Sein Geiſt griff wild umher, wie ein Schiffbrüchiger nach der rettenden Planke — Mitleid, Freundſchaft hießen ihn reden, aber jeder Hauch mußte ſie verletzen und der Moment ging vorüber.

Das Gaſtzimmer des Hôtels war ganz leer, Julian ging ſinnend auf und nieder, endlich warf er ſich in einen Seſſel, zog ſeine Brieftaſche hervor und ſuchte das Blatt, das für ihn gleichſam mit Giftſtaub beſtreut geweſen war. Es lautete:

Mein innig verehrter junger Freund! Mögen Sie es dem Mutterherzen verzeihen, daß ich Ihre Ruhe durch dieſe Zeilen ſtöre, aber die Liebe für mein Kind, die zärtliche Freundſchaft für Eine, die ich faſt liebe, wie mein Kind, der herzliche Wunſch, auch Sie glücklich zu ſehen, zwingt mich zu dieſem Schritte. Frauenaugen ſind ſcharf. Ich habe eine Neigung in einem Herzen erkannt, wo ich ſie nicht ahnte, im Herzen unſerer Klara und — die Zeit drängt und erlaubt mir nicht einleitende Worte — deren Gegenſtand ſind Sie! — Klara wird unglücklich werden, wenn ſie ſich ſelbſt erkennt. Überhaupt iſt Selbſtprüfung nie mehr Noth als wo es gilt, einen ſo wichtigen Schritt zu thun, wie Sie und meine Anna. Sind Sie Ihrer Liebe für mein Kind auch ganz gewiß? Regt ſich nicht für Klara etwas in Ihrem Herzen? Julian, ich habe

einen Blick in dasſelbe gethan und glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich behaupte, es ſchlummert eine Leidenſchaft in Ihrem Herzen, welche furchtbar erwachen und Sie und auch mein Kind unglücklich machen wird, wenn es zu ſpät iſt. Darum prüfen Sie ſich ſtreng. Wir müſſen ins Klare kommen. Ich reiſe morgen mit Allen nach der Stadt und habe vorgegeben, durch einen Brief von Ihnen dazu aufgefordert zu ſeyn, gehen Sie ein auf dieſe unſchuldige Liſt, aber nie — darauf nehme ich Ihr Ehrenwort! — nie berühren Sie auch, wenn wir allein ſind, dieſe zarte Angelegenheit gegen mich mit der geringſten Anſpielung, ich müßte vor mir ſelbſt erröthen! Ihr Ehrenwort alſo, Sie ſchweigen und beobachten ſich und Klara. Dann muß ſich das Nöthige finden. Ihr Ehrenwort gilt!

v. St.

War es nicht ein ſchändlicher Plan, welcher auf ſo hinterliſtige Weiſe Zerwürfniß und Zweifel in ruhige glückliche Herzen warf? Konnte er anderswo keinem, als in einem heimtückiſchen Geiſte, dem böſen Bewohner einer Mißgeſtalt? — Loden hatte dem Doctor Helfenbrecht unter Begünſtigung der Finſterniß, als er abſichtlich die Lampe von ſeinem Tiſche ſtieß, die Zettel entwandt, welche die Handſchrift derer trugen, denen er Rache geſchworen — er hatte zum Überfluß der zornigen Italienerin, als ſie mit dem blinkenden Stahle die Rückgabe ihrer Briefe von ihm erzwang, nicht alle wieder erſtattet, was ſie zu ſpät bemerkte. Der Schändliche beſaß eine ſehr kunſt-

fertige Hand, welche in Nachbildung ganz anderer Schriftzüge und Zeichen, als die, welche ihm jetzt vorlagen, geübt war, er verdankte dieser gefährlichen Fertigkeit seine sorgenfreie Existenz. Mit boshafter Freude ahmte er die verschiedenen Handschriften nach, er schrieb den Brief an die Frau von Steine unter Treilhac's Namen, dessen Billet an die Tänzerin ihm als Muster des Styls diente, dann fertigte er das Seitenstück an den Grafen in den weichen zierlichen Zügen von Anna's Mutter. Hätte der Graf jemals einen echten Brief von der Frau von Steine gelesen, so würde er den falschen an seiner harten, aller Anmuth, alles Zartsinnes ermangelnden Schreibart sofort erkannt und verworfen haben. Wie sollte er aber jetzt dazu kommen, an der Echtheit des erhaltenen Briefes zu zweifeln, dessen Inhalt er durch Klara's befangenes Wesen vollkommen bestätigt fand? Hatte die scharfsinnige Frau, fragte er sich, denn auch in anderer Hinsicht Recht? Julian versenkte sich prüfend in sein eigenes Herz, das innige Wohlwollen, das er sonst für Klara gehegt und genährt hatte, erschien ihm jetzt verdächtig, er war sich der heißesten Liebe für Anna bewußt, aber konnte nicht auch in jenem Freundschaftsgefühl eine heimliche Neigung verborgen glühen und sein Herz in verderblicher Doppelliebe entbrennen, daß Anna's Bild verdunkelt verdrängt würde?

Der böse Loden hatte — wenn auch sein verschrobener Racheplan nicht lange unentdeckt bleiben konnte — schon

viel gewonnen, zwei Herzen waren durch ſeine Hinterliſt in Qual und Unruhe verſetzt und er hatte noch mehr Pfeile in Bereitſchaft. Was aber ſollte ihm daraus entſprießen? Das wußte er ſelbſt noch nicht klar.

6.

Im Theater wurden zwei kleine, ſehr flache Luſtſpiele gegeben, den Beſchluß machte ein Divertiſſement im ſpaniſchen Koſtüm. Letzteres, das Koſtüm nämlich, war allerdings treu, auch fehlten nicht die obligaten Caſtagneten, aber das war alles, was an das ſchöne Land jenſeit der Pyrenäen erinnerte, die Tänzer und Tänzerinnen machten ihre unvermeidlichen Entrechates und Pirouetten, ſchlugen Kreiſe mit den horizontal ausgeſtreckten Beinen und gebehrdeten ſich ſo franzöſiſch, wie immer. Die Frauen in Julian's Begleitung, welche noch kein Ballet geſehen und einen ſpaniſchen Nationaltanz erwartet hatten, fühlten ſich durch das Schauſpiel, das ſich ihnen bot, verletzt, zogen ihre Blicke davon ab und endlich ſich ſelbſt in den Hintergrund der Loge zurück, ſo daß Graf Julian, der in Gedanken verloren, der Bühne keinen Antheil geſchenkt hatte, in die volle Beleuchtung der Lampen zu ſtehen kam. Ein Paar ſchöne Augen hatten aber ſchon lange nach ihm geſpäht, und als ſie ihn jetzt erblickten, die Gruppe der Damen erblickten, in deren Geſellſchaft er weilte, da drängte ſich alle Lebenskraft, alle Regſamkeit in den ſtarren glühenden Blick der Eiferſucht zuſammen.

Die Krone der Tänzerinnen, der Liebling des Publikums ſchien plötzlich wie durch Zaubergewalt in der bachantiſchen Stellung, welche ſie eben hatte, verſteint — das Publikum glaubte, es ſey eine kunſtreich, abſichtlich gewählte Attitüde, es ſchrie Bravo aus vollen jubelnden Kehlen, tauſend Hände klatſchten ſich müde, und von Allen war nur ein Einziger, der ihr blutendes Herz verſtehen konnte, und dieſer Einzige kehrte ſich — gewaltſam, um ſeine Bewegung zu verbergen — von ihrem Anblicke hinweg und ſprach zu der jungen Dame, welche ihm am Nächſten ſaß. Alles dieß war Spiel weniger Secunden. Antonia's Bann löste ſich, ſie tanzte weiter, der krampfhafte Schmerz ihres Innern beſeelte ſie mit einem wilden dämoniſchen Leben, ſie übertraf ſich ſelbſt in Kühnheit und elaſtiſcher Kraft. Nur wenige Frauen vermißten ihre ſonſtige Grazie, die Männer ſchrieen vor Entzücken, ſtampften und klatſchten, daß die Halle bebte. Es war Antonia's höchſter Triumph, den ſie je errungen hatte, aber auch der theuer erkaufteſte ihres Lebens, er koſtete ihr Herzblut, es war der Todeskampf ihrer Liebe. Als ſie die Bühne verließ, ſchallten ihr tauſend Glückwünſche, tauſend Schmeicheleien, falſch und ehrlich gemeint, entgegen, der Balletmeiſter, ganz in Extaſe, ſtürzte ihr zu Füßen und wollte den Saum ihres Kleides küſſen, aber ſie konnte ihm nicht einmal wehren, ihre Kräfte waren erſchöpft, ſie ſank zuſammen und mußte ſehr krank nach Hauſe gebracht werden.

Das Ballet war zu Ende. Julian bot der Frau von Steine den Arm, die Andern folgten; unten rasselten die Wagen vor, aus allen Logen drängte sich der Strom der Zuschauer dem Ausgange zu, Gespräch und Gelächter von allen Seiten, Jeder nur bekümmert, sich Bahn zu brechen. Da geschah es, daß eine Rotte junger Männer sich zwischen Klara und ihre Mutter schob, welche die Trennung nicht bemerkte und ruhig der allgemeinen Richtung folgte. Immer erst Nachdrängende keilten sich ein, Klara schämte sich zu rufen, so groß ihre Unruhe auch war, sie hoffte, man werde sie endlich vermissen und vor dem Schauspielhause auf sie warten. Der Ausgang war zu eng für den breiten Strom, es kam ein Stillstand in die Bewegung, Unverschämte drängten sich vor, Klara gerieth immer weiter zurück. Sie war in großer Angst, überall fremde Gesichter, hier und da begegnete sie gar dem frechen Blicke eines Stutzers, der sie mit frivolem Lächeln maaß. Sie bebte vor Furcht und Zorn.

Ei, schönes Fräulein! schnarrte es plötzlich in ihrer Umgebung. Die Stimme kam aus mäßiger Höhe, sie war ihr bekannt und mit einem unangenehmen Gefühle erblickt sie zwischen den Riesenärmeln zweier Dirnen, denen ganz behaglich im Gedränge war, das runde erdfahle Gesicht mit dem Rahmen aus starrem Haare, mit den kleinen blinzelnden Augen, das in diesem Momente wirklich der boshaften Fratze eines Meerkaters glich. Klara dachte an seine drohenden Worte, als er in Brusenthal von ihr Abschied

nahm, sie wußte nicht, sollte sie sich vor ihm fürchten oder seinen Schutz, als des einzigen Bekannten in Anspruch nehmen. Er suchte sich zu ihr hinüber zu haspeln, die Dirnen lachten und neckten ihn, daß er ihnen untreu werden wollte, Klara hätte weinen mögen, empört, wie sie war. Loden hatte sich zu ihr gedrängt, er haschte nach ihrer Hand, welche sie ihm entzog, sie zuckte wie eine Mimosa vor seiner unheiligen Berührung. — Wir wollen Frieden schließen, schöne Klara, flüsterte der Zwerg, nur ihr verständlich. Frieden auf immer, wenn Sie mir Ihre Gunst, Ihr Herz schenken. — Sie schauderte. — Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie verderben kann! Wollen Sie mir Ihre Hand nicht zum ewigen Bunde reichen, wohlan, auch ich bin ein Feind ewiger Bündnisse! Lassen Sie uns insgeheim glücklich seyn! Stoßen Sie mich zurück? Im Ernst? Nun gut, dann soll es die Welt glauben, daß ich Ihre höchste Gunst genossen habe, ich kann es der Welt so klar und unwiderleglich beweisen, daß Sie von Ihren eigenen Ältern verachtet und verstossen werden sollen! Und daß thue ich, so wahr ich hier bei Ihnen stehe! Wählen Sie, Liebesglück ohne Schande oder Schande ohne Liebesglück.

Klara war durch die Niederträchtigkeit des Elenden so über alle Rücksichten hinausgerissen, daß sie, einer Ohnmacht nahe, laut rief: Ist denn keiner von allen Männern in meiner Nähe edel genug, mich vor diesem Nichtswürdigen zu retten?

Da trat raſch ein junger Mann vor, mit einer ſchönen Röthe im Angeſicht und ſprach drohend: Herr von Loden, ich bitte die Dame nicht zu beleidigen, ſonſt wrde ich ihr Genugthuung zu verſchaffen wiſſen!

Loden hob einen giftigen Blick zu dem Störer einer Bosheit auf und wollte ihm beißenden Hohn entgegenſetzen, doch ſein entſchloſſener Ernſt machte ihn ſcheu, auch las er die entſchiedenſte Mißbilligung in den Mienen der Umſtehenden, eben kam wieder Bewegung in die lockende Maſſe und er ſchlüpfte hinter den ſchadenfrohlachenden Dirnen hinweg. Klara hatte nur einen flüchtigen Blick des Dankes für ihren Ritter, der ſie ehrerbitig nach dem Ausgange führte, hier kam ihnen Graf Trilhac entgegen, der bis jetzt vergebens gekämpft hatte, wieder einzudringen und die Verlorene zu ſuchen — die Mutter und Anna ſaßen bereits im Wagen und warteten ängſtlich auf Klara. Dieſe dankte dem Fremden in abgebrochenen Worten für ſeinen großmüthigen Schutz er lehnte das beſcheiden ab, und wie ſie dem Grafen, der Jenem die Hand geſchüttelt hatte, ihren Arm gab und ſich noch einmal vor ihrem Retter verneigte, ſchien ihr ſein Antlitz, das eben von der Gasflamme des Portals hell beleuchtet war, nicht unbekannt. Sie fragte den Grafen nach ihm, während ſie nach dem Wagen gingen. Trilhac nannte Ellheim. Das war der Name. Sie hatte ganz recht geſehen, doch ging dieſer Gedanke flüchtig, ohne Intereſſe an ihrer Seele vorüber, welche noch in gerech-

tem Zorne über die erlittene Schmach zitterte. Als ſie den Wagen beſtieg und mit Fragen und Scherzen überhäuft wurde, brach ſie in heiße Thränen aus. Vergebens beſtürmten ſie die Erſchrockenen um Aufſchluß, ſie konnte ihn ja nicht vollſtändig geben, ihr Zartgefühl ſträubte ſich vor dem Gedanken, in Treilhac's Beiſeyn auch nur die fernſte Andeutung zu machen, ſie bat nur immer ſchluchzend, ſich ihretwegen nicht zu beunruhigen, das Nachgefühl der Angſt, welche ſie erlitten, ſey die Veranlaſſung ihres kindiſchen Benehmens, nur ihrer Mutter, welche ſie liebkoſend um Wahrheit bat, ſagte ſie leiſe: Später!

Julian nahm an der Thür des Gaſthauſes Abſchied, und als die Frauen in ihrem Zimmer unter ſich waren, begann Klara mit ſtockenden Worten ihre Erzählung, ſie gerieth dabei wieder in die heftigſte Aufregung und die Thränen rollten ihr unaufhaltſam über die glühenden Wangen. Wie unvollſtändig auch der Bericht war, ſo füllte er die Zuhörerinnen doch mit gerechter Entrüſtung, am empörteſten war Anna. Julian muß ihn züchtigen! rief ſie. Der abſcheuliche Unhold darf nicht ungeſtraft bleiben. Ich ſage es morgen Julian! — Da erwachte in Klara die Erinnerung an den Brief des Unbekannten, der Gedanke an das Mißverhältniß zwiſchen ihr und Treilhac. Nein, nein, Anna! ſagte ſie faſt angſthaft. Julian ſoll nichts für mich thun. Wenn du mich lieb haſt, meine Anna, ſo erwähne den Vorfall gegen ihn mit keiner Sylbe. Wir thun am beſten, den Elenden ſeiner eigenen Schlech-

tigkeit zu überlaſſen, welcher die Strafe nicht ausbleiben wird. Verſprich mir es, Anna, daß du ſchweigſt. Sieh, meine geliebte Freundin, uns kennt hier kein Menſch, der Vater kehrt bald zurück, dann verlaſſen wir die Gegend vielleicht auf Niewiederkehr und unſer Andenken iſt erloſchen.

Das ſoll mich beſchwichtigen? rief die heftige Anna. Du tröſteſt mich durch unſere baldige Trennung? Klara, wie kannſt du ſo reden? Nein, nein! ich binde mich durch kein Verſprechen; wie ſich's trifft, ſo werde ich handeln. Warum willſt du denn den Nichtswürdigen ſchonen?

Klara äußerte verwirrt etwas von Gefahr für den Grafen. Anna lachte. Mein Julian und der Schattenmenſch! ſagte ſie. Kein Bitten, kein Schmollen entlockte ihr das geforderte Verſprechen.

Loden war unterdeſſen nicht müßig geweſen, er hatte den Doctor Helfenbrecht aufgeſucht und ſeine durch Klara beleidigte Eigenliebe noch mehr gereizt, ſo daß er mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ſich empfindlich zu rächen. Beide verabredeten mancherlei mit einander, und Loden gab ſeinem Verbündeten eine nahmhafte Summe in Papiergeld zur Belohnung im Voraus. Am andern Morgen war ſein erſter Gang zu Ellheim, um auch dieſen zu bearbeiten. Er kannte ihn von früher als einen leichtſinnigen Glücksjäger, dem ſein angenehmes Äußere zu manchem Siege über Frauen verholfen hatte, aus welchem Grunde er eine ſehr niedrige Meinung über

Frauenwerth beſaß, welche ſich ſtets in dieſem Sinne aus-ſprach. Das wollte Loden benutzen, er wollte ihm Klara im verächtlichen Lichte zeigen, er wollte ihn reizen ſich der Frau von Steine mit ſeinen Bewerbungen zu nähern, um auch von dieſer Seite dem Teufel Wege zu bahnen. Doch kam es nicht ſo, als er ſich geſchmeichelt hatte, Ellheim war ſeit einiger Zeit ein ganz Anderer geworden, er hatte einen prüfenden Blick auf ſich ſelbſt und ſein bisheriges zweck- und zügelloſes Leben geheftet, und mit Schamgefühl deſſen Unwerth erkannt. Das geſtrige Wiederſehen der Jungfrau, der, wie Allen, zu nahen, ſein verderbter Sinn ſich Anfangs erdreiſtet hatte, dieß Wiederſehen, der Dienſt, welchen ſein guter Stern ihm erlaubt, ihr zu leiſten, hatten ihn in eine Stimmung geſetzt, welche Loden's Planen nicht ungünſtiger ſeyn konnte.

Mein beſter Ellheim, ſagte Loden im Eintreten, als er deſſen verwunderten nicht eben freundlichen Blick ſah, ich komme mich mit Euch zu verſtändigen. Es wäre ja toll, wenn unſere Freundſchaft durch einen ſo nichtigen Vorfall einen Stoß erleiden ſollte.

Ich wüßte nicht, daß wir je eine ſonderliche Freundſchaft geſchloſſen hätten, erwiederte Ellheim trocken.

Sie ſind noch aufgeregt, ſagte Loden, ohne ſich irre machen zu laſſen. Ich finde Ihren Unwillen ſehr gerecht. Sie haben ſich einer Dame angenommen, welche Sie ohne Schutz den Beleidigungen eines Unverſchämten ausgeſetzt glaubten.

Eines Unverſchämten, ganz Recht! warf Ellheim dazwiſchen, von der Erinnerung wieder warm geworden.

Loden blinzelte lächelnd zu ihm empor, der Elende lächelte ſtets, wenn er beleidigt wurde, denn er hatte den Muth nicht ſeinen Grimm äußerlich zu zeigen, aber jede erlittene Schmach grub ſich in unauslöſchlichen Charakteren auf die eherne Motivtafel der Rache in ſeiner Bruſt. — Das wäre ich geweſen, mein alter Ellheim, ſagte er freundlich, wenn ich kein anders Recht auf die Dame gehabt hätte, als das zufälliger Begegnung.

Ein Recht auf Klara? wiederhohlte Ellheim raſch und glühend. Sie ein Recht auf Klara? Welches Recht? Antwort!

Wie konnte ich ahnen, fuhr Loden ſehr gelaſſen fort, daß die Unbeſtändige mich ſo ſchnell aufgeben, mich ſo flatterhaft leichtſinnig einem Andern opfern würde!

Herr, Sie lügen auf die nichtswürdigſte Weiſe! rief Ellheim zornig. Sie und Klara! Hahaha! Das iſt ja ganz unmöglich!

Meinen Sie, Verehrter? entgegnete Loden mit eiskaltem Hohne. Ich habe Ihnen nur die Antwort zu geben, welche Hornvilla in Tieg's Octavian dem alten Clemens gibt, der ihm etwas Ähnliches vorrückt, als Sie jetzt die Artigkeit haben, mir zu thun:

Wenn auch mein Auge ſchielt und krumm
Mein Rücken ſteht, ſo ſind doch d'rum
Am Mann noch andre —

Iſt Ihnen die Stelle erinnerlich oder ſoll ich ſie Ihnen herbeizimiren?

Schändlicher, niederträchtiger Verläumder! ſchrie Ellheim außer ſich, als er die Hand des Frechen ſchamlos nach der Glorie greifen ſah, welche ſein Ideal verklärte.

Beweiſe! entgegnete Loden mit empörender Ruhe. Sie werden mir Abbitte thun. — Er hohlte langſam ſeine Brieftaſche heraus, Ellheim zitterte vor Wuth und banger Furcht, was ihm hier erſcheinen werde. Abbitte! fuhr Loden fort, indem er die Brieftaſche nachläſſig öffnete. Sie werden ſehen, daß ich trotz meines Tabuletkrams auf dem Rücken — ich habe Ihren trefflichen Witz behalten, wie Sie hören — daß ich trotz dem in Klara's Armen glücklich war und nach mir Helfenbrecht, wie ich heut erfahren, und nach Helfenbrecht wahrſcheinlich Treilhac!

Teufel! Ehrloſer Satan! brauſte Ellheim auf. Ich mag nichts ſehen, nichts hören! Es iſt alles Lüge, teufliſche Lüge! — Loden hatte mehrere Briefe auf den Tiſch ausgekramt, er nahm jetzt einen und hielt ihn vor Ellheim's flimmerndes Auge. — Leſen Sie, Beſter. Die Unterſchrift: Klara! Vergleichen ſie gefälligſt — ich habe mich auf jeden Einwand vorbereitet — vergleichen Sie dieſen poetiſchen Zettel, den mir Helfenbrecht geliehen; kann ein Zweifel an der Identität beider Handſchriften aufkommen? Leſen ſie, leſen Sie von A bis Z.

Dann will ich Ihnen noch ein Paar deutlichere vorlegen und ein Paar spätere an Helfenbrecht.

Eltheim war todtenbleich er konnte nicht lesen, aber mit der Riesenkraft der Verzweiflung packte er den Störer seines ersten, seines einzigen Traumes von Frauentugend, trug den Keifenden, Zappelnden nach der Thür und warf ihn stumm hinaus. — Meine Brieftasche! Meine Brieftasche! schrie Loden in höchster Angst, denn sie enthielt außer jenen Briefen Dinge, deren Entdeckung ihn unvermeidlich ins Verderben stürzen mußte. Eltheim nahm die Brieftasche sammt den verläumderischen Zetteln und warf sie ihm nach, dann verriegelte er die Thür, und während Loden sich draußen den Staub abklopfte und singend (um die Leute über das Gepolter seines Falles zu täuschen) die Treppe hinab ging, sank Eltheim vernichtet, aus all seinen Himmeln in eine trostlos öde Wüste gestürzt, auf seinen Sessel und verhüllte das Antlitz mit beiden Händen. Sein weltlich leichtfertiger Sinn brach, er weinte — er, der manche Frau verführt, manche jungfräuliche Blüte geknickt hatte, er weinte um eine Gefallene, welche ihm nichts gewesen war, als ein zauberischer unerreichbarer Stern.

Als er sich endlich ermahnete, sah er mit bitterm Gefühl, daß einer der Briefe auf die Erde gefallen und von ihm unbemerkt geblieben war, er hob ihn auf und zwang sich selbst den Dolch in die Hand, er las ihn bis zu Ende. Und im Gifte selbst lag Heilung. Der Phönix des Ver-

trauens hob ſich aus der Aſche, in welche er zerfallen, neubeſchwingt, jugendlich ſchön empor. — So kann Klara nicht ſchreiben! rief Gilbeim mit Begeiſterung. Nur jahrelange Bekanntſchaft einer Tiefverderbten mit ihrem Verführer könnte ſich ſo äußern, auch ſind alle Umſtände unwahrſcheinlich! Wie konnt' ich einen Moment an dem Himmelsbilde zweifeln, nur einen Moment dem groben Betruge Glauben ſchenken! Verzeihung, Verzeihung, du mein gekränkter Schwan! Ich will dich rächen, aber du ſollſt nie erfahren, daß man dein reines Gefieder zu beflecken getrachtet hat, ich will dich rächen an dem Boshaften, ich will mein Blut an deine Rechtfertigung ſetzen! — So ſchwärmte er und in ſeiner Bruſt erwachten Hoffnungen einer ſeligen Zukunft.

7.

Graf Treithac ſuchte ſeinen Onkel zu bereden, der Frau von Steine einen Beſuch zu machen, er wollte ihm gern ſeine Braut vorſtellen und durch ihren Anblick, wie er ſich ſchmeichelte, die Ausfälle und Sarkasmen des Hagestolzen wider die Ehe zum Schweigen zu bringen. Frau von Steine erinnert ſich Ihrer noch ſehr gut aus ihren Kinderjahren, ſagte er zu ihm.

Kann ſeyn! erwiederte Renzow gleichgültig. Habe viel Kinder in meinem Leben geſehen und bin kein Freund davon, ſo wenig, als von Viſiten.

Es ſoll ja keine Viſite ſeyn, beſter Onkel! ſagte Ju-

lian bittend. Ich wollte Ihnen nur meine Anna vorſtellen, damit Sie meine Wahl billigen.

Ich kann mir Fräulein von Steine ſchon ſelbſt vorſtellen, d. h. in Gedanken, entgegnete Renzow. Sehr hübſch ganz gewiß, denn Sie ſind Kenner — (Julian's Stirne bewölkte ſich ein wenig bei der Anſpielung) auch ſonſt vortrefflich, aber billigen werde ich Ihre Wahl nimmermehr, denn Anna gehört doch immer dem weiblichen Geſchlechte an, und das iſt der gröſte Vorwurf, dem man einem menſchlichen Weſen machen kann. Laſſen ſie mich alſo vor der Hand nicht Viſite machen, wenn ſie verheirathet ſind, werde ich nicht verfehlen —

Es thut mir leid, unterbrach ihn Julian empfindlich, daß ich Sie mit meinem Anſinnen beläſtigt habe, die Damen wünſchten es, ſonſt hätte ich es nicht gethan, da ich die abſchlägige Antwort vorher wußte.

Der Oheim brummte ein Paar begütigende Worte und ſagte dann: Sie haben noch den Jakob bei ſich. Schicken Sie ihn nur wieder zu mir. Ich habe mich an den alten Kerl gewöhnt, er kennt meine Bedürfniſſe, der neue Tölpel macht alles verkehrt, muß immer erſt weitläufig inſtruirt werden, torquirt mich mit Fragen. Ich werde den Jakob wieder nehmen.

Julian verhieß ihn zu ſchicken und empfahl ſich, im Innerſten entrüſtet über des Oheims Egoismus, der ſich auch bei dieſer Gelegenheit wieder unverhüllt ausſprach. Es war ihm nicht wahrſcheinlich, daß Jakob, der in

seinen Dienſten eine ſehr vortheilhafte Stellung hatte, dieſe verlaſſen und dem Anſinnen des Barons nach einer ſo ſchimpflichen Behandlung Folge leiſten werde. Um ſo mehr überraſchte es ihn, als Jakob die Nachricht mit unverhehlter Freude empfing und ſogleich feſt entſchloſſen war, zu ſeinem alten Herrn zurückzukehren. — Ach, Sie kennen ihn gar nicht! ſagte der Alte, Treilhac's Einwendungen ablehnend. Er packte ſeine Sachen eiligſt zuſammen, dankte dem Grafen für ſeine Güte und zog wieder ab.

Iſt Er da, Jakob? fragte der Baron, als er ſich bei ihm meldete. Keine Redensarten! das kann ich nicht leiden! Die Geſchichte iſt abgemacht.

Ja wohl, erwiederte Jakob, und ich habe Fräulein Julchen — ſie iſt aber nun eine gnädige Frau — gebeten, daß ſie Ihnen die Zeichnung auffriſcht oder eine neue ſchenkt.

Wenn hat Er —? rief der Baron, aus ſeinem Lehnſtuhle auffahrend. Kerl, Er hat wohl getrunken?

Verzeihen Sie, gnädiger Herr, ſagte Jakob, ich müßte mir das Trinken aus Deſperation angewöhnt haben, weil Sie mich um das alte ausgelöſchte Bild wegejagt haben, das Ihnen Fräulein Julchen, oder vielmehr jetzt die Frau von Steine, alle Tag wieder machen kann.

Der Baron ſtand ganz auf, ging zu Jakob und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Jakob, ſey er ver-

nünftig! ſagte er im tiefſten Baſſe. Von welchen Fräulein Julchen ſpricht Er?

Nun von unſerm Fräulein aus Eſtern wo ich her bin, erwiederte Jakob. Sie hat ja das Bild gemacht mit dem alten Schloſſe, wo jetzt der dicke Pachter hauſt, der unſern leichtſinnigen jungen Herrn auf eine hundsſöttiſche Art um das Seinige gebracht hat. Fräulein Julchen iſt darum doch nicht verkommen, ſie hat einen reichen Mann gehabt, und ihre Tochter macht auch eine ganz gute Heirath mit unſerm jungen Grafen.

Des Barons Augen wurden immer größer, doch ſagte er kein Wort mehr, ſondern ging mit ſchweren Tritten auf und ab. — Ich war heut da, fuhr Jakob mit ungewöhnlicher Redſeligkeit fort, wollte die Braut meines neuen Herrn doch auch gern ſehen. Da kam mir auf einmal unſer Eſtern'ſches Fräulein vor Augen, ich kannte ſie gleich wieder, obſchon es nun bald zwanzig Jahre ſind, daß ich ſie nicht geſehen habe.

Wie ſieht ſie denn aus Jakob? fragte der Baron. Alt und verſchrumpft, nicht wahr? Sie muß ihre Vierzig haben.

Ach warum nicht gar! verfolgte Jakob eifrig. Sie iſt vier und dreißig Jahre, nicht einen Monat älter, ich habe ſchon aufwarten helfen, als ſie getauft wurde. Und ihr Ausſehen? Man hält ſie wahrhaftig für die Schweſter der Fräulein Braut.

Der Baron blieb einen Moment vor dem Spiegel ſtehen, brummte unverſtändlich in ſeinen Bart.

Nun, Sie brauchen ſich auch noch nicht zu beklagen! ſagte Jakob immer dreiſter werdend. Nur mehr Bewegung müſſen Sie machen Herr Baron, ich dachte heut ſo in meinem dummen Kopfe, nun könnte es ſich doch noch machen! Sie wiſſen wohl — es iſt freilich ſchon zehn, zwölf Jahre her, daß Sie nicht mehr mit mir davon geſprochen haben und ich dachte, Sie hätten Alles vergeſſen und darum nahm ich auch das alte verwiſchte Bild, damit es Einer haben ſollte, dem es lieb wäre — erinnern Sie ſich doch, Herr Baron, wie Sie mir ſagten, daß Sie mich in Ihren Dienſt genommen hätten, weil ich aus Eſtern ſey und Fräulein Julchen kenne und es mit angeſehen hätte, wie ſie ihr das Bild wegnahmen — und daß Fräulein Julchen Sie nimmermehr hätte verſtehen wollen, bis es zu ſpät geweſen wäre.

Schweig Er! rief der Baron mit donnernder Stimme. Pack Er ſich zum Teufel — in ſeine Stube! Hinaus!

Der alte Kammerdiener trat kopfſchüttelnd den Rückzug an, ſein Herr glitt in ſeinen Lehnſtuhl nieder und ſchüttelte auch ein paarmal den Kopf. Es ſollte aber die Eisrinde um ſein Gemüth, welche einmal geborſten war, nicht wieder zufrieren.

Anna hatte ihrem Verlobten, als er von ſeinem Onkel zu ihr kam, nicht verſchwiegen, daß Klara geſtern im Theater durch Herrn von Loden ſchändlich beleidigt

worden ſey, wiewohl ſie die Art der Beleidigung, welche Klara nur ihrer Mutter, mit ſchamhaft an ihrer Bruſt verborgenem Antlitz, geſtanden hatte, nicht wußte. Julian war im hohen Grade unwillig darüber; verſprach den Frechen zurechtzuweiſen und nur der Gedanke, Klara's unſelige Neigung zu ihm könne durch einen öffentlich ausgeſprochenen Ritterdienſt geſteigert werden, hielt ihn davon zurück. Überhaupt war ihm die Spannung, in welche ihn jener untergeſchobene Brief verſetzt hatte, unerträglich und er wünſchte vom Herzen die Zeit herbei, wo Schirmers abreiſen würden, ſo lieb ihm ſonſt ihr Umgang geweſen war. Auch Klara dachte mit Sehnſucht an ihres Vaters Rückkehr. Früher hatte ſie der Gedanke der Trennung von ihrer Anna ſtets erſchreckt und traurig geſtimmt, jetzt hielt ſie ihn feſt, als einen Troſt für die Gegenwart, welche ſie mit innern und äußern Kämpfen quälte. Loden hatte ſich daher gänzlich verrechnet, als er glaubte, den Grafen und Klara zuſammen zu führen, wobei Treilhac, deſſen Frivolität ihm aus frühern Anläßen bekannt war, nicht verfehlt haben würde, das Unheil zu fördern. Sein ſchlecht erſonnener, auf falſche Hypotheſen gegründeter Plan war alſo der Hauptſache nach geſcheitert, doch hatte er allerdings das gemüthliche Zuſammenleben der Familie geſtört. Es traf ſich an demſelben Morgen, daß Julian eine Weile mit Klara im Zimmer allein war. Sie wurde befangen; denn ſie fürchtete ein leidenſchaftliches Wort, das ihn

verrieth — er sah den scheuen Blick, welcher verstohlen den Ausdruck seiner Züge erspähte, bemerkte ihr unruhiges Wesen und ein tiefes Mitleid veranlaßte ihn, der Armen, welche er um seinetwillen unglücklich wähnte, ein liebreiches Wort zu sagen. Sie verkannte dessen Anlaß und erröthete, doch als er weiter sprach, und im Eifer um ihre Ruhe, deutlicher wurde, da entdeckte sie mit tiefer Indignation, daß er sich ihrer Liebe gewiß hielt. Das war ihr zu viel. Sie antwortete ihm, was ihr der verletzte jungfräuliche Stolz eingab und erreichte dadurch doch nichts, denn der Graf glaubte, sie zürne nur, weil sie ihr Geheimniß verrathen sähe. Er äußerte sich mit der zartesten Schonung, mit der größten Bescheidenheit, sie wurde heftig und bestärkte ihn damit nur in seiner Meinung. So trennten sie sich und Klara flüchtete in ihr Schlafkabinet, wo sie die Mutter fand, welcher sie ihr volles Herz ausschüttete, vom Empfange jenes unseligen Briefes an, bis zu der eben erlebten Scene. — Bin ich denn nur hieher gekommen, rief sie außer sich, um von allen Seiten Beschämung und Hohn zu erfahren? O wenn doch der Vater erst hier wäre, daß wir abreisten, ich wollte nie mit einem Gedanken diesen verhaßten Ort wieder suchen! — Die Mutter staunte über den Bericht, ließ sich den Brief des unbekannten Warners zeigen und wußte eben so wenig als Klara einen andern Ausweg, als baldige Abreise, wo sich dann Treilhac's Neigung wieder dem rechten Gegenstande zuwenden werde; bis dahin rieth sie Klara ein offenes,

gleichmüthiges, von aller Absichtlichkeit freies Benehmen gegen den Grafen.

Julian war, als Frau von Steine gegen Abend ein Paar nöthige Besuche machte, nach dem Café du Nord gegangen, wo er seinen Oheim fand. Dieser saß zum allgemeinen Erstaunen der Gäste nicht in seinem Fauteuil, sondern an einem der kleinen Tische und trank schon die zweite Tasse, was sich der älteste Garçon des Hauses nicht erinnern konnte. Er grüßte seinen Neffen und winkte ihn zu sich, Treilhac nahm ihm gegenüber Platz. Der Baron sprach von allgemeinen Dingen, auch vom Theater, fragte, ob seine Damen heut hineingehen würden, hörte: ja! und äußerte hustend, daß er in diesem Falle hoffe, sich ihnen dort vorstellen zu können, er wolle auch einmal wieder ein Stück sehen.

Treilhac bemerkte lächelnd: er werde es heut nicht sonderlich treffen; Fremde, welche sich nur kurze Zeit in der Stadt aufhielten, hätten freilich keine Wahl, dagegen könne er sich doch ein besseres Drama ausersehen. Die Damen würden sich übrigens sehr freuen, seine Bekanntschaft zu machen.

Zu erneuern, denk' ich! versetzte der Baron. Wenigstens sagten Sie, daß sich Frau von Steine meiner noch erinnert.

Ganz gewiß! versicherte Julian. Sie hat sich gewundert und auch wohl etwas gekränkt, daß Sie ihrer

gar nicht mehr gedenken, da Sie doch früher so freundlich gegen sie gewesen seyn sollen.

Der Baron, welcher die Tasse an den Mund gesetzt hatte, während Julian sprach, verschluckte sich heftig und konnte vor Husten und Niesen lange nicht zu Worte kommen. Endlich sagte er abgebrochen, daß er nicht gewußt, wie Frau von Steine als Mädchen geheißen, da er sie seit ihrer Verlobung ganz aus den Augen verloren, daß er einen ganz andern Namen, als den sie jetzt führe, gehört — Julian berichtete ihm, daß seine erste Verlobung durch den Tod ihres Bräutigams getrennt worden sey und ihr strenger Vater sie bald nachher zu einer zweiten gezwungen habe. Der Baron nickte zufrieden und brachte das Gespräch auf etwas Anderes. Kurz darauf erhob er sich und ging, es war noch lange nicht seine Zeit, welche er sonst so pünctlich hielt, daß die Witzlinge im Kaffehhause ihre Uhren danach stellten. Julian saß noch länger und blätterte in den Zeitschriften.

An einem andern Tische wurde ein Streit laut. — Sie haben Unrecht! rief ein Enthusiast. Durch diese Behandlung sinkt die Kunst zum elenden Handwerk herab. Ich werde schon wüthend, wenn ich von den englischen Stahlstichfabriken höre. Wie kann ein harmonisches Kunstwerk entstehen, wie kann die Idee des Zeichners genial aufgefaßt und wiedergegeben werden, wenn ein Arbeiter die Luft, ein anderer den Baumschlag, ein Dritter die Architectur, ein Virter die Staffage macht? Eine Schan-

de für Deutschland, daß es die abgenutzten Platten dieser Kunststückchen kauft und dem betrogenen Publikum, das nach dem Wohlfeilsten schnappt, Abdrücke zum Spottpreis bietet! Eine Schande für das deutsche Publikum, daß es vaterländischen Unternehmungen, von geistreicher Idee geboren, mit treuem Fleiße trefflich ausgeführt, so wenig Unterstützung angedeihen läßt, daß sie mit den größten Opfern nicht bestehen können! Es wird noch so weit kommen, daß auch alle Geistesproducte parcellirt den Mindestfordernden in Entreprise gegeben werden, ein Genialer übernimmt den Witz, ein Philosoph die Reflexion, ein Prosaiker die Naturschilderung — o es ist ein erhabener Gedanke, würdig unsers industriellen nutzsüchtigen Jahrhunderts!

Mein Herr, Sie urtheilen als Laie, erwiederte ihm eine andere Stimme. Julian kannte sie und blickte hinüber. Es war wirklich Doctor Helfenbrecht und neben ihm saß der Mann, dem er eine Zurechtweisung zugedacht hatte. Sie mußten unbemerkt eingetreten seyn. Da hatte er nun Loden vor sich, was sollte er thun? Sollte er ihn zur Rede stellen? wohl gar fordern? Er hätte es für die Freundin seiner Braut gern gethan, wenn nicht jene schon früher angeregte Rücksicht ihn davon abgehalten hätte. Etwas aber mußte doch geschehen. Der alte Musensohn in ihm rieth zu einer kleinen Schmeichelei mit der Reitgerte, dem widerstrebte jedoch Julian's besseres Gefühl. Während er noch mit sich berieth, hatte Loden,

welchem die Nähe des Grafen unheimlich war, schon seine Rechnung bezahlt und das Kaffehhaus verlassen. Treilhac stand auf und ging ihm nach. Als ihn Loden bemerkte, schlug er schnell eine andere Richtung ein, Treilhac folgte ihm. Das böse Gewissen trieb Jenen zur Eile, er verdoppelte seinen Schritt, Treilhac ließ nicht ab, er rief ihn; Loden that, als hörte er nicht und der Graf wollte kein Aufsehen erregen. So kamen Beide seitwärts an den Rand des Lustgehölzes, wo sich Loden den Blicken seines Verfolgers zu entziehen hoffte. Er hatte das Gebüsch erreicht, schlug wie der Hase rechts und links Haken, aber aus der Scylla gerieth er in die Charybdis.

Dicht vor ihm stand plötzlich Ellheim, eine finstre Freude lachte in seinem Anrufe: Sieh da! Sie kommen selbst her. Ich habe den Ort schon ausgesucht. Sie erhielten doch mein Cartel? Wir schießen uns!

Loden erblaßte. Freund! stotterte er eilig, lassen Sie den Scherz oder schießen Sie sich mit Treilhac, der Ihnen die schöne Klara streitig macht. Ich habe keine Zeit, er wird gleich hier seyn und zu Diensten stehen, er hat mir schon so etwas gesagt. Nehmen Sie ihn nur gleich à faire. Wünsche gute Verrichtung!

Damit wollte er flink, wie ein Aal, entschlüpfen, aber Ellheim hielt ihn fest und rief: Dich suche ich, schändlicher Verläumder, dich allein! Du hast gelogen, du hast Klara's Ruf befleckt. Das sollst du mir gestehen, ehe ich dich freilasse. — Er zog ein Pistol aus der Tasche, Lo-

den drückte die Augen zu und ſchrie laut um Hülfe. Treilhac kam eben dazu. — Herr Ellheim! rief er unwillig.

Gut, daß Sie kommen, Herr Graf! ſagte Ellheim erhitzt. Dieſer Menſch ſoll ſich mit mir ſchießen um einer Niederträchtigkeit willen, welche hier zu erörtern zu weitläufig iſt Seyn Sie der unpartheiiſche Zeuge unſers Rencontres, ich bitte Sie darum, Herr Graf. Später die Erklärung, Sie trifft es auch!

Durch des Grafen Seele flog blitzſchnell der Gedanke: es iſt um Klara! er wollte reden, doch Loden ſchrie auf ihn ein, er ſolle den Mord hindern, welchen Ellheim an ihm begehen wolle, es ſey kein wahres Wort an ſeinen Reden — dabei ſträubte er ſich heftig, um ſich von Ellheim's Griffe zu befreien, der aber gab dem Grafen das Piſtol und ſagte: Halten Sie gefälligſt einen Moment! das iſt für Herrn von Loden und dieß hier — er zog ein zweites aus der andern Taſche — für mich!

In dieſem Augenblicke ſchrie Loden, wie von Wahnſinn ergriffen: Hieher, hieher, ihr braven Reiter! Zu Hilfe! Mord! Mord! — Ein plötzlicher Ruck befreite ihn, doch ging davon auch Ellheim's Piſtole los, der Knall dröhnte weit durch den Wald und Loden ſtürzte. Die beiden Andern erſchracken heftig und warfen ſich über ihn her, um ſeine Wunde zu unterſuchen, ſie ſahen nicht durch den ziehenden Pulverdampf die heranſprengenden Reiter der Polizeiwache, bis ſie umringt waren und Loden, wie vom Tode erweckt, aufſprang. — Arretiren Sie die

Mörder! rief er noch athemlos. Sie sehen, Jeder hat ein Pistol, mit dem sie mich Wehrlosen anfielen. Ich klage auf Mord!

Vergebens waren alle Einwendungen der Betheiligten, die Waffen sprachen gegen sie, auch blieb Ellheim's wahre Absicht strafbar vor dem Gesetz. Der Sergeant befahl ihnen, die Pistolen abzuliefern und ohne Widerspenstigkeit zu folgen. Treilhac nannte seinen Nahmen und bat in seiner Wohnung unter Aufsicht gestellt zu werden, der Sergeant zuckte die Achseln und meinte, das könne ein Jeder sagen. So wurden Beide in das Stadtgefängniß geführt und Loden, der gar nicht verwundet war, mußte seine Aussage sofort zu Protokoll geben. Als er nach seiner Behausung zurückkehrte, sprach er bei sich: Also auch Sie, mein werther Graf? Nun ich werde Ihnen zur Revange doch noch ein Späßchen bereiten müssen!

Die Frauen im Hôtel de Londres harrten schon längst auf Julian, der sie zum Theater abholen sollte. Es war die höchste Zeit, Anna wich keinen Moment vom Fenster, jeder vorübergehende junge Mann, dessen Figur entfernt ihrem Julian glich, erregte ihr vergebliche Freude. Die Uhr schlug sechs, jetzt begann die Ouvertüre. Anna fing an empfindlich zu werden. Er soll mir diese Vernachlässigung büßen, sagte sie. Die Andern lachten und ermahnten sie zur Geduld. Noch eine halbe Stunde verging, Julian kam nicht. Da verwandelte sich Annas Empfindlichkeit in Besorgniß. Wenn ihm nur nichts passirt

iſt, äußerte ſie zagend. Die Mutter tröſtete ſie, aber Alle erſchöpften ſich in Muthmaßungen. Endlich drang die Braut darauf, daß der Lakai nach Treilhac's Wohnung geſchickt werden müſſe, um Erkundigung einzuziehen. Frau von Steine war nun ſelbſt beſorgt und der Bediente ging ab. Die Zeit bis zu ſeiner Wiederkehr wurde Anna zur Ewigkeit. Als ſie ihn endlich mit ſeinem ruhigen Gange ohne Julian die Straße daherkommen ſah, hielt ſie ſich nur mit Mühe, ihm ſchon aus dem Fenſter entgegenzurufen, ſie verwünſchte ſein gleichmüthig dummes Geſicht, auf dem ſie gar nichts leſen konnte. — Der Herr Graf ſind ſchon vor vier Uhr ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt, war der Beſcheid — „Wohin?" — das wußte der Bediente nicht — Anna war außer ſich. Gehen Sie zum Baron Renzow, rief ſie, fragen Sie dort nach ihm. — Der Lakai leiſtete Folge. Anna warf ſich an die Bruſt ihrer Mutter, welche ſich mit den Freundinnen vergebens bemühte, ſie zu beruhigen. Renzow wohnte ſehr weit, es dauerte daher lange, ehe der Lakai zurückkam. Der Herr Baron ſind im Theater, berichtete er endlich, den Herrn Grafen hat Niemand geſehen. — Es iſt ihm ein Unglück begegnet, rief Anna in Verzweiflung. Die Mutter entfernte den Bedienten und wandte ſich zu ihrer Tochter mit ſanften Ermahnungen, aber dieſe verwarf allen Troſt und überließ ſich den ſchwärzeſten Gedanken um ſo mehr, da ſich auch gar kein Mittel fand, der qualvollen Ungewißheit zu entgehen. Zum Theater war es

längst zu spät, es ließ sich auch nicht annehmen, daß Julian dort sey, wo er doch gleich die Damen vermißt und das etwaige Mißverständniß, das ihn allein hingeführt, erkannt haben würde. Der Abend zog in tödtlicher Unruhe, langsam wie ein Grabgeleit vorüber.

Auch der Baron spähte im Theater vergebens in allen Logen nach seinem Neffen, er glaubte daher, daß sich die Damen anders besonnen hätten und sah das mittelmäßige Stück nicht zu Ende. Als er nach Hause kam, gab ihm ein Billet von Julian, der gleich aus dem Gewahrsam an ihn geschrieben hatte, vollständigen Aufschluß. Die Verhaftung Treilhac's überraschte ihn nicht wenig, doch glaubte er, sie könne nur von kurzer Dauer seyn, da seine Unschuld aus Ellheim's Aussage sofort hervorgehen müsse. Er brachte nicht in Anschlag, daß Julian durch seine Verfolgung des Klägers nach dem Walde und durch den Umstand verdächtig wurde, daß er bei seiner Verhaftung wie Ellheim ein Pistol in der Hand gehabt hatte; auch wußte er nicht, daß Loden böse Absichten gegen Treilhac im Schilde führte und es ihm niemals auf eine Entstellung der Wahrheit ankam.

Der Schluß von Julian's Billet enthielt die Bitte, seine Braut über sein Schicksal zu beruhigen und ihr einliegendes Brieflein zu übergeben. Dieses war versiegelt. Renzow sah nach der Uhr, dann faßte er den Entschluß, sich noch heut seines Auftrages zu entledigen. Ein ganz anderer Geist schien den Mann jetzt zu beseelen, sonst hätte

er um Anderer Willen nicht den kleinſten Schritt gethan, der ihm ſeine gewohnte Lebensweiſe ſtörte, heut wollte er noch am Spätabend den weiten Gang nach dem Hôtel de Londres antreten — doch nein! Er legte den ſchon ergriffenen Hut wieder ab, brummte unzufrieden über ſich ſelbſt und ſetzte ſich nach mehrmaligem Durchkreuzen des Zimmers an den Schreibtiſch, wo er der Frau von Steine beruhigende Nachricht von dem Vorgefallenen gab und Julian's Billet an ſeine Braut einlegte. Jakob mußte ſich eiligſt damit auf den Weg machen. Seine Erſcheinung wirkte auf Anna wie ein belebender Zauber, ſie entriß ihm, noch ehe er damit zu Worte kam, das Billet, öffnete es ohne zu bemerken, daß es an ihre Mutter gerichtet war und las: Julian im Kerker! Alles Mildernde ging im erſten Augenblicke für ſie verloren — ſie ſah nur Gefahr und Noth, ihre gereizte Phantaſie ſchuf ihr ſturmſchnell vorüberjagende Schreckbilder, ſie ſchwankte und ſank in die Arme ihrer Freundin. Die Mutter hatte das Billet nun auch geleſen und beſſer verſtanden. Sie fertigte den alten Jakob mit einem herzlichen Danke an ſeinen Herrn ab, und ſetzte ihrer angſthaft lauſchenden Tochter das ganze Ereigniß auseinander, wie es der Baron geſchildert hatte, nämlich auf ſcherzende Weiſe. Er wußte, daß es die geeignetſte ſey, Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Anna ging leicht von einem Extrem zum andern über, Julian's Billet an ſie vollendete, was des Oheims Brief begonnen hatte, die Braut ſchöpfte daraus die vollſte Beruhigung Juli-

an erzählte mit Umständlichkeit den ganzen Vorgang und deſſen Veranlaſſung, nahm die Sache ganz leicht und unbedeutend, machte aber ſeine Geliebte auf die Möglichkeit gefaßt, daß ſeine Befreiung bei der Langſamkeit des inquiſitoriſchen Verfahrens ein paar Tage verzögert werden könnte. — Letzteres glaubte Anna nicht, ſie ſchalt ſich ſelbſt eine Thörin, lächelte über das komiſche Mißverſtändniß, das ihren Julian in die Hände der Polizei geführt und nahm ſich vor, ihn am andern Morgen, wo er doch befreit werden müſſe, recht tüchtig zu necken. Nachdem der Vorfall noch ſehr beſprochen worden war, legte ſie ſich mit erleichtertem Herzen zu Bette, wenn ſie auch ſeufzend daran dachte, ob ihr Geliebter wohl eine bequeme Lagerſtätte haben möchte. Klara hingegen war in mehr als einer Hinſicht von dem Geſchehenen berührt und aufgeregt worden. Sie war die Urſache, das fühlte ſie mit unangenehmer Empfindung, ſie hatte das gegen ihre Freundin ausgeſprochen und ihr Vorwürfe gemacht, daß ſie trotz ihrer Bitten nicht reinen Mund gehalten hatte. Und Ellheim! Er kannte ſie nur von Anſehen, hatte kaum an jenem Abende ein flüchtig Wort mit ihr gewechſelt und trat als ihr Rächer auf, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatte. Auch er war ihretwillen im Gefängniß und ſeine Sache ſtand viel ſchlimmer als Treilhac's. Er konnte der geſetzlichen Strafe nicht entgehen. Klara war troſtlos, als ſie ſich das in ſtiller Mitternacht vorſtellte. Nun kam ihr Vater zurück, ſie reiſte mit ihm ab und der Mann,

der so edel ihre Sache vertheidigt hatte, büßte noch immer, und wenn er einst frei war, konnte sie ihm kein Wort mindestens der Erkenntlichkeit, da sie kein wärmeres Gefühl für ihn hegte, sagen! Warum kein wärmeres Gefühl? Sie drückte bebend den Kopf in die Kissen und wollte sich selbst die Antwort verhehlen.

Am andern Morgen bemerkte Klara's Mutter die Spuren der schlaflosen Nacht in dem sonst so frischen blühenden Antlitze ihrer Tochter, sie forschte in vertrauter Stunde liebend und zart nach den tiefern Ursachen, und ihrer treuen Besorgniß erschloß sich Klaras Herz, wie eine Blume dem Himmelsthau ihren Kelch erschließt.

Sobald es der Anstand erlaubte, ließ sich der Baron Renzow bei den Damen melden. Klara und ihre Mutter erkannten ihn fast nicht wieder, so ganz anders trat er auf, als da ihn am ersten Abende ihres Hierseyns der Vater zu ihnen brachte. Er war sorgfältig und modern, aber mit großer Solidität gekleidet, hielt sich besser und konnte mit vollem Rechte den Namen eines schönen vollkräftigen Mannes in Anspruch nehmen. Frau von Steine begrüßte ihn herzlich wie einen alten Bekannten und stellte ihm ihre Tochter vor. Seine Zurückhaltung, welche fast wie Befangenheit aussah, wich, er sagte Anna ein Paar freundliche Worte, erkundigte sich bei der Räthin nach seinem Jugendfreunde und kam dann auf die Veranlassung seines Besuchs. Er war schon am frühen Morgen bei Julian gewesen, hatte sich nochmals den

ganzen Hergang der Sache erzählen lassen und dann den Polizeidirector aufgesucht, um für seinen Neffen zu sprechen. Der Polizeidirector — das verschwieg der Baron freilich — hatte jedoch geäußert, die Klage des Herrn von Loden sey der Art, daß sie nicht seinem Ressors sondern dem Kriminalgerichte anheimfiele; die beiden Verhafteten seyen, wenn auch nicht des Mordes, doch intentirten Duells verdächtig und Graf Treilhac werde eines sehr geschickten Anwaldes bedürfen, um zu beweisen, daß er nur zufällig an den Ort des Zusammentreffens gekommen, daß er nur zufällig ein Pistol in der Hand gehabt u. s. w. Renzow war, vom Polizeidirector mit so schlechtem Troste entlassen, zu Herrn von Loden gegangen, den er aber nicht zu Hause getroffen, worauf er sich zu dem Besuche im Hôtel de Londres gerüstet hatte. Er verschwieg hier, wie gesagt, Alles, was Anna beunruhigen konnte, gab ihr den besten Trost und erheiterte sie. Dann sprach er mit ihrer Mutter, der seine Blicke unaufhörlich zuflogen, von alter Zeit, sie erinnerte ihn an Manches, das er nie vergessen hatte, es that ihm wohl, daß auch sie noch dessen gedachte, Beide vertieften sich ganz in ihr Gespräch und Renzow gestand sich, daß Frau von Steine durch Geist und Bildung noch ausgezeichneter war, als durch ihre Schönheit. Zwanzig Lebensjahre hatten entwickelt, was damals nur im Keime lag, er hatte einst nur Julian's Herz und Gemüth, nur ihre liebliche Gestalt verehrt, jetzt stand sie ihm in

jeder Hinsicht näher als damals. So ganz zertrümmert war sein System der Weiberfeindschaft durch den Rückblick in jenen Lebensfrühling, daß er sich im Kreise der Frauen wohl und heimisch fühlte. Klara erkannte ihn auch geistig nicht wieder. Freilich würde sie einen argen Rückfall bemerkt haben, wenn sie hätte die Vorwürfe, die Sarkasmen vernehmen können, mit welchen sich der Hagestolz auf dem Heimwege überschüttete, als ihn der alte Quälgeist wieder befiel, der sich seine Herrschaft nicht ohne Kampf entreißen ließ. Aber die Bahn war einmal gebrochen und so fremd, ja feindlich ihm der Gedanke war, welcher das erstemal wie ein Kernschuß seine egoistische Verschanzung traf und Aufruhr und Widerstand erregte, er kam doch immer mit wachsender Gewalt von Neuem und setzte sich endlich fest: der Gedanke einer Verbindung.

Als der Baron fort war, konnte die muntere Anna nicht lassen, ihre Mutter mit dem Jugendfreunde, der ihr gewiß damals auffallend den Hof gemacht habe, zu necken. Frau von Steine erwiederte lachend, daß sie wenigstens nichts bemerkt habe, also könne es nicht allzuheftig gewesen seyn. Anna's Gedanken flogen dann wieder zu ihrem Geliebten und sie wurde traurig. Ihre Anwesenheit in der Residenz, von der sie sich außer der Nähe des Verlobten noch manchen Genuß versprochen hatte, war nun so grausam getrübt.

Siehst du, Klara, fuhr sie plötzlich auf, daß ich

Recht hatte, als ich über Julian's Reiſe ſo troſtlos war. Mir ahnte ſein Unglück!

Nur unſere Reiſe hat es ihm zugezogen, erwiederte Klara. Meine Unüberlegtheit hat es verſchuldet und noch mehr. Unſre ganze Reiſe mit dem Vater hat keinen Segen gebracht!

Sie ſagte das Letztere von ihrem Gefühle überwallt und bereute es im folgenden Momente, als ſie ſah, daß es Anna ſchmerzlich berührte. Es war aber keine Zeit, wieder gut zu machen, denn es klopfte an der Thür und mit dreiſter Stirn trat Doctor Helfenbrecht ein. Er ſchien die unfreundlichen Geſichter, welche ihn empfingen, gar nicht zu bemerken, ſondern verbeugte ſich vor Allen und ſagte mit gewohnter Redefertigkeit, daß ihn die große Verpflichtung hergeführt habe, welche ihm durch ſeinen Aufenthalt in Bruſenthal geworden ſey. Vor Allem müſſe er Frau von Steine bitten, bei ihrer Rückkehr ſowohl den alten Wundarzt, der ihn behandelt, als auch die Leute, welche ihm mancherlei Dienſte erwieſen, nach Verhältniß durch beikommende Kleinigkeit zu honoriren. — Dazu legte er mit Oſtentation ein Stück Papiergeld auf den Tiſch. — Nun aber zur Hauptſache! fuhr er fort, indem er, je zarter die Angelegenheit war, um deſto frecher wurde. Ich nehme zu großen Antheil an Ihnen, als daß ich nicht mit Schmerzen ſehen ſollte, wie Sie von einem Unwürdigen hintergangen werden. Heut macht mich das Schickſal zum Werkzeug, Sie allerſeits zu enttäuſchen.

Mein literariſcher Beruf hat mich in mancherlei Verbindung mit dem Theater gebracht, auch mit den Künſtlern, deren Leiſtungen eigentlich meinem Wirken fremd ſind und nur Kritik von mir fordern. Ich kenne Signora Arcioni, unſere berühmte Tänzerin. Sie hat mir ihr Vertrauen geſchenkt und mich ermächtigt, Ihnen deſſen Beweiſe vorzulegen, aus welchen ſie Erfahrungen ſammeln werden, für den Moment unerfreulich zwar, aber doch für die Zukunft nothwendig und heilſam.

Wir verſtehen kein Wort von Allem, was Sie ſagen, erwiederte Frau von Steine, während Helfenbrecht ſeine Brieftaſche öffnete. — Hier, meine Damen, ſagte er, indem er Anna ein kleines ſorgfältig verſiegeltes Päckchen übergab. Lernen Sie den Gefeierten kennen und verachten.

Anna's Blut rollte heißer, ſie zitterte vor Erwartung, was ſich hier unter ihren Händen entwickeln werde, aber die beſonnene Klara, welche Unheil ahnte, entwand ihr ſchnell das eben erbrochene Packet und ſagte zu Helfenbrecht: Wir wollen es gelegenheitlich prüfen. Sagen Sie uns gefälligſt Ihre Wohnung, daß wir Ihnen das Eigenthum der Tänzerin wieder zuſtellen können. Für Ihren Antheil ſo viel Dank, als er verdient!

Ich kann Sie auch der Lectüre jenes indecenten Bombaſtes ganz überheben, verſetzte er, wenn ich Ihnen ſage, daß es Briefe —

Herr Doctor, Sie erlauben uns, Ihre gütige Inter-

tion abzulehnen, fiel Klara mit erzwungenem Gleichmuthe ein. Wir wollen ſelbſt prüfen, ob uns die Briefe der Tänzerin intereſſiren, ſobald Sie uns Zeit dazu gönnen.

Das will ich ſehr gern, erwiederte Helfenbrecht. Gelegentlich frage ich wieder nach, wie Sie von der Lectüre erbaut ſind. Er empfahl ſich mit vielen nichtsſagenden Redensarten.

Sobald er fort war, drang Anna in ihre Freundin, die Papiere zu unterſuchen — Wozu? fragte dieſe. Was ſoll uns das frommen? Wie kann uns der Briefwechſel einer Tänzerin, die wir nicht kennen, nur im Mindeſten intereſſieren? Wir ſenden ihm das Packet ungeleſen zurück und bitten ihn, uns nicht mehr zu beläſtigen.

Um keinen Preis! rief Anna. Seine Anſpielungen waren fürchterlich. Gib, ich muß Licht haben.

Sie griff nach den Briefen, Klara hielt ſie feſt und beſchwor die Aufgeregte vergebens, davon abzuſtehen, die Andern waren jedoch auch der Meinung, einen Blick in die Correſpondenz zu werfen, namentlich Frau von Steine fühlte ſich um ihres Kindeswillen dazu berufen, da ihr Helfenbrecht's Andeutungen einen ſchlimmen Verdacht eingeflößt hatten. So mußte ſich Klara denn fügen, das Packet wurde geöffnet, mehrere Zettel flatterten auf den Tiſch. Anna warf nur einen Blick nach der Aufſchrift und ſtieß einen lauten Schrei aus, denn es war Juliana's Hand. Mit wilder Gebehrde riß ſie eines der unglück-

seligen Blätter an sich und las mit krampfhaftem Zittern, mit stockendem eisig berühmten Herzen.

Meine süße Antonia! Ich bin zurück von meiner Mondscheinbraut, bei der ich den arkadischen Schäfer spielen muß. Möge mich dafür heut eine Götternacht in deinen Armen entschädigen. —

Der todtbleichen Leserin vergingen die Sinne — zu spät, denn sie hatte das Gift schon im Übermaße getrunken. Alles kreiste toll und wirr um sie her, in ihrem Hirne zuckte der Wahnsinn, ein ödes Lächeln verirrte sich auf die erblaßten Lippen.

Jesus! Anna! schrie die Mutter, als sie von einem ähnlichen Briefe entsetzt, nach ihrem Kinde blickte. Der treue Mutterlaut rief Anna zum Bewußtseyn zurück, aber wie ein Meteor flammte zugleich der Gedanke durch ihre zerschmetterte Seele, daß sie den Mann ihrer Liebe fortan verachten müsse, daß er für sie auf ewig verloren sey. Sie gab sich rücksichtslos ihrer Verzweiflung hin und mußte im beklagenswerthesten Zustande zu Bette gebracht werden. — In Klara's Gemüth blutete eine tiefe schmerzhafte Wunde. Sie war empört und ihr Unwille traf nicht Julian allein, sondern das ganze männliche Geschlecht, das ihr mit wenigen Ausnahmen — sie dachte dabei an ihren Vater — verderbt und verwerflich erschien. Aber dieß Gefühl der Entrüstung gab ihr Kraft, sich über eine Schwachheit zu erheben, welche leicht das Unglück ihres ganzen Lebens hätte werden können. Scharf, wie ihr Blick

der Alles zu ergründen vermochte, hatte ſie auch ſich ſelbſt geprüft, und was ſie mit heißer Scham erkannte, der Mutter, welcher ſie keine Falte ihrer Seele entzog, in vertrauter Stunde bekannt — doch außer ihnen hat es nie ein Menſch erfahren.

Die Frauen beſchloſſen, durch den Baron Renzow dem Unwürdigen ſagen zu laſſen, daß er ſelbſt ſeine Verbindung mit Anna zerriſſen habe, dann aber, ſo bald es Anna's Zuſtand erlauben würde, die Rückreiſe nach Bruſenthal anzutreten. Es bricht viel auf einmal über den Unglücklichen ein! ſagte die Räthin mitleidig, doch hat er es freilich ſelbſt verſchuldet. — Baron Renzow hörte mit kaum zurückzuhaltendem Zorne, was ſeinem Neffen zur Laſt fiel: Treilhac's Brief commentirten ihm Alles. — Ich weiß wohl ſo etwas von früher, ſagte er heftig. Aber daß ſeine Liederlichkeit — Sie verzeihen! ſo weit gehen würde, bei dieſem Engel, der ihm unverdient zu Theil geworden, das hätte ich nie geahnt. Hol' ihn — entſchuldigen Sie nur meine Heftigkeit, aber der Satan kann ſich hier mäſſigen! Ich gehe, ihm ſeine Nichtswürdigkeit vorzuhalten. Sie geben ihn auf? Ich auch! Er wird in dieſen Tagen mündig erklärt, dann mag er thun und laſſen, was er will — uns egal! Auf Wiederſehn. Tröſten Sie nur das arme Kind, ſagen Sie ihm, daß nichts an dem Taugenichts verloren iſt. — Er ging mit den Briefen, die er ohne zu fragen an ſich nahm, und man hörte ſeinen donnernden Tritt, bis er die Treppe gewann.

Julian fuhr hoch empor, als ihn der Zorn des Oheims, wie eine unerwartete Springfluth überwogte, traute ſeinen Augen kaum, denen Jener die Briefe vorhielt es war ſeine Handſchrift unläugbar, doch hatte er ſie nie geſchrieben oder nur im Wahnſinn, daß er es nicht mehr wußte. Kein Verſuch, ſich Gehör zu verſchaffen, gelang, er mußte die donnernde Philippica des Ergrimmten in höchſter Ungeduld abwarten, und als der Schluß ihm ankündigte, daß Anna durch ihre Mutter ſich von ihm losgeſagt, da faßte ihn das ungeheuerſte ſchmerzlichſte Staunen und machte ihn ſprachlos. Der Oheim nahm das für die Zerknirſchung des böſen Gewiſſens und wollte ihn verächtlich ſich ſelbſt überlaſſen, da ermannte ſich Julian und rief: Ungehört! Ungefragt! So ſchwach iſt das Vertrauen, die Liebe, auf welche ich mein Heil wie auch einen Fels gegründet wähnte! Herr Onkel, ich ertrage Ihre Miene nicht länger! Was ich gethan, läugne ich nie — Sie wiſſen, daß ich mit der Arcioni in Verhältniſſen geſtanden, ehe ich Anna kannte, aber dieſe Briefe ſind falſch, ſind mit ſolcher Niederträchtigkeit geſchmiedet, daß ich nicht weiß, wem ich ſie zutrauen ſoll. Ich habe nie mehr an die Arcioni geſchrieben, ſeit ich Anna kenne — doch ja! einen Scheidebrief und dieſen hat Jakob geleſen und ſelbſt überbracht. Fragen Sie ihn um den Inhalt, fragen Sie, ich bitte darum, die Arcioni ſelbſt, ob ſie vorgibt, dieſe Briefe erhalten zu haben. — Der Baron ſah ihn prüfend an und erkannte den Trotz der Wahrheit in ſeinen

Blicken. Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, sagte er mit gemäßigtem Tone. Wenn Ihnen Unrecht gethan ist, sollen Sie Genugthuung haben. Aber freilich Ihre Handschrift, Ihr früheres Verhältniß mit der Tänzerin! —

Das läugne ich nicht, erwiederte Julian stolz. Wenn mich Anna fragt, werde ich ihr Alles sagen, doch nimmermehr als armer Sünder, denn ehe ich sie kannte und liebte, konnte ich ihr doch nicht treu seyn. Ich hatte keine Verpflichtungen, und wenn ich auch Unrecht that, so traf es nur mich. Doch, daß man mir zutrauen kann, diese plumpen pöbelhaften Zoten geschrieben zu haben, ist empörend. Nicht eine Zeile, nicht ein Wort aus meiner Seele. Doch halt! Ja! Hier ist ein echter! Sehen Sie Oheim, das habe ich geschrieben, doch schon vor mehr als einem Jahre.

Das Datum ist doch ganz neu, bemerkte der Oheim mit wiederkehrendem Unwillen. Sie fangen sich selbst.

Julian sah betreten nach der Unterschrift. Unbegreiflich! sagte er. Mein Ehrenwort, der Brief ist über ein Jahr alt. Sollt' ich die Jahrzahl verschrieben haben? — Er hielt den Brief gegen das Licht. — Hier ist radirt, rief er froh. Onkel, sehen Sie selbst. Die letzte Ziffer ist radirt auch der Monat, Liebster theuerster Onkel, eilen Sie zur Arcioni und weiß diese von Nichts, wie ich glaube, so rücken Sie Helfenbrecht auf den Leib, drohen Sie ihm, er ist die feigste Kanaille von der Welt, oder bieten Sie ihm Geld für die Wahrheit, durch Geld

iſt er zu Allem zu bringen. Seyn Sie mein Schutzgeiſt! Ich kann nichts für mich thun; retten Sie mich, erhalten Sie mir meine Anna. Ich ſchwöre Ihnen bei Allem, was heilig iſt, daß ich mir keinen Vorwurf gegen Anna zu machen habe.

Der Baron fühlte die Aufrichtigkeit in Julian's Worten, er verſprach ihm ſein Möglichſtes zu thun und ließ ſich ſogleich nach der Wohnung der Italienerin führen. Der Portier des Hauſes lud ihn, als er nach ihr fragte, in ſein Zimmer, legte ihm ein großes Buch und eine Feder vor und bat ihn ſeinen Namen einzuſchreiben.

Warum das? fragte der Erſtaunte. Signora ſind krank, antwortete Jener. Der Herr Geheimerath von Altenzahn, der auch im Hauſe wohnt, hat es übernommen, für ſie zu ſorgen und dieß Buch hier deponirt, wo die gütigen Erkundigungen eingetragen werden. Ich nummerire ſie zu meinem Vergnügen. Viel reſpectable Herren in den zwei Tagen, kann ich Ihnen verſichern. Signora wird zu thun haben, Allen erkenntlich zu ſeyn. Nr. 82! Wollen Sie die Güte haben? Er reichte ihm die eingetauchte Feder.

Ich muß aber die Signora ſprechen, rief Renzow ungeduldig. Sagen Sie mir die Etage, wo ſie wohnt.

Der Portier nannte ſie ihm und zweifelte, daß er angenommen würde. Renzow ſtieg leiſe die Treppen hinauf, überall waren Decken gebreitet, er wollte nicht klingeln und verſuchte eine Thüre, ſie ging auf und er ſtand vor

einem jungen Mädchen, das ihn unwillig nach seinem Begehren fragte.

Ich habe in einer sehr wichtigen Angelegenheit mit Signora Arcioni zu sprechen, sagte der Baron verlegen.

Signora ist krank und zu Bett, erwiederte die Zofe kurz. Sie spricht Niemand. — Damit machte sie ihm einen abweisenden Knix und der Baron verließ das Haus, ohne des Portiers dringende Aufforderung, seinen Namen in das dicke Buch zu schreiben, einer Antwort zu würdigen.

Den Doctor Helfenbrecht, zu dem er jetzt seinen Schritt lenkte, fand er gleichfalls nicht und so blieb ihm nichts übrig, als müde und verdrießlich zum Hôtel de Londres zurückzukehren, um den gespannten Frauen wenigstens die feierliche Versicherung seines Neffen zu bringen, daß die Briefe bis auf einen, an welchem aber das Datum verändert war, durchaus nicht von ihm geschrieben seyen, nebst der Bitte, ihn nicht auf den Schein zu verdammen. Es war Abend geworden und Anna erschöpft in einen dumpfen Schlaf gesunken, ihr konnte der Trost, welchen der Baron brachte, nicht sogleich zugeführt werden, aber die Mutter hielt ihn freudig fest. Da erblickte Renzow seinen Jakob, der aus alter Bekanntschaft die Frau von Steine heimgesucht; sein Anblick erinnerte den Baron, daß sich Treilhac auf sein Zeugniß berufen hatte. Er fragte ihn in Gegenwart der Frauen danach, Jakob sah ihn erschrocken an und mußte erst gewissermaßen ins Ver-

ſtändniß gezogen werden, ehe er zu bewegen war, ſeine Ausſage von ſich zu geben. Der Inhalt des Briefes, welchen er damals der Arcioni überbracht hatte, geſtaltete ſich in ſeinem Munde viel ſchroffer zurückweiſend, als er wirklich geweſen war und diente dazu, den Glauben an die Möglichkeit eines boshaften Betrugs noch mehr zu befeſtigen. Klara hatte ſchon den anonymen Brief, den ſie erhalten hatte, mit dieſer Möglichkeit in Verbindung gebracht und fühlte ſich wie von einer zermalmenden Laſt befreit. Es war Alles Lug und Trug! Ihr Argwohn traf Helfenbrecht, den Überbringer der, von Julian geläugneten Correſpondenz um ſo mehr, als es die Krankheit der Tänzerin ſehr unwahrſcheinlich machte, daß ſie ihn kürzlich geſprochen haben konnte. Renzow theilte ihre Anſicht und beklagte es, die Arcioni nicht ſelbſt befragen zu können, er nahm ſich aber vor, morgen mit dem Frühſten, ehe Helfenbrecht ausgegangen ſeyn konnte, zu ihm zu gehen und ihm unter vier Augen den Betrug geradezu Schuld zu geben.

## 8.

Anna hatte während der ganzen Nacht in wilder Phantaſie gelegen und ihren Lieben dadurch auch den Schlaf geraubt. Erſt gegen Morgen waren Alle vor Müdigkeit feſt entſchlummert und kein Auge bemerkte es, daß, wie der Tag weiter vorrückte, die Thüre ihres Schlafzimmers von Zeit zu Zeit geöffnet wurde, daß ein Mann den

Kopf hineinſteckte und mit allen Zeichen der Ungeduld wieder zurückzog, wenn er ſah, wie noch nicht an Aufwachen zu denken war. Viertelſtunde auf Viertelſtunde verging, die Straßen wurden lebendig, Wagen raſſelten, Verkäufer ſchrieen ihre Waaren aus, die Schlummernden ſchienen durch nichts geſtört zu werden. Der Mann im Zimmer ging ungeduldig, aber doch leiſe umher, denn es that ihm leid, ſo ſüßen Schlaf zu unterbrechen; er fuhr ſich mehrmals durch die Haare, ſchob ſich die Brille zurecht, beſah dieſen und jenen Gegenſtand, zuletzt fiel ihm Helfenbrecht's Kaſſenſchein auf, welchen die Frauen in ihrer Bedrängniß ganz vergeſſen hatten. Er wunderte ſich über die große Summe, auf die er lautete, beſah ihn von allen Seiten und ſtutzte plötzlich. Was Tauſend! ſagte er halblaut, indem er bei näherer Prüfung ſeinen Verdacht immer mehr beſtätigt fand. Da ſchlüpfte Klara, die Erſte wach, im Morgenanzuge herein, ſie erſchrack, einen Mann im Zimmer zu ſehen, doch im nächſten Momente lag ſie an ſeinem Herzen, es war ja ihr Vater, deſſen Ankunft ſie laut und jubelnd verkündigte, daß die Andern erwachen und namentlich die Mutter vor Eile ihre Toilette nicht beendigen konnte.

Kinder, ſagte Schirmer, als die Freude des Wiederſehens andern Gedanken Raum gab, was habt ihr hier? Wer hat euch dieſen Kaſſenſchein aufgebunden? Wie kommt ihr überhaupt dazu, euch einen Fünfzigthalerigen einzu-

wechseln? — Er gehört uns nicht, sagte die Räthin verwundert. Was ist damit?

Falsch ist er, ziemlich gut nachgemacht, aber doch falsch, erwiederte Schirmer. Freilich kann es nur Einer entdecken, der so lange wie ich, im Departement der Staatsschulden gearbeitet hat. Es ist meine Pflicht, dem Dinge nachzuspüren, da es einen Kassenschein unsers Staats vorstellt.

Er ist nachgemacht? rief Klara. Wie unsre Briefe! Vater, ich glaube den Verfälscher zu kennen.

Da trat auch Frau von Steine herein, welche noch mit ihrer Tochter gesprochen hatte, Schirmer küßte ihr die Hand, dann kam es zu Erklärungen. Der Rath hörte aufmerksam den Bericht über die Vorfälle des gestrigen Tages an, der ihn noch zu vielen Fragen veranlaßte; er tadelte, mit Schonung zwar, doch entschieden, daß der Beschuldigte, ohne seine Vertheidigung zu hören, sofort verurtheilt worden war und bestand, im Falle der Erledigung, auf Abbitte und Ehrenerklärung.

Die Art der Beschuldigung, sagte Klara, traf den Nerv des weiblichen Gefühls, Niemand konnte einen Betrug ahnen, der auch jetzt noch nicht erwiesen ist, und da der Graf eingesteht, was früher geschehen, ist er dadurch schon —

Liebes Kind, unterbrach sie Schirmer, du urtheilst wie immer nach Draco's Gesetzbuch. Ohne Fehler und Verirrungen geht es nun einmal nicht ab im menschlichen

Leben — wohl dem, der ſie erkennt und in Zukunft zu vermeiden ſtrebt. Biſt du dir denn gar keines Fehlers, keiner Schwachheit bewußt, daß du Andere ſo ſtreng richteſt?

Klara's Geſicht überwallte eine dunkle Karminfluth, als ihr Vater ſo zu ihr ſprach, er hielt es für ein Zeichen der Beſchämung über ihr hartes Urtheil und fuhr fort: Wir Männer ſind uns früh ſelbſt überlaſſen, leichtfertige Beiſpiele und Reden von ſonſt achtbaren Leuten ſtumpfen unſer Zartgefühl ab und lehren uns über manches Unrecht gleichgültig denken; Jugend, heißes Blut und Verführung thun das Ihrige — überdem iſt der Begriff der Ehre bei Jüngling und Jungfrau ein ſehr verſchiedener; der unſittlichſte Jüngling kann in aller andern Hinſicht ein Mann von Ehre ſeyn, dagegen beim ſchönen Geſchlechte Ehre und Jungfräulichkeit nie zu trennende Synonyma ſind.

Lieber Schirmer! erinnerte ſeine Frau, welche fürchtete, daß er ſich in weitere Erörterungen verſtricken werde.

Nun Kinder, ſagte der Rath, ich ſuche nur die Wahrheit auf philoſophiſchen Wegen und werde niemals ein advocatus diaboli ſeyn. Ich will das Unrecht nicht entſchuldigen, nur erklären und mildern. Jetzt zu meinem Falſarius, er iſt nicht der erſte, dem ich das Handwerk gelegt habe. Vielleicht treffe ich Renzow noch dort, dann komme ich ihm mit grobem Geſchütze zu Hülfe.

Der Baron war am frühen Morgen, wie er ſich vorgenommen hatte, nach Helfenbrecht's Wohnung ge-

eilt und hatte den Literaten noch im Bette gefunden, in einem niedergeſchlagenen krankhaftem Zuſtande, wie ihn eine unmäßig durchſchwelgte Nacht zurückzulaſſen pflegt: ein Zuſtand, welcher trivial, aber paſſend mit dem Worte Katzenjammer bezeichnet wird. Der hagere Menſch fuhr aus ſeinem wüſten, von ſchweren unſinnigen Träumen durchkreuzten Hinbrüten empor, als ſeine Thür mit Geräuſch aufflog und die hohe Geſtalt des Freiherrn ſtarken Trittes die Schwelle überſchritt.

Habe ich, hyperboliſch geſprochen, die Ehre, den Herrn Doctor Helfenbrecht zu ſehen? fragte er in ſeinem kräftigen Baſſe, denn obwohl er Helfenbrecht oft begegnet, hatte er ſich nie um ihn — wie ſonſt überhaupt um Niemand — bekümmert. Der Schriftſteller dagegen kannte Renzow ſehr gut und ahnte, daß er in der Angelegenheit ſeines Neffen zu ihm kam, er raffte daher ſeine ganze Dreiſtigkeit zuſammen und fragte nach ſeinem Begehr.

Erlauben Sie vor allen Dingen! ſagte der Baron und riß beide Fenſterflügel auf. Es iſt eine infernaliſche Luft bei Ihnen. Nun kurz zur Sache! Sie, mein Herr Helfenbrecht, haben ſich unterſtanden, des Grafen Treilhac Hand nachzumachen und Briefe zu ſchmieden, welche die Arcioni durchaus nicht von ihm erhalten hat. Ich habe die Beweiſe in Händen und nur ein offenes Geſtändniß kann Sie noch retten, ſonſt belange ich Sie vor

Gericht. Alſo heraus mit der Sprache, zu welchem Zwecke thaten Sie das?

Der Literat war Anfangs über die unerwartete Beſchuldigung erſchrocken, doch da ſie ihn wirklich nicht traf, ſo benahm er ſich hoch empört, wollte wiſſen, wer dieſe Verläumdung gegen ihn, einen öffentlichen Character, geſponnen hätte und machte den Baron, deſſen Menſchenkenntniß nicht groß war, ganz irre.

Ja, mein edler Reichsfreiherr, fuhr Helfenbrecht zuverſichtlicher fort, man hat Sie getäuſcht — Sie ſind als Ritter für eine faule Sache ausgezogen. Ihr Neffe drückt noch immer, wie ich ſehr gut in einem meiner Gedichte ſage: „feſt an die feurige Bruſt das blühende Seyn" — er genießt das Leben und ich verdenke es ihm nicht. Da Sie doch einmal Wahrheit und offene Bekenntniſſe verlangen, ſo will ich Ihnen noch einige Gratisblätter liefern. Graf Treilhac, der liebenswürdige Don Juan, hat ſich nicht mit der ſchönen Antonia begnügt, nein, er ſchwelgt auch in den Armen einer Huldin, welche Sie nicht errathen werden, ſo heuchleriſch fromm kann ſie ſich ſtellen. Hier aber iſt ſchon vor ihm Herr von Loben glücklich geweſen, wovon ich ſichere Beweiſe habe, denn die holde Nymphe hat es mir ſelbſt in einer Schäferſtunde entdeckt. Errathen ſie ihren Namen nicht? So hören und ſtaunen Sie: Klara Schirmer!

Der Baron erſtarrte, doch die Überzeugung, das könne nur Lüge ſeyn, riß ihn zum unbändigſten Zorne hin, er

hob das ſpaniſche Rohr und hätte einen ſchweren Schlag auf Helfenbrecht's Kopf geführt, wenn dieſer nicht ſchnell unter die Decke gefahren wäre. In demſelben Momente trat Schirmer ein. Er hatte den Schlag auf das Bett fallen hören und lachte laut. Ei, lieber Renzow, rief er, Schläge ſind ein geſetzlich unerlaubtes Mittel, um den Inquiſiten zum Geſtändniß zu bringen. — Helfenbrecht kam bei der fremden Stimme wieder zum Vorſchein, er ſah verwundert den Mann, den er nicht wieder erkannte und hörte ſich angeredet: Mein Herr, haben Sie dieſen Kaſſenſchein geſtern bei Frau von Steine niedergelegt?

Ja, ſagte Helfenbrecht trotzig. Was geht das Sie an? Ich muß Sie Beide erſuchen, mein Zimmer zu verlaſſen oder ich rufe die Leute. Wegen der Behandlung, welche ſich Herr von Renzow erlaubt hat, werde ich mein Recht ſuchen, dieſer Herr iſt Zeuge und ſoll ſchwören, wenn er etwa nichts geſehen und gehört haben will.

Nun da ſoll doch — rief Renzow wüthend. Laß mich, Schirmer, du weißt nicht, wen du hier in Schutz nimmſt.

Helfenbrecht war ſchon wieder unter der Decke. Schirmer beruhigte ſeinen Freund mit großer Mühe und ſagte dann laut und ernſt: Ich bin ein Beamter des Staats, deſſen Stempel der Kaſſenſchein trägt, den Sie ausgegeben haben. Der Schein iſt falſch! Sie werden ſo lange für den Verfertiger gelten, bis Sie diejenigen zu

nennen wiſſen, von welchem Sie ihn erhalten haben. Bei einer ſo bedeutenden Summe vergißt man das nicht.

Helfenbrechts Geſicht wurde ſo mißfarbig, als ſeine Bettdecke. Falſch? ſagte er kleinlaut. Ich kann den Mann nennen, von welchem ich dieſen Schein und noch mehr bekommen habe. Sollten auch die Andern falſch ſeyn?

Er ſtieg alle Rückſichten vergeſſend aus dem Bette, warf den unſaubern Schlafrock über und eilte nach ſeinem Schranke. Da kramte er mehrere hohe Kaſſenſcheine hervor, welche Schirmer, nachdem er ſie lange geprüft hatte, gleichfalls für falſch erklärte und in Beſchlag nahm. — Sie werden die Güte haben, ſagte er mit Autorität zu Helfenbrecht, ſich ſofort anzukleiden und mit mir zu der geeigneten Behörde zu gehen, wo ich die verfälſchten Papiere deponiren und auf Unterſuchung antragen werde. Die Behörde mag dann entſcheiden, ob Sie als ſicherer Mann frei zu laſſen oder zur Haft zu bringen ſind.

Helfenbrecht's Wuth war grenzenlos, doch kehrte er ſich jetzt gegen Loden, den Urheber dieſer Verlegenheit. Schöne Reden und falſches Geld! ſchrie er von Kopfſchmerzen gequält, welche die Spannung des Moments bis zum Unerträglichen ſteigerten. Schimpf und Schande für ihn leiden und um Nichts? Was hab' ich nun von der ganzen Geſchichte? Ja, nun laſſe ich den Schuft fallen. Was geht's mich an! Die Briefe hat er alle ſelbſt nachgeſchmiert, Herr von Renzow, ich habe ſie von ihm und nicht von der Arcioni. Er hat einen Zahn auf ihren

Neffen und auf die ganze Gesellschaft aus Brusenthal, darum sollte ich auch den Ruf der —

Genug, genug! fiel Renzow hastig ein. Also das Geld haben Sie als Douceur erhalten?

Als Honorar, das falsche Geld! schrie Helfenbrecht. Er hat es jedenfalls selbst gemacht. Ich helfe Ihnen den Satan fangen. — Er war mit seinem Anzuge fertig und begleitete Schirmer, der die Unterstützung der Behörde reklamirte, während Renzow nach dem Hôtel de Londres ging, um durch seine Nachricht alle Wolken zu zerstreuen, welche Anna's Freudenhimmel noch verfinsterten. Das leidenschaftliche Kind war nun so excentrisch in seinem Glücke, als es sich vorher allem Troste verschlossen hatte, es verlangte sogar von der Mutter einen Besuch in Julian's Gefängniß; dieser Vorschlag ging zwar nicht durch, doch ruhte die Kleine nicht eher, bis der Baron, der auf eine Stunde gemüthlicher Unterhaltung gerechnet hatte, sich wieder aufmachte, um Julian trostreiche Nachricht und einen zärtlichen, in aller Eile geschriebenen Brief seiner Braut zu bringen. Als Klara den Anstifter des ganzen Unheils nennen hörte, da zweifelte sie nicht länger, wem sie den Brief, der ihrer Ruhe gefährlich worden war, zuschreiben sollte. Sie seufzte und wurde sehr nachdenklich.

Schirmer kam in Begleitung Helfenbrechts, der sich jetzt die Rolle eines Denuncianten gab, mit einem Beamten und einem verkleideten Polizeidiener nach Lo-

dens Wohnung. Der Gesuchte war ausgegangen. Desto besser! sagte der Rath. Er zeigte dem Wirth die Beglaubigung der Behörde vor, ließ sich die Zimmer des Abwesenden öffnen und der Beamte, nachdem er dem Wirthe Schweigen auferlegt, fing seine Nachsuchung an. Es fand sich nirgends etwas. Das Büreau wurde erbrochen, auch hier keine Spur, welche den Verdacht Schirmer's rechtfertigen konnte. Helfenbrecht behauptete, es sey ein geheimes Fach darin, doch mußte es sehr künstlich verborgen seyn, weil nichts darauf hindeutete. Der Beamte wurde schon bedenklich und sprach von der Satisfaction, welche Loden wegen der ungegründeten Anklage eines Ausländers verlangen könnte. Da trat Loden in die Thüre, er wurde leichenblaß, als er sein Büreau erbrochen sah, er glaubte sich entdeckt und verloren und drehte rasch um zur Flucht. Das war sein Unglück. Schnell wie der Blitz schoß ihm der Polizeidiener nach, ergriff ihn mit fanggeübter Faust und schleppte ihn zurück. Der Beamte zeigte ihm seine Vollmacht und herrschte ihm zu, augenblicklich sein geheimes Fach zu öffnen und alle verfälschten Papiere auszuliefern. Loden wankte mit schlotternden Knieen an das Büreau, erkannte nun erst Helfenbrecht und den Rath Schirmer und war so zerrüttet im Geiste, so bankrott an Seelenkraft und Urtheil, daß ihm gar nicht einkam, er könne sich noch retten. Der Beamte trieb ihn an, er griff halb bewußtlos nach der verborgenen Feder, das Fach sprang vor. Es enthielt sein

Verdammungsurtheil. Da lagen Schreib- und Zeichenmaterialien in Überfluß, gewässerte Papiere, Farben, ausgeschnittene Stempelformen, fertige und halbvollendete Kassenscheine, Kopieen von Handschriften. Schirmer erkannte die seiner Frau und Klara's, auch die der Frau von Steine, welche ihm aus früherer Correspondenz erinnerlich war. Er steckte alle diese Zettel zu gelegentlicher Prüfung zu sich, obgleich sie Helfenbrecht als sein Eigenthum reklamirte; dann wurde ein Protocoll über die vorgefundenen Dinge aufgenommen, während Loden in stumpfsinniger Verzweiflung auf dem Sopha lag und Alles geschehen ließ. Als ihn endlich nach beschlossenem Geschäfte der Beamte aufstehen und folgen hieß, war er nicht im Stande, der Mahnung zu gehorchen; Helfenbrecht erboth sich dienstfertig, einen Wagen zu bestellen und eilte hinaus. Dem Rathe war das Jammerbild des Verhafteten ein unausstehlicher Anblick, er sagte ihm, daß er sich doch etwas männlicher fassen sollte, und als Loden seine kläglichen Blicke wie Trost suchend auf ihn heftete, benutzte Schirmer den Moment, ihn zu fragen, was ihn veranlaßt habe, das Glück einer zufriedenen Braut durch seine falschen Insinuationen zu stören, er sollte die Wahrheit sagen, weil alles entdeckt und nur der Neugier wegen etwas daran gelegen sey, die Motive seiner Handlung zu kennen.

Ach, ach! stöhnte der Vernichtete, Sie können gewiß viel für mich thun, Herr Geheimerath, Ihr Zeugniß kann

mich vor dem Schrecklichſten ſchützen. Offen und ehrlich will ich ſeyn. Ich war ſchlecht behandelt, verhöhnt und beſchimpft, meine Liebe zu Ihrer Klara wurde ſchmählich abgewieſen, Alles verſchwor ſich wieder mich, da wollte ich mich rächen.

Meine Klara haben Sie geliebt? Was Tauſend! rief Schirmer. Und um ſie für ihre Grauſamkeit zu ſtrafen, wollten Sie Anna und Treilhac aus einander bringen.

Das galt nur dem hochmüthigen Grafen! ſagte Loden. Ihre Tochter ſollte vor der Welt compromitirt — ach Gott! Nein! was ſage ich? Ihr Fräulein Tochter ſtand mir zu hoch, Herr Geheimerath, ich verehrte ſie in ſtummer Liebe.

Helfenbrecht kam eben zurück, er hatte einen vorüberfahrenden Fiaker angehalten und bat Loden mit ſeiner Erwiederung genoſſener Gefälligkeiten vorlieb zu nehmen. Loden warf ihm einen Baſiliskenblick zu, dann folgte er dem Beamten, der ihn nach dem Gefängniſſe brachte, wo er die Entſcheidung ſeines Schickſals erwarten ſollte.

In dem Familienkreiſe, welcher durch Schirmer's Ankunft und Julian's Ehrenrettung wieder zu heiterer Gemüthlichkeit geſtimmt war, fehlte jetzt nur der Bräutigam, deſſen Befreiung aber nach Renzow's Meinung nicht mehr zweifelhaft ſeyn konnte, da der Kläger ſelbſt eines ſchweren Verbrechens überwieſen war. Schirmer

theilte dieſe Anſicht nicht ganz. Die beiden Angeſchuldigten haben ſich gegen das Geſetz vergangen, äußerte er und dieſe Übertretung muß auf jeden Fall geahndet werden, wenn auch der Umſtand, daß Leden ſelbſt graxirt iſt, mildernd eintreten kann. Ich glaube aber, daß Beide vielleicht bis zur Entſcheidung ihrer Sache auf freien Fuß geſetzt würden, wenn ein ſicherer Mann Bürgſchaft für ſie leiſtete.

Das will ich thun, ſagte Renzow. Gib mir nur die nöthigen Inſtructionen, wie ich es anfangen ſoll.

Menſch, ich kenne dich ſeit unſerer letzten Zuſammenkunft gar nicht wieder, rief Schirmer, indem er ihn nach ſeiner haſtigen Art umarmte. Eine wohlthätige Fee hat dich verwandelt und ich glaube ſie zu kennen.

Er lachte, Frau von Steine bog ſich auf ihre Arbeit nieder und Renzow murrte in ſeinem tiefſten Grundtone: Zur Sache, Freund, die Zeit iſt edel. — Der Rath machte ſich ſelbſt mit ihm auf den Weg und es gelang ihnen, wenn ſchon nicht ſo augenblicklich, als Renzow gehofft hatte, ſowohl den Grafen Julian, als Ellheim aus der Haft zu befreien. Renzow leiſtete Bürgſchaft für Beide, welche die Weiſung erhielten, die Stadt nicht eher zu verlaſſen, bis ſie die Unterſuchung wieder ſie geſchloſſen und ihre Angelegenheit durch ein Erkenntniß beſeitigt ſeyn würde. Julian flog zu ſeiner Anna, ihm war wie einem Seefahrer, der aus Schiffbruch und Sclaverei zur Heimath zurückkehrt, er hatte

keinen Groll mehr für seine Feinde und alle Wiederwärtigkeit war vergessen. Ellheim, dem der Rath persönlich seine Befreiung ankündigte, um ihm für die Absicht, Klara's Beleidigung zu ahnden, seinen Dank zu sagen, war erstaunt und gerührt und nahm die Einladung, den Abend in der Familie zuzubringen, mit freudigem Herzen an. Doch alle Hoffnungen, welche die Strahlen der Sonne, die ihm aufging, zum Leben gerufen, waren verdorrt, als er den Kreis verließ, in welchen ihm ein Paar unvergeßliche Stunden traumschnell hingeflogen waren. Sein zagender Blick hatte umsonst nach einer Spur erwiedernder Regung in Klara's Augen gesucht, sein gepreßtes Herz mit bitterm Gefühl die Wonne, die ihm versagt war, in dem Glücke des neu vereinigten Brautpaares wahrgenommen. Auch der letzte Trost: sie wird dich kennen und lieben lernen — verschwand, als er hörte, daß Schirmer's Abreise unabänderlich auf den zweiten Tag festgesetzt war.

Kinder sagte Schirmer, als Ellheim sie verlassen hatte, ich sehe, daß euch unsere nahe Abreise ganz melancholisch stimmt, und mir, ich gestehe es, ist auch die Trennung von so lieben Freunden erweichender, als man es einem Manne heut zu Tage, wo Alles gleichgültig angesehen werden soll, und die Rührung, eine der heiligsten Empfindungen der Menschenbrust, ein Gegenstand des Hohnes geworden ist, verzeiht. Mich aber soll diese erbärmliche Richtung unsers blasirten Zeitalters nicht anfechten und ich gebe mich willig jedem menschlichen Gefüh-

le hin, das in mir aufsteigt, mögen mich auch die Nüchternen und Abgelebten, denen Nichts mehr einer wärmeren Regung würdig erscheint, darum verlachen: ich lache auch über sie. Nur wünsche ich nicht, daß wir uns die letzten Stunden unsers Zusammenseyns verkümmern, indem wir uns gekehrt, wehmüthig, stumm, neben einander sitzen. Lieber bitte ich um lauten Jammer!

Die Frauen lächelten. Schirmer hatte seinen Zweck erreicht und fuhr fort: Im Ernst! Laut ausgesprochener Schmerz ist nicht so nagend, als der stille, verschlossene dem sich weibliche Seelen bei ihrer Beschäftigung, welche nur selten die Geisteskraft in Anspruch nimmt, so gern hingeben. Es ist ein sehr ungerechter Vorwurf, den man den Männern macht, daß sie sich leichter über ein großes Unglück trösten. Der Mann, welcher seine Geschäfte besorgen muß, wird dadurch von seinem Kummer abgezogen und zerstreut, daher ist seine schnellere Fassung bei großen Verlusten nur der menschlichen Natur gemäß und kein Zeichen, daß er ihn minder verletzt. Frauen, welche nicht Zeit haben, ihren Gram wie einen theuern Gast zu hegen, trösten sich eben so leicht. Wohl Jedem, der es vermag! denn unser Leben soll niemals in unthätiger entnervender Trauer dahin fließen. Doch das führt mich zu weit und ich komme wieder auf uns zurück. Da meine ich denn, wir wollen uns noch recht gegen einander aussprechen und Alles, was irgend Eins auf dem Herzen hat, dem Andern sagen, das gilt freilich nur in Bezug auf uns Abreisende;

denn das junge Paar hat mit sich selbst zu thun und das zweite Paar — denn ein Paar gibt es doch! — Wehren Sie nicht ab, liebe Freundin, auch du, mein alter Renzow brauchst nicht so bärentief zu brummen. Ich bin kein Freund von Zurückhaltung und sehe wie Alles steht.

Sieht er recht? fragte der Baron, indem er plötzlich mit einem Muthe, der ihm später selbst unbegreiflich war, die Hand der Frau von Steine an seine Lippen führte. Sie erwiederte ein Paar ausweichende Worte mit niedergeschlagenen Augen und einer fast mädchenhaften Verwirrung, damit ließ sich aber der Frager nicht zufrieden stellen und wenige Minuten darauf war die Verlobung des zweiten Paares geschlossen.

Siehst du, Renzow? rief Schirmer. Ich habe es dir vorhergesagt, du mußt noch heirathen. Was warst du — nimm mir es nicht übel — ein unausstehlicher Kerl, als ich dich vorigen Herbst im Kaffehhause traf. Der verknöcherste Egoist, mit einem Worte: der Hagestolz par excellenze! Ich war d'rauf und d'ran, dich ganz aufzugeben, wenn wir nicht die Erinnerung an unser Ehemals vorgeschwebt hätte. Nun bist du wieder der Alte und sollst mein Wort über Frauenwerth in Ehren halten, wenn du nach ein paar Jahren dein Cölibat mit deinem Eheglücke vergleichst.

Es war schon spät in der Nacht, die kleine Marie schlief bereits zwei Stunden und noch immer konnten sich Oheim und Neffe nicht zum Aufbruche entschließen,

namentlich suchte Julian eine Gelegenheit, mit seiner künftigen Schwiegermuter und Tante ein Wort über den Brief zu sprechen, den er von Ihr erhalten hatte, dessen Inhalt er mit ihrem Benehmen durchaus nicht in Einklang zu bringen vermochte. Diese Gelegenheit fand sich aber nicht eher, als nach Schirmer's Abreise; Frau von Steine verständigte sich mit ihm, die beiden Briefe wurden gegenseitig vorgelegt und mit Entrüstung als Betrug erkannt. Da errötbete Julian vor sich selbst aus Scham über die Scene mit Klara, welche er in seinem eingebildeten Wahne herbeigeführt hatte.

Der Herbstwind trieb an einem kalten unfreundlichen Octobertage desselben Jahres sein gewaltsames Spiel in der Lindenallee, welche nach dem Café du Nord führt. Regenschauer schlugen an die hellen Spiegelfenster und die wenigen Gäste, welche in den geschmackvollen Räumen ihren duftenden Mokka genossen, hielten sich ungewöhnlich lang auf, besseres Wetter zur Rückkehr nach der Stadt erwartend.

Da trat ein alter Bedienter in einfacher Livree ein und bestellte bei Herrn André eine bedeutende Lieferung von Ananas und eingemachten Früchten zu einem großen Feste für nächsten Sonntag. Ein hagerer Gast, der allein mit leerer Tasse bei seinem Journal saß, benutzte schlau die zufriedene Stimmung des Herrn André und forderte eine zweite Tasse Kaffeh, welche er sonst nicht leicht erhalten hätte, denn ihm war an demselben Tage der Kredit aufgekündigt worden.

Das ist aber entschieden die letzte, Herr Doctor Helfenbrecht, sagte der dicke Mann sehr bestimmt. Sie können mir das nicht verdenken.

Wie Sie wollen, Herr André, erwiederte Helfenbrecht geringschätzig. Doch kann ich Ihnen versichern, daß Sie sich selbst im Lichte stehen. Mein neuestes Werk: „Nachtfahrten" sollte Ihr Etablissement preisen und in der ganzen civilisirten Welt berühmt machen, Sie selbst kommen darin vor als ein ehrwürdiger solider Mann, der seine Gäste zu behandeln weiß. Nun werde ich wohl Änderungen darin treffen müssen.

Der beschränkte Cafetier, welcher den Ruf seines Hauses gefährdet sah, ließ sich nochmals beschwatzen und gab dem gefürchteten Autor neuen Kredit.

Wem gehörte der Bediente vorhin? fragte Helfenbrecht.

Dem Baron Renzow, erwiederte André. Er machte Bestellungen zur Hochzeit.

Ich weiß, zur Doppelhochzeit, sagte Helfenbrecht. Sie feiern selbige draußen in Brusenthal, um das Gelächter der Welt nicht zu hören. Ich hatte im Sommer ein Carmen zur Verlobung geliefert, der aristokratische Hochmuth konnte sich aber kaum zu einem höflichen Gegenschreiben entschließen, einen reellen Dank, ich meine: Honorar, habe ich nicht gesehen.

Mir ist die Heirath des Barons auch sehr fatal, äußerte André. Ich verliere dadurch viel. Seinen Fauteuil

habe ich fortſchaffen laſſen, weil ich mich immer ärgerte, wenn ich ihn leer ſah. Aber eine hübſche Beſtellung hat er gemacht, wenn auch eine Bagatelle gegen die des Herrn Geheimeraths von Altenzahn, welche der Signora Arcioni neulich die große Abſchiedsfête gab.

Vortrefflich! tönte es an einem andern Tiſche. Alles ſah ſich um. Es war der wohlbekannte Enthuſiaſt, den ſeine Lectüre begeiſterte.

Was haben Sie denn? forſchten die Nachbarn.

Wenn ich es Ihnen ſage, ſo rümpfen Sie die Naſen, das weiß ich im Voraus! erwiederte er. Der Sinn für eine gewiſſe Gattung literariſcher Producte iſt ſo erloſchen, daß kein Redacteur, kein Verleger ſich einen Dank erwirbt, wenn er ſie dem Publikum vorlegt. Hier aber ſteht ein Gedicht, das aus dem tiefſten Born der Bruſt geſchöpft, von heiliger Empfindung durchdrungen iſt.

Von wem? Von wem? forſchten die Zuhörer.

Von unſerm Ellheim, ſagte der Enthuſiaſt. Seine erſten Arbeiten verſprechen Ungeheures. Sie werden ſehen, meine Herren, er wird ſelbſt bald in den erſten Reihen unſrer Schriftſteller glänzen.

Helfenbrecht knirſchte vor Neid, er ſammelte ſchon kritiſche Giftpfeile, ohne noch eine Sylbe von Ellheim geleſen zu haben.

Ich hörte, er ſey zur Feſtung verurtheilt, ſagte ein Andrer.

Ganz Recht! erwiederte der Enthuſiaſt. Er forderte

unſern Therſites Loden zum Zweikampf, dieſer ſchrie um Hülfe, Ellheim wurde verhaftet und Loden verwickelte auch den Grafen Treilhac hinein, der aber freigeſprochen worden iſt. Loden ſoll außer der Falſchmünzerei noch anderer ſtaatsgefährlicher Verbrechen beſchuldigt ſeyn, er war verſchroben genug zu Allem. Im Gefängniſſe hat er ſich wollen den Hals abſchneiden, aber kaum die Haut geritzt; ſo iſt ihm ſeine Feigheit zur Lebensretterin geworden — Soll ich Ihnen jetzt Ellheim's Gedicht: An die Entfernte! vorleſen?

Die Andern bemerkten aber, daß man den Moment, wo der Regen aufgehört, benutzen müſſe und traten eiligſt den Rückzug an.

# Jung Erich und ſchön Elſi.

## Ballade.

Von C. G. Ritter v. Leitner.

Schön Elſi ſitzt auf dem mooſigen Stein,
Sie harret ſo bang im Halbmondſchein
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

„Herzliebſter! ſprich wo verzogſt Du ſo lang?
Mir wurde hier auf der Heide gar bang
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.“

Ich ſchlich mich ſachte durch Buſch und Geröhr'
Damit mich dein harter Vater nicht hör'
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

„Herzliebſter hier wandeln die Geiſter umher,
Bei dieſem Grabſtein wart' ich nicht mehr,
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.“

Und wandeln die Geiſter gleich durch die Nacht,
Verſcheu'n ſie die Menſchen, und halten uns Wacht
Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden.

D'rum laſſe ſie wandeln, und herze mich traut,
Hier weilt kein Verräther, der's mit anſchaut
Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden.

„Und ſiehſt nicht ſitzen die Eule Du?
Die ſchaut uns mit glühenden Augen zu
Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden."

Ei, laß die Eule, und Küße getauſcht!
Hier weilt kein Verräther der ſie belauſcht
Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden.

„Und hörſt Du nicht klagen die Unk' im See,
Als riefe ſie über uns Unheil und Weh
Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden."

Da ſchlang jung Erich um's Liebchen den Arm
Und's Liebchen vergaß dabei Sorg und Harm
Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden.

Die Eule flog zur Burg auf das Dach,
Und kreiſchte heiſer: „Erwach, erwach!" —
„Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden!" —

Die Unke kroch in den Brunnen von Stein,
Und ſang in den öden Schloßhof hinein:
„Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

Da fuhr der Alte vom Schlaf empor:
„Was ſummet mir für ein Lied um's Ohr?
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

Es krähte der rothe Hahn und der ſchwarze darauf.
Da fuhren auch Erich und Elſi auf
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

„Leb' wohl, Treuliebchen! — Ade! Ade!
Bis morgen Nachts ich Dich wieder ſeh'
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden."

Ade, Herzliebſter! — Ich ſtelle mich ein,
Hier iſt's ja ſo friedlich, ſo heimlich und fein
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

„Halt an! halt an! du frecher Kumpan
Jetzt wehr' dich des Lebens! — So komme nur an
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

Sie kreuzen die Degen. „Herzliebſter um Gott!
Schlag mir meinen lieben Vater nicht todt
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

„Herr Jeſus! Mein Vater was haſt du gethan?
Du haſt mir erſtochen den viellieben Mann
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

Schön Elſi ſank in die Knie zugleich,
Und wuſch mit Thränen die theure Leich
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

D'rauf legten ſie ſanft jung Erich zur Ruh,
Und deckten mit grünen Waſen ihn zu
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

Bald ſtellte ſich auch ſchön Elſi ein,
Da ſchlummerten beide gar heimlich und fein
Wohl unter den ſtillen Kirchhoflinden.

# Rocca ardente.

Novelle aus dem XIII. Jahrhundert.

von Cavilha.

Willst Rache Du für das, was ich begangen,
So still' in meinem Blute Dein Verlangen.

Zwischen Scardonia und Cliſa, an Dalmatiens unwirthbarer Küſte erhebt ſich, in die See hineinragend, ein felſiges Vorgebirge, eben von beſonderer Höhe, aber von ſeltſamen, für das Auge abſchreckenden Umriſſen. Die Spitze desſelben von mauerähnlichem Geſtirn gekrönt, von welchem es derzeit ſchwer wäre zu entſcheiden, ob hier einſt eine Menſchenwohnung in den Felſen gehauen war, oder ob nur die langſam verwüſtende Zeit, des Berges Gipfel in dieſer Art zerſpalten, zerworfen und geſtaltet habe. Im vorigen Jahrhunderte noch führte der unheimliche Felſenhorſt im Munde der Bewohner dortiger Gegend wie ſeit undenklicher Zeit den Namen Rocca ardente, in ſlaviſch — dalmatiſcher Mundart raskalen Uteß, der Glutenfels, denn auf ſeinem weißgrauen Kalkgeſtein ent-

wickelt der Sonne Strahl eine Alles verſengende, tödliche Hitze. — Wald war ſichtbar nur in fernen Oſten, und gegen Eliſa hin war eines freundlichen gelegenen Dörfchens Kirchthurm auf einem Hügel bemerkbar. In den Jahren, als der Eifer zur Eroberung des heil. Landes bereits erkaltete, lebte zu Belluno bei Ihrer Mutter, der Witwe eines venezianiſchen Edlen, Angelica, eine Jungfrau von vorzüglicher Schönheit, aufgewachſen in Zucht und Frömmigkeit. Viele Freier, ausgezeichnet theils durch Reichthum, theils durch adeliche Abkunft, theils durch ritterlicher Thaten Ruhm, ſuchten Hand und Herz der Lieblichen zu gewinnen, und es waren darunter wackere junge Männer, deren einnehmendes Weſen keinen Trug barg, und die es nicht verdienten, abgewieſen zu werden; allein Angelica gab dem ernſten, männlich ſtolzen Gano den Vorzug, und drei Jahre einer vollkommen glücklichen Ehe bewieſen genugſam, daß ſie wohl daran gethan.

Plötzlich aber wurde Gano düſterer als je. Nach ſchnell getroffenen Anſtalten nahm er ſeine Gattin und das in jenen Zeiten unentbehrliche Gefolge, beſtieg eine Barke, und ſie ſegelten hinüber nach dem öſtlichen Geſtade des adriatiſchen Meeres, welches in jener Zeit ebenfalls zum Gebiethe der ſeebeherrſchenden Venezia gehörte. Eines Abends trafen ſie in Scardonia ein, von wo er einen Diener abſandte, der des andern Tages nach der Mittagsſtunde zurückkehrte.

Nun befahl Gano ſeiner Hausfrau ihren Zelter zu be-

ſteigen, er that deßgleichen, und unter Zurücklaſſung alles Gefolges ritten ſie ſchweigend, durch die ſchweigende Oede, aus welcher bald im Südweſten der Felſenthurm von Rocca arbente ſich erhob, und mit jedem Schritte der in Schweiß gebadeten Roſſe ihnen ſtets näher und näher kam.

Ein frugales Abendmal nahm hier das von der ermüdeten Reiſe erſchöpfte Ehepaar, während deſſen Gano in trockenen Worten ſich vernehmen ließ, er werde einige Zeit hier verweilen, im nahen Forſte zu jagen und ſeine umliegenden Beſitzungen zu beſuchen. Neuerdings macht ſie die oft wiederholten, vergeblichen Verſuche ihn aufzuheitern, ſein Antlitz bleibt kalt, wie ſeine Hand gleich der eines Todten iſt.

Als ſie erwacht, findet ſie das Bett des Gatten leer. Der Caſtellan ſagt ihr, er ſey ſchon früh fort auf die Jagd und werde noch vor Abend heimkehren. Sie beruhigt ſich, durchwandert die Gänge und Gemächer des Schloſſes; aller Orten ſchwere Waffen, die Wände mit Gemälden verziert, die hier einen Kampf mit Saracenen, dort ein junges Weib zu den Füßen eines erbarmungsloſen Ritters, an jener Seite einen Sieg über die Mauren, an dieſer das Conterfei eines reizenden Mädchens, das in einem Roſengebüſche ſchlummernd, von eines Kriegers gierigen Blicken belauſcht wird, vorſtellend.

Eine alte Beſchließerin, welche von Zeit zu Zeit die häuslichen Verrichtungen auf der Veſte beſorgte — da auch der Caſtellan die meiſte Zeit in einem Dorfe lebte, wel-

ches nur eine halbe Stunde von da, sammt einer Kirche auf einen höheren, schön bewaldeten Berge lag, von wo aus man die ganze Gegend beherrschte — gefiel sich in dem Geschäfte des Cicerone und erklärte der holden Angelica alle die Bilder, welche Geschichten darstellten, die in früheren noch barbarischeren Jahrhunderten in der Gegend und auf der Veste selbst vorgefallen waren. Eine dieser Erzählungen machte besonders tiefen Eindruck auf Gano's junge Gattin; es war die Geschichte von

Raimondo und Teodora.

Ehe noch die Veste von Rocca ardente im Besitze von Gano's Vorältern war, hauste auf derselben Usberto, ein wilder Kriegsmann, eben so schrecklich von Gestalt als häßlichen Geist und Herz. Seeraub war sein Geschäft, Morden und Martern seine Zerstreuung. Einen nahen Anverwandten, dessen anscheinend schwacher und zarter Körperbau kein langes Leben versprach, wollte er zwingen, ehelos zu bleiben, um ihn einst zu beerben. Raimondo hieß der Jüngling, der, nicht fern von da begütert, von der innigsten Liebe für Teodora entbrannt war, und die feindselige Gesinnung seines Blutsverwandten kennend, bereits beschlossen hatte, nach dem schönern Italien hinüber zu segeln, dort sich mit der Geliebten zu verbinden und sein hierortiges Grundeigenthum zu verkaufen. Aber ein Freund wurde zum Verräther an Raimondo. Usbert überfiel das liebende Paar auf der See, brachte die Beiden in seine Gewalt, jagte ihr

ausgeplündertes Schifflein zwiſchen Klippen, damit es dort zerſchelle und die Sage begründe: Raimondo und Teodora ſeyen vom Sturm verſchlagen, von den Wellen verſchlungen worden, und verſetzte den Jüngling in ein nördlich liegendes Gemach auf Rocca ardente. Raimondo, von dem verlangt ward, er ſolle die Braut überreden, ſich dem Räuber hinzugeben, ſo könne er lebend und frei von dannen ziehen nach Afrika, erhielt über ſeine Weigerung die ſchlechteſte Nahrung in immer ſpärlicherem Maße, und durchaus keine Befriedigung ſeines brennenden Durſtes, indeß er den endloſen Tag hindurch den verſengenden Sonnenſtrahlen ſchutzlos ausgeſetzt war. Als der Ärmſte ſchon dem ſchrecklichſten Tode nahte, mehr einem Geſpenſte als einem menſchlichen Weſen glich und ſchon ſein Fuß ihn nicht mehr trug, ließ Usberto ihn vor Teodora ſchleppen und rief ihr höhniſch zu: Sieh da, was deine Grauſamkeit gegen mich aus deinem ehedem ſo hübſchen Galan gemacht hat. — Teodora ſtürzte bei ſeinem Anblick bewußtlos nieder. Laßt mich verſchweigen, was der Wüthrich in dieſem Zuſtande mit ihr begann. Raimondo raffte in Verzweiflung die letzte Kraft zuſammen und zerſchmetterte ſein Haupt an der Wand: Teodora, aufgeſchreckt aus ihrer Ohnmacht durch das was geſchah, riß Usberto's Dolch von der Seite und durchbohrte ihre Bruſt.

Der Abend dieſes Tages kam, doch Gano nicht mit ihm. Schlaflos wälzte ſich Angelica auf dem einſamen Lager, der nächſte Morgen erſchien, doch mit ihm nicht Gano. Da glaubte ſie, ein Thier des Waldes habe ihn etwa zerriſſen, oder das Schwert eines Feindes ihn getödtet, und wollte hinaus, mit ihm zu ſterben. Doch an der Veſte wohl verſperrtem Pförtlein ereilte ſie der Caſtellan und ſtatt zu öffnen, meldete er ihr des geſtrengen Herrn Geboth: aus dieſer Veſte ſie nicht zu laſſen, bis er ſelbſt käme, ſie zu befreien, wärs auch nach mancher Jahre Friſt.

Da befiel ſie ein tiefes und unendliches Weh. Stundenlang ſann ſie unter bittern Thränenſtrömen, womit ſie ihren Herrn und Gemal beleidigt haben mochte und fand ſich keiner Schuld bewußt. Der herbe Schmerz, von ihm, den ſie trotz ſeiner Grauſamkeit noch liebte, getrennt zu ſeyn, ſeinen Zorn fühlen zu müſſen, ohne daß er je ihr einen Vorwurf gemacht, gegen den ſie ſich hätte rechtfertigen können, warf ſie aufs Krankenlager. Ihr ſchöner Leib ward abgehärmt, und die friſche Jugendfarbe ihres Angeſichts und ihrer zarten Hände wich einer Leichenbläſſe, die ſie eben ſo wenig je wieder verließ, ſo wenig die verlorne Kraft und Geſundheit wiederkehrte, weil das einzige Heilmittel nie erſchien. Wenn um die erſtickende Sonnenglut abzukalten, des Schloſſes Fenſter dicht verſchloſſen, der blendend helle Tag zur künſtlichen Nacht verwandelt ward, da glaubte ſie in Gängen und Gemächern ſelbſt um die Mittagsſtunde Teodora's und Raimondos blutige

Geſtalten zu erblicken, deren furchtbar verzerrte verzweifelnde Miene ihr der Zukunft Unheil kündete, und deren drohende Geberde ihr zu ſagen ſchien: „Dieſe Mauern ſind dein Grab.“

Fünfzehn lange Monden waren verſtrichen, ohne daß Angelica ein andres Menſchenangeſicht geſehen, als den Caſtellan, der wöchentlich einmal auf die Veſte kam, und die Alte, welche während der Krankheit der Rittersfrau ihre einfältigen Heilkünſte an ihr erprobte. Da ſchwankte ſie eines ſchönen Morgens, von ihren Füßen kaum getragen, und Todesſchwäche in allen Gliedern fühlend, von der Pflegerin unterſtützt, auf den Balcon, und ſich, auf dem Hügel außerhalb der Mauern ſchritt ein Mönch daher im Eremitenkleide, Kräuter ſuchend, der aber vergebens um ſich ſah zwiſchen dem nackten Geſtein. Alsbald erkannte ſie in ihm den Prieſter, deſſen Meßopfer ſie oft gehört, noch in den ſchönen Tagen, als ſie im Hauſe ihrer Mutter weilte. Sie bat ihre Begleiterin, ihn näher zu rufen, und er trat bis an den Rand des tiefen trockenen Grabens, der die Veſte dort umgab, wo die Felſenwand nicht ſenkrecht ſich in Meerestiefe ſenkte. „Ich bin Angelica,“ ſprach ſie, „die Gattin Ganos und euch wohl bekannt. Eilt hin zu meinem Herrn und Gemahl mit dieſem Ring, der einſt uns ehlich verbunden und ſagt ihm, daß ich ſtets unverletzt und rein die Treue ihm bewahrte, daß ich bis in den Tod ihn liebte, nur ſoll er mir verzeihn, was etwa unbewußt ich gegen ihn gefehlt. Mein ſchuldlos Leiden opfre ich Gott den

Herrn und hege keinen Groll im Herzen auf irgend einen Menſchen in der Welt, am wenigſten auf ihn, der mir dieß Weh bereitet hat. Dieſe Locke meines Hauptes laß ich ihn bitten, als Andenken meiner guten Mutter zu ſenden, wenn ſie noch am Leben iſt, und dieſe Börſe ſey auf heilige Meſſen für meine und der Meinigen armer Seelen Wohl!" Somit reichte ſie Ring, Haarlocke und Börſe der Pflegerin, welche das Ganze, wohl in einander befeſtigt, über den Burggraben warf. Der Mönch las die Gabe auf, gelobte des Auftrags Erfüllung, ſpendete der Niedergeſunkenen ſeinen Segen und verließ die Gegend.

Doch Gano war nirgends zu finden, und der Prieſter kehrte in ſeine Einſiedelei in Dalmatiens Gebirgen zurück, wo er ſeine Lebenstage in Beſchauung des Ewigen und Entbehrung des Irdiſchen zu vollenden beſchloſſen hatte. Da pochte nach langer Zeit in einer furchtbaren Gewitternacht ein Wandrer an ſein Pförtlein. Der fromme Mann ſchloß auf und wurde von einem Kriegsmann um ein Nachtlager und um Unterſtand für ſein müdes Roß gebeten. Er beſorgte beides und gewahrte bald, die Hand des Herrn habe Gano ſelbſt zu ihm geführt. Nachdem er ſeinen Gaſt mit Speis und Trank gelabt, wie ſeine Nothdurft vermochte, und das Ungewitter Schlag auf Schlag noch immer währte, lud er ihn ein, mit ihm zu beten, wie es von jeher fromme Sitte war, wenn der Herr aus ſeinen Donnern zu uns ſpricht. Und der Inhalt ſeines Ge-

betes war vorzüglich Verſöhnung mit allen Menſchen in der Welt, Verzeihung Allen, die uns beleidigt haben, wie ſchwer es auch wäre, um ſelbſt Gnade zu erlangen in der Stunde, wenn uns die Hand des Allmächtigen erreicht. Hierauf ſprachen ſie die Litanei, und als ſie zu den Worten kamen, wo beide abwechſelnd riefen: „Herr erbarme dich unſer!“ Da erhellte ein Feuermeer den engen Raum der Zelle, ein praſſelnder Donnerſchlag erſchütterte Berg und Fels und Meer in ihren Tiefen und hallte aus allen Schluchten hundertfach wieder. Hierauf legte ſich das Gewitter.

Nach ſolcher Stunde waren Beide wohl zum Schlummer nicht geneigt, und der Mönch, der die gute Stimmung ſeines Gaſtes benützen wollte, wußte an ſein Geſpräch die folgende Geſchichte zu knüpfen.

## Der Mann und die Hirſchkuh.

Es war ein Mann, der aus großer Waſſergefahr eine Hirſchkuh einſt gerettet, die dann ſo zahm und anhänglich ihm geworden, daß ſie ihm überall folgte, aus ſeiner Hand nur die Nahrung wollte und mit aus derſelben kriſtallhellen Quelle trank, an welcher der Glückliche wohnte, und das gute Geſchöpf war ihm lieb geworden wie ſein Leben. Das ſah ein Nachbar mit Neid, verwundete einſt das gute Thier, trübte mit deſſen Blut und mit Unrath die ſchöne Quelle und ſprach: „Eine giftige Schlange hat deine Hirſchkuh gebiſſen und ſich verborgen in die Felſenritzen, aus

welcher deine Quelle ſprudelt.“ Da befiel ein kaltes Entſetzen den Mann und im blinden Glauben an die Lüge tödtete er ſeinen Liebling, und verſtopfte mit Schlamm, Erde und Geſtein die Quelle, die ihn bisher gelabt. Bald aber erwachte in ihm die Reue, dem Worte des Schadenfrohen, der ihm Alles geraubt hatte, ſo plötzlich und ohne zu prüfen geglaubt zu haben. Er entfloh von der Stelle ſeines Glückes und fand keine Ruhe ſein Leben lang. — Da ſtand der Gaſt auf, wandte ſich hinweg und verhüllte ſein Angeſicht.

Der Mönch aber zog hervor, was Angelica ihm gegeben hatte, trat zu dem Ritter und ſprach: „Gano, Gano, was hat Dein Weib gefehlt, daß Du ſo grauſam an ihr thuſt?“ Und hiermit gab er ihm Ring und Locke, und richtete Angelica's Auftrag an ihn aus.

Als Gano ſich erkannt und alſo angeſprochen ſah, ſchwieg er einige Zeit, den Kampf in ſeinem Innern verbergend, und ſprach dann alſo: Ich war ausgezogen in den Krieg; voll Vertrauen auf Angelica's Treue hatte ich ſie als Herrin des Hauſes allein und unbeachtet daheim gelaſſen. Der Sieg war unſer und des langerſehnten Wiederſehens im Voraus froh, eilt' ich der Heimat zu. Da kam mein Jugendfreund, Barbino, mir entgegen. „Gano, rief er, einer Falſchen haſt Du vertraut. Drei Tage ſchon hegt ſie insgeheim den Buhlen, heute Nacht wird ſie ohne Zweifel ihn entlaſſen. Wenn Du mir Dein

Ehrenwort gibſt, nie gegen ſie ein Wort von dem zu erwähnen, was ich Dir ſagte und was Du ſehen ſollſt — denn Weiberberedſamkeit und Weiberthränen wiſſen Wahrheit in Lüge, und Lüge in Wahrheit zu wandeln — ſo wirſt Du heute Nacht mit eigenen Augen Dich überzeugen, daß ich als Freund die wohlgemeinte Warnung nicht aus bloßen Argwohn Dir gegeben." Ich gab mein Ehrenwort, und ſah mein Weib noch vor der nächſten Mitternacht ihren verruchten Buhlgenoſſen unter wiederholten Umarmungen durch das Gartenpförtchen hinausgeleiten. Ich hörte ihre Küſſe und war im Begriff, auf das ehrvergeſſene Paar mit meinem Schwerte hinzuſtürzen; doch der Freund gemahnte mich meines Wortes und ich trug es ſchweigend. Als ich heimkehrte, war niemand heitrer, niemand reiner, niemand heiliger zu ſchauen, als ſie. So viel Heuchelei empörte mich, es koſtete mich einen Rieſenkampf, ihr nicht zu ſagen, was ich wußte! ihr Schickſal war beſchloſſen. Aus den Augen mußte ſie mir, wenn ich nicht an meinen Sinnen irre, in meiner Schwäche das Spiel ihrer Verſtellung werden ſollte. Ja ſelbſt in Scardonia, wo wir das letzte Mal zwiſchen denſelben vier Wänden übernachteten, vergaß ich mich ſo weit, dieß Haupt an ihre Bruſt zu legen, mit meinem Kuſſe ihre Lippen zu berühren. Doch die nächtliche Scene trat vor meine Erinnerung, und ich ſtürzte hinweg von der Seite der Verbrecherin. Freilich ward ich ſeitdem oft verſucht, das Geſehene für Trug und Traum zu hal-

ten, ja es befiel mich ſelbſt der Gedanke, auch der Schuldigen zu vergeben; doch allzuſchändlich war die That, wenn ich's erwäge —"

Der Mönch aber ſuchte dieſe Gedanken der Verſöhnung zu beleben, von der Seite des Chriſtenthums ſie ihm als heilige Pflicht zu zeigen, als plötzlich ein angſtvoller, ſchmerzlicher Hilferuf erſcholl, wie eines Menſchen, der in Todesnoth nach Rettung ſchreit.

Gano ſtürzte voran aus der Hütte und gewahrte bald beim blaſſen Mondenſchimmer, der durch das zerriſſene ſchwarze Gewölke fiel, ein Roß an einen Baum gebunden, das ſich mit tüchtigen Schlägen der Hinterhufe gegen einen ungeheuren Wolf vertheidigte, der ihm auf den Rücken zu ſpringen ſuchte. Der Ritter verwundete das Raubthier das nun ſeine Wuth gegen ihn kehrte, aber bald unter ſeinen Streichen erlag. Der Mönch indeſſen war mit ſeiner Leuchte den leiſen Stöhnen nachgegangen, und hatte im Gebüſche einen Unglücklichen gefunden, der von Koth, Blut und Wunden ſo bedeckt und entſtellt war, daß er kaum einem menſchlichen Weſen glich. Vorſichtig trugen ſie den Zerfleiſchten in des Eremiten Hütte, labten und wuſchen ihn, und Gano erkannte mit einem Schrei des Entſetzens in ihm Barbino ſeinen Jugendfreund. Der Schwerverwundete ſchlug ſein Auge empor, ſchloß es jedoch ſogleich wieder mit Schaudern, und gab endlich, oft vom Todeskampfe unterbrochen, in wenig Worten das

Bekenntniß: er ſelbſt habe Angelica glühend geliebt, Neid und Rachſucht habe ſein Gemüth erfüllt, als er ſich verſchmäht, Gano von ihr begünſtigt ſah, und ſeitdem habe er über dem Gedanken gebrütet, Beider Glück zu vernichten. Kein Buhle wars, ſondern Angelica's Bruder, den ſie in tiefer Nacht entließ, nachdem er, von einer mächtigen Partei, die in ſeiner unruhigen Vaterſtadt das Übergewicht erlangte, verbannt, in den Reihen der Feinde gefochten hatte, und nach deren Niederlage flüchtig, heimathlos und ſeines Lebens nirgends ſicher war.

Jedes Wort des mit dem Tode Ringenden war ein Dolchſtoß für Gano, und wiederholt zuckte ſeine Fauſt nach dem Schwerte, den Böſewicht zu vertilgen. Doch Angelica hatte ihm verziehen und ſo verzieh auch er dem ärgſten Feinde, wie man einem Arzt verzeiht, der durch eine grauſame Operation uns zwar von einem Übel befreit, vielleicht aber zugleich das Leben raubt.

Barbino hauchte unter den Sterbegebeten des Mönches ſeine ſchwarze Seele aus.

Gano wartete nicht erſt das Erſcheinen des Tages ab. Mit kurzem Lebewohl und einem Händedruck ſchied er von dem frommen Prieſter und jagte von dannen, nicht ſchonend ſein wackres Roß, nicht bedenkend, daß ein Sturz des raſenden Rittes Flug ein plötzlich Ende machen könnte; denn jeder Augenblick, um welchen er das Leiden

ſeines frommen ſchuldloſen Weibes verlängerte, ſchien ihm unerſetzlich.

Endlich langt er an, ſieht mit Staunen die Zugbrücke herabgelaſſen, des Schloſſes Pforte weit geöffnet, — Angelica's Leichenzug tritt ihm entgegen.

Nach ihrer feierlichen Beſtattung begrub er ſelbſt ſich in des Felſenſchloſſes Mauern.

# Abſchied von der Heimath. (1825)

Von C. G. Ritter von Leitner.

Lebe wohl denn, traute Zelle,
Wo ich oft, geweint, gelacht
Oft von früher Morgenhelle
Still geſonnen bis zur Nacht.
Seit durch unſrer Thore Bogen
Du, Geliebte! zogſt hinaus,
Iſt mein Frieden mitgezogen,
Ward mir fremd mein Vaterhaus.

Aus der Heimath muß ich ſchleichen
Wie ein Flüchtling ſtumm und ſcheu,
Deinem Bilde zu entweichen,
Das mir folget all zu treu.
Andre ſchon nach Dir verſehen,
Was ſonſt Du geübt als Pflicht,
Und nur meines Herzens Wehen
Sind geſtillt ſo eilig nicht.

Deine Blumen knoſpen wieder,
Unbekümmert, wer ſie pflegt,
Und Dein Vogel ſingt die Lieder,
Wie zuvor von Dir gehägt.
Ach! — nur meine, meine Blüthen,
Meinen Sang und meine Luſt,
Kann nur Deine Liebe hüthen,
Kann nur pflegen deine Bruſt.

Lohnte gleich mein treues Streben
Nimmer des Erfolgs Genuß,
Neu zu neuem Thun und Weben
Stärkte mich Dein Morgengruß.
Und nach Müh'n und Tageslaſten
Saſſen wir beiſammen traut, —
Ach! — wo ſoll ich jetzo raſten,
Wenn der Abend leiſe graut.

Jenes Haus etret' ich nimmer,
Einſt mein täglicher Beſuch;
Fänd ich doch in jenem Zimmer
Noch ein mahnend Band, ein Tuch,
Noch ein Buch, erſt halb geleſen,
Wohlbekannt Geräth umher,
Alles wie es einſt geweſen,
Und nur Deine Stelle leer.

Hör' ich durch den Tempel wallen
Orgelton und Kirchenlied,
Wank ich weinend aus den Hallen,
Wo ſonſt Du bei mir gekniet.
Bei der Abendglocke Grüßen,
Wenn Du fromm empor geflehst,
Und mich oft haſt mahnen müſſen
Denk' ich ſelbſt nun an's Gebeth.

Unſ're Wieſen, unſ're Hügel
Meid' ich und den Uferhain,
Fragte doch des Baches Spiegel,
Mich verwundernd: ſo allein?
Selbſt die hohen Sterne winken
Tröſtlich nicht, wie ſonſt, herab,
Und mich dünket bang, ſie blinken
Bleich nur auf Dein frühes Grab.

Lebt denn wohl, ihr guten Leute,
Deren Kreis mich lieb umfing,
Daß mir's niemand übel deute,
Wenn ich finſter von ihm ging.
Seine Thränen zu verhüllen
Suchte ſtolz der ſtolze Mann,
Ob er's gleich erfuhr im Stillen
Daß er dennoch weinen kann.

Und — nun euern frommen Segen,
Vater, Mutter, gebt mir noch!
Und dann fort auf rauhen Wegen
Über Fels und Bergesjoch! —
Schied ich sonst von diesen Zinnen
Wandt ich zögernd oft den Blick,
Heute eil' ich rasch von hinnen.
Und ich schaue nicht zurück.

# Der Freineger.

Ein Nachtſtück.

von

Johann N. Vogl.

## I.

Die Sonne war, wie es in der heißen Zone immer geſchieht, plötzlich in das Meer geſunken und der glühende Sommertag, der nur wenig von den Seewinden gekühlt wurde, und ſeine Strahlen verſengend auf die Häupter der armen Negerſclaven ſendete, hatte einer kalten Nacht Platz gemacht, die nun ihre Schatten über die Plantagen von Cap Français verbreitete, welches ſich an der nördlichen Küſte der Inſel San Domingo, jetzt Hayti genannt, ausbreiten.

Die Sclaven und Sclavinen hatten die Kaffee- und Zuckerfelder bereits verlaſſen und ſich in ihre Kaſen begeben, in welchen ſie nun bei einem Feuer von Reiſig auf ihren Kavannen ſaßen oder ſich auf ihr Lager geſtreckt hatten,

das aus einer auf Querbalken gelegten Hürde aus Weidenzweigen, die auf Gabeln ruht, bestand, wo sie Maniack, Kürbisse und grüne Bananen zum Nachtmale verzehrten, oder sowohl Männer als Weiber ihre Pfeifen schmauchten.

In einer der letzten dieser Hütten, welche sich zwischen Pisangbäumen und Platanen um das Herrenhaus des Pflanzers Levere hinzogen, und die Gestalt eines halben Mondes bildeten, saßen drei Negergestalten auf ihren Matten.

Es waren zwei jüngere und ein alter Neger, der älteste auf der ganzen Plantage, dessen Fleisch bereits an der Sonnenhitze und den Zuckeröfen ganz vertrocknet war, und der, durch die vielen Namenszüge und Zeichen, welche ihm bei dem jedesmaligen Verkaufe von seinen Herren auf die Haut gebrannt wurden, einer mit Hyrogliphen überladenen egyptischen Bildsäule nicht unähnlich sah.

In der Mitte der Hütte loderte ein lustiges Feuer von Reisig, bei welchem die beiden jungen Neger, in ihren Hemden und Beinkleidern von Werktuch, kauerten und zwei Tauben in die Flamme steckten, damit ihre Federn darin verbrannten.

Der alte Neger saß regungslos im Hintergrunde und dampfte eine dichte Rauchwolke in die Luft.

Da hinkte der häßliche Fabrice, ein Krämer, mit kleinen schiefblickenden Augen, dem es in das Gesicht ge-

ſchrieben ſtand mir iſt alles feil um — Geld, und der mit europäiſchen Waaren von Pflanzung zu Pflanzung wanderte, zu den Negern herein; legte ermüdet ſeinen Waarenbündel bei Seite und ſetzte ſich auf einen Haufen Maisähren, welcher in einem Winkel der Hütte lag.

Sieh da, Fabrice, rief einer der jungen Neger am Feuer. Haſt du auch dein Tagwerk ſchon geſchloſſen, alte Landkröte?

Hat ſich was zu ſchließen, quickte Fabrice, mit ſeiner ſchneidenden widrig klingenden Stimme, wenn man gar nicht angefangen hat, 's iſt kein Verdienſt mehr im Lande, kein Verdienſt, das Geld wird immer weniger, der Handel immer ſaurer.

So haſt du heute eine ſchlechte Rechnung gemacht?

Schlechte Rechnung? gar keine Rechnung, Rechnung ohne Wirth, ſchnarrte Fabrice, ein Lumpenhandel ſag ich euch. Mit dieſen Worten zog er eine Blechflaſche aus der Taſche ſeines abgeſchabten Rockes, welcher einmal grün geweſen ſeyn mochte, und machte einen guten Schluck aus derſelben, worauf er ein Brot aus indiſchem Korn hervor holte und davon ein Stück abbiß.

Was gibts Neues auf Domingo? fragte der andere Neger, du weißt ja immer etwas zu erzählen.

Hat ſich was Neues, nichts als Schläge, Schläge und Blutſtriemen und wiederum Blutſtriemen und Schläge, antwortete Fabrice. Den Neger Germain haben

ſie heute früh, obgleich das Code-noir es verbiethet, den rechten Kniebug abgehauen weil er davonlaufen wollte.

So, entgegnete gleichgültig der Neger.

Und die kleine Sambo-Negerin der geizigen Spanierin, fuhr der Krämer fort, hat wieder fünfzig Peitſchenhiebe bekommen, fünfzig Peitſchenhiebe, wohlgezählt, obgleich der Code-noir nur neun und dreißig erlaubt, weil ſie eine Porzelainſchüſſel beim Servieren fallen ließ. Kam juſt zu recht, wie ſie ihr der Bambo in Gegenwart der Donna auflegte — hu! die ſchrie!

Haſt du den Freineger Jean Robert lange nicht geſehen? fragte der erſte Neger.

Schon an vierzehn Tage nicht, antwortete der Krämer, indem er wieder einen Schluck aus ſeiner Blechflaſche that, aber gehört habe ich von ihm, und ſeinem Fetiſch Auf St. Louis iſt wieder ein Weißer, deſſen Tod er vorausſagte, auf die Stunde geſtorben.

Der Jean Robert iſt ein Todtenvogel, ſprach der andere Neger, indem er die Tauben, deren Federn bereits verbrannt waren, mit Aſche bedeckte, um ſie zu braten.

Weißt du ſchon, Fabrice, nahm hierauf ſein Gefährte das Wort, daß die junge Madelaine, in die der Jean Robert ſo heftig verliebt war, die aber immer die Sprödе gegen ihn ſpielte, heute plötzlich in eine Art Raſerei verfallen ſeyn ſoll.

Weiß alles, alles, ſagte Fabrice und ſein Geſicht verzog ſich dabei auf eine widrige Weiſe, und ſeine

grauen Katzenaugen blinzelten und schielten noch einmal so unheimlich aus ihren schiefliegenden Spalten, das heißt, fuhr er fort, vom Hörensagen, alles bloß vom Hörensagen.

Warst du nicht heute früh selbst bei Madelaine fragte derselbe Neger, mir ist ja, als hätte ich dich in ihre Kase hinken sehen, als ich eben an die Arbeit ging.

Bei Madelaine, stotterte der Krämer, in sichtbarer Verlegenheit, die er dadurch zu verbergen suchte, daß er wieder einen langen Zug aus seiner Flasche that. Nun ja, sprach er nach einer Pause, erinnere mich schon darauf, warum sollte ich —

Da unterbrach eine alte Negerin, welche hastig eintrat, das Gespräch. Es war Justine, die Mutter des Mädchens, von welchen eben gesprochen wurde, ein hageres altes Weib, voll Runzeln, ein Kittel von Werktuch, der ihr bis an die Knie reichte, machte ihre ganze Bedeckung aus, und ein altes Stück rothen Zeugs, welches sie um den Kopf gewunden hatte, gab ihr ein seltsames phantastisches Aussehen.

Als die Alte eingetreten war, wendete sie sich zu den beiden Negern am Feuer und fragte sie: habt ihr den Freineger Jean Robert nicht gesehen?

Die Neger schüttelten schweigend die Köpfe.

Wißt ihr auch nicht, fuhr sie mit den deutlichsten Gebärden einer gesteigerten Angst fort, wo ich ihn jetzt finden könnte?

Wir können dir keine Auskunft geben, antwortete ei-

ner der Neger, wenn nicht Fabrice, der öfters mit ihm verkehrt —

Ich? schrie der Krämer aufgebracht, ich weiß von nichts, von gar nichts, ich verkehre mit keinem Freineger, und wenn ich mit Jean Robert zusammentreffe, so geschieht es zu fällig, aber —

Ach, so ist Madelaine verloren! unterbrach ihn die Alte und wendete sich, händeringend, wieder zum gehen.

Verloren, fragte einer der Neger, indem er den Kopf nach ihr wendete, und weßhalb?

Da erzählte die alte Negerin, von heftigem Weinen unterbrochen, daß Jean Robert dem Mulaten Joseph den er begegnete, gesagt habe, sein Fetisch hätte ihm prophezeiht, daß Madelaine noch heute Nacht sterben würde. Beinahe seit derselben Stunde, schloß die Gramgebeugte, in welcher Jean Robert den Mulatten in den Bergen sprach, wälzt sich die Arme in fürchterlichen Krämpfen auf ihrer Matte.

Danke Gott dafür, wenn sie stirbt, sprach hirauf der häßliche Krämer, so wird sie doch ihrer Sclaverei los. Ich dächte, fuhr er hierauf fort, man hätte dir dein altes Fell bereits genug durchgegärbt, um dir einsehen zu lernen, daß es für einen Schwarzen besser ist, todt, als ein Nacktfuß in Westindischen zu seyn.

Du hast keine Kinder, und weißt nicht was es heißt ein Kind verlieren, antwortete die Negerin und wendete ihm den Rücken zu.

Meinſt du denn, daß es ſo ganz ſicher eintreffen wird, was der ſonderbare Freineger prophezeiht? fragte der jüngere Neger.

Die Alte verhüllte ſich mit ihren Knöcheln die Augen und nickte einigemale bejahend mit dem Haupte.

Man merkt, erwiderte Fabrice, das erſt ſechsmal die Sonne über Domingo aufgegangen iſt, ſeitdem du das Negerſchiff verlaſſen haſt, da du noch an dem zweifeln kannſt, was ſogar der weiſeſte Dagoman für baare Münze anerkennt. Jean Robert iſt der gefürchteſte Obiach auf dieſer Inſel, der Liebhaber aller Mädchen, der Schrecken der Weißen, und ſein Fetiſch weiſſagt alles was da geſchehen wird.

Ach, könnte ich ihn doch finden, jammerte die Alte und rang die dürren Hände. Er allein könnte ſie noch retten, ſeine Kenntniſſe der Kräuter —

Für dein Kind iſt kein Kraut mehr gewachſen, das glaube nur immerhin, ſprach der Krämer wieder. Alles beim Lichte betrachtet, iſt es ja doch nur ſelbſt an ſeinem Tode Schuld.

Juſtine ſah den Redner ſtarr mit den erloſchenen Augen an.

Warum, fuhr jener fort, hat Madelaine die Zuneigung, welche Jean Robert für ſie hegte nicht erwiedert. Sie wußte ja, daß Accompong alle bisher mit dem Tode beſtrafte, die ſeinem Liebling feindlich begegneten.

Arme Madelaine! jammerte die Alte.

Da wurden plötzlich Schritte vor der Hütte laut, erſchreckt wie das böſe Gewiſſen fuhr Fabrice zuſammen, alle wendeten ſich nach dem Eingange.

Jerome, ein junger Negerſclave von derſelben Plantage trat verſtört und eilig herein.

Was gibt es? rief einer der Neger.

Uf! keuchte Jerome, indem er ſich den Schweiß von den kurzen grauſen Haaren ſtrich, kaum kann ich mich erhohlen. Ich wollte zu euch, um eine Harke zu borgen, da mußte ich an Juſtinens Hütte vorüber —

Die Alte ſchreckte zuſammen und ihre Zähne klapperten hörbar an einander.

Ein gellendes Geſchrei, fuhr Jerome fort, welches in derſelben erſcholl, bewog mich hineinzutreten, aber welch ein Anblick wurde mir da! Madelaine, die liebliche Tochter der alten Negerin, lag in den Armen einiger anderer Sclavinen, die auf ihr Geſchrei herbeigeſprungen waren und die ſie nur mit Mühe bewältigen konnten. Eben als ich eintrat, ſtieß ſie jedoch einen Schrei aus, der mir das Mark in den Beinen gefrieren machte, indem ſie mit beiden Händen zugleich nach dem Herzen fuhr, darauf ſank ſie leblos aus den Armen der Negerinen auf ihre Kavanne herab.

Todt! todt! heulte die Alte und rannte händeringend aus der Hütte.

Erſchrocken ſtarrte ihr Jerome nach, der jetzt erſt die alte Juſtine, welche in dem Dunkel der Hütte ſte-

hend, von dem Feuerbrande nur zur Hälfte beleuchtet wurde, erkannte.

Fabrice hatte ſich ſchon während der Erzählung Jeromes mit ſeinen Waarenbündel davon gemacht.

Ein leiſer Schauer rieſelte den Zurückgebliebenen durch die Glieder, das Feuer in der Hütte drohte zu verlöſchen in dieſem Augenblicke erhob ſich der alte Neger im Hintergrunde, welcher bis jetzt theilnahmslos auf der Kavanne geſeſſen zu haben ſchien, und der, bei der ſchwindenden Beleuchtung des Feuers, mehr einem Schemen als einem Menſchen ähnlich ſah, und ſprach mit einer Stimme die aus der Tiefe des Grabes zu kommen ſchien: Jean Robert's Fetiſch hatte es prophezeit!

## II.

In einer Hütte am Strande, aus welcher man in die nahe unbegrenzte See hinausblicken konnte, auf deren Wellen eben die zauberiſchen Schimmer eines wolkenloſen Vollmondes ſchwankten und zitterten, hatte ſich eine bedeutende Anzahl Negerſclaven von Cap Français zu einer Bambula, einer ihrer gewöhnlichen Beluſtigungen eingefunden.

Die Hütte war ſehr geräumig und am oberſten Ende gabelförmig gebildet. Das Dach aus ſchräg zuſammenlaufenden Sparren, welche mit Palmen und Kokosblättern gedeckt waren, beſtehend, ruhte auf vier ſtarken hölzernen Pfeilern, die Wände zwiſchen dieſen Pfeilern waren von

Lehm mit Weidenzweigen durchflochten und der Boden die nackte Erde.

Röthlichbraune, Braune und Schwarze beiderlei Geschlechts saßen hier mit verschränkten Beinen oder kauerten in verschiedenen Gruppirungen neben einander und tranken aus hölzernen Gefäßen ihren Taffia, während mehrere Neger und Negerinen in dem freien mittleren Raume der Hütte einen Nationaltanz ausführten.

Einen seltsamen Gegensatz zu dieser Lustbarkeit, welche mit einer Art Trommel, mit Händeklatschen und einem betäubenden Gesang, dessen Melodie jedoch nur in zwei Tackten bestand und sehr melancholisch klang, begleitet wurde, und zu den fröhlichen Blicken und Mienen, mit welchen die Mehrzahl der Versammlung die Tänzer begleitete, machten die zerfleischten und blutrünstigen Rücken, welche hie und da an Mehreren sichtbar wurden, die der Wuth der fühllosen Sclavenaufseher in den letztverflossenen Tagen anheim gefallen waren.

Unter allen Anwesenden wurden aber zwei Individuen, ein Negermädchen von ungefähr siebenzehn Jahren, Namens Victorine, und ein Neger, von zwanzig Jahren, Namens Francois, durch ihre körperliche Schönheit bemerkbar.

Beide waren Sclaven von banachbarten Plantagen und hatten sich, da eben Sonntag war, die Zuckerrohrfelder unbearbeitet blieben und die Siedereien und Zuckermühlen

ſtille ſtanden, mit andern zu dieſer Luſtbarkeit eingefunden.

Eben hatten die Tänzer unter Beifallsklatſchen ihren Tanz vollendet und ermüdet eine Kavanne geſucht, die Trommel ſchwieg, die Rauhen Sängerkehlen verſtummten und eine Pauſe trat ein, während welcher man wieder den abgeriſſenen Faden des Geſpräches auflas, und über dieß und jenes, was zu denſelben die Veranlaſſung gegeben hatte, abhandelte.

Da ſetzte Jaque, ein junger Neger von breitſchultrigem Baue und auffallender Wildheit, nachdem er noch einen tüchtigen Trunk aus einem Kalabaſſen — Kürbis gethan hatte, das Trinkgefäß zur Seite und ſprach zu ſeinem Nachbar: Wo bleibt doch nur heute der Jean Robert, ohne ihn heißt ſo eine Kambuta im Grunde doch nicht viel mehr als nichts. Nur wenn er den Krug ſchwingt und ſeine kräftige Stimme dazu erſchallen läßt, daß die ſchlaftrunkenen Landkrabben mit den Köpfen zuſammenſtoßen, iſt es eine Luſt, die uns für Sonnenſtich und Schläge eingermaſſen entſchädigen kann. Heda! hat in keiner von euch geſehen?

Die Neger verneinten.

Sonſt war er die Seele jedes Negerfeſtes, fuhr Jaque fort, und verſäumte nie zu erſcheinen, wo die Trommel geſchlagen wurde. Es war als ob ihre Schläge eine Zauberkraft beſeßen hätten, ihn aus den fernſten Winkel, in welchen er ſich befinden mochte, zu dem Orte her-

bei zu locken, wo ſie die Luſtbarkeit des jungen Volkes begleitete.

Ei, ſprach Euſtache, ein Neger aus Benin, er wird wieder mit ſeinem Fetiſch auf irgend einem Felſenriffe, der ins Meer hinaus ragt, ſitzen, wie ein Nachtvogel, was er gerne zu thun pflegt. Habe ich ihn ja ſelbſt mehrmahls ſo ſitzen und hinausſtarren ſehen in die wilde See, wenn der wüthige Sturm die Wolkenfetzen am Himmel vorüber jagte und der Mond nur zuweilen die einſame rieſenhafte Geſtalt auf dem Felſenblocke mit ſeinem weißen Lichte übergoß, indeſſen drunten die ſchwarze Brandung an die Riffe ſchlug, gleichſam als wäre ſie erzürnt über die Gleichgültigkeit dieſes Einen gegen den Aufruhr der Elemente.

Es iſt noch nicht ſo ſpät an der Zeit, nahm ein Neger von der Goldküſte das Wort, er kann noch immer kommen.

Erzähle uns doch, ſprach hierauf ein junger Neger zu Euſtache, wie Jean Robert zu dem Fetiſch und der Prophetengabe gekommen iſt. Euſtache, du weißt ja ein Näheres um die Sache.

Wohl weis ich es, verſetzte der Neger, und wollt ihr es hören, ſo ſetzet euch um mich herum und horcht mir zu. Da drängte ſich alles in der Hütte um Euſtache und dieſer erzählte.

Jean Robert, oder mit ſeinem eigentlichen Namen Makandal, iſt der Sohn eines Häuptlings von ei-

nem Landſtriche am Atlasgebirge, und wurde in ſeinem zwölften Jahre von einem Negerfänger geraubt, der ihn einem Mäckler verhandelte, mit deſſen übrigen Sclaven er nach San Domingo gebracht wurde, wo ihn Herr Lefevre an ſich kaufte und ihm den Nahmen: Jean Robert beilegte.

Jean Robert wurde bald der Liebling aller ſeiner Mitſclaven, denn er beſaß bedeutende Kenntniſſe in der Arzenei und Pflanzenkunde und war die Seele aller Negerfeſte. So lebte er, gleichbekannt auf ganz Domingo durch ſeine Kenntniſſe wie durch ſeine frohliche Laune und Luſtbarkeit, bis in ſein achzehntes Jahr. Da aber geſchah es, daß in ſeinem jugendlichen Herzen die Liebe, die demſelben bis dahin fremd geblieben war, mit allem Ungeſtüme dieſer Leidenſchaft erwachte.

Es war ein ſehr ſchönes kaum fünfzehnjähriges Negermädchen, Namens Marianne, das in ihm dieſe Glut erweckte, auf welches aber auch unglückſeligerweiſe der Plantagenaufſeher ſein Auge geworfen hatte.

Marianne hatte zwiſchen dem kraftvollen und feurigen Jean Robert und dem bläulichen ausgetrockneten Kreolen keine ſchwere Wahl, doch fürchtete ſie die Rache des letzteren, wenn ſie ſeinen Bewerbungen kein Gehör geben würde, allein auch dieſe Furcht beſiegte endlich die Liebe und ihr Herz entſchied ſich für den Negerſclaven.

Der Aufſeher entdeckte bald die Urſache von Mari-

annens Abneigung gegen ihn und beſchloß ſich bei erſter Gelegenheit blutig an Beiden zu rächen.

Jean Robert erfüllte jedoch trotz ſeiner Liebe zu Mariannen ſeine Pflichten ſo genau, daß er bis jetzt noch immer ſeine Haut von Geißelſtriemen rein erhalten hatte.

Da nun der Kreole bald einſah, daß er ihn mit Recht nicht beſtrafen konnte, beſchloß er unter was immer für einem Vorwande ſeine Rache an ihm zu kühlen.

Nicht lange hierauf benützte er eine nichtsſagende Verſäumniß und befahl Robert ſich auf die Erde zu ſtrecken, um eine Anzahl Peitſchenhiebe zu empfangen.

Robert weigerte ſich ſtandhaft dieſen empörenden Befehl zu vollziehen, der Kreole wurde aber immer wüthiger und legte endlich ſelbſt Hand an ihn. Da ergriff aber Jean Robert, zum höchſten Zorne durch dieſe Ungerechtigkeit entflammt, den rachedürſtenden Henker, ſchmetterte ihn zu Boden und entfloh.

Vergebens raffte ſich dieſer in aller Eile, ſchäumend und blutend, von der Erde auf und verfolgte ihn, nebſt den Negern, welche innerlich über dieſe Begebenheit jubelten, mit der Wuth eines verwundeten Tiegers. Der Flüchtling entkam glücklich in die Gebirge.

Obgleich aber Jean Robert auf den Höhen zwiſchen den Diſtrikten Margaux und Liube, welche er nun als Maronneger bewohnte, hinlängliche Sicherheit vor ſeinen weißen Verfolgern gefunden hatte, eckelte doch bald ſeinem lebhaften Geiſte die ſchweigende Einſamkeit

und das Gleichförmige und Unthätige seiner neuen Lebensweise an, und er konnte dem Hange nicht widerstehen, seine früheren Leidensgefährten heimlich auf ihren Pflanzungen zu besuchen und zuweilen ihren nächtlichen Festen beizuwohnen.

So kam er regelmäßig jede Woche in die Pflanzung des Herrn Lefevre, als er plötzlich ausblieb. Die Neger wußten sich sein Ausbleiben nicht zu enträthseln und dachten schon, daß ihn ein Krokodill verschlungen habe, oder daß er auf irgend eine andere Weise in den Gebirgen umgekommen sey, als er zu ihrer Verwunderung mit einem Male wieder unter ihnen erschien. Jedoch war er dieses Mal ernster, düsterer als jemals, ja er hatte fast etwas Unheimliches in seinem Benehmen.

Auf ihr Befragen, wo er so lange geblieben, erzählte er, daß Accompong, der Gott der Neger ihm persönlich erschienen sey. Er hatte die Gestalt eines schwarzen Riesen von furchtbarem Aussehen angenommen und winkte Robert ihm zu folgen.

Hierauf führte er ihn tief in das Gebirge hinein und zeigte ihm dort einen Orangenbaum von ungewöhnlicher Größe, von welchem er ihm einen Zweig abzuhauen befahl.

Als er dieses gethan, gebot er ihm aus diesem Zweig sein Bildniß zu schnitzen. Robert entschuldigte sich, daß er solches nicht verstünde, aber der Riese sprach zu ihm, er sollte es nur versuchen.

Robert schnitzte hierauf, und obgleich er diese Kunst niemals erlernt hatte, so gestaltete sich jedoch, wie durch Zauberei unter seinen Händen immer mehr und mehr eine fabelhafte Menschenbildung aus dem Zweige, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Riesengotte hatte.

Als diese völlig zu Stande gekommen, sprach Accompong: dieser Baum ist mir geweiht von meinen Priestern und mit Zauberkräften begabt ist der Stab, den du dir daraus geschnitzt. Bewahre ihn als ein Geschenk meiner Huld, denn er besitzt die Kraft, dir den Tod aller jener vorauszusagen, auf welche Accompong zürnet. Auch wird er mir mit Windeseile berichten, was du ihm vertraust, und dadurch dich schützen vor den Verfolgungen der Weißen. —

Erstaunt horchten die Neger, denen Robert dieses erzählte, seinen Worten zu, und wirklich erblickten sie in seiner Hand einen Stab, in welchem eine menschenähnliche Gestalt geschnitzt war; doch zweifelten noch immer einige von ihnen an der Wahrheit des Gesagten.

Bald aber überzeugten sie sich, daß dem Fetisch wirklich die Prophetengabe verliehen sey, denn Jean Robert sagte schon bei seinem nächsten Besuche den Tod jenes blutgierigen Kreolen und eines Mädchens voraus, welches ihm treulos geworden war, und das viele Meilen von Cap Français entfernt in dem Landstriche Los Leanos wohnte, und fast auf die Stunde ging die Prophezeiung an Beiden in Erfüllung.

Seit dieſer Zeit iſt Jean Robert bekannt als Obeah oder Hexenmeiſter, wie die Weißen ſagen, und alles zittert vor ſeinen Ausſprüchen, die immer eintreffen und alle Schwarzen, wie ihr ſelber wißt, ſind ſeine geheimen Freunde und dienſtwillig in Allem, was er von ihnen begehrt, und würden eher jede Mißhandlung dulden, als ihn an ſeine Feinde verrathen.

Mit dieſen Worten ſchloß Euſtache ſeine Erzählung, auf welche eine allgemeine Pauſe erfolgte.

Der große Geiſt hat ihn geehrt vor allen Schwarzen auf Domingo, ſprach hierauf ein alter Neger von Wehdah, welcher der Erzählung mit voller Aufmerkſamkeit zugehört hatte, möge er ihm noch lange gnädig bleiben und Roberts Fetiſch niemals etwas prophezeien, was Einem von uns Schaden bringen könnte.

Indeſſen hatte ſich das junge Volk wieder erhoben und die Muſiker zeigten durch einzelne Töne, welche ſie ihren Inſtrumenten entlockten, nicht undeutlich an, daß ſie die flüchtigen Stunden der Freiheit nun lieber mit Luſt und Tanz, als mit Erzählen zuzubringen geſonnen ſeyen.

Seht doch, rief Jaque, die Trommler werden ungeduldig, nun laſſet nur der Fröhlichkeit ihren Lauf, wir Negerſclaven müſſen die Augenblicke der Luſt beim Schopfe erfaſſen, wo wir ſie finden, das Leid lauert ſchon draußen wieder vor der Thür in Geſtalt der Meiſterknechte und Peitſchen, die Accombong verdammen wolle.

Friſch da! getanzt! getanzt! rief eine Stimme, und

„getanzt! getanzt!" scholl es aus allen Ecken der Hütte, während die Trommler lärmend in den Chorus einfielen.

Laßt doch sehen, wie unsere junge Victorine und der muntere Francois sich im Kalenda ausnehmen, rief, als das Gelärme sich wieder etwas gelegt hatte, ein Neger von der Plantage des reizenden Negermädchens. Beim alten Tam, es ist das schönste Paar, das diese Insel noch gesehen hat.

Auf! Auf Victorine! Auf Francois! scholl es von allen Seiten und viele Arme waren geschäftigt, Beiden von ihren Kavannen, auf welchen sie in den entgegengesetztesten Winkeln der Hütte saßen, aufzuhelfen und sie in den Mittelgrund derselben zu bringen.

Obgleich aber so weit entfernt von einander, hatten sich die Beiden doch schon lange bemerkt, und mit nicht geringerem Wohlgefallen ruhten Francois Blicke auf dem zierlichen Wuchse, auf den glänzend schwarzen Augen, den Korallenlippen und schneeweißen Zähnen der Schönen, als ihre Blicke auf der kräftigen Gestalt und dem vollen glatten Gliederbaue des Jünglings hafteten.

Doch war es nicht das Wohlgefallen an der Schönheit ihres Körpers allein, das sie bei ihrem gegenseitigen Anblicke erfaßte, es war das tiefe Gefühl eines inneren Einklanges, welches bei dem Zusammentreffen geistigverwandter Menschen sich so wunderbar in ihnen ausspricht.

Mit einer Art von Schüchternheit standen sich jetzt Victorine und Francois gegenüber und sahen sich

verwundert in die Augen, als wollten sie fragen: Wie kommt es, daß wir uns jetzt erst finden, da du doch so lange schon in meinem Innern lebtest?

Victorine reichte Francois die Hand, und er fühlte wie ein leises Beben durch dieselbe ging, als er sie erfaßte. Von den Negern umrungen und von ihrem Beifallsklatschen angetrieben, begannen sie nun die Kalenda.

Beide tanzten mit hinreißender Anmuth. Das Ebenmaß ihres Körperbaues, welches sich mit jeder neuen Wendung vortheilhafter zu zeigen schien, die Leichtigkeit und Anmuth ihrer Bewegungen, in welchen die schöngeschwungenen üppigen Formen sich dem Auge darstellten, alles dieses entzückte die Zuschauer, und ihre Beifallsbezeigungen wuchsen zum wildesten Gelärme.

Da erscholl mit einenmale aus einem Winkel der Hütte der Ruf: Jean Robert! Jean Robert! und Aller Augen wandten sich nach dem Eingange, die Trommel schwieg, Tanz und Lärmen hatte, wie mit einem Zauberschlage geendet.

Unter den Eingangspfeilern der Hütte aber lehnte Jean Robert, eine hohe atletische Gestalt, eine rothe westindische Mütze auf dem Haupte, gestreifte weite Unterkleider, welche nur bis an die Hälfte der Schenkel reichten, über die Schulter hing ihm eine Doppelflinte, an der linken Seite ein langes Waidmesser.

Den verhängnißvollen Fetisch in der Linken haltend, stand er mit der Rechten auf den einen Pfeiler gestützt und

ſchien nur Augen für Victorine zu haben, welche eben von Francois zu ihrer Kavanne geführt wurde, und die er mit glühendem Blicke verfolgte.

Woher iſt die Negerin? fragte er Jaque.

Eine Sclavin von der Pflanzung des alten Galiſet, entgegnete dieſer.

Und heißt?

Victorine.

Während dieſen Worten war er mehr vorwärts getreten und warf ſich dort an dem Feuer, an welchem die Neger ihr Mahl bereiteten, nachläſſig auf eine Kavanne nieder, doch ſo, daß er die junge reizende Negerin ſo gut als möglich im Auge behalten konnte. Viele Neger reichten ihm ihre Kürbiſſe mit Taffia, der Freineger ergriff einen derſelben und ſtürzte ſeinen Inhalt hinunter.

Was gibt es Neues auf eurer Pflanzung? fragte er hierauf.

Weißen Geiz und ſchwarze Trübſale, antwortete Euſtache, wie immer.

Das weißt du wohl ſchon, nahm Jaque das Wort, daß die arme Madelaine, deine einſtige ſpröde Ge —

Accompong iſt groß! fiel ihm Robert, ins Wort, mein Fetiſch hat es mir prophezeit. Wie er mir noch manches prophezeite, fuhr er düſter fort und blickte im Kreiſe umher, als wollte er eben wieder ein Todesurtheil über einen der Anweſenden ausſprechen, worüber faſt jeder, den ſein Blick traf, von unwillkührlichem Schauder er-

griffen zurückbebte. Doch davon ein andermal, ergänzte der Furchtbare.

Du bist heute sonderbar aufgeregt und scheinst verstimmt, sprach jener alte Neger von Wehda. Denke, daß du bei einer Bambula bist und sey fröhlich wie sonst. He! bringt Taffia und Fleisch und Cassave und bewirthet euren Gast, rief er den Jüngeren zu, und ihr fahret fort in eurer Lustbarkeit. Der Trübsinn ist ansteckend wie die Pest. Mit diesen Worten reichte er dem Freineger eine volle Kürbisflasche, welche eben ein Negerknabe hereinbrachte.

Robert that ihm Bescheid und vertiefte sich bald mit ihm und mehreren anderen Negern in ein Gespräch über den Zustand der französischen und spanischen Pflanzungen auf Domingo, über die Unterdrückung und Mißhandlung der armen Schwarzen durch ihre weißen Henkersknechte und über die Möglichkeit ihrer einstigen Befreiung, während seine Blicke jedoch immerwährend die schöne Negerin aus der Menge heraussuchten und verfolgten.

Victorine hatte sich aber mit Francois auf eine Kavanne gesetzt und Beide, unbekümmert um Jean Robert und Tanz, schwelgten nur in den unaussprechlichen und wonnigen Gefühlen ihrer jungen Liebe, welche sie der rauhen Wirklichkeit entzog und ihnen ein niegeahntes Eden eröffnete.

Während diesem hatte die Lustbarkeit der Anderen von neuem begonnen. Männer und Weiber hatten sich in einen weiten Kreis gestellt und führten nun einen allgemeinen

Tanz aus, welcher darin beſtand, daß alle nach dem Takte der Trommel regelmäßig in die Höhe ſprangen und gleich darauf wieder zur Erde fielen. Drei oder vier Worte, welche immerwährend wiederhohlt wurden, machten den Geſang aus, der dieſen ſonderbaren Tanz begleitete.

Die älteren Sclaven ſetzten ſich während dieſes Tanzes zu Jean Robert oder umſtanden ihn in dichten Gruppen, andere bedienten ihn mit getrockneten Fiſchen, Piſket genannt, und mit gepöckeltem Fleiſche, und wieder andere füllten fleißig ſeinen Kürbis mit Taffia, während aber alle aufmerkſam auf ſeine Worte horchten, die ſie für Orakelſprüche hielten und verſtohlene Blicke auf ſeinen Fetiſch warfen.

Als der Tanz wieder geendet war und die Gruppen ſich theilten, ſuchten Jean Robert Blicke vergebens die ſchöne Victorine wieder in der Verſammlung, ſie war verſchwunden, mit ihr Francois.

Beide zogen es vor, unter dem Rauſchen der Palmen zu wandeln und ſich Verſicherungen ihrer niemals endenden Liebe zu geben, und durch glühende Küſſe und inniges Umfangen dieſe Verſicherungen zu bekräftigen.

Jean Roberts Stirne zog ſich in finſtere Falten, als er ihre Abweſenheit bemerkte, mißmuthig und raſch erhob er ſich von ſeiner Kavanne und nahm eiligſt Abſchied von ſeinen Freunden, um wo möglich noch das Negermädchen einzuhohlen, das er auf dem Wege nach Galifets Plantage wähnte.

Geflügelten Fußes verfolgte er diesen Weg, aber Victorine war nicht auf demselben zu finden, und der nahende Morgen zwang Jean Robert zur Rückkehr in seine Gebirge.

III.

Seit dieser Zeit waren Francois und Victorine die glücklichsten Menschen auf Domingo. So oft die Glocke der Plantagen des Abends durch die Savanen klang und die Sclaven ihre Arbeitsplätze verließen, eilte Francois, der bei seinem Herrn die Dienste eines Unteraufsehers in einem Distillirhause versah, auf die Pflanzung seiner Geliebten, wo ihn diese vor ihrer Hütte oder in einem nahegelegenen Orangenwäldchen bereits erwartete. Es fehlte nichts, um ihr Glück vollkommen zu machen, als die Erlaubniß ungetrennt beisammen leben zu dürfen.

Beide kamen auch darin überein, sich zu den Füßen des alten menschenfreundlichen Galifet zu werfen und ihn zu bitten, daß er Francois von seinem Herrn, welcher ein Neffe Galifets war, an sich kaufen und ihm die Erlaubniß, sich mit Victorine zu verbinden, ertheilen wolle.

Der alte Galifet war als der wohlthätigste aller Pflanzer auf ganz Domingo bekannt und seine Herzensgüte wurde sogar zu einem Sprichworte, denn wollte man einen glücklichen Schwarzen auf Domingo bezeichnen, so

pflegte man zu ſagen: Il est hereux comme un Negre de Galifet.

Denn Galifet behandelte ſeine Sclaven menſchlich, forderte keine übermäßigen Arbeiten von ihnen, wie viele der Nachbarpflanzer, er erlaubte ihnen, in jeder Woche zwei Tage ihre Carreaus zu bebauen und die Früchte davon für eigene Rechnung zu verkaufen.

Daher mochte es auch kommen, daß man bei den Negern von ſeiner Plantage nicht jene Tücke, jene Hinterliſt bemerkte, welche ſonſt die Negerſclaven bei jeder Gelegenheit wider ihre Herrn an den Tag legen, und die in der Regel ſelbſt allen Schwarzen eigen iſt. Ja, es gab keine rüſtigeren und geſitteteren Arbeiter auf Domingo, als Galifets Sclaven. Ein Hauptbeweggrund ihres Fleißes und ihrer Ordnungsliebe mochte wohl darin beſtehen, daß jeder Sclave, wenn er zehn Jahre bei Galifet gedient hatte, ohne ſich eines bedeutenden Vergehens ſchuldig gemacht zu haben, darauf rechnen durfte, nach Ablauf dieſer Zeit von ihm ſeinen Freibrief zu erhalten und unter die freien Arbeiten auf der Pflanzung aufgenommen zu werden.

Dieſes alles wußten die beiden Liebenden und bauten daher auf Galifets Herz und ſeinen Edelmuth die Hoffnung ihres Glückes und ihrer Zukunft. Victorine fühlte ſich aber noch aus einem andern Grunde bewogen, dieſen Schritt ſo viel als möglich zu beſchleunigen.

Sie hatte nämlich ſchon mehreremale den Freineger Jean Robert bei Einbruch der Nacht durch die Lianenbüſche vor ihrer Hütte ſchleichen ſehen und ahnete, nicht

mit Unrecht, daß irgend eine schlimme Absicht hinter diesem Auflauern verborgen liegen müsse, und der Neger vielleicht nur allein eine schickliche Gelegenheit abwarte, sie auszuführen und dadurch ihrem Glücke auf irgend eine Weise gefährlich werden oder störend in den Weg treten könnte.

Ohne jedoch weiter beunruhiget zu werden, erschien der Tag, an welchem Victorine und Francois ihre Bitte dem Pflanzer vorbringen wollten. Es war der achtundsechzigste Geburtstag desselben, welchen sämmtliche Bewohner der Pflanzung feierten.

Männer und Weiber standen am Morgen dieses Tages in dichten Reihen vor ihren Kasen, festlich geschmückt, wie nur an einem Sonn- oder Festtage.

Jene in Röcken von gefärbter Leinwand, die bis an die Knie reichten, oben am Gürtel gefaltet und an den Hüften mit zwei Schlitze, die mit Bändern zusammengebunden, diese mit einem schmalen Corsete mit einem Bandlatze und mit zwei kurzen Röckchen bekleidet, von welchem das untere von buntfarbiger, das obere von weißer Leinwand war. Kopf und Busen hatten sie mit bunten Muscheln, Glasperlen oder Bändern von rothen Beeren behangen, doch waren alle nackt von Füßen.

Vor ihnen stand der Ökonom nebst den Zuckersiedern und Schreibern, sämmtliche Weiße, welche die Reihen musterten und den Zug nach dem Herrenhause anordneten.

Endlich gab der Ökonom das Zeichen zum Aufbruche,

und mit freudigem Gelärme eilten nun die Schaaren der Schwarzen, an der Spitze die Kinder, welche Körbe mit Accacienblüthen und Bignonien gefüllt trugen, sodann die Handwerksneger, nach diesen die Feldneger, immer zwei und zwei, ein Neger und eine Negerin, von den Tatas geführt, nach der Wohnung des Pflanzers.

Hier schlossen sie einen weiten Halbkreis um das Herrenhaus und brachen in ein schallendes Gejauchze aus, während welchem die Kinder ihre Bignonien und Accacienblüthen vor die Thür streuten und die Alten ihre rothen westindischen Mützen in die Luft warfen und ihre gellenden Instrumente erklingen ließen.

Der alte Galifet, ein Mann von gedrungenem noch kräftigem Körperbaue, mit grauem Haupthaare, schwarzen buschigen Brauen und einem ernsten aber nicht unfreundlichem Gesichte, saß eben behaglich, aus einer roththönernen Pfeife rauchend, bei seinem Morgenkaffeh, von seinen Factoren, Buchhaltern, Agenten und den übrigen vorzüglicheren Hausleuten, welche ihm ihre Wünsche zu diesem Tage darbrachten, umgeben, als das ohrenbetäubende Gelärme unter seinem Fenster losging.

Aha! meine schwarzen Kinder! rief Galifet lächelnd, auch sie kommen, mir Glück zu wünschen, kommt meine Herrn, daß wir ihnen nicht ihre Freude verderben.

Begleitet von den Umstehenden begab er sich sofort auf die Hausflur, wo ihn ein bunter Blumenregen und

das Geſchrey von hundert Kehlen: Vive le Planteur Galiſet! Vive notre Pere! empfing.

Nachdem der erſte Freudenſturm verbrauſet war, und Galiſet von ſichtbarer Rührung ergriffen den Tatas für ihre Aufmerkſamkeit gedankt und ſie zu fernerer Treue und Ordnung ermahnt hatte, warfen ſich Victorine und Francois, welche auf dieſen Moment gewartet hatten, dem menſchenfreundlichen Pflanzer zu Füßen, und brachten nicht ohne Zagen ihre Bitte vor.

Der alte Galiſet betrachtete lange und nicht ohne ſichtbarem Wohlgefallen das ſchöne Paar, hieß es ſodann aufſtehen und ihm folgen, während er ſeinen Hausleuten befahl, die andern Neger mit Speiſe und Trank zu betheilen, dieſe aber ermunterte in ihrer Luſtbarkeit fortzufahren und ſich heute als an einem freien Tage durch nichts in derſelben ſtören zu laſſen.

In dem nach altfranzöſiſcher Art mit reichverziertem Geräthe eingerichteten und mit Seeſtücken und rieſenhaften Landkarten behangenem Wohnzimmer des Pflanzers angelangt, reichte dieſem eine niedliche Sambo-Sclavin eine friſche Tabakspfeife mit Varinas und zündete ihm dieſelbe an, worauf ſich Galiſet auf ein großblumigtes Kanapee niederließ und Victorine aufforderte, ihm nun über ihre früheren Lebensſchickſale, ihren Heimathsort, über ihre Ältern und deren Namen u. dgl. nähere Aufſchlüſſe zu geben.

Die Geschichte der armen Victorine war eben so einfach als traurig.

Victorine damals Samba genannt, lebte mit ihrem Vater, welcher Jenjue hieß, auf der Insel Zanzabar in Afrika, deren Bewohner, ein friedlicher Negerstamm, sich ausschlüßlich mit Jagd und Fischfang beschäftigten.

Jenjue hatte nur eine Tochter (Samba) und einen Sohn, welcher aber so unglücklich war, bei einem Fischfange auf der hohen See von dem Sturme überrascht und von den Wellen verschlungen zu werden.

Lange währte die Trauer, welche der Tod des Jünglings in Jenjues Hütte gebracht hatte, aber auch diesen Schmerz besiegte endlich die Zeit, und die Wunden der Ältern waren schon ziemlich verharscht und schon begann die alte Heiterkeit wieder heimisch zu werden in ihrer Hütte, als ein Schiff aus Spanien an ihrer Insel landete.

Die weißen Männer, welche sich auf dem Schiffe befanden, benahmen sich sehr freundlich gegen die Insulaner, brachten ihnen Geschenke und erbaten sich nur ihre Tonnen mit süssem Wasser füllen zu dürfen, welches ihnen jene gerne gewährten.

Als sie wieder günstigen Wind hatten und das Schiff die Insel verlassen wußte, luden sie noch alle jungen Mädchen und Männer auf dasselbe zu einem Feste, welches sie den Inselbewohnern aus Dankbarkeit für ihre Gastfreundschaft geben wollten.

Das Schiff war mit bunten Bändern und Flaggen geschmückt und liebliche Musik erscholl aus seinem Inneren. Die jüngsten Neger und Negerinen, begleitet von einigen ihrer älteren Angehörigen, wie auch Samba und Jenju eilten in fröhlicher Erwartung nach demselben.

Mit heiterem Sinne und nach Landesart mit bunten Federn und Muscheln geschmückt, sprangen sie in den Kahn, welcher am Ufer schaukelte, und ließen sich in das Schiff hinüberführen, kaum aber hatte der letzte von ihnen den Bord bestiegen, so änderte sich plötzlich die Scene.

Wie ergrimmte Tieger fielen die weißen Männer mit einemmale über die arglosen Neger, welche sich nun zu spät hintergangen sahen, banden ihnen Hände und Füße, warfen sie in einen engen finsteren Raum und das Schiff flog leicht wie ein Vogel mit seiner Beute davon.

Monate lang dauerte die Qual der unglückseligen Schwarzen, welche ein Opfer ihres Vertrauens geworden waren, endlich landete das Schiff auf der Insel Barbados, an welcher die Sclavenhändler, die aus Afrika kommen, gemeiniglich zuerst zu landen pflegen. Hier stellte man sie zur öffentlichen Schau aus und verkaufte sie wie andere Waare.

Unbarmherzig riß man das Weib von dem Manne, die Mutter von ihren Kindern und Samba aus den Armen ihres Vaters. Beide wurden von verschiedenen Pflanzern gekauft und hatten sich seit diesem schrecklichen Augenblicke nicht wieder gesehen. Samba wurde von dem

Pflanzer Galiſet gekauft und nach San Domingo gebracht.

Nach Beendigung dieſer Erzählung, welche Victorine dem alten Pflanzer auf die ungeſchminckteſte und einfachſte Weiſe, die aber dadurch an Wirkſamkeit nur um ſo mehr gewann, mitgetheilt hatte, kam die Reihe des Erzählens an Francois.

Dieſer aber wußte nur mehr Bruchſtücke ſeines früheren Lebens. Er erzählte, daß er ſchon als Knabe durch weiße Männer geraubt worden ſey, ſich aber auf nichts mehr zu erinnern wiſſe, als daß er einſt durch ein großes Geheul aus dem Schlafe geweckt wurde, die Hütten in Flammen und ſeine Eltern von den Weißen ermorden ſah, während er ſelbſt mit zwei kleinen Geſchwiſtern und vielen anderen auf ein Schiff gebracht wurde, auf welchem er anfangs viel geweint habe.

Nach langer Zeit habe das Schiff endlich in einem ihm fremden Orte gelandet, wo er von einem Mäckler für ſeinen jetzigen Herrn erhandelt und nach den Antillen gebracht worden ſey.

Der alte Galiſet hatte ſowohl der Erzählung der lieblichen Victorine als jener des Francois mit ſichtbarer Theilnahme zugehört, doch ſchien er eine beſondere Aufmerkſamkeit der erſteren zu ſchenken, ja, er hatte ſich ſogar, während ſie erzählte, einiges in ſeine Brieftaſche notirt.

Nachdem ſie beide geendet, drückte der Pflanzer die

glimmenden Varinasblätter in seinen Pfeifenkopf und bestellte Victorine und Francois, nachdem er noch einige tröstende Worte zu ihnen gesprochen hatte, auf den nächsten Sonntagsvormittag wieder zu sich in das Herrenhaus.

Drei Tage waren noch bis dahin Sie entschwanden jedoch, ohne daß sich irgend etwas Merkwürdiges ereignete, außer das Victorine abermals den verdächtigen Neger gleich einem Nachtgespenste um ihre Hütte schleichen sah, und der Pflanzer Galifet eine kleine Reise nach Port Margot machte, um neue Individun für seine Colonie zu kaufen, von welchen er erst am Abend vor dem verhängnißvollen Tage wieder zurückkehrte.

Endlich schlug die bestimmte Stunde, mit welcher Victorine und Francois vor dem Pflanzer erscheinen und aus seinem Munde ihr Schicksall erfahren sollten.

Mit pochendem Herzen verfügten sich beide zu demselben.

Galifet, eben im Vorhofe beschäftiget, den Ankömmlingen ihre Arbeiten anzuweisen, und sie in Ihren neuen Verrichtungen zu unterweisen, empfing sie freundlich übergab sein Geschäft dem Ökonom, dem er noch einiges in das Ohr wisperte und hieß sodann Victorine und Francois ihm in sein Gemach folgen.

In diesem angelangt, faßte er beide an der Hand und sprach: Ich habe euch versprochen, mich hinsichtlich

eurer Verbindung, für euch zu verwenden, ich habe Wort gehalten und freue mich, noch vor meinem Tode zwei Menschen glücklich machen zu können.

Francois, sprach er zu diesem, indem er ein Papier aus der Brusttasche nahm und es ihm überreichte, du hast meinem Neffen durch eilf Jahre treu gedient, dafür erhältst du hier deinen Freibrief, von ihm und den nöthigen Zeugen unterzeichnet, welcher mit Beendigung der heurigen Ernte seine Wirksamkeit erhält, und den du sodann durch das Gouvernement kannst bekannt machen lassen.

Hier, Victorine, fuhr er zu der Negerin gewendet fort, indem er ihr ein ähnliches Blatt überreichte, ist der deine. Wollt ihr als freie Neger in meiner Pflanzung bleiben, so erhält jedes von euch jährlich dreihundert Livres, beabsichtiget ihr jedoch eine andere Lebensweise für die Zukunft, so ziehet in Frieden wohin es euch beliebt und gedenket zuweilen noch freundlich des alten Galiset, wenn der Wind mit dem Grase über seinem Grabe spielt.

Erstarrt, betäubt, außer sich vor Freude und Überraschung, standen die beiden Schwarzen und starrten den Pflanzer an, und dann sich und dann wieder den Pflanzer, die Papiere in der Hand, ohne eines Wortes mächtig zu seyn, dann stürzten sie vor ihm auf die Kniee, umklammerten und küßten seine Füße, und konnten den Sturm

ihrer Gefühle durch nichts als durch lautes Schluchzen zu erkennen geben.

Der menschenfreundliche Pflanzer aber hob sie liebreich auf und legte ihre Hände in einander und schämte sich nicht, daß eine Thräne sogar über seine gebräunten Wangen perlte, die einzige lautere vielleicht, welche von einem Pflanzer auf Domingo geweint worden war.

Noch aber habe ich meiner Victorine ein Hochzeitgeschenk mitzugeben, fuhr Gallifet fort, indem er sich, mit seinem bunten Seidentuche die Augen trocknend, von der weinenden Negerin losmachte, sodann auf eine Nebenthür zu schritt und diese öffnete.

Victorine starrte von tausend sich kreuzenden Ahnungen bewegt nach derselben.

Aus dem Nebengemache aber trat ein alter verkümmerter Neger und streckte die beiden hageren Arme zitternd nach Victorine aus.

Mein Vater! schrie Victorine außer sich und flog auf ihn zu, und hing ohnmächtig an den Hals des Greises, der die Blicke zum Himmel erhob und stammelte: Weißer Mann, dort oben ist ein Gott, der dir einst diesen Augenblick vergelten wird!

## IV.

Victorine, Francois und Jenjue lebten nun in ununterbrochener Zufriedenheit, gleichsam wieder zurückversetzt in jene Tage, in welchen sie noch frei und

unabhängig ihr fernes Heimathland bewohnten, und letzterer konnte nicht aufhören in Lobeserhebungen über Galifet auszubrechen, daß er ihn aus den Händen eines grausamen Spaniers erlöst und ihm seine geliebte Samba wieder gegeben habe, nur in der Brust der ebengenannten stiegen noch heimliche Besorgnisse auf, wenn sie des Freinegers gedachte, aber auch diese konnten die Freude ihres Herzens nur auf Augenblicke trüben.

Eines Abends aber, als Jenjue und Francois noch das Feld beschickten, erschien um so überraschender vor Victorines Blicken der Verwegene, als die freudige Gegenwart das düstere Bild bereits in den Hintergrund gerückt hatte.

Finde ich dich endlich, rief er, schönstes aller Negermädchen auf San Domingo!

Victorine sprang erschrocken über seine Heftigkeit von ihrem Sitze auf und wollte entfliehen, aber Jean Robert hielt sie an der Hand zurück, und drückte die Bebende mit der leidenschaftlichen Wildheit eines Afrikaners an seine Brust.

Victorine, fuhr er hierauf fort, ahnest du es nicht, was mich hierher führte zu dir, durch die tausend Gefahren, welche mich bedrohten, was mich diese verachten ließ und mich bewog meinen sicheren Aufenthalt in den Gebirgen zu verlassen.

Wie sollte ich? antwortete die Negerin verlegen.

Du weißt es wohl selbst nicht, mit welchen Reizen

Assacai, der Gott der Erde dich geschmückt, welche Gewalt er dir in den Blick deines Auges, in das Lächeln, welches deine Lippen umspielt, gelegt hat, du ahnst es wohl selbst nicht, daß du alles um dich her bezauberst mit den wundervollen Strahlen deiner Schönheit und alle Herzen in ihre Fesseln legtest. Victorine, solltest du es nicht ahnen, daß auch mein Herz in diesen Ketten schmachtet?

Da ward ihr denn mit einemmale enthüllt, vor was sie so lange gezittert hatte, es war zur Wirklichkeit geworden, was sie sich immer selbst verläugnen wollte, was sie sich immer als Träumerei und Einbildung vorzulügen versuchte. Er selbst hatte ja die schrecklichste aller Wahrheiten ausgesprochen.

Victorine, fuhr Jean Robert fort, da er keine Antwort von der Negerin erhielt, wirst du ein Herz verstossen mit einer Liebe, zu welcher Accompong es selbst entflammte, mit einer Sehnsucht, welche nur dich zum Ziele hat und die mich seit dem Negerfeste, bei welchem ich dich zum erstenmale sah, forttreibt mit Flammengeißeln von Ort zu Ort, ohne Ruh, ohne Rast, bis ich dich finde, um vor dir in Worten auszuströmen, was mein Innerstes mit namenloser Glut durchwühlt, daß ich dich liebe, daß ich dich um jeden Preis der Welt erringen will, erringen muß!

Jean Robert, du rasest!

Folge mir auf die Berge der Freiheit! Du sollst ein

ſorgenfreies heiteres Leben auf ihnen genießen. Wir ſind unſer fünfzig, die ſich dort angeſiedelt haben als freie Neger, unſere Kaſen ſind gefüllt mit reichlichen Vorräthten, unſere Reisfelder gedeihen wie jene in den Niederungen, unſere Wohnungen ſind feſt und geräumig, wie die der Pflanzer. Wir haben alles, was wir bedürfen und leben frei und harmlos, ungebunden und geſichert vor den Verfolgungen der Weißen und ihren Unterdrückungen. Victorine beſinne dich nicht länger, ſage mir, daß du mir folgen willſt.

Jean Robert, ſagte Victorine, ich lebe auf Galifets Plantage und fühle keine Ketten.

Aber du trägſt ſie doch, und wer bürgt dir dafür daß er immer ſo bleiben wird. Galifet iſt alt, er kann ſterben über Nacht und einer ſeiner Neffen dein Herr werden. Eigennutz kann deſſen Seele beherrſchen, er kann dich verkaufen an einen Wüſtling, er kann — ha des Gedankens, der mir mit Wahnſinn das Gehirn erfüllt, er kann ſelbſt entbrennen in wilder Leidenſchaft gegen dich und dann —

Wohin führt dich die Raſerei?

Sieh, ſprach Robert weiter, ich will künftig nur leben, um dich glücklich zu machen, ich will dich allein lieben, als lebteſt nur du auf dieſer Inſel, ich will jeder anderen Liebe entſagen, alles verlaſſen um dich! Sprich, willſt du mir folgen?

Was verlangst du von mir? stotterte Victorine in der peinlichsten Verlegenheit, was soll ich dir sagen?

Meine Bewerbung hat dich überrascht, sprach er nach einer Pause, indem er einen langen forschenden Blick auf die Negerin warf, als wollte er ihre geheimsten Gedanken in ihren Mienen lesen. Ich will dir Bedenkzeit lassen, fuhr er hirauf fort, überlege aber wohl was du thust, es ist Accompong, der Gott der Neger, welcher dich mir zum Weibe bestimmte.

Horch, rief Victorine plötzlich, ich höre ein Getöse, entfliehe bevor du dein Wagniß zu theuer bezahlen mußt.

In der That erhob sich jetzt unfern der Hütte ein Geräusch, welches näher zu kommen schien.

Wir sehen uns wieder! rief der Neger und entsprang, während Victorine in Angstschweiß gebadet auf ihre Kavanne niedersank. Mehrere Tage verlebte nun die arme Negerin in namenloser Angst, welche für sie um so drückender wurde, da sie es nicht wagte, sich Jemand mitzutheilen.

Als aber bereits eine Woche vorüber gegangen war, ohne daß Jean Robert sich wieder gezeigt hätte, stahl sich jedoch der schwache Schimmer von Hoffnung in ihre Brust, Jean Robert möchte seine Bewerbungen um ihre Liebe aufgegeben haben.

Diese Hoffnung wurde dadurch noch um vieles vermehrt, daß dem Freineger nun auch auf längere Zeit alle Gelegenheit benommen wurde, sie auf ihrer Plantage zu be-

ſuchen. Der Gouverneur hatte nämlich in dieſe Gegend eine beträchtliche Anzahl Soldaten gelegt, um eine Unruhe, welche unter den Negerſclaven der Nachbarpflanzungen auszubrechen drohte, zu unterdrücken.

Mehrere Monate waren vergangen und Victorine mit Francois bereits durch einen katholiſchen Prieſter verbunden worden, auch die Soldaten waren wieder abgezogen, und der gefürchtete Freineger hatte ſich noch immer nicht gezeigt.

Seiner gänzlich vergeſſend ſaß Victorine eines Abends vor ihrer Hütte, unter dem Geflüſter eines Latanpalmbaumes, mit ſtiller Sehnſucht der Zeit entgegen ſehend, in welcher Francois Freibrief in Wirkſamkeit treten und ihr Gatte ihr dann ganz angehören und eine Hütte mit ihr bewohnen würde.

In dieſe Gedanken verſenkt ſah ſie träumend den Feuerfliegen nach, welche wie irrende Funken das Dunkel der Gebüſche durchſchwirrten, als plötzlich eine Hand über ihre nackte Schulter fuhr und ſie erſchrocken ſich umſehend — Jean Robert erblickte.

Victorine, ſprach dieſer, ich komme jetzt um mir Entſcheidung zu hohlen.

Victorine war keines Wortes mächtig, ihre Lippen waren ſchneeblaß geworden und ihre Kniee ſchlugen aneinander.

Du ſchweigſt? fuhr der Freineger nach einer Pauſe

fort, mein Anblick hat dich überraſcht, ich will nicht glauben daß er dich erſchreckte. Victorine ſprach er hierauf im ſchmeichelhafteſten Tone, indem er die Hand auf ſeine Bruſt legte. Hier brennt eine Flamme, die mich verzehren muß, du kennſt den Brand, du kannſt ihn löſchen mit einem einzigen armſeligen Worte. Folge mir als mein Weib.

Victorine hatte ihn während dieſer Rede einen Augenblick mit furchtſamen Augen angeſehen, dieſe aber gleich wieder mit ihren kleinen Händen bedeckt und weinte nun bitterlich.

Victorine, fuhr der Neger ungeſtümer als früher fort, ich muß dich beſitzen, oder — das iſt mir klar, mit dir zu Grunde gehen. Leben kann ich nicht ohne dich, leben darfſt du nicht ohne mich. Überlege nicht länger, keiner von Allen, die auf dieſer Inſel leben, weiß deinen Werth ſo ſehr zu ſchätzen als ich, keiner von dieſen Allen hegt eine ſolche Liebe zu dir wie ich. Bei dieſen Worten hatte er die Bebende mit glühenden Armen umſchlungen und an ſich gedrückt Du willigſt alſo ein, du willſt mein Weib werden?

Da aber raffte Victorine ſich auf, wie plötzlich aus einem Traume erwachend, und riß ſich mit dem Worte: nimmermehr! aus ſeinen Armen.

Sprachlos und erſtarrt, als wäre er durch dieſes Wort zu Stein verwandelt worden, ſtand jetzt Robert vor der Negerin.

Jean Robert ſprach dieſe hierauf mit einer unausſprechlich ſanften und weichen Stimme, indem ſie

mit ſchmeichelnden Händen ſeinen Arm erfaßte, glaub es mir, ich kann dein Weib nicht werden.

Du kannſt nicht? brüllte Jean Robert, und ſein Auge glühte mit dem Ausdrucke des Wahnſinns, du mußt! Ich trage dich mit dieſen Händen durch die weißen Schergen nach meinen Höhen!

Aber nur als Leiche! rief die Negerin, welche jener bereits bei den Hüften erfaßt und emporgehoben hatte, indem ſie raſch ein Meſſer, welches ſie in ihrem Gürtel trug, mit der Spitze auf ihre Bruſt ſetzte.

Überraſcht von dieſem unerwarteten Widerſtande ließ der Neger ſeine ſchöne Beute langſam zur Erde niedergleiten, ſie mit den Blicken des höchſten Erſtaunens betrachtend.

Jean Robert, ſprach Victorine nach einer Pauſe wieder, in welcher ſie ſich von ihrer Aufregung etwas erholt hatte: verlaſſe mich. Bei Accompong, den du deinen Beſchützer nennſt, flehe ich darum, bei dem Haupte deines Vaters, nähere dich mir niemals wieder. Liebſt du mich wirklich, wie du ſagſt, ſprachſt du nicht nur mit den Lippen, ſondern aus deinem Herzen, ſo kannſt du ja mein Glück nicht ſtören wollen und du würdeſt es, wenn du mich nicht ließeſt.

Jean Robert, du biſt weiſe und ſtark, angeſehen und geachtet von den Schwarzen, gefürchtet von den Weißen, wie kein zweiter auf Domingo, du wirſt ein ſchöne-

res Weib finden als Victorine, das dir willig, ja freudig folgen wird.

Störe meine Ruhe nicht ferner, denn — fügte sie mit entschlossener aber milder Stimme hinzu, ich sage es dir noch einmal: dein Weib kann ich niemals, niemals werden!

Wortlos hatte ihr bis jetzt Jean Robert zugehört, ohne einen Blick von ihr zu wenden oder sich zu regen, seine Brust allein arbeitete ungestüm und auf seinem Antlitze mahlte sich Liebe, Muth, Verzweiflung und Rache in einem grausenhaften Wechselspiele

Endlich schien er seiner Stimme und seiner Glieder wieder mächtig zu seyn, denn mit der plötzlich ausbrechenden Wildheit eines Panthers, der lange seinem Feinde gegenüber gelegen und ihn betrachtet, aber plötzlich mit einem Satze auf ihn losschießt und seine Beute erfaßt, fuhr auch der Freineger jetzt auf Victorine los und schnaubte: Und warum nicht? — Was ist die Ursache, daß du Jean Roberts Liebe verschmähen kannst, was gibt dir den Muth, den Zorn des Negergottes zu verachten?

Erlasse mir die Antwort auf diese Frage.

Bekenne! rief Robert.

Ich kann nicht, stöhnte Victorine in der peinlichsten Unentschlossenheit.

Bei dem Zorne Accompongs, dem du abtrünnig wurdest, bei meinem Fetisch! rief er, indem er sie heftig mit der einen Hand am Arm erfaßte, und mit der anderen den

verhängnißvollen Stab mit der häßlichen Menſchenlarve über ſie ausgeſtreckt hielt.

Halt ein! ſchrie die Negerin und ſtürzte wie vom Schreck gelähmt zu ſeinen Füßen, ſeine Knie umklammernd, ihre Glieder zuckten fieberhaft, ihr Buſen flog und ihre Augen waren voll Furcht und Entſetzen nach dem Zauberſtabe gewendet. Halt ein! ſtöhnte ſie nochmals, ich will es dir ſagen — aber verlaſſe mich, um mich nie wieder zu ſehen!

Sprich, herrſchte Jean Robert.

So wiſſe denn — ich bin bereits das Weib eines Andern und —

Und —? hallte es von den Lippen des Negers wie ein ferner Nachhall.

Und — Mutter! — ſchluchzte Victorine.

Da ſchlug Jean Robert eine gräßliche Lache auf, daß die Negerin entſetzt zuſammenbebte, ohne jedoch Roberts Kniee loszulaſſen, die ſie eben mit flehenden Händen wieder umſchlungen hatte. Robert aber ſtieß ſie mit ſolcher Heftigkeit von ſich, daß ſie mit einem Schrei und halb beſinnunglos auf die Erde dahinſtürzte.

Gedenke an meinen Fetiſch! donnerte Robert ihr noch einmal zu und war verſchwunden. —

Jenjue, welcher kurz darauf nach Hauſe kam, fand ſeine Tochter in der ſichtbarſten Abſpannung, faſt erkrankt und an allen Gliedern zitternd, und beſtürmte ſie vergebens um Aufklärung über ihren aufgeregten Zuſtand.

Sie verschwieg ihm so wie Francois, welchem Jenjue am nächsten Tage seine Besorgniß über Victorines Zustand mittheilte, aus Furcht vor dem Fetisch die Begebenheit mit dem grausenvollen Eigenthümer desselben und suchte sich, von den liebenden Armen Francois umschlungen, mit dem Gedanken zu trösten, daß vielleicht bald eine andere Negerin Roberts Blicke auf sich ziehen und die Erinnerung an sie aus seinem Gedächtnisse verlöschen würde.

## V.

Eine stille heilige Mondnacht war auf die Erde niedergesunken. Die Milchstraße schimmerte in dem in dieser Zonne ihr so eigenthümlichem Glanze aus den anderen Gestirnen am Horizonte hervor, und der Mond goß sein weißes Licht in zauberischen Strahlen über die dunklen Platanen und die säuselnden Rohrfelder, und übertünchte die stummgewordenen Hütten der Neger von Cap Français.

Auch in die Hütte Francois blickten seine Schimmer hinein, in welcher dieser bereits auf seiner Kavanne lag, auf welcher der Schlummer ihn so eben einwiegen wollte zu lieblichen Träume von seiner Victorine.

Plötzlich aber hörte er das Geräusch eines Nahenden, er erhob sich, es war — Jean Robert.

Bist du noch wach? fragte dieser mit gedämpfter Stimme.

Francois bejahte es und sprang überrascht von seinem Lager auf, denn, obgleich er als Sclave der Nachbarpflanzung Lefevres sonst nicht selten mit Jean Robert, welcher ihn vor vielen auszuzeichnen schien, verkehrte, so hatte dieser doch seit er in dem Besitze jenes wunderbaren Fetisches sich befand noch niemals seine Kase betreten. Francois konnte daher schließen, daß irgend eine besondere Begebenheit die Veranlassung dieses unerwarteten Besuches seyn müsse.

Jean Robert war indessen in die Hütte getreten, und obgleich der Mondenschimmer nur die Rückseite des Eingetretenen beleuchtete, dessen Schatten er gespenstig an die Wand der Hütte warf, schien es Francois dennoch, als sey der Freineger in seinem ganzen Wesen auffallend verändert.

Was bringt dich zu mir Jean Robert, nahm nun Francois das Wort, bin ich vielleicht im Stande dir einen Dienst zu erweisen?

Nicht mir, antwortete der Neger, in ernstem fast feierlichen Tone, wohl aber dem großen Geiste, der mir diese Sendung an dich durch den Mund meines Fetisches auftrug. Erfreue dich Francois, denn Accompong hat dich zu seinem Werkzeuge ausersehen.

Und was soll ich thun, um mich dieses Auftrages würdig zu machen? fragte Francois.

Begib dich morgen, sobald mit der Glocke das Zeichen zur Ruhe gegeben wird, nach der Pflanzung des al-

ten Galiset und ſuche dort die Negerin Victorine auf. —

Victorine, ſtotterte Francois in höchſter Überraſchung.

So iſt ihr Name, erwiederte Jean Robert. Eile zu ihr, bitte ſie um Gaſtfreundſchaft und ſtreue ihr heimlich den Inhalt dieſes Bananenblattes in ihr Calalu. Mit dieſen Worten reichte er Francois ein zuſammengerolltes Bananenblatt.

Und was wird die Folge davon ſeyn? fragte dieſer von einer bangen Ahnung erfaßt.

Forſche nicht um das was Accompong über ſie verhängt, ſprach der Freineger, und thue was er dir durch mich befiehlt.

Nimmermehr, wenn ich nicht weis was dieſes Blatt enthält.

Du widerſetzeſt dich den Gebothen Accompongs?

Nicht ihm, wenn ich weis, daß wirklich er es iſt, der mir's befiehlt, erwiederte Francois, indem er einen durchdringenden Blick auf den Freineger warf. Wer aber bürgt mir dafür, daß nicht irgend eine Beleidigung Victorinens dich ſelbſt bewegt, den Inhalt dieſes Blattes als ein Mittel deiner Rache zu gebrauchen. Darum ſprich, was enthält dieſes Blatt?

Ich ſtaune über deine Verwegenheit.

Noch einmal, was enthält dieſes Blatt?

Da du es durchaus wiſſen willſt, ſo vernimm, ent-

gegnete der Freineger gelaſſen, dieſes Blatt enthält ein heilſames Mittel aus ſeltenen Pflanzenſäften bereitet, welches die Negerin von einer Krankheit, welche ſie ſchon ſeit längerer Zeit befallen, heilen ſoll.

Du lügſt! Victorine iſt ſo geſund wie du und ich.

Das weißt du?

Ich weiß es, ſo gewiß als dieſes Blatt kein Heilmittel enthält, ſo gewiß es —

Gift enthält, willſt du ſagen, fiel ihm der Neger kaltblütig ins Wort. Nun ja, es iſt ſo, das Blatt enthält Gift und Victorine muß ſterben, bevor die morgigte Sonne untergegangen iſt. Was aber kümmert dieſes dich und mich. Die Negerin Victorine hat den Zorn des großen Geiſtes auf ſich geladen und er hat beſchloſſen in ſeiner Weisheit, ſie an ihrem Leibe zu beſtrafen und du biſt das Werkzeug, das dieſe Strafe an ihr vollſtrecken ſoll.

Ich! Ich ſoll der Mörder Victorines ſeyn?!

Du ſollſt es nicht bloß, du wirſt es ſeyn.

Nimmermehr! rief Francois und ſchleuderte das Blatt mit Abſcheu von ſich.

Elender! ſchnaubte Robert in höchſter Entrüſtung.

Nein Accompong, das kannſt du von mir nicht fordern, rief Francois außer ſich. Ich, ich ſollte das ſchönſte Weib dieſer Inſel morden, das Weib meiner Liebe, das Weib, das mich bald mit dem Namen Vater —

Da alſo, fuhr der Freineger mit allen Äußerungen

der heftigsten Überraschung im Gesichte, welche aber bald einem grimmigen Hohne Platz machte, du der Beglückte! Ha, das entdeckst du mir zur rechten Stunde!

Mit diesen Worten, welchen ein wildes schallendes Gelächter folgte, riß er wüthig das Waidmesser von seiner Seite und war eben im Begriffe, mit den funkelnden Augen eines blutschnaubenden Panthers, auf Francois, der bestürzt zurückgesprungen war, loszustürzen.

In diesem Augenblicke erschien ein schwarzer Kopf am Fenster der Hütte, welcher hastig hereinflüsterte: Fort! Jean Robert, man ist dir auf der Spur! worauf er schnell wieder verschwand, und wirklich erscholl gleich darauf ein wirres Getöse, aus welchem man deutlich die Stimmen der Plantagenaufseher vernehmen konnte.

Einen vernichtenden Blick auf Francois werfend, sprang Jean Robert aus der Hütte und verschwand in den nahen Gebüschen, den Lärmen auf der Ferse.

Plötzlich fiel ein Schuß — darauf wurde es wieder stille.

Von der gräßlichsten Unruhe gepeiniget blieb Francois in seiner Hütte, bald entschlossen alles den Weißen zu entdecken, bald wieder davon abgeschreckt aus Furcht von dem Obeah und seinem Fetisch.

Da rief ihn die Morgenglocke wieder an seinen Posten. Lange unschlüssig, ob er ihrem Rufe folgen oder zu Victorine eilen sollte, beschwichtigte er sich doch endlich damit, daß Jean Robert es nicht wagen dürfe, am hel-

len Tage die Plantage zu besuchen und ging an sein Geschäft.

Kaum aber erscholl die Abendglocke, so eilte er auf Sturmesflügeln nach dem zwei Stunden fernen Wäldchen, in welchem Victorine seiner an diesem Abende zu warten versprochen hatte.

Noch war Victorine nicht gekommen, eine unaussprechliche Angst bemächtigte sich seiner. So oft eine große Eidechse vorüberraschelte, glaubte er ihren Fußtritt zu vernehmen, so oft der Nachtwind in den Zweigen der Pisangbäume oder in den breiten Blättern der Palmen rauschte, meinte er sie nahen zu hören. — Eine Stunde war verflossen, aber Victorine war noch immer nicht erschienen.

Da ließ ihn seine Angst nicht länger harren, nicht schreckte ihn die Furcht, eine fremde Pflanzung durch sein Kommen zu beunruhigen, von den Hunden aufgestöbert und für einen Dieb oder Flüchtling ergriffen zu werden, unaufhaltsam eilte er zu Victorines und Jenjues Hütte.

Schon war er dort angelangt, schon trat er getheilt in Sehnsucht und Todesangst, in der Hoffnung seine innere Ahnung als unwahr und in der peinigenden Furcht, sie als wahr bestätiget zu finden, in die wohlbekannte Hütte, aber wer schildert sein Entsetzen, welches ihn jetzt mit eisigen Krallen erfaßte und einen lauten Schrei aus einer Kehle preßte, wer seinen Schmerz, der ihn an dem

Eingange der Hütte niederwarf, als er Victorine, seine Geliebte, sein Weib, sein Alles entstellt und kraftlos und bereits mit dem Tode ringend auf ihrer Kavanne liegend, von dem verzweifelnden Jenjue und mehreren Negerweibern mit brennenden Holzspähnen umgeben fand.

Mit lautem Schluchzen raffte er sich wieder auf und warf sich über das theure Wesen.

Francois! o mein Francois! stöhnte Victorine, als sie ihn erblickte, und ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über ihr von Qualen entstelltes Antlitz.

Victorine! schluchzte dieser, so mußte ich dich wieder finden?!

Fasse Muth, mein Geliebter, sprach die Negerin nach einer Pause, während welcher nur das dumpfe Schluchzen der Anwesenden gehört wurde, wir trennen uns ja nicht für ewig. Der Gott der Christen, welcher größer ist und milder, als jener finstere Accompong, hat uns ja belehrt, daß wir uns wieder finden werden in einem schöneren Lande, wo uns keine Trennung wieder droht. Umarme mich noch einmal Francois und lindere die Qualen, die mein Gebein so fürchterlich durchwühlen.

Francois war unvermögend zu sprechen und umschloß die Sterbende, mit heißen Thränen ihr Brust und Angesicht überströmend.

Verzweifle nicht Francois, lispelte sie mit kaum noch hörbarer Stimme, indem sie ihre brechenden Augen mit unaussprechlicher Zärtlichkeit auf ihn richtete, bald,

bald ſehen wir uns ja wieder! Mit dieſen Worten umſingen ihre Arme noch einmal krampfhaft den von Schmerz zerriſſenen Francois, dann ſank ihr Haupt an ſeiner Bruſt hinab, und mit einem leiſen Seufzer war ihre Seele dem ſchönen Körper entflohen.

Nein! nein! du darfſt nicht ſterben! ſchrie der verzweifelnde Neger und umfing ſie neuerdings, aber es war nur mehr ihre Leiche, die er umfangen hielt. Ohnmächtig ſank Francois auf dieſelbe nieder.

Die Negerinnen, die Zeugen dieſes ſchrecklichen Schauſpieles waren, mußten ihn und Jenjue mit Gewalt von der geliebten Todten trennen.

Erſt mit dem Morgen erfuhr Francois, daß eine alte Negerin welche, wie viele andere ihresgleichen, mit europäiſchen Waaren die Pflanzungen beſuchte, zu Victorine gekommen ſey und mit ihr gegeſſen habe.

Jetzt ſcheute Francois nicht mehr Jean Roberts Fetiſch, nicht mehr die Macht des fürchterlichen Obeah, trotz ſeiner Erſchöpfung eilte er von Rache angeſpornt nach Cap Francais, der Hauptſtadt des franzöſiſchen San Domingo, wo er ſich dem Gouverneur zu Füßen warf, ihn um Rache für ſein Weib anflehte und ſodann den Meuchelmord des Freinegers an Victorine mit jener gemüthserſchütternden Schilderung erzählte, die nur einem auf ſo gräßliche Weiſe intereſſirten Zeugen des Vorgefallenen eigen ſeyn konnte.

Nicht ohne ſichtbarer Beſtürzung hörte La Valet-

te die Erzählung des verzweifelnden Francois, denn am Morgen desselben Tages war zufällig auch der Krämer Fabrice eingebracht worden, welcher einen Weißen mit Feigen vergiftet hatte, aber auf der That ertappt worden war, und in der Überzeugung, daß er dem wohlverdienten Strange nicht mehr entrinnen könne, mehrere Meuchelmorde, unter welchen auch jener Madelaines, die er auf Veranlassung Jean Roberts verübte, bereits eingestanden hatte.

Nun ward mit einem Male die Prophetengabe des Freinegers und die Wunderkraft seines Fetisches enträthselt.

Jean Robert hatte, nebst vielen Negersclaven, deren Aberglauben er benützte, mehrere der wandernden Krämer auf der Insel zu seinen Verbündeten, welche die herkömmliche Gastfreundschaft auf Domingo benützend, seine Opfer aufsuchen und heimlich vergiften mußten, er konnte auf sie, wie auf ihre Verschwiegenheit rechnen und daher war es ihm ein leichtes, den Tod dieser oft ferne von ihm lebenden Personen vorherzusagen.

La Valette entsetzte sich vor den vielen Vergiftungen, die seit längerer Zeit auf der Insel vorgefallen, und deren Thäter er jetzt auf die Spur gekommen war und schauderte vor der Gefahr, in welcher ganz Domingo durch die List und Ruchlosigkeit dieses Wütherichs schwebte.

Er ließ sogleich einen Befehl an die Besatzung von Cap Français und eine Aufforderung an alle Pflan-

zer zur Maronjagd auf den nächſten Tag ergehen, zugleich ſetzte er einen hohen Preis zur Belohnung für denjenigen, der den Neger Jean Robert lebendig oder todt einliefern würde.

Seine Befehle wurden auf das Pünctlichſte vollzogen. Was Waffen führen konnte, rüſtete ſich mit der größten Erbitterung gegen den vielfachen Mörder und ſeine Gefährten.

Selbſt die Neger, bisher ſeine geheimen Freunde, fühlten ſich von Abſcheu gegen dieſes menſchliche Ungeheuer durchdrungen und geſellten ſich zu Jean Roberts Verfolgern.

## VI.

Auf der Plantage des alten Galiſet herrſchte indeſſen allgemeine Trauer, denn alle, welche Victorine kannten, erfüllte eine eben ſo aufrichtige als tiefe Betrübniß über das beklagenswerthe Schickſal der armen Negerin, welches ſie eben erreichen mußte, da ſie an der Pforte ihres irdiſchen Glückes ſtand.

Am tiefſten aber von allen auf Domingo fühlte ſich durch dieſes traurige Ereigniß der alte biedere Galiſet erſchüttert, welcher ſich ſo viele Mühe gegeben hatte, ſie glücklich zu machen und der nun vermeinte in Victorine eine Tochter verloren zu haben.

Noch in demſelben Augenblicke, in welchem er die Nachricht ihres Todes vernahm, eilte er in ihre Hütte,

ſendete nach den nächſten Ärzten und wendete alles an, ſie wieder in das Leben zurückzurufen, es war zu ſpät und keine Macht der Welt war es mehr im Stande.

Im ſtummen Grame ſtand er lange vor der noch immer ſchönen Leiche der zu früh Verblühten, welche man auf eine Matte gelegt und ihr, als einer chriſtianiſirten Negerin ein hölzernes Kreuz in die Hände, die ſie über die Bruſt gefaltet hielt, gelegt hatte.

Tod! Tod! du blinder nimmerſatter Würger! ſeufzte er, die naſſen Augen ſtarr auf die Leiche geheftet, ſo mußteſt du auch dieſe Knospe brechen, auch dieſe, da ſie ſich eben zur duftenden Blume an der Sonne ihres Glückes entfalten wollte. Warum ließeſt du an mir morſchem Stamme deine vernichtende Senſe vorüberſchwirren und knickteſt dieſe?

Endlich riß ſich Galifet gewaltſam aus ſeiner finſteren Gemüthsſtimmung und befahl, den Leichnam der Unglücklichen in einen Sarg zu legen und ſodann in den nur für freie Angehörige der chriſtlichen Kirche beſtimmten Kirchhof zu beſtatten.

In kurzem waren ſeine Befehle vollzogen und alles zur Beerdigung Victorines veranſtaltet.

Sechs junge Negermädchen mit Lianen bekränzt und in weißen Kleidern trugen den Sarg, welcher mit rothen Sternblumen und gelben Accacienblüthen geſchmückt war.

Alle Neger der Plantage und viele Einwohner von Cap Français begleiteten die Leiche, nur Fran-

cois und Jenjue, von welchen man nicht wußte, wo sie hingekommen, fehlten in dem Gefolge.

Es war kein Prunk bei dieser Bestattung, wie er bei dem Begräbnisse eines reichen Pflanzers zur Schau getragen wird, aber wer dem Zug einige Aufmerksamkeit schenkte, den erfaßte ein heiliger Schauer, den er las in den Gesichtern der Grabgeleiter: Es ist ein theures Wesen, welches hier zur Erde bestattet wird.

Ein lautes Schluchzen erfüllte die Lüfte, als man den Sarg in das Grab, das für Victorine unter zwei jungen Tamarindenbäumen in einer Ecke des weitläufigen Todtenangers bereitet worden, versenkte, und jeder der Anwesenden drängte sich hierzu, um eine Hand voll Erde als letzten Liebesdienst auf denselben zu werfen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als die letzten Schaufelklänge an dem Grabe verhallten und das Trauergeleite den Friedhof in düsterer Gemüthsstimmung verließ. Ein brausender Sturmwind, der Vorbothe eines nahenden Gewitters eines jener häufigen obwohl schnell vorübergehenden Erscheinungen dieser Insel, hatte sich erhoben und wühlte in den fächerigen Palmen.

Immer dichter und dichter ballte sich das Gewölke zusammen und einzelne schwere Tropfen, welche bereits auf die Blätter niederfielen, mahnten die Heimkehrenden zur Eile.

Pechfinstere Nacht lag wie ein schwarzes schweres Bahrtuch über der Erde und wurde durch das plötzliche

Aufleuchten der Blitze, die ein noch fernes und dumpfhallendes Donnergerölle begleitete, nur noch gesteigert.

Eine grauenvolle gespensterhafte Stille lag über der nun ödgewordenen Behausung des Todes, nur ein Geier krächzte zuweilen in den erschütterten Zweigen der Friedhofsbäume, oder ein aufgestörter Papagei ließ seine häßliche Stimme vernehmen.

Da erschollen von zwei entgegengesetzten Richtungen Schritte durch den Gottesacker, die einander immer näher zu kommen schienen. Es waren die Tritte zweier Neger, welche auf Victorinens frischen Grabeshügel zusammentrafen. Jetzt standen sie einander gegenüber, den Hügel zwischen ihnen, doch schienen beide in tiefen Gram versenkt, daß sie einander, so nahe sie sich standen, nicht bemerkten.

Mit einem Male riß ein Blitzstrahl im Zickzack durch das Firmament und erhellte auf Secunden die Gegenstände umher mit seinem blendenden Lichte, und beide Männer starrten sich in demselben Momente finster und wild in das gramentstellte Antlitz.

Jenjue! rief der Eine mit dumpfer Stimme.

Francois! der Andere.

Es war, als ob sich zwei Schatten aus der Unterwelt an dem Grabe wiedergefunden hätten.

Doch schon im nächsten Augenblicke waren Beide wieder in die alte Finsterniß gehüllt und es erfolgte eine Pau-

se, in welcher nur das Heulen und Brausen des wüthenden Orkans vernehmbar wurde.

Da reichte Francois dem Jenjue seine Hand über den Hügel Victorines hinüber.

Jenjue erfaßte dieselbe langsam und drückte sie.

Rache! sprach hierauf Francois mit kalter tonloser Stimme.

Rache! erwiederte Jenjue mit einer ähnlichen.

Darauf verschwanden beide Männer wieder in der Finsterniß, und der nächste Blitzstrahl beleuchtete nur noch den einsamen Hügel der Gemordeten.

## VII.

Die Morgensonne erglänzte in ihrer vollsten Herrlichkeit und der Seewind wehte wieder lieblich und erquickend von der Küste her, als die Maronjäger die nördlichen Vorgebirge des Cap erreicht hatten, von welchem aus sie einer entzückenden Aussicht genossen.

Zur Rechten unter ihnen lag die Stadt, in der Ferne die schönen Berge Grange und Monte Christi. Die reizenden Savannen, die Pflanzungen voll üppiger Vegetation, der ferne Spiegel des Meeres und die klare durchsichtige Tropenluft machten das Ganze zu einem Bilde von unaussprechlicher Schönheit.

Nicht lange aber genossen sie das Vergnügen dieses Anblickes, da die Gebirge zu beiden Seiten sich in immer gewaltigeren Massen erhoben und die Aussicht gar bald gänzlich verhüllten.

Die riesigen Plantanen, die stolzen Kokospalmen drängten sich immer dichter und dichter aneinander und wurden immer mehr von dem riesenhaften Farrenkraute und von den breitblätterigen Pothosgewächsen umwuchert, so, daß sie endlich nur Mann an Mann durch das Dickicht vorzudringen vermochten.

Zwei Neger mußten daher mit Äxten bewaffnet der Truppe vorausgehen, um den übrigen einen Weg zu bahnen.

Ihnen folgte ein Officier und zwei Gemeine nebst mehreren Spürhunden als Avantgarde. Nach diesen, in einiger Entfernung kam die Suite, Colloniſten, Soldaten, bewaffnete Mulatten, Neger und Pflanzer, ja selbst einige Pflanzerinnen, die sich das Vergnügen Menschen zu jagen nicht versagen konnten, eben so wie die Männer in kurze Beinkleider und wollene Wämser gekleidet, befanden sich unter derselben, nebst einer Rudel jener, historisch gewordenen und von den Marons so sehr gefürchteten Fang- oder Bluthunden. Ein Wundarzt und mehrere Negersclaven, welche Schießpulver und Lebensmittel trugen, machten den Beschluß.

Es war einer der Ausläufer der Sierra Prieta, der sich durch steinigte Schluchten mühsam emporwand, auf welchem sich eben die Jagdgesellschaft befand und mehr als einmal durch die Steile des Weges gezwungen wurde Rast zu halten.

Unter einem Felsenhange hatte sie eben wieder gelagert, Jung und Alt, Schwarz und Weiß bunt durch ein-

ander, mit breiten Strohütten, langen Westen und weißen Röcken, darunter die Pflanzerinen, braungelb und schmal. Etwas ferner lagerten die Soldaten und Neger.

Ich begreife nicht, Madame, sprach ein älterer wohlgenährter Pflanzer zu seiner Nachbarin, einer langen hageren Creolin, wie ihr nur Lust daran finden könnt, eine solche Partie, welche mit so vielen Fatiquen verbunden ist, mitzumachen.

Ei, erwiederte diese, ich verachte alle Strapazzen auf einer Parthie de Plaisir. Die Maronjagd ist mein Vergnügen und meine Fanghunde gehören zu der besten spanischen Raçe. He! Milord! Dragon! — sie pfiff — drei riesige Bullenbeißer kamen wedelnd und in linkischer Freundlichkeit auf sie zugesprungen. — Da sehet selbst, diese breite Nase, dieses schöne Gebiß, diese trefflichen Fangzähne.

In der That, versetzte der Pflanzer, ich möchte diese trefflichen Zähne nicht in meinen Waden fühlen.

Ein schallendes Gelächter der Dame folgte dieser Rede.

Seyd ihr noch niemals dabei verwundet worden, Madame?

Ein einzigesmal, antwortetete sie, streifte mir die Kugel eines Marons die Hüfte, doch hatte ich dafür die Satisfaction, den Schützen lebendig zu bekommen und ihm die Hacken meiner Schuhe so lange in das Gesicht zu schlagen, bis er seine schwarze Seele verhauchte.

Und habt ihr ſchon mehr als einen Nacktfuß erlegt?

Ich habe noch keine Jagd mitgemacht, bei welcher ich nicht eine Leiche im Gebirge zurückließ, ich hoffe es auch dieſesmal zu thun.

Da erſcholl von den Vorderen der Ruf zum Aufbruche und unterbrach das empfindſame Geſpräch des Pflanzers und der gefühlvollen Amazone:

Die Gegend wurde jetzt immer dichter und wilder, die Ausſicht auf die Niederungen war gänzlich verſchwunden. Mit jedem Augenblicke ſah ſich Einer aus der Suite in das dichte Geſtrippe verwickelt, von welchem er ſich nur mit Beihülfe von anderen wieder losmachen konnte.

Ein kahles Steingerölle erhob ſich nun vor ihnen, welches ſie erklimmen mußten. Sie waren dabei gezwungen, ihre Gewehre auf die Schultern zu nehmen und ſich mit den Händen an die vorragenden Steine feſtzuhalten, wobei nicht ſelten einer derſelben ſich ablöſte und der Kletternde ein gutes Theil wieder herunter kollerte.

Da löſte ſich plötzlich ein Stein, an welchen ſich die Amazone, die wir ſchon ſprechen hörten, geklammert hielt, und hinter dem unglücklicherweiſe eine giftige Schlangenart ihren Aufenthalt gewählt hatte.

Ein Schrei der Maronjägerin zeigte, daß ſie von den Schlangen verwundet worden ſey. Sie fiel mit ſchrecklichem Geheule zuſammen und wälzte ſich wie unſinnig auf der Erde.

Alles eilte, ſo ſchnell als unter dieſen Umſtänden möglich war, hinzu, auch der Arzt im Nachtrapp kam

herangeklettert, aber zu spät, sie kamen nur, um sie unter fürchterlichen Zuckungen verscheiden zu sehen.

Auch jener wohlbeleibte Pflanzer, welcher mit ihr das Zweigespräch geführt hatte, war hinzugetreten und blickte, auf seine Flinte gestützt, verwundert, auf die Todte. Hm, brummte er für sich in den Bart hinein, indem er den Kopf dazu schüttelte. Sie hat Wort gehalten. Eine Leiche ließ sie auch bei dieser Maronjagd zurück, aber ich wette meinen Kopf darum, eine, welche sie nicht vermuthete.

Dieses Ereigniß hemmte übrigens nicht lange die Fortsetzung des Marsches, bald lag ein Steinhaufen, von den Negern herzugewälzt, auf der Todten und die Suite bewegte sich weiter.

Unter hundertfältigen Mühseligkeiten hatten sie endlich ein großes Felsenthal voll groteck übereinander gethürmter Granitblöcke erreicht, als bereits die Nacht im Fluge hereingebrochen war und das Licht des Abendsterns, dem unseres Vollmondes gleich, über der einsamen Gegend schimmerte. Sie beschlossen daher in dem Thale ihr Nachtlager aufzuschlagen.

Es würden ringsum Wachen ausgestellt, in der Mitte des Thales ein großes Feuer aus dürrem Moorgras und Reisig angefacht, bei dem das Nachtmahl bereitet wurde, und um welches sich alles in buntem Gemenge lagerte.

Schon hatte man das Mahl zu sich genommen, schon streckten sich die Meisten, in ihre Mäntel gewickelt in das

hohe Gras, um im Schlafe neue Kräfte für den nächſten Tag zu ſammeln, und nur einige Pflanzer und Offiziere ſaßen noch, ihre Cigarren ſchmauchend, am Feuer, im Geſpräche über ihr bevorſtehendes Abentheuer, als die Spürhunde plötzlich unruhig wurden, in die Luft ſchnupperten und zu knurren anfingen.

Schon wurden die älteren Maronjäger darauf aufmerkſam, als es wie ein Wetterleuchten durch den Wald flog und ein Schuß aus dem pechfinſtern Dickicht krachte, welchem ein zweiter und dritter folgte, und von denen zwei Männer am Feuer verwundet zur Erde ſtürzten.

Die Marons! Die Marons! ſcholl es jetzt von allen Seiten. Alles ſprang in größter Haſt und Verwirrung auf und griff zu den Waffen, während wieder in verſchiedenen Richtungen mehrere Schüſſe fielen und abermals zwei Coloniſten und ein Gemeiner getroffen zu Boden ſtürzten.

Nun ging es mit wüthendem Geſchrei und Geläm nach der Gegend, von welcher die meiſten Schüſſe kamen, die Hunde flogen bellend voraus und zwengten ſich durch das Geſtrippe, die Fliehenden verfolgend, während ihre Herren ſich erſt mühſam eine Bahn durch daſſelbe machen mußten. Einige Schüſſe fielen noch in der Finſterniß des Waldes, welche aber nur den Hunden galten. Bald ſahen die Verfolger, welche den Marons ebenfalls mehrere Kugeln nachgeſendet, wie fruchtlos ihre Bemühung ſey, und kehrten knirſchend und unverrichteter Dinge wieder zu ih-

rer Lagerstelle zurück, auf welcher bereits der Arzt sich mit den Verwundeten beschäftigte.

Hier brachten sie nun die Nacht vollends zu, allein in der größten Vorsicht und bereit den ersten Schuß ungesäumt zu erwiedern. Doch blieb es die ganze Nacht hindurch ruhig.

Als das häßliche Geschrei der Papageie den Morgen verkündete und bald darauf die Sonne wieder die Felsenspitzen beleuchtete, machten sich die Jäger sogleich auf und verfolgten die Spur der Flüchtlinge, welche die Hunde genau anzeigten.

Einige der Bullenbeißer, welche die Neger in der Nacht verfolgt hatten, fand man erschossen im Walde liegen, sonst war jedoch nichts weiter von den Marons zu sehen.

Mit einem Male gelangten sie an ein Grasmoor, welches sich in beträchtlicher Ausdehnung vor ihnen erstreckte und rings von dichtem Gehölze umschlossen war.

Es blieb keine andere Wahl, als dasselbe zu durchwaten. Sie streiften sich daher ihre Unterkleider über die Schenkel hinauf, banden die Schuhe und sonstige Kleidungsstücke in Bündel auf den Rücken und wateten sodann, Gewehr und Säbel über dem Haupte haltend, rüstig vorwärts.

Schon hatten sie, nicht ohne Lebensgefahr, die Mitte des Moors erreicht, als es plötzlich wieder in den Büschen knallte und einige Kugeln über ihre Köpfe hinweg-

pfiffen, ohne daß ſie die Schützen, die ſich hinter Baum und Buſchholz verborgen hatten, zu Geſichte bekamen.

Die ganze Karavanne ſtand gefeſſelt.

Mit grimmigen Blicken ſpähten die, durch ihre wehrloſe Lage auf das Äußerſte erbitterten Soldaten umher, aber einige neue Schüſſe, von welchen einer einem Coloniſten mitten durch die Bruſt ging und ein anderer einem Mulatten die Kinnlade zerſchmetterte, belehrten ſie, daß hier weiter nichts zu thun ſey, als wieder umzukehren, und, mit welchen Beſchwerden es auch verbunden ſeyn möge, das Moor zu umgehen. Wirklich machte man ſich auch abermals auf den Weg dem Unabänderlichen Folge zu leiſten.

Die Felſen zu beiden Seiten ſtiegen jetzt immer höher empor wie Granitdome, während die üppigſte und zugleich wildeſte Vegetation zu ihren Füßen wucherte und ein toſender Waldſtrom zwiſchen Mincoſen und rieſenhaften Pfefferſträuchen in der Tiefe dahinrauſchte.

Die Sonne ſtand im Mittag, als man die Ufer dieſes Stromes verfolgend in eine weite Waldebene gelangte, an welche ſich ganz in der Ferne ein Bergrücken lehnte.

Da begannen mit einem Male die Spürhunde leiſe zu knurren und unruhig hin und wieder zu laufen.

Die Marons! flüſterten die Jäger, und wirklich erblickte man in der Ferne etwas, was Menſchen ſeyn konnten.

So leiſe als möglich, aber mit größter Eile ging es nun durch das hohe Kraut vorwärts, immer von den Pfefferſträuchen und baumartigen Mimoſen gedeckt.

Eine Strecke fortgewandert, erblickten ſie wirklich bewaffnete Neger, welche ſie ſogleich für Marons erkannten. Sie waren alle ganz nackt und trugen nur Mützen und kurze Schürzen um die Lenden, welche ſie ſich ſelbſt aus den Fäden der Seidenpflanzen zu wirken pflegen, doch waren ſie mit Flinten, Säbeln, Beilen und Äxten wohl bewaffnet. Jean Robert war nicht unter ihnen.

Freudig winkten ſich die Jäger zu, beſahen die Schlöſſer und Hähne ihrer Flinten und eilten nun raſcher und immer raſcher ihren Opfern entgegen.

Noch waren ſie ihnen aber nicht auf Schußweite in die Nähe gekommen, als auch die Neger ihre Verfolger erblickten, ein gräßliches Geſchrei erhoben und entflohen.

Huſſa! Huſſa! zetterte es aber durch die Lüfte und die Hunde flogen mit Windeseile den Flüchtigen nach, bald hatten ſie dieſe erreicht und fielen wie die Löwen unter ſie.

Die Neger wehrten ſich verzweiflend, aber der Hunde waren zu viele. Gräßlich hackten ſie ihre Fangezähne in die nackten Beine und Lenden der Fliehenden, nur wenige von den Negern hatten noch Zeit genug, ihre Flinten auf die wüthenden Ungeheüme abzudrücken und einige von ihnen auf die Erde zu ſtrecken.

Mittlerweile waren aber auch die Jäger angekommen

und feuerten nun von allen Seiten unter die Schwarzen. Rings erscholl Geschrei, Geheul, Hundegebell und Sterbegeröchel.

Hier stürzte ein Neger, von riesigem Gliederbaue, welcher seinen Fänger glücklich erlegte, und schon eine gute Strecke geflüchtet hatte, von einer nachgesendeten Kugel erreicht. Da taumelte ein anderer schon halb zerfleischt empor, schlug aber gleich wieder, mit einem gellenden Todesschrei, von einem neuen Schuße getroffen, zur Erde hin.

Dort fällt Einer heulend auf die Kniee und faltet flehend die Hände gegen den Weißen, aber der Schuß jenes Pflanzers legt ihn zu seinen blutenden Gefährten, der sich im schrecklichsten Todeskampfe, wie eine verwundete Riesenschlange zusammenrollt, auf den Boden wälzt und das Gras aus demselben wühlt. Neben diesen wird so eben ein Neger von einem fürchterlichen Bullenbeißer zur Erde gerissen, jetzt will er sich wieder aufrichten, aber der Säbel eines Coloniſten spaltet ihm den Schädel.

Die Übrigen, von den Hunden grausam zerfleischt und zu Boden geworfen, schrieen und wimmerten auf das Erschütternste um Gnade, aber die ergrimmten Pflanzer feuerten mit teuflischer Kaltblütigkeit unter die wehrlosen Opfer.

Fünfe waren von zwanzig lebend geblieben, diese wurden nun, mit eigens zu diesem Zwecke mitgeführten Stricken gebunden, an einander gekoppelt und den Soldaten zur Transportirung übergeben.

Nach einer kurzen Rast, während welcher sich die gan-

ze Suite unter Lachen und Scherzen durch einige Bouteillen Cognac erquickte, brach man abermals auf und erklimmte den Bergrücken.

Als die Jäger aber denselben wieder verlassen und das daranstoßende Thal erreicht hatten, hatte auch schon die Nacht ihren Sternemantel wieder über dasselbe ausgebreitet, welches sie bewog, ihr Nachtlager unter einer Gruppe vorhängender Felsen aufzuschlagen.

Jedoch auch diese Nacht erging es ihnen nicht besser, als in der verflossenen, und die Marons störten sie plötzlich wieder aus ihrer Ruhe und verwundeten mehrere von ihnen.

Unter diesen und ähnlichen Mühseligkeiten und Beschwerden war der dritte Tag bereits zur Hälfte verstrichen, ohne daß sich weiter etwas Erwähnungswerthes ereignet hätte, außer daß einer der verwundeten Maronneger im Nachtrapp unfähig weiter zu maschieren, an einem der nächsten Bäume aufgeknüpft wurde und der Weg, welchen die Suite eingeschlagen, sich immer verworrener und unwegsamer zwischen den engenden Bergen dahin wand. Endlich eröffnete sich die Felsenschlucht und gewährte dem Blick jene ferne Aussicht.

Was ist das? rief plötzlich einer der Pflanzer, dort steht der Wald in Flammen!

Und wirklich erblickten die Maronjäger dichte Säulen von Rauchwolken vor sich, welche über Wälder und Berge dahin wogten und wallten und die Sonne zu verhühlen

drohten, und bald darauf gewahrten sie hinter den Tulpenbäumen in der Ferne eine fürchterliche Lohe. Eine ganze Stadt schien vor ihnen in Flammen zu stehen.

Mit verdoppelten Kräften eilten sie nach der Gegend, in welcher sie die Flammen gewahrten, und hatten bald die Brandstätte erreicht, die sie alsogleich für die Hauptniederlassung der Freineger erkannten, welche diese selbst nebst den schönen Reisfeldern und Pflanzungen rings herum in Brand gelegt.

Einige Zeit betrachteten sie das eben so großartige als furchtbare Schauspiel, bald aber zwang sie Hitze und Rauch die Stelle zu verlassen.

Sie verfolgten daher eine Schlucht, welche sich Ihnen zur Rechten eröffnete, in der Hoffnung, auf diesem Wege vielleicht auf die listigen Flüchtlinge und ihren schreckenvollen Häuptling zu stoßen, den sie bis jetzt vergebens gesucht hatten.

## VIII.

In einem Bergkessel, welcher blos aus nackten Felsen bestand, von denen die meisten vulkanischen Ursprunges waren, und von welchen noch viele deutliche Spuren des vulkanischen Feuers trugen, war Francois, nachdem er mehrere Tage, fruchtlos den Freineger suchend, die Gebirge zwischen Margeaux und Liube durchstrichen hatte, aus Ermattung niedergesunken und starrte nun, auf einen Steinblock gelehnt, in stummer Verzweiflung vor sich hin.

Die Atmosphäre war erstickend, der brennend dürre Boden, der ausgetrocknete Pflanzenwuchs, die vorragenden Felsen, von welchem die Sonnenstrahlen zurückprallten und die mehr oder minder tiefen Risse, mit welchen der sumpfige Boden durchfurcht war, gaben der Gegend ein wüstes, trostloses, ja unheilverkündendes Ansehen, welches jedoch ganz mit der Gemüthsstimmung Francois im Einklange stand.

Nichts störte die Todenstille, welche in dieser Wildniß herrschte, als etwa ein Pelikan oder ein Zug wilder Enten, der schreiend aus den Niederungen emporflog, oder das fürchterliche Geheul des Schackals.

Die Sonne brannte heiß auf Francois Scheitel herab, aber Francois fühlte ihre sengenden Strahlen nicht; die Moskitos zerstachen ihm Gesicht und Hände, aber er fühlte ihre Stiche nicht; die Sandflöhe zernagten seine nackten Beine, aber er war empfindungslos dafür geworden.

Eine dicke gelbe Schlange raschelte aus einem dürren Lianenbusche hervor und ringelte zu ihm heran, mechanisch griff er nach seiner Keule und tödtete sie.

Jetzt dünkte es ihn, als höre er ein fernes Geschrei, welches aus einer menschlichen Kehle zu kommen schien.

Er erhob sich und horchte mit angehaltenem Athem. Noch einmal erscholl der Ton, mit welchem sich jetzt noch ein zweiter vermischte. Diesen Ton sollte er kennen. Seine ganze Seele lag in dem Ohre.

Da ertönte er zum drittenmale. In wilder Freudigkeit ſprang nun Francois von der Erde auf und faßte ſeine Keule Er kannte nun die Stimme, es konnte keine andere ſeyn, als jene des Freinegers Jean Robert, ſein Todesengel ſelbſt führte ihn ihm entgegen.

Obgleich noch vor wenigen Minuten bis zum Tode ermattet, erklimmte er doch jetzt, mit der Haſt und Leichtigkeit einer Gazelle, die nächſten Felſen, und flog über die Kanten derſelben dahin, nach jener Gegend zu, von welcher der Ruf zu kommen ſchien.

Deutlich vernahm er nun die Stimme Jean Roberts, auch die andere Stimme erkannte er jetzt, es war die des alten Jenjue, offenbar hatten ſich beide getroffen und lagen nun im Kampfe auf Leben und Tod.

Da donnerte plötzlich ein Schuß, gleich darauf aber hörte er die Stimme von neuem und noch heftiger als früher. Noch deckte aber die Streitenden ein Felſenvorſprung mit ſeinen Zacken, jetzt ſchwang ſich Francois um dieſelben und im nächſten Augenblick erſah er die beiden Neger, welche, kaum in einer Entfernung von einigen hundert Schritten unter ihm am Fuße der Felſen, wie zwei feindliche Schlangen ſich umſchlungen hatten.

Jenjue, mit zerriſſenem Oberkleide und bereits aus mehreren Wunden blutend, hatte ſo eben die Keule erhoben, welche ihm Jean Robert zu entringen ſuchte, deſſen Flinte auf der Erde lag. Beide rangen auf das

Wüthigſte, doch ſah Francois die übermenſchliche Anſtrengung Jenjues.

Mehr fallend als kletternd ſtürzte er die Felſenjähe hinunter, um ihm beizuſtehen in dem ungleichen Kampfe. Bevor er aber noch den Fuß derſelben erreichte, ſank Jenjue bewältiget zur Erde. Jean Robert hatte ihm die Keule entriſſen und zerſchmetterte ihm jetzt mit derſelben das Haupt, daß das Blut weithin wider die Felſen ſpritzte.

Schreiend vor Wuth und ſchnaubend nach Rache ſprang Francois über die letzten Felstrümmer hinab, wie eine Boa auf Jean Robert zuſtürzend, welcher ſich mit Blitzesſchnelle ihm entgegenſtellte.

Ein neuer noch ſchrecklicherer Kampf begann. Fürchterlich ſchnaubten die beiden Neger ihre Augen glühten wie die Augen zweier Tieger jede ihrer Muskeln und Sehnen war angeſchwollen von der gräßlichen Anſtrengung, und ihre Keulen ſauſten gegen einander, daß die Schläge in den fernen Klüften widerhallten.

Mit jedem Schlage, welchen Robert nach Francois führte, ſchien er neue Kraft zu gewinnen, aber eben ſo gewaltig war der Widerſtand des letzteren. Plötzlich aber lähmte ein fürchterlicher Keulenſchlag den Arm des Freinegers, daß er machtlos ſammt der Keule hinunter ſank, und in dem nächſten Augenblicke ſtreckte ihn ein zweiter beſinnungslos neben die Leiche Jenjues nieder.

Nun warf auch Francois ſeine Keule von ſich und griff raſch nach dem Meſſer, das er in ſeinem Gürtel ſte-

cken hatte. Schon zuckte er es zum tödtlichen Stoße über der Bruſt des Freinegers, plötzlich ſich eines Beſſeren beſinnend, ſteckte er es wieder zu ſich, löſte ſeinen langen Gürtel und band damit dem Ohnmächtigen die Hände auf den Rücken.

Als dieſes geſchehen nahm er ihn auf die Schulter und kletterte mit ihm wieder die Höhe hinan, keuchte über die Felſenzacken dahin nach den Niederungen, den Mörder ſeiner Victorine der gerechten Strafe zu überliefern.

Kaum eine Viertelſtunde von jener Stelle entfernt, begegnete er einer Abtheilung der Maronjäger, welche mehrere von den Gefährten Jean Roberts gefangen mit ſich führten, ihnen übergab Francois den Freineger und verſchwand dann in der unwirthbaren Wildniß.

Triumphirend brachten dieſe Jean Robert nach der Hauptſtadt, wo er in ein feſtes Gefängniß gebracht und der Pflege eines Arztes übergeben wurde.

Als Jean Robert aus ſeiner Betäubung erwachte und die Augen aufſchlug, ſtarrte er zuerſt wie träumend um ſich, doch nicht lange brauchte es, um ſeinen ſcharfen Verſtand mit der Lage bekannt zu machen, in welcher er ſich befand.

Einen fürchterlichen Blick warf er auf die Wachen an der Thür und den Arzt, welcher vor ſeinem Lager ſtand. Dann aber furchte ſich ſeine Stirne zu ehernem Trotze, und ohne weiters auf ſeine Umgebung zu achten, ſtreckte er

ſich auf dem Lager aus und ließ ſeine Blicke kalt und gleichgültig an den Gegenſtänden vorüberſchweifen, welche ſich ſeinem Auge darbothen. Auch zeigte er in ſeinem ferneren Benehmen weder eine Furcht vor der Strafe, welche ſeiner wartete, noch Gewiſſensbiſſe über die Gräuelthaten, die er verübte, oder eine ſonſtige Gemüthsunruhe.

Selbſt als er nach mehreren Tagen vor das peinliche Tribunal geſtellt wurde, dem der Gouverneur ſelbſt vorſaß, blieb er ſich gänzlich gleich und antwortete auf keine von allen Fragen, welche die Richter an ihn ſtellten.

Sämmtliche Stimmen verdammten ihn zum Feuertode, welches Urtheil am dritten Tage nach dem Spruche vollzogen werden ſollte.

Vergebens aber fragten die Richter nach Francois, um ihn den verdienten Preis für die Einlieferung des Freinegers einzuhändigen. Niemand wußte wo er ſich befinde, nur ein Sclave wollte in einer der letztverfloſſenen Nächte einen Neger auf Victorinens Grab liegen geſehen haben, welchen er für Francois erkannte. Alle ferneren Erkundigungen blieben fruchtlos.

Mittlerweile war der Tag angebrochen; welcher zu Jean Roberts Hinrichtung feſtgeſetzt war.

Faſt ſämmtliche Neger von Cap Français hatten ſich auf dem dazu beſtimmten Platze, einer ſteinigten Ebene vor der Stadt am Fuße des hohen Le Morne du Cap, zur Exekution eingefunden. Schon ward der Pfahl

in die Erde gerammt und Reisbündel und Holz herbeigebracht.

Dicht gedrängt ſtanden die Neger und Bewohner von Cap Français ungeduldig des Augenblickes harrend, in welchem das Ungeheuer erſcheinen und die Strafe für ſeinen Frevel erleiden würde. Mit einemmale ging eine Bewegung durch die verſammelte Menge und ein dumpfes Gemurmel verkündete die Ankunft des Verbrechers.

Wirklich kam jetzt ein Bataillon der Beſatzung von Cap Français langſam und feierlich mit geladenen Gewehren, an welchen ſich die Morgenſonne ſpilgelte, von der Stadt herangerückt.

Hinter dieſen von acht Mann mit blanken Säbel umgeben, ging Jean Robert mit auf den Rücken gebundenen Händen, deren Stricke zwei peinliche Gerichtsdiener hielten, welche zugleich brennende Fackeln trugen.

Ihnen folgte wieder ein Bataillon und der Capitain der Beſatzung nebſt einigen Offizieren zu Pferde, den glänzlichen Beſchluß machten mehrere Gerichtsperſonen im Wagen.

Jean Robert ſchritt ruhig faſt ſtolz einher und ſah gleichgültig auf die Zuſchauer, welche ihren Abſcheu gegen ihn, ſo wie ihr Grauen in lebhaften Ausdrücken äußerten. Selbſt an dem Pfahle angelangt, gab er kein Zeichen einer Erſchütterung, welches die abergläubiſchen Neger noch immer fürchten ließ, daß ſein Fetiſch ihn aus den Flammen retten würde.

Nun hatte das Militär ein Quareé um den Pfahl formirt und Jean Robert wurde mit ſtarken Stricken an denſelben gebunden und das Holz um ihn aufgehäuft.

Jetzt trat eine Gerichtsperſon hervor und las ihm, während alle Anweſenden mit Ausnahme des Militärs, die Häupter entblößten, noch einmal ſein Todesurtheil, nach den Paragraphen des ſogenannten ſchwarzen Geſetzbuches vor, worauf der Commandierende das Zeichen gab, Feuer an die Reisbündel zu legen.

Die beiden Gerichtsdiener vollzogen den Befehl und nach wenigen Augenblicken züngelten ſchon die Flammen um das Reiſig herum. Wüthig riß Jean Robert an ſeinen Banden, aber immer höher ſtieg die Lohe, ſchon leckte ſie an ſeinen Schenkeln empor, da verdoppelte Schmerz und Wuth ſeine Kräfte, mit der Gewalt eines Rieſen riß er jetzt plötzlich den Pfahl aus der Erde und ſprang mit ihm aus den Flammen.

Ein Zetergeſchrei erſcholl von allen Seiten, viele der Zuſeher ſuchten vom paniſchen Schrecken ergriffen das Weite, die Hinteren ſtürzen über die Vorderen, überall Geſchrei Getümmel, Flucht und Verwirrung, ſelbſt die Soldaten ſtanden von dem unerwarteten Ereigniß betäubt, unſchlüſſig, oder wurden mit fortgeriſſen von der Menge.

Mitten durch flüchtete ſich Jean Robert.

Da aber ſtieß er auf einen, der nicht vor ihm entfloh, es war Francois, der regungslos auf ſeine Keule gelehnt, keinen Blick von dem grauſen Schauſpiele, dem Tod

tenopfer ſeiner Victorine verwendet hatte. Mit ſchauderhafter Kaltblütigkeit und übernatürlicher Kraft packte er den Fliehenden und ſchleuderte ihn in den lodernden Holzſtoß zurück, daß die Flammen kniſternd über den ſich in den Gluten Krümmenden zuſammenſchlugen.

Noch ſtand Francois an jener Stelle, als der Holzſtoß bereits verkohlt und nichts als ſchwarzgebrannte Knochen von Jean Robert noch übrig geblieben waren.

Abends ſahen ihn heimkehrende Fiſcher einen ſteilen weit in die See hinausragenden Felſenvorſprung erklimmen. — Seit dem war nie mehr etwas von ihm auf den Antillen zu ſehen.

# Lied und Blatt.

Im Traum macht' ich einſt ein Lied,
Noch wußt' ich's beim Erwachen:
Es war ein rechtes, deutſches Lied,
Werd' nie ein beſſeres machen!

Es ſchloß mein ganzes Herz in ſich,
Verſtanden ward's von Allen;
Feſthalten wollt' ich's bis zum Tag, —
Da war es mir entfallen.

Und ſeither ſucht' ich's überall,
In meinem eignen Herzen,
Bei Freund und Feind, auf Berg und Flur,
In Freuden und in Schmerzen.

Da lag ich einſt im grünen Wald,
Beſchneit von Blüthenflocken,
Und plötzlich fiel mein Lied mir ein, —
Wie war ich ſüß erſchrocken!

Ich ſchrieb es auf ein weißes Blatt
So ganz nach meinen Sinnen;
Da kam ein böſer Wind daher,
Trug Blatt und Lied von hinnen.

Und ſeither ſucht' ich dieſes Blatt
In Wäldern und auf Fluren,
Und meint' ich oft: ich hätt' es ſchon,
So täuſchten mich die Spuren.

Und was ich ſeither ſo verſtreut
An Lied und Blatt noch hatte,
Nur Bothen waren's, ausgeſandt
Nach jenem Lied und Blatte!

Joh. Gabriel Seidl.

# Wahn und Liebe

von

August Schmidt.

Es gibt Tage im Leben, an welchen man, ich möchte ſagen, weinerlich geſtimmt iſt. Es iſt nicht Mißmuth oder Trübſinn als Folge vorhergegangener, unangenehmer Ereigniſſe — es iſt eine Sentimentalität, die ſich unſer gänzlich bemächtiget, und bei welchem uns immer das Weinen näher ſteht als das Lachen. An ſolchen Tagen können uns die drolligſten Schwänke kaum ein mageres Lächeln abgewinnen; wir ſind empfänglicher für fremden Schmerz, nachſichtsvoller gegen die Schwächen Anderer und es ſcheint, daß die Natur dieſe Tage unſerem Lebenskalender deßhalb einrückte, um ſo Manchen, der bloß ſein theures Selbſt im Auge hat, daran zu erinnern, daß es auch außer ihm Geſchöpfe gebe, welche ſeine Hülfe oder doch wenigſtens ſein Mitgefühl anzuſprechen berechtiget ſind. Die Geſchichte erzählt uns Beiſpiele, daß ſelbſt die blutdürſtig-

ſten Tyrannen ihrer Zeit in gewiſſen Momenten von ſolchen weichen Gefühlen heimgeſucht wurden. Waren es gleich nur flüchtige Augenblicke, ſo ſind ſie doch ein Beweis mehr, daß die Menſchlichkeit als ein unvertilgbarer Keim in dem Herzen eines Jeden wohne, und an ſolchen Tagen der Sentimentalität ſein Daſeyn verrathe.

Der wüthende Guelfe Ezzelino, der Schrecken Italiens, wurde einſt bei den Schalmei-Tönen eines Hirten im Gebirge von einer ſolchen Wehmuth ergriffen, daß er in Thränen der Reue über ſeine Schandthaten zerfloß, obgleich er den darauf folgenden Tag das Kaſtell eines Gibellinen mit all ſeinen Bewohnern den Flammen preisgegeben haben ſoll.

Ein ſolcher Tag war es, als ich einſt ſtille ſinnend auf meinem Sopha ſaß und mich dem Netze trüber Gedanken und Grübeleien nicht entwinden konnte. Ich ergriff meine Guitarre, um die Schwermuth, welche mich umdüſtern wollte, zu verſcheuchen. Dieß war das gewöhnliche Mittel meinen Sinn zu erheitern, oder doch wenigſtens einen ſanften Schleier über die Odioſa zu werfen, die mir auf meiner Laufbahn ſo häufig in den Weg getreten.

Wie die weichen Accorde dem Inſtrumente entklangen, ſo huſchte manches liebliche Bild der Vergangenheit an mir vorüber und nickte mir freundlich zu; mancher längſt geſchied'ne Freund reichte mir die Hand aus dem Lande der Träume herüber; unwillkührlich kamen mir die

Melodien alter Studentenlieder in die Finger und jede derselben brachte mir auch das Bild der Freunde vor's geistige Auge.

Da schwebte auch deine Gestalt, mein unvergeßlicher Müller mit ihrem stillen Ernste in dem treuherzigen Gesichte an mir vorüber, und ich gedachte aller Freuden und Leiden meiner Jugend, die ich mit Dir einst genossen hatte. Mächtige Gefühle bestürmten mein Herz, meine Augen füllten sich mit Thränen.

Wo seyd ihr alle! rief ich aus, legte die Guitarre bei Seite, lehnte mich nachdenkend an's Fenster und blickte der sinkenden Sonne nach. Ja, so manches zarte Mutterſöhnchen, das einst glänzende Familienverhältnisse zu großen Hoffnungen berechtigten, seufzt jetzt unter dem schweren Joche eines mageren Dienstpostens, der es kaum nothdürftig nährt; so manches Kraftgenie zieht als hungernder Held mit einem Truppe wandernder Komödianten von Dorf zu Dorf im Lande umher, während mancher fidele Junge zu einem verdorrten Rechenmanne eingesunken ist. — In alle vier Weltgegenden hat das Schicksal sie zerstäubt, die einst so fest verbunden zusammenlebten, sie haben Freundschaft für die Ewigkeit geschlossen, da sie sich doch im Leben kaum wieder sehen werden.

Mit solchen Gedanken beschäftiget ergriff ich meinen Hut und wanderte vor's Thor; mir war zu enge das kleine Stübchen, ich mußte nochmal der untergehenden Sonne nachsehen, gleicht doch ihr Anblick meinen jugend-

lichen Freuden. — Auch sie sind in's Meer der Vergänglichkeit hinabgesunken und machten einem tiefen Dunkel Platz, bis am nächtlichen Himmel der bleiche Mond der Sorgen heranzog und durch sein falbes Licht den Glanz der jugendlichen Sonne zu ersetzen suchte.

Unwillkührlich kam ich in eine der nächsten Umgebungen der Stadt. Eine Reihe unansehnlicher Häuser bildeten eine, von Gärten und Feldern, oft unterbrochene Gasse und schon breitete sich Abenddunkel über die Gegend, als ich an dem letzten Hause vorüber wollte. Allein ein, an demselben aufgehangener Wirthschild erinnerte mich erst daran, daß ich, durch meinen Spazierzang ermüdet, einiger Erquickung bedürfe.

Eine kleine, schwarzgeräucherte Stube umfing mich allsobald und der Wirth kam mir mit zuvorkommender Höflichkeit entgegen, um sich nach meinem Begehren zu erkundigen.

Ich verlangte frisches Bier, Butter und Käse, und war herzlich froh, als er mir das Verlangte herbeizubringen versprach, denn meine Zunge klebte dürstend an dem Gaumen und das Gefühl des Hungers war in mir rege geworden.

Ich hatte indessen Muße meinen Speisesaal näher zu betrachten. Ein kleines, länglichtes Viereck wurde durch eine Unschlittkerze, welche statt des Leuchters in einer ausgehöhlten weißen Rübe steckte, beleuchtet. In der einen Ecke der Stube hing ein Crucifix aus Gyps. Theils vom

Rauch schwarz gefärbt, theils mit Kränzen von verdorrten Feldblumen umwunden, war es kaum mehr kenntlich und wetteiferte an aufhabenden Staub und Ruß mit einem ober dem Ecktische aufgehangenen Tableau, welches die Insignien des wackeren Schmiedehandwerks aus Holz geschnitzt darstellte.

Kein Städtchen so klein,
Die Schmiede, die müssen d'rein seyn

dachte ich, als mein gastlicher Wirth mit Bier und Käse herbeikam und sich sogar neben mir niederließ, um mein frugales Mal durch sein Gespräch zu würzen.

Ich hatte kaum noch die Hälfte meines Abendbrotes zu mir genommen, als mich schon die Geschwätzigkeit meines Wirthes mit seiner ganzen Nachbarschaft bekannt gemacht hatte. Endlich kam er auf seine eigenen Angelegenheiten zu reden, erzählte mir, daß er mit seinem Weibe und einem kleinen Mädchen, beider Augapfel, recht zufrieden mit dem Wenigen lebe, und daß des Himmels Segen sichtbarlich auf seinem Hause ruhe, und ihm immer kleine Nebenerwerbe und Zuflüsse zu seinem häuslichen Unterhalte spende. Seit einem Monate, erzählte der Redselige, hat ein reicher Herr mein ganzes Haus mit Ausschluß der Gaststube und eines Zimmers, welches ich selbst bewohne, gemiethet. Durch den ansehnlichen Miethzins, welchen er mir in vorhinein bezahlte, war ich in den Stand gesetzt, wieder einigen Vorrath von Bier und Brantwein anzukaufen, weßhalb ich mich auch eines größeren Zuspru-

ches meiner Nachbarn erfreuen darf. Dem armen Herrn da oben iſt mit all' ſeinem Gelde nicht halb ſo wohl, wie mir. Hören Sie, ſagte er, indem er mich auf ein Umherrennen im oberen Stockwerke aufmerkſam machte, das man ſehr deutlich auf dem Platfond der Wirthsſtube bemerken konnte — heute iſt er wieder beſonders unruhig.

Ich fragte ihn, was die Urſache dieſer Unruhe wäre, allein er zuckte die Achſel und meinte, es müſſe dem armen Herrn viel Leid zugefügt worden ſeyn, bis er in einen hohen Grad von Melancholie verfallen wäre. Er verläßt das Haus nur höchſt ſelten, und auf ſehr kurze Zeit, ſetzte er erzählend hinzu, und ſeine Spaziergänge ſind bloß auf das Gärtchen hinter dem Hauſe beſchränkt. Überdieß iſt er ſehr traurig und gewöhnlich ſehr wortarm, er leidet Niemanden um ſich als mein kleines Mädchen mit dem er nicht ſelten ſtundenlang im Garten ſich unterhält. Am unruhigſten iſt er Abends und nicht ſelten irrt er ſchlaflos ganze Nächte im Zimmer umher; es iſt, als ob ein böſer Geiſt in ihm wohnte, der ihm nirgends Ruhe läßt, und den er nicht los werden kann."

Da trat die Geſtalt eines Mannes durch die kleine Thüre, welche in den Hof zu führen ſchien.

Der Wirth hatte ihn kaum bemerkt, als er ſogleich ſeine Erzählung unterbrach, vom Stuhle aufſprang, ihm entgegen eilte und ſich um ſein Begehren erkundigte.

Mit unſicherer zitternder Stimme antwortete der Angekommene, indem er die Worte regellos hervorſtotter-

te, daß er hier unten in seiner Gesellschaft noch ein Glas Bier trinken wolle, da es ihm in den Zimmern oben so einsam, so — unheimlich sey.

Seine Stimme wurde bei dem letzten Worte tonlos. Es wehte bei diesem „unheimlich" ein kalter Athem über mich hin, denn es war, als ob der Sprecher alle Gefühle des Unheimlichen in mir hervorgerufen hätte.

Jetzt trat er unter der Thürverkleidung hervor und nahte sich dem Tische, an welchem ich saß. Kaum aber war er meiner ansichtig, als er sich scheu zurückzog, und an dem mir gegenüberstehenden Tische Platz nahm. Seine kräftige Gestalt schien vom Kummer ganz darniedergebeugt, die großen, lichtblauen Augen sahen gespenstisch aus dem bleichen Antlitze hervor, welches unordentlich herabhängende zerwühlte Locken von dunkler Farbe wild beschatteten, indem sie die Stirnfalte noch mehr verdüsterten. Die ganze Gestalt trug überhaupt das Gepräge tiefer Seelenleiden. Je mehr ich sie ansah, desto bekannter kamen mir die Züge vor; es war, als ob ich der Person, obwohl in veränderter Gestalt, früher einmal nahe gestanden wäre.

Den Kopf auf seinem Arm stützend saß er schweigend jetzt mir gegenüber. Der Wirth hatte sich entfernt, um ihm das Verlangte herbeizuholen. Ein Geräusch, welches ich unwillkührlich mit meinem Trinkglase machte, weckte ihn aus seiner dumpfen Erstarrung. Jetzt begegneten sich unsere Blicke und sein stieres Auge haftete unverändert

an meinem Geſichte, als wollte es ſich in die Züge desſelben eingraben; konvulſiviſch bewegten ſich ſeine Lippen, ſeine Stirnfalten zogen ſich langſam auseinander und ſeine ſtereotypen Züge erwachten aus ihrer Erſtarrung. Jetzt ſchien mir der rechte Moment gekommen, den Sonderling anzuſprechen und ihn zu einer Erklärung zu bringen, welche mir Licht über unſere beiderſeitige frühere Bekanntſchaft geben ſollte. Es war mir immer ein Feſt, wenn ich mit einem Bekannten aus alter Zeit zuſammentraf. Ich konnte es nie unterlaſſen, mich gegen ihn zu erklären, obgleich ich nicht ſelten die Erfahrung machte, daß die Zeit ſo manches enge Band freundſchaftlicher Verbindungen ganz gewaltig aufgelockert habe. Mit der Frage, ob man hier Gelegenheit bekäme, nach der Stadt fahren zu können, eröffnete ich das Geſpräch

Da ſchien ein leiſer Zug freudiger Überraſchung über ſein Geſicht zu fliegen. Wortlos faß er einige Sekunden, dann erhob er ſich von ſeinem Sitze und ſtellte ſich mir gegenüber.

„Nein, ſagte er mit einem Tone, welcher von dem ſeiner früheren Rede mit dem Wirthe ſehr verſchieden war, konnten mich auch die veränderten Geſichtszüge noch im Zweifel laſſen, ſo kann doch nimmer der Ton dieſer Stimme mich trügen, oder es müßte zwei kleine Schulmeiſter geben. Dem rothen Steffen hat ein böſes Fatum die Wangen gebleicht und der Commerce würde ihn wohl jetzt zum Rebaptiſten machen müſſen.“

„Müller, rief ich und es folgte eine Scene heißer Umarmungen. Dich haben die wenigen Jahre, fuhr ich nach einer Pause fort, die mir Zeit gelassen hatte mich wieder zu erholen, seit ich dich nicht sah, sehr verändert: ich hätte dich nicht wieder erkannt. Was machst du hier in Plankenhain? Du verließest damals die Akademie, um in Schlesien des verblichenen Onkels Güter anzutreten und mit der kleinen Fani ein idyllisches Leben zu beginnen. Längst glaubt ich dich als beglückten Landwirth in dem Kreise froher Kinder und finde dich hier an der fernsten Grenze des Reichs allein und verlassen von den Deinen!?" —

Es war ein böser Traum, sagte er, indem er meinen Händedruck herzlich erwiederte, und sich zu mir setzte; — ja, ein böser Traum wiederholte er und fuhr sich mit der zitternden Hand in die wirren Locken, während sein Kopf kraftlos in die Brust sank.

„Höre, Müller, entgegnete ich, indem ich mich bemühte die düstere Schwermut von ihm wegzuwälzen, welche wie eine Felsenlast den Armen zu erdrücken schien, erinnerst du dich noch des guten, alten Professors Charitus und seiner Kernsprüche:

Es ist das herbste Leid,
So flüchtig wie die Zeit. — oder:

Komme, was da kommen mag,
Die Stunde rennt auch durch den rauh'sten Tag.

„Nur zu sehr sind mir seine Worte im Gedächtnisse, entgegnete er, und in seinem Auge glänzte eine Thräne.

Wo ich bin gellen mir die Worte in die Ohren, die mir der gute Alte mit prophetiſchem Geiſte einzuprägen ſuchte: Der Übel größtes iſt die Schuld. Er hatte wohl damals nicht geahnet, daß die Worte, welche mich von der Sünde zurückhalten ſollten, daß dieſe Worte mir einſt den letzten Troſt rauben, die einzige Hoffnung jedes Unglücklichen, den Rückweg zum Guten auf immer verſperren ſollten.

„Nun da erinnere ich mich eines anderen Spruches, ſagte ich, welchen Charitus oft im Munde führte und der ſich als Entgegnung deines erſt Erwähnten verwenden ließe:

Drückt die Schuld dich hart darnieder,
Haſt aus Schwäche du gefehlt;
Bring der Beſſ'rung feſten Willen
Ihm, der deine Tage zählt.

Schweigend nickte er mit dem Kopfe und drückte mir dankbar die Hand. Doch bald verdüſterte ſich wieder ſein Blick, er ließ meine Hand fahren, ſeufzte tief und fiel wieder in ſeine ſtumme Melancholie zurück.

Ich ſuchte alle Troſtgründe auf, um ihn zu beruhigen und zum Sprechen zu bewegen, damit dieſer ſtumme Schmerz Erleichterung fände; allein vergebens. Aus ſeinem ungläubigen Kopfſchütteln konnte ich entnehmen, daß meine Worte an der eiſigen Rinde, welche der Gram um ſein Herz gezogen erfolglos abglitſchten. Allein ich gab meinen Plan nicht auf: ich beſchwor ihn bei der brüder-

lichen Liebe, welche er mir einſt ſo oft zugeſchworen hatte, bei den Freuden unſerer Jugend, mir ſein Herz zu öffnen und ſeinen Kummer an dem Buſen des theilnehmenden Freundes zu erleichtern.

Da ſtand er plötzlich auf, ergriff meine Hand und zog mich aus der Gaſtſtube fort. Ich folgte ohne Widerſtand. Er führte mich die Treppe hinan bis wir vor einer Thüre ſtill hielten, die er öffnete, und durch welche wir das Innere ſeiner Wohnung betraten.

Eine düſtere Lampe erhellte die Stube, in welcher Kleidungen, Landkarten und Bücher unordentlich untereinander lagen. Die großen altfaçonirten Wandſchränke von dunklem Holze, wahrſcheinlich ein Eigenthum des Hausbeſitzers, gaben dem Zimmer einen düſteren Anſtrich, welcher noch durch die matte Beleuchtung erhöht wurde.

Wir ſetzten uns auf eine, an der Rückwand des Zimmers ſtehende Polſterbank, und mein Freund begann:

Unter den Glückwünſchen meiner Freunde verließ ich im Frühjahre, wie du weißt, die Akademie um als Univerſalerbe meines Onkels ſeine weitläufigen Beſitzungen in Schleſien anzutreten. Obgleich ich Fanni das glückliche Ereigniß bereits ſchriftlich bekannt gegeben hatte, ſo ſcheute ich doch einen Umweg von dreißig Meilen nicht, um ſie zu ſehen und mich an ihrem Anblicke letzen zu können. Mit liebeglühendem Herzen lag ſie in meinem Arme und weinte Thränen der Freude. Drei Tage verfloſſen im Taumel der Seligkeit. — In dieſen drei

Tagen genoß ich des Erdenglückes höchste Wonne und würde man mir die Schätze der Welt, ja des Himmels Freuden gebothen haben, ich hätte ohne meine Fanni mich unglücklich gefühlt.

Da schlug die Scheidestunde, und ich mußte mich den Armen der Liebe entwinden, um zur Übernahme meiner Güter nach Schlesien zu reisen.

Von dem Augenblicke hatte sich die Sonne meines Glückes verdunkelt und das Unglück mit all dem Gefolge des Elendes zog bei mir ein.

Ich machte Bekanntschaft mit einem Menschen, der sich Dolose nannte. Er hatte, wie es hieß, Besitzungen gehabt, die er aber veräußerte, um gemächlich von seinen Renten leben zu können. Er war ein Mann bereits über die Blüthezeit der Jugend hinaus, gewandt und fein im Umgange, hatte sich nicht gewöhnliche Kenntnisse erworben, und besaß eine so überzeugende Beredungsgabe, daß er sehr bald für seinen Zweck zu gewinnen wußte. Er hörte von meiner Reise und trug sich an mich auf derselben zu begleiten, da er unfern dem Orte meiner Bestimmung ein wichtiges Geschäft abthun wolle und erboth sich mir bei der Besitznahme und Einrichtung meiner Güter an die Hand zu gehen, weil er als Sachverständiger mir dadurch wesentliche Dienste leisten zu können vorgab. Ich griff mit beiden Händen zu, trug mich an, ihm nicht nur alle Reiseunkosten zu vergüten, sondern versprach nach Beendigung aller Angelegenheiten ihn mit einem

nahmhaften Geschenke schadlos zu halten. Er schlug beides hartnäckig aus, versicherte, daß er die Reise auch ohne mich hätte machen müssen. Was aber die Beihilfe in Schlichtung Ihrer Güterangelegenheiten betrifft, sagte er, so bin ich dieselbe zum Dank für Ihre angenehme Reisegesellschaft schuldig.

Wir gaben uns gegenseitig das Wort und so wurde die Reise in Gesellschaft beschlossen.

Der Tag der Abreise erschien, Fanni begleitete mich bis zum Wagen. Da kam Dolose. Ich stellte ihr denselben als meinen Reisegefährten vor.

Plötzlich bleichten sich ihre Wangen, ihre Hand zitterte in der meinen. Ich führte die Bebende bei Seite, während Dolose im Wagen sich zu thun machte. Fanni, sagte ich und setzte die Schwache auf die steinerne Bank vor dem Hause nieder, woher diese plötzliche Veränderung?—

Sie brach vom neuen in Thränen aus, umarmte mich glühend und schüttelte schweigend das Köpfchen.

Ich küßte ihr die Thränen von den bleichen Wangen und drang in sie, mir die Ursache dieses plötzlichen Schreckens zu nennen. Allein sie schwieg und schob es endlich nach vielen wiederholten Bitten auf den Schmerz der Trennung, der sie so heftig ergriffen

Ich tröstete sie mit dem Versprechen meiner baldigen Rückkehr, drückte einen langen Kuß auf ihre bebenden Lippen, sprang in den Wagen und suchte meine verweinten Augen hinter dem Reisemantel zu verbergen.

Auch mein Reisegefährte war den ersten Tag über düster und wortkarg. Gewiß hat auch er, dachte ich, ein geliebtes Wesen zurückgelassen und dieser Beweis von Gefühl an dem sonst kaltscheinenden Manne machte mir ihn noch werther.

Ich schmiegte mich mit zuvorkommender Ergebenheit in alle seine Vorschläge und räumte ihm sogar über mir einen Platz ein. Es war eine Achtung seiner Kenntnisse und Erfahrungen, welche ihn bei mir so hoch stellten. Seine Bemerkungen über verschiedene Gegenstände waren treffend und aus dem Leben gezogen und beurkundeten den praktischen Weltmann, der aus den verschiedenartigen Ereignissen, welche ihm im Leben vorkamen, sich eine eigene, von andern sehr verschiedene Philosophie formte, und dieser auf eigene Erfahrung basirten Lebensregel genau nachzuleben strebte.

Konnte ich gleich seinen Ansichten über Tugend und Menschenwerth, von welchen er nicht selten mit liebloſem Hohne sprach, keineswegs beipflichten, so schienen mir doch diese Urtheile nicht dem schwarzen Grunde eines bösen Herzens zu entkeimen, sondern den gereizten Gemüthe eines oft hintergangenen Leichtgläubigen zur Zeit des Unmuthes zu entquillen.

Am Ziele meiner Reise angelangt, erwarteten mich Geschäfte ohne Zahl und jetzt erst lernte ich den Werth meines Freundes kennen.

Mit umsichtiger Sachkenntniß half er mir meine An-

gelegenheiten ordnen, ſprach mir Muth ein, wenn ich an dem Gelingen meiner Sache verzweifelte, machte Verbeſſerungen, welche bedeutende Vortheile verſprachen und war mit einem Worte das eigendliche Factotum, welches alles regierte.

Einſt beſuchte ich ihn auf ſeinem Zimmer. Er zeichnete ſo eben an dem Plane zu einem neuen Wirthſchaftsgebäude. Ich ſetzte mich zu ihm, um ihm bei ſeiner Arbeit zuzuſehen, da lag ein offener Brief auf dem Tiſche.

Der Anblick dieſes Schreibens machte mich traurig. Vergebens harrte ich ſeit Langem einer Nachricht von Fanni entgegen. Die Beſorgniß um ihre Geſundheit hatte mir ſchon ruheloſe Nächte gemacht. Beſonders wenn ich an ihr Unwohlſeyn bei meinem Abſchiede dachte, wurde mir ſo ängſtlich um's Herz. Unwillkührlich warf ich noch einen Blick in den Brief, er war von Fanni's Wohnorte.

„Sie haben ein Schreiben aus Kuenſtadt erhalten? fragte ich in dem Tone der Verwunderung. Was gibt es Neues dort? —

„Neues? — erwiederte er und bei dieſer fragenden Wiederholung verzog ſich ſein Geſicht zu einem ſardoniſchen Lächeln — Gewöhnliches Alltägiges, was ſich nicht der Mühe lohnt, erzählt, noch weniger niedergeſchrieben zu werden, obgleich es Ihren unumſtößlichen Satze, daß Tugend und Reinheit der Sitten allenthalben unter den Menſchen wohnen, einen gewaltigen Einſpruch thun dürfte.

„Ich wär' begierig dieſe Neuigkeit zu wiſſen und Ihnen durch die Widerlegung dieſes gewaltigen Einſpruchs, wie Sie ihn nennen zu beweiſen, daß mein Streitſatz nicht ſo leicht angefochten werden könne.

„Es wäre zu wünſchen, daß Sie ſich von der Trüglichkeit Ihrer Meinung nicht durch bittere Selbſterfahrung überzeugen möchten, ſagte er und nahm den Brief zur Hand. Ein Freund aus Auenſtadt ſchreibt mir nebſt anderen Ereigniſſen:

„„Eines der ſchönſten Mädchen unſerer Stadt hat als verlobte Braut in Abweſenheit ihres Bräutigams ein heimliches Liebesverhältniß mit einem Offiziere der Garniſon angeſponnen und nachdem die Truppenabtheilung von hier abgelöſt wurde, iſt ſie aus dem väterlichen Hauſe entwichen und ihrem Geliebten nachgezogen. Vergebens haben die tiefgebeugten Ältern ſich an die Behörde gewendet, um ihre ungerathene Tochter aus den Händen ihres Verführers zurückzuerhalten, ſie iſt ſpurlos verſchwunden. Noch bedauerungswürdiger iſt der Bräutigam, welcher das Mädchen aus zärtlicher Liebe zur Lebensgefährtin erwählt hatte, und wegen Ordnung ſeiner Angelegenheiten und Vorrichtung zur bevorſtehenden Hochzeit aus den Armen ſeiner Geliebten ſich losriß und jetzt von der Seligkeit ſeines geträumten Glückes berauſcht zurückkehrt, um ſein holdes Bräutchen in ſein feſtlich geſchmücktes Haus als Hausfrau einzuführen und wie von dem Donner des Weltgerichtes durch dieſe Nachricht aus ſeinem

Wonnetaumel aufschreckt, statt in Liebchens Arme zu fliegen, rings um den bodenlosen Abgrund vor sich sieht, während das nimmer müde Heer der Spötter über den Armen hohnlächelnd die Achsel zuckt.""

Nicht länger war ich Herr über mich. Ich sprang auf und packte Dolose krampfhaft bei den Schultern. Wie heißt die Unglückliche? — rief ich ihm wüthend zu. Vergebens suchte er sich aus meinen Händen zu befreien Sag' an, schrie ich mit erneuerter Wuth, wie heißt das Ungeheuer? —

Mit Riesenkraft entwand er sich endlich meinem Arm, warf mich, da diese Anspannung der Nerven mich ganz entkräftet hatte, in dem nächsten Stuhl und sagte mit kaltem Lächeln: Ich kenne weder die bräutliche Metze, noch den Thoren von einem Bräutigam, der sich von Weiberlist so arg bethören lassen konnte. Hier ist das Schreiben, vielleicht sind Sie scharfsichtig genug, das Gewünschte herauszufinden.

Er warf mir den Brief hin und verließ mich in einem Zustande der an Wahnsinn gränzte.

Ich ließ mich zu Bette bringen, denn es rieselte kalter Schauer mir durch das Gebein und fieberisch zuckten meine Nerven.

Nach einer schlaflosen Nacht sah ich beruhigter dem Morgen entgegen. Da kam Dolose und erkundigte sich mit einer Wärme um mein Befinden, als ob nichts zwischen uns beiden vorgefallen wäre. Er trug sich an in die

nächste Stadt zu reiten, um einen geschickten Arzt herbeizuholen und als ich dieß Anerbieten ausschlug, suchte er mich mit der Sorgfalt eines liebenden Freundes zu beruhigen.

Unter häufigen Thränen bat ich ihm mein gestriges, ungebührliches Betragen ab, allein der Edle schien kein Gedächtniß mehr von gestern zu haben, drückte mir versöhnend die Hand und empfahl mir Ruhe.

Ich selbst wollte den Sturm beschwichtigen, der in meinem Inneren tobte. Ich suchte mich zu überzeugen, daß es wol mehr Bräute in Auenstädt geben könne, deren Bräutigam vor der Hochzeit abreiste. Vergebens war ich bemüht mich selbst zu beruhigen; es war, als ob eine innere, unglückverheißende Stimme mir nimmer Ruhe ließe und alle aufgestellten Trostgründe zu Boden würfe.

So war ich im beständigen Kampfe mit Gefühl und Ahnung, als der Postbothe ins Zimmer trat und mir einen Brief aus Auenstädt überbrachte.

Mit zitternden Händen ergriff ich das Schreiben. Es war seit langen sechs Monaten die erste Nachricht, die ich aus Auenstadt erhielt. Es war nicht Fanni's Schrift; — fremde niegesehene Schriftzüge zeigten sich mir auf dem Couverte. Mit ungeduldiger Hast riß ich das Siegel entzwei und suchte den Namen des Schreibers. Es war von Fanni's Vater.

In den schonendsten Ausdrücken meldete mir der Tiefgebeugte den Verlust seines Kindes, welches aller Erkun-

digungen ungeachtet, nirgends aufzufinden ſey, obgleich er die Urſache ihrer Flucht nicht ahnen könne.

Es hatte ſeit einiger Zeit ſich eine ſtumme Melancholie ihrer bemächtiget, deren Grund ſie, trotz aller Bitten und Fragen ihrer Mutter, Niemanden entdecken wollte.

Er beſchwor mich bei meiner Liebe für ſein Kind, bei der Ruhe ſeines Alters, den Aufenthalt Fanni's entdecken zu helfen und nichts unverſucht zu laſſen, was auf die Spur ſeiner verlornen Tochter führen könnte.

„So wäre denn Wahrheit der ſchreckliche Traum, der mich aus meinem Himmel herabſtürzte und mir meine Seligkeit raubte?! So wäre denn der Glaube an Liebe und Treue — ein Hirngeſpinnſt, entſprungen der krankhaften Phantaſie eines faſelnden Thoren?!" — rief ich bis in's Innerſte erſchüttert mit klangloſer Stimme, indem ich auf mein Bett zurückſank und die thränenloſen Augen mit beiden Händen bedeckte. —

Da tobte es in meinem Innern, da wühlte der Schmerz in allen Fiebern und ſiedend wogte das Blut in den angeſchwollenen Adern.

„Rauf" ſie aus die grauen Haare, alter Vater, dein Kind iſt eine treuloſe Dirne, eine ſchmachbedeckte Metze geworden", ſchrie ich wie wahnwitzig und ein hohles Gelächter drängte ſich aus meinem Innern hervor.

Da ſchaute ich auf vor mir ſelbſt erſchreckend, an meiner Seite ſtand — Doloſe mit dem ruhig kalten Antlitze. Mich fror bei ſeinem Anblicke, furchtſam kroch

ich unter die Bettdecke, bis eine mitleidige Ohnmacht mir das drückende Bewußtseyn raubte.

---

Drei Monden brachte ich auf dem Krankenlager zu. Es schien ein schleichendes Fieber mich zur Beute ausersehen zu haben und gleichgültig gegen Alles, was neben mir vor- und mich selbst anging, schleppte ich mich lebensatt, ein bleicher Schatten, im Hause umher.

Da kehrte Dolose von einer Geschäftsreise, welche er in seinen Angelegenheiten unternommen zu haben vorgab, zurück. Sein Anblick, wenn er mich auch nicht mehr, wie damals erschreckte, erfreute mich auch nicht. Er erzählte mir von seiner Reise und schloß seinen Bericht damit, daß er nun von mir Abschied nehmen müsse, um nach der Residenz zu reisen und sich daselbst um ein öffentliches Amt zu bewerben, da seine Unternehmungen fehlgeschlagen, wodurch er beinahe um all das Seine gekommen sey.

Schweigend hörte ich ihm zu. Da faßte ich den Entschluß, ihm die Stelle eines Oberaufsehers meiner Besitzungen anzutragen und ihm die Leitung meiner Angelegenheiten ganz zu überlassen, da ich in der Gemüthsverfassung, in welcher ich mich befand, zu jedem ernstlichen Geschäfte mich untüchtig fühlte. Ich machte ihm den Antrag und hatte die Freude, daß er ihn dankbar annahm, und mich seinen Wohlthäter und Freund nannte.

Es war dieß die erste Freude seit jener Unglücksnachricht, der erste Sonnenblick, welcher in die düstere Nacht meiner Seele fiel.

Ich überließ ihm von nun an unbedingt die Führung aller meiner Geschäfte, während ich unthätig, ein Schattenbild umherschwankte und nur meinem Grame lebte. Ich floh die Menschen und war auf dem Wege sie zu hassen. Allein Dolose meinte, es gäbe zwischen Liebe und Haß noch eine Mittelstraße nämlich: — Verachtung. Der größte Theil, sagte er, verdiene unsere Liebe nicht, der noch übrige Theil aber sey zu gering, um unseren Haß gegen sich zu entflammen. Der wahre Menschenkenner betrachte sie alle nur als Mittel zum Zweck, als Spielpuppen, die wir, wenn sie uns langweilen, verächtlich von uns werfen; denn das Endresultat von all den empfindelnden Auswüchsen unserer sentimentalen Natur, als: Freundschaft, Liebe, — sey doch immer Langeweile und Überdruß.

Durch solche Mittel suchte er die Wunde meines Herzens zu heilen. Sie blutete nimmer, allein die zu schnell verharrschte Wunde schmerzte doppelt.

Eines Tages sprach er mit mir über seine Reisen. Er war in Amerika gewesen, hatte den größten Theil von Europa gesehen und in den Hauptstädten der größten Höfe gelebt. Er rieth mir eine Reise nach Italien an. Das milde Klima, der ewig heitere Himmel, meinte er, würde mich physisch und geistig stärken.

Ich war nicht dazu zu bewegen. Ich will hier in meinem Eigenthume mein müdes Haupt zur Ruhe legen. Was soll ich draußen in der Welt? Die Spanne Zeit, die ich noch zu leben habe, macht mich antheillos an all dem Treiben der Menge. Spurlos, wie die Welle in der weiten Meeresfläche, gehen alle Eindrücke an mir vorüber; das Weh im Herzen mildert kein Klima, mein Himmel iſt auf immer getrübt ſagte ich und ging tief bewegt auf mein Zimmer. Jedoch die Idee einer Reiſe hatte mehr, als ich glaubte, in meinem Innern Platz gegriffen und ſchon begann mein anfänglicher Entſchluß „hier zu bleiben" nach und nach zu wanken; da kam mir eine Strophe des Uhland'ſchen Wanderliedes in's Gedächtniß:

Erloſchen iſt der Sonne Strahl,
Verwelkt die Roſen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' in's finſt're Land hinein,
Im Winterſturm, ohn' allen Schein,
Dem Mantel umgeſchlagen.

„Ja, rief ich, auch ich will in's finſtere Land hineinreiten, wandern und jagen, überall ein Fremdling, bis das gebrochene Herz ſtille ſteht und der Wanderſtab der müden Hand entfällt. Der Unglückliche hat kein Vaterland, er findet nirgends heimiſche Erde, ein Kosmopolit durchzieht er die Welt, kein Plätzchen auf dem weiten

Rund nennt er seyn, bis er im Schooße der Allmutter schläft und grüner Rasen seine Hülle deckt.“ —

Die Anstalten zur Reise waren bald getroffen und ich wanderte mit Dolose, wie ein Zugvogel, dem wärmeren Süden zu.

Wir hatten die Gränze Italiens überschritten und standen an dem majestätischen Garda. Das an dem äußersten Ende einer Erdzunge, welche in den See hineinläuft, stehende Sermione mit dem kleinen, unbewohnten Kastell, hatte unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Rings um uns her der weite See mit seinen grünblauen Wellen, welche gejagt vom kühlenden Winde langsam die Wasserfläche durchzogen. Die majestätischen Tirolergebirge, welche in weiter Ferne den See begränzten, die heilige Stille, welche um uns herrschte, erquickte mich und hier beschloß ich, von der unausgesetzten Reise auszuruhen und mich an der erfrischenden Seeluft zu laben.

Ich stieg mit Dolose den anmuthigen Hügel im Rücken von Sermione hinan. Ein Olivenwäldchen nahm uns in seinen kühlen Schatten auf und schützte uns vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne, bis wir den Gipfel des Hügels erreicht hatten. Jetzt öffnete sich eine weite Aussicht über den See, um uns her standen die gigantischen Ruinen des Schlosses, welches sich der römische Dichter Catullus hier erbaute.

Wir lagerten uns unter einem der halbverfallenen

Rieſenbogen, die wahrſcheinlich einſt die Façade des Schloſſes bildeten, nun aber zum öden Gemäuer verſunken, von Epheu umrankt einen ewigen Frühling heucheln. Unter unſeren Füſſen wühlte die fürchterlichſte Brandung mit donnerndem Gebrauſe in die Felſen hinein, welche wie ehrene Mauern dem unbändigen Elemente Trotz bothen und die rieſigen Wogen an ihren trotzigen Häuptern zerſtäubten, während die Mitte des Sees ein laues Lüftchen kreiſelte und ein Schifflein mit geſchwelltem Segel ruhig die blaßblauen Fluten durchſchnitt.

Mein Inneres erſchloß ſich dieſem zauberiſchen Anblicke, mir wurde ſo weich, ſo wohl um's Herz; meine Augen hatten wieder Thränen und Frieden nickten mir die Olivenzweige zu.

Ich breitete die Arme aus, um die Natur mit all ihren ſtillen Reizen an meine Bruſt zu drücken und mich wieder an die große Kette anzuſchmiegen, mit welcher ſie liebend Alles umſchließt.

Dolose hatte ſich während dieſes Ausbruches meiner Gefühle erhoben und ſtand, ſich an einen der nächſten Bogen lehnend, mit unruhiger Miene da. Es war als ob in ſeinem Inneren eine gewaltige Veränderung vorgegangen wäre. Unausgeſetzt fuhr er ſich mit der Hand in die wirren Haare, blickte manchmal in die donnernde Brandung des Sees, indem er ſich vergebens bemühte ſeinem Geſichte einen zürnenden Ausdruck zu geben. Die ſonſt durch nichts zu ſtörende Ruhe, welche ſich immer in

ſeinen Zügen ausſprach, dieſer kalte, zurückſtoſſende Ernſt, der höchſtens durch ein mitleidiges oder ſpöttiſches Lächeln manchmal unterbrochen wurde, war aus ſeinem Geſichte gewichen. Es ſchien, als ob der tiefergreifende Anblick des majeſtätiſchen Sees, der maleriſchen Gegend ringsum ſeine ſchwachen Vernunftſyſteme erſchüttert, als ob die Brandung ſie übereinander geworfen hätte und er jetzt ohne Stütze, ohne Anhaltspunkt verzweifelnd umhergreife, hinter ſich den tiefen Abgrund, in welchem ſeine ſtolzen philoſophiſchen Grundſätze liegen, vor ihm ein ſteiler Berg, auf deſſen Spitze die Tugend in reinſter Glorie ſtrahlt. Er fühlt ſich zu ſchwach den Berg zu erklimmen und doch graut ihm vor dem gähnenden Bodenlos in ſeinem Rücken, — er verzweifelt.

Jetzt ſchien er einen kühnen Entſchluß zu faſſen, an welchem ſich aber ſeine alten Grundſätze, die lange gepflegten Pläne polypenartig anklammerten. Endlich rieß er ſich los und ſtürzte auf mich zu, warf ſich zu mir am Boden hin, ergriff meine Hand und drückte ſie gewaltſam an ſeine Lippen mit einem Ungeſtüm, der mich erſchreckte.

„Verzeihung, edler Mann! Verzeihung mir Unwürdigen!" rief er mit verzweifelter Stimme aus und ſenkte ſeinen Kopf auf meine Hand nieder.

Ich war dergeſtalt überraſcht, daß ich kein Wort entgegnen konnte, ſondern ſcheu meine Hand zurückzog, in der ungewiſſen Erwartung, was ſeine Sinneszerrüt-

tung, für welche ich dieſe ſo plötzliche Veränderung ſeines ganzen Weſens hielt, noch beginnen werde.

Es entſtand eine ſtumme Pauſe, welche nur durch ſein tief geholtes Athmen unterbrochen wurde. Endlich erhob er ſeinen Kopf wie aus tiefem Schlafe, ſein Blick weilte längere Zeit auf mir, bis er ſich vom Boden erhob und langſam dem Olivenwäldchen zuſchritt und endlich im Dunkel desſelben verſchwand.

Sinnend ſaß ich noch lange und ſuchte mir die Exaltation meines Freundes zu erklären, und ſeinen ſonderbaren Ausruf zu entziffern. Verſchiedene Vermuthungen ſtiegen in mir auf, konnten aber nicht zur Überzeugung gelangen. Es war ein neuer Beweis, wie ſehr die Natur in ihrer Majeſtät auf den unbeugſamſten Sinn des Menſchen einwirke, und ihre Macht beurkunde. Gleichwie der Unglückliche zu ihr ſich flüchtet und an ihrem Buſen Troſt und Milderung ſeines Kummers findet, eben ſo erſchüttert ſie das Herz des kalten Vernünftlers; ſeine kühnen Pläne zerfließen wie Seifenblaſen, die verwerfenſten Maximen der Selbſtſucht, lichtet ein einziger Sonnenſtrahl und ſie ſinken ein Nichts, in ihr Chaos zurück.

Ich ſtand endlich auf und ging träumend im Schatten der Oliven- und Maulbeerbäume nach Sermione zurück. Doloſe ſtand bereits mich erwartend an der Thüre des kleinen Gaſthofes.

Auf ſein Geſicht war wieder die kalte Ruhe zurückgekehrt und auf ſeiner Stirne thronte der düſtere Ernſt.

Kein Zug des ſtereotypen Antlitzes deutete auf die frühere, leidenſchaftliche Ausſchweifung ſeines Gemüthes, ſo wie keine Sylbe verrieth, was zwiſchen uns beiden vorgefallen war.

Wir ſetzten unſere Reiſe bis Venedig mit derſelben Eile fort. Ich hatte viele Beſchreibungen dieſer Stadt geleſen, ich hatte ſie mir oft im Geiſte vorgeſtellt, allein jede Beſchreibung, auch die kühnſte Imagination dieſer fabelhaften Meereskönigin blieb hinter der Wirklichkeit weit zurück. Ich verließ die Stadt wieder und mit ihr das italiſche Gebieth.

Wir hörten bereits wieder deutſche Zungen, als wir in einer mittleren Provinzialſtadt, um von der angeſtrengten Reiſe auszuruhen, einen Raſttag feſtſetzten.

Wir traten ſo eben in das Speiſezimmer des Gaſthofes und fanden, daß die meiſten Plätze an der table d'hôte von Offizieren, Beamten und Honoratioren der Stadt beſetzt ſeyen. Wir nahmen zwei noch freie Plätze ein und bald wurde das Geſpräch allgemein und wir darein verflochten.

Mich ſelbſt wandelte gegen meine ſonſtige Gewohnheit die Sprachluſt an, als mich Doloſe fragte, ob ich dieſes Regiment, zu welchen die Offiziere am Tiſche gehörten, nicht kenne? — und als ich es verneinte, ſagte er mir, es ſey dasſelbe, das früher in Auenſtädt gelegen habe.

Kalt ſchlich es ſich über meinem Rücken bei dieſer Bekanntgabe, die alte Wunde fing wieder zu bluten an

und alle ſchlummernden Erinnerungen der Vergangenheit traten lebhaft vor das geiſtige Auge. Unter ihnen alſo wandelt der Räuber meines Glückes, ſie kennen die Falſche, die meine unbegränzte Liebe mit Undank und Treuloſigkeit lohnte und vielleicht jetzt noch mit ihrem Verführer in unerlaubten Freuden ſchwelgt! —

Da öffnete ſich die Thüre und ein junger Offizier trat mit edlem Anſtande und graziöſer Haltung in das Zimmer.

„Ha, Leichtenfeld, riefen ihm die Kameraden entgegen, warum ſo ſpät? Haſt gewiß wieder ein artiges Lärvchen geſehen, und darüber Trank und Speiſe vergeſſen?"

Der Gefragte ſetzte ſich, ſtill vor ſich hinlächelnd, mir gegenüber auf den letzten noch freien Platz. Da führte ein Anderer zur Geſellſchaft gewendet das angefangene Thema fort: Leichtenfeld hat aber auch ein enormes Glück bei den Mädchen. Ich mache wohl auch gegen das alte Soldatenſprichwort: „Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen", keine Einwendung, allein ihm fliegen die Herzen der Mädchen meilenweit entgegen. Sein Name ſteht in dem weiblichen Kalender obenan und der Quartiermacher könnte für ihn wohl Zehn ſtatt Ein Quartierbillet bekommen. Ich muß noch immer lachen, fuhr er gegen Leichtenfeld gewendet fort, wenn ich mich des Auftrittes erinnere, wie du dem kleinen Blondköpfchen aus Auenſtädt den Abſchied gabſt. Sie weinte bitterlich,

die Kleine, allein die ſchlanke Gräfinn war wohl ein ſolches Opfer werth. —

Der Boden brannte unter meinen Füſſen, ich bebte am ganzen Leibe. Krampfhaft hatte ich den Tiſch erfaßt, um nicht vom Stuhle zu ſinken. Der Sprecher fuhr zu den Andern gewendet fort: Er iſt aber doch dabei eine ſeelengute Haut und läßt ſeinen Kameraden mitunter auch einen fetten Biſſen. Ich hatte auf die Blonde eine gewaltige Fiduz und er machte ihr den Vorſchlag, mich in ſeine Rechte eintreten zu laſſen, da raffte ſich der kleine Trotzkopf auf und ging bitterböſe fort.

Ich konnte kaum athmen. In ſolche Hände alſo biſt du gefallen, arme Fanni!? ſagte ich im Gedanken zu mir und ſiedend ſtieg mir das Blut zu Kopf. Rachedürſtend wollte ich auf den Verführer losſtürzen, da ergriff er ſelbſt von Neuem das Wort und ſagte mit ſich ſelbſt zufrieden lächelnd: Die thörichte Dirne wollte mich bei dem Verſprechen ſie zu ehelichen, feſtzuhalten, das ich ihr einſt in einer ſüßen Stunde leiſtete. Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.

Ein lautes Gelächter beſchloß den auferbaulichen Sermon, in welches die Andern unisono einfielen.

Jetzt hatte meine Wuth die höchſte Stufe erreicht. „Ich glaube, ſage ich mit ſcharfbetonter Stimme, daß es die Pflicht jedes Ehrenmannes ſey, ſein gegebenes Wort bey jeder Gelegenheit treulich zu halten, und daß nur ein

ehrloſer Schuft ein Verſprechen leiſten kann, welches er nie zu erfüllen gedenket."

Eine momentane Stille herrſchte unter den Anweſenden. Da ſprang Leichtenfeld wüthig vom Tiſche auf, warf den Stuhl, auf welchem er geſeſſen, zurück, rieß ſeinen Säbel von der Wand und ſprang in einigen Sätzen auf mich los.

In demſelben Augenblicke aber hatte ich meine Sackpiſtolen aus dem Reiſerocke hervorgezogen und war ſchon im Begriffe denn auf mich Einſtürmenden eine Kugel entgegen zu ſenden, als Doloſe mir in die Hände fiel, die anweſenden Officiere aber Leichtenfeld zurückhielten.

Man ſuchte die Sache gütlich beizulegen und verlangte von mir die Zurücknahme meiner vorſchnellen Behauptung. Da ich mich aber dazu durchaus nicht verſtehen wollte, ſo drang Leichtenfeld auf Genugthuung ſeiner beleidigten Ehre, zu welcher ich mich auch ſogleich verſtand.

Obgleich ich, wie Du noch wiſſen wirſt, auf der Akademie für einen braven Fechter galt, ſo wählte ich doch, da mir, dem Geforderten, die Wahl der Waffen frei ſtand, — Piſtolen, denn eine leichte Wunde ſchien mir zu wenig für den Frevel, rachedürſtend wollte ich den Räuber meines Glückes entweder todt zu meinen Füſſen ſehen, oder ſelbſt erbleichen.

Wir ſtanden bereits auf einem weiten Wieſenplatze, auſſer dem Städtchen, beide auf unſerem angewieſenen

Platze und ſchon hatte ich die Hand zum Schuſſe erhoben, als ein Gefühl des Mitleids in mir rege wurde bei dem Anblicke der jugendlich ſchönen Geſtalt meines Gegners und ſeiner ruhigen Miene, in welcher ſich männliche Reſignation ausſprach, und unentſchloſſen begann ſchon meine Hand zu ſinken, als mir Fanni, die arme Verlaſſ'ne und Hintergangene mit all dem Schmerze getäuſchter Liebe einfiel. Schnell rieß ich die Hand empor, auf der Pfanne brannte es und — Leichtenfeld ſank mit einem Ausrufe in's Gras.

Als ich aus dem Taumel, welcher meine Sinne gefangen hielt, erwachte, fand ich mich in meinem Reiſewagen, neben mir Doloſe, welcher mich auf die im Abendgolde glühende Gegend aufmerkſam zu machen ſuchte. Von dieſem Tage an hatte ſich eine dumpfe Betäubung meiner bemächtiget, in meinen Träumen erſchien mir die blutige Geſtalt des gemordeten Jünglings, wie er damals vor mir ſtand mit dem ſchönen, bleichen Antlitze und den großen blauen Augen, welche ſtrafend auf mir zu ruhen ſchienen und aus der offnen Bruſt floß ein Strom purpurnen Blutes über die gekreuzten Arme.

Ununterbrochen ſetzten wir unſere Reiſe fort, bis wir in Wien anlangten. Da brachte mir Doloſe einen Brief von dem Gerichtsverwalter meiner Güter, in welchem derſelbe anzeigte, daß meine Anweſenheit wegen Schlichtung einiger Streitigkeiten durchaus nothwendig wäre, weßhalb er erſuche, entweder einen Bevollmächtig-

ten abzusenden, oder selbst meine Rückreise möglichst beschleunigen zu wollen.

Unaufgefordert trug sich Dolose zum Bevollmächtigten an und überredete mich, die Beilegung dieser Sache ganz ihm zu überlassen, da auf meine ohnedieß geschwächte Gesundheit solche Odiosa nur nachtheilig einwirken müßten. Er rathe mir lieber, das Bad in Ischl zu besuchen, wo meine Gesundheitsumstände in der schönen Gebirgsgegend merklich gebessert und die Schwermut, welche mich umdüsterte in der Gesellschaft freyer Menschen gewiß verscheucht werden würde.

Ich versprach seinen wohlgemeinten Rath zu befolgen und er verließ mich, versehen mit einer unbeschränkten Vollmacht, welche ich für ihn ausstellte.

Das heitere, lebensfrohe Wien hielt mich länger, als ich erwartete, in seinen Mauern. Ich fand da so manchen alten Freund, der mir mit biederer Herzlichkeit die Hand drückte; so viele Scenen meiner Jugend gaukelten da im lustigen Tanze an mir vorüber und es gab Stunden, in welchen ich sogar ruhig war.

Doch selbst das Angenehme kann einen unstätten Geist nicht lange fesseln, er verläßt den sicheren Port und eilt hinaus in die offene See, obgleich er weiß, daß Stürme und Gefahren ihn dort erwarten. Es ist ein innerer unwiderstehlicher Drang, der ihn nie ruhen läßt und der ihn forttreibt aus dem wirthlichen Dache, das ihn so freundlich beherbergt, obgleich er sich dann oft in der

Fremde, wenn Ungemach und Beſchwerden hart auf ihm laſten mit Thränen an das geliebte Stübchen erinnert, in welchem ihm ſo wohl war.

Auch in mir lebte ein nimmer ruhender Geiſt, der mich ſeit dem Tage des verhängnißvollen Duell's dringender als je, raſtlos umhertrieb und mir jedes Plätzchen ſüßer Ruhe verleidete.

Ich ging nach Iſchl in's Bad — Hier ſuchte ich Zerſtreuungen und nachdem ich alle Kränzchen, Abendunterhaltungen, Bälle und Concerte der Reihe nach durchgemacht hatte, verſuchte ich auf dem grünen Tiſche mein Heil. Aber nur zu bald nahm ich einen wärmeren Antheil an dem Spiele, als ich Anfangs wollte Einige nicht unbedeutende Gewinnſte, die mir Anfangs zufielen, erweckten in mir den Eigennutz, der mir früher fremd war und ſtachelten ihn zu einer ſolchen Höhe, daß ich bald mit Leidenſchaft ſpielte. Nicht nur die Gewinnſte, ſondern auch mein bares Vermögen, welches ich bei mir hatte, war bereits über das grüne Feld in die Kaſſe des Banquier's gewandert und höchſt mißmuthig verließ ich eines Tages früh mit wüſtem Kopfe und geleertem Beutel das Spielzimmer und warf mich angekleidet auf mein Bett, um etwas auszuruhen, als ich auf meinem Nachttiſche ein Schreiben fand, welches von der geſtrigen Poſt an mich eingelaufen war. Mein Verwalter ſchrieb mir, daß Doloſe als unbeſchränkter Bevollmächtigter auf meine Güter namhafte Summen aufgenommen habe und in der

vergangenen Nacht ſammt dem in der Hauptkaſſe vorräthigen Gelde verſchwunden ſey. Er habe Anfangs geglaubt, daß dieſe Vorgänge mit meinen Willen geſchehen wären, da er aber ſpäter die Nachricht erhalten, Doloſe ſey über die Gränze geflohen, ſo habe er die Anzeige bei den Gerichten gemacht, obgleich er ſich keinen glücklichen Erfolg davon verſpreche. Schließlich erſuchte er mich um einige Geldvorſchüſſe, um die augenblicklichen Zahlungen leiſten zu können, da er von allem baren Gelde gänzlich entblößt ſey.

Der Brief entfiel meinen Händen und mein Kopf ſank auf die Kiſſen zurück. Ich hatte keine Worte, keine Gedanken. Endlich raffte ich mich auf, ſchrieb an meinen Verwalter, verkaufte alle Sachen von Werth, die ich mit mir hatte, verließ Iſchl und reiſ'te nach Schleſien, um Anordnungen, zu treffen, welche mir den Reſt meines Vermögens erhalten ſollten.

Zwei Tagreiſen war ich von Iſchl entfernt, als mir mein Kutſcher bei hereinbrechender Nacht bedeutete, er müſſe in dem nächſten Orte Halt machen, indem die, durch die unausgeſetzte Eile bis zur Erſchöpfung ermatteten Pferde nicht mehr weiter könnten und nothwendigerweiſe eine ganze Nacht Ruhe bedürften.

Ich mußte ungern einwilligen, wenn ich nicht durch Erkrankung der Pferde meine Reiſe vielleicht auf längere Zeit wollte unterbrechen laſſen. Ich ließ mir in dem Gaſthofe des kleinen Marktes ein Zimmer aufſperren. Es war

ſo öde in der kleinen Stube und dieſe verhängnißvolle Vergangenheit beſtürmte in gräßlichen Phantomen meine krankhaft erhitzte Phantaſie. Die Bruſt war mir ſo beengt und ein ahnungsvolles Bangen erfüllte mich. Es war, als ob ich einem furchtbaren Ereigniſſe entgegenſähe.

Der Regen, der an meine Fenſter ſchlug, erſchreckte mich, die Sturmbraut, die durch die Wipfel der Bäume heulte, machte meine Glieder beben. Jetzt flog ein leuchtender Blitz durch die Gewitternacht und der grollende Donner, der darauf folgte, rüttelte mich durch einander.

Ich ſank erſchöpft und ſchwer athmend in den nächſten Stuhl und wieder flammte der Blitz durch's öde Zimmer. Da ſah ich meine Geſtalt mit den verzerrten Zügen in dem bleichen Geſichte aus dem Dunkel eines großen Wandſpiegels mir gegenüber wie ein Geſpenſt grauenhaft emportauchen.

Nein, ich konnte nicht länger hier weilen. Wahnwitzig ſtürzte ich zur Thüre hinaus und lief den Gang entlang, bis ich ermattet an einem Pfeiler, welcher das Gewölbe ſtützte, ſtillſtand und erſchöpft mich an denſelben lehnte.

Da ſchlug ein leiſes Wimmern an mein Ohr. Ich glaubte zu träumen, doch ſtärker und anhaltender ſchien es aus dem Zimmer mir gegenüber zu kommen. Leiſe ſchlich ich an die Thüre und horchte.

Es war eine weibliche Stimme, welche unverſtändliche Worte murmelnd, ſtille vor ſich hinweinte, öfter

aber in ein lautes Schluchzen ausbrach, bei welchem ſie verzweifelnd ausrief: Mein Kind, mein armes Kind! —

Die Thränen des Weibes üben eine große Gewalt über uns aus. Man hat Beweiſe, daß Thränen in einem ſchönen Auge, den Mann zu Thaten entflammten, zu deren Vollbringung ihn wohl nimmer die Ehre geſtachelt hätte. Aber unendlich ergreifender ſind die Kummerthränen des mit ſtiller Ergebung leidenden Weibes, ja es gehört ein hoher Grad von Gefühlsarmuth, eine auf's Höchſte geſteigerte Sittenroheit dazu, um bei den Jammertönen einer unglücklichen Mutter kalt und ungerührt bleiben zu können.

War meine Bruſt früher von dem Gefühle der Angſt bewegt, ſo erweiterte ſie ſich jetzt bei den Kummerthränen fremder Leiden.

Mit dem Vorſatze, vielleicht Hilfe, oder doch wenigſtens Troſt ſpenden zu können, öffnete ich die Thüre und trat in die kleine Stube; aber welch ein Anblick ſtellte ſich meinem Auge dar. In einem kleinen Schragen lag ein Kind von beiläufig zwei Jahren mit Blumen geſchmückt, die bleichen Todtenhändchen über die kalte Bruſt gekreuzt, mit der lächelnden Miene eines ſchlafenden Engels. Eine Frau ſaß den Rücken der Thüre zugewendet, neben dem kleinen Todten, ihr Kopf, von welchem das aufgelöſte Haar in üppiger Fülle herabhing, war neben dem Kinde auf das Kiſſen geſunken und ſchwere Seufzer, welche ſich aus der Tiefe der Bruſt hervordrängten,

LEDERMANN'SCHE
BIBLIOTHEK

waren der einzige Beweis, daß noch Leben in den ſchlaffen Gliedern wohne.

Ich ſtand einige Minuten bei dem Anblicke der Jammerſcene ſtill und verſuchte nicht die Arme aus ihrer Betäubung zu erwecken. Es hatte mich ein heiliges Gefühl der Wehmut und Zerknirſchung ergriffen. —

Welchen Troſt kann der Fremde einer Mutter bei der Leiche ihres Kindes ſpenden? Der Schmerz, der ihre Bruſt durchwühlt, iſt für jeden Troſt unerreichbar!

Ich ſchlich mich leiſe wieder zur Thüre hinaus und ging in das Gaſtzimmer hinab, um über die Umſtände der armen Frau nähere Kunde einzuziehen.

Die Wirthsleute erzählten mir, daß die Arme vor einem Monate hier durchreiſen wollte, allein ihres kränklichen Zuſtandes wegen nicht weiter konnte. Es müſſe ein tiefer Kummer an ihrem Leben nagen; denn antheilslos an Allem, was neben ihr vorging, ſchien ſie nur in ihrem Kinde zu leben und auch dieſes hat ihr nun das harte Schickſal entriſſen.

„Gewiß, ſie wird den Tod ihres Kindes nicht lange überleben", ſagte die Wirthin und wiſchte ſich eine Thräne des Mitgefühls aus dem Auge.

Mir ſelbſt war ſo ſonderbar zu Mute und bis in's Innerſte erſchüttert ging ich auf mein Zimmer, um in wirren Träumen eine ſchlafloſe Nacht zuzubringen.

Sehnſüchtig wünſchte ich den Morgen heran um mit dem Früheſten den Ort des Jammers verlaſſen zu können,

als ein neues Hinderniß mir in den Weg trat und meine Abreiſe verzögerte. Der Kutſcher erklärte mir, daß ſich Eines meiner Pferde den Fuß lahm getreten habe und wir daher nothwendig wenigſtens Einen Tag über hier verweilen müßten, in welcher Zeit er den Schaden ſo gut als möglich zu heilen verſprach. Ich mußte bleiben, ſo viel mir auch an der Beſchleunigung meiner Reiſe lag.

Mein Kutſcher hatte mich kaum verlaſſen, als auf dem Gange ein Lärm entſtand. Ich öffnete die Thüre, um zu ſehen, was es gäbe: — da trugen ſie das todte Kind an mir vorüber.

Ein herzzerreiſſendes Jammergeſchrei kam aus dem Zimmer der armen Mutter, welches zeitweiſe durch den Zuſpruch der mitleidigen Wirthin, welche dieſelbe zurückzuhalten ſuchte, unterbrochen wurde. Aber mit Einem Male ſchien ſie ſich den Armen der Zurückhaltenden entriſſen zu haben und flog mit dem Ausrufe: „Laßt mir mein Kind!" den Gang entlang an mir vorüber.

„Herr im Himmel, das Weib mit den fliegenden Haaren, mit den ausgebreiteten Armen und dem Geſichte, in welchem ſich Verzweiflung malte, die Mutter von dem todten Kinde iſt — meine Fanni." —

Bei dieſen Worten ſank Müller erſchöpft, die Hände vor das Geſicht gehalten, auf die Polſterbank zurück. Ein Fieberſchauer ſchien ſeine Glieder zu durchbeben. Lange lag er in dieſem Zuſtande gänzlicher Vernichtung vor mir und ich konnte ihm kein Wort des Troſtes ſpen-

den, war ich doch selbst durch seine Erzählung so angegriffen, daß ich mich ermattet zurücklehnte und wortlos seinen Schmerz mit ihm theilte.

Da sprang er plötzlich auf, rannte einige Male im Zimmer händeringend auf und nieder, bis eine Abspannung der Nerven eintrat und er entkräftet neben mir auf die Bank niedersank.

„Erlaß mir, Freund, sprach er mit tonloser Stimme die Scene zu schildern, die zwischen mir und Fanni Statt fand. Ein gräßlicher Betrug hatte mich um mein Lebensglück gebracht und Fanni starb zwei Tage nach dem Tode ihres und meines Kindes in meinen Armen versöhnt mit mir. Ich aber gewann bei ihrem Tode die Überzeugung ihrer Unschuld und den Glauben an ihre unverletzte Treue gegen mich, aber auch das Gefühl meiner grenzenlosen Unglückseligkeit.

„Die Zeit mildert jedes Leid, nur mein Schmerz erneuert sich mit jedem Tage. Ich habe nichts auf Erden, als das drückende Bewußtseyn meiner Schuld.

„Das Jammergeschrei der Mutter am Sarge ihres Kindes weckt mich Nachts aus meinem Schlummer und der bleiche Schatten des gemordeten Leichtenfeld folgt mir wohin ich den irren Fuß auch wenden möge.

„Verlaß mich, Freund, sagte er nach einer Pause dringend zu mir, verweile nicht in meiner Nähe, denn unheilbringend ist die Luft, die der Verbrecher ausathmet."

Er faßte meine Hand, zog mich vom Sopha auf zur

Thüre hin und flehte mit erhobenen Händen ihn zu verlaſſen.

Ich ging und ließ ihn in einem Anfalle von Wahnſin zurück.

Nach ein paar Tagen ging ich wieder Abends vor's Thor, um meinem unglücklichen Freunde einen Beſuch abzuſtatten. Vor der kleinen Hausthüre ſtand der Wirth. Kaum hatte er mich erblickt, ſo ging er auf mich zu und machte mich mit der plötzlichen Abreiſe ſeines Miethsmannes bekannt.

Er hatte den Tag darauf, an welchem ich hier war, die Poſt beſtellt und war, ohne die Urſache ſeiner ſchnellen Abreiſe zu nennen, noch den Ort, wohin er ſich begab, anzugeben, ſogleich abgereiſ't. Seinem Hauswirthe hatte er ein nahmhaftes Geſchenk zum Dank für ſeine Mühewaltung und als Beweis der dankbaren Anerkennung aller genoſſenen Freundſchaftsdienſte eingehändiget, eben ſo hatte er auch der kleinen Fanni, der Tochter des Wirthes eine goldene Halskette mit ſeiner Namenschiffer zum Andenken hinterlaſſen.

Der Redſelige erzählte mir Alles, auch die kleinſten und unbedeutendſten Vorfälle, Eigenheiten und Launen ſeines freigebigen Hausgenoſſen und konnte ſich nicht genug wundern, wie ein ſo reicher und zugleich ſo guter Herr von ſo mürriſchen Launen geplagt werden könnte.

Ich verließ das Gaſthaus und kehrte nachdenkend zur Stadt zurück, unwirſch über das ſchnelle Verſchwinden Müllers, welches einer Flucht vor meiner freund-

ſchaftlichen Theilnahme und meinem brüderlichen Mitgefühle, nicht unähnlich ſah.

Der Schmerz iſt zu einem hohen Grade angewachſen wenn das menſchliche Herz jede Theilnahme verſchmäht und die Tröſtungen des Freundes zurückweist, wenn es nur in dem Bewußtſeyn ſeines Kummers Linderung ſeiner Leiden ſucht. Der Menſch iſt dann ganz unglücklich, wenn er allein im weiten Weltall ſteht und nicht den Muth hat, ſich einen Freund zu ſuchen. Er gleicht dem ſchwankenden Nachen auf ſtürmiſcher See, jeder Welle, jedem Windſtoſſe preisgegeben, ohne Maſt, ohne Segel treibt er hoffnungslos dahin bis der gewiſſe Untergang ihn ereilt und die brauſende Fluth ihn in den Abgrund reißt oder an Klippen zerſchällt. —

Es waren einige Jahre vergangen, als ich dem ehrenvollen Rufe als Chef der Sanität in die Reſidenz folgte und alſobald an meinen Beſtimmungsort abging.

Unter die, meiner Aufſicht unterſtehenden Sanitätsanſtalten gehörte auch das Inquiſiten-Spital. Bei Übernahme meines neuen Amtes machte ich es mir zur erſten Pflicht, alle dieſe Anſtalten zu beſuchen, die vorgefundenen Mängel zu beheben und überhaupt für das Wohl der Kranken aufs Gewiſſenhafteſte zu ſorgen.

Bei einem dieſer Beſuche fiel mir ein Mann auf, in deſſem Geſichte der Gram tiefe Furchen geſchnitten hatte. Sein ganzes Weſen ſchien auf eine gewaltſame Art ge-

brochen und in ſeinen Mienen ſprach ſich die verzweifelnde Unruhe aus, welche ein böſes Gewiſſen verurſacht.

Ich erkundigte mich bei dem mich begleitenden Hausarzte um den Kranken. Er erzählte mir, daß derſelbe ein, wegen vielfältig verübten Defraudationen, zum Feſtungsarreſte Condemnirter ſey, welcher aber vermög ſeines Krankheitszuſtandes eher dem Tode, als der rächenden Juſtiz anheimfallen werde. Sein Name ſey Doloſe.

Doloſe? wiederhohlte ich erſchüttert mit etwas verſtärkter Stimme. Da wendete der Kranke das bleiche, verſtörte Antlitz nach mir, ſtützte den Kopf in ſeine Hand und ſah mich mit den halberloſchenen Augen ſtarr und antheilslos an.

Ich ſetzte mich neben ihn, befühlte ſeinen Puls und erkundigte mich nach ſeinem Zuſtande. Mein herzliches Entgegenkommen that ihm wohl und er beantwortete die Fragen, die ich an ihm ſtellte, kurz doch anſtändig. Ich rieth ihm durch Unruhe und heftige Affecte ſeinen Zuſtand nicht zu verſchlimmern, ſondern durch Ruhe ſeine geſunkenen Kräfte zu ſtärken, um ſeine verlorne Geſundheit wieder zu erlangen. Alles Übrige, ſetzte ich hinzu, läßt ſich ſodann leichter ertragen.

Da verzog ſich ſein Mund zu einem bitteren Lächeln, ſeine Hand griff konvulſiviſch in ſeine Bruſt, als den eigentlichen Sitz ſeiner Leiden und ungläubig ſchüttelte er den Kopf, und ſein ſtierer Blick wurzelte in den Boden.

Ich versprach morgen wieder zu kommen und verließ den Kranken.

Müller hatte mich durch die Bekanntgabe seiner Geschichte, so gleichsam zum Theilnehmer derselben gemacht und ich muß gestehen, die Neugierde wurde in mir rege und ich wünschte eine Aufklärung über so manche dunkle Stelle dieser unglücklichen Begebenheiten zu erhalten.

Dazu schien mir Dolose am geeignetsten. Ich wollte versuchen nach und nach sein Vertrauen zu erwecken und mich sodann als einen alten Freund Müllers und Mitwisser aller seiner Angelegenheiten erkennen zu geben.

Mein Vorhaben gelang mir auch. Eines Tages als ich den Kranken besuchte, fand ich ihn gesprächiger als je. Ich rückte meinem Zwecke näher und er erzählte mir dann unverholen, daß er um Fanni's Besitz lange schon ein Gelüste genährt habe, bis es ihm einmal gelang, dem zurückgezogenen Mädchen selbst seinen Antrag machen zu können. Mit Abscheu und Verachtung stieß sie ihn zurück und in der Wuth getäuschter Leidenschaft, vermaß er sich bittere Rache an ihr zu nehmen. Nach der Akunft Müllers suchte er seine Bekanntschaft und es gelang ihm sogar seine Gesellschaft auf der Reise ihm aufzudringen.

Als Fanni vor der Abreise bei seinem Anblicke erblaßte und Müller die Schwache auf die steinerne Bank leitete, da bangte ihm sehr für sein Vorhaben, besonders als er bemerkte, daß sie unter Thränen dem Geliebten

etwas zu sagen schien, und schon wollte er sich eiligst entfernen, als Müller in den Wagen sprang und heftig den Schlag zuwarf. Er wagte es Anfangs nicht ihn anzureden und daher die Wortkargheit, welche Müller fälschlich für den Schmerz der Trennung von einem geliebten Wesen hielt. Aber bald bemerkte er an Müllers Betragen, daß Fanni von ihm nichts einähnt haben mußte und so war er wieder voll Hoffnung des Gelingens seines gräßlichen Vorhabens.

Jeder Brief, welcher Müller an Fanni ihm zur Besorgung übergab, wurde unterschlagen. Ein gleiches Schicksal traf Fanni's Schreiben. Den offenen Brief, welchen Müller auf seinem Schreibtische finden mußte, hatte er selbst und zwar zu derselben Zeit geschrieben, in welcher Fanni in ihrem letzten Schreiben verzweifelnd ihren Zustand schilderte, der sich jetzt immer vor den Augen der Ältern und der Welt verbergen ließe, und ihre Flucht aus dem väterlichen Hause, als letztes Rettungsmittel ihrer Ehre erheische. Das Schreiben von ihrem Vater bestätigte den Argwohn und Müller glaubte fest an die Treulosigkeit seiner Geliebten.

Dolose hatte den Aufenthalt Fanni's entdeckt und den Entschluß gefaßt, einen zweiten Angriff um ihren Besitz zu versuchen. Er reis'te ab, indem er Müller durch den Vorwand einer Geschäftsreise täuschte. Er war das zweite Mal nicht glücklicher als früher, obgleich er alle Mittel der Überredung anwendete, die Untreue Mü-

lern mit den grellſten Farben malte, und der Armen, Hilfloſen ein glänzendes Loos verhieß. Sie blieb ſtandhaft und wies mit Verachtung ſeine Bewerbungen zurück. Sie wollte zu Müller gehen, ihn um Schutz und Hülfe anflehen, da, wie ſie Müller kenne, ſein edles Herz und wäre er auch treulos, ſie nimmer verſtoſſen werde.

Jetzt reiſ'te Doloſe zurück und betrieb die Reiſe nach Italien, damit Fanni dem Geliebten nicht in die Hände gerathe und ſeine Schandthat enthülle.

In Sermione am Garda See, an der Seite des Edlen, von ihm ſo bitter Getäuſchten, beſchlich ihn das erſte Mal ein weiches Gefühl; vergebens ſuchte er es in die Bruſt zurückzudrängen, es rieß ihn zu den Füſſen ſeines von ihm ſo tief gekränkten Wohlthäters. Schon ſchwebte das reuige Geſtändniß ſeiner Vergehungen ihm auf der Zunge, als Müller die Hand, wie er glaubte, unwillig aus der ſeinen rieß und ſich zürnend von ihm abwendete. Da gewann er wieder ſeine Faſſung und der erneuerte Entſchluß, ſein Vorhaben wie möglich auszuführen, ſtand in ſeiner Seele feſt.

Er entflammte und reizte Müller zu dem Duell, indem er hoffte, auf dieſe Art am ſchnellſten ſeinen verhaßten Nebenbuhler los zu werden. Wie der Erfolg zeigte, ging damals ſein Wunſch nicht in Erfüllung.

In Wien angelangt dämmerte ein anderer Entſchluß in ſeiner Seele. Er überbrachte Müller den Brief des Verwalters, den er ſelbſt geſchrieben hatte und überredete

ihn zur Ausstellung einer unbedingten Vollmacht, die er auch kaum erhalten hatte, als er eiligst nach Schlesien sich begab, um seinen Schandthaten die Krone aufzusetzen und seinen Freund und Wohlthäter, den er bereits um alles Glück seiner Seele betrogen hatte, nun auch der irdischen Güter zu berauben.

Doch auch ihn ereilte die rächende Nemesis. Schmach folgte auf Schmach, bis er am Ende in die Hände der Gerechtigkeit fiel, wo er der namenlosen Qual der Gewissensbisse erlag und in dem Bewußtseyn seiner Verworfenheit verzweifelte.

Ich hatte mich entsetzt weggewendet. Der Schreckliche aber war selbst nach Herzählung seiner Gräuelthaten erschöpft auf sein Bett zurückgesunken und eine gänzliche Bewußtlosigkeit raubte ihm seine Sinne.

Ich verließ bis in's Innerste erschüttert sein Lager. Tags darauf erhielt ich die Nachricht, daß er in einem Anfalle von Raserei unter den fürchterlichsten Verwünschungen verschieden sey.

---

Müller fand ich einige Zeit darauf im — Irrenhause. Manche lichte Augenblicke benützte ich, um seine Seele zu erheitern. Später konnte ich ihn auch durch die Nachricht, daß Leichtenfeld lebe und von dem Streifschuße in der Brust bald genesen sey, um Vieles beruhigen. Er starb in meinen Armen versöhnt mit dem Schicksale, das ihm eine schwere Bürde auf seinem Lebenswege auferlegt hatte.

# Brunhilde.

Graf Wilhelm zog aus ſeinem Schloß.
Im ſchönen Land Tyrol,
Zu Marens Heer mit Mann und Roß
Von Siegeshoffnung voll,
Nur was vor allem werth und lieb
Dem Grafen war, Brunhilde blieb
Zurück in Thrän' und Klage, —
So lautet im Volk die Sage.

Gleich einer Nonne lebte nun
Brunhilde dort allein,
Getrennt von ird'ſchem Glück und Thun
Auf ödem Felsgeſtein,
Und dachte nur an ihn, der fern
Gefolgt dem Zuge ſeines Herrn
Das Schwert bereit zum Schlage —
So lautet im Volk die Sage.

Schon war's ein Mond, seitdem der Graf
Von ihr den Abschied nahm,
Und ihr der einz'ge Tröster: Schlaf
Verscheuchte Schmerz und Gram,
Als einstens sie — das Gott erbarm
Erwacht, umstrickt vom Mannesarm,
O schrecklichster der Tage! —
So lautet im Volk die Sage.

Was wollt ihr, ruft sie und erblaßt,
Als sie den Mann erschaut,
Doch jener hält sie eng umfaßt
Und spricht: „Ich will die Braut!
Den Rottenburger nennt man mich:
Der holte heim zum Weibe dich,
Nun fort zum Lustgelage!" —
So lautet im Volk die Sage.

Wohl sinkt Brunhilde auf ihr Knie
Und ringt die weißen Hände,
Doch wilder nur umschlingt er sie,
Die Augen Flammenbrände,
Und zerret sie mit wüstem Sinn
Am Estrich zu dem Fenster hin,
Nicht nützt ihr Fleh'n und Klage, —
So lautet im Volk die Sage.

LEDERMANN'SCHE
BIBLIOTHEK
URT.

Rincke del. Leop. Beyer sc.

BRUNHILDE VON TIROL.

Drauf ſchlinget er ihr langes Haar
Sich feſt um ſeine Fauſt,
Und auf die Leiter, die da war
Am Fels, vom Wind umbrauſt,
Zwingt er zu ſteigen alſogleich
Die Magd, die ſtarr und ſchreckensbleich
Erbebt der grauſen Lage, —
So lautet im Volk die Sage.

Und langſam klimmt hinab das Paar
Die ſchaudervolle Bahn,
Und klimmt und klimmet immerdar,
Doch iſt noch fern der Plan,
Und immer feſt am Haare hält
Der Ritter ſie, von Glut beſeelt,
Nicht achtend was er wage, —
So lautet im Volk die Sage.

So klimmt er raſtlos mit der Magd
Bis zu dem Felſenhorn,
Wo eine zweite Leiter ragt
Empor aus Stein und Dorn,
Und wieder muß durch harten Zwang
Beginnen ſie den Schreckensgang,
Wie ſie davor auch zage, —
So lautet im Volk die Sage.

Vergebens ach nach Rettung ſucht
Brunhilde fort und fort,
Allein da iſt kein Weg zur Flucht,
Da hilft nicht That noch Wort;
Doch halt — da fällt ihr Eines bei,
Ein Weg noch iſt's, der macht ſie frei
Von Schande, Schmach und Plage —
So lautet im Volk die Sage.

Und ſchnell gereift iſt ihr Entſchluß,
Nicht anders kanns ja ſeyn,
Und haſtig ſtemmt den einen Fuß
Sie gegen das Geſtein
Und ſchnellt mit rieſenkräft'ger Hand
Zugleich die Leiter von der Wand;
Hin ſauſt's mit wildem Schlage —
So lautet im Volk die Sage.

Ein Schrei durchſchnitt die nächt'ge Luft,
Ein Krachen folgte darauf,
Tief unten in der ſchwarzen Kluft
Erſcholl es bis hinauf;
Dann wieder war es rings herum
Gleich wie im Grabe todt und ſtumm,
Im Thal und auf dem Hage —
So lautet im Volk die Sage.

Des Tags darauf zu tiefſt im Grund
Des wüſten Felsgeſtein's,
Fand man die Beiden todt und wund
Zerſchmetterten Gebein's,
Die Herrin und den Räuber wild
Ein Engels und ein Teufelsbild,
Das Thal erſcholl von Klage, —
So lautet im Volk die Sage.

Als drauf der Graf in's heim'ſche Land
Zurückkam aus der Schlacht,
Sah er mit Blut betüncht die Wand
Bis in der Schlünde Nacht,
Und da er hörte was geſcheh'n,
Da mocht' auch er nichts weiter ſeh'n,
Er ſtarb am ſelben Tage!—
So lautet im Volk die Sage.

Johann N. Vogl.

# Schweſter Marguerit.

Nacherzählt

von Johann N. Vogl.

Es iſt nun nahe an 30 Jahre, daß ich, als Beiſitzer im Staatsrathe, den Auftrag erhielt, die Gefängniſſe und Hoſpitäler mehrerer Departements zu inſpiziren. In Erfüllung dieſer Pflicht kam ich auch in die Stadt *, um daſelbſt die Irren-Anſtalt zu unterſuchen.

Ich hatte den Theil des Hauſes durchwandert, in welchem die männlichen Irrſinnigen eingeſperrt waren. Der Verwalter und der Arzt hatten mich von Zelle zu Zelle geführt, und mir mit aller Kaltblütigkeit, welche die Gewohnheit erzeugt, dieſen Schauplatz des Elendes gewieſen. Es kam mir vor, als zeigten mir dieſe trefflichen Männer, welche ſich ihrer traurigen Obſorge, dieſem Werke der Menſchlichkeit mit ſo viel Geduld und Eifer unterwanden, die Säle eines Muſeums und erklärten mir naturhiſtoriſche Gegenſtände; ſie erweckten meine

Neugierde, sie erzählten mir Handlungen des Wahnsinns, von denen ich für den Augenblick nicht Zeuge seyn konnte; sie sprachen mir von Wuthanfällen der Unglücklichen, die ich ruhig und niedergeschlagen in einem Winkel ihrer Zelle sah; sie reizten jene Irren, die friedfertig genug waren, um sie in den Höfen herumgehen lassen zu können, zum Gespräche und suchten durch ihren gutmüthigen Scherz selbst auf mich einen erheiternden Eindruck zu machen. Doch ich, der ich bei weitem nicht das Verdienst ihrer Aufopferung hatte, und in meinem ganzen Leben nicht so viel Gutes wirken würde, als sie in einer einzigen Woche wirken, ich konnte nicht Meister meiner Bewegung werden, ein Gefühl von Widerwillen und Mitleid zugleich griff mir eisig in die Brust und sträubte mir oft die Haare zu Berge. Es verlangte mich sehr, diesen unleidlichen Besuch zu beendigen und das Haus des Unglücks zu verlassen.

Wir gingen in das Hospitium der Frauen, man führte mich zuerst in einen Saal, in welchem die barmherzigen Schwestern, die den Dienst der Krankenwärterinnen versahen, sich befanden. Nach einigen an die Oberin gerichteten Worten, wollten wir eben diesen neuen Besuch beginnen, als ich sah, wie eine junge Schwester sich dem Arzte näherte und ihn furchtsam und mit bewegter Stimme fragte: „Wie befindet er sich heute?" Ich betrachtete sie genauer. Sie war jung und auch schön, jedoch sehr niedergeschlagen.

Der Arzt erwiederte ihr: „Was wollen Sie! das

kann nicht anders werden.“ Er wandte ſich hierauf zu mir und ſprach: Sie erkundigt ſich nach einem Irren, an dem ſie ſehr viel Antheil nimmt. Es iſt der auf Nr. 17, am Ende des Ganges, ergänzte der Verwalter, ich habe Sie auf ihn aufmerkſam gemacht. — Ich erinnerte mich wirklich eines jungen Mannes, der an ſein Bett befeſtiget war, ſich gegen ſeine Bande ſträubte und dabei ein ſchreckliches Geſchrei ausſtieß.

Welchen Antheil nimmt ſie an dieſem Unglücklichen? fragte ich. — Es iſt eine ſehr traurige Geſchichte, mein Herr, antwortete der Arzt.

Als die barmherzige Schweſter hörte, daß von ihr die Rede ſey, entfernte ſie ſich augenblicklich. Tiefe Verzweiflung mahlte ſich auf ihrem Geſichte.

Hierauf redete mich die Oberin alſo an: Wenn Sie mein Herr das ſchreckliche Urglück wiſſen wollen, das Schweſter Marguerite hieher gebracht und ihren Beruf beſtimmt hat, ſo kann ich Ihnen hierüber die von ihr ſelbſt niedergeſchriebene Erzählung leſen laſſen. Als ſie zu uns eintrat, oder vielmehr als ſie ſich Gott in die Arme werfen wollte, hatte das arme Kind nicht die Kraft, mir ihre Geſchichte erzählen zu können. Sie hatte ſie ſehr ausführlich niedergeſchrieben und übergab ſie mir.

Ich beſchleunigte das Ende meines Beſuches Meine Einbildungskraft war an das gefeſſelt, was ich geſehen und gehört hatte. Das ſchmerzvolle Geſicht der Schweſter Marguerite ſchwebte ſtets vor meinen Augen. Ich

empfand für das Elend, das man mir zeigte, kein Intereſſe, kein Mitleid mehr. Ich beendigte mechaniſch meinen Inſpectionsdienſt. Als ich wegging, gab mir die Oberin eine Papierrolle. Ich kehrte ſogleich nach Hauſe zurück und las Folgendes:

Ich bin die einzige Tochter eines bekannten Arztes aus der Provinz *; er genoß den Ruf eines weiſen, geſchickten und ſehr achtungswerthen Mannes. Er verlegte ſich insbeſondere auf das Studium und die Heilung der Geiſteskrankheiten. Nach dem Tode meiner Mutter gründete er ſelbſt eine Irrenanſtalt und beſchäftigte ſich damit und zwar mit eben ſo großer Aufopferung als Liebe für ſeine Kunſt. Das Gebäude war groß, der Garten ſehr ausgedehnt. Die bedauernswerthen Kranken waren nicht zahlreich, und jeder von ihnen konnte mit beſonderer Aufmerkſamkeit gewartet werden.

Ich bewohnte mit meinem Vater einen abgeſonderten Pavillon. Er wollte nicht, daß ich das gräßliche Schauſpiel des raſenden Wahnſinnes vor Augen haben ſollte. Ich näherte mich auch nie dem Hauptgebäude, in welchem man die Irrſinnigen eingeſchloſſen hielt und einer ſtrengen Behandlung unterwarf. Demungeachtet hörte ich dann und wann ihr Geſchrei und fühlte mich jedes Mal bis in das Innerſte erſchüttert. Diejenigen von ihnen aber, deren Verrücktheit friedfertig und deren Wiedergeneſung gewiß war, durften den Garten beſuchen. Man ließ ihnen darin faſt unumſchränkte Freiheit. Oft näherten ſie ſich

ſelbſt unſerm Pavillon und würden leicht die Gitterthür geöffnet haben, welche den kleinen Platz, den wir für uns behalten hatten, von dem Garten trennte.

Eines Tages, als ich mich eben auf eine Bank ſetzen wollte, auf welcher ich gewöhnlich zu arbeiten oder zu leſen pflegte, fand ich einen jungen unbekannten Mann bereits darauf ſitzen. Ich zog mich alſogleich zurück nicht ohne Anwandlung von Schrecken.

„Ach, Mademoiſelle, ſprach er zu mir, es iſt doch wahrlich ſehr ſchmerzhaft, einen ſolchen Abſcheu zu verurſachen, daß er ſogar das Mitleid erſtickt."

Dieſe Worte berührten mich empfindlich. Ich würde mir es zum Vorwurfe gemacht haben, einem Weſen wehe zu thun, das ohnehin ſchon ſo unglücklich iſt; dazu kam noch der Gedanke, ich könnte in ihm eine Empfindung erwecken, die ſein Übel vergrößern oder erneuern möchte. Ich hatte von meinem Vater ſagen gehört, daß oft ein ſchmerzhafter Eindruck die Kriſis des Wahnſinnes herbeiführte und die Verwirrung des Geiſtes erneuerte.

„— Wollen Sie, mein Herr, mit meinem Vater ſprechen?" fragte ich.

Er begriff wohl, daß ich mich nur ſtellte, als hielte ich ihn für einen Fremden.

„— Ich gehöre zum Hauſe, Mademoiſelle, erwiederte er, und bin Einer der Unglücklichen, die Ihr Herr Vater herſtellen will, Sie wiſſen es ja ohnehin. Sie fürchten ſich vor mir, allein ſeyen Sie ruhig, ich thue

Niemanden etwas zu leide. Ja man ſagt ſogar, ich wäre ſeit einiger Zeit vernünftiger. Um es Ihnen zu beweiſen, entferne ich mich; ich darf nicht hier ſeyn, es iſt verbothen, nicht wahr?" — Er war aufgeſtanden und entfernte ſich ruhig, während ich ganz verwirrt zurückblieb.

Ich ſprach über dieſes Zuſammentreffen mit meinem Vater. — „Er iſt wirklich ſehr ſanft, ſagte er, und ſeine Geiſtesverrücktheit ſcheint nicht bedeutend zu ſeyn. Ich nahm ſogar Anſtand, ob ich ihn in meine Anſtalt aufnehmen ſollte. In den Augen jedes anderen außer mir würde er für eben ſo vernünftig gegolten haben, als viele andere Leute, die frank und frei herumgehen; aber ich habe in dieſen bedauernswürdigen Krankheiten eine ſolche Erfahrung, daß ich gewiß bin, der Zuſtand des jungen Mannes wird ſich noch verſchlimmern. Daher wollte ich ihn einer heilſamen Leitung unterwerfen und ihn hauptſächlich von den Umgebungen entfernen, unter welchen ſich ſein Verſtand verwirrte."

— Mein Vater, können Sie mir wohl ſagen, worin ſein Wahnſinn beſteht? fragte ich neugierig.

Er hält ſich für einen Wahnſinnigen und nährt über den Zuſtand ſeines Geiſtes ein fixes und ſehr finſteres Vorurtheil. Er prüft ſich ſelbſt, er beweiſt ſich ſeine Tollheit und verzweifelt darüber. Nichts kann ihn abbringen, nichts zerſtreuen oder tröſten. Er kam ſelbſt zu mir und bat mich, ihn unter meine Zöglinge aufzunehmen. —

Hierher gehöre ich, ſprach er, da iſt mein Platz. Ich tauge nicht mehr unter vernünftige Leute.

Er verlangte die Zimmer zu ſehen, er wählte ſich das ſeinige, ließ ſeine Meubles dahin bringen, ordnete alle ſeine Angelegenheiten und bezog ſeine Wohnung am beſtimmten Tage. Es war dieß vor ungefähr drei Wochen. Seitdem finde ich ihn beſſer. Die Regelmäßigkeit in ſeiner Tagesordnung iſt ihm zuträglich Bevor er hieher kam eraltirten ihn die Widerſprüche und Spöttereien ſeiner Freunde. Seine fire Idee wurzelte ſich dadurch, daß man ſie ihm ausreden wollte, nur deſto feſter ein. Hier ſpricht Niemand mit ihm und er mit Niemanden darüber. Ich verſuche es nicht ihm zu beweiſen, daß er bei geſundem Verſtande ſey. Er geſteht es zwar noch nicht ein, aber er vergleicht ſich mit anderen Irrſinnigen; die Verworrenheit ihrer Ideen überraſcht ihn, und indem er dann ſich ſelbſt erforſcht, beginnt er die Überzeugung zu gewinnen, daß er ihnen wirklich nicht gleiche.

In der Folge erkundigte ich mich zuweilen bei meinem Vater nach dem jungen Manne. „Seine Krankheit, ſagte er mir einſt, hat ihren Charakter etwas geändert, er hat neuere Anfälle ſeines früheren Wahnſinns. Aber darum verzweifle ich noch an ſeiner Wiederherſtellung nicht, nur darf ich ihn nicht mehr in der Nähe anderer Irrſinnigen laſſen. Ich bin geſonnen, ihm ein Zimmer in unſerm Pavillon einzuräumen und werde es thun, wenn ſich in einigen Ta-

gen keine neue Kriſis einſtellt. Dieſer junge Mann dauert mich, ich möchte ihn vollkommen herſtellen.

Nach ungefähr einer Woche ſaß ich wieder auf meiner Bank, als ich ihn bemerkte, wie er ſachte die Thür zu unſerer Einfriedung öffnete Er trat ein, aber Einer der Wächter rief ihm ziemlich barſch zu, ſich in den Garten zurückzubegeben und ſchickte ſich ſogar an, Hand an ihn zu legen. Wie ein Blitz zuckte es durch die Augen des Kranken. Ich erſchrack. Sein Blick war feſt auf mich geheftet, er verſtand was ich empfand und gehorchte willig dem Wächter, als mein Vater, der aus ſeinem Fenſter Alles mit angeſehen, herunterrief: „Laßt ihn, es iſt nichts zu beſorgen.“

Der junge Mann wandte ſich gegen ihn und ſprach: Ach Herr, wie gut ſind Sie. — Der Ton ſeiner Stimme hatte meine ganze Furcht verſcheucht. Er näherte ſich mir und ſetzte ſich auf die Bank.

„Ich habe ſeit dem letzten Male, als ich hier war, ſehr viel gelitten, begann er; das Übel hat furchtbare Forſchritte gemacht. Ich wußte es nur zu gut. Ihr Herr Vater wollte mir es nicht glauben. Mit mir iſts geſchehen.

Ich ſchaudere vor einem Leben, wie das Schickſal mir beſtimmt hat. Ich weiß nicht, wie ich es wagen kann, vor Ihnen zu erſcheinen. Ich ſchäme mich ſehr über meinen Zuſtand. Denken Sie ſich, Mademoiſelle, man hat mich anbinden müſſen. Ich wollte ſie alle ermorden.

Ach! ſie gingen ſo hart mit mir um. Ihr Herr Vater weiß nicht Alles —."

Er wurde warm bei dieſen Erinnerungen. Ich ſah ihn an und er beruhigte ſich. — Mein Vater findet Sie wirklich viel beſſer, entgegnete ich ihm: er ſagt; Sie würden geſunden von dieſen Anfällen und dem Fieber. —

—„Nennen Sie die Dinge bei ihren Namen, rief er aus, ſchonen Sie mich nicht. Ich habe noch Verſtand genug, um ihre Vorſicht zu begreifen, ſie thut mir wehe. Bedauern Sie nur immerhin den armen Verrückten."

Herr, Sie verurſachen ſich ſelbſt dieſes Übel. Wenn Sie es über ſich vermögen, ſich Ihrer Melancholie und Ihrer überſpannten Ideen zu entſchlagen, ſo werden Sie nicht krank ſeyn, wie Sie es ſind. Ich weiß gewiß, daß Sie keinen andern Kummer gelitten haben, als daß Sie unglücklich waren.

—Ja ich war unglücklich, man hat mich verlaſſen, man hat mich verrathen. Ich fühlte mich einſam in der Welt, Niemand war, der mich bedauerte, Niemand, der mich begriff. Hier im Narrenhauſe fand ich zum erſten Male Mitleid und Sympathie. Dank Ihrem Vater! Dank Ihnen, daß Sie ſo ſanft mit mir reden, daß Sie mich mit einem Blicke anſehen, der Balſam in mein Herz träufelt, der mich beruhiget."

Ohne gerade Furcht zu haben, empfand ich doch eine gewiſſe Unruhe, denn ich bemerkte an ihm, ſeitdem er ſprach, einen Hang zur Schwärmerei.

Da ſuchte uns eben mein Vater. Seine Gegenwart imponirte ihm.

„Es freut mich, daß Sie uns beſuchen, ſprach mein Vater. Sie können von Zeit zu Zeit zu uns kommen, aber wohlverſtanden, Sie müſſen ſich auch vernünftig und ruhig betragen, ſonſt kann ich Sie nicht bei meiner Tochter laſſen. —

Der junge Mann beſuchte uns wirklich dann und wann. Seine Anfälle hatten ſich nicht mehr erneuert, er ſprach nach und nach ſeltener von ſeiner Geiſteszerrüttung und fing an, ſich recht klar an ſeine Kindheit und an ſeine Jugendjahre zu erinnern. Er hatte vor langer Zeit ſeine Eltern verloren. Sein Vater war geiſteskrank geſtorben und das war es, was ihm hauptſächlich das Vorurtheil von ſich ſelbſt beibrachte, weil er fürchtete, daß dieſe Krankheit, wie man ſagt, erblich ſey. Er ſchilderte mir ſein einſames Landleben, ſeinen düſteren Charakter, die Zeit, welche er auf der hohen Schule zubrachte, kurz, die ganze Geſchichte einer furchtſamen, mißtrauiſchen und ſo zu ſagen ſchon im Voraus zur Verrücktheit beſtimmten Seele.

Ich erwies ihm manches Gute und weil er nie davon ſprach, ſo war dieß für mich ein ſehr angenehmer Genuß. Ich hörte ihm zu, ohne ihm zu widerſprechen und war darauf bedacht, ihn auf eine ſchonende Weiſe zu unterbrechen, wenn ich ſah, daß ſein Geſpräch zu feurig wurde. Oft ergriff ich, um ihn zu zerſtreuen oder eine melancho-

liſche Schwärmerei zu verbannen, meine Guitarre und ſang dazu. Das war für ihn ein großes Vergnügen. In ſolchen Augenblicken verglich ſich der arme junge Mann mit dem wüthigen Saul, den Davids Geſänge beſänftigen.

Mein Vater fand ihn nun ſo weit hergeſtellt, um ihm ein Zimmer in unſerm Pavillon einräumen zu können. Er gewann ihn von Tag zu Tag lieber und ſchmeichelte ſich mit ſeiner vollkommenen Herſtellung.

Von nun an lebte er unter uns und war ſehr ruhig. Er brachte mehrere Stunden des Tags mit uns und hauptſächlich mit mir zu. Er wollte nicht lange allein ſeyn und es war ihm auch keineswegs zuträglich. Er hatte wieder angefangen Lectüre zu betreiben, aber er fühlte noch zu wenig Ruhe und Aufmerkſamkeit, um anhaltend leſen zu können Er geſtand mir Alles, was er empfand, er ſprach gerne über ſich ſelbſt und ſeine Empfindungen. Endlich wandte ich auch große Sorgfalt darauf, ihn nicht zu viel reden zu laſſen. Mein Vater hatte mir das ſehr empfohlen und ich ſelbſt fand es für nothwendig. Er durfte weder im Geſpräche warm werden, noch lange ſprechen. Ich ſuchte ihn zu zerſtreuen, machte Muſik, zog ihn zu meinen Beſchäftigungen. Wir warteten gemeinſchaftlich die Blumen im Garten. Die Ermüdung durch Umgraben oder Begießen war für ihn heilſam. Manchmal, wenn mein Vater Zeit hatte, gingen wir über Land und machten weite Spaziergänge.

Dieſe Lebensweiſe entfernte ſtets mehr und mehr je-

des Merkmal ſeiner Krankheit. Seine Sprache und ſein Geiſt wurden mit jedem Tage ruhiger. Seine Phyſiognomie wurde heiter und offen. Ich war glücklich, indem ich ſeine Fortſchritte beobachtete. Ohne mir darüber Rechenſchaft zu geben, war er mein einziger Gedanke.

Seit zwei Monaten lebten wir bereits zuſammen und ſeine Beſſerung war ſtets vorwärts geſchritten, als ich auf einmal eine Veränderung in ſeinem Betragen gewahr wurde. Er fing an mich zu meiden, ſo viel es ſein ſchwacher Wille zuließ. Bisweilen bemerkte ich, daß er ſich Gewalt anthat mich zu verlaſſen. Ich machte meinen Vater auf dieſe Veränderung aufmerkſam. Er ſchien darüber weniger erſtaunt als ich und nach einigen Tagen ſagte er mir: Gewiß, unſer Reconvalescent iſt ſehr wohl. Er iſt vollkommen hergeſtellt, er muß nach Hauſe zurückkehren.

Dieſe Worte betrübten mich, ich war noch nie auf den Gedanken gekommen, daß er uns verlaſſen würde. Die Tage verfloſſen mir nun in einer aufgeregten Befangenheit; ganz mit der Gegenwart beſchäftiget, hatte ich nie an die Zukunft gedacht. Am Morgen des vorhergegangenen Tages hatte mein Vater mit ihm geſprochen. Ich war nicht zugegen, aber ſicher mußte es mit Liebe und Sanftmuth geſchehen ſeyn, denn mein Vater liebte ihn ſehr. Nach dieſer Unterredung war er ſehr lange allein geblieben, nur erſt als er gewiß war, im Saale Niemanden außer mir zu treffen, kam er herunter und ſetzte ſich zu mir. Ich ſah, daß er ſich anſtrengte, ruhig zu ſcheinen.

„Sie wiſſen, Mademoiſelle, den Willen Ihres Herrn Vaters," begann er, „er ſagt ich könne, ja ich müſſe von hier fort, müſſe dieſes Haus verlaſſen, in welchem man mir mehr als das Leben wiedergegeben hat. Halten Sie das wohl für klug? Heißt das nicht ſeinen Patienten einem ſchrecklichen Rückfall ausſetzen? Ihr Herr Vater iſt ſo gut, warum hat er ſich gegen mich geändert? Will er mich denn verderben? O er wird mich verderben, ich bin deſſen gewiß."

Schweigen Sie doch, ſprach ich zu ihm, habe ich es Ihnen nicht oft genug wiederholt, daß Sie gar nicht krank waren, mein Vater brauchte Sie gar nicht herzuſtellen, wir haben nur die abſurden Ideen beſeitiget. Sie waren unter guten Menſchen, die Sie lieben, und Sie haben Ihrem Mißtrauen und Ihrer Schwärmerei entſagt. Nicht wahr, Sie werden ſich nicht abſichtlich unglücklich machen? Sie verſprechen mir das. Sie werden uns öfters beſuchen und ich werde Sie tüchtig ausſchelten, wenn Sie nicht ruhig und zufrieden ſind.

— „Ja ich werde oft kommen, alle Tage, aber es iſt doch nicht unter Einem Dache leben, ſich zu jeder Stunde des Tages ſehen. Ein trauriger Gedanke, eine tiefe Melancholie ergriff mich alſogleich, als ich in Ihre Nähe kam. Ihr Anblick, der Ton Ihrer Stimme goßen Troſt und Ruhe in meine Seele. Jetzt werde ich in meine finſteren Betrachtungen wieder verſinken, ſie werden mir, wie frü-

ter, mein Herz zerfleiſchen, ſie werden ſtärker ſeyn als mein Wille und mein Verſtand."

— Aber Sie dürfen Ihr Leben nicht in dieſem Hauſe zubringen, Sie dürfen nicht mehr unſer Patient, wohl aber unſer Freund ſeyn, ein Freund der ſich ſtets beſchäftigen und einen ſoliden und ernſten Geiſt beurkunden wird. Daß Sie unglücklich waren, daran war lediglich Ihre geſchäftloſe Einſamkeit Schuld. Faſſen Sie ſich ſelbſt ein Herz, laſſen Sie ſich nicht von Chimären und einem Kummer foltern, der nur durch Langeweile erzeugt werden kann.

— „Recht! recht! immer das, was mich beleben, was mich heilen muß. — Ja, ſprach er, indem er ſich erhob, ich bin ein verachtungswürdiges Weſen. Die Welt kennt mich nur als einen verrückten Unglücklichen. Von wem kann ich Achtung und wahre Zuneigung fordern? Wer würde ſein Loos mit einem erbärmlichen Verrückten theilen wollen? Ja, ich habe noch Verſtand genug um zu begreifen, daß ich nichts als Mitleid verlangen kann. Leben Sie wohl, ich gehe. Sie wollen es eben ſo wie Ihr Herr Vater und ich finde es für das Klügſte. Es muß ſeyn."

Ich nahm ihn bei der Hand und nöthigte ihn, ſich neben mir niederzuſetzen. Er beruhigte ſich allgemach und nachdem er ſtiller geworden war, ließ ich ihn ohne ein Wort zu ſprechen ſich entfernen. Seit lange ſchon gewahrte ich, was in ihm vorging. Ich wollte dem Gedanken nicht Raum geben. Wußte ich denn ſelbſt oder konnte ich wiſſen, was ich empfand?

Tags darauf war er nicht mehr bei uns: Das Haus schien mir öde und der Tag entsetzlich lange. Ich wußte nicht, was ich mit meiner Zeit und mit meinem Gedanken anfangen sollte. Er besuchte uns. Mein Vater hatte eine Stunde bezeichnet, in der er gewöhnlich minder beschäftiget war. Seine Gegenwart drückte mich nicht, ich dachte nichts, was ich hätte verheimlichen müssen, und dennoch fühlte ich mich beengt.

Unser Freund war es bei weitem mehr, er kämpfte gegen eine große innere Unruhe. — Das Gespräch gerieth stets ins Stocken. Seine Physiognomie hatte einen melancholischen und aufgeregten Ausdruck angenommen, ich wußte ihn nicht mehr zu zerstreuen, noch die Stärke seiner kranken Einbildungsgabe niederzuhalten.

Diese Besuche, sprach eines Tages mein Vater zu mir, sind ihm mehr schädlich als nützlich. Wenn wir nicht vorbeugen wird er recitiv. Ich will ihm sagen, daß er nicht mehr komme, wenigstens einige Zeit lang nicht.

Sie werden ihm dadurch, nach meiner Meinung, tiefen Kummer verursachen, erwiederte ich Fürchten Sie nicht, daß ihm diese Behandlung sehr gefährlich werden kann?

— Man muß einen Vorwand suchen Du mußt auf mehrere Wochen zu meiner Schwester aufs Land. Wenn du wieder zurückkommst, wollen wir sodann das Weitere sehen.

Abends brachte ihm mein Vater diese betrübende Nachricht.

Des folgenden Tages wurde mir ein Brief eingehändigt. Die Adresse war von ihm geschrieben. Ich öffnete denselben und las:

„Der Entschluß, den Sie gefaßt haben, dieser eben so grausame als unerwartete Entschluß stürzt mich in eine Lage, die ganz gewiß mein Leben kosten wird. Ich raffe alle meine Überlegung zusammen, um Ihnen ein Herz zu enthüllen, das jedem lebenden Wesen, ja selbst Ihnen verschlossen bleiben sollte. Ich will nur das sagen, was ich muß."

Marguerite, Alles verdanke ich Ihnen und doch getraue ich mich nicht, Sie daran zu erinnern. Die Wohlthaten, die Sie mir erwiesen, die Sorgfalt, die Sie mir gewidmet, waren vielleicht mit Schrecken und Abscheu gegen mich verbunden. Ich muß den Moment aus Ihrem Gedächtnisse verbannen, in welchem ich Sie zum ersten Mal sah, die Zeit, die ich mit Ihnen verlebte. Das, was ich war, darf nie wieder zwischen uns berührt werden. Vergessen wir also, wie ich Sie kennen gelernt und warum ich Sie so liebe, daß Niemand Sie mehr lieben kann. Sie haben mir zwar oft gesagt, ich wäre nur unglücklich gewesen; doch das war nur Tröstung. Und warum will man nun den entfernen, dem Sie die Thränen getrocknet, den Sie vor der Verzweiflung geschützt haben? Ich fühle, daß ich ohne Sie nicht mehr leben kann, ohne Sie gibt es kein Glück, keine Ruhe — ich wollte sagen keinen Verstand, aber ein solches Wort von mir ausgesprochen hat

einen zu schrecklichem Sinn. — Nein, Marguerite, ich bin verständig, ich werde es immer seyn. Ich habe Kraft genug, um die Erschütterungen des Lebens zu ertragen Eines nur darf man nicht wagen, ich beschwöre Sie darum, thun Sie mir nicht mehr wehe, als Sie mir Gutes gethan haben. Schenken Sie mir Ihre Liebe. Nach dem, was Sie mir Gutes gethan, dürfen Sie mich nicht mehr verstoßen, das wäre ausgesonnene Grausamkeit, deren Sie nicht fähig sind."

„Ich ende, denn mein Kopf wird heiß. Nein, Marguerite, ich täusche mich, ich bin ruhig. Daß ich Ihnen mein Leben weihen und Sie glücklich machen möchte, habe ich lange und wohl überlegt, die Gegenwart und Zukunft dabei ins Auge gefaßt. Dieser Antrag scheint mir ganz vernünftig, weil ihn ein jeder Anderer auch machen würde, der Sie einmal gesehen, der in Ihren Augen, in Ihren bezaubernden Zügen das Zarte und Himmlische Ihrer Seele gelesen hat. Der beiliegende Brief gehört für Ihren Herrn Vater und ich ersuche Sie, ihm selben zu übergeben.

Ich übergab ihn. Er lautete also:

„Ich hoffe, mein Herr, daß Sie die Bitte nicht befremden wird, die ich an Sie wage. Ich bin Ihnen viel Dank schuldig und werde Ihnen noch viel Mal mehr verdanken, wenn Sie mich erhören. Ich liebe Ihr Fräulein Tochter. Sie wußte bis heute nicht, was ich für sie empfinde. Ich durfte es ihr und Ihnen nur zugleich gestehen.

Mein Vermögen ist beträchtlich, ich stamme aus einer achtbaren Familie, wie Sie wissen; Sie kennen meinen Charakter und meine Empfindungen. Ich war bei Ihnen wie das Kind im Hause. Wollen Sie, daß ich es immer bleibe?"

Nachdem mein Vater diesen und auch meinen Brief gelesen hatte, den ich ihm gab, schwieg er einen Augenblick und sah mich zwar fest, aber doch mild und gut an. — „Wie machen wir es, sprach er, um ihn zu schonen?"

Ich schwieg. — „Wie kann man da zaudern, mein Kind, fuhr er fort. Ich weiß zwar, was dir die Sanftmuth deines Herzens eingibt, allein mir erlaubt die Vaterpflicht kein Bedenken. Das Leben meines theuren Kindes, meiner überaus geliebten Marguerite diesem Unglücklichen opfern, den ich trotz so vieler Sorgfalt nicht herstellen konnte. Mich schaudert vor dem Gedanken. Ich würde ihn an Verrücktheit übertreffen, könnte ich diesen Gedanken nur Einen Augenblick Raum geben."

Ich blieb stumm und niedergeschlagen. Nichts hätte mir auch nur Ein Wort entlocken können. Ich weiß nicht, welcher Trieb, welche innere Überzeugung mir gleichsam die Gewißheit gab, daß ich keine Gefahr laufen würde, wenn ich mich mit ihm verbände, daß man ihn verderbe, indem man ihm den einzigen Glückswurf versagte. Wie aber das alles behaupten gegen die Wahrscheinlichkeit, den Verstand und augenscheinliche Gewißheit? Wie meinem

Vater ſagen, der ſo klug ſo verſtändig und ſo gut gegen mich war?

Er beſuchte den jungen Mann, um ihm zu ſagen, daß ſchon eine anderweitige Verbindung angeknüpft ſey, daß er ſchon ſeit lange einer andern Familie ſein Wort gegeben habe. Doch dieſe Vorſicht milderte keineswegs ſeine abſchlägige Antwort. Ohne in das Detail einzugehen geſtand mir mein Vater, daß der Auftritt ſtürmiſch war. Ich lebte in einer ſtets wachſenden Angſt.

In Kurzem erfuhr ich auch, daß ſich bei dem jungen Manne neue Anfälle von raſendem Wahnſinn eingeſtellt hatten. Ich fragte meinen Vater, was er davon wußte. — „Leider iſt es nur zu wahr, ſprach er, ich war darauf gefaßt. Ich will ihn nicht beſuchen, meine Gegenwart würde ihn zu ſehr angreifen. Auch kann von ſeiner Wiederaufnahme unter meinen Kranken keine Rede ſeyn. Aber ich erkundige mich ſorgfältig über ſeinen Zuſtand. Seine Domeſtiquen müſſen mir über Alles Rechenſchaft geben. Ich verordne, was zu geſchehen hat und werde ihn, wenn, wie ich fürchte, ſeine Geiſtesabweſenheit unglücklicherweiſe längere Zeit anhalten ſollte, in ein 20 Meilen von hier entferntes Hoſpital transportiren laſſen; ich kenne den dirigirenden Arzt ſehr genau, er wird dort gut aufgehoben ſeyn.

Dieſe Vorſicht, dieſes froſtige Wohlwollen ſchüchterten mich ein und nöthigten mich zu ſchweigen. Ich wagte es nicht, mich meinen Gefühlen hinzugeben. Übrigens worin

bestanden meine Gefühle? Was hätte ich sagen, was verlangen können? Eine kurze Überlegung belehrte mich, daß gegen den Willen der Vorsehung nicht anzukämpfen sey. Ich flehte zu Gott, ich bat um ein Wunder, ich träumte mir Gewährung meiner Bitte, ich warf mich der Hoffnung in die Arme. Ich war schmerzhaft bewegt, wenn ich mir selbst überlassen war, ich wurde ruhig, hatte ich im Gebeth die göttliche Gnade angefleht.

Eines Tages war ich ausgegangen und promenirte traurig außerhalb der Stadt, als ich plötzlich unsern Freund erblickte, den man um frische Luft zu schöpfen in einem ruhigen und lichten Augenblicke herausgeführt hatte. Er befand sich zwischen zwei Dienern, die ihn stets beobachteten. Sein Anblick machte auf mich einen furchtbaren Eindruck. Seine Haare waren lang gewachsen und hingen verwirrt um den Kopf, und seine Augen standen starr und weit offen.

Sein Blick fiel auf mich. Eine Art Scham malte sich auf seinem Gesichte. Er fühlte sich gedemüthigt, so vor mir zu erscheinen. Doch ermuthigte er sich wieder bei dem Ton meiner Stimme. Ich war sehr verwirrt und wußte nicht, was ich mit ihm sprechen sollte. Ich fürchtete mehr den Kummer als den Nachtheil, den ich ihm verursachen konnte, an seine Geisteszerrüttung dachte ich gar nicht.

Nach einigen mühsam hervorgesuchten Redensarten

ſchien er über die Verwirrung und Verlegenheit obzuſiegen, in welcher wir uns befanden.

— „Nun denn, ſprach er, Sie haben mich alſo verdammt? ſo groß auch meine Hoffnung, und ſo ſtark mein Vertrauen war! Es mußte nur zu wahr ſeyn, daß ich nicht hergeſtellt war, da ich einen ſo ſeltſamen Vorſchlag thun konnte. Einen Narren heirathen! „und er ſchlug ein fürchterliches Gelächter auf.

— Hab' ich es wohl um Sie verdient, erwiederte ich, daß Sie ſo mit mir ſprechen? Haben Sie nicht meine volle Zuneigung geſehen?

— „Ihre Güte, Ihr Mitleid, Ihre Nächſtenliebe, ja; aber innige Zuneigung — ach, man kann für mich keine haben, man kümmert ſich bloß um mich, man erfüllt bloß eine Pflicht, die Menſchlichkeit und Religion auferlegen, aber das iſt auch alles, und ſelbſt deſſen wird man bald müde. Ich wurde hinausgeſtoſſen, verbannt. Selbſt Sie, die Sie ſo gut, ſo fromm ſind, haben Ihre Thüre dem Unglücklichen verſchloſſen. Sagen Sie mir, wer trägt die Schuld, wenn ich wieder in dieſen ſchrecklichen Zuſtand verfalle?"

Das war zu viel, ich konnte meine Aufregung nicht mehr bemeiſtern und brach in lautes Schluchzen aus. Er hatte ſich erholt, er erhob das Haupt, ſein Auge funkelte.

„Ich bin ungerecht und grauſam, fuhr er fort. Nicht Sie haben mich verſchmäht, nicht Sie haben meinen Tod gewollt; nein, Sie wären nie ſo hart geweſen. Ich habe bei Ihnen Gefühle geahnt, die mir die

Gewißheit gaben, daß ich von Ihnen mein Glück erflehen dürfe. Ihr Vater iſt's, der mich ermordet, Ihr Vater iſt's der kein Mitleid mit mir fühlt, ſeine barbariſche Klugheit iſt's, die all' das Böſe geſtiftet hat. Marguerite ſagen Sie, daß Sie eingewilligt hätten, ich beſchwöre Sie darum, ſagen Sie, daß die Zurückweiſung nicht von Ihnen kam. Geben Sie mir dieſe Verſicherung. Sie iſt das einzige Mittel zu meiner Beruhigung. Sprechen Sie nur die einzigen Worte: „Mein Vater iſt Schuld."

Noch beengt mir ein Schauder das Herz, wenn ich an die Antwort denke, die ich hätte geben können. Ach mein Gott! wie gut biſt du, daß du mich vor einer ſo fürchterlichen Erinnerung bewahrteſt!

Ich gewann wieder etwas Faſſung, ich warf ihm mit Sanftmuth die Undankbarkeit gegen meinen Vater vor. — Ich verſuchte ihn zu ſich ſelbſt zu bringen. Seine Wächter beſchworen mich, mich zu entfernen. Sie ſahen eine gewaltige Kriſis herannahen. Meine Begleiterin führte mich in aller Eile weg.

Er hatte wirklich einen heftigeren Anfall als je. Von dieſem Tage an ſchwanden die lichten Augenblicke faſt gänzlich.

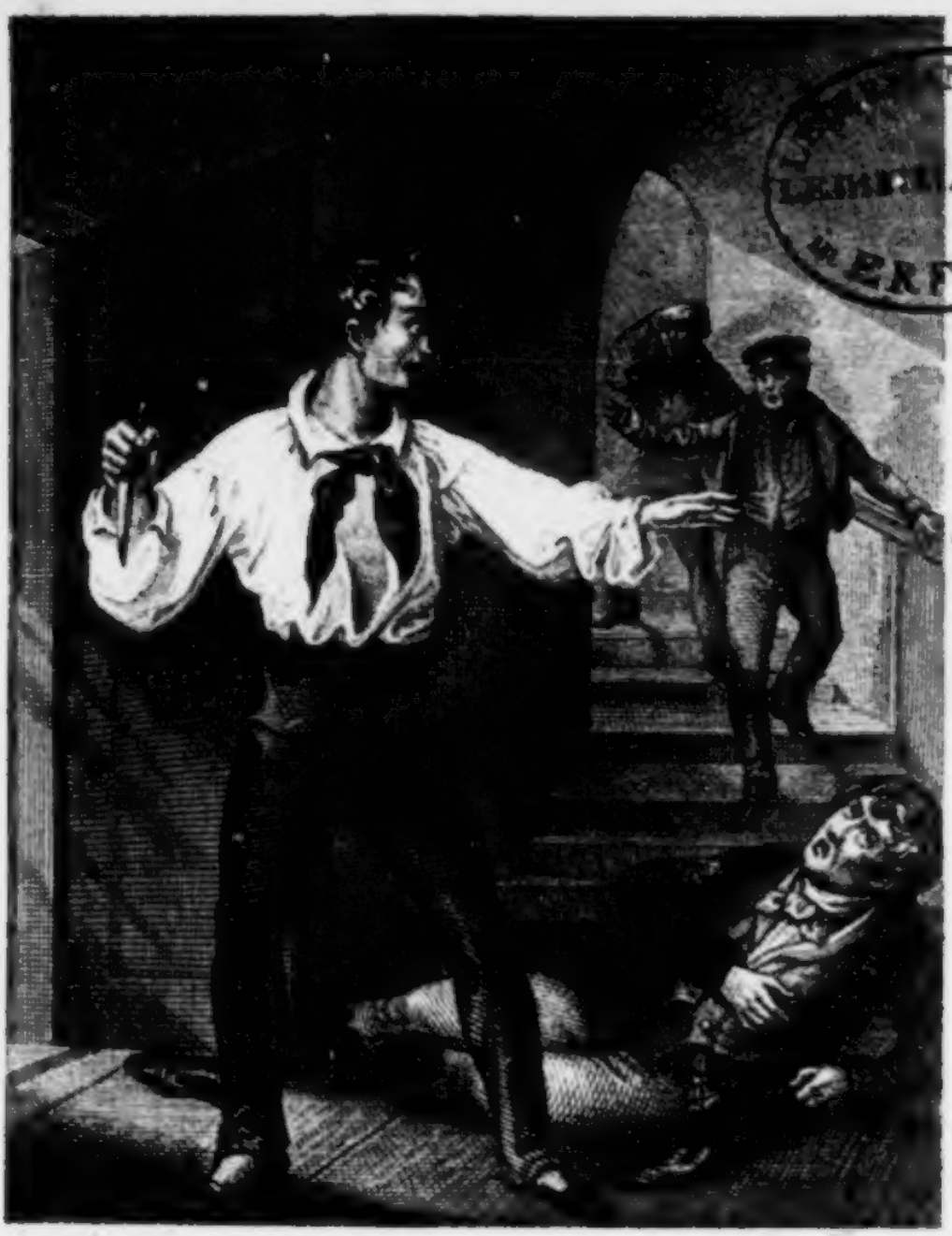
Wie meine Erzählung beenden, wie zu dem ſchrecklichen Ende kommen!

Mein Vater fuhr fort ihn zu behandeln. Faſt jeden Tag ging er in das Haus, welches er bewohnte, um ſich über die Symptome des Übels zu informiren und der

Dienerschaft die nöthigen Befehle zu ertheilen, hüthete sich aber ihm unter die Augen zu kommen

Einmal erblickte der junge Mann durch das Gitter, seines Fensters meinen Vater, der seine gewöhnliche Visite zu machen kam. Man hatte vergessen die Thüre seines Zimmers abzusperren. Er stürzte aus demselben mit dem Geschrei heraus: Der ist's! der ist's! Mein Feind! Mein Mörder! und sprang, bevor noch jemand herbei kommen konnte, die Treppe hinab. Der Unglückliche hatte ein Messer ergriffen, warf sich auf meinen Vater und streckte ihn zu seinen Füssen nieder. Man brachte meinen Vater in Blut gebadet zurück. Das Messer war bis an das Herz gedrungen. Er lebte nur wenige Augenblicke und konnte nur mühsam noch die Worte sprechen: „Mein theures Kind, meine arme Marguerite —" und ich las in seinen Augen, daß sein letzter Gedanke eine Art Selbstzufriedenheit war, mich nicht dem Streiche bloßgestellt zu haben, dem er unterlag.

Es gibt keine Sprache, um den Schmerz zu schildern, den ich empfand, den Schmerz, der seit diesem Augenblicke meine ganze Existenz ausmacht. Gott hat es gewollt, er schickte mir diese Prüfung, möchte er mich auch bald mit meinem Vater wieder vereinen! Ich wiederholte mir oft diese Worte, machte mich vertraut mit diesem Gedanken, verläugnete mich selbst, und nur dadurch wurde es mir möglich, mein Herz gegen Verzweiflung zu schützen und meine Thränen auf Augenblicke zu trocknen.



In einem ſolchen Seelenzuſtande iſt Handeln nothwendig. Ich beſchloß mich dem Dienſte der Armen und Kranken zu weihen.

Ich erkundigte mich um den Unglücklichen, das blind Werkzeug eines ſo ſchrecklichen Unglücks. Er kam keinen Augenblick mehr zu ſich und kannte von der Zeit an Niemand mehr. Es ſchien mir als müßte ich Gott dafür preiſen, und bisweilen mache ich mir doch darüber Vorwürfe. Man transportirte ihn in das Hoſpital, in welches ihn mein Vater ſenden wollte, aber ſeiner Güte wegen zögerte ihn dahin bringen zu laſſen.

Ich wollte in dasſelbe Hoſpital förmlich aufgenommen ſeyn. ich wollte ohne Murren gehorchen. Ich weiß, ich werde ihn weder pflegen noch ſelbſt ſehen können, aber ich werde in ſeiner Nähe ſeyn. Ich werde mich um ſeine Leiden erkundigen, ich werde darauf ſehen, daß er, deſſen Seele ohnehin ſchon entflohen iſt, die Hülfe erhalte, die ſeine phyſiſchen Schmerzen erleichtern können. — Geneſt er, ſo will ich bitten, daß man mich weit, weit von dem Orte ſeines Aufenthaltes ſende. —

Ich ſtellte der Oberin die Erzählung der Schweſter Marguerite zurück. Sie ſagte mir, keine von ihren Mitſchweſtern ſey ſo ergeben, ſo ſorgfältig, ſo heiter in ihrem Berufe. „Aber fügte ſie hinzu, ihre Anſtrengung überſteigt ihre Kräfte. Sie will ihren Schmerz erſticken, der ihr Innerſtes zerfleiſcht, jede Minute des Tages denkt ſie darauf, ohne aber je davon zu ſprechen.

Sechs Monat später erhielt ich nachstehendes Schreiben:

Mein Herr! Sie haben so viel Antheil an unserer Schwester Marguerite genommen, daß ich Sie benachrichtigen zu müssen glaube, daß sie das Ende ihres unglücklichen Lebens erreicht hat, Gott hat Sie zu sich gerufen.

Der arme junge Mann, der in dem Hospitale eingesperrt war, wurde immer mehr und mehr von den Anfällen der Raserei heimgesucht. Vor 14 Tagen stellte sich das Gehirnfieber ein. Man mußte es Marguriten sagen. Sie bat mich um Entfernung von ihrem Dienste, sie fühlte sich nicht mehr stark genug, um ihn fortsetzen zu können. Sie begab sich in die Kapelle und bethete daselbst den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Der junge Mann starb im Verlaufe des nächstfolgenden Tages. Der Leichnam wurde in die Kirche getragen, und als wir alle ihn mit Weihwasser zu besprengen kamen, wollte Marguerite ihre Stelle unter uns einnehmen. Doch als sie am Sarge vorüberging, wurde sie ohnmächtig. Nach zwei Tagen starben sie wie eine wahre Heilige in meinen Armen.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Frauenwerth. Novelle von Berndt von Guseck. | 5 |
| Jung Erich und schön Elsi. Ballade. Von C. G. Ritter v. Leitner, | 172 |
| Rocca ardente. Novelle aus dem XIII. Jahrhundert von Cavilha. | 176 |
| Abschied von der Heimath (1825). Von C. G. Ritter von Leitner. | 190 |
| Der Freineger. Ein Nachtstück. Von Johann N. Vogl. | 194 |
| Lied und Blatt. Von Joh. Gabriel Seidl | 269 |
| Wahn und Liebe. Von August Schmidt. | 271 |
| Brunhilde. Von Johann N. Vogl. | 317 |
| Schwester Marguerite. Von Johann N. Vogl. | 322 |

# Der Minstrel.

## Taschenbuch erzählender Dichtungen

herausgegeben

von

**Johann N. Vogl.**

Mit Beiträgen von

J. Bergmann.
Braun R. v. Braunthal.
Carlopago.
W. Freih. v. Eyb.
Fr. Fitzinger.
E. Freih. v. Feuchtersleben.
J. J. Hannusch.
Ch. W. Huber.
C. A. Kaltenbrunner.
A. Kasper.
Ch. Kuffner.
Kuno.
J. Langer.
J. H. Lobkowitz.
J. Gr. v. Mailath.
J. Mayrhofer.
L. G. Neumann.
A. Pannasch.
Otto Prechtler.
Julius von Ribics.
M. G. Saphir.
L. M. Schleifer.
J. G. Seidl.
L. Schlecht.
F. M. Schmidtler.
X. Schurz.
A. Schumacher.
Fr. Treitschke.
A. Ritt. v. Tschabuschnigg und dem Herausgeber.

Wien 1836.
Im Verlage der Jos. Wenedikt'schen Buchhandlung.

620194-A

BIBLIOTECA NACIONAL

# Der Minstrel.

Fragt Ihr den Wandrer, der mit Saitenklingen
Und Liedeston das Land durchzieht, „Woher?"
Sein Pilgerweg ging über Berg und Meer
Um Kunde seiner Heimat zu erringen!

Seht Ihr durch Sturm und Nacht ihn rastlos dringen
Und fragt den müden Wandrer Ihr, „Wohin?"
So wißt: den Meister sucht sein treuer Sinn,
Der Herzens-Mißklang kann zum Einklang bringen!

Nun tritt er unter Euch beim Freudenmahle
Und greift begeiſtert in die Saiten ein,
Nun folgt er Euch vom reich erhellten Saale
In Eurer ſtillen Kammer Dämmerſchein —

Er will den Hütten wie Palläſten nah'n —
Er ſingt ſein Lied — und pocht am Herzen an! —

# Hiſtoriſche Balladen.

# Die Burgfrau zu Cseitha.

(Ungariſch).

Was ſchallt im tiefen Keller zu Cſeitha in der Nacht
Für herzzerſchneidend Schreien, wenn Niemand droben wacht?
Was tönt für kläglich Wimmern allbort bei kargem Schein
Hinein durch all die Gänge an's taube Felsgeſtein?

Der Keller dort im Schloſſe verhüllt ein blut'ges Grau'n
Da iſt der Schrecken größter allnächtlich zu erſchau'n,
Dort ſteht ein Eiſenkeſſel gefügt gar feſt und gut
Der wird zur Nacht gefüllet mit warmen Jungfernblut.

D'rin badet ſich die Schloßfrau auf ihres Zwergen Rath,
Die Jugend feſt zu halten, die dem Verblühen nah't,

Dort wäſcht die welken Glieder das tiegerhafte Weib
Und taucht in's Blut der Opfer den ſündenvollen Leib.

Schon hat den Gräu'l verübet die Schlimme manch' ein Jahr,
Doch ſieh' da — immer bleicher nur ward ihr dunkles Haar,
Und Furche zog an Furche ſich ihr um's Angeſicht,
„Noch iſt's des Blut's zu wenig!" voll Grimm die Schloßfrau ſpricht.

Da lockt ein neues Opfer, wie ihr noch keines fiel
Den Durſt der böſen Schloßfrau, für die der Mord ein Spiel,
Es iſt das ſchönſte Mädchen, das je das Land geſehen,
Es gleicht der Roſenknoſpe in Morgenwindes Wehen.

Die Schloßfrau ſah's vom Erker luſtwandeln einſt im Thal
Und war beinah' geblendet von ſolcher Schönheit Strahl
Noch ſah ſo roſig blühen ſie nie ein Wangenpaar,
Noch ſah ſo ſchwarz und üppig ſie nie ein Frauenhaar.

„Auf Fitzko! treuer Scherge, schaff' mir die Dirne gleich,
Ihr rothes Blut, ich zahl' es mit rothem Gold dir reich,
Das Röslein soll mir geben von seiner Wangen Glut,
Was weiß so dumme Dirne wozu der Schimmer gut!"

Da eilt mit den Gesellen der listige Zwerg gar sacht
Hinunter zu der Hütte, umhüllt von dunkler Nacht,
Und lugt hinein wo Erni auf schlechtem Pfühl geschmiegt
Im süßen Schlummer lächelt, von Engeln eingewiegt.

Er lugt hinein und lauschet, da dünkt's ihn an der Zeit,
Und leise tippt an's Fenster der Zwerg, und weckt die Maid,
Sie wähnt es sey ihr Janosch und springt vom Pfühl mit Hast
Den Nacken zu umstricken dem heißersehnten Gast.

Schon eilet sie zur Thüre heraus mit flücht'gem Fuß
Da bringen ihr die Schergen gar unverhofften Gruß

Ein Tuch erſtickt ihr Schreien und macht ihr Auge blind,
So geht's hinauf zum Schloße als trüge ſie der Wind.

Schon ſteht ſie vor der Herinn zu Eſeitha bleich und bang',
Die blickt auf ihre Reitze voll innern Hohn's gar lang'
Dann herrſchet ſie dem Zwerge: „Thu' ſo wie dir geſagt!"
Und fort zum Mordgewölbe ſchleppt dieſer hin die Magd. —

Sagt an, wer iſt der bleiche, der raſtlos wilde Mann
Der ſo das Thal durchraſet, was hat man ihm gethan?
Das iſt der arme Janoſch der ſeine Erni ſucht
Und ihren Namen rufet und ihrem Räuber flucht.

Er irrt und ſucht und irret durch Heide Moor und Wald
Gepeitſcht von Angſt und Wahnſinn, verwildert von Geſtalt,
Er klimmt hinauf zum Schloße, er klettert um's Geſtein
Die Erni muß er finden, ſollt's in der Hölle ſeyn.

Da weicht mit eins der Boden, da ſtürzt er gäh' hinab.
Umhüllt von Stein und Moder ſteht er in grauſem Grab,
Doch Himmel was nur ſträubet empor mit eins ſein Haar
Was macht ihn ſo erbeben, was wird er wohl gewahr.

Zu höchſt bis an die Decke, umhüllt vom blut'gen Grau'n
Muß er voll Frauenleichen dort ein Gewölbe ſchaun,
Mit bleichen kalten Wangen, die Glieder weiß wie Schnee,
Liegt Magd auf Magd geſchobert hinan bis zu der Höh'.

Da dunkelt's ihm vor'm Auge, da eilt er, unbewußt
Was er beginnt, von hinnen, die Hölle in der Bruſt,
Fort über Feld und Anger, die dicht'ſten Wälder durch
Bis er vor Thurzo ſtehet im Schloße zu Preßburg.

Erbleichend hört den Wirren der edle Palatin
Doch muß er ſeinen Worten enträthſeln erſt den Sinn,
Und mit den Richtern ſitzet er allſogleich im Rath,
Denn noch zur Stund' enthüllen will er die nächt'ge That.

Und eh' der Geiger rücket ein Viertheil auf der Uhr
Da ſchnauben ſchon die Roſſe hin über Haid und Flur,
Voraus des Janoſch Hufe wie Donner wild erſchallen,
Nachbrauſ't der edle Thurzo im Flug mit den Vaſallen.

Schon iſt das Schloß ereilet beſetzet Wall und Thurm,
Schon bricht hinab zum Keller die Schaar im wilden Sturm —
Hilf Gott — da ſitzt die Schloßfrau im Keſſel voll von Blut
Und badet ſich die Glieder im frechen Übermuth.

Zur Seiten ihr zwei Weiber, vom Alter ſchon gebückt,
Aus deren böſen Augen nur böſe Mordluſt blickt,
Das Eine hält die Leuchte, die ſprüht in dunkler Glut,
Das And're hält ein Zuber, d'rin blinkt gar grauſe Fluth.

Nicht fern' von dieſen beiden, ein Beil in ſeiner Hand
Steht Fitzko dort als Scherge, hinab zur Erd' gewandt,

Vor ſeinen Füßen aber, entblößt — o welch ein Grau'n!
Laßt mich mit Nacht bedeken was dort noch zu erſchau'n.

Der Janoſch ſtürzt zur Erde dahin, der Sinne baar,
Und wie zu Stein verwandelt ſteht Thurzo und die Schaar,
Ihr Aug' nur ſtarrt voll Schrecken ob dem was ſie gefunden —
Doch ſchon ſind die Verruchten bewältigt und gebunden.

„Ha blut'ges Ungeheuer!" ruft jetzt der Thurzo aus,
Das Aug' von Wuth erglühend, das Herz erfüllt mit Graus,
„Du gleich dem grimmen Tiger an Grauſamkeit und Trug,
Entſetzlichſtes der Weiber, das je die Erde trug!"

„Nicht ward der Menſch geboren der gleiches noch gethan
Wie ſchwer er auch gefrevelt, wie ſchuldvoll ſeine Bahn,
Und keiner ſoll es wagen, dem lächelt Gottes Huld,
Die Strafe auszuſprechen für ſo entmenſchte Schuld.

„Die That ſoll ſeyn verſparret dem Richterſtuhl des Herrn
Doch du ſollſt ihn erwarten von Luft und Sonne fern;
Lebendig ſollſt du modern bei Leich' und Moderduft
Bis dich zum Strafgerichte des Ew'gen Stimme ruft."

So ſpricht der edle Thurzo und flieht den grauſen Ort,
Da klingt's von Hammerſtreichen, da hallt es fort und fort;
Da füget Stein an Stein ſich zur Mauer feſt und breit,
Der Welt dort zu verbergen das Scheuſal ſeiner Zeit.

Und eh' die Sonne wieder verſank zu Wald und Moor,
Drei Feuerſäulen wirbeln zum Himmel hoch empor,
Um dieſe lag in Gluten zerſtreut ein ſchwarz Gebein,
Der Zwerg und ſeine Helfer, auf heißem Felsgeſtein.

Noch ſiehſt du dort am Berge die Trümmer, hie und da
Bedeckend jene Räume, wo ſolch ein Gräuel geſchah,
Doch iſt die Nacht des Wahnes, des finſter'n Trugs Gewalt,
Nunmehr dem Licht gewichen, das ſegensreich erſtrahlt.

Johann N. Vogl.

## Anmerkung.

Cheitha oder Chejtha, Tſchaſchtz (Tſcheite ausgeſprochen) ein Marktflecken dießſeits der Donau in der Neutraer Geſpannſchaft mit einem nunmehr verfallenen Bergſchloße gleiches Namens.

Im Jahre 1610 lebte dort eine Schloßfrau, welche das Schloß durch das Blutbad, das ſie durch ihren Hofzwerg Fitzko an mehr als ſechs hundert Mädchen ausüben ließ, bis auf unſere Zeit berüchtigt machte.

Die hohe Geburt ſowohl als der Rang, welchen dieſer weibliche Tiger in der Geſellſchaft einnahm, waren dazu gemacht, ihre natürliche Eitelkeit zum höchſten Puncte zu ſteigern, aber, daß ſich die Grauſamkeit und das teufliſche Vergnügen an fremden Schmerz dazu geſellte, machte ihren Namen zum Fluche.

Zahlreiche Mädchen gehörten zum Hofſtaate der Burgfrauen jener Zeit. Dieſe bei dem geringſten Vergehen mit Nadeln ſtechen, dem Plätteiſen brennen, im Winter mit Eiswaſſer begießen und im Sommer die Hände auf den Rücken gebunden und mit Honig beſtrichen den Mückenſtichen auszuſetzen, ſchien der Strafenden nicht zu hart und das Winſeln und Jammern der Gemarterten war angenehme Muſik für ihr Ohr.

Ein Blutstropfen, der einſt bei einer ähnlichen Mißhandlung auf ihr Angeſicht fiel, und wie ſie zu bemerken glaubte, die Haut weißer gemacht hatte, erzeugte in ihr den Höllengedanken, ein Bad von Jungfernblut müſſe dieſelbe Wirkung auf den ganzen Körper haben, und ſey alſo das von der Alternden ſchon lange vergeblich geſuchte Verjüngungs-Mittel.

Wirklich ließ ſie nun auch alle junge Mädchen, deren ſie nur habhaft werden konnte, des Nachts zuſammenfangen, in

den Schloßkellern ermorden und badete ſich in ihrem Blute, in einem eiſernen Keſſel, welcher noch vor einigen Jahren den Fremden in den Kellern der Ruine gezeigt wurde.

Unvermuthet, wie der rächende Blitzſtrahl Gottes aber überfiel der Palatin Georg Thurzo, der von dem ungeheuern Verbrechen eine dunkle Kunde erhielt, die Mörderin in dem Mordneſte, bevor ſie noch ahnen konnte, daß ihrem Verbrechen ein Ziel geſetzt werden würde.

Ein unter den qualvollſten Martern, den Geiſt ſo eben aushauchendes Mädchen, ſprach lauter als tauſend Zeugen, für die Wahrheit der ungeheuren Beſchuldigung. Der Palatin veranlaßte alſogleich die Verhaftung der Schrecklichen und ihrer ruchloſen Gehülfen. Die Verbrecherin ſoll nach Zawodsky Diarum mit ewiger Gefängnißſtrafe belegt, nach andern zu Cheita lebendig vermauert worden ſeyn. Der Zwerg aber wurde durch das Schwert und die beyden Weiber, die ihr als Bademägde dienten, durch den Scheiterhaufen hingerichtet.

Der Nahme dieſes Ungeheuers iſt: Eliſabeth Bathor. Die Keller jenes Schloßes erregen noch in unſerer Zeit ihrer künſtlichen Bauart wegen die Bewunderung jedes Beſuchenden.

Seit 1701 gehört dieſer Ort dem Grafen v. Erdödi.

# Adelheid von der Wart.

Sieh, rabenſchwarz verhüllt die Nacht
Das wüſte Schneegefild!
Horch! brüllt der Nord durch Thal und Heid'!
Horch! heult im Wald' das Nachtgejaid
Der Wölfe grimmig wild!

„Woher des Weges edle Frau?"
Hu ſtürmend fährt der Wind
Kalt über Haid' und Wald daher,
In Eis und Schnee begrabet er
An deiner Bruſt dein Kind."

„Horch! ſchrecklich ſchallt das Mordgeheul
Des Wolf's in Nacht und Wind!
O kehre, eh' du fürder ziehſt,
Kehr' um, kehr' um, die Wölfinn frißt
An deiner Bruſt dein Kind! —"

„Laß Wand'rer, laß mich fürder zieh'n,
Gräbt auch in Eis und Schnee
Mein Kindlein an der Bruſt der Froſt,
So ſcharr' ich ihm getroſt, getroſt
Sein Grab in Eis und Schnee."

„Laß Wand'rer, laß mich fürder zieh'n,
Wenn auch der Wolf im Wald'
Das Kindlein an der Bruſt mir frißt,
So iſt es, wo ſein Vater iſt,
Und ſeine Mutter bald."

„Ach Witwe ſchon! o arme Frau!
Doch baut und traut auf Gott!
Eu'r eb'ler Mann gewiß er fand
Im wilden Kampf' von Männerhand
Den deutſchen Heldentod?"

„Geh Wand'rer, geh drei Tag' und Nacht,
Kommſt an das Hochgericht;
Da ſteht das Henkerrad: ſein Grab,
Da hackt dem deutſchen Mann' der Rab'
Das Fleiſch aus dem Geſicht'."

„Hilf! heil'ger Gott! erbarme dich!
Vertraut und baut auf Gott!
Trug euer Mann wohl Bann und Fluch
Auf ſeiner Seele, oder ſchlug
Er heil'ge Prieſter todt.“ ?

„Den deutſchen Kaiſer mordet' er,
Itzt ſteht am Hochgericht'
Das Henkerrad, das iſt ſein Grab,
Da hackt dem deutſchen Mann' der Rab'
Das Fleiſch aus dem Geſicht'.“

„Ach heil'ger Gott! verzweifelt nicht!
Gott hilft, Gott hilft in Noth!
Trägt denn kein Vater = Mutterherz
Erbarmen über eu'ren Schmerz?
Iſt Vater, Mutter todt?“

„Dort, wo die Berge nordwärts ſich
In's Thal hinunter zieh'n,
Da pranget ſtolz des Vaters Schloß,
Da kam ich hungrig, nackt und bloß
Mit meinem Waislein hin.“

„O Vater, Mutter thu' mir auf,
Ach thu' mir auf dein Schloß;
Sieh Frost und Hunger peinigt hart,
Thu' auf, thu' auf, ach ſonſt erſtarrt
Mein Kindlein mir im Schooß'."

„Ach Töchterlein! arm' Töchterlein!
Kommſt hungrig, nackt und bloß;
Des Kaiſers Wort verboth es mir,
Ich darf, ich darf nicht öffnen dir
Und deinem Kind' mein Schloß."

„Hilf Gott! verzweifelt nicht, Gott hilft!
Vertraut und baut auf Gott!
Trägt denn kein Bruder-Schweſterherz
Erbarmen über euer'n Schmerz
Und eu'res Kindleins Noth?"

„Horch! rauſcht der Strom vom Eisgebirg'!
Dort ſteht des Bruders Schloß;
Thu' auf, thu' auf, in Nacht und Wind
Dein Schweſterlein mit ihrem Kind'
Erſtarrt vor deinem Schloß'."

„Arm' Schweſterlein! lieb' Schweſterlein!
Flieh' weit von meinem Schloß';
Des Kaiſers Wort verboth es mir
Dir aufzuthun, erſtarrt auch dir
Dein Kindlein in dem Schooß'."

„Ach heil'ger Gott! erbarme dich!
Ach Frau verzweifelt nicht!
Kehrt dort in meinem Hüttchen ein
Dort wo im Thal' der Lampe Schein
Durch's kleine Fenſter bricht."

„Laß Wand'rer, laß in's Kloſter mich!
Fort, fort durch Schnee und Wind!
Hackt meinem Mann am Hochgericht'
Der Rab' das Fleiſch aus dem Geſicht'!
Stirb! ſtirb mein armes Kind."!

Sieh flimmert fern am Eisgebirg'
Nicht ſchon das Morgenroth?
Da liegt erſtarrt in Schnee und Wind
Frau Adelheid; ihr armes Kind
An ihrer Bruſt iſt todt.

L. M. Schleifer.

# Titus Dugovits.

(Ungariſch.)

„Belgrad, Belgrad muß ich haben!"
Ruft Suleimann, wuthbeſeelt,
„Sollt' ich d'runter auch begraben
„Was mein Heer an Helden zählt!"

„„Belgrad ſollſt du nicht bekommen!""
Ruft der Ungar kühn und treu;
Denn er fühlt, was einem frommen,
Feſten Sinn erreichbar ſey!

Und ſchon regt der Sturm die Schwinge
Schnürt nun ſchon mit grauſer Luſt,
Seine tauſend Todesringe
Enger um der Veſte Bruſt.

Öffnet ſchon den eh'rnen Rachen;
Schnellt die Zung' im Flammenſchuß,
Und ein lautes Donnerkrachen
Iſt ſein erſter Schreckensgruß.

Höher ſpritzt er ſchon den Geifer,
Der, wohin er fällt, verzehrt;
Zur Verzweiflung wird der Eifer,
Und zum Blitze wird das Schwert.

Kugeln fallen, Säbel blinken,
Flackernd durch des Brandes Roth;
Türken röcheln, Ungarn ſinken:
Mit zwei Senſen mäh't der Tod.

Weh dir, Ungarn — deine Pforte,
Belgrad, deine Pforte, bricht!
Länger auf zerbroch'nem Horte
Hält ſich deine Treue nicht.

Sieh — ſchon krallt mit tauſend Füßen
An die Mauern ſich der Sturm,
Wand und Bollwerk ſind zerriſſen,
Und zerſchmettert Wall und Thurm.

Und den Halbmond kräftig ſchwingend
Stürzt ein Türke nun hervor,
Klimmt, durch Rauch und Flammen dringend,
Immer höher ſchon empor.

Jubelnd auf erſtieg'nem Walle
Schwänkt er ſeinen Mond bereits,
Und bei Belgrad's nahem Falle
Neigt vor Mahom ſich das Kreuz!

Aber nein! — nicht ſoll ſich's neigen!
Titus Dugovits erſcheint;
Seines Gottes Macht zu zeigen
Stürzt er auf den kecken Feind.

Eng' den Arm um ihn gewunden,
Und den Mond, den er nicht gab,
Stürzt er ſich, mit ihm verbunden,
Sieggekrönt vom Wall hinab!

Jubelnd ſeh'n es ſeine Brüder;
Seinem Blut entkeimt ihr Muth;
Auf die Feinde ſtürzen wieder
Alle mit erneuter Wuth!

Bald auch iſt der Sieg mit ihnen,
Und der Ungar, kühn und treu
Zeigte ſo, was einem kühnen
Treuen Sinn' erringbar ſey.

Joh. Gabr. Seidl.

# Der Löwenbändiger.

Hoch durch's röm'ſche Reich hin — wallte
Kaiſer Heinrich's Kriegspanier!
Schild und Schwerterklang erſchallte
Und des Ritters Haupt umſtrahlte
Minnigliche Helmeszier;
Denn: Sankt Peters Stuhl bedräu'te
Heinrich's Haupt, das gottgeweihte,
Mit des Bannfluch's heil'ger Macht,
Die der fromme Deutſche ſcheute
In des Mittelalters Nacht.

Ernſt — zu Goslar, auf dem Tage
Schaarte ſich der Fürſten Rath.
Zweifelnd ſchwebte doch die Wage;

Leiſe flüſterte die Sage
Drohend von des Herrn Verrath. —
Viele Wappenſchilde fehlen,
Heimgeblieben in den hellen
Veſten, in Gebirg und Wald,
Wo die munter'n Rüden bellen
Und das laute Jagdhorn ſchallt.

Stolzen Blickes, heit'rer Miene,
Feſten Muthes, ungebeugt,
Steht der Zürnende, der Kühne
Mit dem trotz'gen Heldenſinne,
Den Germania geſäugt. —
Noch in ſeines Hofhalt's Kreiſe
Tönt des Minneſängers Weiſe
Von des Vaters ſtarker Zeit;
Tönet zu des Frommen Preiſe,
Deſſen Ruhm der Sohn erneu't.

Raſch mit ritterlicher Hitze
Fährt er zornerglühend auf,
Aus den Augen ſprühen Blitze,

Hoch von dem erhab'nen Sitze
Funkelt ſeines Schwertes Knauf: —
„Hunno, römiſchen Reich's Vaſallen,
Rief aus ſeiner Väter Hallen
Unſer kaiſerlich Geboth;
Hat es ihm auch nie gefallen:
Beizuſteh'n des König's Noth!" —

Und es theilen ſich die Schaaren. —
Ach! mit zögernd — ſchwerem Schritt',
Tiefgebeugt, ſchon hoch an Jahren,
Schön geſchmückt mit weißen Haaren —
Hunno vor den König tritt,
Neigt das Haupt, das winterhelle,
Um die Bruſt die Lockenwelle —
Und der Kaiſer neiget ihm.
„Euren Leh'nsmann ſeh't zur Stelle!" —
Heinrich — d'rauf mit rauhem Grimm':

„Hab' Euch ernſt entbiethen laſſen. —
Des Gehorſam's ſeyd Ihr quitt.
Doch befahl ich gleichermaſſen,

Daß Ihr einen rüſt'gen Saſſen:
Euren Fechter — brächtet mit —
Mag er mir den Strauß beſtehen:
Einen Kämpfer anzugehen,
Der im Zwinger auf ihn harr't.
Laß't nun euren Mann mich ſehen,
Streitgerecht nach Frieſenart!" —

Klirrend theilen ſich die Schaaren,
Reck, mit drallem Jünglingsſchritt';
Hohen Hauptes, zart an Jahren;
Lockenreich, mit gelben Haaren —
Friedereich zum König tritt;
Neigt das Haupt, das blühendſchöne —
Ob das Leh'nshaupt er verſöhne?
Und der Herrſcher neiget ihm:
„Dieß iſt Einer eurer Söhne?"
„„Herr! der Einz'ge!"" — „So vernimm!"

Dann — des Ausgang's ſey gewärtig! —
In den Zwinger ſchau hinab! —
Sieh' dort deinen Gegner fertig —

Jenes wilde Haupt, ſo bärtig:
'S iſt mein Reiſ'ger, munt'rer Knapp'!" —
Und im düſt'ren Zwinger ſtrecket
Sich der junge Leu und lecket
Zungenſpielend Brank' und Mähn' —
(Ob des Kaiſers Wort nur necket? —
Ernſt — wär' grauſend anzuſeh'n!)

•

„Steigſt du mir in jenen Zwinger:
Wäſcheſt du den Vater rein! —
Wirſt du deines Feind'ſ Bezwinger:
Sollſt du mir der beſte Ringer
Unter meinen Knappen ſeyn!" —
„„Gott mit dir, mein wack'rer Degen!
Zu gewinnen: ſey verwegen!""
Ruft Herr Hunno, leichenblaß;
Gibt dem Sohne ſeinen Segen
Stammelnd, zitternd, thränennaß.

Sollen Männerkräfte zagen,
Wenn es Ungeheu'res gilt? —
Gält' es auch noch höh'res Wagen:

Liſt — hat Sieg davongetragen!
Kraft und Liſt — ſchuf Herk'les Bild. —
Alſo ſchreitet kühn und munter
Hunno's Sohn zum Kampf' hinunter
Gegen das gewalt'ge Thier. —
Läge auch der Streiter unter:
Muth — iſt auch im Tode: Zier!

In den Raum hinabgeſtiegen —
Iſt's ein leichtes Strohgebünd',
Das des Mann's Geſtalt ſoll lügen. —
(Darf des Leh'nsherrn Fechtſpiel trügen:
Sey der Muth auch — ſchlaugeſinnt!)
Gegen den Popanz — vom Boden
Springt mit zornentbranntem Odem
Auf: das Thier und brüllt es an;
Hackt die Klau'n, die mächtig drohten,
Wüthend ein. — Es fletſcht den Zahn.

Eh' der Leu ſich wieder wandte,
Renn't ihn kühn der Knappe an;
Und des Thier, das hochentbrannte,

Das nun erſt den Feind erkannte;
Zeigt ihm Auge, Brank' und Zahn.
Aber ſchon ſenkt in die Lende
Sich des Kämpfers Schwertgriffs-Ende,
Niederſchießt das dunkle Blut
Und des Siegers nerv'ge Hände
Bändigen des Thieres Wuth.

Schauend dieß, mit glüh'nder Wange
Hunno, mit Heroënluſt:
Folgend ſeinem Freudendrange —
Schließt er auf, mit lautem Klange,
Seinem Gott die Vaterbruſt;
Sinket nieder auf die Kniee:
„Herr des Lebens! Dank dir! — Siehe,
Gnädig warſt du Deinem Knecht'!
Wollteſt, daß mein Kind mir blühe,
Mir und meinem Herr'n gerecht!"

Und der Kämpfer, Schwert erhoben,
Stolz das Haupt und kühn den Blick:
Schaut nach ſeinem Lehnsherrn d'roben:

„Vaters Treue zu erproben:
Sieh' die That! durch Muth und Glück" —
Und der Kaiser heißt ihn knieen:
„Dein Geschlecht soll fürder blühen,
Dir zum Ruhm', dem Reich' zur Ehr'!
Sey mit Land und Burg beliehen,
Kühner Löwenbändiger!"

J. J. Hannusch.

# Das Pagenbett.

(Sächsisch).

Auf dem festen Königssteine
Rauscht die Freude durch den Saal,
Und viel' hohe liebe Gäste
Sitzen rings beym Festesmahl',
Und, in Mitten, weilt der Churfürst,
Traulich fließen Wein und Wort,
Also fliehet Stund' an Stunde
Auf der Freude Flügel fort.

Draußen aber sitzt der Page,
Zählt die Glockenschläge bang,
Zu verlöschen droht die Lampe,
Und die Zeit wird ihm so lang! —

Immer noch weilt der Gebiether
In der Zecher lautem Kreis,
Schlaf befällt den Knaben, daß er
Nimmer ſich zu helfen weiß! —

Raſch ſpringt er vom weichen Sitze,
Eilet in des Zwingers Nacht,
Und erhebt das müde Auge
Zu des Himmels Sternenpracht
Sein Gebeth ſchickt er nach Oben,
Wie er's pflegt, geht er zur Ruh',
Und auf's Neue naht der Schlummer,
Drückt ihm ſanft die Augen zu.

Unbewußt wirft er ſich nieder —
Ihn umgaukelt ſchon der Traum —
Ruhet ſanft — gleich hart gebettet —
Auf des Felſens knappen Raum',
Strecket unbeſorgt die Glieder
Von des Tages Mühen aus,
Über ihm die ew'gen Sterne
Unter ihm der tiefe Grauß. —

Eben endet das Gelage,
Denn der Morgen iſt ſchon nah'
Und der Fürſt ruft nach dem Pagen;
Doch der Page iſt nicht da.
Durch des Schloſſes weite Hallen
Eilen Diener her und hin,
Suchen, rufen nach dem Pagen;
Aber keiner findet ihn! —

Weit aus Oſten ſchaut der Morgen
Mit den Augen licht und klar,
Eine Wache, hoch vom Thurme,
Wird den Schläfer jetzt gewahr.
Sieht ihn, ruhig ſchlummernd, liegen
Auf des Felſens ſchmalen Rand',
Rings umbräuet von Gefahren;
Doch beſchützt von Engelshand.

Und die Burg durchdringt die Kunde,
Selbſt der Churfürſt eilt herbey,
Sieht's mit Staunen — unentſchieden —
Ob's ein Traum, ein Wunder ſey!
Läßt den Pagen eng' umſtricken,

Zu bewahren ihn vom Fall,
Läßt ihn wecken mit Trompeten
Und mit lautem Paukenſchall'.

Und der Knab' erwacht — von tauſend
Stimmen hört er was geſcheh'n,
Stürzt zu des Gebiethers Füſſen,
Sich Vergebung zu erfleh'n. —
„Gott ſey für! — mit dem zu rechten,
Den ſo ſchützt des Höchſten Macht,
Engel trugen auf den Händen
Und der Vorſicht Aug' bewacht!" —

Alſo ſpricht der fromme Churfürſt,
Ruhmvoll wird des Pagen Lauf,
Ihn bedeckt des Herrſchers Gnade,
Nimmt in Herz und Rath ihn auf.
Und die wundervolle Sage
Geht im Volk' von Mund zu Mund,
Jener Fels: das Pagenbette
Heißt er noch zu dieſer Stund'.

Joh. Langer.

# Falieri Graf von Valvemarino.

Neun und vierzigſter Doge von Venedig.

1.

Falieri träumt vom Purpur
Bei der neuen Dogenwahl;
Nach des heil'gen Vaters Hofe
Muß er zieh'n in banger Qual.
Ob der Purpur ihn auch trifft?
Ob ſolch' Ziel er wird erreichen? —
Alſo bang und hoffend ſchifft,
Er dahin mit guten Zeichen.

Viele zählte er zu Freunden,
Die dort ſaßen im Senat';
Und man kannte in der Sitzung
Seinen weiſen Spruch und Rath.

Mancher Feind der Republik
Mußte ſeiner Kriegskunſt weichen;
Seinen Schritten folgte Glück,
Und ihn führten gute Zeichen.

Sieh! die Sonne hehr und ſtrahlend
Mahlt die Segel purpurroth,
Als er durch Venedigs Straßen,
Fährt zu Schiff', im leichten Boot'!
Hörſt du leiſ' den Morgenwind
Durch die bunten Wimpeln ſtreichen?
Steurer! friſch jetzt und geſchwind!
Denn dieß iſt ein gutes Zeichen!

In dem unermeſſ'nen Bette,
Schaukelt ruhig ſich das Meer,
Schmiegt ſich ſanft in ſtrenge Feſſeln,
Denn ſein Bänd'ger zieht einher.
Um des Schiffes Wand und Kiel
Hört man leiſ' die Waſſer ſchleichen:
Falieri eilt an's Ziel,
Denn das Meer beut gute Zeichen.

Und die Sonne ſenkt im Abend
Sich hinab, wie ſie entſtieg,
Gold und Purpur um den Buſen,
Spielt ſie um des Grafen Brigg.
Der blickt ſtolz auf's Meer hinaus.
Wo ſich Meer und Luft erreichen,
Da, da naht ſich's mit Gebraus:
's iſt ein Schiff, — ein gutes Zeichen.

Ha! Venedigs Flaggen wehen!
Markus Löwe zieret ſie,
Und aus innerm Raum des Schiffes
Treten vor die Nobili.
Falieri ſinnt und träumt;
Möcht' die Zweifel gern verſcheuchen:
Sieh! da ſteht vom Meer' umſchäumt.
Still das Schiff — ein gutes Zeichen.

„Heil dem Dogen Falieri!"
Tönt es nun vom Schiffe her.
Da entwölkt ſich ſeine Stirne,
Kreiſelnd hebt ſich auf das Meer.
„Du biſt Doge, unſre Wahl

Fiel auf dich, den ſeines Gleichen
Nimmer hält noch reich're Zahl,
Darum nimm dieß theure Zeichen!"

Und ſie reichen zur Vermählung
Mit dem Meere, ihm den Ring;
Und er wirft ihn in die Tiefe,
Die ihn grauenvoll umfing.
„Heil! Heil! Heil!" tönt's drey Mahl auf:
„Heil! daß wir dich hier erreichen!
Nun zurück im ſchnellſten Lauf',
Denn uns folgen gute Zeichen!"

2.

Auf dem Raum' der Piazetta,
Wogt es hin und wogt es her;
Ganz Venedig läuft zuſammen,
Alles ſchaut hinaus auf's Meer.
Sieh' es wimmeln feſtlich bunt,
Nach herkömmlichen Gebräuchen!
Horch! da brauſ't's im Meeresgrund'!
Dieß iſt wohl ein böſes Zeichen!

Will das Schiff ſich noch nicht nahen,
Das den neuen Dogen bringt?

Sehnſucht ſpannt die Menſchenmaſſe,
Die den Hafen hier umringt.
Ha! da trübt der Himmel ſich,
Und das Sonnenlicht muß weichen!
Wie nun ſo der Tag verblich,
Dünkt's dem Volk' ein böſes Zeichen.

Ha! wie dröhnt's dort in der Ferne!
Ungethümer wogt das Meer!
Finſt're Wolken ziehen nieder;
Schrecklich tobt der Sturm einher!
Blitze zucken grell herab
Aus den finſtern Himmelsſchläuchen,
Wie der Sturm das Volk umgab,
Ruft es laut: ein böſes Zeichen!

Dicker Wolkenqualm fällt nieder,
Und das Meer iſt d'rob verhüllt;
Dort ach! tobt's mit grauſem Wüthen,
Und darein der Sturmwind brüllt.
Endlich, ha! der Doge naht!
Aber Alle rings erbleichen!
Und durch die Lagunenſtadt,
Hallt es bang: ein böſes Zeichen!

Kennſt du dort die ſtolze Säule,
Wo Venedigs Löwe ſteht?
Jene, wo der Friedensgöttinn
Banner auf Venedig weht?
's iſt der Richtplatz, wo Verrath
Büßte unter Henkersſtreichen.
Seht! auf dieſe Säulen naht
Sich das Schiff, ein böſes Zeichen!

„Herzog! ſey uns denn willkommen!
Kommſt du gleich mit Sturm und Graus!
Dieſer Ort, wo du gelandet,
Schickt uns Zweifel zwar voraus,
Fürcht' und fürcht' nicht dieſen Ort!
Mußt ihm ſeine Opfer reichen!
Daß du ihn betrittſt vom Bord,
Dünkt uns wohl ein böſes Zeichen!"

So Naſoni zu dem Dogen;
Der blickt ſtolz im weiten Rund':
Scheint ihm ſelbſt die ſelt'ne Fügung,
Sonderbar zur ſolcher Stund'
Und vertraut zum Admiral'

Spricht er: „Will dem Loos' entweichen,
Will die Frechen zähmen all':
Denn ich scheu' kein böses Zeichen."

Und noch stieg kein Jahr hernieder,
Da wogt's um die Säulen her;
Plazetta füllt sich wieder,
Voll mit Menschen wie vorher.
Der Senat bricht heut den Stab
Dem Verräther ohne Gleichen;
Und des Dogen Kopf rollt ab —
Da war wett, das böse — Zeichen!

J. H. Lobkowitz.

# Niklas Jurischitz.

(Ungarisch.)

Her aus Stambul zieh'n die Türken
In das schöne Abendland,
Wo des Heilands Lehr und Wirken
Fruchtbar kräft'ge Erde fand.

Ausgegossen gleich dem Meere
Brandend, brausend, nächtig bleich,
Lagern wilde Moslimheere
Über Heide, Saat und Reich.

Wie der Gifthauch glühn der Wüste
Wandernd alles Leben sengt,
Und zurück der Irisbrüste
Quell zum Mutterschooße drängt.

So zertreten ihre Horden,
Freiheit Leben — Saat und Frucht —
Schwert und Feuerſchlünde morden,
Und ihr Fußtritt iſt verflucht.

Hundert Schlöſſer ſind gefallen,
Städte ſtürzten hin zu Graus,
Mit des Säuglings letztem Lallen
Stirbt der Hauch des Lebens aus.

Und die Sage ſpricht von Helden,
Die gekämpft den Kampf der Zeit
Doch ſie will von keinem melden,
Das er ſtand in dieſem Streit.

Sieh da kommt der blut'ge Dränger
Hin vor G ü n s, die treue Stadt,
Die er einſchließt eng und enger —
Eiſern bald umklammert hat.

Aufgerollt iſt des Propheten
Blut'ge Fahne mit dem Mond —
„Kommt heraus ſie anzubethen,
Eh' ſie über Leichen thront!"

Doch entſchloſſen allerwegen,
Lag zu Güns der treuen Stadt
Juriſchitz der kühne Degen;
Ferdinand's bewährter Rath.

„Nicht der Halbmond des Propheten
Hilft, wo ſich das Kreuz verklärt,
Und ſtatt Götzen anzubethen
Halt ich gläubig an mein Schwert."

Selbſt nach drei durchkämpften Wochen.
Beugt der Chriſten-Eid ſich nicht;
Seine Mauern ſind gebrochen —
Wer — der ſeinen Muth auch bricht?

Noch ſteht Güns; des Kreuzes Zeichen
Weht von ſeinen Thürmen noch
Weithin nach den Abendreichen
Flammt ſein Stern, hell, blutig, hoch!

Da erhebt Suleimann grimmig
Seine Stimme, ſeinen Blick;
„Sturm!" und Sturm! „hallts tauſendſtimmig
Aus der Lagerſtadt zurück."

Tauſend helle Feuer brennen
über nächt'ger Heide auf;
Donner krachen, Horden rennen
und die Schlacht nimmt ihren Lauf.

Anſtürmt, Günz, auf deine Mauern
Des Propheten ganze Macht! —
Doch aus Nachtgraus, Hinſturz, Schauern
Flammt noch hell des Kreuzes Pracht.

Denn ein Ritter hoch zu Roſſe
Schlägt der Feinde Reih'n wie Blitz,
Tauſend mordende Geſchoſſe.
Tödten nicht den Juriſchitz.

Er allein gilt tauſend Streiter
Der wie Einen Tauſend ſchätzt,
Und bringt Mah'med's Fahne weiter
Ihrem Siege Schranken ſetzt.

Lange ſteht Suleimann ſtille
Staunend ob dem Chriſtenheld,
Den ſein Muth, ſein Löwenwille
Stark macht gegen eine Welt.

Doch nach mancher heißen Stunde
Schmilzt der Chriſten kleine Schaar,
Blutet er aus mancher Wunde
Und doch mehrt ſich die Gefahr!

Ja, nichts iſt ihm mehr geblieben
Rings um — alles hingerafft,
Und mit ſchweren, langen Hieben
Kämpft des Helden letzte Kraft.

Angeklommen zu den Mauern
Iſt des Mah'med wilde Brut,
„Länger, Güns, kannſt du nicht dauern,
Denn der Tod zwingt auch den Muth!"

Horch! da tönts im Türkenheere
„Rückzug! — Rettung! — Gott befreyt!"
Und des Würgers Zorn und Schwere
Bleibt von Güns zu dieſer Zeit!

Bald drauf Juriſchitz den Degen
Ruft ein Herold zu dem Feind,
Wo von ſeines Grimmes Schlägen
Manch ein Zeugniß noch erſcheint.

Und es ruh'n des Sultans Blicke
Auf dem treuen Löwen lang,
Der ſelbſt nach verlor'nem Glücke
Seinen Feind zur Achtung zwang.

Und er ſprach: „Willſt fürder Leben,
Juriſchitz, in meinem Dienſt? —
Wahrlich Güns will ich dir geben
Tapfrer Degen, zum Gewinnſt!"

Manchen Held hab' ich geſehen
Wehrhaft, tapfer in der Schlacht,
Aber keinen widerſtehen
Einzeln einer ſolchen Macht!"

Juriſchitz darauf entgegnet:
„Focht ich gut — galt's meinem Herrn!
Gott hat mir das Werk geſegnet —
Blut und Arbeit gab ich gern!"

„Doch — dir dienen kann ich immer,
Noch begehr' ich Güns, die Stadt —
Die mein König, glorreich immer
Meinem Schutz befohlen hat."

„Unter Euch mich zu begraben
Wahrlich Herr, das ſteht dir frey —
Und mein Leben magſt du haben,
Aber nimmer meine Treu!“

D'rauf der Sultan ſprach nichts weiter,
Noch bedrängt er mehr die Stadt,
Die zum Schild in Einem Streiter,
So viel Muth und Treue hat! —

A. Schumacher.

# Alfred.

## 1.

Die erſten Strahlen ſendet die Sonn' in gold'ner Pracht.
Und hebt durch ihren Zauber den dunklen Flor der Nacht.
Das Sternenmeer umhüllet des Morgens früher Schein,
Von Tageslicht erfüllet ſteht Thal, Gebirg und Hain.

Da ziehet ſtill ein Hirte aus ſeiner Hütt' hinaus,
Zu führen ſeine Herde in Gottes freies Haus;
In ſeiner Miene düſter geht er ſo ſtill, ſo ſacht,
Als hätt' er ſchon dem Leben den letzten Zoll gebracht.

Sein finſtres Auge ſtrahlet von himmliſcher Gewalt,
Es wallt gebeugt und traurig die kräftige Geſtalt,

So wandert dort der Hirte, indem er aufwärts blickt,
Verkünden's Gang und Blicke, das tief ein Leid ihn drückt.

Er führet seine Herde auf einen Wiesenplan,
Nach einer alten Eiche, da hält der Hirte an,
Und eine Harfe ziehet er aus dem hohlen Baum,
Dann setzet er sich nieder in einen Schattenraum.

Er greifet in die Saiten und singt dazu ein Lied,
Bis auf des Sanges Fittich der Schmerz der Brust entflieht;
Zum Sänger wird der Hirte, und zum Gesang die Qual.
Es einen sich die Töne und schweben durch das Thal:

Er ruft: „Wann naht die Stunde, in der mein Volk befreit,
Wann naht die langersehnte, die oft geträumte Zeit,
In der ich meinem Volke ein Vater wieder bin? —
Du Bild der schönsten Hoffnung, zieh mit den Wolken hin!"

„Mein Heer, es iſt zerſtreuet, mein Volk in Dänenmacht,
Und mich verbirgt umhüllend als Schutz die Hirtentracht.
Es führet meine Rechte ſtatt meines Schwert's den Stab;
Mich wähnen Feind und Freunde wohl lange ſchon im Grab."

„Du meine liebe Harfe, ſey mir ein Troſt im Schmerz,
Du immer treue Freundinn, erheb' mich himmelswärts,
Stimm' mir die Seele milder, erheit're mir den Blick,
Erweck' in mir die Bilder von meiner Zukunft Glück!" —

Verſtummet iſt der Sänger, ſieht düſter vor ſich hin;
Der Harfe Töne konnten nicht tröſten ihm den Sinn.
Da nahet ſich dem König ein holdes Frauenbild
Mit goldig blonden Locken, das Auge blau und mild.

„Alswitha meine Gattin, gegrüßet ſey'ſt du mir,
Wer ſendet dich, o Theure, du aller Frauen Zier?
Als Alle mich verlaſſen, verließeſt du mich nicht,
Haſt mich im Gram erleuchtet, mit deiner Seele Licht!"

„„Ich bringe frohe Bothſchaft, mein fürſtlicher Gemahl,
Graf Odda hat geſchlagen die Schlacht im Kinwit-
thal:
Die tapferen Vaſallen, ſie ſiegten ob dem Feind,
Viel Dänen ſind gefallen; der Stern der Hoffnung
ſcheint.““

„„Dieß ſey ein göttlich Zeichen ganz zu befrey'n dein Land,
Auf! rüſte dich, mein Alfred, nimm nun dein Schwert
zur Hand;
Ruf' deine Schaar zuſammen, du kühner Leu im Streit,
Ein Zeichen gab der Himmel, auf! ſey zum Kampf bereit.“

Der König hat's vernommen, und heiter wird ſein Blick,
Es naht ja ſeinem Volke ein freundliches Geſchick,
Der Schwermuth düſt'rer Schleier vor ſeinem Aug
zerreißt,
Schon ſchwebt der Traum der Freyheit vor ſeinem Hel-
dengeiſt.

„Schick hin zu den Vaſallen, die mir im Unglück treu,
Schick zu den Edlen allen, daß ich am Leben ſey,
Sie mögen ſich verſammeln, beym erſten Vollmondſchein,
Sag ihnen, König Alfred, er wird ihr Führer ſeyn.“

2.

In König Guthurm's Zelten, da zieht ein Mann umher,
Der ſingt von Zauberwelten, von Ländern unterm Meer,
Der ſingt von allem Schönen, von Lieb' und Heldenblut;
Aus ſeinen Harfentönen erklinget Schlachtenmuth.

Und ſein Geſang, er dringet in aller Hörer Bruſt,
Sein Harfenklang bezwinget der Krieger rauhe Luſt:
Wohl lang entbehrte Lieder beut er den Dänen dar.
Sieht freundlich ſich umringet von aller Kämpfer Schaar.

„Bringt mir", ruft König Guthurm, „den Sänger in mein Zelt,
„Von ſeinem Sange werde die Seele mir erhellt." —
Der Sänger kömmt, ihm horchet des wilden Königs Ohr,
Er rufet Luſt und Freude aus tiefem Schlaf hervor.

Durch die Gewalt des Liedes erhebt das rauhe Herz,
Das nur nach Blut entbrannte, ſich wieder himmelwärts.
Den König hat ergriffen der Töne Seligkeit.
Er weint die erſte Thräne nach langer, langer Zeit.

„Welch' einen Lohn verlangſt du von mir für deinen Sang,
Der, wie in's Meer das Mondlicht, tief in die Seele drang;
Was du von mir begehreſt, was nur in meiner Macht,
Dir reichbegabter Sänger, dir ſey es dargebracht." —

„„Ich hab', o Herr der Dänen, den Preis empfangen ſchon,
Denn, König, euer Beifall, iſt mir der höchſte Lohn,
Wollt ihr mir etwas gönnen, ſo laßt mich dieſe Nacht,
In eurem Lager ſchlafen bis früh der Tag erwacht."" —

Schon ſchläft in Guthurm's Zelten jedwedes Angeſicht,
Nur an des Lagers Gränzen bei der Wachfeuer Licht,
Hört man der Poſten Tritte bald nah', bald wieder fern,
Doch ob dem Kriegerheere erglänzt kein einziger Stern.

Schon ſchwebt mit Geiſterliſpeln herab die Mitternacht,
Und in den Zelten Aller iſt Einer nur der wacht,
Der ſchleicht umher ſo leiſe, die Harf' in ſeiner Hand,
Das Aug' nach jeder Gegend mit Späherblick gewandt.

Er ſchaut nach allen Zelten, ſieht ſtill ſich Alles an,
Und ſuchet zu ergründen des dän'ſchen Lagers Plan.
Als früh der Tag erwachte mit ſeinem Roſenlicht,
Fand man im Feld der Dänen den holden Sänger nicht.

3.

Die Nacht, ſie ſinket nieder auf Thal, Gebirg und Hain,
Es zittert durch die Räume des Mondes Silberſchein;
Sein bleicher Hauch durchſtrömet die ſchweigende Natur
Und wiegt in Ruh und Frieden die ganze weite Flur.

Was klirrt und blinkt dort unten und glänzt wie Ster-
nenpracht?
Sind's blanke Kriegerſchwerter? Iſt's Alfred's Waf-
fenmacht? —
Verſammelt iſt im Thale der treuen Männer Schaar,
Die kühn im Krieg für Freiheit ihr Leben bringen dar.

Sie harren dort auf Alfred, den Führer in der Schlacht,
Der als des Landes Vater ſtets für ſein Volk gewacht.
Es klingen Harfentöne daher vom Waldespfad,
Die Kriegerſchaar, ſie rufet: „Glück auf! der König naht."

„Willkommen, meine Treuen, mit Freude grüß' ich euch,
Ihr ſteht mir bei im Kampfe, bald iſt befreit das Reich;
Ich war in Guthurm's Zelten, als Sänger angethan,
Und hab' erforſcht die Stellung und ſeines Lagers Plan."

„Nun fort! Laßt uns beſchiffen, durchzieh'n des Krieges Meer,
Laßt tapfer uns beſiegen der Dänen feindlich Heer,
Laßt uns wie Löwen ſtreiten; mein Volk, bald biſt du frei,
Bald ſcheucht der Tag des Friedens die Nacht der Tyrannei!"—

4.

Es hat geſiegt im Streite der königliche Held;
Und das Gebieth der Dänen gleicht einem blut'gen Feld;
Das Lager der Normanen, es iſt ein todtes Meer,
Es ſchlummert drin ſo ruhig das große Leichenheer.

Die lebend ſich bekämpften, ſie eint der Schnitter Tod,
Es überdeckt ein Schleier ſie alle, glühendroth;
Manch Feindespaar verſöhnte des Sterbens grauſes Band, —
Des Friedens milde Lüfte, ſie weh'n von Land zu Land.

Der kühne Alfred ziehet als König wieder ein,
Das väterliche Zepter, er iſt nun wieder ſein;
Sein iſt die Macht zu ſchützen des treuen Volkes Glück,
Die Wohlfahrt zu bewachen mit ſeiner Sorge Blick.

Bei hellem Glanz der Sonne zieht nun der König ein,
An ſeiner Seite wallet Alswitha, mild und rein;
Gleich einem Saatenfelde ſteht rings, allüberall
Die Menge, ihn begrüßend mit lautem Jubelſchall.

Und als der Gruß der Menge wie Sturmgebraus verhallt,
Da macht der Sänger Alfred in ſeinem Zuge halt;
Er greifet in die Saiten und ſingt dazu ein Lied,
Bis auf der Töne Fittich der Dank die Luft durchzieht.

„Der Freiheit Jubel ſchallet wohl durch mein ganzes Reich,
Und ihre Klänge wallen zum Himmel, Lerchen gleich;
Mein Land, vom Feind zerriſſen, es weilt nun im Verein,
In ſeinen Thälern leuchtet des Friedens Sonnenſchein.“

„Zerbrochen ſind die Feſſeln der Feindestyrannei,
Dem Vater ſey's gedanket, mein Volk iſt wieder frei,
Geprieſen ſey die Harfe, da ſiegreich war die Schlacht;
Mich und mein Volk befreite der Töne Zaubernacht."

L. G. Neumann.

# Der Wolfsberge Ladung.

1.

Das Pförtlein, das zu Wolfsberge Warte
Hinauf führt, knarrt am Wendelſteig',
Der von der Felſen ſchroffen Scharte
Sich windet durch das Tanngezweig'.
Der Burgherr ſelbſter iſt's, der graue,
Er klimmt die Stufen raſch empor,
„Laß ſchauen mich nach Thal und Aue,
Lenkt nirgends noch ein Gaſt hervor?

Die Sonne mahlt der Bäume Wipfel
Mit gold'nen Tinten zaub'riſch aus,
Umpurpurt auf des Berges Gipfel,
Glänzt in der Luft das Grafenhaus.
Die Willer brauſt im Thalesgrunde
Hell durch die grünen Matten hin,
Der Graf ſchaut ſchweigend in die Runde,
Den Blick umflort mit düſter'm Sinn'.

Horch! Hörnerruf aus Waldesdunkeln,
Drei raſche Ritter ſprengen an;
Wie Roß und Reiter herrlich funkeln
Jetzt auf dem lichten Wieſenplan.
„Die weiß und grünen Farben zeigen
„Mir Wolfebergs junge Grafen klar,
„Laß Thurmwart ſchnell die Brück' ſich neigen,
„'s iſt meiner Söhne edle Schar."

„Und dorten längs dem Saum' der Wälder
„Zeigt ſich ein ſchmuckes Sänftenpaar,
„Weil auf dem eb'nen Pfad der Felder
„Der Weg für Frauen ſanfter war.
„Zur Rechten und zur Linken reitet
„Der munter'n Knappen bunter Troß;
„Die Töchter ſind es, hergeleitet,
„Dort ſind die Schwieger hoch zu Roß."

„Noch Einer fehlt. Den Enkel mein' ich,
„Dem vierzeh'n Sommer erſt geglüht.
„Denk' ich der Mutter ach! ſo wein' ich,
„Der Tochter die zu früh verblüht!
„Und auch des Gatten, der erſchlagen
„Ihr war im fernen Morgenland.

„Das junge Herz muß viel ſchon tragen
„Von dieſes Lebens Unbeſtand.

Und längs dem Saum' der Rebenhügel
Bricht raſch ein neuer Zug hervor.
„Er iſt's, Er iſt's, er hebt im Bügel
„Sieht frohen Blick's zu mir empor."
Und brauſend kommt es immer näher
Der Graf ſteigt von der Warte Rand,
Und Schweſtern, Brüder, Enkel, Schwäher,
Sie reichen freundlich ſich die Hand.

2.

Nicht fröhlich war das Mahl zu ſchauen,
Denn finſter ſaß der alte Graf,
Und aus den würdevollen Brauen
Manch trüber Blick die Gäſte traf.
Jetzt läßt er den Pokal ſich geben,
Den' großen mit der Schilderey,
Von Wolfsbergs thatenreichem Leben
Und mit der Ahnen Konterfey.

„Den letzten Trunk will ich nun halten,
„Ihr Achte, ſpricht er, hört mein Wort:

„Der Ehre Schmuck, des Rechtes Walten,
„Sie ſind aus unſer'm Rahmen fort.
„Verläumdung hat den Sieg errungen,
„Man zeiht uns des Verrathes hier,
„Der Name Wolfsberg iſt verklungen,
„Zerbrochen Wappen und Panier."

„Den Herold hör' ich ſchon poſaunen,
„Bald naht er mit dem Brief' der Acht.
„Wohl ſeh' ich euer eiſig Staunen;
„Mein Weg doch, der iſt bald vollbracht.
„Vom Helm' reißt eu're Federn nieder
„Ihr Söhne mir ſo lieb und werth;
„Auch ohne Wappen lebt ſich's bieder,
„Greift nach der Harke ſtatt dem Schwert!"

„Ihr Schwieger meidet eu're Frauen
„Von ſo erniedrigtem Geſchlecht',
„Sie ſollen eine Hütt' ſich bauen
„In ferner Oed' aus Dorngeflecht'.
„Du Enkel, den mein Kind geboren,
„Hüll' dich in ew'ge Trauer ein,
„Zieh' fort, zieh' hin, wo längſt verloren
„Liegt deines Vaters bleich' Gebein."

„Und nun lebt wohl!" — Somit ergreift er
Den Becher mit der ſtarken Fauſt.
Des Grafen Blick, ein Blitzſtrahl ſchweift er,
„Hinein du grünes Gift." — Es brauſt!,
Und lächelnd ſaugt er mit den Lippen
Des Todes Lebenstropfen ein,
„Ihr Alle mögt wohl nimmer nippen
„Von meinem bittern Abſchiedswein!"

Die aber rings ſind aufgeſtanden,
So gleich an Sinn, ſo gleich an Herz,
„Wir theilen, mit dir einverſtanden,
„Gern' Tod, doch nie der Schande Schmerz."
Und rings herum geht nun der Becher
Und ausgeleert iſt der Pokal;
Sorg' du, der Unſchuld hoher Rächer,
Es war der Wolfsberg letztes Mahl.

3.

Der Abend ſchlingt in langen Schatten
Sich ringsum durch das weite Thal;
Der Mond glänzt ſanft auf Wald und Matten
Und ſtille iſt's im Ritterſaal'.
Da ſchmettert mächtig die Trompete

Laut vor dem Thor' der alten Burg;
Ein Herold iſt's, es klirrt die Kette,
Die Brücke ſinkt, er reitet durch.

„Sagt an, wo ſind' ich Wolfsbergs Herren,
„Zu künden ihnen Straf' und Spruch?
„Sie ſind entſetzt all' ihrer Ehren,
„Ob ſchwer vervehmten Treuebruch."
„„Herr, annoch ſitzen ſie beim Mahle
Frei gab den Eintritt ihr Geheiß,
Ihr findet in dem Ritterſaale
Die edlen Grafen all' im Kreis.'"

Dort fand er ſie. Neun ſtarre Leichen
Mit bleichen Lippen ſaßen da,
Auf die der Mond mit grabesbleichen
Unſichern Strahlen niederſah.
Die Burg erfüllt geſpenſtig Grauen,
Denn was da lebet flieht dahin:
Und Eul' und Uhu zieh'n und bauen
Sich ein in Wolfsbergs Schloßruin.

Wilhelm Freyherr von Eyb.

# Tell's Tod.

Der Schächen brauſet in wilder Wuth
Und bricht an den Steinen die ſchäumende Fluth;
An jedweder Seite weiſ't ſich dem Blick'
Ein Grauen erregendes Felſenſtück.
Und auf dem einen Felſenrand'
Wandelt die Mutter, ihr Kind an der Hand.
Das Kindlein hüpfet ſo froh und rein
In Gottes herrliche Welt hinein;
Die Mutter hingegen mit ſorgſamen Schritt'
Des Felſens fährlichen Pfad betritt.
Und wie ſie beide ſo fürbaß geh'n,
Da ſieht das Kind drei Blümlein ſteh'n:
„O Mutter, ſiehſt du die Blümlein hold?
„Wie glänzen ſie ſchön im Abendgold!" —
„„Wohl, Herzchen, ſeh' ich die Blümlein blüh'n,

„„Doch müſſen wir ſchnell vorüber zieh'n,
„„Damit wir daheim noch beſchicken den Herd,
„„Ehe der Vater zum Imbiß wiederkehrt.““ —
—„O Mutter, verzieh' ein Weilchen nur —
„(Noch ſtrahlt ja die Sonne auf Berg und Flur) —
„Nur bis ich gepflückt die Blümlein ſo ſchön,
„Denn pflück' ich ſie nicht, ſo pflückt ſie der Föhn. *)“
Und kaum daß der Lippe das Wort ſich entrang,
So ſteht auch das Kind ſchon am Felſenhang',
Der über den Schächen hinaus ſich reckt,
Den glatten Scheitel mit Blumen bedeckt.
Wie itzo das Kind ſich hinunter beugt,
Und zu den Blumen das Köpfchen neigt,
Da glitſcht ſein Fuß auf dem thauigen Gras —
In die Tiefe ſtürzt es, die Keiner noch maß.
Die Mutter jammert und rauft ſich das Haar:
„Wer rettet mein Liebſtes aus Todesgefahr?
„Eh' miß' ich mein eigenes warmes Blut,
„Eh' ich verſchmerze mein theuerſtes Gut!“ —
Wohl Viele nah'n auf ihr Hülfeſchrei'n,
Doch wagt ſich Keiner in die Fluth hinein. —

---

*) Der Bergwind.

Da tritt hervor ein würdiger Greis
Das Haupt umlocket silberweiß,
Der Tell ist's, der einst als rüstiger Mann
Den Schweizern wieder die Freiheit gewann,
Jetzt hat das Alter sein Haar gebleicht,
Der rasch einst geschritten, am Stabe nun schleicht.
„Oft hab' ich (denkt er) mit keckem Muth'
„Mein Leben gesetzt an ein eitles Gut,
„Wenn ich, ob erbärmlicher Gemsenjagd,
„Mich hab' auf schwindelnde Höhen gewagt;
„Gott führte den Pfeil mir zum rechten Ziel,
„Daß nicht, statt des Apfels, das Haupt einst fiel;
„Er rettete mich aus des Landvogt's Haft;
„Er gab zum großen Schuße mir Kraft:
„Er gönnt mir auch, — ist meine Bahn nicht aus —
„Das Kindlein zu retten aus Todesgraus!"
Und hinein in die Wogen stürzt er in Hast,
Und rudert, und schaut, wie er das Kind erfaßt,
Das in der grimmwüthenden Wasserwelt
Noch immer seine drei Blümlein hält.
Jetzt ist er ganz nah' — jetzt erfaßt seine Faust
Das theure Pfand, das der Tod umbraust —
„Gerettet!" schallt's an der Mutter Ohr,
Und freudiger wallet ihr Busen empor — —

Doch eitel iſt des Menſchen Wahn!
Wie wacker auch rud're der Tell heran,
Doch faßt ihn der Brandung furchtbarer Mund
Und reißt ihn hinab in den Wogenſchlund: —
Das Kindlein am Buſen, er untergeht,
Indeß weinend die Menge am Ufer ſteht —
Den Gott dem Geßler zum Richter gab,
Der findet im Schächen ſein feuchtes Grab.

Julius von Ribies.

# Schreckinwalds Rosengärtlein.

Viel wundervolle Sagen aus grauer Heldenzeit
Sind Herold deiner Größe und alten Herrlichkeit,
Sind Herold deines Ruhmes, geprieſ'nes Österreich,
Denn wer iſt dir an Schönheit, wer dir an Kraft und Milde gleich?

O Heimath werther Helden, o Garten blüh'nder Frau'n
Wie viel iſt Ruhm zu melden der Frucht, die da zu ſchau'n?
Glorreich in Schlacht und Streiten, — ohn' falſch, auch in Gefahr
Drob klang's aus tauſend Saiten wie Mährchen hold, und wunderbar!

Mit Donnern zog der Sturmwind aus Süd und Nord herbey
Strahlt doch nach all den Wettern dein Himmel blau und frey

Ein Irisbogen ſchimmert, wofern die Wolke thaut,
Aus dem des Kreuzes Zeichen mit Purpurflammen nieder-
ſchaut.

Wie wogt nicht deine Donau ſo groß und ſtolz einher,
Und ſteigt aus feuchter Urne und ſchwillt und füllt ein
Meer!
Ich hab ein Lied vernommen, das aus der Woge klang,
Der Sturmwind ſchlug die Saiten, die Zeit am Steuer
ſaß und ſang.

* * *

Wer pilgert da ſo ſpät noch die Straß' am Wanderſtab'?
Fließt doch die Locke ſilbern vom Haupt' ihm ſchon herab,
Ein Fiedler iſt's aus Öſterreich, das Herz voll Gott-
vertrau'n,
Mit dieſem Schilde zieht er vorüber an des Aggſteins
Grau'n.

Er pilgert durch die Lande mit ſeinem Saitenſpiel',
Beglückt, wenn's einem Herzen voll Redlichkeit gefiel,
Wenn hier er Leid gemildert, dort Fröhliche entzückt,
Da, dünkt ihn, hat der Himmel den reichſten Lohn ihm
zugeſchickt!

Zu Aggſtein auf der Veſte, den Demant in dem Reif'
Der rauhen Felſenberge, da ſitzt ein wilder Greif,
Der ſchlägt die blut'gen Krallen in's tiefſte Mark dem Land',
Und hält die Rieſenſchwingen weitſchattend d'rüber ausgeſpannt.

Der ſchaut gar ſtolz hernieder vom Gipfel ſeines Bau's
Und ſieht ſich auf dem Strome die ſich're Beute aus,
Und wo der Kaufmann hinzieht mit Laſten manigfalt,
Da holt der Greif ſein Opfer, da würgt der grimme Schreckimwald.

Und droben auf der Veſte ward eben Nacht zum Tag',
Da ſaßen ſie beiſammen und hielten Luſtgelag.
D'rum ward hinauf der Sänger geſchleppt zum Felſenſchloß',
Daß er bei gutem Weine ein Loblied ſinge ſchlechtem Troß'.

Er ſteht im Ring' der Räuber — Fluch ſolcher Sängerfahrt!
Da faßt ihn bitt'rer Unmuth — ſein Blut erglüht und ſtarrt,

Da bebte ſeine Stimme, da trübte ſich ſein Blick,
Im tiefen, heiligen Grimme fleht er um Rache zum Geſchick'.

Und ſtatt des Wolluſttaumels, der frech in Sünden glüht,
Singt er von Gottes Zorne ein donnergrollend' Lied,
Aufſpringen dunkle Gräber, des Todes morſcher Schrein
Und niederſteigt der Richter und rollt des Himmels Segel ein.

Da ſpringt im Kreis der Zecher der Schreckimwald empor
Und herrſcht, vor Grimm erbleichend: „Hinauf zum Felſenthor!
Du frecher Fiedler büße, die Kühnheit mit dem Tod',
Von meinem Roſengärtlein ſchau aus in's letzte Morgenroth!"

Hochauf des Berges Gipfel in Felſen eingehau'n,
Da war das Roſengärtlein des Schreckimwald zu ſchau'n.
Kaum eines Fußes Breite faßt Raum das Leben da,
Wo grau'nvoll gähnt der Abgrund und Geyer zieh'n den Wolken nah'.

Wer da hinausgestoßen — schwer kracht das Eisenthor,
Und hinter seinem Rücken, da klirrt der Riegel vor,
Und ach! vor seinen Blicken so bodenlos das Grab, —
Verzweiflung kreischt hernieder, es reißt der Wahnsinn ihn hinab.

Da sitzt der Fiedler droben, wohl bis zum dritten Tag';
Ob ihm kein Retter nahen, kein Wunder helfen mag?
Es will kein Wunder werden, es will kein Retter nah'n
Nur Wolken zieh'n vorüber auf geisterhaft verlass'ner Bahn.

„So leb' denn wohl, o Erde, du schönes Wunderland,
Das sich mit Mutterliebe dem Säugling' zugewandt,
Leb' wohl mit deinen Wäldern, die mich so sanft gekühlt,
Mit deiner gold'nen Sonne, die mir so mild in's Herz gespielt.

Du blauer Strom vor Allem, der noch mein Herz erfreut,
Trägst so viel theure Lasten hinab in's Meer der Zeit
Du hast auch mich gewieget an deiner treuen Brust,
Du hast auch mich geschaukelt, ein Gotteskind voll Himmelsluft!

Leb' wohl! — Der Sänger ſcheidet, die Sendung iſt voll-
bracht,
Ich nahm den Ruf des Geiſtes mehr als den Staub in Acht,
Wie ich von Gott geſandt war als Kämpfer ſeines Streit's,
Hab' ich für Gott geſtritten und klamm're ſinkend mich
an's Kreuz."

D'rauf breitet er die Arme — die Lippe leiſe fleht,
Im Herzen zuckt die Flamme, ſein Blick iſt heiß Ge-
beth, —
Und ſtürzt ſich in den Abgrund, der lautlos ſtarrt und
ſchweigt,
Und über dem der Nachtgeiſt in Nebelflor gehüllt ſich neigt. —

Und noch bevor im Thale der Morgennebel braut,
Da blitzen Schwert' und Schilde, ſo weit ein Auge ſchaut
Da iſt mit einer Kriegsſchar bedeckt das ganze Land;
Sagt an, wer gegen Aggſtein die Helden zahllos aus-
geſandt?

Sie hat geſandt der Herzog im Lande Öſterreich,
Den Schreckimwald bedrohend mit ſchwerem Todes-
ſtreich',

Und vor den Scharen ſchreitet ein Greis gar muthig hin,
Der kundig iſt des Weges, fürwahr, dem Kriegsheer zu Gewinn'.

Er kennt und führt die Pfade durch Schlucht und Felſenriß,
Hindurch die finſt'ren Tannen und über Schutt und Gries,
Hei, wie ſie rüſtig klimmen, bis ſie den Mauern nah'n,
Und ihre trotz'gen Thürme ein ſtarker Eiſenring umfah'n.

Und eh' ſich vorbereitet zum Kampf der Schreckimwald,
Eh' noch von ſeinen Zinnen des Wächters Horn erſchallt,
Iſt ſchon ein Thor erbrochen, die Tapfer'n dringen ein; —
„ei Schreckimwald nicht länger ſollſt du ein Schreck der Wälder ſeyn!"

Wie nun der wilde Räuber ſich rüſtet auch zum Streit',
So ſind doch Aggſteins Mauern dem Untergang' geweiht,
Gebrochen ſind zertrümmert die Thürme ſammt dem Wall',
Und Freudenfeuer künden weithin im Lande ſeinen Fall.

Und als in ſeinem Haupthaar die Fauſt der Henker ballt,
Des Sünders rollend' Auge ſchaut eine Grau'ngeſtalt,
„Biſt du vom Tod' erſtanden?" ſchreit er voll Ingrimm wild,
„„Der Herr war mein Vertrauen!"" der Greis ihm d'rauf entgegnet mild.

„„Als ich vom Roſengärtlein zum Abgrund' nieder-ſprang,
Da faßt ich einen Baumaſt, durch den's zum Heil gelang,
So hoch trägt auch die Schwinge den Geyer kaum im Flug;
Als Gottes ewige Gnade das Werkzeug ſeines Willens trug.""

Der Räuber ſtarrt' erbleichend, denn an des Henkers Schwert'
Erkannt' er wohl, ihm werde des Sängers Droh'n bewährt,
Und rief: „O Herr verzeihe, wenn's nicht zu ſpät bereits,
Ich fühl's, nichts ſteht auf Erden, was ſich nicht klammert feſt an's Kreuz!"

Andr. Schumacher.

# Der Mönch zu Piſa.

Zu Piſa in dem Kloſtergarten geht
Ein finſt'rer Mönch, wo Blum' an Blume ſteht.

Sein Antlitz iſt gebleicht von langem Gram
Man weiß nicht wer er war, woher er kam.

Jetzt blickt er nach der Tulpe Farbenlicht,
Nach der Karthäuſernelke zart und ſchlicht.

Jetzt nach der Roſe, nach der Lilje rein,
„Ach, wer wie Blumen könnte ſchuldlos ſeyn!" —

Nun lauſcht er zu der Zweige grünem Kranz,
Wo Vöglein flattern noch im gold'nen Glanz.

Er lauſcht, das Haupt geſenkt, dem ſüßen Klang,
„Ach, wer noch Tröſtung fände im Geſang!"

Da aber ſenkt ſein Blick, von Thränen feucht,
Zur Erde ſich von der er nimmer weicht.

„O Erde, öffne du dich mir in Huld,
Denn du, nur du, tilgſt meine blut'ge Schuld!" —

Doch als der Lenz nun wieder kommt in's Land,
Der Mönch nicht wieder bey den Blumen ſtand.

Nicht lauſchte er der Sänger in den Höh'n,
Doch war dafür ein neues Grab zu ſeh'n;

Ein ſchlichter Stein in grauer Kloſterwand
Auf dem — „Johannes Paricida" ſtand.

Johann N. Vogl.

## Glucks Ende.

„Mein Leib iſt ſchwach, die Seele ſtark —
Zwey Langverbund'ne ringen.
Die Pulſe glühn, es friert das Mark, —
Wer wird den Sieg erzwingen?
Tod oder Leben nehm ich an, —
Was ich gewollt, iſt wohlgethan."

„Nur Eins gewähr' mir, höchſte Macht,
Dann wirf die blinden Looſe!
Daß früher ſei an's Licht gebracht
Das Werk, das ernſte, große, —
So ich in letzter Zeit erſann:
Noch hält es keiner Noten Bann."

„Mit Klopſtock, welcher ſieggekrönt
Beſingt den Sieg der Ahnen,
Verband ich mich! Die Harfe tönt,
Der Barden Geiſter mahnen!
Ihr Chöre, wie ihr mich erhebt,
Für alle Deutſche braust und lebt!" —

Der Ritter Gluck eilt zum Clavier,
Er kann's nicht länger laſſen;
Muß anvertrauen dem Papier,
Was die Gedanken faſſen.
Ergeben, aber allzu klar,
Sieht er ſein Leben in Gefahr.

Lang' hat im dreifach reinen Klang'
Kunſt, Ehre, Glück ihm klungen.
Sanft, kraftvoll, gleich, wie ſein Geſang,
Geſundheit ihn durchdrungen;
Doch jede Note ſtrebt zum Ziel,
Und Pauſen folgen allem Spiel.

Gluck ſinnet, ſinget, ſpielt und ſchreibt,
Löſcht aus und ſchaffet wieder:
Das Blut in wilden Wogen treibt,
Viel Thränen rollen nieder
Erſchöpft und kraftlos ſollt' er ruh'n,
Ununterbrochen iſt ſein Thun.

Aurora hört ſein frühes Lied,
Den Seinen weilt er ferne;
Wenn längſt die Sonne weſtwärts ſchied,

Wenn ſenkrecht ſtehn' die Sterne,
Sitzt noch der Ritter unbewegt.
Und formt, was er im Buſen trägt.

Beſorglich tritt der Arzt hinzu:
„„Gluck, willſt du fürder leben,
So gönne deinem Geiſte Ruh',
Verlaß dein wildes Streben.
Ein Stündlein Tages oder zwei,
Dann aber bleib von Arbeit frei!""

„Nein, nein! der Anfang iſt gemacht,
Zu Ende muß ich's führen;
Wenn fertig ſteht die Hermannsſchlacht,
So mögt ihr ordiniren."
Und wieder ſitzt er, ſpielt und ſingt,
Damit er's nur zu Stande bringt.

Spät endlich kommt die Zeit heran,
Daß er in Ordnung ſtelle,
Was, perlengleich, gefunden Bahn
Aus einzeln zarter Quelle.
Ihm lächelt ſchon das Kronenband, —
Da — lähmt ein Schlagfluß ſeine Hand.

„Sey immerhin die Hand geraubt,
Muß das Clavier auch ſchweigen,
Frey, hell und heiter blieb das Haupt,
In voller Kraft, mir eigen.
Antonio, Freund, Geliebter mein,
Du wirſt mir gerne hilfreich ſeyn.

„„Ach, Meiſter, nach des Arztes Rath
Kann Ruh' allein dich heilen.““
„Rath braucht es hier nicht aber That,
Kein Weilen, aber Eilen.“
Und wieder ſitzt er, ſinnt und ſingt,
Daß dennoch er's zu Stande bringt.

*) „O Wodan, der in Haines Nacht
Die weißen Roſſe leitet,
Erſchrecke du der Fremden Macht,
Die her mit Adlern ſchreitet.
Flamm' iſt ihr Blick, ihr Dürſten Blut,
Doch, Wodan, ſtärke Hermanns Muth!“

---

*) Nachrichten über Glucks letzte Arbeit und Lebenstage findet man in der Leipziger muſikaliſchen Zeitung 11. Jahrgang. S. 385, und vorzüglich im 12. Jahrgange,

Antonio, ich gewahr' im Geiſt,
Daß bald, nach wenig Jahren,
Der Gallier den Damm zerreißt,
Und ſendet ſtolze Scharen.
Ach, Deutſchland, jetzt ſo ſchönes Reich,
Was iſt dann deinem Jammer gleich?

*) „O Wodann, unbeleidigt fiel
Ihr Heer in unſ're Thale.
O, Woban, ihres Wollens Ziel.
Verkünden Feuermahle.
Doch Hermann, Hermann iſt nicht weit, —
Er kommt, er ſtreitet und befreit!" *)

„Geliebter, unbeleidigt fällt
Der Gallier bald wieder
Blutgierig auf die halbe Welt,

---

S. 196, in einer Mittheilung des weil. würdigen erſten k. k. Hofkapellmeiſters Antonio Salieri, der früher Glucks geliebteſter Schüler und dann ſein vertrauteſter Freund war.

*—*) Worte aus dem erſten Chore der „Hermannsſchlacht" welche Gluck am meiſten liebte.

Wirft ſie verräth'riſch nieder.
Doch wird er nicht ſein Ziel erſeh'n,
Denn Retter werden auferſtehn!"

Der Meiſter ſchließt die Augen, — ſinnt, —
Wohl will er Schlaf erzwecken?
Als er zu lange nicht beginnt,
Sucht ihn der Freund zu wecken.
Umſonſt! der Unerreichte ſchied, —
Und nahm mit ſich ſein Schwanenlied.

Friedrich Treitſchke.

# Almus.

Es ſitzt ein Blinder an der Pfort'
Er ſitzet oft an dieſem Ort'
Das Antlitz zur Sonne gewendet:
Wohl wärmet ihn der Sonne Licht
Doch ach! ſein Aug' erhell't es nicht.
Man hat ihn grauſam geblendet.

Ein Knabe ſpielt auf ſeinem Schooß',
Er theilt des Vaters herbes Loos,
Wird nimmer den Morgen begrüßen.
Den Vater hat er kaum gekannt,
Als man die Augen ihm verbrannt.
Was mußte der Arme büßen?

Prinz Almus iſt der arme Mann
Es hieß ſein Bruder Kolomann
Die gräuliche That vollbringen,

Sie ſollte Stephan ſeinen Sohn
Erheben auf der Ungarn Thron
So wähnt' er das Reich zu bezwingen.

Schwer drückte Kolomann das Land,
Deß zürnet Almus, und er wand
Zum Bruder die kräftige Rede:
„Der Rath, den Marko gibt, iſt ſchlecht,
„Er höhnt des freyen Landes Recht,
Gewärr'ge dich innerer Fehde."

Doch Marko geht den König an:
„Ihr folgt dem Bruder? nun wohlan,
„Sein Arm wird bald Euch regieren,"
Ein böſer Wahn den König faßt
Sein wildes Herz hat keine Raſt
Entſetzliches will er vollführen.

„So eile du zu Almus hin,
„Setz' ihn gefangen, blende ihn,
„Ich will mich von Sorge befreien.
„Und blendeſt du auch ſeinen Sohn,
„So werde dir ein Königslohn;
„Dann darf ich Empörung nicht ſcheuen."

Und Marko jagt mit ſtarkem Troß'
Von Reitern hin auf Almus Schloß.
Und ſpricht: „Was ſoll ich's verhehlen?
„Empörung glimmt: Ihr ſeyd das Haupt,
„Der Augen werdet ihr beraubt.
„Ich gehorche des Herrn Befehlen."

Und feſten Muthes Almus ſpricht:
„Dem eig'nen Looſe beb' ich nicht,
„Doch was wird dem Knaben geſchehen?"
Drauf Marko ihm mit frechem Hohn':
„Das Leben ſchenkt man eu'rem Sohn'
„Sein Schickſal ſollt ihr noch ſehen."

Da ſchleift — ihn rührt kein Jammerton —
Gebunden her das Kind der Frohn,
Das glühende Eiſen in Händen;
Der Vater nimmt's entſetzt gewahr,
Zu Berge ſträubt ſich ihm das Haar,
Er ſieht, wie den Knaben ſie blenden.

Bewußtlos ſinket Almus hin,
Man ſchleppt ihn fort, man blendet ihn. —
Zu Dömös in Kloſters Zelle

Verſchließt man den gebeugten Herrn;
Ihm ſchwand des Lebens Freudenſtern
Mit des Lichtes belebender Helle.

Wohl ſitzt der Blinde an der Pfort',
Er ſitzet düſter an dem Ort'
Das Antlitz zur Sonne gewendet,
Wohl wärmet ihn der Sonne Licht,
Doch ach! ſein Aug' erhellt ſie nicht,
Er iſt ja grauſam geblendet.

„Was ſpielſt du Kind in meinem Schooß'?
„Kennſt du dein unerbittlich Loos,
„Daß der Tag dir nimmer erſcheine?
„Mein letzter Blick war hingewandt,
„Als man die Augen dir verbrannt,
„Dann wurde dein Schickſal das meine!"

„Dich Gott, in deiner Macht, dich ruf'
„Ich auf, nimm blut'ge Rach; es ſchuf
„Mir nicht ew'ges Elend dein Wille;
„Laß deinem Blitz' gerechten Lauf;
„Er ſuche die Verbrecher auf,
„So wird es im Buſen mir ſtille."

Und ſieh! an ſeiner Seite ſtand
Ein Mönch, wie Nebel ſein Gewand,
Vor ihm zieh'n nächtliche Schauer.
Bang' horcht der fremden Stimme Laut
Der Prinz, und ob ihm heimlich graut,
Doch haucht ſie vom Herzen die Trauer.

„Des Haſſes Flammen tilget ſie,
„Des Himmels Pforten öffnen nie
„Sich rachedürſten Herzen.
„Beflecket das Eure nicht mit Schuld
„Tragt eure Prüfung mit Geduld,
„Und opfert dem Himmel die Schmerzen."

„Bedenkt: es hat Herr Jeſus Chriſt,
„Als er mit uns gewandelt iſt,
„Viel größeres Leid erlitten.
„Die Himmelspalme winket euch,
„Wollt ihr dem Gottesſohne gleich.
„Für eure Verfolger bitten."

Und Almus Herz erleuchtet Gott,
Da ſprengt heran im raſchen Trott'
Der grimmige Marko zur Pforte.

Sein düſt'res Auge rollt umher
Voll Blutbegier, dann donnert er
Die wilden ſchrecklichen Worte:

„Tod künd' ich dir und deinem Kind'
„Was ſollt ihr auf der Erde blind?
„Euer Herzogthum fällt mir zu erben." —
„So öffne deinen Himmel mir,
„Herr ich verlange nur zu dir,
„Und ſchone ſie, die mich verderben."

Zum Streich' ſich Markos Arm erhebt,
Vortritt der Mönch, der Grund erbebt,
Der Rache Stund' iſt gekommen,
Er dreht ſein Roß, er ſpornt es fort,
Doch gräßlich ſchallt's: „Der Hölle Pfort'
„Iſt offen, nicht wirſt du entkommen."

Ob er die Zügel auch verhängt.
Sein Roß pfeilüberhohlend ſprengt,
Flieh'n wilde Geſpenſter zur Seite;
Fort brauſt mit ihm die Schreckensſchar,
Und ſprengte er auch hundert Jahr
Zu der Erde fernſten Weite.

Er fehlt im Weg', er achtet's nicht,
Ihn ängstet nur des Mönch's Gesicht,
Auf jagt er zur steilesten Klippe!
Doch an der schwindelnd engen Bahn
Klimmt rasch mit ihm den Weg hinan
Ein scheußliches Todtengerippe.

Tief unten gähnet ihm sein Grab,
Er stürzt den schroffen Fels hinab,
Da brach vom entsetzlichen Falle
Der Schedel krachend ihm entzwei,
Und heulend eilt sein Hund herbei,
Zum gräßlich blutigen Mahle. —

In später Zeit bestieg den Thron
Des blinden Almus blinder Sohn,
Zwölf Königen gab er das Leben,
Und weise herrscht er in dem Land
Beschirmt es fromm mit starker Hand,
Nur Gott und dem Rechten ergeben.

Graf Johann v. Mailáth.

# Legenden.

# Sanct Stephan *)

(Aus dem Romaniſchen.)

Zur Zeit, da Jeſu Chriſt der Herr,
Zum Himmelsflug' vom Grab' erſtand,
Ward Stephanus, der Märtyrer,
Geſteiniget von frecher Hand.

Weil Gott mit ſeinem Diener war,
Durch Gottes Hauch die Wunderkraft,
Hat die empörte Heidenſchar,
Den Frommen hin zum Tod' gerafft.

*) Dieſes alte Denkmahl der romaniſchen (altprovenzaliſchen) Sprache, aus dem dreizehnten Jahrhunderte wurde in den Kirchen des mittägigen Frankreich während des Gottesdienſtes geſungen.

Voll treuen Sinn's für ſeinen Gott
Sprach er mit himmliſcher Gewalt,
Beſchämet ward der Sünder Spott,
Ihr frecher Witz verſtummte bald.

Und wie er ſtand mit feſtem Muth',
So klar und hehr, des Sieg's bewußt,
Schwoll auf ihr Herz von Tiegerwuth,
Von ſchwarzem Gift' die arge Bruſt.

Als er der Böſen Groll erkannt,
Strebt' er nicht lang' nach Hilfe hin;
Den Blick zum Wolkenthron' gewandt,
Sprach er mit gottergeb'nem Sinn:

„Umſonſt iſt nur der Erde Droh'n,
„Zum Himmelsdom' lenkt ſich mein Schritt,
„Entgegen winkt mir Gottes Sohn,
„Der uns zu lieb' am Kreuze litt."

Da bricht der Heiden Grimm hervor,
Ihr Ruf tobt wie Gewitter hin:
„Schnell mit dem Läſterer vor's Thor,
„Schleppt ihn hinaus und ſteinigt ihn!"

Ihr wüth'ger Stolz bricht wild hervor
Und lechzet nach des Heil'gen Tod,
Sie ſchleppen ihn hinaus vor's Thor,
Wo ſchon der Steine Wucht ihm droht.

Bald fliegen Steine auf ihn her,
Sie ſind ihm leicht, er fliehet nicht,
Für Gottes Ehre duldet er,
Begeiſt'rungvoll er alſo ſpricht:

„Mein Gott, durch den wir Alle ſind,
„Der uns befreit aus ew'ger Nacht,
„Sey gnädig mir, nimm auf dein Kind,
„In deiner Himmel Glanz und Pracht!"

Dann ſinkt er in die Knie' und ſpricht;
Da Todeshauch ihn ſchon umweht; —
Ein Beiſpiel ſey es unſ'rer Pflicht, —
Für ſeine Feinde ein Gebeth:

„Mein Gott! du Herr der Gnad' und Huld!"
So fleht er den Allvater an —
„Vergib den Blinden ihre Schuld,
„Beſtrafe nicht, was ſie gethan!"

Der Tod, ſo donnernd niederfährt,
Erlöſt ihn bald von ſeiner Pein,
Was er gefleht, wird ihm gewährt,
Er ſchlummert ſanft und ſelig ein.

Chriſt. Wilhelm Huber.

# Der Wetterhahn.

Auf hohem Dache des Domes ſteht,
Ein eiſerner Wetterhahn;
Woher auch der Wind, der ſauſende, weht,
Er zeigt es gehorſam an.

Da brechen einſt mächtige Räuber ein
In das gottgeweihte Haus
Und rauben das köſtliche Edelgeſtein
Aus den alten Särgen heraus.

Doch wie ſie dem Hochaltare ſich nah'n,
Beginnet mit gräßlicher Macht
Zu krähen droben der Wetterhahn
Durch die ſtille, die ſchweigende Nacht.

Und die Bürger, erſchreckt von dem grauſen Schall
Von dem fürchterlich wilden Geſchrei,

Sie rennen in Menge, bewaffnet all'
Und außer Athem herbei;

Und als ſo fluthend zum Dome ſie zieh'n,
Seh'n hell ſie in purpurner Flamm'
Auf dem hohen Dache droben glüh'n
Des erzürnten Hahnes Kamm;

Und ſie bringen hinein in den heiligen Ort,
Wo die ſchändlichen Räuber ſie fah'n,
Und führen die Frechen zur Strafe fort,
Geweckt von dem eiſernen Hahn.

Carlopago.

# Die Orgel von Vercelli.

Was ſeufzt Riccard im wel'ſchen Land'
Als wack'rer Goldſchmied wohl bekannt,
Was läßt bey der Nacht ihn nicht ruhen,
Am Tage die Arbeit nicht thuen?

Die ſchreiende Stimme der eigenen Bruſt
Vergällt ihm des Schlafes erquickende Luſt,
Läßt nichts ihn beginnen und enden;
Und ringt ihm den Fleiß von den Händen.

Sobald er ſich auf's Lager ſtreckt,
Und ſchlummern will, und Kreuze ſchlägt,
Da tritt vor das Aug' ihm ein Weſen,
Geſpenſtiſch, ein Diener des Böſen.

Der zeigt einen Fluß ihm, wie Silber so licht,
Und drinnen das bleiche, bekannte Geſicht,
Von Einem, der drinnen verſunken,
Verlaſſen und ſchmählich ertrunken.

Es lebt' einſt in Vercelli's Stadt,
Ein reicher Kaufmann, Theodat,
Der Alles auf Silber verſpendet,
Das hat ihm Riccardo entwendet.

D'rauf hört er, wie ſchnell der Verzweiflung gereift,
Sich troſtloſen Jammers der Kaufmann erſäuft,
D'rum kann er nicht ſchaffen und ſchicken,
Und muß ihn allnächtlich erblicken.

Riccardo ſinnt bey Tag und Nacht,
Zu ſühnen des Geſchickes Macht;
Und einſt bey Morgenroths Helle
Schallt her aus der nahen Kapelle,

Begleitet von Tönen der Orgel, das Lied,
Und plötzlich, durch's Haupt ein Gedanken ihm zieht:
„Der Schatz, der in Ängſten und Beben
„Mich hält, ſey der Kirche gegeben!" —

Und einem Freunde, treu bewährt,
Als seltner Künstler hochgeehrt,
Der klug weiß die Orgel zu bauen,
Daß Rührung sie weck', und Vertrauen;

Dem gibt er das Silber, der schmelzet es ein,
Und füget die Pfeifen und stimmet sie rein. —
Zum ersten Mahl' soll sie bei'm Singen
Des Kriegsgebeth's hallend erklingen!

Es wähnt Riccardo nun, er sey
Befreit von Qual, da naht auf's Neu'
Das Schreckensgesicht ihn zu quälen,
Wie soll er dagegen sich stählen? —

„Verworfenes Wesen!" — so klaget sein Schmerz —
„Verzichtet' ich nicht auf das schimmernde Erz?" —
„Damit ist kein Leben gewonnen,
„Wohl aber ist jenes verronnen!" —

„O könnt' ich mit meinem Leben doch
„Erkaufen ihm das seine noch!
„Könnt' And're vom Tod' ich erretten,
„Gern lebt' ich in Banden und Ketten!"

So ſinkt er ermattet auf's Lager der Qual,
Und glänzend der Tag aus dem himmliſchen Saal'
Herab auf die Fluren ſich ſchwinget,
Vielleicht daß Erlöſung er bringet. —

Der Markgraf tritt zur Kirch' hinein,
Man ſingt die heiligen Litanei'n;
Er bethet, der Krieg hat beſchloſſen,
Vom Liede der Gläub'gen umfloſſen;

Er bethet: „Es iſt kein Eroberungskrieg,
„Die Rache begehrt ihn: o gib uns den Sieg!
„Denn Rache, wenn Herrſcher beleidigt,
„Hat ſtets ja der Edle vertheidigt!"

Und jetzo ſtrahlt ein lichter Stern:
Der Prieſter hebt den Leib des Herrn,
Es ſchweigen des Volkes Geſänge;
Da ſtrömen die ſchwellenden Klänge

Der ſilbernen Orgel wie Harfengetön
Von Engeln gewecket, in himmliſchen Höh'n, —
So heilig hat keine geklungen
Seit Menſchen zur Orgel geſungen! —

Der Markgraf fühlt in tiefſter Bruſt
Das Herz erregt zur reinſten Luſt.
Noch hallen die ſilbernen Klänge,
Noch ſchallen des Volkes Geſänge!

Da ſchwört er zum Ew'gen: „Ich meide den Krieg!"
Und hat ſich errungen den herrlichſten Sieg,
Denn Tauſende waren gerettet,
Die halb an den Tod ſchon gekettet.

Dem ſchönen Tage folgt die Nacht,
Riccardo ſitzt am Bett und wacht,
Und harrt bey der Flamme des Lichtes
Des täglich erneuten Geſichtes.

Er harret und harret und kreuzt ſich die Stirn,
Und ruhiger wird's ihm in Buſen und Hirn;
D'rauf legt' er getröſtet ſich nieder,
Denn Jener, er kehrte nicht wieder!

Kuno.

# Des Priesters Tod.

Es war ein grauer, trüber Tag,
Der Schnee auf Feld und Fluren lag,
Kein lebend Weſen, weit und breit,
Der Rabe nur der krächzend ſchreit;
Kein Vögelein ſein warmes Neſt,
Kein Bauersmann die Stube läßt! —
Da ſchreitet aus dem Thal' heraus
Und ſteht am ſtillen Pfarrerhaus
Ein Wanderer, ſein Weg war weit,
Denn Hut und Mantel ſind beſchneit,
Mit Haſt zieht er den Glockenſtrang,
Daß rings der Felſen Echo klang. —

Der Küſter kommt an's Fenſterlein,
Verweiſt ſein ungeſtümmes Dräu'n,
Und forſcht nach Wille und Begehr,
Was führt ſo fernen Weg's ihn her? —

„Mein Vater" — ſpricht der brave Sohn —.
„Liegt krank dahin, drei Tage ſchon,
Er hat nicht Lieb' und hat nicht Luſt,
Und keinen Frieden in der Bruſt,
D'rum ſey des Pfarrers heilig' Wort
Ein Saamenkorn am rechten Ort',
Damit, wenn ſegnend es gedeiht,
Geendet wird der inn're Streit,
Und Gottes reicher Gnadenſtrahl
Das Herz erquick' in ſeiner Qual!" —

„„Mein Sohn! — Der Küſter hub nun an —
„Wohl wär' ein gutes Werk gethan;
Doch gönnt dem alten Manne Friſt,
Der heut gar matt und kränklich iſt,
Im Schlummer ſtärkt die morſchen Glieder,
D'rum, geht mit Gott, kommt morgen wieder:
Denn nur beredet iſt der Mund.
Wenn hell der Geiſt, der Leib geſund!""
Der Both' iſt traurig, ſpricht kein Wort,
Und eilt zur Heimath wieder fort.

Und Stund' um Stunde geht zu Grab',
Und düſt'rer hangen die Wolken herab,

Und dichter fällt der flockige Schnee,
Häuft ſich im Thal' und auf der Höh',
Nur die traurige Windesbraut
Fährt durch die Lüfte mit Klagelaut.
Und ſieh, derſelbe Wand'rer naht,
Wühlt ſich durch den verſchneiten Pfad,
Steht keuchend dort am Pfarrerhaus
Und läutet wieder den Küſter heraus;
Die Glocke zieht er, voll bangen Schrecken,
Als wollt' er die Schläfer des Grabes wecken:
Er athmet ſchwer, die Stirn iſt heiß,
Und glänzt vom Schnee, und trieft vom Schweiß,
Und wie er ſteht an der off'nen Pforte,
Da ſpricht er die geflügelten Worte:
„Mein Küſter! höre die dringende Bitte,
Förd're, o förd're die eiligen Schritte,
Wohl mag der Herr erwachet ſeyn,
D'rum laß nur ſchnell zu ihm mich ein,
Daß er mit heil'ger Seelenſpeiſe
Den Vater ſtärk' zur letzten Reiſe —
Denn nach des Arztes hartem Spruch'
Wird zugethan ſein Lebensbuch,
Es wartet ſein der ſich're Tod
Schon mit dem nächſten Morgenroth!" —

Der Küſter ſpricht, die Thrän' im Blick':
„„Und dennoch weiſ' ich euch zurück,
Die Krankheit hat mit ſcharfen Krallen,
Den Prieſter plötzlich angefallen,
Bald plaget ihn die wilde Glut,
Mit reger Kraft, die nimmer ruht,
Bald ſchüttelt's ihn wie Fieberfroſt,
Sein Pulsſchlag gibt nur ſchlechten Troſt,
Und ſtürmt der Schmerz ſtets auf ihn ein,
Muß bald das Herz gebrochen ſeyn!"" —

Der Bothe ſteht, betäubt und ſtill,
Wie, wenn am längſt erſehnten Ziel'
Den armen Schiffer Sturmgebraus
Treibt in das off'ne Meer hinaus —
Der Wüſte Sohn, nach langem Trachten,
Schon nah' der Quelle, muß verſchmachten! —
Des Sohnes Bothſchaft iſt vollbracht,
Reich an Betrübniß und an Schmerzen,
Und ohne Troſt im wunden Herzen
Verſchwindet er in düſt'rer Nacht. —

Und Stund' um Stunde ſchlägt's vom Thurm'
Und wilder raſt und tobt der Sturm,

Wie ſchwaches Rohr die Bäume knicken,
Und ſtürzen von der Berge Rücken,
Und praſſelnd ſchmettern in das Thal,
Daß laut ertönt der Widerhall. —
In tiefer Schlucht die Wölfe heulen,
Es hebt den Schnee in Rieſenſäulen,
Im wilden Wirbel, durch die Luft —
Der Windhahn knarrt — das Käuzlein ruft —
Und alle Lampen löſchen aus
Bis auf das Licht im Prieſterhaus
Des Küſters, der die grauſe Nacht
Am Krankenlager dort durchwacht,
Im leiſen, brünſtigen Gebeth'
Zum Herrn des Himmels gläubig fleht,
Er bittet, für der Schäflein Schaaren,
Des Hirten Leben zu bewahren! —

Der Pfarrer fährt im Schlummer auf:
„Hörſt du nicht ſchneller Roſſe Lauf? —
Komm', kleide mich, und ſäume nicht,
Mich ruft von hinnen heil'ge Pflicht." —

„„Ehrwürd'ger Herr! euch täuſcht das Ohr,
Es heult der Sturm, er ſchlägt an's Thor,

Und raſet durch die Waldesnacht;
Doch keine Menſchenſeele wacht:
D'rum ſchlummert, Vater, ruhig ein,
Der Schlaf wird euch erquickend ſeyn!'"

Der Pfarrer ſchweigt, doch ſcheint es faſt,
Er habe nimmer Ruh' und Raſt,
Herr! — ſeufzt er — wollſt mir gnädig ſeyn,
Es raſ't der Tod durch mein Gebein,
Fühl' ſeinen Hauch im Herzen weh'n:
Laß' mir den Kelch vorübergeh'n!
Doch findeſt du mich reif zum Ziele,
Geſchehe, Herr, dein heil'ger Wille! —

Und wie er bethet — Gott ergeben —
Will draußen ſich die Nacht beleben,
Es hallt von flücht'gen Roſſeshufen,
Es tönt des Führers gellend Rufen,
Der's treibt, das brauſende Geſpann,
Und immer näher kommt's heran —
Der Wagen hält — die Glocke klingt —
Die Angel knarrt — die Pforte ſpringt —
Es fliegt empor die Treppenbahn

Mit eil'gem Schritt',
Mit wankendem Tritt',
Ein athemloſer bleicher Mann
Stürzt nieder zu des Bettes Füſſen,
Bedeckt des Prieſters Hand mit Küſſen,
Der Bothe iſt's — zum dritten Mahl' —
Beſeelet von der Liebe Strahl,
Schmerz, Rührung, Haſt und Kindespflicht
Aus ſeinen verzweifelnden Worten ſpricht:
„Vergib, wenn ich jetzt aus dem Schlummer dich quäle,
O rette dem Vater die lebende Seele,
Er kann nicht leben, er kann nicht ſterben,
O laß nicht, du Hirte, ein Schäflein verderben,
Steh' tröſtend ihm bey im Kampf mit dem Tod',
Und reiche zur Labung das himmliſche Brot!"

Da eilt der Greis, vom Lager ſich zu heben,
Er fühlt, daß neue Kräfte ihm gegeben
Er ſieht vor ſich, im Geiſt, den Engel ſchreiten,
Der ſeine Schritte ſchützend will begleiten,
Und als er fromm das Heiligſte verwahrt
Beginnet er die grauſe, nächt'ge Fahrt;
Durch wirbelnden Schnee, durch ſtrömenden Regen
Eilt er der Pflicht getroſt entgegen,

Der Schöpfer, dem er ſich ergeben,
Hält in der Hand ſein wankend Leben.

Als er am Bette des Kranken ſteht —
Den ſchon des Grabes Hauch umweht —
Und er erfüllt ſein heilig' Amt,
Wird er vom Geiſte der Wahrheit entflammt,
Vom Geiſte, der die Herzen durchdringt,
Der Frieden und Verſöhnung bringt.
Als er des Sturmes Macht gebrochen
Und Ruh' der wunden Bruſt geſprochen
Fühlt er des Todes kalte Hand,
Und aufgelöst ſein ird'ſches Band.
Er bricht entzwei das Himmelsbrot
Thut, wie die Kirche ihm geboth
Und ſpeiſet mit dem Einen Theil'
Den Sterbenden zum ew'gen Heil',
Des Brotes Reſt genießt er ſtill,
Sieht furchtlos auf ſein nahes Ziel,
Und ſpricht: „Du rufſt — die Zeit iſt aus —
Ich bin bereit — beſtellt mein Haus —
Es kehrt das Kind, mit Dank im Blick',
In ſeines Vaters Arm zurück.
Du haſt den Pfad der Lebenszeit
Mit manchen Blumen mir beſtreut,

Haſt mich bewahret vor Verluſt,
Gabſt manche Freude dieſer Bruſt,
Und wenn, auf Wegen voll Gefahr,
Der ſchwache Fuß geſtrauchelt war,
Dein Engel an der Seite ſtand,
Der reichte helfend mir die Hand.
Und ſelbſt wenn mich dein Arm geſchlagen
Hab' ich es mit Geduld ertragen
Hab' — was ich bitt'res auch empfand —
Den Vater ſtets in dir erkannt! —
D'rum ſieh mit mildem Auge an,
Was ich geſtrebt, gelehrt, gethan,
Die Herde, die du mir vertraut,
Die Saaten, die ich angebaut,
Hab' ich geführet und gepflegt,
Und nie mein Haupt zur Ruh' gelegt,
Wenn nah' an des Verderbens Rand'
Ein irrgeführtes Schäflein ſtand.
That ich Dir nun im Leben Recht,
So fahr in Frieden hin dein Knecht
Verwirf die dürſtende Seele nicht
Zeig' ihr den Quell — der Wahrheit Licht!
Schließ' nicht den reu'gen Bruder aus —
Viel Wohnungen ſind im Vaterhaus!" —

Und als er ſo bethet mit heißem Verlangen,
Da hält er den Sterbenden innig umfangen
Das brechende Auge zum Himmel gewendet —
So ſinken die Häupter — ſie haben vollendet —
Und ſtehen am Throne des Schöpfers zum Preis,
Die Leichen umwandelt ein weinender Kreis. —

Joh. Langer.

## Saul und die Hexe von Endor.

Träg' umlagern feuchte Lüfte
Das erhitzte Heideland,
über nacktes Steingeklüfte
Wirft die Nacht ihr Sterbgewand,
Um ein Grab zum Leichenmahle
Streiten hungernde Schakale.

Dort in Endor's Felsenwüſten
Lebt verbannt ein junges Weib,
Fern von weltlichen Gelüſten
Härmt es ab den ſüßen Leib;
Tränke brauend, ſingt es leiſe
Manche alte Zauberweiſe.

Haſtig durch die Heide ſchreitet
Eine rieſige Geſtalt,
Wie die Wetterwolke gleitet,

Flüchtend vor des Sturms Gewalt;
Saul durch Gottes Zorn geſchlagen,
Will um Rath die Drude fragen.

Und er ſpricht: „Die Himmel grollen,
Mich bedräut Jehova's Fluch,
Taub iſt mein Geſchrei verſchollen,
Hexe! zeig' nun, ob dein Spruch
Mehr vermag, als Faſten, Bethen:
Laß erſcheinen den Propheten!

Nach gewohnter Form beſchwört ſie
Aus dem Grab den todten Gaſt;
Doch ein furchtbar' Grauen ſtört ſie
Plötzlich auf, in wilder Haſt
Stürzt ſie vor dem König nieder,
Schreckgelähmt ſind ihre Glieder.

Dieſer aber meint zu hören
Einen höheren Befehl,
Selbſt beginnt er zu beſchwören
Den Erſehnten: „Samuel!
Tauche aus des Todes Schlünden,
Sollſt die Zukunft mir verkünden!"

Donner rollt, die Erde zittert,
Eine Wolke ſich erhebt,
In der Wolke halbverwittert
Des Propheten Leiche ſchwebt;
Die entfleiſchte Hand bewegt ſie,
Vom Gebein' das Grabtuch ſchlägt ſie.

Fahles Licht den Leib umſchauert,
Der in Staub zu ſinken droht,
Im verglas'ten Auge lauert
Hundertfach der kalte Tod,
Von erſtarrten Lippen beben
Hohle Laute ohne Leben.

„„Saul! was ſtörſt du meinen Frieden?
Schau' dieß ſchlotternde Gebein!
Gleiches Loos iſt dir beſchieden:
So bin ich, ſo wirſt du ſeyn.
Eh' der nächſte Tag ſich wendet,
Iſt dein Erdengang vollendet.““

„„Ruhmlos, ehrlos wirſt du fallen,
Hingewürgt durch's eig'ne Schwert;
Eh' die Sterne niederwallen,

Biſt zu mir du heimgekehrt.
Spurlos geht dein Stamm zu Grunde.
Lebe wohl! bald ruft die Stunde."

Saul erbebt, er iſt vernichtet,
Morſch zerbricht ſein Muth, ſein Hort;
Gottes Grimm hat ihn gerichtet,
In Verzweiflung ſtürzt er fort.
An die tauben Felſen ſchlagen
Herzzerriſſen ſeine Klagen. —

Nieder ſchwimmt der nebelbleiche
Mondſtrahl überm Plan der Schlacht.
Purpur klebt an einer Leiche
Halbzerfetzt. Es iſt vollbracht'.
Um des Sünders Leib zum Mahle
Buhlen hungernde Schakale.

Chriſt. Wilh. Huber.

# Die Andacht zum Kreuze.

Hoch vom heiter'n Himmel ſtrahlt
Auf das Landvoll Luſt und Wonne
Glühend heiß die Mittagsſonne:
Da tritt in dem finſtern Wald
Aus dem ſchwarzen Felſenſpalt
Still und ſcheu ein Blutverbrecher
Fürchtend Gott den ſtrengen Rächer.

Gram bedecket ſein Geſicht,
Reue ſeiner Miſſethaten
Hat ihn faſt zum bleichen Schatten
Abgezehrt. Ihn konnte nicht
Froh erfreu'n das Sonnenlicht,

D'rum verweilt er ſtets im Dunkeln
Bis des Himmels Sterne funkeln.

Und der Sonne heißer Strahl
Leuchtet matter, leuchtet trüber,
Und vom Horizont herüber
Hört er fernen Donnerſchall;
Durch den Wald und durch das Thal
Hört er wilde Winde ſauſen,
Hört er Stürme wüthend brauſen.

Mit Verderben angefüllt
Zieh'n herauf am Himmelsbogen
Drohende Gewitterwogen,
Und in ſchwarze Nacht verhüllt
Sich des blauen Tages Bild,
Weithin mit erzürntem Grimme
Brüllt des Donners Schreckenſtimme.

Blitze zucken hier und dort,
Und ein ſchimmerndes Gefunkel

Leuchtet durch des Waldes Dunkel,
Und erhellet fort und fort
Süd und Oſt und Weſt und Nord,
Flackernd aus dem Eichenſtamme
Brennt des Blitzes lichte Flamme.

Da erſtarrt er leichenblaß,
Angſt durchſchauert ſeine Glieder,
Und er wirft ſich flehend nieder:
„Voll iſt meiner Frevel Maß!
Du, o ſtrenger Vater, laß'
Mich zur Buße meiner Sünden,
Laß mich jetzt Erbarmen finden!"

„Laß', o Vater, deinem Kind,
Laß' es ihm, ſein armes Leben,
Strenge büſſend wird es ſtreben,
Trocknen, wo die Thräne rinnt,
Bis es wieder dich gewinnt,
Laß' mich in Verzweiflungspeinen
Nicht vor deinem Thron erſcheinen."

Aber mit erneuter Wuth
Hört er aus der ſchauervollen
Tiefe noch die Donner rollen;
In den Adern ſtockt ſein Blut —
Doch! des Blitzes Schwefelglut
Zuckt umher und zucket wieder —
Und er ſtürzt zur Erde nieder. — —

Da wird's ſtill, — es horcht das Ohr —
Rings um herrſchet dumpfes Schweigen,
Vögel zwitſchern in den Zweigen,
Aus dem düſtern Wolkenflor
Tritt die Sonne mild hervor,
Durch des Himmels Raum gezogen
Glänzt ein bunter Regenbogen.

Und der Lerchen frohe Schaar
Steiget wirbelnd in die Lüfte,
Friſcher wehen Balſamdüfte,
In den Lüften hell und klar,
Hoch im Blauen ſchwebt der Aar,

Und der Bienen Schwärme ſummen
Emſig um die Wieſenblumen.

Und er hebt das Haupt empor,
Wie aus tiefem Schlaf erwachend:
„Heiter iſt's, und ſchön und lachend,
Und ich leb', und in mein Ohr
Tönt der Vögel froher Chor?
Mich riß dieſes Schreckenswunder,
Riß mich's nicht zur Höll' hinunter?"

„Deine Güte, großer Gott,
Endlos iſt die Vatergüte,
Selber des Verbrechers Bitte,
Wenn er fleht in höchſter Noth,
Hörſt du gnädig, guter Gott!
Siehſt die Marter im Gewiſſen,
Schenkſt ihm Zeit noch, abzubüſſen."

Spricht's — da nahet Donnerſchwer,
Wild, mit losgelaſſ'nen Zügeln,

Auf des ſchnellen Sturmes Flügeln
Die vertrieb'ne Hölle her,
Gießt ſich endlos, wie ein Meer,
Über den erſchrock'nen Anger
Blitze ſpeiend, todesſchwanger.

Und im Walde öd' und wild
Ein verlaſſ'nes Kirchlein ſtehet,
D'rinnen iſt ein Kreuz erhöhet
Mit des Welterlöſers Bild,
Das manch' Flehen ſchon erfüllt,
Und er eilt mit ſchnellem Schritte
In des Kirchleins ſtille Mitte.

Flieht zum Chriſtus-Kreuze hin,
Preßt es mächtig in die Arme,
Daß es ſeiner ſich erbarme. —
Aber alle Lüfte glüh'n,
Blitze fahren her und hin,
Donner krachen laut zuſammen,
Und — das Kirchlein ſteht in Flammen. — —

Da verſtummt des Donners Wort,
Da verhallt das Sturmgetümmel,
Heiter glänzt ein blauer Himmel,
In des Waldes düſterm Port
Brennt das Kirchlein ruhig fort,
Ruhig ſtürzt das Dach, die Mauer —
Liegt nun da in Schutt und Trauer.

Aber mitten aus dem Schutt
Ragt das Kreuz noch unbeſchädigt,
Und von Chriſtus mild begnädigt,
Der für uns vergoß ſein Blut,
Zu des Heiland's Füßen ruht
Er begnadigt und gerettet,
Lebet noch und dankt und bethet.

Friedr. M. Schmidtler.

# Balladen und Romanzen.

# Die Glücklichen.

Die Nacht erbleicht und Licht entsprüht
Dem Sonnengott' in tausend Funken,
Des Pelops Insel grünt und blüht,
Die Lerchen wirbeln freudetrunken,
Und schöngekränzte Menschen wallen
Aus Argos zu des Tempels Hallen.

Begangen wird der Here Fest;
Es darf die Priesterinn nicht fehlen,
Und ihr Gespann sie warten läßt:
Sie kann den Kummer nicht verhehlen,
Und späht hinaus, im Auge Zähren,
Ob heimwärts nicht die Rinder kehren.

Die Stunde drängt; da spricht Biton
Und Kleobis, die sie geboren,
Zu ihr: „Die Sorge scheuch' davon
Folg' uns und keine Zeit verloren!

Die Rinder laß an Ort und Stelle,
Aus Argos zieh'n wir dich mit Schnelle."

„Du kenneſt unſ'rer Muskeln Kraft,
Die jüngſt des Kampfes Preis errungen;
Wie unſer'n Hieben fällt der Schaft
Der Fichte, wie das Feld bezwungen,
Gehorchet uns des Wagens Schwere;
Folg' uns zum Feſt' der hohen Here!"

Geſagt, gethan. Sie ſpannen ſich
Wetteifernd vor den tücht'gen Wagen,
Die Mutter fühlet wonniglich
Sich ſchnell und ſicher fortgetragen,
Und Zephyr, leichte Schwingen regend,
Umſchwebt den Reitz der ſtillen Gegend.

Sie eilen mit der theuren Laſt
Mit gleichen Schritten durch die Triften,
Zwei Stunden wohl, und keine Raſt
Erquickt die Glieder, die geprüften;
Da zeigen Hügel ſich und Eichen —
Der Göttinn Tempel ſie erreichen.

Wie Woge ſich an Woge reiht,
Und rauſchet mit melod'ſchem Donner:
So ſtrömmen zu, von nah' und weit,
In Zügen, Griechenlands Bewohner;
Und heller Ruf den Wolken kündet,
Welch' Schauſpiel jede Bruſt entzündet.

Den Söhnen Heil, ſo ſchallt es hier,
Die einen ſolchen Sinn beweiſen!
Und wieder dort: Heil, Mutter dir,
Wer mag die That nach Würde preiſen!
Doch tiefer athmen auf die Brüder,
Und ſchau'n verſchämt zur Erde nieder.

Die Bruſt von Seligkeit geſchwellt
Ob ſolcher That und ſolcher Ehre,
Die Mutter gegenüber ſtellt
Dem Bildniß ſich der Göttinn Here,
Und fleht, den Söhnen doch zu ſenden
Die köſtlichſte der Himmelsſpenden.

Nachdem die Opfer dargebracht,
Die Speiſen und der Wein genoſſen,

Dringt auf die Söhne ein mit Macht
Der Schlaf und hält sie fest umschlossen,
Es stockt der Hauch, es flieht das Leben —
Das Köstlichste, es ward gegeben.

Bildsäulen, in dem Heiligthum
Zu Delphi Beiden aufgerichtet,
Durch Argos, sichern ihren Ruhm,
Und fromme Sage ihn berichtet.
Ihr Geist, ihr Loos ist nicht zu trennen,
Sie sind die Glücklichen zu nennen.

Joh. Mayrhofer.

# Die Seebraut zu Starnberg.

Es lebet im Volke die gräuliche Mähr',
Es wird sie ein jeder wohl wissen,
Der See dort zu Starnberg gibt nimmermehr her
Was er in die Tiefe gerissen,
Die Todten, die sonst kein Gewässer behält,
Die gibt dieser See nicht zurück mehr der Welt.
Er stellet sie aufrecht im schilfichten Grunde,
So schauen's die Fischer zur heimlichen Stunde.

Es lebte ein Fischer so jung und so schön,
In Starnberg dort, nah' an dem Strande,
Er hatte ein Mädchen zur Lieb' sich ersehn
Das herzigste Mädchen im Lande;

Ihr Vater der lebte in Berg auf ſein Schloß,
War ſtolz auf ſein Geld, auf ſein Jägergeſchoß,
Wollt nimmer und nimmer es willig geſtatten
Die Tochter Aline dem Fiſcher zu gatten.

Die Tochter Aline, in Liebe entbrannt,
Fährt nächtlich im See auf dem Nachen,
Es liegen die Ufer im Schlummergewand,
Die Sterne der Liebe nur wachen;
Von drüben herüber da ſchwimmet ein Kahn,
Der Fiſcher durchſchneidet die willige Bahn
In mitten des Sees da finden ſich beide,
Und herzen und koſen in Luſt und in Freude.

Und ſchwören ſich Treue in Leben und Tod,
Und haben des Schwörens kein Ende,
Bis mahnend des Morgens frühzeitiges Roth
Umſäumet die felſigen Wände;
Allnächtlich alſo zu derſelbigen Stund',
Erneuen ſie ſchwörend den heiligen Bund;
Es ſcheinen die Wellen viel ſtiller zu rauſchen,
Den Schwüren der Liebe als Zeugen zu lauſchen.

Als einmal Aline zurückschifft an's Land,
Bis tagend die Dämm'rung soll enden,
Da weilet ihr Vater ergrimmt schon am Strand,
Und faßt sie mit wüthenden Händen,
Und sperret sie einsam ins ferne Gemach,
Bestellet zwei Diener zu Hut ihr und Wach',
Auf daß sie nicht wieder allnächtlich entrinne,
Den Fischer nicht wieder im Nachen gewinne.

Und morgen zur Nachtzeit da harret er lang',
Der Treue, in mitten des Sees,
Er harret und harret so peinlich und bang',
Voll Sehnsucht und liebenden Wehes;
Er lauscht durch der Dämmerung freundlichen Flor,
Kein Ruderschlag tönt an sein lauschendes Ohr,
Kein Nachen durchpflügt die geebneten Wellen
Die Herzallerliebste ihm zuzugesellen!

Die andere Nacht, zu derselbigen Zeit,
Kömmt wieder der Fischer gezogen,
Er sitzet im Nachen mit bitterem Leid,
Und weinet hinein in die Wogen;

Sein Auge iſt ſehnend nach Jenſeits geſpannt,
Da ſtoßet kein Fahrzeug vom finſteren Strand,
Er harret und harret bis wieder Aurore
Erſchließet des Morgenroth's flammende Thore.

Es kehret der Fiſcher in jeglicher Nacht
Zurück zu der nämlichen Stelle;
Ob Sturmeswind tobt, ob der Mondenſchein lacht,
Sein nächtliches Reich iſt die Welle;
Bewegungslos ſitzt er im ſchaukelnden Boot,
Und weinet die Augen ſich brennend und roth,
Und harret und harret ob nimmer geſchwommen
Die ſüße geliebte im Nachen will kommen!

Und vierzig der Nächte, noch zagend und bang',
Saß harrend der Fiſcher im Nachen,
Sein Auge war trübe und bleich ſeine Wang'
Von Trauern und Weinen und Wachen,
Sein Herz iſt von Sehnſucht und Gram ihm zerſtückt,
Sein Sinn iſt von Qual und von Schmerz ihm berückt,
Es faſſet ihn tiefſinnig ein Weh und ein Trauern,
Es faßt ihm die Seele mit eiſigen Schauern!

Und ſchwarzes Gewölke verfinſtert die Nacht,
Der Sturm hat den Fittig entfaltet,
Der zürnende Donner rollet und kracht,
Vom Blitz wird die Nacht nur geſpaltet,
Er ſpaltet mit Flammen die brauſende Flut,
Da lodert der See wie ein Becken voll Blut,
Und ſtille und bleich, von den Flammen umflogen,
Sitzt harrend der Fiſcher inmitten der Wogen.

Da zuckt hernieder ein flammender Strahl,
Die Felſen erzittern und wanken,
Da faßt es den Fiſcher mit Schauern zumal,
Es wirren ihm bang' die Gedanken;
Er ruft in den See 'nein mit Wahnſinn und Schmerz:
„Du rufſt mir, mein Liebchen? Ich komme mein Herz!"
Und ſtürzt ſich hinab, mit wollüſtigem Grauſen,
In's ſchäumende Grab voll Toben und Sauſen!

Derſelbige Strahl hat mit kochender Wuth
Das Schloß hoch zu Berg dort getroffen;
Alinen befreiet die wachſende Glut,
Und Riegel und Thür' ſteh'n ihr offen;

Sie ſtürzet hinunter durch Regen und Wind,
Sie ſtürzt zu dem Strande hinunter geſchwind,
Und ſtürzt in den Nachen mit fliegenden Haaren,
Durch Regen und Nacht zum Geliebten zu fahren.

Da theilt ſich voll Mitleid der wolkige Flor,
Der Himmel wird freundlich und milde,
Die Blume des Mondes blüht ſilbern hervor,
Beleuchtet das Waſſergefilde,
Da zieht durch die Fluten Aline im Kahn,
Und theilet die Welle, ein ſinniger Schwan,
Und rudert und rudert mit Haſt und mit Keuchen,
Die Stelle der Liebe nur bald zu erreichen.

Und als ſie die Stelle mit Angſt hat erreicht,
Steht leer da der wartende Nachen,
Entſetzen ergreift ſie, ihr Odem entweicht,
Die Geiſter der Ahnung erwachen;
Es rinnt durch die Adern ihr eiſig das Blut,
Sie ſtarret hinab durch die lautere Flut
Und ſchauet mit Wahnſinnsluſt und mit Weben
Im ſchilfigen Boden den Liebſten da ſtehen!

Und wie dann das Waſſer die Arme ihm hebt,
So ſcheint er nach ihr zu verlangen;
Sie wird von unendlicher Sehnſucht umwebt,
Von Liebe und Irrwahn umfangen;
Ruft leiſe hinunter: „Mein Liebſter, biſt wach?
Bereite nur ſchnell das Cryſtallengemach,
Dein Bräutchen kömmt endlich zur Hochzeit gezogen!“
Und ſtürzt ſich mit Freude in's Bette der Wogen.

Da ſtehen ſie unten und ſchauen ſich an,
Von Zweigen hochzeitlich umwoben,
Und ſpület die Welle ein Opfer heran,
Herunter geſtürzet von Oben,
Der, ſagen ſie, kömmt zu der Hochzeit als Gaſt,
Der wird von ihnen ganz wirthlich erfaßt,
Und ſchlinget mit ihnen den geiſtigen Reigen
Am Boden tief unten in hängenden Zweigen.

Das iſt in dem Volke die gräuliche Mähr',
Es wird ſie ein jeder wohl wiſſen,
Der See dort zu Starnberg gibt nimmermehr her
Was er in die Tiefe geriſſen;

Die Todten, die faſt kein Gewäſſer behält,
Die gibt dieſer See nicht zurück mehr der Welt;
Er ſtellet ſie aufrecht im ſchilfigen Grunde,
Es ſchauen's die Fiſcher zur heimlichen Stunde.

M. G. Saphir.

# Doctor Faust in Salzburg.

Zu Salzburg in dem Keller da geht es luſtig zu,
Ob auch im Schloße droben ſchon alles liegt in Ruh',
Da klingen hell die Becher, da ſprudelt kühler Wein,
Da ſchallt's von luſt'gem Singen, von Lärmen und vom Schrei'n.

Da ſitzet bei dem Humpen ein langer bleicher Mann,
Mit einem ſchwarzen Mantel iſt dieſer angethan,
Ein Hut mit ſchwanken Federn auf trotz'ger Stirn' ihm ſitzt,
Darunter kühn und feurig ſein dunkles Auge blitzt.

Zur Seit' von dieſem ſtrecket, ein widriger Geſell',
Sich aus im rothen Wamſe, das Antlitz wüſt und grell
Ein ſpitzig Hütlein decket ſein Haupt, und wilde Glut
Entſprüht aus ſeinem Blicke, der auf dem Nachbar ruht.

Und um die Beiden ſitzen noch dort der Zecher vier
In bunten Sammetkleidern, mit ſtolzer Ketten Zier,
Die heben wild die Becher und ſtoßen mächtig an:
„Das gilt dem Ritt' von heute, das nenn' ich wohlgethan!"

Schon iſt darob der Schaffner erwacht im Herrenhaus,
„Beim heiligen Rupertus, woher der Saus und Braus,
Hat einlogirt die Hölle mit ihren Teufeln all',
Daß alſo frech durchgellet das Haus ſolch' wüſter Schall?!"

Aufweckt er die Getreuen und ſteigt ſodann hinab,
Die feuchten Marmortreppen in's finſt're Kellergrab,
Noch kann er's nicht begreifen, wie die nur da hinein,
Durch die verſchloſſ'nen Thüren gekommen zu dem Wein.

Und doch — er hört ja deutlich, wie's drinnen hallt und ſingt,
Wie Becher laut an Becher, wie Sang und Zither klingt,
Aufſchließt er raſch die Pforte, die Wang' voll Zornesglut
Und heißt die Seinen harren und tritt hinein voll Muth.

Doch sieh' — der Mann im Mantel, so feurig, kühn und bleich,
Erblickt im Nu den Schaffner und spricht ihn an sogleich:
„Willkommen wack rer Meister, nur frisch in unser Rund!
Fürwahr das ist ein Tropfen, so kräftig als gesund!"

Am Arm faßt ihn der Rothe und zieht ihn hin zum Tisch,
Vor Staunen ist der Schaffner verstummt gleich einem Fisch,
Schon füllet ihm den Becher ein lustiger Kumpan:
„Hochauf, Herr Kellermeister, nun klinget muthig an!"

Da geht es an ein Trinken, da schäumt das edle Naß;
Es füllen sich die Becher, als gält's das letzte Faß,
Da klingt und schwirrt die Zither, da schallt es vom Gesang,
Wie's wohl seit Menschendenken noch niemals dort erklang.

Und mitten in dem Treiben verblüfft der Schaffner sitzt,
Doch keiner mag's beachten wie er auch zürnt und schwitzt,
An seinem Ohr vorüber braust Sang und Jubel fort,
Und füllt mit wirren Tönen den schweigend düstern Ort.

Jetzt aber hebt der Bleiche sich auf und ruft:" 's ist Zeit,
Nach Wittenberg in Sachsen, ihr Herren ist's noch weit
Frisch auf und nun zu Rosse, Herr Schaffner habet Dank,
Ihr gebt wohl das Geleite, wir scheiden ohne Zank."

Und auf die Straße zerret mit Lachen ihn die Schar,
Ihm ist als sey benebelt er selber ganz und gar,
Da breitet seinen Mantel der schlanke bleiche Mann,
Hui geht's da in die Lüfte — und alle hängen d'ran.

Das ist ein seltsam Fuhrwerk, bei sich der Schaffner denkt,
Als er so mit den andern am Mantel droben hängt,
Da sehen ihn die Seinen, kaum trauend ihrem Sinn,
„Heda, Herr Kellermeister, sagt an, wo fliegt ihr hin?!"

„Zum Teufel! „kreischt der Schaffner," zu dem ihr längst gehört!"
Indeß er fest sich klammert, erbebend und verstört,
Und weiter geht's im Fluge hin über Stadt und Thurm,
Hin über Wies' und Berge wie wilder Hagelsturm.

Schon will ſein Arm erlahmen, ſchon ſtöhnt er manches Ach!
Da ſenkt ſich lächelnd nieder der Bleiche allgemach,
Und ſetzt den armen Schaffner, weil alſo er verzagt,
Auf eines Baumes Wipfel, der dort zum Himmel ragt.

„Und nun lebt wohl, Herr Schaffner, laßt euch die Fahrt nicht reu'n;
Der Wein in eu'rem Keller, er that uns baß erfreu'n,
Das meldet eu'rem Herren, und ſagt, der heut' gehauf't
Bei ihm mit all' den Seinen, das war: der Doctor Fauſt!"

Er rufe's und ſauſt von hinnen mit den Geſellen fein,
Bald ſah im hohen Wipfel der Schaffner ſich allein;
Doch erſt am Morgen wieder kam er auf feſten Grund,
Und that nun allenthalben den Schwank des Zaub'rers kund.

Johann N. Vogl.

---

Anmerkung. Obgleich in der Gegend von Salzburg nichts mehr von Weingärten zu ſehen iſt, weiſen doch ältere

Quellen darauf hin, daß ſich daſelbſt in früheren Zeiten welche befunden haben. Von der Riedenburg bis zum Nonnberge blühten im zwölften Jahrhunderte Reben, welche theils dem Domſtifte, theils dem Kloſter St. Peter gehörten. Jedoch verſchwanden dieſe Weingärten allgemach, nur der Name von ihnen erhielt ſich im Schloße Weingarten außer Nonnthal in der Nähe von Leopoldskron.

Den Stoff zu der vorſtehenden Sage entnahm ich den Erzählungen und Volksſagen von Benedict Pillwein (Linz 1834, bei Huemer), welche mir von dem wackeren Verfaſſer, den ich im J. 1834 auf einer Reiſe nach München, in Linz kennen zu lernen Gelegenheit hatte, verehrt wurden, und der in dem benannten Werke, dieſe, wohl noch wenigen Leſern bekannte Fabel des berüchtigten Schwarzkünſtlers, aus einem Tractätlein von Adam von Lebenwaldt (1682) entlehnt zu haben vorgibt.

# Burg Treue und Burg Untreue.

Dort drüben vom ſchönſten Hügel im Thal'
Da ſchimmert's und flimmert's im Abendſtrahl',
Da lugt eine Burg von der Felſenwand,
Zueigen dem mächtigſten Grafen im Land'.

Der hat viele Schlöſſer im Reich' umher,
Viel blinkendes Gold in den Schränken ſchwer,
Doch gibt es Einen, der Gut nicht und Gold
Verlangt, nur das Töchterlein innig und hold'.

„Laßt gut ſeyn! ich achte Ehre und Schwert,
„Doch Manches iſt ſonſt noch auf Erden was werth;
„Und bis gegenüber nicht meinem gleich
„Auch euer Schloß ſteht, vertröſtet euch!"

Stolz ſprach's der Graf, das Fräulein wird bleich,
Sie weiß es, an Lieb' nur und Ehr' iſt er reich.
„Nun wohl, Herr Graf, ich gehe es ein,
„Ich bau' euch die Burg, und das Fräulein wird mein!"

Und er ſieht ſie erröthen in Hoffnung zart,
Und beginnt noch zur Stunde die Ritterfahrt;
Bis Reichthum er nicht erworben im Strauß',
Da kehrt er nicht, oder nimmer nach Haus.

Das Schwert wird ſchartig, verroſtet der Schild,
Sein Muth, ſeine Liebe flammen noch wild,
Und blutet die Wunde, und täuſcht das Glück,
Da tröſtet ihr Treuſchwur, ihr Scheideblick.

Nichts gibt es auf Erden, das Lieb' nicht erringt,
Kampfpreiſe erwirbt ſie, der Strauß gelingt;
Und wie nun das Jahr iſt endlich herum,
Kehrt der Ritter mit Gold beladen um.

Bald regt ſich's rüſtig, und prächtig und groß
Erhebt ſich's thalüber dem Grafenſchloß'.
Der Thurmwart trompetet, da ſprengt's heraus,
Der Ritter zieht heute auf Freyte aus.

Zur Seite ihm reiten voll Seide und Pracht
Zwölf Edelknaben in koſtbarer Tracht.
Doch wie er nun anfragt beim Grafen frei,
Da iſt ſie vermählt ſchon, und brach ihm die Treu'.

— Längſt hat er beſtanden, verwunden den Schmerz,
Zerſtäubt iſt auch längſt ſchon das treue Herz,
Der Wappenſchild brach, es zerfiel das Haus,
Sein edles Geſchlechte ſtarb mit ihm aus;

Doch ſteh'n ſich die Burgen noch öde und wüſt
Gegenüber in Schutt und in Dornengeniſt',
Und die Mähr' hat zum ew'gen Gedächtniß' im Land'
Die Schlöſſer: Burg Treu und Burg Untreu genannt.

Adolph Ritter von Tſchabuſchnigg.

# Der Friedensstifter.

Der König ernst vor dem Zelte steht;
Es umgibt ihn schweigend die Nacht;
An seinem Geiste vorüber geht
Das Bild der morgigen Schlacht.

Da blickt er empor und wird gewahr,
Wie so friedlich leuchtet der Mond,
Der, umglänzt von der blitzenden Sterne Schar,
Am dunklen Himmel thront.

Und er rufet schmerzlich: „O Mond so rein,
Du beherrschest mit mildem Sinn'
Der silbernen Sterne schimmernde Reih'n,
Führst still durch die Nacht sie hin!"

„Du bewacheſt ſie treu und väterlich
Mit dem heiligen Strahlenblick'
Und bringſt, naht roſig der Morgen ſich,
Sie all' in ihr Haus zurück!"

„Doch ich, ich führe die Kinder mein
Entgegen dem Tode, ſo bleich!
Ich führe ſie blind in die Schlacht hinein,
Zu vergrößern mein großes Reich!"

„Und iſt geendet der blutige Krieg,
Und hat mir ein gnädig Geſchick
Beſchieden den heißerſehnten Sieg,
Da bring' ich nicht alle zurück!"

So rufet er ſchmerzlich; ſein Auge weint,
Und den Herold ſendet er fort
Hinab in das Lager zum nahen Feind'
Und befiehlt zu verkünden dort:

„Mein König morgen nach Hauſe kehrt;
Das Würgen, er ſtellt es ein;
Er gibt euch wieder, was nahm ſein Schwert,
Will fürder ein Freund euch ſeyn!"

Dieß heißt er verkünden und ruft dann laut,
Indem er mit glänzendem Blick'
Die gewaltigen Reihen der Krieger beſchaut:
„Euch Alle bring' ich zurück!"

## Carlopago.

# Der treue Eckhard.

1.

Aus der Sage Sonderbronnen
Tönt herauf ein altes Lied,
Phantaſie hat's nicht erſonnen
Deutſchem Leben iſt's entblüht;
Sänger an dem Strom der Zeiten
Horchten jenem vollen Klang
Und die Herzen mit den Saiten
Stimmten ein in den Geſang.

Wetterleuchtend flammt die Weihe
über Berg und Thal und Au,
Denn es rauſcht das Lied der Treue
Klangvoll hin durch jeden Gau.

Aus den Gräbern ſeh' ich ſteigen
Schatten der Vergangenheit,
Stört mir nicht das heil'ge Schweigen,
Kinder ihr vom Geiſt der Zeit!

Stürmend an der Zukunft Pforten
Habt ihr trotzig euch geſchart,
Und die Keule mit den Worten
Und das Schwert der Noth gepaart.
Alles meint ihr neu zu gründen, —
Alles beſſert ihr doch nicht; —
Denn es geh'n der Völker Sünden
Mit den Völkern in's Gericht!

2.

Der König der Burgunden
Hatt' einen gar treuen Knecht,
Der ſtand ihm mit Wehr zur Seite
Im blutigſten Gefecht.

Da gab es keine Fehde
Wo der treue Eckhard nicht war,
Der diente allerwege
Seinem König in jeder Gefahr.

Sein Gut, ſein Blut, ſein Leben
Das dünkt' ihm alles gering,
Wenn ſeinen Herrn, den König
Das Wetter der Schlacht umfing.

Sein Grimm, ſein gewaltig Schlagen
Das ſcheuten die Feinde ſehr,
Denn der Tod auf ſchwerem Schlachtroß
Ritt vor dem Eckhard einher.

Deß freute ſich der König,
Beſchenkt' auch den Eckhard viel
Und wußte ſeiner Freundſchaft
Für den treuen Mann kein Ziel!

Und hätt' er aus ſeiner Krone
Gefordert den reichſten Stein,
Und hätte begehrt ſein Leben
Des Eckhard ſollten ſie ſeyn.

Da aber hatte drei Söhne
Eckhard der treue Knecht,
So treulos als vermeſſen,
Sie dienten dem König ſchlecht.

Sie läugneten mit Tücke,
Sie ſpotteten ſein Geheiß,
Sie erpreßten des Lebens Lüſte
Aus der Armuth Müh'n und Schweiß.

Und ſchmiedeten Krieg und Waffen
Dem Lande, das ſie beraubt
Und jeder ſetzt eine Krone
Auf ſein vermeſſ'nes Haupt.

Der König in ſeinem Grimme
Zog aus mit Heeresmacht,
Und ſchlug mit den Verräthern
Und ſchlug eine blutige Schlacht.

Doch eh' der Tag ſich neigte
War ſchon das Schlachtfeld frei:
Der König ſchickt ſeinen Henker
Der erdroſſelt alle drei.

Als Eckhard vernahm die Kunde
Ward er im Herzen betrübt,
Er hatte die Mißrath'nen,
Weil er ſie zeugte, geliebt.

„Erſchlagen", rief er, erſchlagen!
„All meine Luſt dahin!
„Nun ich ein Greis an Jahren
„Und ohne Hoffnung bin!"

„Was nahmſt du mir nicht das Leben,
„Mein Blut, das gab ich dir —
„Ach, dem ich Alles gegeben,
„Der nahm die Söhne mir!"

D'rauf ging er hinaus zum Walde
Und barg ſich in ſeiner Nacht,
Da hat er in Seufzern nnd Thränen
Der erſchlag'nen Söhne gedacht!

3.

Der König irrt vertrieben
Von Thron und Stadt und Reich
Durch Wald und öde Klüfte
Baarhaupt und todesbleich.

Ihm winkt kein Trunk der Labe
Aus Bechern blank und hell,
Jetzt ſchöpft er mit der Hand ſich
Aus trübem Waldesquell.

Sie haben ihm die Krone
Gerissen von dem Haupt
Sie haben von der Schulter
Den Purpur ihm geraubt.

So irrt er, ausgestoßen
Aus seinem eignen Land
Und schaut von fern der Städte
Und festen Schlösser Brand.

Und als die Sonne sinket
Mit blut'gem Abendschein,
Sinkt auch der müde König
Im Wald auf einen Stein.

Erschöpft sind seine Kräfte
Sein Weg ist ohne Ziel,
Die Bächlein und die Bäume
Sie rauschen hier so kühl.

Und auf sein Auge senkt sich
Der Schlummer sanft und lind
„Vergiß nun, daß die Feinde
„Dir auf der Fährte sind."

„Die Rotten, die dich ſuchend
„Im Walde ſich zerſtreu'n,
„Die hülle dir der Traumgott
„In ſanfte Schleier ein."

„Und träume dich auf's Schlachtfeld
„Befreiend Volk und Land!"
Hilf Gott da faßt mit Einmal
Ihn eine grimme Hand.

Die hält ihn wohl gar kräftig
Und hebt und trägt ihn fort,
Auf öden Felſenſteigen
Wo der letzte Halm verdorrt.

Und ſchweigend wagt der König
Dem nicht zu widerſteh'n,
Der mit ihm an das Ende
Der Erde ſcheint zu geh'n.

Die Nacht war graus und finſter
Der Weg voll Fährd' und Noth,
Es dünkte ſchier den König
Ihn trage der grimme Tod.

Erſt als der Morgen graute
Gab ihn ſein Führer frei,
Und ſprach: „Nun mögt ihr wandern,
„Ohn' alle Sorg' und Scheu!"

„Kein Feind iſt hier zu ſchauen
„Der eurem Leben droht,
„Hier fanden ſich die Euren
„Als aus der Schlacht ihr floh't."

„Geht hin und ruft im Lande
„Nach euren Helden gut,
„Für euch gibt jeder freudig
„Sein beſtes Herzensblut."

„Was Eine Schlacht verloren
„Holt eine zweite ein,
„Es wird der treue Eckhard
„Mit euren Fahnen ſeyn."

Der König ſah verwundert
Dem Unbekannten nach,
Der ihm von Sieg und Schlachten
Und von dem Eckhard ſprach.

Doch der war bald verſchwunden
In tiefſter Waldesnacht,
Der König ging von dannen
Und rüſtete zur Schlacht.

4.

Es lagen hoch die Garben
Geſammelt auf blut'gem Feld
Das grimmig mit dem Schwerte
Die wilden Schnitter beſtellt.

Da glänzt in des Königs Blicken
Der Thräne Segensthau,
Und bethend ſank er nieder
Auf blutgetränkter Au.

„Du warſt mit uns," ſo rief er,
„Du großer, ew'ger Gott —
„Du haſt das Volk gerettet
„Von ſeiner Feinde Spott."

„Doch ſagt" — und ſeine Blicke
Die irrten weit im Kreis —
„Wo iſt der tapf're Krieger
„Der errungen des Tages Preis?!"

„Schon ſanken unſ're Fahnen
„Schon ſank ſo manche Schaar —
„Er nahte als Befreier,
„Als ich umrungen war!"

„Er ſey mir gegrüßt als Retter
„Ihm dank' ich Kron' und Reich
„Und was ich bin und habe
„Und auch dieß Leben zugleich!"

Da trat herfür ein Ritter
Der neigte ſich tief und ſehr,
Und ſprach: „Kennſt du, mein König,
„Den treuen Eckhard nicht mehr?"

„Du haſt meine Söhne gerichtet
„Mit ſtrengem Blutgericht,
„Du haſt mein Herz erſchüttert,
„Doch meine Treue nicht.

Der König ſchloß ergriffen
Den Helden an ſein Herz
„Hier ruh'" — ſo ſprach er mit Weinen
„Hinfort dein ganzer Schmerz!"

„Mein Strafen und mein Richten
„Hat dir die Söhne geraubt —
„Doch dein Geſchlecht wird leben
„Bis Keiner an Treue mehr glaubt!“

5.

Und noch iſt's nicht ausgeſtorben
Das Geſchlecht voll Biederkeit
Das ſich ew'gen Ruhm erworben
In der alten Heldenzeit.
Eckhard ſtehet noch als Wächter
An dem dunklen Felſenthor
Warnend ſchwindelnde Geſchlechter
Dringt ſein Ruf noch heut' empor!

Ob ſein Aug' auch beim Erliegen
Der mißrath'nen Söhne weint,
Zieht er doch noch aus zu Siegen
Für den König, ſeinen Freund!
Seine Krone zu bewahren
Iſt der Held noch jetzt bereit
Sicher führt er durch Gefahren
Pfadlos öder Einſamkeit.

Denn der Sieger in den Schlachten,
Denn der Wächter an dem Thron,
Deß die Lieder Kunde brachten,
Stirbt nicht mit des Liedes Ton!
Mythiſch lebt er in Geſängen —
Ja — er bleibt vom Tode frei,
Feiert ihn mit Jubelklängen —
Denn es iſt: die deutſche Treu!

A. Schumacher.

# Polychloros. *)

1.

Heute, wo der Spätherbſt ſcheidet,
Spärlich nur die Sonne lacht,
Bricht ins Leben Polychloros
Aus der Chryſalide Nacht.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
über Wieſen, Wald und Flur,
Aber reizlos, gelblich trauernd
Starret ringsum die Natur.

*) Papilio Polychloros (Rüſternfalter), ein bekannter Tagſchmetterling, der zuweilen noch ſpät im Herbſte die Puppe verläßt, ſchlafend überwintert und erſt im folgenden Frühjahre den Zweck der letzten Verwandlung erfüllt.

Matt vom irren langen Wandern,
Weilt er auf entlaubtem Baum',
Putzt die Äuglein mit den Füßen,
Möcht' erwecken dunkeln Traum!

Denn ihm iſt: als and'res Weſen,
Einſt in einer andern Welt,
War ihm, was er jetzt vermiſſet,
Reich und herrlich beigeſellt.

Damals ſah er grün die Bäume,
Blumen viel, die nicht mehr ſind,
Und die Sonne ſchien viel wärmer,
Und die Lüfte wehten lind.

Damals hatt' er keine Flügel,
Doch auch keiner Wünſche Qual,
Wenige verſchlung'ne Zweige
Galten ihm für Berg und Thal.

Ach, da wohnten mit ihm Brüder
In geſchloſſ'nen engen Reih'n;
Jetzt auf ungemeſſ'ner Weite
Iſt er einſam und allein.

Alſo blickt die Sehnſucht düſter
Nach vergang'ner Tage Zier,
Pfeifend warnt der Sturm aus Norden:
„Polychloros, flieh' von hier!"

„Nicht verſchwende Zeit und Kräfte
Kämpfend gegen dein Geſchick;
Was du ſchlummernd einſt verloren,
Kehrt im Schlummer dir zurück!"

Dort, der Kirchhofmauer Spalte
Nimmt den armen Pilger auf,
Ungeſtörte ſtille Ruhe
Folget freudeleerem Lauf'.

2.

Winter iſt vorübergangen,
Frühling nahet ſchmuckbekränzt:
Knospen ſchwellen voll Verlangen,
Primeln ſtehen, Glocken hangen,
Und das Chor der Tulpen glänzt.

Alles lebt und webet wieder,
Käfer, Bienen ſummen ſchon;
Fiſche ſchwimmen auf und nieder,
Vöglein üben neu die Lieder,
Die mit ihnen weit entfloh'n.

Auch zu Polychloros Zelle
Dringt des Zaubers ſtarke Macht.
Sanft durchwärmt vom Lebensquelle
Küßt ihn eines Zephirs Welle,
Und er regt ſich, — dehnt ſich, — wacht!

Schlüpfet taumelnd vor in's Freie,
Sieht die theure Kinderwelt.
Grüne Bäume, Himmelsbläue,
Bunte Blüth' und Blumenreihe, —
Alles feſtlich aufgeſtellt.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Über Wieſen, Wald und Flur.
Schaut, und kann nicht ſatt ſich ſchauen,
Mag ſich Eines kaum vertrauen:
Seines Gleichen fehlt ihm nur.

„Wem gehört die dunkle Hülle
Die ſich ungeduldig rührt?
Lauſchen will ich leiſ' und ſtille,
Welchen Zweck ſie wohl erfülle,
Ob ſie auch den Frühling ſpürt?"

Jetzt! o jetzt! die Schale ſpaltet. —
Polychloros ſieht ſein Bild,
Das ſich regſam raſch entfaltet,
Mit den Schwingen wogt und waltet,
Herwärts lächelnd freundlich mild.

Wechſelworte ſchnell entbrennen:
„Liebchen, ſprich, wie kenn' ich dich?"
„„Lieber, dich auch ſoll ich kennen!""
„Mein möcht' ich dich fortan nennen," —
„„Dein, ſo nenne fortan mich!"",

Und noch vor dem Mittagsſtrahle
Hat er ſich die Braut erraffſt.
Tanzt mit ihr im gold'nen Saale,
Ißt und trinkt zum Feiermahle
Zuckerſtaub und Honigſaft.

Wie ſie küſſen, flattern, ringen, —
Nehmen, was Natur geboth!
Höher kann nicht Wonne dringen! —
Abends, wenn Cicaden ſingen,
Sind die Engverbund'nen todt.

Friedrich Treitſchke.

# Klytia.

„Weh mir! in des Segens Fülle
Von des Gottes Liebesſtrahlen
Eine Sterbliche umwoben,
Nenn' ich ſelig mich — und elend!
Rein des Höchſten zu genießen,
Irdiſchen iſt's nicht beſchieden:
Wähneſt du mit durſt'gen Zügen
Aether vom Olymp zu ſchlürfen, —
Mahnen dich des Herzens Stürme
Daß du ach! ein Spiel der Wogen,
Fluthend treibeſt! und ſo willſt du
Mindeſtens allein genießen,
Willſt dich ſelbſtiſch-neidend täuſchen,
Als ob du von allen Töchtern
Dieſer glanz-umfloſſ'nen Erde
Helios allſpäh'ndem Auge

Einzig ſchön erſchieneſt. Weh dir!
Weh! er liebt Leucothoen!"

Von der Leidenſchaft umdunkelt,
Aufgeſtachelt von dem Qualbrand,
Wie das Rind des Inachos von
Here's Bremſe, irrt die Arme
Hin zum lieblos-wilden Vater
Ihrer Nebenbuhl'rinn, — und der
Tochter zart Verbrechen: Liebe,
Sie enthüllt's dem Manne, dem kein
Herz im Buſen ſchlägt. Er hört ſie —
Und er ſchweigt; und vorempfindend
Faßt ſchon Klytia — und zittert —
Seines Schweigens grauſe Sprache.
Sie verhüllt ſich, eilt nach Hauſe,
Eine bange Nacht verweinend.

Als nun, auf den Wink der Eos,
Die Geſtirne dämmernd ſchwanden,
Und mit leiſen Strahlen-Schritten
Phöbos von den Bergen nahte
Mit des Silberbogens Rauſchen
Seine liebe Welt erweckte,

Und mit ſtillem, goldnem Auge
Nach Leucothoen rings ſpähte, —
Sie nicht fand, — da ward das Nächtlich-
Ausgeſonnene, Verübte,
Gräßlich offenbar. Der Vater
Hat das Kind im Schooß' der Erde,
Das noch lebende, verſchüttet.
Dahin reicht nicht Phöbos Auge,
Seine Macht nicht. Er verlor ſie.
Da verhüllt er ſeine Stirne
In Gewölk, und wandte ſich;
Und im Fliehen ſenkt er ſchweigend
Seines heil'gen Auges Schimmer
Zwiſchen Thränen ſanften Regens,
Die in Iris-Pracht erglänzten,
Auf die Trauer-Scene nieder.
Wo ſein Schmerzens-Blick gehaftet,
Sprießen aus geweihtem Staube
— Höchſten Opfers ewig' Zeugniß —
Heil'ge Stauden, Weihrauch ſpendend.

Aber du! aus Liebe haſſend,
Weheſinnend, wehebuldend,
Unglückſelig hingeriſſen,

Bild verworr'ner Menſchenthat,
Klytia, dein Loos bewein' ich.
Du verſtummteſt. Ew'ge Reue
Wühlte dumpf dir in der Bruſt.
Neunmal kam und ging Apollon,
Und er ſah dein jammernd Auge
Starr und trüb auf ihn geheftet.
Tröſtend ſchaut der Gott dich an:
Seine Liebe hat vergeben —
Doch umſonſt! dein ſtarres Auge,
Ewig bleibt's auf ihn geheftet.

Und ſo ſchwinden Tage, Monden,
Und der holde Leib verwandelt
An des All-Belebers Strahlen
Leiſe ſich zu einer Blume,
Die das holde Strahlen-Antlitz
Ewig auf, zur Sonne wendet.

Ernſt Freih. v. Feuchterſleben.

# Gunnar.

## 1.

### Hallgerda.

In rauchgeſchwärzter Halle, mit Gunnar Hand in Hand
Saß froh der weiſe Rial hoch oben an der Wand,
Und rundher wack're Männer und werthe Freunde viel'.
Denn Gunnars froher Heimfahrt — Rial ſich freuen will.

Das Metherfüllte Trinkhorn, es geht von Mund' zu Mund',
Das off'ne Männerauge gibt Fried' und Freude kund.
Von ſeinem Vickingszuge, von Kampf und wilder Fahrt
Erzählt der hohe Gunnar nach ſeiner Väter Art.

Es lacht ſein kühnes Auge, klar, wie des Himmels Blau,
Vom männlich braunen Antlitz' ſpricht es zum Freund:
„Vertrau!"

Gar helle blonde Locken, des ſanften Gunnar Zier,
Umringeln ſeinen Nacken, ein Haupt, wie Bragur's
— ſchier.

Von Harald Gormſon ſpricht er, von Hakon
Jarl auch;
Vom Allthing geht die Rede, von König Grau-
rocks Brauch'.
So Mund, als Herz, iſt offen. Man drückt ſich froh
die Hand;
Lobt Island ſich, und Seefahrt, und Norwegs Vaterland.

Doch düſter glüh'nden Auges, herabgezog'nen Brau'n
Sitzt ſtumm die Allerſchönſte von allen Islands Frau'n.
Von üppig hohem Wuchſe, wie Freya ſtolz und ſchön,
Iſt Gunnar's edle Gattin, Hallgerda anzuſeh'n.

Sie hat es mit Bergthora, des weiſen Rial's Weib',
Nach würd'grem Sitz' verlangend für ihren ſchönen Leib.
Schon brütet ſie im Stillen ob einer argen Liſt,
Wie bei dem lauten Mahle ein Streit zu regen iſt.

Bald iſt das Wort gefunden. Bergthora ſchuldet nicht.
Die Helden achten's wenig, was Weiberzunge ſpricht.

Nial und Gunnar herzen, wie alte Freunde thun,
Sich droben froh und fröhlich, weil Streit und Hader ruh'n.

Doch draußen vor der Thüre wird es mit Ein Mal laut,
Und höhniſch Nial's Gattinn hin nach Hallgerden ſchaut.
Da treten Nial's Söhne in kecker Eil' herein;
Schaut gleich das Auge ruhig: die Klinge iſt nicht rein.

Hin treten ſie zur Mutter und neigen ſich vor ihr:
„Die Rache iſt genommen. — Zwei liegen vor der Thür'.
Geſühnet iſt dir Hreider's, des freien Helden, Tod;
Schlecht, — ſchöne Frau Hallgerda! — bekam doch dein Geboth."

Aufſpringen all' die Helden, und ſchau'n ſich trotzig an;
Nach Schwert, Schild, Axt und Lanze rennt eilig jeder Mann.
Nial's — und Gunnar's Männer ſteh'n zornentrüſtet da:
Und — höhniſch Frau Hallgerda dem Kampf' entgegen ſah.

„Bei Thor und Othin! haltet!" — ruft Rial überlaut:
„Ich bürge für die Buße. — Dem Allthing ſey's vertraut!
Nicht will ich — um der Frauen unüberlegten Zwiſt —
Zerhau'n das Band mit Gunnar, der mir ſo theuer iſt.

Bergthora! laß den Hader! — Hallgerda! ſchöne Frau,
Wie kleidet dieſes Zürnen — die Schönheit doch ſo rauh! —
Bald leih' ich ſelbſt der Sage mein ungelehrig' Ohr:
Von zweier Helden Sterben, dir — Gatten ehevor!"

Hallgerda zuckt. — Drauf Gunnar: „Schweig, unholdſelig' Weib,
Giftvolle Natterzunge! reitzvoller Schlangenleib! —
Folgt' ich einſt beſſer'm Rathe: lief nimmer ich Gefahr,
Daß mir der Freund und Diener, — ich ſelbſt, — verloren war.

Der innhaltſchweren Worte gedenk' ich noch recht wohl,
Von mildentblößter Schönheit, die — Unheil bringen ſoll.
Es ſprach ſie Rut, dein Oheim, in dunkler Ahnung aus,
Bewahr' mir Thor und Othin, ſo mein, als Freundes — Haus!

Doch, daß du auch gedenkeſt der unheildroh'nden That:
So nimm dieß hin von Gunnar, der dich zu eigen
hat!' —
D'rauf hebt er auf die Finger, und ſchlägt ſie in's Ge-
ſicht.
Das muß er aber büſſen, wenn ihm das Aug' einſt bricht.

## 2.

## Buße.

Zudonnert mit langſam verhallendem Schlag'
Das hölzerne Thor. Schon grau't der Tag. —
Fortreitet auf ſchnaubendem wieherndem Roß'
Der Gunnar, der vieles Blut vergoß.

Der Allthing geboth ihm: zu meiden das Land;
Drei Jahre zu flieh'n der Väter Wand.
Drei Jahre nicht ſieht er mehr Feuer und Eis,
Die Angſt überfällt ihn ſiedendheiß.

Da ſtrauchelt das Roß. — Im Sturz' muß er ſchau'n,
Wo die Schönſte noch wohnt von Island's Frau'n.
Er wendet zum Bruder den dunkelnden Blick;
Zum Bruder, der theilen will Leid und Glück:

„Das Land iſt ſo ſchön! und der Boden ſo reich,
Mir wird bei dem Schau'n das Herz ſo weich.
Nie kam mir je reitzender vor dieſer Ort.
Zurück will ich reiten. Es läßt mich nicht fort!" —

„„Wie reitzend der Ort auch, wie gut auch das Land:
Doch beſſer, wir meiden der Väter Wand.
Denn es wächſt die Gefahr und der Feinde Gewalt,
Der Allthing verleihet uns keinen Halt."" —

„Und wächſt die Gefahr und der Feinde Gewalt;
Und hab' ich am Allthing auch keinen Halt:
Doch reit' ich zurück zu dem heimiſchen Herd',
Dieweil mich's, — zu bleiben, — ſo heiß begehr't!"

3.

Gunnar.

Die Männer ſind im Feld! — Kaum grau't der Tag,
Feſt ſchlafend Gunnar im Hauſe lag. —

Ein wüthend' Gebelle erſcholl. — Dem Hund'
Verſchloß bald ein Keulſchlag den treuen Mund. —

Empor fährt der Held. — Zur Hand iſt das Schwert.
Der Bogen — zur Stell' nach dem Köcher begehrt.

Die Feinde umſteh'n das einſame Haus. —
Pfeil' fliegen um Pfeile zum Fenſter 'naus.

Seitab denn der Hauf' mit furchtſamen Schrei.
Der Angriff, — ſo ſcheint es, — iſt vorbei.

„Nicht ſende den Pfeil, den ſie dir geſchickt!"
Die Mutter; — doch iſt er ſchon abgedrückt. —

„Verbraucht ſchon ſein Vorrath? — Zurück! zurück!"
Sie jauchzen. — Nun flieht das falſche Glück. —

„Die Senn' zerſchnitten! — Hallgerda! lieb' Weib!
Schnell von den Haaren von deinem Leib.

Lieb' Mutter! Schnell dreh' mir 'ne Senn' davon!" —
„„Dir liegt daran?"" — Hallgerda, mit Hohn.

„Mein Leben, es hängt nur an deinem Haar'!" —
„„So naht ja die rächende Stund' fürwahr!

So will ich vergelten anjetzt den Schlag. —
Mir gleich, ob ſich Gunnar lang' wehren mag.'" —

„Ein Jeder ſucht Ehre auf ſeine Art
Viel Bitten fällt Gunnar nicht minder hart." —

Aufſtößt er die Thüre. Und Axt und Schild
Blitzt hell in der Sonne. Der Lebensmuth ſchwillt.

Er wehrt ſich lange mit Kraft und Muth.
Doch rieſelt zur Erde das warme Blut.

Er bricht in die Knie, — die Axt aus der Hand, —
Todt — ſtürzt er in's Blut — für's Vaterland.

Es ſangen die Skalden des Gunnar Tod,
Denn Nial's Sohn rächte ihn blutig roth.

J. J. Hannuſch.

# Der Mutter Wahnſinn.

„Lieb' Mütterchen, ſchau'ſt mich ſo finſter an,
Ei, hat dir dein Knabe was Leid's gethan?
Sahſt immer ſo freundlich, ſo mild und lind,
Und bin ich denn nicht mehr dein liebes Kind?"

Die Mutter die hört es — und hört es nicht:
Eine Nacht hat geraubt ihr der Sinne Licht!
Das Kind, ſonſt ihr Leben und Lebensglück,
Sie ſtarrt es nun an mit des Irrſinn's Blick! —

Wie draußen ſo roſig der Morgen lacht!
Ach! hat keinen Strahl er für ſolche Nacht?
Sie faſſet den Knaben, und trägt ihn hinaus,
Und eilt mit dem Kleinen weit, weit vom Haus.

Und wo ſich die Thalſchlucht enger zieht,
Wo der Berge Haupt durch die Wolken ſieht,
Da ſchleppt ſie den Knaben gar hoch empor,
Nicht achtet ſein Wort ihr entfremdetes Ohr.

D'rauf blickt ſie ihn wieder wild lachend an,
Und herzet und küßt ihn — und ſchlägt ihn dann!
Und ſtreichelt ihn wieder, und legt ihn hin,
Als kehrte zurücke der Mutterſinn.

Da liegt er, geklemmt, an des Abgrund's Saum',
In Farren und Mooſen, und athmet kaum!
Sie gibt ihm den Segen: „Lieb' Knäbchen ſchlaf',
Schläfſt weich hier und ſicher, als wie ein Graf."

D'rauf wandelt ſie ſchweigend vom Knaben weg,
Gedankenlos ſtarrend in's Dorngeheg';
Manch' ſcharfer Dorn ihr den Fuß durchſticht,
Er blutet, — ach! blutet ihr Herz denn nicht?

Dahin iſt ganz der Erinnerung Kraft,
Nicht denkt ſie des Knaben in feſter Haft;
Da rauſcht es, und pfeift's durch den Felſenhag,
Da ſchießt es herab wie ein Wetterſchlag!

Ein lungernder Geier umkrallt das Gewand
Des zitternden Knaben, ſo dicht am Rand;
Schon hebt er die Waffe, nach Räuberart,
Zum Stoß' in den Buſen ſo jung und zart.

Doch die Mutter, die hörte des Kindes Schrei,
Mit der Eile des Pfeiles ſie flog herbei,
Und umfaßte den Geier verzweiflungsſtark,
Und zerdrückt' ihm den Schedel mit Hirn und Mark.

Und ſtatt in die Wolken mit ſeinem Raub,
Das Unthier entfleucht in der Tiefe Staub; —
Doch die Mutter befreit das gerettete Kind,
Von den grauſam einengenden Steinen geſchwind.

Sie trägt es auf bebendem, blutigem Arm'
Nach der heimiſchen Hütte, und legt es warm;
Und ihr Auge, nicht rollend und finſter mehr,
Blickt mild, wie der Tag, wie die Sonne hehr.

Wohl drücket und preſſ't mit der alten Luſt
Sie den Wiedergebornen an ihre Bruſt,
Bedeckt ihn mit Küſſen, und wahrt ihn vor Schmerz;
Den Wahnſinn beſiegte das Mutterherz!

Franz Fitzinger.

# Der Pirat.

## Schiffergeſang.

Heule mit uns, o Sturm, ein Lied!
Singe mit uns, wie ein kühner Pirat
Frevelnd beging, von der Hölle durchglüht,
Die lezte Gräuelthat!

Nächtig aus ſtillem Kloſter frech
Hatt' er geraubt manch' Heiligthum,
Hielt dann mit ſeiner Schar ein Gezech'
Im Refectorium.

Doch als es Mitternacht nun ſchlug,
Rauſchte der Saal von Moderduft;
Schweigend entwallten in langem Zug'
Die todten Mönche der Gruft.

Alle die Zecher wurden ſtumm;
Lieder und Luſt man ſchnell vergaß;
Denn es umſtarrten den Tiſch ringsum
Die Mönche, ſo welk und blaß.

Aber der Hauptmann lachte Hohn,
Faßte den Becher, ſchwer von Wein,
Sang und geboth mit ſtolzem Ton':
„Ihr Todten, ſtimmet ein!"

Horcht! da ertönt' ein düſt'rer Sang,
Alle zerſchmetternd mit Blitzesmacht;
„Dieſes," ſo ſcholl der Worte Klang,
„Iſt eu're letzte Nacht!" —

„Soll das uns ſeyn die letzte Nacht,
Nun denn, ſo ſey der Becher Wein,
Schreckliche Hölle, dir dargebracht,
Wirſt unſ're Wohnung ſeyn!"

So der Pirat und hoch empor
Hob er den gold'nen Pokal und trank;
Aber der todten Mönche Chor
Rief Amen und verſank. —

Donner, in unſer Lied gebrüllt!
Als ſie entſchwand, die Nacht, ſo bleich,
Eilten die Räuber, mutherfüllt,
Zum nahen Schiffe ſogleich;

Fuhren dahin auf glattem Meer,
Sangen wohl manchen frohen Sang,
Froher als Alle, ſang doch er;
Ihm machte die Hölle nicht bang.

Plötzlich erbrauſ'te dumpf die See;
Wogengebirge, dichtgeballt,
Hoben um's Schiff ſich rings in die Höh'
In rieſiger Mönche Geſtalt.

Alle die Räuber floh'n vor Schreck
Tief in das Schiff mit ſtarrem Haar';
Jener doch ſtand auf dem hohen Verdeck'
Und grüßte die Rächerſchar.

Furchtbar erglühte, von Blitzen umſprüht,
Jetzt der gewaltigen Mönche Zahl;
Und es durchſcholl ihr ſchrecklich' Lied
Das flammende Wogenthal.

Aber dem Hauptmann' wurde nicht bang;
„Düſter," ſo rief er, „ihr Mönche bleich,
Habt ihr begleitet meinen Sang,
Doch fröhlich begleit' ich euch!"

Und in den eigenen Todeschor
Stimmt' er, als brächt's ihm Zeitvertreib,
Sang noch, als rings ſchlug Feuer empor,
Umpraſſelnd ſeinen Leib.

Gierig verzehrt' ihn die Feuerfluth,
Und es verſank der Geiſterreih'n,
Toſend auch hüllte mit wilder Wuth
Die Flamme das Schiff jetzt ein.

Heule mit uns, o Windesbraut!
Donner, o brüll' in unſ'ren Sang!
Feiert mit eu'ren Stimmen laut
Des Frevlers Untergang!

Carlopago.

# Der Radſchah und der Bramine.

Der Radſchah Bunda ſitzt zu Throne
Und ſendet ſeine Häſcher fort,
Daß Herrſchermacht damit ihn lohne,
Was ihm nicht gab der Liebe Wort. —
Er liebt die Tochter des Braminen,
Doch ſie verſchmäht des Wüſtlings Gier,
Nicht Bitten können ſie gewinnen,
Nicht Gold, nicht der Demanten Zier!

Da eint ſich mit den Wolluſtflammen
Der Kränkung leicht geſchürrte Glut,
Bis ſie gewaltiger zuſammen
Sich wandelten in Zorneswuth;
„Es kröne Obmacht mich zum Sieger,
„Weil Güte mir die Huld verſagt,
„Entführt gewaltſam, treue Krieger,
„Das Mädchen, das zu trotzen wagt.“

„Haut nieder, die ſich widerſetzen,
„Den Vater ſchleppt in Banden her,
„An ſeiner Wuth mich zu ergetzen,
„Nur er macht mir den Sieg ſo ſchwer;
„Hohnlachend will vor ſeinen Blicken
„Ich mich des Mädchens Huld erfreu'n,
„Der Wonne Früchte vor ihm pflücken,
„Und triumphiren: Sie iſt mein!"

Und als dem Vater wird die Kunde,
Welch' Unheil ſeiner Tochter droht,
Schwört Rettung er mit bleichem Munde
Der Unſchuld zartem Morgenroth'.
„„Wie auch des Radſchah Macht mir dräue
„„Feſt ſteh' ich da, ich zittre nicht.
„„Er ſehe, ob ſein Droh'n ich ſcheue!
„„Bin ich nicht ſtark, durch Brama's Licht?""

Und haſtig wühlet in die Erde
Er eine Grube tief und breit,
Daß ſie ihm dien' zum Opferherde
Den Rachegöttern eingeweiht;
Und füllt ſie an durch Holz und Brände
Und leget Harz und Reiſer d'rauf,

Und ſchwingt der Fackel Glut behende,
Es flackert hoch die Flamme auf!

Schnell zieht er eines Dolches Spitze
Und zuckt ſie auf der Tochter Herz
Im Auge flammen Grimmes Blitze
Im Antlitz' mahlt ſich Wuth und Schmerz.
„Ich kann die Ehre dir nicht retten,
„So ſtirb, von Vatershand fahr' hin!
„Mehr frommt's, du liegſt in Todesketten,
„Als durch die Welt entehrt zu zieh'n."

Nun unter manchem, ſchwerem Streiche,
Geführt vom blut'gen Opferſchwert',
Zerſtückt er ſeiner Tochter Leiche
Und ſä't ſie auf den heil'gen Herd;
Und ſpringt darauf raſch in die Flammen,
Als ſich der Radſchah ſelber naht,
Und rafft im Feuerqualm' zuſammen,
Was noch an Kraft ſein Leben hat!

„Tyrann, du deſſen wilde Lüſte
„Der Jungfrau Ehre frech bedroht,
„Der mir des Lebens Au'n zur Wüſte

„Verwandelt durch ſein Machtgebo:th:
„Sieh her, ſo muß aus Wolluſtkrallen
„Des Kindes Heil der Vater zieh'n
„Doch dieſer Unthat Schuld ſoll fallen
„Auf d e i n e Laſterſeele hin!"

„Vor keinem Richter kann ich klagen,
„Vor keinem Fürſten find' ich Lohn,
„So lad' ich dich nach hundert Tagen
„Hinüber zu des B r a m a Thron.
„Und bis dahin entfliehen Freuden,
„Und Ruh' aus deiner bangen Näh',
„Am Herzen mögen Vipern weiden,
„Um dich her greife Angſt und Weh!"

„Was du genießeſt, ſchmeck' wie Galle,
„Des Trankes Labung ſey dir Glut
„Im Arm' des Schlafes ſelbſt umwalle
„Dich ein Phantom von Schreck und Blut!" —
So ruft er, und die Augen brechen,
Und Rauch und Qualm umhüllen ihn,
Es will ſein Mund noch Ein Mal ſprechen,
Und todt ſinkt in den Brand er hin!

Wie grinſende Geſpenſter drängt
Den Radſchah des Braminen Wort,
Er ſieht des Lebens Band zerſprenget,
Ihm winkt des Jenſeits Grauenort,
Es flieht der bunte Glanz der Freuden,
Der Ruhe Zauber ſeine Näh
An ſeinem Herzen Vipern weiden,
Und ſchwarze Brut von Angſt und Weh'.

Und als der Morgen neu zum Lichte
Von jetzt war hundert Mahl erwacht,
Lag mit verſtörtem Angeſichte
Der Radſchah — kalt; um ihn war's Nacht!
Und vor dem Richter ſtand die Klage,
Um Rache ſchrie der Unſchuld Blut;
Es ſenkt ſich der Vergeltung Wage; —
Weh' dem, der frevelnd Böſes thut!

Leop. Schlecht.

# Der Tigerkampf.

Zwei Fürſten, die in alter grauer Zeit
Durch Herz und Gränze Freund' und Nachbarn ware
Verſuchten in langweil'gen Friedensjahren,
Oft gähnend, andern, minder blut'gen Streit.
Der Fürſten jeder hielt in ſeinem Zwinger
Viel wilder Thiere buntgemengte Zucht:
Den Löwen, der des Thrones Würde ſucht,
Den Leopard, den muthig ſchnellen Springer,
Das Freſſerpaar, den Schakal, die Hyäne,
Den plumpen Bär', den liſtig ſchlauen Fuchs
Den faulen Dachs, den allzeit muntern Luchs,
Und hundert and're, die ich nicht erwähne.

Aus ſolcher kraftbegabten Doppelzahl
Ward oft ein Streiterpaar hervorgezogen.
Zuſammen in der Turnbahn' Zirkelbogen
Warf man die Beſtie'n nach der Fürſten Wahl,

Und ſah mit Luſt ihr Ringen und ihr Quälen,
Und hört' ihr Ächzen und ihr Angſtgeſchrey. —
Ich lief davon, — doch der Geſchmack iſt frey,
Und anders fühlen hocherhab'ne Seelen.

Als erſten Schmuck der zwei Menagerie'n
Fand man in jeder einen Tiger prangen.
Wer Beider, wenn zum Kampfe ſie erglüh'n,
Wird wohl den zweifelhaften Sieg erlangen?
Gleich groß, gleich alt, aus gleichem Vaterland',
Von gleichen Klauen, gleichgeſpitzten Zähnen,
Mit gleichem Rachen ſchrecklich gleichem Gähnen,
Iſt jedem Sieg und Unfall gleich verwandt.

Oft aufgeſchoben ward das hohe Feſt,
Wo Eines Tod des Andern Ruhm vermehret,
Bis man aus Laune doch geſchehen läßt,
Was der Beſitzer Ahnung lang' gewehret.
Man räumet Woche, Tag und Stunde ein,
Man wagt und wettet ungeheu're Schätze,
Hof, Adel, Bürger werden zu Partei'n,
Die ſich für den und jenen blind entzwei'n,
Und grimmig ſelbſt nach Mord und Blute ſchrei'n,
Bis daß der Kampf den Kämpfen Schranken ſetze.

Die gleicherfahr'nen Wärter ſorgen nun
Der Untergeb'nen Mordluſt zu vermehren.
Sie laſſen Beide fern vom Lichte ruh'n,
Indem ſie die gewohnte Nahrung wehren.
Mit Blut und Mark erhitzen ſie die Kraft.
Es wird der Menſch wohl ſpielend unterrichtet,
Wie er den Menſchen faſſet und vernichtet,
Allein beim Thier' braucht's größ're Meiſterſchaft.

Und roth, im Oſt, erſcheint der Feier Ziel,
Auf Gitterwagen führt man her die Helden,
Die, gräßlich brüllend, ſelbſt ihr Kommen melden;
Trompeten laden ein zum Trauerſpiel',
Es läuft das Volk, — vorzüglich Frauen viel, —
Die Fürſten kommen, hoch läßt man ſie leben!
Drei Paukenwirbel feiern den Beginn,
Und alles weicht — und drängt ſich wieder hin —
Und ſtarret nach den Käſichen mit Beben.

Mit Beben, ja! — Die Fallen raſſeln auf, —
An Ketten hebt man ſie aus ſich'rer Höhe.
Die Wuthentbrannten ſtürzen vor im Lauf',
Begrüßen ſich mit: Wehe, Wehe, Wehe!
Umkreiſen ſchnell einander, — packen an,

Den Hunger erſt, die Mordluſt dann zu zwingen;
Und reißen, beißen, ſpringen, ringen, ſchlingen,
Und freſſen — welch ein ſchaudervoll' Geſicht! —
Es flieht das Volk, die Fürſten tragen's nicht, —
Und freſſen ſich ganz auf mit Haut und Haar,
Und ſterben beid', indem ſie beide ſiegen.
Nur eine Spur zeigt, was geſchehen war:
Vier Ohren ſieht man auf der Wahlſtatt liegen!

So weit das Mährchen, — und nicht ohne Geiſt;
Nicht deutungsleer wird es mein Leſer finden.
Die Tiger, die man Kritiker auch heißt,
Seh'n wir noch jetzt in Zwietracht ſich entzünden.
Mit gleichen Klauen, gleichgeſpitzten Zähnen,
Mit gleichem Rachen, ſchrecklich gleichem Gähnen.
Wird oft, wenn eben fremde Nahrung fehlt,
Der eig'ne Bruder ſchonungslos erwählt.
Im wilden Kampf' geh'n Beide gleich verloren,
Und auf der Wahlſtatt liegen nur — die Ohren.

Friedrich Treitſchke.

# Ahasver der ewige Jude.

Bei einem reichen Banquier
War Abends große Aſſemblee;
Der ganze gold'ne Adel fand
Sich mit Geſchmack da und Verſtand.

Die Glocke ſilbertönig ſcholl,
Bis der Salon war übervoll,
Wie wogte bunt das hin und her
Und immer reicher, immer mehr!

So ging es bis an Mitternacht;
Man hatte viel getanzt, gelacht,
Auch ſehnte, voll Kaffeh und Thee,
Man ſich bereits nach dem Souper,

Indeß pauſirte die Muſik;
Man lagerte mit heißem Blick'
Und heißer Bruſt ſich d'rauf im Kreis,
Nach eines jungen Herrn Geheiß.

Der nämlich ſchlug den Damen vor,
Weil er nicht gerne Zeit verlor,
Bis zum Souper von dem und dem
Sich zu erzählen angenehm.

So ſtanden denn in wenig Zeit
Die Sitze da zum Ring' gereiht,
So ſaßen d'rauf auch alſobald
Die Damen gleich wie hingemahlt.

Dicht hinter jedem Tabouret
Ein reſpectiver Chevalier;
Wie huldigten, wie koſten ſie,
Wie waren ſie voll Melodie!

Nur Einer aus den Herren war
So ſchweigſam und ſo ſonderbar,
Ein Fremder, der dem Herrn vom Hauſ'
Empfohlen war von Hamburg aus.

Kam unlängſt aus Amerika,
War 's erſte Mal im Hauſe da
Ein Mann ſtark in den Vierzigen,
Im Äußern von den Wähligen.

Ein engliſch ſchlanker ſchwarzer Frak,
Im Arm' der breitbordirte Claque,
Lorgnette, Escarpins, Gilet:
Ein Elegant, ein Chevalier.

Auffiel an ihm die Bläſſe nur,
Wahrſcheinlich großer Leiden Spur,
Das Aug', das wie verkohlet war,
Und dichtes ſchwarzes Lockenhaar.

Er hielt ſich etwas fremd und fern;
Doch zugezogen von den Herr'n
Nahm er, in kaltem, ernſtem Ton',
Theil an der Converſation.

Der junge Herr, von dem ich ſprach,
Erzählte manches nach und nach,
Beherrſchte, da er luſtig war,
Die Unterhaltung ganz und gar.

Und wie das wohl ſchon öfters ging,
Nach mancherlei Geſprächen fing
Von Ahnung und Geſpenſtern man,
Zuletzt vom ew'gen Juden an.

Der junge Herr, ein Sansfaçon,
Begann: „Wer ſpricht wohl noch hiervon?
Der ew'ge Jud' iſt ein Gedicht,
Wenn auch das allerſchlecht'ſte nicht."

„„Gedicht der ew'ge Jude? — Herr,
Das fiele zu beweiſen ſchwer!""
So rief der fremde, bleiche Mann
Den roſenwang'gen Jüngling an.

Der aber fuhr ſtilllächelnd fort:
„Sie alſo nehmen mich beim Wort?
Und ich ſoll ſagen, was ich weiß?" —
„„Geſchwind, geſchwind!"" So rief's im Kreis.

Ich denk: „der ew'ge Jud' iſt wohl
Von jenem Fluch' nur das Symbol,
Der zwei Jahrtauſende nunmehr
Das Judenvolk bedrückt ſo ſchwer"

„Vom Fluche, der geheimnißvoll
Die Juden all' von Pol zu Pol
Hin ruhlos jagt: iſt Ahasver
Mir ein Symbol und ſonſt nichts mehr."

„Dieß Volk, das ſich nicht rühren ließ
Vom Himmelsglauben, ihn verſtieß,
Der wollte ruh'n an ſeiner Thür',
Es wandert ewig nun dafür."

„Das iſt der Wand'rer Ahasver,
Des Wandervolks Symbol, nichts mehr!
Das ewig lebt und doch nicht lebt
Und täglich ein und aus ſich gräbt."

Das auf dem weiten Erdenball',
Iſt heimathlos allüberall,
Und fort und fort, in ſeinem Bann',
Nicht ſäen darf, nicht ernten kann.

„In der Geſchichte Friedhof ſank
Noch jedes Volk, war's alt und krank;
Der große Tod, der Völker bricht,
Das Judenvolk zerbrach er nicht."

„Noch blüht es, wie's geblüht hat, bleich,
Ein alter Jüngling, vorwurfsreich:
Noch welkt's dahin, unſterblich arm,
Ein junger Greis, voll Angſt und Harm."

„Noch iſt der Jude, wie er war:
Das Auge nächtig, kraus das Haar,
Auf ſeinen Lippen Schmerz und Spott,
Das Herz für Liebe kalt und todt."

„So ſtößt auch heut noch, ja ich wag's
Zu ſagen laut, wie eines Tag's
Den Heiland Ahasver verſtieß,
Er jeden Gott von ſich gewiß;"

„Wenn er kein Gott des Goldes iſt,
Die Schachte nicht der Welt erſchließt,
Und peitſcht ihn, wenn er allenfalls
Ihm mit dem Kreuz' ſinkt auf den Hals." —

„„Halt ein Verruchter! o halt ein!""
Schreit plötzlich hier der Fremde drein,
Daß Alles rings im weiten Saal'
Entſetzen faßt mit Einem Mahl!

Und Herr'n und Damen ſchreckerfaßt,
Sie ſpringen auf in banger Haſt,
Hinſtarrend nach dem Fremden, doch
Feſt ſteht der junge Redner noch,

Und hält im Aug' den bleichen Mann,
Der aber ſchreit ihn nochmals an:
„„Symbol? Du Burſche, biſt du toll?
Der ew'ge Jude ein Symbol?""

Und wie er dieſe Worte ſpricht,
Verwandelt ſich ſein Angeſicht,
Sein Aug' ſcheint todt, ſein Haar ſcheint weiß,
Jetzt iſt er Mann, jetzt iſt er Greis.

Kühn ruft der Jüngling: „Herr! was ſoll
Die Schmähung?"— „„Ahasver Symbol?""
Kreiſcht abermals der Fremde hin,
„„Und weißt du, Knabe, wer ich bin?"",—

Da macht Entſetzen rings ſich Bahn,
Zu Boden ſtürzt der junge Mann,
Der Fremde aber, Wuth im Blick',
Donnert. „„Mir eine Braut! Muſik!""

Und von den Frau'n, die fliehen graus,
Holt er die Tochter ſich vom Haus,
Und eh's verhindert man zumal,
Schleift er das Mädchen durch den Saal.

Und walzt, ſie preſſend in den Arm,
Wahnſinnig hin, daß Gott erbarm'!
Und ſchreit, wie ſingend ſich, „Muſik!"
Und ſo dahin und ſo zurück.

Und wie man endlich feſt ihn hält,
Da — ſchlägt es zwölf und todt hinfällt
Das Mädchen aus des Fremden Hand,
Der luſtig hinhuſcht an der Wand.

Ritter Braun von Braunthal.

# Helmigis und Arbigast.

Helmigis und Arbigast
Waren tücht'ge Recken;
Feinde ohne Ruh und Rast,
Mußt' sich Einer strecken,

Und schon blutet Helmigis
Zu des Feindes Füßen,
Und es ruft der Helmigis: —
„Feind, du mußt mich küssen!"

„Waren wir erst Feinde auch,
Helden sind wir Beide,
Und nach altem Heldenbrauch,
Ohne Groll ich scheide." — —

Und die ohne Ruh' und Raſt,
Sich bekämpft als Feinde,
Helmigis und Arbigaſt,
Scheiden ſo als Freunde.

Ant. Panaſch.

# Quanahanna.

1.

Quanahanna, ſchönſte Blume
Die zu des Oriſſas Ruhme
In Onebo aufgeblüht,
Jede andre muß dir weichen,
Die entknoſpt in Sennars Reichen
Wo die Sonne tödtend glüht.

Gleich dem Lorbeerbaum, dem jungen,
Iſt ſie ſchlank und hoch geſchwungen,
Weiß wie Kokuskern ihr Zahn,
Roth und blaugemalte Schlangen
Ringeln ihr um Bruſt und Wangen
Und an Arm und Hals hinan.

Viele fremde bunte Zeichen
Schmücken noch die üppig weichen
Formen ihres ſchlanken Bau's,
Um die Knöcheln von den Füßen
Sich zwei blanke Ringe ſchließen
Und ihr Haar iſt fein und kraus.

Wie nur weiß ſie ſich zu tragen
Wenn die Trommel wird geſchlagen
Bei der Bambula zur Nacht,
In welch' zaub'riſcher Entfaltung
Zeigt ſich da des Leib's Geſtaltung,
Ihrer Formen Götterpracht.

Ja von ihrer Schönheit Prangen
Ganz Onebo iſt gefangen,
Doch vor allen ſind es zwei,
Zangar, Zami, beide blühend,
Nur für ſie in Liebe glühend,
Glühend bis zur Raſerei.

2.

Wie ſo traurig unter Kokusbäumen
Sitzet Quanahanna dort in Träumen?

„Sprich, was fährſt du ſo empor mit Beben
Zangar iſt's und Zami, ſüßes Leben!"

„Können's beide länger nicht ertragen
Unſer Urtheil magſt du jetzt uns ſagen."

„Heißer Liebe Luſt und tiefe Schmerzen
Lodern beiden uns im warmen Herzen."

„Können nicht dich fliehen, nicht dich laſſen,
Jeden drängt es heiß dich zu umfaſſen."

„Quanahanna, o mein ſüßes Leben,
Wen wirſt du verachten, wen erheben?"

„Zangar iſt's und Zami, die ſo klagen,
Quanahanna, wolleſt Antwort ſagen."

Quanahanna aber ſchweigt und hüllet
Sich das Aug', das ſich mit Thränen füllet,

Denn ihr Herz, bewegt von Luſt und Leiden,
Liebet beide, ſchwanket zwiſchen beiden.

3.

Unter nächt'gem Palmendunkel
Wo die kühlen Lüfte reger,
Wandern bei der Nacht Gefunkel
Mit dem Mädchen hin die Neger.

Felſen nur mit grauem Mooſe
Starren rings, von Nacht umſchlungen,
Und des fernen Meer's Getoſe
Kommt wie Sturm herangedrungen.

Öder wird es ſtets und wüſter,
Schaurig heulen die Schakale,
Als die Neger ſtumm und düſter
Stille ſteh'n im nächt'gen Thale.

„Quanahanna, ſüßes Leben,
Von der Götter Reitz umfloſſen,
Höre jetzt was eingegeben
Von Oriſſa, wir beſchloſſen."

„Keiner kann von uns dich laſſen,
Keiner kann von uns dich meiden,
Denn Verzweiflung würde faſſen
Jeden der da wollte ſcheiden."

„Ja, es fänd' an deinem Herzen
Selbſt das Glück nicht der Geliebte,
Dächte er, daß fern' in Schmerzen
Wandeln müſſe der Betrübte."

„Doch Oriſſa hat gegeben
Kunde uns wie wir zu handeln,
Daß zu ew'gem Freudenleben
Möge ſich das Trauern wandeln."

„Einen Trunk nur, einen herben
Gilt es noch, vom Meer' der Leiden —
Quanahanna, du mußt ſterben!
Sterben mußt du, mit uns Beiden!"

4.

Sieh', was liegt dort in dem Thale
Mild umglänzt vom Sonnenſtrahle
Der im Graſe Funken ſprüht?
Weh'! Oneba's ſchönſte Blume
Die zu des Oriſſa's Ruhme
Wie die Roſe hat geblüht.

Gleich dem Lorbeerbaum', dem jungen,
Iſt ſie ſchlank und hochgeſchwungen,

Weiß wie Kokuskern ihr Zahn,
Viele rothgemalte Schlangen
Ringeln ihr um Bruſt und Wangen
Und an Arm und Hals hinan.

Röther aber ſcheint die Welle
Die mit haltlos wilder Schnelle
Aus der Bruſt der Schönen quillt,
Und nach deren ſtiller'm Rinnen
Sich noch mit entſchwund'nen Sinnen
Niederbeugt das ſüße Bild.

Und gleichwie voll Inbrunſt ſchmiegen
Noch zwei Neger, die da liegen,
Sich an ſie, zu ſtillem Bund,
Jeder einen Stich im Herzen.
Aber ohne Spur von Schmerzen
Lächelt noch im Tod' ihr Mund.

Alſo fand man in dem Thale
Jene drei, bevor Schakale
Sich noch frech herbei gewagt,
Und begrub ſie dort in Frieden,
Die vom Leben lieber ſchieden,
Als der Liebe ſie entſagt.

Johann N. Vogl.

# Die zwei Wünſche.

Nicht fern von jenen blühenden Geſtaden,
Um die der Ganges ſeine Wellen hebt,
Von jedem Fruchtſchatz' überreich beladen,
Von jeder Blüthe Farbenſchmelz belebt,
Verſengte einſt der ſtrenge Gott des Lichtes,
Den reichen Schatz bis auf die letzten Spuren;
Der bleiche Hindus irret durch die Fluren,
Und zittert ob des ſchrecklichen Gerichtes. —
Zwei junge Schäfer blicken auf zum Himmel,
Und Thränen feuchten den verdorrten Plan,
Wo kurz vorher noch blühendes Gewimmel, —
Sie fleh'n die Gottheit um Erbarmen an.
Zum Thron' des Höchſten bringen ihre Klagen,
Da theilet ſich des Himmels eh'rner Bogen,
Ein Genius naht, vom Sonnenſtrahl' getragen,
Sein Antlitz hat der Glanz der Huld umzogen.

Die Linke hält das Horn des Überfluſſes,
In ſeiner Rechten blitzt ein feurig' Schwert,
Und wie das Horn das Sinnbild des Genuſſes,
So droht das And're, weil es nur verzehrt.
Erſchrocken flieh'n die Schäfer vor dem Knaben,
Doch ruft er ſie zurück mit ſanften Tönen,
Die Stimme ſcheint die Wüſte zu verſchönen,
Sein milder Blick die heiße Luft zu laben.
„Kommt näher, theure Kinder!" ſpricht der Engel,
„Ich komme nur zu ſchützen, zu erfreu'n,
Wohl blickt ihr traurig auf verbrannte Stengel,
Doch wird ihr vor'ges Leben ſich erneu'n:
Mit reinen Fluthen will ich euch beſchenken,
Doch ſollt ihr nicht mißbrauchen meine Güte,
Der Wunſch ſoll auf die Nothdurft ſich beſchränken;"
Und knieend wagt Amet die erſte Bitte:

„„Geſandter Brama's, magſt du mir gewähren
Nur einen Bach, der Sommers nie verſiegt,
Der Winters nie das Feld mir kann verheeren,
Das fluthbegränzt an ſeinen Ufern liegt."" —
„Du biſt beſcheiden," ſpricht der Gott, „ſo wende
Die Blicke denn nach jener Berge Gipfel,
In friſchem Thau' erglänzt der Bäume Wipfel,

Den Boden ſchwellt des Sommers beſte Spende.
Des Segens Keime hab' ich hingegoſſen,
Schon wirft der Quell die reine, kühle Fluth,
Schon hat er ſchlängelnd das Gefild umfloſſen,
Die Blume ſtrahlt in friſcher Farbenglut." —
Und Raſchid harrt mit brennendem Verlangen,
Den eig'nen Wunſch will er befriedigt ſchauen,
Die Gangesfluth, die Menſchen nie bezwangen,
Sich wälzen ſeh'n durch ſeine weiten Auen.

„Du wünſcheſt kühn!" der Engel ihm entgegnet,
„Die blaue Fluth, die ſchäumend Silber trägt,
Wenn brauſend ſie um deine Hügel ſchlägt,
Sie kann vernichten, wie ſie ſchwängernd ſegnet.
Doch klagt dein Stolz mein Zaudern an, ich ſeh' es
Wohlan! ſo ſpar' ich dir unnützes Wort:
Wie thöricht du gefordert, ſo geſcheh' es, —
Schon hebt die Fluth ſich über jeden Bord!" —
Und Raſchid ruft von ſtolzem Wah'n befangen:
„„Vor mir ſoll jeder Hirte nun ſich beugen!
Des Ganges König ſeht ihr in mir prangen,
Die Fluth, die mich umdonnert, kann's bezeugen!""" —
So nährt er ſich mit ſtolzeſten Gedanken,
Da tönt von fern ein ungeheurer Schall,

Die weiten Au'n, die Wogen rings umwanken,
Deckt eines Meeres fürchterlicher Schwall!
Und Raſchid's Güter liegen tief verſchlungen,
Indeß ihn ſelbſt ein Krokodill verzehrt,
Amet, erkennt wie Hochmuth ihn bezwungen
Beweint ſein Loos, gerecht, und thränenwerth.

Franz Fitzinger.

# Brautbett und Sarg.

„Horch auf! das Nachtigallmännchen ſchlägt,
Die Wieſen und Saaten grünen;
Ich habe die Wand'rung zurückgelegt,
Bevor noch der Kirſchbaum Früchte trägt,
Bevor noch der Sommer erſchienen."

Und vorwärts ſchreitet er durch den Hain,
Der Jüngling mit roſigen Wangen,
Und ſingt in die Welt ſo fröhlich hinein;
Er hofft ja der Liebſten bald nahe zu ſeyn,
Und hofft ſie als Braut zu umfangen.

Schon ſieht er das Städtchen vor ſich im Thal',
Und wird denn Eliſe noch wachen?
Er ſieht ſie im Geiſte ſchon tauſend Mahl
Und fühlt ihres Auges bezaubernden Strahl,
Und hört ſie ſchon weinen und lachen.

Was mag denn aber der Lichterglanz,
Das nächtliche Feſt dort bedeuten?
Herr Velten gibt heute Spiel und Tanz;
Denn draußen ruht Eine im Todtenkranz',
Ihr Erbgut hofft er zu beuten.

„Du hung'riger Wolf, vom Gelde verführt,
Die ſpitzigen Worte trafen:
Und hat dich der Taubenblick nicht gerührt?
Und haſt du ſo ſchlau dein Opfer erſpürt,
So zitt're vor Gottes Strafen."

Der aber iſt eine verdorbene Frucht,
Und wird ſich darüber nicht grämen,
Die Mündel nur hat er zu quälen geſucht,
Und ihr und dem fernen Geliebten geflucht,
Sie durft' ihn zum Gatten nicht nehmen.

„Holla: nun hab' ich das Mädel vom Leib';
So mag es der Burſche denn wiſſen,
Nun führ' ich mir ſelber zum Zeitvertreib',
In's Haus ein drolliges, rundes Weib,
Das ſoll ihn noch mehr verdrießen."

Und einem Wand'rer aus fremdem Land',
Der eben zurück gekommen,
Zu flechten der Liebe roſiges Band,
Verweiſ't er die Thür' mit kecker Hand,
Das Auge vom Zorn' erglommen.

Er zeigt ihm mit ſpöttiſchem Lächeln hinaus:
„Du willſt ſie noch ſehen hiernieden? —
Und ſcheu'ſt du nicht Regen und Sturmgebraus,
So wandle nur fort in das Leichenhaus,
Dort ruht dein Schätzel in Frieden."

Herr Jeſus! dem Jüngling' erſtarrt das Blut;
Doch ſehen muß er ſie wieder,
Im einſamen Todtenkämmerlein ruht
Sein Liebchen, umkränzt von Roſengluth;
Da ſinkt er am Bahrtuch' nieder.

„Eliſe, ſo biſt du denn wirklich todt,
Und wecken dich nicht meine Zähren?"
Er netzt der Lippen verblichenes Roth,
Und fleht in ſeiner verzweifelnden Noth,
Sie möcht' ihm Erbarmen gewähren.

„O ſehe mich Ein Mahl, nur Ein Mahl noch an!
Ich kann es nicht länger verhehlen,
Und ſchalt man mich einen treuloſen Mann,
Ich hab' doch nimmer was Böſes gethan,
Und will dir ja Alles erzählen."

„In fremden Landen zog ich umher,
Geduldet hab' ich, gelitten,
Für dich gerungen zu Thal und Meer,
Für dich gerungen mit rechtlicher Wehr',
Und endlich das Glück erſtritten."

„Nun hab' ich es dir zu eigen gebracht,
Und willſt du mich ewig meiden?
Hier ſteh' ich verlaſſen in einſamer Nacht;
Doch der über Mond und Sterne wacht,
Der wird nun mein Loos entſcheiden."

„O ſehe mich Ein Mahl, nur Ein Mahl noch an!
Die Welt, die hat dich betrogen.
Nun weißt du, was ich gedacht und gethan,
Der mich geleitet auf jeder Bahn,
Gott ſtrafe mich, wenn ich gelogen!"

Und wieder netzt er ihr Angeſicht,
Und kann nicht reden vor Weinen;
Da fällt auf die Linde das Mondenlicht,
Das hell aus dem Wolkenſchleier nun bricht,
Als wollt' es zu zeugen ſcheinen.

Horch auf! und das Nachtigallmännchen ſchlägt,
Und ſingt ein Lied von der Treue. —
Was hat ſich denn jetzt im Sarge geregt?
Und ſcheint denn auch ſelbſt der Tod bewegt,
Als ob das Opfer ihn reue?

Du heiliger Gott! ich ſehe doch wahr,
Das Mädchen iſt nicht geſchieden!
Sie hebt ſich empor auf der ſchwarzen Bahr';
Wie leuchtet ihr Auge nun wieder ſo klar,
Als leucht' es zur Liebe hiernieden.

„So komme, mein Liebchen, ſo komme nur ſchnell,
Ich will dich nach Hauſe tragen!"
Schon blitzt im Oſten das Morgenlicht hell. —
„Nun warte, mein Liebchen, nun warte zur Stell'
Ich muß nach dem Pförtner nur fragen!"

Warum iſt's denn heut ſo ſtill in dem Haus,
Wo es ſo luſtig noch geſtern?
Herr Velten, und ging dir der Athem aus,
Und lockt's dich nimmer, bei Feſt und Schmaus,
Getreue Liebe zu läſtern?

Herr Velten, ſo war gemeſſen die Zeit,
Und biſt du im Schwelgen verſchieden?
Dann folgen wir deinem Grabesgeleit',
Und bethen für deine Seligkeit:
Gott laſſe dich ruhen in Frieden!

Und bald erhebt ſich ein Trauergeſang,
Man wandert zum Friedensorte.
Der Prieſter aber, im göttlichen Drang',
Betrachtet der Dinge ſeltenen Gang,
Und ſpricht am Grabe die Worte:

„Ihr ſtaunet, was Gott der Herr gethan?
Ich will es zur Lehre euch geben,
Wie wenig der Menſch im ſtolzen Wahn'
Mit irdiſchen Kräften ſich brüſten kann;
Verhängnißvoll iſt das Leben!"

„Doch, was den Menſchen auch treffen mag,
Getroſt! wenn er redlich gehandelt.
Was ändert nicht oft ein einziger Tag?
Zum Leichenfeſt' hat er ein Hochzeitgelag,
Den Sarg in ein Brautbett verwandelt."

Und als dann die Grabeslieder vorbei,
Der Todte ſein Plätzchen gefunden,
So führte der Zug zum Kirchlein Zwei,
Die reichten am Altar' die Hände ſich treu,
Der Prieſter hat ſie verbunden.

Horch auf! das Nachtigallmännchen ſchlägt,
Wer liſpelt ſo traut in der Laube?
Du glückliches Paar, nun fühlſt du bewegt:
Die ſüßeſten Freuden des Lebens trägt
An treue Liebe der Glaube.

Anton Kaſper.

# Romanze.

Schlünde donnern, hell dazwiſchen
Hörnerſchall, —
Von den Bergen dumpf herüber
Wiederhall;
Siegesklänge! ausgewittert
Hat die Schlacht —
Auf dem Leichenſchauplatz' brütet
Stumm die Nacht.
Einer bückt ſich zu dem Tapfern
Den er ſchlug, —
Prüft im Mondſtrahl' des Geſichtes
Sterbezug, —
Trübe Ahnung — ſchaurig zucken:
Weh' er iſt's! —
Dumpf herauf ſtöhnt's: „Deine Hand mir!
Ja, du biſt's!"

Weh! ſo fielſt du Gottfried's Waffen
Eduard!?
„Laß das, laß das! Freundſchaft ſchwindet,
Ruhe harrt.
Eins nur ſprich: wo weilt Liane?
Denkt ſie mein?"
Stirb! der Tod, der dich umſchattet
Nennt ſie ſein. —
„Lieb' und Freundſchaft ſind vorüber —
Fahret wohl —"
Will noch ſtammeln — doch vom Wald' her
Sauſt es hohl, —
Trägt das letzte Lebens-Liſpeln
Mit ſich fort, —
Stille wird es, wie am letzten
Friedenspost'.
Gottfried ſchreitet ſchweigend durch das
Grauſe Feld,
Von des Mondes fahlem Spottlicht'
Bleich erhellt.
„Trockne!" ſpricht er zu der Thräne
Die ihn näßt;
Und ſchon trocknet froſt'gen Hauches
Sie der Weſt.

Ernſt Freyh. v. Feuchtersleben.

# Die Flucht.

„Komm Schweſterlein, komm in die Arme geſchwind,
In den finſteren Wald hinaus,
D'rin toben die Räuber und plündern das Haus
Sie würden uns tödten, du armes Kind.
Die Mutter iſt weit — ſie ließ uns allein,
S'iſt Alles voll Schnee und voll Eis;
Weh, hörſt du, ſie brechen die Kammer ſchon ein —
Mir ſelber wird kalt und wird heiß."

Wo's Käuzlein im Walde ſein Neſt erbaut,
Da ſteht ein Gemäuer, alt und ſtarr;
Dort birgt ſich umſchlingend das kleine Paar;
Und wagt nicht zu ſeufzen, zu athmen laut. —

Der Wintermorgen blitzt über den Schnee,
S' iſt Alles erſtarrt und voll Eis;
Da kauern die Kleinen, ſo weiß wie Schnee
Und kalt wie das kalte Eis. —

Otto Prechtler.

# Das todte Weib.

Wenn du von des Schneeberg's Himmel,
— Mitten im Bergmeergewimmel,
Ha, wie du da ſtaunend ſchwiegſt! —
Auf entweichendem Gerölle
In den tiefſten Grund der Hölle,
Unter ihren Schrecken, ſtiegſt;

Wenn du dann, wo ſich die beiden
Schweſtern Mürz und Schwarza ſcheiden,
In durchſprengte Felſen klommſt,
Und an Urwaldflößkanälen,
Hinter Öſt'reichs Trennungspfählen,
Mürzumjauchzt, hinunter kommſt,

Führt dich eine graue, graße,
Fluth durchbrauste Felſengaſſe,

Wie durch des Gebirges Leib,
über Stege, die mit Zagen,
Selber zitternd, hin dich tragen, —
An die Wand: das todte Weib.

Rieſig ragt es, kühn geſchürzet,
Und ihm aus dem Buſen ſtürzet,
Unverſieglich, toſend, jach,
— Friſche Milch iſt weißer nimmer, —
In der Sonne Mittagſchimmer,
Ein mit Schaum bedeckter Bach.

Wie die Wellen ſich zerſchlagen,
Hörſt du's ächzen, heulen, klagen,
Und um dich mit feuchtem Hauch'
Windzerrißne Zähren ſchweben,
Und in hellen Thränen beben
Stein und Buche, Moos und Strauch. — —

Stehe Rede meiner Frage,
Schleierreiche Göttinn-Sage,
Die, von Finſterniß umgraust,
An erſchöpften Ämpleins Öhle,
Still in trümmervoller Höhle,
Einſam und ungaſtlich hauſt, —

Was hat dieſe Felſenmauer
Mit dem Schlunde wilder Schauer
Alſo furchtbar doch getauft? —
„Mußt du mich ſchon wieder wecken?
Haben denn des Eingangs Hecken
Noch genug nicht dich gerauft? —

Traun, wohl war's ein Ungeheuer,
Die, was Wölfinnen doch theuer,
Und des Tiegerweibes Luſt:
Einſt ihr Kind, ſtatt es zu ſtillen,
Um der Schönheit Blüthe willen,
Legt' an einer Quelle Bruſt!

Und des weggeworf'nen, kleinen,
Todtgeweihten Würmleins Weinen
Stieg ſchnell durch's Gewölk empor,
Und der Herr in ſeinem Grimme,
Mit der Hundertdonnerſtimme,
Rief in der Entmenſchten Ohr:

„„Weib, du ſollſt nicht Frevel treiben;
Was du biſt, du magſt es bleiben:
Ungethüm, herzloſer Stein!

Fleuch in ſtarre Felſenwüſte,
Sey ſelbſt Fels, und deiner Brüſte
Sturzbach müſſe Milch nur ſeyn!""

Dort als Rieſenfelsgemäuer
Starrt das Mutterungeheuer,
Stein — der einſt ſo zarte Leib;
Siehſt du nicht den Milchbach ſchimmern?
In des armen Waisleins Wimmern
Ewig heult das todte Weib."

Ant. X. Schurz.

# Mutterliebe.*

(Nach einer wahren Begebenheit *)

Gerüſtet zum Werk' des Tages,
Ein düſterer Jäger ſtand,
Mit Thränen den ſcheidenden Jäger
Sein liebendes Weib umwand:

„O geh' nicht aus unſ'rer Hütte!
Laß ruhen Gewehr und Stab!
O bleib' bei mir und dem Kinde!
Beſchaue nicht draußen das Grab!"

„Wir ſind der Seuche verfallen!
Schon wüthet der Himmelsfluch!
Der Tod hat ausgebreitet
Ein furchtbares Leichentuch!"

*) Zur Zeit der Cholera morbus, wo man noch allgemein an ihre peſtartige Anſteckung glaubte.

„Das Ungeheuer des Oſtens —
Schon ſchleicht es von Haus zu Haus,
Und ſtreckt die würgenden Arme
Nach tauſend Opfern aus!"

„„Erbebe nicht, treue Seele!
Wohl ernſt und böſ' iſt das Jahr!
Doch hab' Vertrau'n auf den Himmel!
Sey ſtark im Drang' der Gefahr!""

„„Nicht ſcheu' ich die tückiſche Schlange,
Sie aber fürchtet den Muth!
Am Abend' kehr' ich zur Liebe,
Wenn müde mein Weidwerk ruht.""

Nicht kann es ihr Kuß ihm ſagen,
Wie ihr im Inner'n geſcheh'n;
Sie ſtarrt ihm nach in die Ferne,
Als gelt' es kein Wiederſeh'n.

Und war's die geheimſte Ahnung —
Bald fühlt ſie ein ſeltſam' Grau'n —
Es ſank ihr im tiefſten Buſen,
Das gottergeb'ne Vertrau'n.

Und Angſt und eiſige Kälte
Durchzucken ihr Gebein —
„So kehren — erkennt ſie ſchaudernd —
Die Bothen des Todes ein!“

Doch auch in der ſchrecklichen Stunde
Gedenkt ſie der Mutterluſt,
Und all' die Liebe zum Leben
Durchglüht ihr die ſterbende Bruſt.

Den Knaben will ſie umfaſſen —
„Der Tod, der ſich mein nicht erbarmt,
Er muß des Kindes ſchonen,
Das ſeine Mutter umarmt!“

„Wie ſchläfſt du, Knabe, ſo friedlich!
Wie träumſt du ſo kindliches Glück!“
— Schon breitet die Mutter die Arme —
Was ſchaudert ſie plötzlich zurück?

Es tönt ihr Schrei des Entſetzens,
„O Knabe! Reiß mich von dir!
Allmächtiger! Schleud're mich nieder!
Ich morde mein Kind mit mir!“

— Sie darf ihr Kind nicht berühren —
Ihr leiſeſter Hauch iſt Gift, —
Es muß erbarmenlos tödten,
Wo es Lebendige trifft!

Und aus dem zerriß'nen Herzen, —
Im ſchrecklichſten Kampfe — ſtieg
Der himmliſchen Mutterliebe
Geweihteſter, heiligſter Sieg.

Sie will zur Stätte des Todes
Sich wählen ein andres Haus,
Dort hauchten ſchon die Bewohner
Die letzten Seufzer aus.

„Leb' wohl, mein Kind auf immer!
Mein Alles warſt du mir!
Der Himmel möge dich ſchützen —
Die Mutter nimmt er dir!"

Und Thränen ſtrömten zur Erde,
Da ſie die Hütte verſchloß;
Es waren die heißeſten Thränen,
Die je ein Auge vergoß.

Sie geht — da ruft aus der Hütte,
Das ſüße, das ſchmerzliche Wort:
„O Mutter! Herzliebe Mutter!
Verlaß mich nicht! Geh' nicht fort!"

Und tiefer noch preßt ihr der Knabe
Den krampfhaften Todesſchmerz;
Mit tauſend Meſſern durchbohrt er
Das brechende Mutterherz.

Sie blickt zur geliebten Hütte —
Da wankt der zitternde Fuß —
Sie gäbe dem theuren Kinde
Nur Einen — Einen Kuß.

Doch auch die letzten Küſſe
Verweigert ihr das Geſchick;
Sie darf ihr Kind nicht mehr ſegnen —
Doch Segen auch iſt ja ihr Blick.

Und inniger fleht der Knabe:
„O Mutter! geh' nicht von mir!"
„„Wir kommen bald wieder zuſammen,
Dort geht nicht die Mutter von dir!""

Und wie das Herz war gebrochen,
Die Stimme der Mutter brach,
Mit der ſie den ſchrecklichen Abſchied —
Den Abſchied vom Kinde — ſprach:

„Dem Vater viel tauſend Grüße!
Leb' wohl, o leb' wohl mein Kind!
Einſt ſieht die Mutter dich wieder —
Geliebtes — geliebtes Kind!"

Sie bethet — ſie fühlt ſich gerüſtet —
Und dankend blickt ſie hinauf; —
Sie ſcheidet, — und ſtaunend nahm ſie
Ein Haus von Sterbenden auf.

Der Tag war niedergeſunken — —
Da raſſelten dumpf an's Haus
Die Räder des ſchwarzen Wagens —
Der trug die Mutter — hinaus.

E. A. Kaltenbrunner.

# Erlöſung.

Umbebt von des Abends ſterbendem Strahl,
Weilt einſam das Fräulein im Ahnenſaal.

Roth glänzt manch modernden Ritters Bild
Manch ſchartiges Schwert, manch eherner Schild.

Sie ſteht und blickt mit glühendem Sinn
Auf ein altes rieſiges Bildniß hin;

Auf des Ritters Bild, der erbaut dieß Schloß,
Er prangt dort, gemahlt auf ſtattlichem Roß.

Zum ſchimmernden Panzer herniederrollt
Vom kühnen Haupte der Locken Gold.

Das Fräulein blicket ihn glühend an;
Ihr Auge ſich nicht von ihm wenden kann.

Solch Sehnen nimmer ihr Herz empfand,
Sie ſteht vor dem Bildniß wie feſtgebannt.

Da tritt die Zofe leiſe herein.
„Mein Fräulein, was weilet ihr hier allein?

„Ich ſuch' euch ängſtlich im Schloſſe rund.
„O, fliehet den Saal in ſo ſpäter Stund'!

„O flieht vor Allem des Sünders Bild,
„Das mein Herz mit Furcht und Grauen erfüllt!" —

„„Des Sünders? Rede, was weißt du von ihm!""
So ruft das Fräulein mit Ungeſtüm.

„„Nicht eher geh' aus dem Saal ich fort,
„„Als bis Alles erzählt und verkündet dein Wort!"" —

„Der Ritter," ſo ſpricht die Zofe leis,
„Der liebte des Bruders Gemahlinn heiß.

„Und das Weib, vergeſſend der Ehr' und Pflicht,
„Verſagt ihm der Lieb' Erwiedrung nicht.

„Das ward dem zürnenden Bruder kund;
„Er beſchloß ſich zu rächen in ſelber Stund!

„Und als er ſie Beide beiſammen fand,
„Da durchbohrt' er die Gattin mit eigner Hand.

„Doch eh' er den Buhlen ihr nachgeſchickt,
„Hat dieſer ſein Schwert zum Kampfe gezückt.

„Und ſie fochten lange mit wilder Wuth,
„Bis endlich floß des Beleidigten Blut.

„Der Ritter drauf ſelber den Tod ſich gab,
„Und ſie ſenkten ihn nieder ins ſtille Grab.

„Allmitternächtig, ſo wie es heißt,
„Muß wandeln im Saale hier ſein Geiſt;

„Muß ruhlos wandeln, bis eine Maid
„Freiwillig den Kuß ihm der Liebe beut." —

Das Fräulein vernimmt's und zittert vor Luſt;
Ein ſüßer Gedanken durchbebt ihr die Bruſt.

Doch die Zofe, von Angſt und Grauen erfaßt,
Reißt fort aus dem Saal ſie in wilder Haſt. —

Um Mitternacht erhob ſich ein Sturm,
Er rüttelte heulend des Schloſſes Thurm,

Ein blauer Schimmer bedeckte das Thal,
Herniederſtrömend vom Ahnenſaal.

Als lieblich erglänzte das Morgenroth
Da fand man im Saale das Fräulein todt.

Sie lag vor dem alten rieſigen Bild;
Noch ſchwebt' um den Mund ihr ein Lächeln mild.

Und ſeit der Stunde, da dieſes geſcheh'n,
Ward nimmer des Ritters Geiſt geſeh'n.

Carlopago.

# Ceyx und Halzyone.

Entſetzt durch grauſe Wunderzeichen,
Die Nachts ihm Schlaf und Ruhe ſcheuchen,
Tritt Ceyx ſchon beym erſten Strahl'
Der Sonne aus dem Marmorſaal',
Denn ein Orakel will er ſich gewinnen
In Phöbus fernen Tempelzinnen.
Jetzt naht er mit dem Abſchiedskuß',
Der Gattinn zu verkünden den Entſchluß.
Schnell war erbleicht ihr Angeſicht,
Erloſchen ihrer Augen Licht;
Die Qual der Trennung zitterte
Durch Bruſt und Herz ihr bang und weh.
Drei Mal beginnend, drei Mal ſchweigend,
Sich bang auf Ceyx Schulter neigend,
Vermag Halzyone erſt ſpät die Klagen
Dem theuern Gatten vorzutragen.

„Ach, welch Vergeh'n hat mir dein Herz entrückt?
„Wo iſt die Liebe, die mich ſonſt beglückt?
„Nun kannſt du ruhig mich verlaſſen,
„Mir ferne, fremde Fluren ſchauen.
„Wallſt du auf feſtem Land, wird Schmerz mich faſſen,
„Mein Schmerz bleibt aber ohne Grauen:
„Doch ſchrecklich iſt des wilden Meeres Bild!
„Noch jüngſt ſah ich auf gräßlichem Gefild'
„Am Seegeſtad' zerſtreute Trümmer liegen
„Und Namen ſich an leere Gräber ſchmiegen.
„Laß Trotz nicht deinen Geiſt verblenden,
„Weil dich Neptun als Eidam liebt!
„Er regt die Stürme auf, wie's ihm beliebt,
„Doch nicht kann er die Wuth der Tollen enden.
„Sind ſie einmahl befreit vom Kerkerband,
„Iſt ihnen auch zur Beute Fluth und Land;
„Des Himmels Wolken ſelbſt durchraſet ihre Wuth,
„Und ihrem wilden Kampf' entſtürzt der Blitze Glut.
„Wenn dich kein Flehen rührt, nichts beuget den Entſchluß,
„So laß bei dir mich ſeyn, laß mich dein Schickſal theilen.
„Ich fürchte nur, was ich, dir ferne, leiden muß;
„So laß uns denn zugleich den Meeresraum durcheilen!" —

Durch ſolcher Bitten, ſolcher Thränen Schmerz
Wird tief im Innerſten bewegt
Des Gatten liebebanges Herz,
Das gleiche Flammen hegt;
Doch will er weder mehr den Vorſatz flieh'n,
Noch in Gefahr die holde Gattinn zieh'n.
Viel ſpricht ſein Mund, zu tröſten die Betrübte,
Obſchon ſchwer auf ihm laſtet das Gelübde;
Doch wird von ihm ein Schwur hinzugefügt,
Der ihr das Herz in Ruhe wiegt:
Der Schwur der Rückkehr zum geliebten Weibe,
Eh' zwei Mal ſich erfüllet Luna's Scheibe. —

Und nun entflieht, ſchnell wie des Blitzes Glut
Das Schiff vom Werfte durch die Meeresfluth.
Die Gattinn bebt; ein ſchwaches Lebewohl
Enthaucht dem blaſſen Mund; ihr Auge, thränenvoll,
Erliſcht; ſie ſinkt am Ufergrün
Bewußtlos hin.

Schon gleitet das Schiff dahin;
Die Jünglinge jubeln mit fröhlichem Sinn',
Und ſingen und zieh'n
In doppelten Reihen voll Luſt

Die Ruder zurück an die mächtige Bruſt,
Daß ſich von gemeſſenen Schlägen
Die Wogen harmoniſch bewegen.
Doch bald beginnt im Himmelsraum'
Unheimlich banges Sauſen;
Der Fluthen Häupter kleidet weißer Schaum,
Vom Meeresgrund' hebt ſich ein dumpfes Brauſen,
Und plötzlich ſtürzt mit heulendem Stoß'
Der Sturm heran,
Wühlt auf den Meeresſchooß,
Verhüllt die Sternenbahn;
Verſchwunden iſt der Tag!
Schon kämpft in ſchwellender Wuth
Sturm mit Sturm' und Fluth mit Fluth
Und Donnerſchlag mit Donnerſchlag'.
Sich kreuzend, ziſcht vom ſchwarzen Wolkenſitz'
Ein feuriges Schlangenheer, Blitz auf Blitz.
Jetzt ſchwillt das Meer, ſteigt himmelan,
Als wollt' es ſich den Sternen nah'n;
Jetzt ſenkt der Wolkenhimmel ſich herab,
Als ſuchte er im Meeresſchlund' ſein Grab.
Das Schiff, umhergeſchleudert wie ein Ball,
Es ſteigt und fällt mit jedem Augenblick',
Fliegt vorwärts, dann weit zurück.

Es praſſelt der Segelſtangen Fall,
Es kracht der Maſt,
Vom Wirbel gefaßt,
Und mit ergrimmten Schwall'
Stürzt eine Brandung einher,
Gleich einem Berge hoch und ſchwer,
Und rüttelt das Schiff mit Rieſenkraft,
Bis es gelingt, die Wände zu zerſchmettern;
Als Sieger raſ't die Fluth mit den geborſt'nen Bretern.

Vom lecken Kiele wird hinweggerafft,
Was nicht mehr athmet oder noch lebt
Und ſich auf Trümmern zu retten ſtrebt.
Wie mit der Fluth ſie kämpfen, miſchen ſich
Gebeth und Flüche fürchterlich.
Es läßt der Tod all' ſeine Schrecken los;
Das Ganze hüllt die Nacht in ihren Schooß.
Nur jammerndes Geſtöhn läßt noch erkennen,
Daß Menſchen hier zu Grunde geh'n!
Der ringt, beim Blitz', den Freund noch zu erſpäh'n,
Der wagt's, in Zorn den Göttern zu entbrennen,
Der ſtreckt den Arm zum nicht geſeh'nen Himmel,
Der ruft die Seinen noch im Sturmgetümmel.
Der Gattinn Nahme tönt von Ceyx Munde:

Da thürmt ſich eine Woge über ihn.
Sie ſtürzt! Die Todesgötter zieh'n
Den Sterbenden zum Meeresgrunde.

Die treue Gattinn kniet indeß in Tempelhallen,
Und läßt vom Opferherd' die Flamme wallen.
Vor allen Göttern und Göttinnen wendet
Zur Juno ſich ihr heißes Fleh'n.
Es iſt, wornach ſie alle Bitten ſendet,
Des Gatten Rückkehr und ſein Wohlergeh'n.
So wechſeln in dem vielbewegten Herzen
Mit Furcht und Hoffnung Luſt und Schmerzen.
Nicht länger kann die Göttinn mehr ertragen
Der Schwergetäuſchten ſehnſuchtsvolle Klagen,
Und ſie beſchließt theilnehmend mild,
Zuerſt der Armen durch ein Traumgebild
Die ſchreckenvolle Wahrheit zu verkünden,
Daß ſie der Schmerz ſoll vorbereitet finden.
Die Himmelsbothinn Iris wird ſogleich
Geſendet in des Schlafes dunkles Reich.
Schon ſchwebt ſie fort im ſchimmerhellen Kleide
Mit tauſendfarbigem Geſchmeide,
Ihr folget, wo ſie theilt der Lüfte Wogen,
In buntem Glanz' der ſchöne Himmelsbogen.

Am Nordpol' fern, wo Nacht und Kälte thronen,
Dort läßt Ovid den trägen Schlafgott wohnen,
In einer tiefen Kluft, wo nie vom Licht'
Des Sonnengold's ein Strahl ſich bricht.
Vom Boden qualmt empor ein Nebelmeer,
Das legt ſich ſchwarz und froſtig ringsumher.
Hier ruft kein Hahn der Morgendämm rung zu,
Kein Hund ſtört hier die ew'ge Ruh';
Sogar die Gans vergißt, dem Schlaf' geweiht,
Das Kapitol und die Unſterblichkeit
Singvögel ſind hier meilenweit verbannt,
Das Laubgeflüſter ſelbſt iſt unbekannt.
Ein Bach nur fließt und kommt nicht von der Stelle;
Schlaflullend ſchläfert ſelbſt ſich ein die Welle.

Rings um den Eingang in die Kluft
Steh'n mit betäubend ſtarkem Duft'
Mohnblumen und viel Kräuter gleicher Art,
Womit die Nacht ſich ihren Schlaftrunk paart.
Kein Lüftchen ſäuſelt, keine Mücke ſummt;
So todtenſtill iſt Alles hier verſtummt!
Tief in dem innerſten Gemache ſchwillt
Ein Lager, weich mit Flaumen angefüllt,
Worauf den Gott, die Glieder ausgeſtreckt,

Kein Laut, kein Hauch, kein Licht, kein Gott erweckt.
Und in dem dunkeln Raume waltet,
Schwerbrütend, tauſendfach geſtaltet,
Rings um den flaumbegrab'nen Schläfer,
Fortdrängend und gedrängt ein Heer von Träumen,
Unzählig wie die Käfer,
Im Graſe ſchwirren bunt umher,
Unzählig wie das Laub an Bäumen
Und wie der flücht'ge Sand am Meer'.

Als nun die Göttinn in der Grotte ſtand,
Abwehrend all der Träume Menge,
Und ſie verſcheucht mit vorgeſtreckter Hand,
Entweicht das täuſchende Gedränge,
Und ihres leuchtenden Gewandes Saum
Erhellt des Nachtgebiethes düſtern Raum.
Des Schlafes träger Gott beſtrebt,
Geblendet von dem Himmelslicht',
Sich aufzuraffen; doch vergebens hebt
Er ſeinen Leib und ſeine Augenlieder;
Die Widerſpenſtigen gehorchen nicht.
Sie ſinken, halb gehoben, fallend nieder;
Er hebt ſie nochmal, und ſie ſinken wieder.
Als endlich ſich der ſchwerbetäubte Gott

Aufrafft mit Müh' und Noth,
Spricht Iris zu dem Todesbild'
Die Schmeichelworte hold und mild:
„Friedfertigſter der Götter du!
Geliebter, treuer Freund der Ruh',
Der Balſam träufelt in die wunden Herzen,
Dem Siechen lindert ſeine glüh'nden Schmerzen,
Den Müden labt mit neuer Stärke
Zu ſeinem nächſten Tagewerke!
Dich bittet Juno, holder Schlaf! Nicht ſäume,
Zu ſenden einen deiner Träume
Zur Gattinn Ceyx, der, ihm gleichgeſtaltet,
Vor ihr des Schiffbruchs grauſes Bild entfaltet!" —
Sie ſpricht's, und ſchneller als die flücht'gen Worte
Eilt ſie hinweg vom qualmerfüllten Orte.

Und ſchon hat Phantaſus erreicht
Der Königsburg erhab'nes Dach,
Und ſchwebet leiſ' und ſchattenleicht
Schnell in der Fürſtinn Schlafgemach.
Schwerathmend, bang und blaß und hager
Ruht die Betrübte auf dem Purpurlager.
Schon heult im Traum' der Sturm, ſchon brauſ't das
Meer,

Und jede Woge wälzt einher
Erſtarrter Leichen grauſe Menge,
Und aus dem gräßlichen Gedränge
Hebt eine ächzende Geſtalt
Sich todesbleich. Sie wallt,
Wie Hilfe ſuchend, liebetrauernd,
Von Wunden, Froſt und Schmerzen ſchauernd,
Zur Schlummernden, und ach!
Zu ſchnell erkennt ſie die Geſtalt,
Fährt auf, vom Schrecken wach;
Ihr Jammer hallt durch das Gemach,
Sie ſchlägt die Bruſt ſich mit der Hand,
Zerreißt ſich Haare und Gewand,
Irrt wild umher, verläßt das Haus,
Und eilt an's Meergeſtad hinaus.
Zur Stelle, wo ihr Lebewohl.
Dem Gatten nach vom Ufer ſcholl,
Bis ihn die Blicke nicht mehr fanden
Und ihr die Sinne ſchwanden.

Nun fängt die Nacht zu weichen an; grau hüllt
Die Dämmerung den Himmel ein.
Mit immer ſchwächerm Funkeln
Erliſcht der letzten Sterne Schein.

Halzyone — ſie ſteht im Dunkeln,
Ein weißes Marmorbild!
Starr ruht ihr Auge auf den Fluthen,
Die, wie mitklagend, ſie begrüßen.
Jetzt, von des Tages erſten Gluten
Umſchimmert, wallt
Ein Leichnam her, — die Traumgeſtalt
Naht langſam, wie die Wellen fließen,
Dem Ufer, ſtarrt nun vor der Gattinn Füßen!
Wie jüngſt beim Abſchied', ſinket jetzt auch nieder
Halzyone — doch ſie erwacht nicht wieder!

Chriſtoph Kuffner.

## Die Rückkehr des Kreuzfahrers.

(Nach dem italieniſchen des Zajotti.)

Das Roß, ohne Sporn- und Zügelsqual,
Verliert ſich vom rechten Weg zumal;
Weit davon
Trabt es ſchon, —
Will es durch die Waldung bringen?
Mitternacht muß bald erklingen.

Ein Schwert, eine Lanze, die ſchleppt das Pferd,
Ohne, daß d'ran ſich der Reiter kehrt;
Fern dahin
Schweift ſein Sinn,
Niederwärts den Blick geſchlagen
Läßt er ſich von dannen tragen.

S'iſt Rudolph der folgte dem Ritterzug,
Der das Kreuz auf dem weißen Mantel trug;
Mu. s Brief
Ihn berief;
Und er will ſie noch mal ſehen
Eh' zu Grab ſie würde gehen. —

Verlöſcht iſt der Mond und der Sterne Licht,
Die Natur ſpannt aus einen Schleier dicht;
Wie er wallt!
Nächtlich kalt
Um den Ritter ſich zu ſchwingen —
Mitternacht muß bald erklingen.

„Halt' an, du Pilger auf hohem Roß',
Wohin noch ſo ſpät? Biſt noch weit vom Schloß';
'Swar dein Zug
Lang genug —,
Ach, wie athmeſt du ſo ſchwer,
Haſt der Ruhe nöthig ſehr.

„„Wer biſt du, Stimme voll Lieb' und Luſt?
Wer gab dir den Schlüſſel zu meiner Bruſt?

Hab' nicht ſchon
Deinen Ton
Ich gar froh bewegt vernommen,
Als mein Leben kaum erglommen?""

„Niedrig Bett, im Thal gar tief,
Iſt es, wohin mich mein Friede rief;
Stille Gruft
Ohne Luft,
Stein, von Künſtlerhand vergeſſen,
Und ein Kreuz und zwei Cypreſſen."

„„Wie deut' ich der Worte geheimen Klang?
Wohin durch die Nacht? Mir iſt wohl und bang!
Möcht' verzieh'n,
Möchte flieh'n,"" — —
„Helm und Panzer wirf, mein Knab'
In die Diſtgin dort hinab!" —

„„Nein, nimmer! Ich halt' mein Gelübde zu werth,
Im Vaterland nur darf ich laſſen das Schwert."
„Kind, gib her
Schwert und Speer,
Biſt ja heim, und kannſt's vollbringen:
Mitternacht muß gleich erklingen."

„„Wer biſt du? wer drückt mit gewalt'gem Arm
An den kalten Buſen mein Herz ſo warm?
War's dein Brief
Der mich rief? —
„Kindchen, treu und wonniglich,
Sieben Jahre ſchon wart' ich auf dich!" —

Dem Ritter graut es, wie pocht ſein Herz!
„„Ich muß noch erproben den Stahl und das Erz! —
Mich, zur Ehr!
Ruft das Heer —""
„Laß die Waffen und das Heer,
Gehſt nicht von deiner Mutter mehr." — —

Und das Roß ohne Sporn- und Zügelsqual
Find't ſachte den rechten Weg zumal;
Eig'nem Sinn
Folgt es hin, —
Schwert und Speer zerſplittert lagen:
Mitternacht hatt' ſchon geſchlagen.

F. Eltzinger.

# Serbiſche Heldensagen.

## 1.

### Marko Kraljewitſch findet den Säbel ſeines Vaters.

Früh am Morgen, noch vor Tagesanbruch
War ein Türkenmädchen aufgeſtanden,
Am Mariza wollt' es Leinwand bleichen.
Klar vor Sonnenaufgang war das Waſſer
Doch nach Sonnenaufgang wurd' es trübe,
Trübe wurd' es und mit Blut' geröthet,
Führte Roſſe mit und blanke Helme,
Und manch' wunde Helden noch vor Mittag.

So auch bracht' heran es einen Helden
Den die wilde Fluth des Strom's ergriffen,
In dem Strome ſich im Wirbel drehend

Sieht der Held das Mädchen dort am Ufer
Und beginnt bei Gott sie zu beschwören:
„Schönes Mädchen, sey in Gott mir Schwester!
Wirf mir zu doch eine Rolle Leinwand
Und errette mich aus diesen Wellen,
Und ich will zum Dank' dich glücklich machen."

Und das Mädchen fühlt in Gott Erbarmen
Wirft ihm zu das eine End' der Leinwand
Bringt ihn glücklich an des Flusses Ufer.
Siebzehn Wunden deckten seinen Körper,
Der geschmückt mit köstlichem Gewande.
An der Seite trug er einen Säbel,
Welchen dreifach gold'ne Griffe zierten,
Drei gar selt'ne Steine in den Griffen
Gleich an Werth drei Festungen des Sultan's.

Und der Held zum Türkenmädchen sagte:
„Türkenmädchen, meine liebe Schwester
Sag', wer wohnt bei dir im weißen Schlosse?"
D'rauf das Türkenmädchen ihm entgegnet:
„Hab' ein altes Mütterchen zu Hause,
Und noch einen Bruder: Mustaf Aga;"
Und der wunde Krieger nun erwiedert:

„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter.
Geh' und ſag' dem Bruder Muſtaf Aga,
Daß er mög' in's weiße Schloß mich bringen.
Trag' am Leibe drei gefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Golddukaten,
Mit dem Einen will ich dich beſchenken,
Mit dem Zweiten deinen Bruder Muſtaf,
Nur den Dritten will ich mir behalten
Um die ſchweren Wunden mir zu heilen.
Will es Gott, daß wieder ich geneſe,
Türkenmädchen, ſollſt du glücklich werden,
So wie auch dein Bruder Muſtaf Aga."

Und das Mädchen geht zum weißen Schloſſe
Und erzählt dem Bruder Muſtaf Aga:
„O mein Bruder Aga, Muſtaf Aga!
Einen Helden habe ich gefunden
Schwer verwundet am Marizafluſſe,
Trägt bei ſich drei vollgefüllte Gürtel
Jeder faßt dreihundert Golddukaten.
Mit dem Einen will er mich beſchenken
Mit dem Zweiten dich, o Muſtaf Aga,
Will den Dritten nur für ſich behalten,
Um die ſchweren Wunden ſich zu pflegen.

Lieber Bruder! laß dich's nicht gelüſten
Zu erſchlagen ihn, den wunden Helden,
Bring' in's weiße Schloß ihn mit Erbarmen."

Ging zum Fluß' Mariza hin der Aga.
Als er fand den ſchwerverletzten Helden,
Hub er an den Säbel zu bewundern,
Schlug dem Helden dann das Haupt herunter
Zog ihm aus ſodann die reichen Kleider
Und begab zurück ſich nach dem Schloſſe.

Seine Schweſter kam ihm hier entgegen,
Und wie ſie jetzt ſah, was er verübet
Sprach ſie ſo zu Bruder Muſtaf Aga:
„Bruder, ſag' warum, daß Gott dich ſtrafe
Haſt den wunden Helden du erſchlagen?
Mochteſt alſo dich verleiten laſſen.
Zu dem Todſchlag', eines Säbels wegen?
Gebe Gott, daß es dein Haupt nicht koſte!"
Alſo ſprach ſie und entfloh zum Schloße.

Kurze Zeit nach dieſem war vergangen,
Kam ein Firman von dem Türkenkaiſer,
Daß in's Feld der Muſtaf Aga ziehe;

Zog der Mujo zu dem Heer' des Sultan's,
Jenen Säbel an der Seite tragend.

Als er angelangt nun bei dem Heere,
Alt und Jung den Säbel da bewundert;
Keiner doch konnt' aus der Scheid' ihn ziehen.
So von einer Hand zur andern wandernd,
Kam an Marko Kraljewitſch der Säbel
Und von ſelber flog er aus der Scheide.

Als den Säbel Marko jetzt betrachtet,
Fand er d'rauf drei wohlbekannte Zeichen.
War des Waffenſchmiedes Nahm' das Erſte,
Der des Königs Wukaſchin das zweite,
Und des Marko Kraljewitſch das dritte.
Und er fragt den Türken Muſtaf Aga:
„Sag' bei Gott mir, junges Türkenbürſchchen
Wie zu dieſem Säbel du gekommen?
Haſt du ihn für bares Gold erhandelt,
Oder in der blut'gen Schlacht gewonnen,
Oder iſt's ein Erbtheil deines Vaters,
Oder ein Geſchenk von deinem Liebchen?"

Ihm entgegnet da der Muſtaf Aga:
„Weil du mich befragſt, Kaurine Marko,

Will bei Gott ich dir die Wahrheit ſagen."
D'rauf erzählt er, wie es ſich begeben.

Doch der Marko Kraljewitſch entgegnet:
„Warum Türke, daß dich Gott erſchlage,
Haſt du ſeine Wunden nicht gepfleget,
Hätte jetzt beim mächt'gen Türkenkaiſer,
Dich mit einem Agalik belohnet."

Spricht hierauf zu ihm der Muſtaf Aga:
„Faſ'le ſo nicht, o Kaurine Marko!
Könnteſt du ein Agalik bekommen,
Würdeſt du's wohl ſelbſt für dich behalten,
Gib zurück mir lieber meinen Säbel."
Doch der Marko Kraljewitſch ihn ſchwenket,
Hau't den Kopf dem Muſtaf von dem Rumpfe.

Schnell zum Sultan bringt man dieſe Kunde
Und der Sultan ließ den Marko rufen.
Wie die Sclaven zu dem Marko kamen
Ihn zu rufen, gab er keine Antwort,
Sondern ſaß und trank vom rothen Weine,

Als jedoch zu viel der Bothen kamen
Warf er seinen Wolfspelz um die Achsel,
Langte dann nach der gewicht'gen Keule
Und begab sich in das Zelt des Sultan's,
Und so heftig Marko war erzürnet,
Daß im Aug' ihm blut'ge Thränen glänzten.

Als der Sultan so erblickt den Marko,
In der Rechten die gewicht'ge Keule,
Wich zurück er, bis, stets näher tretend,
An die Wand ihn hat gedrängt der Marko.
Griff der Sultan da in seine Tasche,
Reichte Marko hundert Golddukaten,
„Gehe Marko, labe dich mit Weine,
Warum bist du nur so sehr erzürnet?"

„Frag nicht o Sultan, mein Gebiether,
Hab' erkannt den Säbel meines Vaters;
Hätt' ich ihn in deiner Hand gefunden,
Wär' ich minder nicht in Zorn gerathen!"
Wandte d'rauf sich und verließ den Sultan.

## 2.

### Marko Kraljewitsch und die Vile.

Muthig zogen einst zwei Waffenbrüder
über Mirosch's herrliche Gebirge,

Marko Kraljewitſch ſo hieß der Eine
Miloſch der Woiwod' nannt' ſich der And're
Mann an Mann auf muth'gen Roſſen reitend,
Mann an Mann die blanken Lanzen tragend,
Einer küßt des Andern weißes Antlitz,
Weil ſich beide, gleich als Brüder lieben.

Marko auf dem Schecken faſt entſchlummert,
Sprach zu Miloſch da, dem tapfer'n Bruder:
„O mein Bruder, du Woiwode Miloſch!
Gar ſehr hat der Schlummer mich bewältigt,
Singe Bruder, daß ich mich erheit're."
Ihm erwidert Miloſch, der Woiwode:
„O mein Bruder, o mein tapf'rer Marko!
Gerne wollt' ich dir, mein Bruder, ſingen;
Doch verbothen hat es mir die Vile,
Schwur's, wenn ſie mich würde ſingen hören,
Mich mit ſcharfem Pfeile zu verwunden.
In den Hals und in das Herz, das muth'ge."

Da entgegnet Kraljewitſch dem Bruder:
„Singe Bruder, fürchte nicht die Vile
An der Seite deines Freundes Marko.
Und hier meines ferneſeh'nden Scheckens,
Und der gold'nen, ſechsgezackten Keule."—

Hub hierauf der Miloſch an zu ſingen,
Ein gar herrlich' Lied hat er begonnen,
Von den Alten, wie ſie beſſer waren;
Wie jedweder einſt das Reich verwaltet,
Im gerühmten Lande Macedonia,
Welchen Ruhm jedweder ſich erworben.

Und das Lied war Marko lieb geworden,
Und er ſtützt ſich an den Knopf des Sattels.
Marko ſchlummert und der Miloſch ſinget,
Hörte ihn die Vile Ravijoila,
Und begann dem Miloſch zu erwiedern.
Miloſch ſingt, es ſingt die weiße Vile
Aber ſchöner klingt des Miloſch Stimme
Als die Stimme klingt der weißen Vile. —

D'rob ergrimmt die Vile Ravijoila,
Springt hinauf in das Gebirge Miroch,
Spannt zwei Pfei'e auf zwei weiße Bogen,
Einer trifft den Miloſch in den Nacken,
In ſein heldenmüth'ges Herz der zweite.
Sagte Miloſch: „Wehe, meine Mutter!
Wehe Marko, mir in Gott verbrüdert,
Bruder weh'! mich traf der Pfeil der Vile!

Hab' ich dir es nicht vorausgekündet,
Daß ich nicht soll singen durch's Gebirge!"

Riß der Marko da sich aus dem Schlafe,
Sprang herab vom buntgefleckten Rosse,
Schnallte fest den Sattelgurt dem Schecken,
Küßt und halfet sein geflecktes Rößlein.
„Wehe Schecke! meine rechte Hand du!
Hol' mir ein die Vile Ravijoila,
Will mit blankem Silber dich beschlagen,
Blankem Silber und gedieg'nem Golde,
Will dich bis an's Knie mit Seide decken,
Von dem Knie mit Quasten bis zum Hufe;
Will die Mähnen dir mit Gold durchflechten,
Will verzieren sie mit edlen Perlen.
Doch so du mir nicht erreichst die Vile
Will ich dich auf beiden Augen blenden,
Will dich lähmen auch an allen Füssen,
Und dich in der Öde hier verlassen,
Daß du irren sollst von Tann' zu Tanne,
Wie der Marko ohne seinen Bruder."
Dann erfaßt sein Roß er an den Schultern,
Und durchbrauset das Gebirge Mirock.

Vile flog am Gipfel des Gebirges,
Schecke ſchnaubte mitten durch die Wildniß,
Nicht zu ſehen war ſie, nicht zu hören.
Als jedoch der Schecke ſie erblickte,
Sprang er an drei Lanzen in die Höhe,
An vier Lanzen aber in die Länge;
Bald hat Schecke eingeholt die Vile.

Als ſich alſo ſah bedrängt die Vile,
Flog ſie auf gen Himmel in die Wolken,
Da erfaßte Marko ſeine Keule,
Schleudert ſie vielkräftig und behende,
Traf die Vile an die weiße Schulter,
Warf ſie ſo zur ſchwarzen Erde nieder,
Und begann ſie mit der Keul' zu ſchlagen.
Wendet ſie zur Rechten und zur Linken
Schlägt ſie mit der ſechsgezackten Keule.
„Warum Vile, daß dich Gott erſchlage!
Warum ſchoßeſt du auf meinen Bruder?
Gib jetzt Kräuter für den wunden Miloſch,
Nimmer trägſt du ſonſt dein Haupt von hinnen.“

Viele hub da an ihn zu beſchwören:
„Laß um Gott mein Bruder, tapferer Marko,

Gott den Höchſten, um den heil'gen Johann,
Laß doch lebend mich nur in's Gebirge,
Daß ich Kräuter ſuche auf dem Miroch,
Daß die Wunden ich dem Helden heile!"
Marko war barmherzig, Gottes wegen,
Fühlte Mitleid in dem Heldenherzen,
Ließ die Vile lebend in's Gebirge.
Vile pflückte Kräuter auf dem Miroch,
Pflückte Kräuter, oft ſich Marko meldend:
„Bruder Marko werde alsbald kommen!"
Vile fand die Kräuter auf dem Miroch,
Heilte bald mit dieſen Miloſch's Wunden.
Schöner iſt des Miloſch ſchöne Stimme
Wahrlich ſchöner als ſie je geweſen.

Ging die Vile wieder in's Gebirge,
Und der Marko zog mit ſeinem Bruder,
In die Gegend zogen ſie von Porecs,
Wateten durch Timok's gelbe Fluthen
Dort bei Bregow, bei dem großen Dorfe,
Gingen an die Gränze dann von Widdin.

Sprach die Vile zu den andern Vilen:
„Hört ihr Vilen, hört und laßt euch warnen,

Schießt auf keinen Helden im Gebirge
So vom Marko Kraljewitſch ihr Kunde
Und von ſeinem fernhinſeh'nden Schecken,
Und von ſeiner ſechsgezackten Keule,
Was mußt' Ärmſte ich von ihm erleiden!
Kaum daß mit dem Leben ich entkommen."

## 3.

## Der kleine Rabe.

Jurischa der Zenger, ſaß beim Weine,
Mit ihm ſaßen dreißig and're Zenger,
Bracht' den Becher Jurischa den Brüdern.
„Weder auf mein Wohl noch auf das eu're
Auf des Helden Wohl nur ſey getrunken,
Welcher kühn ſich wagt zur Veſte Grachacz
Um das Streitroß mir des Beg zu bringen,
Nebſt dem koſtbar reichen Divanmantel
Der gezieret iſt mit dreißig Knöpfen,
Jeder wiegend zwanzig Golddukaten,
Den der Kaiſer einſtmals ihm geſpendet."

All' die Zenger insgeſammt verſtummten
Senkten ihre Blicke auf den Boden,
Doch nicht ſchweigt der Rabe von Koſſowo

Groß an Muth, wenn auch nur klein an Körper,
Er empfängt das Glas, legt ab den Säbel,
Zieht dann aus den reichen grünen Dollmann,
Kleidet ſich in ſchlechte Sclavenkleider,
Und ſo geht er in die Veſte Grachacz.

Als der Rade ankam in der Veſte,
Fand die Türken er im Divan ſitzen,
Fand bei ihnen auch den Beg von Grachacz.
„Salamaleich," grüßte Rade türkiſch,
Und vergoß dabei der Zähren viele
Um die Türken alſo zu betrügen,
Und das ſchöne Streitroß zu erlangen.

Und der Beg von Grachacz fragt den Rade:
„Welcher großen Noth biſt du verfallen.
Sage mir's getroſt, du armer Sclave,
Daß du alſo bitt're Thränen weineſt?
Wohin gehſt du? weſſen Sclave biſt du?"
Und voll Demuth gibt der Rade Antwort:
„Beſſer wär' es, wenn ich läg' erſchlagen.
Unerhörtes fordert man zur Löſung:
Denn dein Streitroß iſt's, was ſie begehren,
Und dazu noch deinen Divanmantel."

„Bin geboren in der Veſte Glamocs,
Nenne mich Kovachevich mit Namen,
Doch jetzt bin ich eines Zengers Sclave;
Bin ein Sclave Jurisha des Zengers.
Tritt mir ab dein ſtolzes Roß, Gebiether!
Will bei dir als Sclave mich verdingen."

Als der Beg den Sclaven wohl verſtanden
Gab er gnädig dieſes ihm zur Antwort:
„Will dir meinen Streithengſt überlaſſen,
Um den Preis von hundert Golddukaten,
Weil einſt unſ're Väter Freunde waren;
Doch den Mantel kann ich dir nicht geben
Wenn ich meinen Kopf verwirkt auch hätte."
Er befahl hierauf das Roß zu bringen,
Daß der Rade es beſicht'gen könne.

Als der Rade nun das Roß beſtiegen,
Ritt er prüfend auf und ab im Felde,
Immer zu dem Beg zurückekehrend,
Aber plötzlich flog er durch das Feld hin,
Noch zurück zum Beg im Fliehen rufend:
„Gott befohlen guter Beg von Grachacz,
Heiße nicht Kovachevich mit Namen,
Bin der kleine Rade von Koſſowo."

Als der Beg den Rade wohl verſtanden,
Warf er auf ein ungeſattelt Roß ſich,
Und verfolgt den Rade mit den Seinen.
Günſtig aber war das Glück dem Rade,
Vor den Türken kam er zu den Seinen,
Die verſteckt im Hinterhalte lagen.

Als an den Verſteck die Türken kamen,
Brachen plötzlich los die Zenger alle,
Jeder macht 'nen Türken zum Gefang'nen,
Doch der Rade fing den Beg von Grachacz,
Nahm ihm ab den ſchönen Divanmantel,
Führte d'rauf den Beg nach Zeng gefangen.

Als ſie nun zu Hauſe angekommen,
Sprach zu ihm jetzt Jurisha der Zenger:
„Hör' mein Bruder, Rade von Koſſowo,
Du biſt klein, zu lang' iſt dir der Mantel,
Schenke Bruder d'rum mir deinen Mantel."
Gab ihm d'rauf der Rade dieſe Antwort:
„Ich bin klein, zu lang' iſt mir der Mantel,
Doch es gibt in Zeng gar fert'ge Schneider,
Die den Mantel leicht mir kürzen können,
Auf mein Wort, du ſollſt ihn nicht bekommen."

Johann N. Vogl.

Anmerkungen.

Marko Kraljewitſch, Einer der größten Heroen, der Cid der Serben, deſſen Heldenthaten und Abentheuer ſich in unzähligen Liedern in dem Munde des Volkes erhalten haben.

Kaurine, Schimpfnahme, wörtlich Chriſtenhund.

Agalik, ein Diſtrikt, über welchen ein Aga zu befehlen hat.

Marko Kraljewitſch und die Vile.

Vilen: Nimphen, welche auf die Schickſale der Sterblichen oft mächtigen Einfluß ausübten, wohnen in hohen Gebirgen an den Quellen der Flüſſe, ſind bezaubernd von Geſtalt und im Beſitze ewiger Jugend. Sie erſchienen den Menſchen immer in blendend weißem Gewande mit fliegendem Haare. Sie erhielten oft beſondere Beinamen wie z. B. Navijoila.

Miroch. (Mirotſch) ein Berg an der Donau.

Porecs (Poretſch) eine Inſel in der Donau zu Serbien gehörig.

Timok. Gränzfluß zwiſchen Serbien und Bulgarien.

Bregow, ein Dorf am linken Ufer des Timok.

# Der blinde König.

Es lebt' einmal ein König ich mein' in Engeland,
Der viel in ſeinem Leben geſchafft durch Herz und Hand;
Doch als er ward zum Greiſe, da ward er auch zum Kind,
Schwach wurden ſeine Glieder und ſeine Augen blind.

Oft langt' er nach dem Schwerte, ſo lang noch hell ſein Blick;
Dann ſchlug er in die Feinde, dann ſpielt' er mit dem Glück!
Jetzt langt er nach der Harfe, die auch vom Greis nicht ſchied,
Und ſchlägt nur mehr die Saiten und ſpielt nur mehr ein Lied.

In abgebrochnen Tönen, verworren, wie ſein Sinn,
Fährt er mit läſſ'gen Fingern ſo durch die Saiten hin

Erinnerungen, Träume, der Vorzeit Wiederhall
So webt ſich's durcheinander, ein unbeſtimmter Schall.

Da jagen ſich mit einmal die Tön' in raſcher Flucht,
Als hätt er ihn gefunden den Ton, den er geſucht;
In ſeinen Zügen mahlt ſich ein wunderbarer Drang,
Der Harf' entbrauſ't ein junger, gewaltiger Geſang;

Ein weit durch's Land bekannter, begeiſternder Geſang,—
Da war er noch ein Jüngling, als der zuerſt erklang,
Der ward einſt ihm geſungen, als aus geſchlagner Schlacht,
Er dem befreiten Lande den Frieden heimgebracht.

Als der ihm ward geſungen, da war ſein Aug' noch klar,
Sein Arm noch ſtark, zu ſchaffen, was werth des Sanges war;
Doch nun, was werth des Liedes, er nicht mehr ſchaffen kann,
Mag wohl das Lied ihn tröſten von dem, was er gethan!

Johann Gabriel Seidl.

# Der Botaniker.

Vor dem Pflanzenbuche der Alte ſaß
Beſchauend die Blumen die bleichen
Die er in der Blüthe zuſammenlas
Und die nun verdroknet zu Leichen.

Wie er ſie gefunden von Jahr zu Jahr
Und ſorgſam im Buch' auch verwahret
Die Farbe iſt fahl — und fahl iſt ſein Haar
Mit Schmerz er's an Beiden gewahret.

Ein Pflänzchen nur dünkt ihm noch friſch und licht
Als wär' es vom Thaue getränket —
Es iſt — ein ſchlechtes Vergißmeinnicht,
Das einſt ihm die Liebſte geſchenket.

Johann N. Vogl.

# Des Storchen Nest.

(Allemaniſch.)

Kind.

Lueg, Müetterli! wie allzwil dört der Storch
Hoch uf de Thurn fliegt, worum huſet er nit
Uf üſem Dach, es iſch nit ſo hoch; er iſch
So ſtolz, der Rothſtrumpf, und verächtli nickt er
Uf üſer nied'res Hus! Er iſch do nur
E Storch, wenn er au (wie der Ähni ſeit)
Wit über d'Berg us fremde Ländre chunnt!

Mutter.

Er het do obe ſine Freud, do wetzt er
Sin Schnobel, wälſcht, daß Niemes ihn verſtoht,
Der Langhals, das iſch frili wohr! Doch Stolz
Chennt ſo ne Thierli nit; den chenne leider

Nu d'Lüt', die hebe d' Chöpf', und rümpfe d'Naſe
Und wetze hoffärtig de Hals; de Thierl
Iſch ſo was agiborc. Gott hets welle,
Und was Er will, iſch immer recht und gut!
I will dir's, Seppli! ſage, merk der's, daß
Du's weiſch. — Wenn ufem Husfirſte der Storch
Si Neſtli baute, oder ufem Stall,
Oder wo anderſch, wo licht Füür ſy cha,
Das in 're Stund de richſte Ma zum Bettler macht,
So wär' er in der G'fohr für ſi und au
Für ſine Chindle; aber ufem Chilchthurn
Chocht ſie nit und brote ſie nit; denn
Dört iſch des Herre Hus, der nit ißt und
Nit trinkt und alle ſpiſ't und tränket furt
Und furt, und immer Sunntig het, biſunders
Wenn Recht die Menſche thuen. Er het jo alles
So wiisli g'macht! Dur ihn nur weiß der Storch,
Daß gut ze huſe iſch dört ufem Thurn.

* * *

Thue Recht, mi Chind, uud Gott iſch ſtets
bi Thurn,
Au, wenn in d'wite Fremde chunnſch,
wie's Störchli!

Joſ. Bergmann.

## Worterklärungen.

Vers 1. Lueg = ſchau; 2. huſet = hauſet, wohnt; 3 und 5. üſem und üſer — unſerm u. unſer; 6. ſeit — ſagt; 7. chunnt — kömmt; 9. wälſcht = redet wälſch d. i. ausländiſch, fremd, vom veralteten wal (ſchwed. val, angelſ. weal, wealh „); Niemes = Niemand; 12. d'Lüt's die Leute; 14. agibore — angeboren; welle — wollen; 17. Husfirſte — Hausgiebel, der Firſte iſt der fürderſte, vorderſte Theil des Daches, vgl. Fürſt; 18. licht Füür ſy cha — leicht Feuer ſeyn kann; 19. in 're — in einer; 22. Chindle — Kinder; Chilchthurn — Kirchthurm; 25. ſpiſ't — ſpeiſet, nährt; 28. wiſli — weislich, weiſe; dur — durch; 31. au — auch; chunnſch — kömmſt.

# Inhalt.


Seite

Der Minſtrel . . . . . 1

**Hiſtoriſche Balladen** . . . . . 5

Die Burgfrau zu Cſeitha. (Ungariſch.) Von Johann N. Vogl . . . . . 7

Adelheid von der Wart. Von L. M. Schleifer . . . . . 17

Titus Dugovits. (Ungariſch.) Von Joh. Gabr. Seidl . . . . . 22

Der Löwenbändiger. Von J. J. Hannuſch . . . . . 26

Das Pagenbette. (Sächſiſch.) Von Joh. Langer . . . . . 34

Falieri Graf von Baldemarino. Neun und vierzigſter Doge von Venedig. Von J. H. Lobkowitz . . . . . 38

Niklas Juriſchitz. (Ungariſch.) Von A. Schumacher . . . . . 45

Alfred. Von L. G. Neumann . . . 52

Seite

Der Wolfsberge Ladung. Von Wilhelm Freiherrn von Eyb . . 62
Tells Tod. Von Julius von Ribics 68
Schreckimwalds Rosengärtlein. Von Andr. Schumacher . . . . . 72
Der Mönch zu Pisa. Von Johann N. Vogl . . . . . 80
Glucks Ende. Von Friedrich Treitschke 82
Almus. Von Johann Grafen v. Mailath 88

**Legenden** . . . . . 95

Sanct Stephan. (Aus dem Romaniſchen.) Von Chriſt. Wilhelm Huber . . 97
Der Wetterhahn. Von Carlopago . 101
Die Orgel von Vercelli. Von Kuno 103
Des Prieſters Tod. Von Joh. Langer 108
Saul und die Hexe von Endor. Von Chriſt. Wilh. Huber . . . 118
Die Andacht zum Kreuze. Von Friedr. M. Schmidtler . . . . . 122

**Balladen und Romanzen** . . . 129

Die Glücklichen. Von Johann Mayrhofer . . . . . 131
Die Seebraut zu Starnberg. Von M. G. Saphir . . . . . 135
Doctor Fauſt in Salzburg. Von Johann N. Vogl . . . . . 143

Seite

Burg Treue und Burg Untreue. Von Adolph Ritter v. Tſchabuſchnigg 149
Der Friedensſtifter. Von Carlopago 152
Der treue Eckhard. Von A. Schumacher . . . . . 155
Polychloros. Von Friedrich Treitſchke 167
Klytia. Von Ernſt Freih. von Feuchtersleben . . . . . 173
Gunnar. Nordiſche Sage. Von J. J. Hannuſch.
1. Hallgerda. . . . . 177
2. Buße. . . . . 181
3. Gunnar. . . . . 182
Der Mutter Wahnſinn. Von Franz Fitzinger . . . . . 185
Der Pirat. (Schiffergeſang.) Von Carlopago 188
Der Radſchah und der Bramine. Von Leop. Schlecht . . . . . 192
Der Tigerkampf. Von Friedrich Treitſchke . . . . . 197
Ahasver der ewige Jude. Von Ritter Braun von Braunthal . . . . 201
Helmigis und Arbigaſt. Von Anton Pannaſch . . . . . 209
Quanahanna. Von Johann N. Vogl 211
Die zwei Wünſche. Von Franz Fitzinger . . . . . 217
Brautbett und Sarg. Von Anton Kaſper . . . . . 221
Romanze. Von Ernſt Freih. v. Feuchtersleben . . . . . 228
Die Flucht. Von Otto Prechtler . 230

| | Seite |
|---|---|
| Das todte Weib. Von X. Schurz | 231 |
| Mutterliebe. (Nach einer wahren Begebenheit) Von C. A. Kaltenbrunner | 235 |
| Erlöſung. Von Carlopago | 241 |
| Geyr und Halzyone. Von Chriſtoph Kuffner | 245 |
| Die Rückkehr des Kreuzfahrers. (Nach dem Italieniſchen des Zajotti). Von F. Fitzinger | 256 |
| Serbiſche Heldenſagen. Von Johann N. Vogl. | |
| 1. Marko Kraljewitſch findet den Säbel ſeines Vaters | 260 |
| 2. Marko Krajewitſch und die Vile. | 266 |
| 3. Der kleine Rade. | 272 |
| Der blinde König. Von Johann Gabr. Seidl | 277 |
| Der Botaniker. Von Johann N. Vogl | 279 |
| Des Storchen Neſt. (Allemaniſch). Von Joſ. Bergmann | 280 |


Gedruckt bei Franz Ludwig.

# Karthäuſernelken.

## Sagen und Legenden

aus der

## chriſtlichen Vorzeit.

Von

**Johann Nep. Vogl.**

# Karthäuserneffen.

## Sagen und Legenden

aus der

## chriſtlichen Vorzeit.

Von

**Johann N. Vogl.**

**Wien, 1845.**

Druck und Verlag von A. Strauß's ſel. Witwe & Sommer.

Karthäuſernelken ſproſſen
Aus rauhem Felsgeſtein,
Sie mögen nicht Genoſſen
Der ſchöner'n Schweſtern ſein.

Wie ſtille Gottgedanken
In eines Frommen Haupt
Siehſt Du ſie ſteh'n und wanken,
Allein und duftberaubt,

Den Einſamen vergnügend,
Der rauhe Pfade geht,
Und nicht mit Reizen trügend,
Die allzuſchnell verweht.

Nicht trüb' Dich's, wenn ſie welken,
Da ſchön're rings erglüh'n,
Es ſind Karthäuſernelken,
Die anſpruchslos erblüh'n.

# Einige Worte Jakob Ruttenstock's über die Karthäusernelken.

Noch erlaube ich mir die nachfolgenden Zeilen, aus dem Schreiben eines mir hochverehrten und ewig unvergeßlichen Mannes, des vor Kurzem verstorbenen Prälaten des Stiftes der regul. lateran. Chorherren des heil. Augustin zu Klosterneuburg, Herrn Jakob Ruttenstock, entlehnt, welches dieser in Bezug auf die nachfolgenden Dichtungen an mich richtete, denselben vorauszuschicken.

„E. W.

Bei Durchlesung Ihres Manuscriptes, welches hier im Anschlusse zurückfolgt, fand ich die günstige Meinung, welche schon Ihre früheren poetischen Leistungen mir eingeflößt hatten, neuerdings bestätiget, und ich kann nicht umhin, per transennam zu bemerken, daß ich den würzigen Duft Ihrer Karthäusernelken in vollen Zügen einathmete.

Nachdem die kirchlich-alterthümliche Sage in poetischer Hülle, wie sie von Göthe, A. W. Schlegel und Anderen bearbeitet wurde, in unseren Zeiten immer seltener wird, so ist Ihr diesem beinahe verwahrlosten Fache zugewendetes poetisches Streben aller Anerkennung würdig, und um so erfreulicher, als es Ihnen gelang, nicht

nur aus der Maſſe zahlreicher Legenden lehrreiche und erhebende Sagen herauszuſondern, ſondern auch dieſe in einfache, ſchlichte, und dabei doch poetiſche Sprache religiöſer Gemüthlichkeit zu kleiden, u. ſ. w.

Stift Kloſterneuburg, am 23. Jänner 1844.

Jakob Ruttenſtock,
Probſt.“

Möge man nicht den niederen Verdacht hegen, als wolle ich mit dem Lobe eines als Gelehrten und Menſchen gleich hochgeachteten Mannes prunken, indem ich durch die Aufnahme des Vorausgegangenen nichts weiter beabſichtigte, als die Worte eines mir Hochverehrten der Vergeſſenheit zu rauben, und als ein heiliges Angedenken an ihn zu bewahren.

Joh. N. Vogl.

# Narthäuſernelken.

# Der goldene Schuh.

Es prangt in tiefer Waldesruh'
Hl. Kümmerniß*) Kapell',
Er ſelber d'rinn, mit goldnem Schuh,
Im Kleide ſilberhell.

Viel Waller aus der Ferne zieh'n
Noch heut' zum heil'gen Ort,
Auf der bemoosten Schwelle knie'n
Oft fromme Mägdlein dort.

Einſtmal ein Fiedler, arm und alt,
Gar kläglich anzuſeh'n,
Der kam gegangen durch den Wald
Und ſah das Kirchlein ſteh'n.

Da tritt er an die Schwelle hin,
Sein Hütlein unter'm Arm,
Und flehet zu dem Heil'gen d'rinn,
Daß er ſich ſein erbarm'.

*) Der Schutzheilige der Bäcker.

Die Fiedel nimmt er in die Hand,
Ob er auch noch so müd',
Und fiedelt flink und gar gewandt,
Und ſingt dazu ein Lied:

„Laß mein Fiedeln und mein Singen,
Heil'ger, dir gefällig ſein!
Kann ich auch nichts Gutes bringen,
Iſt mein Herz doch gut und rein."

„Ach, die bitt're Noth der Meinen
Macht mir wohl die Arbeit ſchwer;
Denn daheim die armen Kleinen
Plaget Durſt und Hunger ſehr."

„Wolleſt darum gnädig zeigen
Dich, o Heil'ger, meiner Noth,
Daß mir für das ſchlechte Geigen
Werde nur ein Krümlein Brot."

Und ſieh! kaum hat er ſeinen Sang
Dem Heiligen gezollt,
Als vor ihm hin, mit lautem Klang,
Ein Schüchlein fällt von Gold.

Der Heil'ge d'rauf im roſ'gen Schein
Spricht zu ihm ſolches Wort:
„Geh hin! der güld'ne Schuh iſt dein;
Bleib fromm und treu ſofort.“

Wer faßt da wohl des Fiedlers Glück?
„Juchhei! die Noth iſt aus!
Nun ſchnell zu Weib und Kind zurück,
Zurück in's liebe Haus!“

Den Fuß des Heil'gen küßt er d'rauf
Und nimmt den güld'nen Schuh,
Und eilt, kein Hirſch hält gleichen Lauf,
Dem lieben Städtlein zu.

„Hei Bäcker! auf, nur auf geſchwind!
Gebt Brot, nur ſchnelle Brot;
Daheim da hungert Weib und Kind,
Doch jetzt iſt aus die Noth!“

„Da ſchaut das gold'ne Schüchlein an,
Das hilft für immerdar,
Der Fiedler iſt ein reicher Mann,
So arm er erſt noch war.“

„Ein Schüchlein? — Schelm und Schurke du,
Verderben dir auf's Haupt!
Das iſt des Heil'gen güld'ner Schuh,
Den haſt du ihm geraubt!“

„Den Buben faßt, ſchnell faßt ihn an,
Der ſolchen Frevel trieb!
Fort zum Gericht mit ihm und dann
Zum Kerker mit dem Dieb!“

Und fort in Wuth reißt ihn die Schar,
Umſonſt iſt alles Fleh'n,
Du Fiedler mit dem weißen Haar,
Wie wird es dir ergeh'n?

Umſonſt thut er den Richtern kund
Welch Wunder ſich ergab,
Und wie der Heil'ge ſelbſt zur Stund'
Den Schuh geſchenkt ihm hab'.

Vergebens, ach! bethenert er,
Wie frei er ſei von Schuld!
Nicht Einer achtet ſeiner Mähr'
Von des Verklärten Huld.

Der güld'ne Schuh in ſeinem Rock
Zeugt laut, er hab' geraubt;
Und morgen ſchon fällt auf dem Block
Dafür ſein ſchneeweiß Haupt.

So liegt im Thurme nun der Greis,
Die Kette preßt ihn ſehr;
Die Wang' iſt ihm von Thränen heiß,
Die Bruſt wie bang', wie ſchwer!

Er jammert nur um Weib und Kind,
Die ihm der Herr geſellt,
Und die nun ganz verlaſſen ſind
In Gottes weiter Welt.

Und ach! wie ſchnell, wie ſchnell die Nacht,
Wie nah' das Morgenroth!
Das Dunkel weicht, der Tag erwacht,
Das Glöcklein ruft zum Tod.

Doch nun, als ihn zum Hochgericht
Geleiten will die Schar,
Erſtrahlt in ihm ein Hoffnungslicht
Gar hell und wunderbar.

„Nur eine Gnad' zu guter Letzt
Wollt Ihr mir noch verleih'n!
Die Fiedel, die euch oft ergötzt,
Laßt mir Gefährtin sein."

„Vor der Kapelle möcht' ich nur
Ihr sagen noch Valet,
Und singen auf geweihter Flur
Nur noch ein fromm Gebeth."

Sein Flehen wird gewährt, man führt
Ihn zu dem Kirchlein hin,
Und vor dem Heil'gen, tief gerührt,
Liegt Alles auf den Knie'n.

Und wie er strich das erste Mal
Die Fiedel matt und müd',
Lockt er aus ihr gar hellen Schall
Auch jetzt und singt ein Lied:

„O du, der sich so milde vor Kurzem mir gezeigt,
Sieh auf den Armen nieder, der dir sein Antlitz neigt!

Er ſteht am Grabesrande, mit bebendem Gebein,
O laß ihn nicht zu Schanden auf dieſer Erden ſein!“

„Erhöre du ſein Flehen, ſei gnädig ihm in Huld;
Zeig' du, daß auf dem Fiedler nicht laſte ſolche Schuld;
So kann's ja Niemand ſagen, nur du vermagſt's allein,
O laß mich nicht zu Schanden auf dieſer Erden ſein!“

„Einmal haſt du geneiget dich freundlich ſeiner Noth,
O neige dich nun wieder und rette ihn vom Tod;
Auf dich hab' ich vertrauet in meiner tiefſten Pein,
O laß mich nicht zu Schanden auf dieſer Erden ſein!“

So war erſchallt des Fiedlers Sang,
Als d'rauf herab im Au

Vom Altar fällt mit hellem Klang
Zu ihm der zweite Schuh.

Da jauchzt er wohl in Thränen auf:
„O heil'ges Gnadenbild!
Ich hoffte nicht vergebens d'rauf,
Daß du mir wärest mild!“

Und Alles staunt das Wunder an
Und preist St. Kümmerniß,
Der in der Noth den armen Mann,
Den Fiedler, nicht verließ.

Die Schüchlein aber schön und fein,
Von purem Golde roth,
Die nannte stets der Fiedler sein,
Bis er erblich im Tod.

# St. Elisabeth.

Elisabeth, die Fromme,
Vor'm Klosterthore steht,
Die Armuth zu betheilen,
Die dort um Hilfe fleht.

Jedweder, der vertrauend
Der Heiligen genaht,
Der kehrt von ihr nur wieder
Mit Spende oder Rath.

Und als beschenkt sie Alle
Nun fort in Thränen geh'n,
Da sieht sie, schüchtern ferne,
Nur noch ein Mägdlein steh'n.

Ein blühend junges Röschen,
Mit Augen treu und klar,
Und langen goldnen Flechten,
Wie nie sie ward gewahr.

Die hängen um die Schulter
Der Kleinen bis zum Fuß,
Daß ſelbſt darob erſtaunen
Die fromme Heil'ge muß.

Da winket dieſe milde
Das Mägdlein zu ſich hin,
Mit ſchüchtern kleinen Schritten
Naht dieß der Spenderin,

Und ſinket vor der Hohen
Voll Demuth auf das Knie,
Doch voll von Liebe blicket
Die Heilige auf ſie.

„Wie Allen, die mir nahten,
So ſoll auch dir geſcheh'n,
Nicht ohne Wohlthat, Kleine,
Darfſt du von hinnen gehn."

So ſpricht ſie d'rauf und wendet
Sich um zur Kleriſei:
„Hol' Lin's mir eine Scheere
Vom Kloſter ſchnell herbei!"

Verwundert blicken Alle
Wohl auf die Fromme hin,
Doch Keiner weiß zu deuten
Sich dieser Spende Sinn.

Als aber eine Nonne
Die Scheere nun gebracht,
Da preßt das Haupt der Kleinen
An's Knie die Heil'ge sacht,

Und trennt, wie von der Rose
Der Wind ein Blatt sich raubt,
Die langen goldnen Flechten
Mit raschem Schnitt vom Haupt.

Aufschreit wohl da die Kleine:
„Weh mir! Mein höchstes Gut!"
Und sinkt zur Erd', sie netzend
Mit heißer Thränenfluth.

Und all die Ander'n stehen
Vor Schreck erstarrt und stumm
Wie steinerne Gebilde
Um jene Zwei herum.

Die Heil'ge aber wiſchet
Vom holden Angeſicht
Der Jammernden die Thränen
Mit ſanfter Hand und ſpricht:

„Nicht zürne, arme Kleine,
Und ſieh mich freundlich an,
Wiſſ', eine Wohlthat war es,
Was ich an dir gethan."

„Denn ließ ich dir die Flechten,
Die dich ſo reich umhüllt,
So hätte bald der Hochmuth
Dir Herz und Sinn erfüllt."

„Es hätt' als goldne Ketten
Der Böſe ſie gebraucht,
Bis in den Pfuhl der Sünde
Er gänzlich dich getaucht."

„Nun aber kannſt du wahren,
Was nicht ſo ſchnell verbleicht,
Die Schönheit deiner Seele,
Der keine ird'ſche gleicht."

# St. Ritza.

St. Ritza floh des Lebens
Verlockenden Genuß,
Als Klausnerin bewohnte
Ein Hüttchen sie am Fluß.

Jenseits des Flusses ragte
Ein Kirchlein vom Gestein,
Zu diesem ging die Fromme
Mit jedem Morgenschein.

Sie ging mit bloßen Füßen,
Geschürzt bis an das Knie;
Durch Rohr und Wellenschäume
Ging ohne Bangen sie.

Ob hell die Sonne strahlte,
Ob Regen wusch den Stein:
Mit jedem Morgen mußte
Sie dort im Kirchlein sein.

Einſt aber brauſte wilder,
Als je gebrauſt der Fluß;
Die Brandung warf an's Ufer
Manch weißen Wogenguß.

Wohl kam die fromme Ritha
In große Angſt darob,
Als höher ſtets und höher
Die Fluth ſie rings umſchnob.

Im Waſſer eine Weide
Ergriff ſie da mit Haſt,
Und brach nicht ohne Mühe
Von ihr ſich einen Aſt.

Mit dieſer Stütze kämpfte
Sie gegen Well' und Fluth,
Allein nur toller brauſte
Um ſie der Welle Wuth.

Schon fühlt ſie ihren Sohlen
Entführt den feſten Grund,
Schon reiſſen ſie die Wirbel
Mit ſich hinab zum Schlund:

Da denkt mit einmal wieder
Auf Gott die bange Magd,
Und fühlt ſich werth der Strafe,
Weil ſie an ihm verzagt.

Und in die Wogen ſchleudert
Sie reuevoll den Stab,
Und ſieh' — da ſinkt das Waſſer
In's alte Gleis hinab.

Gleich einer zahmen Schlange,
Hinzieht wie ſonſt der Fluß,
Nur noch voll Ehrfurcht küſſend
Des Mägdleins zarten Fuß.

# Der ewige Jude.

Der ewig wandernde Jude ging
Durch Wüſtenei und Wald,
Vom Berg herab der Nebel hing,
Der Wind blies rauh und kalt.

Da ſtand ein hundertjähr'ger Baum
Vom Wetterſtrahl verbrannt,
Den hatte, noch ein Reislein kaum,
Schon Ahasver gekannt.

Und an dem morſchen Stamme warf
Der Wand'rer ſich in's Moos,
„Ach, daß doch alles ſterben darf,
O neidenswerthes Loos!“

„So zog an deinem Blätterkranz
Nun auch, du ſtolzer Baum,
Das Erdenſein mit Luſt und Glanz
Vorbei, ein ſchöner Traum.“

„Ich aber werde ewig geh'n,
Darf nie im Grabe ruh'n,
Muß immer, ach, und immer seh'n,
Was Neid und Bosheit thu'n."

Und schluchzend sank er d'rauf in's Gras,
Das Herz zernagt von Pein,
Und schlief, von heißen Thränen naß,
Mit stillem Weinen ein.

Doch sieh', da kam's ihm vor im Traum,
Er stünd' zu nächt'ger Stund'
Auf eines Friedhof's ödem Raum,
Im schweigend todten Rund'.

Der Sturm fuhr heulend durch das Land,
Der Donner krachte wild,
Und wie im hellsten Feuer stand
Urplötzlich das Gefild.

Da scholl's, als wie Posaunenton,
Vom nächt'gen Zelt herab,
Da rief's: „Heraus zu Straf und Lohn!
Heraus aus eu'rem Grab."

Und ſieh', da wankte Stein um Stein,
Da borſt jedwede Gruft,
Und klappernd ſtieg's, mit morſchem Bein,
Aus Erd' und Moderduft.

Als wie herbeigeweht vom Wind,
Kam da, von Schreck erfaßt,
So Greis als Mann, ſo Weib als Kind,
In grauſig wilder Haſt.

Gerippe ſchob ſich an Geripp'
Hervor in Angſt und Scheu,
Mit kahlem Haupt, mit fahler Lipp',
In Trachten mancherlei.

Da loh't mit eins das Himmelszelt
In Flammen, wunderbar,
Und droben ſaß der Herr der Welt
In ſeiner Engelſchaar.

Und alles fiel zur Erd', es ſchien
Erſtarret die Natur,
Er aber blickte liebend hin
Auf ſeine Kreatur.

Und — „Ahasverus!“ — rief ſein Mund,
Der Sturmwind trug es fort,
Und über's ganze öde Rund
Erſcholl des Mächt'gen Wort.

Da ſah der Träumer, wie im Nu
Sein Bild, dem Wind zum Spiel,
Vom grauen Scheitel bis zum Schuh
Zu ſchlechtem Staub zerfiel.

Doch fühlte er ſich ſelbſt zugleich
Wie niemals noch entzückt,
Und ſchon auch fand er ſich zum Reich
Der Seligen entrückt.

Doch wie er dies erſchaut, da ſchwand
Der wunderbare Traum,
Und wieder auf dem Mooſe fand
Der Schläfer ſich am Baum.

Doch war's der Baum nicht, den er ſah
Vor Kurzem, dürr und wild,
Nein, friſch und grünend ſtand er da,
Der Hoffnung junges Bild.

Denn ein Jahrhundert war enteilt
Manch Reis als Baum belaubt,
Seit er im Wald, wo er geweilt,
Zum Schlaf geſenkt das Haupt.

Und wieder zog der Wandersmann
Dahin am Waldesſaum,
Doch ſah er oftmals noch hinan
Zum hoffnungsgrünen Baum.

# Die Schutzmauer.

„Mutter! Mutter! hört Ihr trommeln? —
Weh! Nun ist der Schwede da!
Blutig wird die Nacht sich enden,
Uns're letzte Frist ist nah'!“

Doch die greise Mutter faltet
Fromm die Hand und spricht allein:
„Schließ', o Herr, mit deiner Mauer
Vor des Feindes Grimm mich ein!“

„Mutter! Mutter! hört Ihr's knallen?
Weh! schon plündert er im Ort,
Ach, warum nur aus der Hütte
Floh'n wir nicht bei Zeiten fort!“

Doch die greise Mutter faltet
Fromm die Hand und spricht allein:
„Schließ', o Herr, mit deiner Mauer
Vor des Feindes Grimm uns ein!“

Horch, ſchon fallen Schüſſ' auf Schüſſe,
Nachtſturm ſchlägt in's Fenſter wild;
Doch der Alten Hütte ſchützet
Vor dem Feind des Herren Schild. —

Endlich weicht die Nacht — und ſchüchtern
Späht das Mägdlein jetzt hinaus:
Wunder! Wunder! bis zum Giebel
Iſt mit Schnee umhüllt das Haus!

So verbarg die arme Hütte
Vor dem Feind die Flockenwand,
Und an ihr vorüber tobte
Plünd'rung, Gräuel, Mord und Brand.

Hin auf's Knie nun fällt die Mutter
Freudig mit dem Töchterlein:
„Ja, es ſchloß uns Deine Mauer
Vor dem Grimm des Feindes ein!“

# Die fromme Spinnerin.

Es ſaß die ſchöne Bertha wohl
Am Rädchen ſo allein,
Wie groß auch früh der Rocken war,
Am Abend wurd' er klein.

Der fieberkranken Mutter galt
Der frommen Tochter Fleiß,
In kalter Stube ſpann die Magd,
Wenn jene lag ſo heiß.

Sie ſaß und ſpann wohl Tag und Nacht,
Zu lindern ihre Noth,
Die Wange ward ſchön Berthen bleich,
Das Auge wurd' ihr roth.

So ſaß ſie wohl die fünfte Nacht,
Ringsum lag tiefe Ruh',
Am Stock ein friſcher Rocken hing,
Da fiel das Aug' ihr zu.

Und als vom Schlaf bewältigt halb,
Schön Bertha nickte ein,
Da trat wohl eine hohe Frau
Die nied're Thür herein.

Die hatte einen hellen Streif
Rings um das schöne Haupt,
Die Muttergottes rein und mild
Die Maid zu sehen glaubt.

Die nickt der müden Spinnerin
Gar freundlich holden Gruß,
Und sitzt d'rauf zu dem Rädchen hin
Und lenkt's mit zartem Fuß.

Schön Bertha fühlt die Brust so voll,
Ihr wird so hell und licht,
Zu zwingen sucht sie wohl den Schlaf,
Doch sie vermag es nicht.

Und immer dichter breitet sich
Sein Fittig über sie,
Und — ach, der Jungfrau Bild verrinnt,
Schön Bertha weiß nicht wie.

Am Morgen erſt — ach Gott! wie ſpät,
Da wacht Schön Bertha auf:
Du träge Magd! o träge Magd!
Was bringſt du nun zu Kauf?

Doch, wie ſie jetzt den Rocken ſchaut,
„Am Gott! wie kann das ſein?“
Da liegt vor ihr das ſchönſte Garn
Geſponnen zart und fein.

Zu faſſen weiß das Mägdlein ſich
Vor inn'rer Freude kaum,
Und einer Heil'gen ſah ſie gleich,
Als ſie erzählt den Traum.

Die Sage aber blieb ſeitdem
In emſ'ger Mägde Mund.
Von einer frommen Spinnerin
Ward mir ſie ſelber kund.

Auch heißt es: wenn ein frommes Kind
Sich für die Altern müh't,
So helfe ſtets die Jungfrau mit,
Von Lieb' zu ihm erglüht.

# St. Walburgis.

Der Lichwald ſauſt, es heult der Sturm,
Horch! Eulenruf im alten Thurm:
„Du Pilgrim, nimm dich wohl in Acht,
Des Mörders Aug' im Walde wacht.“

„Du Pilgrim mit dem weißen Stab,
Steig' nicht in's finſt're Thal hinab,
Kehr' um, kehr' um, noch iſt es Zeit,
Der Weg nach St. Walburg iſt weit.“

Der aber ſpricht: „Muß fürder zieh'n,
Muß heut' nach St. Walburg noch hin,
Hab' mich verlobt, in tiefem Leid,
Der Jungfrau dort mit heil'gem Eid.“

Hin geht er d'rauf in Nacht und Graun',
Vor Tag's den hohen Dom zu ſchau'n.
Kein Laut — der Sturm nur heult allein,
Und wimmert tief im Felsgeſtein.

Da bricht's hervor, da ſpringt's heran,
Mit nerv'gen Armen faßt's ihn an,
Wild ſchnaubt der Mord: „Dein Gold! dein Gold!“
Des Pilgrims Haar im Staub' entrollt.

Hoch aus dem Hals ein Blutſtrom quillt,
„O Mörder, ſtießeſt gar zu wild! —
Was wühl'ſt du ſo mir im Gewand?
Umſonſt nach Gold ſucht deine Hand!“

Und der betrog'ne Mörder d'rauf
Voll Ingrimm ſpringt vom Pilger auf,
Der aber, krümmend ſich im Blut,
Stöhnt noch mit letzter Lebensgluth:

„O Sanct Walburgis, hehr und mild,
Du wunderthätig Frauenbild,
O gib, daß ich zu dir mich find',
Wenn Seel' und Leib geſchieden ſind.“

Verſtummt iſt d'rauf des Pilgrims Mund,
Der Sturm nur gibt ſein Zürnen kund,
Es ſauſt der Wald, es rauſcht die Fluth,
Von ihm gepeitſcht mit toller Wuth.

Und zu dem Strom, auf öder Bahn,
Der Mörder ſchleppt den Pilgersmann:
„Hinab mit dir, daß nicht Verrath
Dem Tag' vertrau' die nächt'ge That.“

Da plötzlich um den Träger preßt
Der Pilgrim ſeine Arme feſt,
Wie der auch ſtrebt und wie er ringt,
Nicht los er ihn vom Rücken bringt.

Aufkreiſcht er da in Schrecken wild,
Von mehr als Todespein erfüllt:
„Wer hilft mir von der grauſen Laſt,
Die mich — weh mir! — ſo kalt umfaßt?“ —

Doch feſt, an Bruſt und Schulter warm,
Klemmt ſich des Todten eiſ'ger Arm,
Das grauſe Antlitz, hohl, verbleicht,
Mit Grinſen ſich zu ſeinem neigt.

„Zu Hilfe! Hilfe! — Steht mir bei!“
So ſchallt des Flücht'gen Angſtgeſchrei.
Wild fliegt ſein Haar um Aug' und Stirn,
Wie Wahnſinn zuckt's ihm durch's Gehirn.

„Und bring' ich nirgends mehr dich los,
Begrab' uns Beyd' des Stromes Schooß,"
Er ruft's und ſauſt im ſchweren Fall
Hinunter in den Waſſerſchwall.

Still iſt's ringsum — wohl hält der Schlund
Die Beyden feſt im tiefen Grund,
Betrogen! — ſchaut! — in grimmer Wuth
Wirft ſie zurück an's Land die Fluth.

„Weh mir! weh mir!" der Mörder ruft,
„Weh dir!" hallt's nach aus Thal und Kluft.
Die Wölfin ſelbſt, die Blut nur ſucht,
Entflieht vor ihm zur tiefſten Schlucht.

Und fort und fort durch Wald und Au'n,
Und fort und fort ſpornt ihn ſein Grau'n,
Da blinkt es fern', da klingt's ſo mild
Wie Glockenton, durch's Thalgefild.

„Was ſteigt dort auf im Morgenlicht?
Iſt das der Dom zu Eichſtädt nicht?
Der Dom, — ſo Sanct Walburg geweih't,
Zu dem den Pilgrim rief ſein Eid?"

„Wie fand mein Fuß hieher die Bahn?
Durch Sturm und Nacht, hinab, hinan?“
O folg' der Stimme, die da sagt:
Dir hilft nur dort die Gottesmagd.

Und mühsam ringt er sich hinauf,
Hell glühen Fenster, Thurm und Knauf —
Die Frühmeß mit gar frommen Sinn
Hört eben die Gemeinde d'rinn.

Zur Pforte tritt er — und mit Schrei'n
Zerstiebet Alles vor den Zwei'n,
Und auf die Knie', zum Tod entstellt,
Mit seiner Last der Mörder fällt.

„O Heil'ge,“ ruft er, „schau' in Huld
Auf mich, der bald gesühnt die Schuld,
Sieh' mich in meiner tiefen Reu'
Und mach' mich von dem Todten frei!“

Und kaum er so zur Heil'gen spricht,
Entweicht von ihm das Schreckgewicht,
Und auf die Schwelle gleitet sacht
Der Pilgrim, der die Fahrt vollbracht.

Der Mörder aber im Gebeth
Noch brünſtig zu der Heil'gen fleht,
Und als der dritte Morgen naht,
Hat er in Reu' geſühnt die That.

# St. Jutta.

Auf ſeinem Thron, von Gold umblitzt,
Der Heidenkönig Allin ſitzt,
Mit tiefgefurchten Brauen.

Vor ihm, umringt von wilder Schaar,
Steht Jutta mit dem güld'nen Haar,
Die züchtigſte der Frauen.

Von roher Gier iſt er entbrannt
Zu ſie, die, von ihm abgewandt,
Das Antlitz birgt voll Grauen.

„Ann, Chriſtenjungfrau, frag' ich dich
Zum letzten Mal, wird nie auf mich
Dein Aug' in Hulden ſchauen?“

Doch keines Wortes würdigt ihn
Die reine Magd, den frommen Sinn
Allein zum Herr'n erhoben.

Da glüht wohl wie des Nordens Licht
Im dunklen Roth ſein Angeſicht,
Vor grimmen Zornes Toben.

„Zu ſpät wirſt du den Trotz bereu'n,
Erfüllen ſoll ſich jetzt mein Dräu'n,
Zu lang' wardſt du geſchonet."

„Nicht martern will den Leib ich dir,
Denn beſſ're Marter bietet mir
Die Schaam, die in dir wohnet."

„Ihr Sclaven, reißt dem ſtolzen Weib
Herab das Kleid vom zücht'gen Leib,
Zu Luſt und Spott der Menge."

„Bei Jubelruf und Hörnerſchall
Schleppt hin ſie durch die Gaſſen all',
Durch's dick'ſte Volksgedränge."

„So ſoll, zur Schmach für immerdar
Sie jeder ſchauen, nackt und bar,
Und d'rob die Zücht'ge höhnen." —

Da faßt ſie wohl der Schergen Hand
Und reißt herab ihr das Gewand,
Geſchmückt mit ihren Thränen,

Und auf die Jungfrau grinſ't voll Hohn
Der Wüthrich jetzt von ſeinem Thron,
Ob wohl ihr Trotz nun ſchwinde.

Doch plötzlich, — ſo wie Well' auf Well,
Entrollt von ihrem Haupte hell
Das güld'ne Haargewinde,

Und rollt, und ringelt ohne End',
Und ſchlängelt ſich, und fließt behend'
Bis an das Knie ihr nieder.

So hüllet rings — der Locken Zier
Gleichwie ein güld'ner Mantel ihr
Die jungfräulichen Glieder.

Der Wüthrich wohl dieß Wunder ſchaut,
Und kaum dem eig'nen Auge traut,
Das er nicht ab kann wenden,

Und nieder vor der frommen Maid
Sinkt er und reicht ſein ſchimmernd Kleid
Ihr dar mit eig'nen Händen.

„Wohl iſt mir's klar nun," ruft ſein Mund,
„Es lebt dein Gott im Sternenrund',
Er hat's an dir bewähret."

„O lehr' auch mich den Glauben dein,
Und laß den letzten Knecht mich ſein,
Der dich als Heil'ge ehret."

# Kremsmünster.

Tasillo jagt im Heine,
Des Baierlandes Herr
Zur Seit', im Morgenscheine,
Herr Günther zieht daher.

Zu dem spricht da, im Reiten,
Der Herzog: „Wiß' mein Sohn,
Will mir für späte Zeiten
Erwerben Gottes Lohn.“

„Ich will ein Münster bauen
Hier an des Flusses Rand,
Das soll, ein Adler, schauen
Hinaus in alles Land.“

„Und wenn vorbei das Jagen,
Soll sagen mir dein Mund,
Von wo das Stift mag ragen
Empor aus festem Grund.“

Herr Günther tief ſich neiget,
Als jener ſprach dieß Wort,
Und ſpricht: „Will's Gott, ſo zeiget
Er euch durch mich den Ort.“

Da ſchallen zum Beginnen
Die Hörner durch's Gefild,
Hui, brauſt's im Sturm von hinnen,
Mit Horn und Speer ſo wild.

Schon flieht auf öden Wegen
Mit Haſt ſo Hirſch, als Bär,
Doch immer kühn, verwegen,
Die Jäger hinterher.

Nicht können mehr ſie zügeln
Die inn're tolle Glut,
Bis ſie den Streit beſiegeln
Mit der Verfolgten Blut.

Horchauf! da ſchallet wieder
Der helle Hörnerſchall,
Von all den Bergen nieder
Erklingt's im Wiederhall.

Zu Ende iſt das Jagen,
Der Herzog naht im Schweiß,
Wie ſchaut er voll Behagen
Den munter'n Jägerkreis.

Doch ſiehe — unter ihnen
Fehlt Einer aus der Zahl.
„Iſt Günther nicht erſchienen?
Wo weilt er dieſes Mal?“

Doch Keiner weiß zu ſagen
Von Herrn Taſillo's Sohn,
„So laßt waldein uns jagen,
Dort hört den Ruf er ſchon.“

Und fort mit lautem Schalle
Brauſt wieder Herr und Troß,
Da ſteigt mit einem Male
Hochauf des Herzogs Roß.

Hilf Gott! vor ihm am Wege
Liegt Günther todt und blaß,
Das grüne Waldgehege
Von ſeinem Blute naß.

Ein Eber ihm zu Seiten
Mit rothgefärbtem Zahn,
Der hat im wilden Streiten
So Schlimmes ihm gethan.

Da sinkt der Herzog nieder
Und schluchzt im tiefsten Weh':
„Am Gott, daß so ich wieder
Dich jetzt, mein Günther, seh'!"

„Wollt'st mir die Stelle zeigen,
Wo ich ein Stift sollt' bau'n,
Nun liegst du da im Schweigen
Und finster'm Todtengrau'n."

„In Freud' wollt' ich erhöhen
Ein Haus zu Gottes Ehr',
Nun soll's in Schmerz geschehen,
In Leiden also schwer."

„So mögt ihr denn erbauen
Ein Münster hier zur Stund',
Wo ich den Sohn mußt' schauen
Im Blut und todeswund!"

Nicht lang, ſah man erheben
Ein Stift ſich ob dem Land,
Wo ſich, im wilden Streben,
Die Krems durch's Dickicht wand.

Und bis zu dieſen Tagen
Siehſt du, wie allbekannt,
Noch dort das Kloſter ragen,
Kremsmünſter zubenannt.

# Der Sündenbau.

(Altdeutſch.)

Vernehmt nun eine alte Mähr' —
Ein Mann, der Geld erwuchert ſehr,
Ließ einen Tempel groß und weit
Erbau'n, voll Pracht und Herrlichkeit,
Zu ſühnen all' ſein Miſſethat,
Auch einen Biſchof er da bath,
Das Haus zu weih'n in Gottes Nahm'.
Ein's Abends nun der Fromme kam,
Und eh' die Kirch' er weihen ſollt',
Noch hin zu ſelber geh'n er wollt',
Um ſich den Bau dort zu beſchau'n,
Wie Zimſ' und Fenſter wär' gehau'n.
Im deucht, daß Niemand drinnen wär',
Doch ſieht er, wie dort hin und her
Der Böſe ging und maß die Wänd'
Von einem End' zum andern End'.
Der Biſchof ſprach: „Du ſchlimmer Wicht,
Dein braucht man an der Stätte nicht."
Der Teufel drauf: „Was ſchmäht ihr gleich

Und furcht doch mehr mich, denn ich euch,
Hab' nie nach eurem Gut begehrt,
Laßt mir nun auch, was mir gehört."
Ruft da der Biſchof zornig aus:
„Nutzt morgen laſſen mir dieß Haus,
Dem Herrn man hier nur dienen ſoll,"
Da ſprach der Böſe: „Wißt ihr wohl,
Wer andern nimmt ihr eigen Gut,
Nicht nach des Herren Wille thut.
Laß mir das meine nehmen fort,
Was euer, laß' ich gern am Ort."
Der Biſchof: „Das erlaub' ich dir,
Nun heb' dich, böſer Geiſt, von mir."
Hin fuhr er, doch wie Morgens dann
Der Biſchof kam zur Kirch' hinan,
Und wollt' ſie weih'n und machen rein,
Da fand er weder Holz noch Stein.

# Abt Rupertus.

Von dem Thurme zu St. Peter
Schallt das Zügenglöckchen leise,
Denn der fromme Abt Rupertus
Liegt im Sterben.

Düstre Mönche
Stehen um das Schmerzenslager,
Trauer in den bleichen Mienen,
Heißen Schmerz in ihrem Innern,
Denn es stirbt für sie ein Vater.

Brennend heiße Fiebergluten
Wälzen sich durch seine Adern,
Brennen ihm in trockner Kehle,
Und er spricht mit schwacher Stimme:

„Brüder, ſchöpft noch einen Becher
Von des Brunnens klarer Quelle
Mir zur letzten Reiſelabung.“
Und es eilen Zwei der Mönche,
Schöpfen aus des Brunnens Quelle,
Bringen ihm den kühlen Becher.
Und mit ſtummen Danke ſetzet
Ihn der Abt an ſeine Lippen,
Aber kaum daß er genippet,
Reicht er lächelnd ihn den Mönchen:
„Alſo war es nicht gemeinet;
Aus der Quelle ſollt ihr ſchöpfen,
Und den klaren Trunk mir bringen.“

Und verwundert ſteh'n die Beiden,
Eilen flug's auf's Neu' zum Brunnen,
„Iſt er irr' in ſeinen Sinnen,
Thaten wir doch wie befohlen.“
Und auf's Neu den Becher ſchöpfen
Sie aus klarer Brunnenquelle,
Abermals dem Abt ihn reichend.

Nochmals führet an die Lippen
Ihn der Abt, doch ſetzt er wieder,

So wie früher, ihn zur Seite:
„Wohl erkenn' ich eure Milde,
Daß ihr statt des Quellenwassers
Von dem Lieblingswein mir bringet,
Doch des erstern nur bedarf ich,
Um zur Reise mich zu laben."

Und erstaunt die Mönche stehen:
„Nicht vom Keller, Herr, vom Brunnen
Holten wir den Trunk im Becher."
Und zum dritten Male eilen
Mit den Beiden auch die andern
Mönche insgesammt zum Brunnen,
Schöpfen dort und kehren wieder.

Und der Abt versucht auf's Neue,
Blickt dann, wie verklärt, nach Oben:
„Ist es so, wie ihr gesprochen,
Nun so laßt den Herrn mich preisen,
Der mich noch in meinem Scheiden
Mit so mildem Trank erquicket."
Schlürfet mit drei vollen Zügen
Noch vom weingewordnen Trunke,
Neigt das Haupt — und hat vollendet.

Doch erſchüttert knie'n die Brüder,
Geiſt und Herz zu Gott erhoben,
Der noch Labſal dem Gerechten
Spendet in der ſchwerſten Stunde.

# St. Gangolf.

Des langen Weges müde
Im heißen Sonnenbrand,
Der heil'ge Gangolf wandert
Durch's ferne Haidenland.

Wie brennen die Sandalen
So ſchmerzlich ihm am Fuß,
Der Glühwind von der Wüſte
Spaucht ſeinen Feuergruß.

Am Gaumen klebt die Zunge,
Und jeder Nerv erſchlafft,
Sich aufrecht zu erhalten,
Hat kaum er noch die Kraft.

Da ſteht der Todesmüde
Mit Einmal einen Quell
Aus einer Felswand ſprudeln,
Wie Silber rein und hell.

Und zu der Stelle ſchleppt er
Sich hin mit neuem Muth,
Und ſchöpft vom kühlen Brunnen
Mit ſeinem Pilgerhut.

Und ſchlürft und ſchlürft, als gäbe
Der Quell den beſten Wein,
Und ſchlürfet Muth und Stärke
Auf's Neu' in ſich hinein.

Da tritt aus naher Höhle,
Die er erſt jetzt erblickt,
Zu ihm ein finſt'rer Haide,
Der höhn'ſchen Gruß ihm nickt.

„Behagt dir ſo die Quelle,"
Spricht der, „in Javas Sand,
So kauf' ſie dir und bringe
Sie heim in's Chriſtenland."

„Ihr ſprecht ja doch des Glaubens
Bedürf's ein Körnlein bloß
Am Berge zu verſetzen,
Von ihrem Mutterſchooß."

„„So iſt es,“ ſpricht der Pilger,
„Ob ihr es gleich verlacht,
Allmächtig iſt der Glaube,
Allmächtig Gottes Macht.““

„„Drum nenn' den Preis der Quelle,
Ich geh' den Handel ein;
Was ſoll ich dir bezahlen,
Sag' an, damit ſie mein.““

„So meinſt du's, Thor, im Ernſte,“
Der Haide d'rauf, „wohlan,
Gib hundert Silberheller
Und nimm die Quelle dann.“

„Doch kommſt du heim, ſo ziehe
Die Stirne nicht zu kraus,
Im Fall nicht wohlbehalten
Den Kauf du bringſt nach Haus.“

Allein des Hohnes achtet
Der fromme Pilger nicht,
Und reicht ihm dar die Summe
Mit ernſtem Angeſicht.

D'rauf zieht er wieder weiter
Des Weges, nach Burgund,
Von manchem Spott begleitet,
Noch aus des Haiden Mund.

Und zieht wohl manche Monde,
Durchschiffet Meer und Fluß,
Bis in die ferne Heimath
Ihn wieder bringt sein Fuß.

Doch wie er nun erreichet
Sein Haus, von Moos bedeckt,
Da steht der fromme Pilger
Mit einmal froh erschreckt,

Denn seinen Glauben sieht er
Verwirklicht nun zur Stell',
Zunächst dem Hause sprudelt
Ein lustig frischer Quell.

Der sprang mit einem Male
Dort aus des Berges Wand,
Zu selber Zeit, als jener
Versiegt in Javas Sand.

# St. Katharina.

---

Es ſteht auf einem Hügel
Ein Kirchlein, alt und klein,
Ein ärmliches Gemäuer,
Genannt St. Katharein.

Nur wen'ge Hütten liegen
Zerſtreut dort um's Geſtein,
Beſchirmet von den Händen
Der heil'gen Katharein.

Einſt drangen wild die Schweden
In's Mährenland herein,
Da flüchtete ſich Alles
Hinauf zu Katharein.

Schon ſtanden rings die Hütten
Im rothen Feuerſchein,
Als auch der Schwedenführer
Erblickt St. Katharein.

„Hinauf nach jenem Kirchlein
Und würget, was darein,
Dann steckt das Neſt in Flammen!“
Weh' dir, St. Katharein!

Doch wie an's Thor ſie kamen,
Mit Lärmen und mit Schrei'n,
Da ſangen drinn die Frommen:
„Gegrüßt St. Katharein.“

Was ſtand nur da der Führer,
So ſtarr, als wär' er Stein,
Es hieß ja ſeine Liebſte
Juſt eben auch Kath'rein!

An dieſe dacht' er wieder
In ſtiller Sehnſuchtspein,
„Werd' je zu dir ich ſagen:
Gegrüßt o Katharein?“

D'rauf aber ruft er: „Schweden,
Hier laßt das Würgen ſeyn,
Nichts ſey von mir gefährdet,
Was ſich benennt Kath'rein!“

Und weiter mit den Seinen
Zog er in's Land hinein,
Doch ſchallt's noch jetzt im Kirchlein:
„Gegrüßt St. Katharein!“

# St. Sebaldus.

## I.

Aufgebahrt liegt Sanct Sebaldus
In der Zelle, eng' und dunkel;
Zu des Todten Füßen ſitzet
Hüthend, ſtumm, ein ſchwarzer Bruder.

Ringsum herrſchet Nacht, es ſchallet
Nicht ein Laut in öder Runde;
Trübe brennen ab die Kerzen. —
Nur der Hüther iſt noch munter.

Da, mit frevlem Sinne wendet
Zu dem Todten ſich der Bruder:
„Li, wie biſt du nun ſo ſtille!
Sprich, was wirkſt du keine Wunder?“

„Nur getäuſcht haſt du die Menge,
Die gehuldigt deinem Ruhme;
Blendwerk war, was du verübteſt,
Und die Einfalt nannt' es: Wunder.“

„Konnteſt wirklich Wunder üben,
Gib mir jetzt davon die Kunde;
Will dir deine Zeichen glauben,
Wirkſt du eins zu dieſer Stunde.“

Aber kaum daß ausgeſprochen
Solches Wort aus ſeinem Munde,
Sieh', da richtet ſich Sebaldus
Plötzlich auf in ſeiner Truhe.

Aus den tiefen Augen ſchießend
Grimmer Blicke Zornesgluthen,
Rufet er mit dumpfer Stimme:
„Wehe über dich, Verruchter!“ —

Und im ſelben Nu verlöſchen
Alle Lichter in der Stube,
Und in's Antlitz ſchwer getroffen,
Stürzt zur Erde hin der Bruder.

## II.

Hört ihr's nicht bei'm Todten drinnen
Wehеklagen, Hülferufen?
Und es eilen hin die Mönche,
Wo Sebaldus liegt in Ruhe.

Seht, — im Sarge liegt die Leiche,
Doch der Hüther wimmernd d'runter,
Bleich, voll grimmer Schmerzen heulend,
Aus den beiden Augen blutend,

Und er kündet nun voll Jammer,
Wie gelästert seine Zunge,
Und ihn d'rauf der Todte strafend
Also schmerzlich hab' verwundet.

Und den Blinden, der verzweifelt,
Führen sie in seine Stube,
Gießen Balsam, legen Kräuter,
Aber fruchtlos, auf die Wunde.

„Wehe!" ruft er, „weh' mir Armen,
Daß ich also mich verschuldet;
Nimmer werd' ich Gnade finden,
Ew'ge Nacht hält mich umwunden!" —

## III.

Einsam sitzt der blinde Bruder,
Stillen Gram's, in öder Stube,
Reue nagt an seinem Herzen
Ob dem Frevel seiner Zunge.

Und auf seine Kniee sinkt er,
Also zu dem Heil'gen rufend:
„O verzeih', um Jesus Willen,
Was an dir ich hab' verschuldet!“

„Sieh' zerknirscht im Staub' mich liegen,
Der in ew'ge Nacht versunken;
Sieh mein Herz von bitt'rer Reue
Ob der schlimmen That durchdrungen!“

Und er fühlt ein lind Berühren
Plötzlich auf den Augen wunde,
Und er hört Sebaldus Stimme:
„Blicke auf, du bist gesundet!“ —

Und in namenloser Wonne
Ist des Bruders Herz entzunden,
Da der Quell des Lichtes wieder
Wunderthätig ihm entsprungen.

Wohl erstaunen all' die Mönche
Ob dem neuen kräft'gen Wunder,
Preisen laut Sebaldus Milde,
Der verzieh dem reu'gen Bruder.

# Der Geſang.

rſchaffen ſchon die Erde lag,
So ſchön, als man ſie ſchauen mag,
Die Bäume ſtanden grün belaubt,
Die Blumen wiegten ſanft ihr Haupt,
Das Hirſchlein ſprang ſo froh umher,
Die Vöglein flogen kreuz und quer,
Doch nirgends klang ein froher Schall,
Und wie ein Grab — lag Berg und Thal.

Da ſah der Herr herab zur Welt
Und dacht': das iſt wohl recht beſtellt,
Doch fehlt der Erde noch: — Geſang,
Der freudig ſchall' das Rund entlang.
Und einen Engel ſendet ſchnell
Der Herr, aus ſeinem Himmel hell:
„Du bring' hinab dieß ſchöne Gut,
Des Sanges heil'ge Zauberfluth,
Und lehre dort die Vögel mein
Zu ſingen, Weiſen ſchön und fein."

Und froh ob ſolcher Sendung, eilt
Vom Herrn der Engel unverweilt,
Und bricht vom Schilf ein Rohr im Flug,
Das juſt zu ihm ſich neigt im Bug.
D'rauf ſetzt er nieder ſich im Wald
Und bläſt auf ſeinem Rohr alsbald,
Und bläſt, daß, wie von Luft bewegt,
So Baum als Strauch ſich rauſchend regt.

Und wie er bläſt ſo wunderbar,
Da kommt herbei der Vöglein Schaar,
Da ſpringt hervor der Zeiſig flink,
Da naht der Stiglitz und der Fink,
Da kreiſ't die Lerche aus der Luft,
Rothkehlchen ſchlüpft aus Laub und Duft,
Da flattert Maiſ' und Nachtigall
Herbei, und horcht dem ſüßen Schall.

Und immer nah'n der Vöglein mehr,
Schon ſitzt um ihn ein Schüler-Heer,
Das ſchaut wohl auf den fremden Gaſt
Verwundert ſehr, von Zweig und Aſt,
Und horcht und ſtreckt die Hälschen lang,
Und pipt und zwitſchert nach den Sang,

Und müht ſich, aus den Kelchen klein,
Zu bringen ſolche Klänge fein.

Und wie der Engel d'rauf entſchwebt,
Da iſt der Wald wie neu belebt,
Da zwitſchert's, ſchallt's, da hallt's und klingt's,
Da trirılirt's und pfeift's und ſingt's,
Da regt es ſich auf jedem Aſt,
Von namenloſer Luſt erfaßt,
Und ſelbſtvergnüget ſpricht der Herr:
„Nun fehlt nur Eins der Erde mehr!
Das iſt der Menſch — daß eine Bruſt
Empfinde auch des Sanges Luſt.“

# St. Benedikt.

Es lebt der Junker Benedikt
Von Satansgarnen dicht umstrickt,
Vom Stegreif auf den Straßen,
In Schwelgen und in Prassen.

Wohl kreuzt vor ihm sich weit und breit
Die ganze liebe Christenheit,
Ihn aber kümmert's wenig,
Er scheut nicht Papst noch König.

Doch als nach manchem wüsten Jahr
Sich grau und grauer färbt sein Haar,
Da will es ihn bedünken,
Als thät' der Muth ihm sinken.

Und in des Wilden Brust erwacht
Die Reu' ob dem, was er vollbracht,
Die läßt ihn nimmer rasten,
Die treibt ihn fort mit Hasten.

Wohl hin zu manchem Kloſter geht
Der wilde Junker jetzt und fleht:
„O laßt bei euch als Laien
Mich büßen und kaſteien.“

Allein die Mönche faßt ein Gran'n,
Wie ſie den rieſ'gen Ritter ſchau'n;
Der Pförtner ſchließt voll Schrecken
Die Pforte vor dem Recken.

So ſteht, nach manch' vergeb'nem Gang,
Gejagt von ſeines Herzens Drang,
Der Führer frecher Rotten
Vor'm Kloſter zu den Schotten.

Dort zieht er an dem Glockenring,
Ein Büßer, demuthsvoll, gering,
Und ſinkt dem Abt zu Füßen
Mit heißen Thränengüſſen.

„Ein Haus der Freiung, wie bekannt,
Wird euer Kloſter ja genannt,
D'rum gönnt, daß ich von Sünden
Hier mög' Befreiung finden.“

Nicht wenig wohl der Abt erſchrickt,
Als er den rieſ'gen Mann erblickt,
Doch ſpricht er: „Dein Begehren
Das will ich nicht verwehren.“

„Allein da du gehauſt ſo ſchlecht,
So ſollſt du als der letzte Knecht
Das Holz im Hofe ſpalten,
Und Nachts die Wache halten.“

Und ſeit der Stunde lebt fortan
Im Kloſter dort der ſünd'ge Mann,
Und ſucht des Böſen Schlingen
Mit Ernſt ſich zu entringen.

Er ſchafft den lieben langen Tag
So viel es ſeine Kraft vermag,
Und wachet in den Räumen,
Wenn ſanft die Andern träumen.

Juſt iſt es wieder Mitternacht,
Kein Auge mehr im Kloſter wacht,
Nur Benedikt mit Trauern
Durchwallt die öden Mauern.

Da heult ein wilder Sturm durch's Haus,
Und vor ihm steht, im nächt'gen Graus,
Der Höllenfürst, der grimme,
Und ruft mit wilder Stimme:

„Wie bist du thöricht nur und schwach,
Dir aufzubürden solche Schmach,
Und nutzlos dich zu quälen
Zum Heile deiner Seelen."

„Komm', grauer Knab' und zieh' mit mir,
Weit Beff'res gibt das Leben dir,
Da winkt noch manch' Behagen
Bei fröhlichen Gelagen!"

Doch Benedikt zum Bösen spricht:
„Hinweg von mir, mich lockst du nicht,
Laß' ab, mich hier zu stören,
Ich will nur Gott gehören."

„Hoho," der Böse d'rauf beginnt,
„Das geht wohl nimmer so geschwind,
Der Satan läßt die Seinen
So leicht nicht, als sie's meinen."

„Bewähren erſt durch deine Kraft
Mußt du mir deine Meiſterſchaft;
Erſt mußt du mit mir ringen
Und mich im Kampf bezwingen.“

So ſpricht der Böſe wohl mit Hohn,
Da er ihn denkt entkräftet ſchon,
Allein des Büßers Glieder
Durchzuckt's mit einmal wieder.

Und grimmig hat den ſchlimmen Gaſt
Der fromme Knecht ſchon angefaßt,
Und ringet ohne Beben
Mit ihm auf Tod und Leben.

Ha, wie da jede Sehne ſchwillt;
Ha, wie das keuchet, ſchnaubt und brüllt,
Das Kloſter hört mit Grauſen,
Wie die ſo grimmig hauſen.

So ringen ſie wohl manche Stund'
Die nerv'gen Glieder kampfeswund,
Doch Keinem will's gelingen,
Den Andern zu bezwingen.

Da aber hat die höchſte Kraft
Knecht Benedikt zuſammgerafft,
Und ſchleudert hin den Drachen,
Daß ihm die Glieder krachen.

Darauf wohl flieht das Ungethüm
Vom Kloſter fort voll Schreck und Grimm,
Und mocht' nicht wiederkommen,
Zu ringen mit dem Frommen.

Und lange bot noch manche Spur
Von jenem Kampfe die Klauſur,
Dem Volke zur Beſchauung,
Dem Frommen zur Erbauung.

Verbürgen kann es Niemand zwar,
Ob's wirklich auch der Böſe war,
Den dort, von Reu' durchdrungen,
Knecht Benedikt bezwungen.

Vielleicht, daß unter'm böſen Feind
Der Hang zum Sünd'gen war gemeint,
Der ſtets mit uns im Streite,
Wie früher ſo noch heute.

# St. Benedikt's Säckel.

Bei Trentſchin in einer Höhle
Lebte Benedikt der Fromme,
Sich dem Dienſt des Herrn nur weihend,
Unberührt vom Zeitenſtrome.

Viel der Gläub'gen, viel der Armen,
Kamen zu des Siedlers Klauſe,
Und getröſtet ging ein Jeder,
Mancher auch beſchenkt nach Hauſe.

Denn ein Säckel ward ihm eigen,
Der, ſo oft hinein er langte,
Stets fünf Pfennig' barg, zur Spende
Für Bedürft'ge und Erkrankte.

Bald von dieſem Wunder hatte
Sich verbreitet rings die Kunde,
Und gewandert kam zur Höhle,
Was da lebte in der Runde.

Saßen einſt zwei Raubgeſellen,
Halb berauſcht ſchon vom Getränke,
Als vorbei die frommen Pilger
Zogen, an der Straßenſchenke.

Und zu jener beiden Ohren
Schollen laut der Pilger Worte,
Die von Benedikt dem Heil'gen
Sprachen, und vom Gnadenorte.

Auch erzählten ſie vom Säckel,
Der durch wunderbare Weihe,
Wenn der Fromme ihn eröffnet,
Immer ſei gefüllt auf's Neue.

Und nach jenem Gut erwachet
Wilde Habgier in den Beiden,
Und beſchloſſen iſt's, noch heute
Soll ihr Aug' an ihm ſich weiden.

Schwere Knüttel in den derben
Mordgewohnten Fäuſten ſchwingend,
Eilen ſie an's Werk; die inn're
Regung, die ſie warnt, bezwingend.

Bald auch ſteh'n ſie vor der Höhle,
Späh'n hinein mit ſcheuen Blicken,
Sieh, dort liegt der Klausner, ihnen
Zugewendet ſeinen Rücken.

Vor dem Kruzifixe eben
Beugte er ſein Haupt zur Erde,
Und ſie ſcheinen's faſt zu fürchten,
Daß er ſich erheben werde.

Doch der Eine winkt dem Andern,
Neu entflammt von Gier die Wangen,
Nach dem Säckel weiſend, welcher
An der Felswand aufgehangen.

Und ſie ſchleichen auf den Zehen
Zu dem Betenden ſich leiſe,
Und die ſchweren Knüttel ſchwirren
Durch die Luft in weitem Kreiſe.

Blutend vor dem Kruzifixe
Stürzt Sankt Benedikt zuſammen,
Mit dem Säckel flieh'n die Räuber,
In der Bruſt der Hölle Flammen.

In der Straßenſchenke wieder
Sitzen Beide, trunkne Becher,
Froh des glücklichen Gelingens,
Leerend Becher jetzt auf Becher.

Spät erſt ruft den Wirth der Eine,
Um die Zeche zu bezahlen,
Langt hervor den wunderbaren
Säckel dann, mit frechem Prahlen.

Aber wie er ihn eröffnet,
Iſt kein Pfennig d'rinn zu ſehen;
Starr wie Säulen da die beiden
Räuber vor Erſtaunen ſtehen.

Doch wie ſie auch ſpäh'n, ihr Auge
Kann im Säckel nichts ergründen,
Und was ſie geträumt von Schätzen
Und von Glück, gehört den Winden.

Sieh, da hat erkannt den Säckel
Auch der Wirth, und ohne Säumen
Läßt ergreifen er die Beiden,
Die vor Wuth und Ingrimm ſchäumen.

Zu des Klausners Höhle eilet
Dann er hin in aller Schnelle;
Ach, da liegt der fromme Siedler
Blutend an des Altars Schwelle!

Aber bald erwacht der Bleiche
Wieder zu der Gläub'gen Freude,
Und in Kurzem war geneſen
Benedikt von ſeinem Leide.

Bald auch hielt der Fromme wieder
Seinen Säckel in den Händen,
Um den Dürftigen und Kranken
Milde Gabe auszuſpenden.

Und die ſeltne Kraft zu zeigen,
Säumte nun auch dieſer nimmer,
Denn ſo oft hinein er langte,
Fanden ſich fünf Pfennig' immer.

Doch des Säckels Räuber mußten
Blutig bald ihr Leben enden,
Denn was Segen iſt dem Frommen,
Wird zum Fluch in böſen Händen.

# Der Prieſter und der Graf.

Wie klingt das Glöckchen helle
Vom Kirchlein durch die Luft,
Das zu der heil'gen Schwelle
Herbei die Frommen ruft.

Gern folgen ſie den Tönen,
Wie rauh der Weg auch ſei,
Nur Einer ſprengt mit Höhnen
Auf flücht'gem Roß vorbei.

Das iſt der Graf, der wilde,
Von Poitiers zubenannt,
Der zieht zum Waldgefilde
Von blut'ger Gier entbrannt.

Und wieder klingt's vom Thurme
Und ruft die Kleriſei,
Doch wieder jagt im Sturme
Der wilde Graf vorbei.

Da ruft ihm aus der Pforte
Der greiſe Prieſter nach:
„Verſchmähe nicht die Worte,
Die mild der Heiland ſprach!“

Doch jener raſ't vorüber,
Wie auch der Prieſter fleh't,
Das Jagen iſt ihm lieber
Als Orgel und Gebeth.

Und wieder klingt vom Thurme
Der Kirchenglocke Schall,
Und wieder jagt im Sturme
Der Graf zu Wald und Thal.

Vergebens aus der Pforte
Ertönt des Prieſters Ruf,
Viel lauter als die Worte
Erſchallt des Roſſes Huf.

Da, als auf's Neu' die Matten
Im Morgenſchimmer ſteh'n,
Sieht man zu Waldesſchatten
Den Prieſter ſelber geh'n.

Den Strick um ſeine Lenden,
Das Haupt ſo weiß wie Schnee,
Und in den frommen Händen
Das Venerabile.

So tritt auf rauhen Pfaden
Zum Grafen er und ſpricht:
„Du wardſt zum Herrn geladen,
Und dennoch kamſt du nicht.“

„Doch ſteh', zu deinem Frommen
Iſt er nun ſelber hier,
O heiß' ihn jetzt willkommen,
Und weiſ' ihn nicht von dir.“

Da ſinkt der Graf erſchüttert
Auf's Knie in tiefer Reu',
Sein Aug', drinn's erſt gewittert,
Zur Erd' geſenkt voll Scheu.

Doch das Hochwürd'ge haltet
Ihm jener hin zum Kuß,
„Es hat der Herr gewaltet,
Das bringt wohl guten Schluß!“

Und wenn's hinfort vom Thurme
Berief die Kleriſei,
So jagte nie im Sturme
Der Graf wie ſonſt vorbei.

# Von der Pförtnerin.

In dem Kloſter zu Sanct Agnes, in dem düſter'n öden Gange,
Geht die Pförtnerin, die junge, gramerfüllt, mit bleicher Wange,
Blickt hinaus durch's Gitterfenſter, wo die Blumen luſtig ſproſſen,
Doppelt ſchmerzlich fühlend, wie ſie aller Welt hier abgeſchloſſen.

Ach, den Frieden, der beſeligt all ihr Thu'n und all ihr Handeln,
Wußt' der Lüſtengeiſt, der falſche, ihr in tiefen Harm zu wandeln,
Denn zur Nacht in ſüßen Träumen ſtreut der liſtige Verſucher
Ihr in's Herz den ſchlimmen Samen, daß er drinnen ſproß' mit Wucher.

Zeigt die Ferne ihr, wie Trug nur ſie allein
vermag zu ſchildern,
Malt des Lebens nicht'ge Freuden lüſtern
ihr in tauſend Bildern,
Weiß die Sehnſucht ihr zu wecken mit bezau-
bernden Accorden,
Bis der Keim zur Frucht, zum Willen der
geheime Wunſch geworden.

Und in nachtumflorter Stille geht ſie zu der
Mauerblende,
Hebt zur Hochgebenedeiten, die in Stein dort
prangt, die Hände:
„Heil'ge Mutter, die wie Keine, ich verehrt
in Luſt und Wehe,
Sieh nun treulos auch wie Keine fliehen mich
aus deiner Nähe."

„Sieh, zum letzten Male ſtell' ich friſche Blu-
men vor dir nieder,
Zünde dir die Silberlampe heute noch und nie-
mals wieder;

Auch die Schlüssel deiner Pforte leg' ich hin
zu deinen Füßen,
Mög' ein Pförtner, deiner würd'ger als wie
ich, das Haus dir schließen."

Und mit leisem Weinen rafft sich empor die
Gramerfüllte,
Schwankt hinaus zur Klosterpforte, in die
Welt, die lichtverhüllte,
Und mit immer gröss'rer Eile flieht sie, ohne
rückzublicken;
Ach, nur Täuschung wirst du finden, Ketten,
die noch stärker drücken.

Bald in seine wirren Kreise hat das Leben
sie gezogen,
Und um Herz und Sinn betäubend brausen
seine Wirbelwogen,
Doch wie sich der Sommervogel schwingt von
einer Blum' zur andern,
Seht ihr sie von Freud' zu Freude, ungesät-
tigt, flieh'n und wandern.

Und bevor ihr noch zwei Jahre wie ein bunter Traum verflogen,
Sieht sie schon zu bitter'n Schmerzen, daß sie selber sich betrogen,
Daß nur Schaum und Schein das Leben,
Schatten bloß die Freuden alle,
Und so findet sie verlassen mitten sich im bunten Schwalle.

Ach, da wachen auf die Nattern, die geschlafen nur im Innern,
Da erwacht an schöne Zeiten all das selige Erinnern,
Und der Hochgebenedeiten Bildniß steht ihr Aug' auf's Neue,
Und zu ihr zurückzukehren mahnt sie jetzt ihr Herz voll Reue.

Kerker nicht und Geißel fürchtend, jeder Strafe gern ergeben,
Eilet sie zurück zum Kloster, wie von dort sie floh in's Leben,

Und nicht Raſt noch Ruhe gönnet ſie ſich mehr an einem Orte,
Bis die dornzerriß'nen Füße ſteh'n vor der bekannten Pforte.

Und ſie zieht am Glockenringe, voll von glühendem Verlangen,
Mögen auch die Schweſtern zürnend die Verbrecherin empfangen.
Sieh, da thut ſich auf die Pforte und vor ihr — iſt's Traum, iſt's Wahrheit?
Steht die Hochgebenedeite, in des Himmels reinſter Klarheit.

Und ſie ſpricht: „Geh ein in Frieden, wer bereut, dem wird vergeben,
Und gereinigt kann durch Buße ſich der Sündigſte erheben,
Niemand hat dich hier vermiſſet, da ſie mich für dich gehalten,
Und das Amt, das du verlaſſen, ſah'n wie ſonſt durch mich verwalten."

„Sieh, noch blühen deine Blumen hier vor
meiner Mauerblende,
Und wie früher brennt die Lampe, angefacht
durch deine Hände.
Horch, so eben ruft die Glocke mahnend dich
an deine Pflichten,
Auf, und eile mit den Schwestern deine An-
dacht zu verrichten.“

Und zum Chore fliegt die Nonne, findet leer
die alte Stelle,
Freundlich nicken ihr die Schwestern, wie ihr
Fuß betritt die Schwelle,
Und sie sinket auf die Kniee, innerlich zer-
knirscht vor Reue,
Und gelobt der heil'gen Jungfrau bis zum
Tod nun stete Treue.

Doch als sie nach wen'gen Jahren nahen fühlt
die letzte Stunde,
Kündet sie den Schwestern Alles was gescheh'n,
mit bleichem Munde,

Und voll heil'gen Schauern horchen auf die Sterbende die Frommen,
Stürzen hin dann vor der Heil'gen, die so huldvoll sich benommen.

Und weil dieſe ihrem Hauſe alſo ward zum eignen Horte,
Nannte man in Wien das Kloſter nun hinfort: zur Himmelspforte,
Und viel fromme Pilger ſah man brünſtig dort zur Heil'gen flehen,
Daß ſie ihnen zeig' die Pfade, die zur Himmelspforte gehen.

# Kloſter Schlegel.

Es hat der Ritter Falkenſtein
Verirrt ſich in dem Wald',
Als nieder ſank auf Forſt und Hain
Die Nacht, gar rauh und kalt.

Es wob ſich, wo er hin nur trat,
Zum Gitter Aſt und Dorn,
Das Schlingkraut hielt auf ſeinem Pfad'
Ihn feſt an Fuß und Sporn.

Nicht konnt' er aus, nicht konnt' er ein,
„Hilf Gott, was iſt zu thun?
Und kann es ſchon nicht anders ſein,
Muß ich im Wald hier ruh'n."

Und einen Schlegel ſucht er aus:
„Sei du ein Kiſſen mir,
Find' wohl in dieſem luft'gen Haus
Zum Pfühl nichts beſſ'res ſchier."

D'rauf kniet er ſich voll Andacht hin
Und ſpricht noch ſolches Wort:
„Maria, ſei du Schützerin
Mir heut' an dieſem Ort.“

„Zwar beb' ich nicht in Angſt und Pein,
Kommt mir ein Feind heran,
Doch möcht' ich nicht gefreſſen ſein
Von eines Bären Zahn.“

„D'rum ſchirme mich, du, Jungfrau mild,
Mit deiner ſtarken Hand!“
Er ſprach's, und bald umſchlungen hielt
Ihn d'rauf des Schlummers Band.

Mit Eins kam's da dem Ritter vor,
Als käm ein Wolf gerannt,
Wild brach er durch Geſtripp und Rohr,
Von heißer Gier entbrannt.

Schon war ihm nah der ſchlimme Gaſt
Mit glüh'ndem Augenring,
Als, vom Gezweige dicht umfaßt,
Erwürgt das Unthier hing.

Und wieder kam's dem Ritter vor,
Als stürzt' durch's Waldgefild
Urplötzlich sich auf ihn hervor
Ein Bär, gar zottig wild.

O weh', schon naht er sich voll Wuth,
Wer hilft nun, Armer, dir?
Da fällt ein Baum, und sieh' — im Blut,
Zerschmettert liegt das Thier.

Sacht schlief hierauf der Rittersmann,
Wie Bett und Pfühl auch rauh,
Bis niederschien vom Himmelsplan
Die Sonn' auf Thal und Au.

Hui, sprang er auf, wie froh und frisch
Erquickt an Leib und Sinn,
Doch starrt im Au auch auf's Gebüsch
Sein Blick voll Staunen hin.

Denn dort noch hing, das Aug' voll Grimm,
Der Wolf erwürgt am Ast,
Zur Seit' das Bärenungethüm,
Zerschellt von Baumeslast.

„Ja, traun, du haſt mich recht beſchützt,
Maria, dieſe Stund',
D'rum will ich auch ein Haus anitzt
Dir bau'n auf dieſem Grund'."

Er ſprach's, und ſieh, ein Kirchlein fein
Hob bald den Knauf in's Blau,
And ſelber trug Herr Falkenſtein
Den erſten Stein zum Bau.

And weil er dort in Einſamkeit
Schlief auf dem Schlegel hart,
Das Kirchlein auch ſeit jener Zeit
Darnach genennet ward.

# Das Gericht des Sünders.

Des Moſes Bruder, Aaron, war
In Noth verſunken ganz und gar,
Wußt' nicht, wo er zu leben hätt',
Noch was er, ſich zu helfen, thät'.

Da lehrte Moſes ihn mit Fleiß
Zu ſchmelzen die Metalle heiß,
Daß ſie an Schein und an Gehalt
In Gold ſich müßten wandeln bald.

Wohl ſchwand gar ſchnelle da die Noth
Als Moſes ſolche Hilfe bot,
Und Aaron wurd' an Golde reich,
Wie Wen'ge nur im Judenreich.

Doch ſprach der Reichthum nicht allein
Bei Aarons dürft'ger Schwelle ein,
Es hinkte ihm auch allgemach
So Geiz als Neid und Herrſchſucht nach.

Denn, wie er mild ſonſt und gelind,
Er nun auf nichts als Wucher ſinnt,
Und denkt allein den ganzen Tag,
Wie er ſein Gold vermehren mag.
Sucht zu verweigern jetzt mit Liſt,
Was er zu geben ſchuldig iſt
An Gottes Prieſter für und für;
Jedwedem Fleh'n ſchließt er die Thür';
Das Volk ſogar in argem Muth
Entflammet er zu Zorn und Wuth,
Daß wider Moſes grimmdurchbebt
Es ſich im Aufruhr wild erhebt.

Umſonſt ermahnet der Profet
Zur Beſſ'rung ihn und droht und fleht,
Er bleibt verſtockt und ohne Reu',
Und übt nur ſchlimme That auf's Neu'.

Da ſchwindet Moſes die Geduld,
„Zu lang' mißbraucht iſt deine Huld
O Herr," ſo ruft er jetzt zu Gott,
„Nicht trage mehr des Frechen Spott,

Beſtraf' ihn jetzt mit deiner Macht
Für das, was Schlimmes er vollbracht."
Und horch — da ſcholl vom Wolkenflor
Dieß Wort des Herrn an Moſes Ohr:
„Nimm ſelber du den Frevler hin
Und ſtrafe ihn nach deinem Sinn,
Denn mich verlangt es jetzt zu ſeh'n,
Wie du als Richter wirſt beſteh'n."

Da wendet Moſes ſeinen Stab
Vom Zorn entflammt zur Erd' hinab,
Und ruft: „Eröffne dich zur Stund'!"
Und ſieh, da borſt die Erde rund,
Und Aarons Herden, reich an Zahl,
Verſanken dort mit Trift und Thal,
Und all' die Zelte, ſtolz erhöht,
Von luft'gen Wimpeln bunt umweht,
Verſchwanden in dem nächt'gen Raum,
Gleichwie das Bild von einem Traum.

Und wieder Moſes winkt auf's Neu',
Und ſchon verſinkt mit gellem Schrei
Im grauſen Schlund des Aaron's Weib,
Mit ſchwarzer Seel' im ſchönen Leib,

Und hinter ihr der Kinder Schar,
Die böſer noch, als Aaron, war.

Und wieder Moſes winkt auf's Neu,
Und wieder bricht die Erd' entzwei,
Und ſchlingt hinab des Sünders Gut,
Ihm werther, als ſein eig'nes Blut,
Die Schätze, die durch lange Friſt
Er aufgehäuft mit Geiz und Liſt.

Doch all' die Schrecken, all' das Grau'n,
Das Aaron mußt' um ſich erſchau'n,
Entlockten ihm nur trotz'ge Scheu,
Doch nicht das kleinſte Wort der Reu'.

Und wieder winket der Profet,
Der alſo ſtreng ſein Amt begeht,
Und ſieh, da borſt um Aaron rund
Aun ſelber rings der Erde Grund,
Daß er in's off'ne Schandergrab
Verſinkt bis an das Knie hinab.

Da war in ihm die Angſt erwacht,
Und beugte ſeines Trotzes Macht,

Und bittend hebt er jetzt die Händ'
Zu Moſes, daß er Hilfe ſend'.
Und vier Mal fleht er ſo ihn an,
Doch ach, ſchon iſt's um ihn gethan,
Denn ohne mehr nach ihm zu ſeh'n,
Ließ Moſes ihn zu Grunde geh'n.

Da ſcholl mit Lins vom Wolkenflor
Des Herren Stimm' an Moſes Ohr:
„O Moſes! ſieh, wie ungerecht
Du ſelbſt gerichtet dein Geſchlecht.
In höchſter Noth hat vier Mal nun
Der Sünder für ſein böſes Thu'n
Am Gnade ſich zu dir gekehrt,
Und dennoch ward er nicht erhört;
Und hätte er ein einzig Mal
Zu mir gefleht in ſolcher Qual,
Ich hätt' verziehen ihm die Schuld
Am ſeiner Reu' mit Vaterhuld."

# St. Auguſtin.

Bei Hippon, an dem Meeresſtrand'
Einmal ein ärmlich Häuslein ſtand;
D'rin lebte, Gott nur zugethan,
Sanct Auguſtin, der fromme Mann.

Und über Pergament und Schrift
Saß er ſo Tag als Nacht vertieft,
Das Weſen Gottes, dem er lebt,
Iſt's nur, nach dem er forſchend ſtrebt.

Nicht weiß er, ob um ihn erwacht
Der Lenz mit ſeiner Blüthenpracht,
Noch ob auf's Häuschen, ſturmumbrauſt,
Des Winters Regen niederſauſt.

Auf's Eine nur iſt er erpicht
Und weicht von Buch und Schriften nicht,
Und ſucht und grübelt ohne End',
Ob er denn nirgends Aufſchluß fänd'.

So voll des Sinnens geht einmal
Lustwandeln er im Abendstrahl,
Nicht lockt ihn Meer und Strand und Flur,
Ach, auf das Eine sinnt er nur.

Und wie er also sinnt und zieht,
Vor sich er da ein Knäblein sieht,
Das lächelt ihm so frisch und mild
Entgegen, wie ein Engelbild.

Und eine Muschel in der Hand,
Neigt sich's zum Meer vom stein'gen Rand,
Und schöpft, so viel's nur schöpfen kann,
Ein Grübchen sich mit Wasser an.

Sanct Augustin steht wundernd still,
Möcht' wissen, was das Knäblein will;
Tritt zu dem Kleinen d'rauf und spricht:
„Was machst du da, du kleiner Wicht?"

Doch der schaut ohne Schreck' ihn an:
„Das siehst du ja, du großer Mann,
Das Meer, so du erblickst vor dir,
Schöpf' ich in dieses Grübchen hier."

„Du Thor!“ erwiedert Auguſtin,
„Wie kommt dir ſolches nur zu Sinn,
Wie glaubſt du in dieß Grübchen klein
Zu bringen all' das Meer hinein?“

„And warum ſollt' ich's glauben nicht?“
Der Knab' gar ernſt zu jenem ſpricht:
„Glaubſt du doch zu ergründen gar,
Was keinem noch ward offenbar.“

„Viel leichter iſt's, daß ich das Meer
Mir ſchöpf' in dieſes Grübchen her,
Als daß der Menſch, mit aller Plag',
Den Herrn der Welt erforſchen mag.“

„D'rum bet' er tief im Staub ihn an,
Weil mehr ſein ſchwacher Sinn nicht kann!“
So ſprach der Knab', und war wie Duft
Verweht, entſchwunden in der Luft.

Sanct Auguſtin ſtand an dem Strand',
And ſtarrte, ſchamroth in den Sand,
And tief im Innern ward's ihm klar,
Das Knäblein ſprach nur allzuwahr.

Und wie zurück in's Haus er kam,
Kein Buch er aus dem Winkel nahm,
Dünkt Alles eitel ihm und leer,
Gelernt hat er vom Knäblein mehr.

Und gläub'ger lebte nun hinfort
Sanct Auguſtin im Häuschen dort,
Und ſah, für alle Zweifel taub,
Den Herrn, in Sonne, Blum' und Staub.

## Fra Renatus.

Auf, ihr bleichen, finſter'n Büßer, auf aus eurer Grabesruh',
Werft von euch die weiße Kutte, Strick und Cingulum dazu,
Denn des Eides ſeid ihr ledig, den geſchworen euer Mund,
Fern von unſeren Karthauſen findet uns die nächſte Stund'."

So der Prior zu den Brüdern ſpricht vom tiefſten Schmerz durchbebt,
Die im Kahlenbergerkloſter nur allein dem Herrn gelebt,
Und die Mönche, deren Zungen wieder frei vom ſtrengen Zwang,
Stottern, fragen durcheinander, bleicher noch als vor die Wang',

„Sprich, Cerbonius, verkünde uns in Eile,
was geſchehʼn,
Wie, ſoll Romulus Regel nicht in Oeſt-
reich mehr beſtehʼn?“
Spricht der Prior: „Blickt hinunter in das
ſonſt ſo reiche Land,
Schaut, verwüſtet ſtehʼn die Felder, und die
Dörfer ſtehʼn in Brand.“

Cara Muſtapha bedränget Stadt und Land,
von Grimm gefacht,
Selbſt das ſtolze Wien erbebet vor des Heiden
Uebermacht,
Flucht allein nur kann uns retten vom Ver-
derben, das uns drohʼt,
Darum fliehet, denn die nächſte Stunde bringt
den ſichern Tod.“

Unter Klaggeheul' und Lärmen ſchickt ſich
da zur Flucht die Schar,
Ruhig nur an alter Stelle bleibt ein Greis,
mit weißem Haar,

Fra Renatus, der vor fünfzig Sommern
nach dem Kloſter kam,
Und in finſterer Karthauſe ſich begrub und
ſeinen Gram.

Neun und neunzig Jahre machten hohl ſein
Aug', die Wange bleich,
So nun ſteht er vor dem Prior, einem Grab-
entſtieg'nen gleich,
Doch der würd'ge Ob're wendet zu Renatus
ſich und ſpricht:
„Fra Renatus, warum folget ihr den an-
dern Brüdern nicht?“

Aber der entgegnet: „Möge Gott beſchirmen
ihre Flucht,
Mich nur laſſet, würd'ger Prior, unbeirret,
unverſucht,
Denn vor mir müßt' ich erröthen, ſucht' ich
in der Flucht noch Heil,
Da der Tod mein einz'ges Hoffen, da das
Grab allein mein Theil.“

Spricht der Prior: „Alles endet was da trifft
der Sonne Strahl,
Unrecht aber ist's, zu liefern zwecklos sich der
Marterqual.“
D'rauf Renatus: „Ist's sein Wille, daß
der Heide mich verschont,
Werd' den Meutern ich entgehen, wie zu wür-
gen sie gewohnt!“

„Fra Renatus,“ sagt der Prior, „nimmer
kann ich euch versteh'n,
Wähnt ihr, daß der Herr ein Wunder euch
zu Lieb' wohl läßt geschehn?“
Doch der Bruder spricht: „Ich glaube, daß
auf den er gnädig schaut,
Der mit reuerfülltem Herzen auf ihn hofft,
und ihm vertraut.“

Dieses sprechend, schreitet ruhig hin zum Hoch-
altar der Greis,
Sinket dort auf's Knie und neiget tief das
Haupt, wie Schnee so weiß,

Da von einem heil'gen Schauer fühlt der
Prior ſich umweh't,
„Nun ſo mög' euch Gott bewahren, weil ihr
ird'ſche Hilf' verſchmäht!“

Und den flücht'gen Brüdern folget d'rauf Cer-
bonius mit Haſt,
Denn ein dumpf Gelärm im Thale meldet
ſchon den grimmen Gaſt.
Einſam in der düſter'n Halle kniet Rena-
tus nur allein,
Wie ein ſanfter Tröſter ſchimmert mild auf
ihn der Mond hinein.

Scheint es doch, als ſei der Fromme ſchon des
Erdenſeins beraubt,
Alſo kniet er, bleich und reglos, auf die Bruſt
geſenkt das Haupt,
Horch, da nah't es, an den Fenſtern fliegt
vorbei ein rother Schein,
Thüren trümmern, Waffen raſſeln, wer nun
wird dir Retter ſein?

Reglos aber liegt, wie früher, Fra Renatus vor'm Altar,
Im Gebeth verſenkt, als wüßte nichts ſein Inn'res von Gefahr,
Sieh, da leuchtet's durch die Pforte, horch, da klirrt's im wirren Schall,
Und herein zu düſter'n Räumen tobt der Moslims wilder Schwall.

Blanke Damaszener blitzen, Kaftans rauſchen an der Wand,
Ueber weiß und grüne Turbans ſprühet rother Fackelbrand,
Und ſo drängt es ſich und wechſelt, halb beleuchtet die Geſtalt,
Nur Renatus kniet wie früher, von der Andacht Hauch umwallt.

Und die grimmen Gäſte ſpähen durch das Dunkel, wild und ſcheu,
Jetzt erblicken ſie Renatus, und von ihrem Jubelſchrei

Gellt die Kirche; ſeht, ſchon faſſen ſie ihn wüthend am Talar,
Da durchzuckt ſie eiſ'ger Schrecken — denn der Greis iſt kalt und ſtarr.

Von dem Grimm der Böſen hatte gnädig ihn der Herr befreit,
Lächelnd im Gebeth entſchlief er, ohne Kampf und ohne Leid,
Und die Heiden jagt ein Grauen von dem todten Heil'gen fort,
Ihre Feuerbrände ſchleudern ſie zurück nur nach dem Ort. —

Doch nicht lang', ſo flieh'n die Würger wieder vor der Chriſten Schwert,
Und der Frieden iſt auf's Neue in die Oſtmark heimgekehrt,
Da aus fernen Landen kommen all' die Flücht'gen nun heran,
Auch der Prior mit den Seinen fand bereits zum Berg die Bahn.

Thränen auf den Wangen, wallet durch des
Klosters Schutt die Schar,
„Seh't Renatus Leiche knieet unversehrt
dort am Altar!“
Und der Prior und die Mönche stürzen hin
auf's Angesicht,
„Ja wer so dem Herrn vertrauet, den verläßt
im Tod er nicht!“

# Des Knaben Traum.

Es war zu Köln ein Knabe,
So Theobald genannt,
Der diente jeden Morgen
Im Dom als Miniſtrant.

Und ward die Meſz' gehalten
Nach kirchlichem Gebot,
Beſchenkte ihn der Prieſter
Mit Aepflein weisz und roth.

Da wuszte ſich vor Freude
Das kleine Knäblein kaum,
Und hielt dann Raſt im Grünen
Unter einem alten Baum.

Dort nahm es ſeine Malzeit
Zu ſich im duft'gen Hain
Und ſo auch ſchlief es einmal
Bei Gras und Blumen ein.

Doch an dem Stamm des Baumes
Da hing ein hölzern Bild,
Darauf die Muttergottes
Mit Jesukindlein mild.

Da war es ihm als steige
Das Kind zu ihm herab,
Und koste von den Aepfeln,
Die ihm der Priester gab.

Das nun erzählte Morgens
Das Kind dem frommen Herrn,
Der sprach: „Bei guten Kindern
Ist Jesukindlein gern.“

„D'rum halte du nur immer
Dein Herz vom Schlimmen rein,
So wird das Jesukindlein
Auch dein Genosse sein.“

Und wieder saß der Knabe
D'rauf unter'm Lindenbaum,
Und wieder kam das Kindlein
Zu ihm in seinem Traum.

Und aß von ſeinen Aepfeln
Und trieb manch ſüßes Spiel,
Drob lächelte das Knäblein
Und hatte Freuden viel.

Dann ſprach es: „Jeſukindlein,
Du iſſeſt immerdar,
Sobald wir da beiſammen,
Von meinem Aepfelpaar.“

„Doch wann von deinem Male
Gibſt du auch mir ein Theil?“
Da ſagt das Jeſukindlein:
„In einer kurzen Weil'“

„Wann du wirſt wieder kommen
Hieher zum Lindenbaum,
So will mein Mal ich theilen
Mit dir auf dieſem Raum.“

Das wieder nun erzählet
Der Knab' dem Prieſter d'rauf,
Drob blickte der voll Wehmuth
Zum Morgenhimmel auf.

Und als die Meß' geleſen,
Da hüllte er gar fein
Den kleinen Miniſtranten
In Linnen weiß und rein.

Und flocht ein grünes Kränzlein
Ihm in das blonde Haar,
Und küßte es und netzte
Es drauf mit Thränen gar.

Und führte es zur Pforte
Und ſah ihm traurig nach,
Doch keine rothen Aepfel
Er ihm vom Baume brach.

Da geht gar ſchweren Herzens
Das arme Knäblein fort,
Und ſetzt ſich weinend nieder
An ſeinem alten Ort.

Und kaum es dort geſeſſen,
So ſchlief es wieder ein,
Vom Maienwind umſäuſelt,
Umglänzt vom Sonnenſchein.

Doch ſprach's aus ſeinem Lächeln,
Das ihm die Wang' umſpielt,
Daß mit dem Jeſukindlein
Es wohl ſein Mal jetzt hielt.

Auch mocht' das Mal behagen
Dem Knäbelein gar ſehr,
Daß es nach ſeinen Aepfeln
Nicht wieder trug Begehr.

Denn mit demſelben Lächeln,
Das es umſpielt im Traum,
Fand man des Knäbleins Leiche
Dort unter'm Lindenbaum.

# Die Sage von der Trauerweide.

Die falſchen Juden führten
Aus des Pilatus Haus
Zur Geißlung mit Frohlocken
Herrn Jeſuchriſt hinaus.

War eine ſtein'ge Haide,
Ein traurig wüſtes Land,
Worauf ſeit Römerzeiten
Die Geißelſäule ſtand.

Dort riſſen ſie die Kleider
Herab dem Opferlamm,
Und banden ihn mit Stricken
An jener Säule Stamm.

Und während ſo, zum Spotte
Des Volkes, an dem Pfahl
Mit Angſt der Heiland harrte
Der nahen Marterqual,

Sah man die Schergen treten
Zu einem Weidenbaum,
Der nächst dem Pfahl gewurzelt
In jener Wüste Raum.

Dort brachen sie zu Ruthen
Die Zweige sich, voll Hast
Dem Weidenbaume raubend
Manch jungen frischen Ast.

Da blickte zu dem Baume
Betrübt Herr Jesu hin,
Und seufzte: „Trau'rе Weide!“
Mit wehmuthsvollem Sinn.

Doch als darauf der Dulder
Erlag der Rotte Wuth,
Und sich die Zweige färbten
Mit seinem warmen Blut,

Da fuhr es wie ein Schauern
Dem Baum durch Kron und Mark,
Als hätt' ein Sturm gerüttelt
Die Zweige alsostark.

Und wie hievor die Weide
Allein zum Licht gekehrt,
So hingen ihre Zweige
Mit einmal jetzt zur Erd'.

Und was der Herr geheißen
Dem Baum in seiner Noth,
Die Zweige hatten treulich
Erfüllet sein Geboth.

D'rum stehst du jede Weide
In Trauer noch getaucht,
Weil ihre Keltermutter
So frevelnd ward mißbraucht.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Der goldne Schuh | 1 |
| St. Eliſabeth | 9 |
| St. Vitus | 13 |
| Der ewige Jude | 16 |
| Die Schutzmauer | 21 |
| Die fromme Spinnerin | 23 |
| St. Walburgis | 26 |
| St. Jutta | 32 |
| Kremsmünſter | 36 |
| Der Sündenbau | 41 |
| Abt Rupertus | 43 |
| St. Gangolf | 47 |
| St. Katharina | 51 |
| St. Sebaldus | 54 |
| Der Geſang | 58 |
| St. Benedikt | 61 |
| St. Benedikt's Säckel | 67 |
| Der Prieſter und der Graf | 72 |
| Von der Pförtnerin | 76 |
| Kloſter Schlegel | 83 |
| Das Gericht des Sünders | 87 |
| St. Auguſtin | 92 |
| Fra Venatus | 96 |
| Des Knaben Traum | 104 |
| Die Sage von der Trauerweide | 109 |

# Pränumerations-Einladung

auf das

# Oeſterreichiſche Morgenblatt.

Redigirt von

## Johann Nep. Vogl.

Was wir uns zur Anempfehlung dieſes Journals, welches mit dem J. 1845 den 10. Jahrgang ſeiner geiſtigen Thätigkeit antritt, zu ſagen erlauben, geſchieht nicht ſo ſehr desjenigen verehrlichten Theiles des Publikums halber, der bereits auf dasſelbe abonnirt iſt, denn für dieſe, welche unſer Unternehmen genau kennen, genügte eine ſimple Bitte um Erneuerung der Pränumeration, ſondern nur für jenen Theil des Leſe-Publikums, der noch nicht abonnirt, und deſſen gütige Theilnahme wir uns erwerben wollen. Die Haupttendenz, die wir unverändert ſeit Uebernahme der Redaction unſeres Blattes verfolgen, iſt, ein Unterhaltungsblatt für gebildete Stände zu gründen, unſeren Leſern einerſeits durch amüſante Originalſpenden aus dem Gebiete der Novelliſtik eine zerſtreuende Lektüre zu liefern, andererſeits aber ſie durch eine unparteiiſche, gründliche Kritik mit den neueſten Erſcheinungen der Theaterwelt, der Literatur und Kunſt bekannt zu machen. In der letzten Beziehung hat die Krittik unſeres Blattes ſich wiederholt öffentlich ausgeſprochen, rühmende Anerkennung zu verſchaffen gewußt, und die auswärtigen Blätter haben ſehr häufig ihr Feuilleton mit Nachrichten über die neuen Wiener Theatererſcheinungen u. ſ. w. aus unſerem Blatte verſorgt. Wir haben aber nicht bloß die dramaturgiſche Kritik mit Vorliebe gepflegt, ſondern auch die neueſte deutſche Literatur ſtets gründlich beſprochen. Im Fache der Novelle haben wir launige Humoresken, hiſtoriſche Erzählungen, Tendenz-Novellen, Skizzen aus dem Alltagsleben in reicher Abwechslung geliefert. Vorzüglich waren wir auch darauf bedacht, Aufſätze aus der neueſten Länder- und Völkerkunde, Croquis, zur näheren Kenntniß der neueſten Zuſtände des Auslandes, zu liefern. Unſer Notizenblatt haben wir nicht mit flachen, dem Poſtbüchlein entlehnten Späßen, abgedroſchenen Anekdoten und Klatſchereien angefüllt, ſondern großentheils hiſtoriſche und literariſche Miscellen von bleibendem Werthe gebracht. Dabei haben wir aber ſtets alle wirklich intereſſanten Neuigkeiten, welche die Gegenwart, die Literatur, Kunſt, das Theater und ſociale Leben bietet, uns zu liefern beeilt.

Haben wir nun bisher unſer Möglichſtes gethan, das Intereſſe unſerer geehrten Leſer zufrieden zu ſtellen, ſo wird auch unſer eifrigſtes Streben dahin gerichtet ſeyn, dasſelbe nicht nur zu erhalten, ſondern durch noch gediegenere Leiſtungen zu erhöhen.

Vor Allem ſoll unſer Augenmerk auf die Novelle und Erzählung gerichtet ſeyn, und in dieſem Fache nur Originelles und Vorzügliches bieten.

Eben ſo ſoll die Ballade und das lyriſche Gedicht (mit und ohne Compoſition) nur Leiſtungen gediegener und anerkannter Schriftſteller und Compoſiteure bringen, ſo wie die Kritik unparteiiſch und in anſtändigem

Jene jede wichtige Erscheinung der Kunstwelt, des Theaters und des Büchermarktes in möglichster Schnelle besprechen wird.

Daß unser Feuilleton so wie bisher auch in Zukunft in reichhaltiger Abwechslung zur Belehrung wie zur Unterhaltung des verehrten Lesers beitragen wird, dürften die Überschriften der Rubriken, welche wir uns hier anzuführen erlauben, genugsam ausweisen.

Aus der Gegenwart. — Sagen im neuen Gewande. — Künstlerischer Wegweiser. — Curiositäten. — Länder- und Völkerkunde. — Theatralisches Vunterlei. — Eisenbahnzeitung. — Musikalisches. — Kleine Denkwürdigkeiten. — Humoristisch-satyrischer Auslegekasten. — Tagsergebnisse. — Alt und neu Wien. — Archiv für Geschichte und Sage. — Reisebilder. — Naturhistorisches Cabinet. — Literatursalon. — Industrielles. — Österreichische Denkwürdigkeiten. — Wiener-Denkwürdigkeiten. — Lokalzeitung. — Schnacken und Schnurren. — Neue Lieder und Balladen von Joh. N. Vogl. — Omnibus.

Noch überdieß wird der Redacteur dieser Blätter seine Hochachtung gegen den verehrten und gebildeten Kreis seiner Abnehmer auch im Laufe dieses Jahres, gleichwie in den vergangenen Jahren, durch eine Original-Gratis-Beigabe aus seiner Feder an den Tag zu legen suchen.

Das österreichische Morgenblatt erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend auf schönem Velinpapier in Groß-Quart, und kostet für Wien ganzjährig **10** fl., halbjährig **5** fl., vierteljährig **2** fl. **30** kr. C. M., und für die Provinz: ganzjährig **12** fl. **36** kr., halbjährig **6** fl. **18** kr., vierteljährig **3** fl. **9** kr., für das Ausland: ganzjährig 8 Rthlr., halbjährig **4** Rthlr. und vierteljährig **2** Rthlr.

Hiesige pränumeriren in der A. Strauß'schen & Sommer'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. **1108**), Auswärtige in allen k. k. Postämtern und guten Buchhandlungen.

Wien.

Druck und Verlag von J. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

1844.

# Blumen.

Romanzen, Lieder und Sprüche

aus der Blumenwelt

von

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Zweite vermehrte Auflage.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Lit. germ 8220

Wien 1857.

Pfautsch & Voß.

WaR 738

Nur wem der Dichtkunſt heil'ge Roſen blüh'n,
Den kann ich ſelig wie die Engel preiſen.

Malsburg.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Bei Blumen | 7 |
| Blumen | 8 |
| Blumenfarben | 9 |
| Märzveilchen | 11 |
| Schneeglöckchen läutet | 12 |
| Blumenparade | 14 |
| Die verachtete Diſtel | 16 |
| Aufſchluß | 18 |
| Hyazinthe | 19 |
| Waldblume | 20 |
| Blumenduft | 22 |
| Palmkätzchen | 24 |
| Aurikel | 25 |
| Die Blumen duften und blühen | 27 |
| Morgenlüftchen | 30 |
| Blumenlied | 31 |
| Die Sonnenblume | 32 |
| Liebesklage | 33 |
| Sängerloos | 35 |
| Kloſternelke | 37 |
| Die unbeachtete Roſe | 38 |
| Die beiden Lilien | 39 |
| Guter Rath | 41 |
| Heimlichkeiten | 42 |
| Der Roſe Verrath | 44 |
| Blumenwonne | 45 |
| Lerche und Nachtigall | 46 |
| Verſtändniß | 48 |

Seite

Königin Rose . . . . . 49
Veilchengruß . . . . . 51
Schneeglöckchen . . . . . 52
Blumen-Auferstehung . . . . . 55
Roth und weiß . . . . . 57
Der erste Traum . . . . . 59
Zwei Rosen . . . . . 61
Das Blumenmädchen . . . . . 63
Friedhofsblumen . . . . . 65
Enttäuschung . . . . . 67
Armensünderstrauß . . . . . 69
Gelbveiglein . . . . . 71
Nachtviole und Nachtigall . . . . . 72
Blumenneugier . . . . . 75
Thränen und Blumen . . . . . 77
Das Märchen, von dem Blümlein, das gern fliegen gewollt . . . 78
Vom Johanniskäferchen . . . . . 83
Im Hochgebirge . . . . . 85
Als in blauer Frühlingsnacht . . . . . 86
Die Wasserblume . . . . . 87
Rosentraum . . . . . 89
Elfenlied . . . . . 91
Mönch und Rose . . . . . 95
Blumengeplauder . . . . . 97
Herbstfrage . . . . . 100
Die letzte Rose . . . . . 102
Aller Blumen . . . . . 104
Wintergarten . . . . . 107
Capuzinerblümchen . . . . . 109
Tröstung . . . . . 111
O pflücke nicht die Blume . . . . . 113
Auf ein Grashälmchen . . . . . 115
Barbarazweige . . . . . 118
Eisblumen . . . . . 120
Letzte Treue . . . . . 121
Frühlings-Ritornelle . . . . . 123
Blumensprüche . . . . . 125

# Bei Blumen.

O laßt mich nur bei Blumen ſein,
Bei Roſen und bei Nelken,
Im Morgen und im Abendſchein,
Bevor, bevor ſie welken.

Iſt mir doch nie ſo froh zu Sinn
Als wenn ich Blumen ſehe,
Ich fühl' es, daß ich beſſer bin
In ihrer holden Nähe.

# Blumen.

Viermal iſt's, daß ſich in's Leben
Sinnreich uns die Blumen weben.
Einmal in der Kindheit Scherzen
Noch als Sinnbild unſ'rer Herzen.
Später, wenn als Liebeszeichen
Wir ſie einem Theuren reichen.
Dann noch, wenn bei Feſtesglänzen
Sie den Freudentrunk uns kränzen.
Und zuletzt, wenn fromme Hände
Sie uns weih'n als Grabesſpende.

# Blumenfarben.

Bewältiget vom Schlaf, lag ich im Traum
Einmal auf grünem blumenduft'gen Raum,
Und ſah um mich, von ſüßer Luſt befangen,
Die Blumen all' in bunten Farben prangen
Da frug ich ſie: „Wie mocht' es doch geſcheh'n
Daß ſolche Farbenpracht an euch zu ſeh'n?“

Und ſieh', ein Blümchen flüſterte mir da:
„Leicht zu begreifen iſt's, wie dieß geſchah,
Uns ſpendete ſein Blau das Himmelszelt,
Sein Gelb, der Strahl, der ſegnend niederfällt,
Die Morgenröthe gab von ihrem Roth,
So wie der Abend uns das ſeine both,
Die Wolke, die auf ſtetem Wanderzug,
Ließ uns zurück ihr Violett im Flug,
Und mit dem Weiß, ſo wunderbar und rein,
Beſchenkte uns des Mondes keuſcher Schein.

Nur eine Farbe kam von Mondenlicht,
Von Morgen, Abend, Strahl und Wolke, nicht,
Es iſt das Grün, das alle Blumen ſchmückt,
Es iſt das Grün, das jedes Aug' erquickt,
Der Hoffnung heit're Farbe iſt's, die gab
Der Herr uns ſelbſt, zu ſchmücken Wieg' und Grab."

# Märzveilchen.

Veilchen im März,
Blümchen, du kleines,
Dich nur wie keines
Grüßet mein Herz.

Veilchen im März,
Herold der Freude,
Jüngſtes der Haide,
Lächeln im Schmerz.

Veilchen im März,
Schmelzeſt durch Düfte
Herzen und Grüfte,
Starrend wie Erz.

Veilchen im März,
Bringeſt ja wieder
Blüthen und Lieder,
Jugend und Scherz!

# Schneeglöckchen läutet.

Schneeglöckchen läuten
Leiſe im Schnee.
Gut, daß zu deuten
Ich ſie verſteh'!

Nicht mit den Sinnen
Nehm' ich es wahr,
Aber tief Innen
Wird es mir klar.

Seliges Ahnen
Regt mir die Bruſt.
Sonniger Bahnen
Froh mir bewußt.

Sehe ſchon ſchwellen
Anger und Flor,
Roſen und Wellen
Springen hervor.

D'rum in die Weiten
Winter und Weh!
Schneeglöckchen läuten
Leiſe im Schnee.

# Blumenparade.

Mit klingendem Spiel und Fahnen,
Den Stab in ſeiner Hand,
Der Feldherr kommt gezogen,
Der Frühling, herein in's Land.

Wie ſtehen geſchaart die Roſen,
Ein prachtvoll duftiges Chor,
Die Lilien heben die Schwerter,
Die Tulpen die Kelche empor.

Die Feldmuſik erbrauſet
Durch all' die ſchimmernden Reih'n,
Es ſchlagen die Nachtigallen,
Die Lerchen wirbeln darein.

Es läuten die Blumenglocken,
Die grünen Fähnlein weh'n,
Wie ſtrecken die kleinen Hälmchen
Die Hälschen, um ihn zu ſeh'n.

Das iſt ein Schallen und Klingen.
Ein Lärmen allerwärts,
Und freudig präſentiret
Vor'm Feldherrn ein jedes Herz.

# Die verachtete Diſtel.

Es ſteht die Diſtelblume
Gar traurig und verzagt,
Weil ſie ſo gar verachtet,
Gleich einer armen Magd.

Die ſchillernd bunten Falter
Verlockt nur Pracht allein,
Die wollen nur bei Roſen
Und ſchöner'n Blumen ſein.

Dort fliegen ſie und flattern
Herum im Sonnenlicht,
Es iſt die graue Diſtel
Den Stolzen viel zu ſchlicht.

Ein heimlich tiefes Grämen
Die Aermſte d'rum erfaßt,
Sie merkt nicht wie im Weſten
Die Sonne ſchon verblaßt.

Nicht wie umher die Sträuche
Durchwühlt der nächt'ge Wind,
Sie denkt nur wie ſo glücklich
Die ſchöner'n Schweſtern ſind.

Sie träumt nur, wie ſo elend
Wer ohne Glanz und Duft,
Da rüttelt aus dem Schlafe
Sie wach die Morgenluft.

Ei ſieh, da iſt von Blumen
Auch nirgends eine Spur,
Nichts als verſtreute Blätter
Und todte Falter nur.

Doch unverletzt ſie ſelber,
Wer hätte das geglaubt,
Und Falter hängt an Falter
Ihr ringsherum am Haupt.

---

# Aufſchluß.

Warum doch nur der Winter naht,
Alljährlich mit Eis und Schnee,
Und uns die holden Blumen raubt,
Die Blumen von Thal und Höh'?

Der Winter naht mit jedem Jahr
Und hüllet die Anger mit Schnee,
Damit von den Blumen das Scheiden uns
Auf einmal nicht thu' zu weh.

# Hyazinthe.

Schlank auf ſchlankem Blüthenſtengel
Ragſt du in die Maienluft,
Mit den Tinten ohne Mängel,
Mit dem wonnevollen Duft.

Wie ſo lieblich deine Kelche
Sich zur Blumentraube reih'n,
Von den andern Blumen welche
Kann den Anblick uns verleih'n?

Wohl an Duft narkotiſchfeiner,
Uepp'ger auch, das geb' ich zu,
Aber zarter iſt und reiner
Keine Blume als wie du!

Angehaucht von deiner Nähe,
Wird's in jedem Inner'n licht,
Denn es iſt als ob man ſähe
In ein Engelsangeſicht.

---

# Waldblume.

Eine blaue Glockenblume
Im finſter'n Walde blüht,
Als wie ein Stern der einſam
Ueber einer Wüſte glüht.

Es ſtreckt vom feuchten Boden
Des Wald's allein'ger Flor,
Das Moos, die zarten Aermchen
Zur Lieblichen empor.

Die Vöglein im Gezweige
Beäugeln der Blume Pracht,
Und ſingen zu ihrem Lobe,
Und träumen von ihr zur Nacht.

Zuweilen auch ſchwebt ein Falter
Daher den düſter'n Raum,
Der ſieht die ſchöne Blume
Und traut den Augen kaum.

Und flattert in frohen Kreiſen
Um ihrer Schönheit Glanz.
Und herzet und küßt die Blume
Berauſcht von Wonne ganz.

Da ſtört den Waldesfrieden
Einſtmal ein Mann gar frech,
Mit haſt'gen Späherblicken
Und einer Büchſe von Blech.

Der murmelt, wie ſein Auge
Die Blume wird gewahr;
„Campanula, die blaue!
Ein ſeltenes Exemplar!“

Zieht d'rauf hervor ein Meſſer
Und ſchneidet die Blume ab.
Und ſteckt ſie in ſeine Büchſe,
In's blecherne Pflanzengrab.

Dann ſchreitet er, froh der Beute,
Hinaus aus der Waldesnacht,
Nicht ahnend um welche Freuden
Er Vogel und Falter gebracht.

# Blumenduft.

Wenn die heil'ge Sabbathfeier
Auf den Frühlingsfluren liegt,
Und der Abendwind nur leiſe
Rings die Blumenkronen wiegt,

Dringt aus all' den bunten Kelchen
Süßer denn als je der Duft,
Schwängern Roſen und Narziſſen
Doppelt würziger die Luft.

Haucht Ambroſia nur Alles,
Was da blüht auf Feld und Hain,
Scheint in lauter Wohlgerüchen
Aufgelöſt das All' zu ſein.

Und erfaßt von einer Wonne,
Deren Grund dir unbewußt,
Fühlſt du wunderbar erweitert
Und beſeligt deine Bruſt.

Und allmälig wird dein Denken
Dein Empfinden zum Gebeth,
Denn es iſt der Athem Gottes
Der zu dir aus Blumen weht.

# Palmkätzchen.

Wenn zu Oſtern an den Zweigen
Sich die erſten Knoſpen zeigen
Trägt der Landmann ſie nach Haus,
Denn er meint vor Ungewittern
Dürf' er nimmermehr erzittern,
Schmücken ſein Gemach ſie aus.

Wolle Keiner ihm den Glauben
An dieß ſchöne Wunder rauben,
Wenn es gleich ihm auch nichts nützt,
Glücklich wer im Stand zu wähnen
Daß vor künft'gen Schmerzensthränen
Ihn ein Blüthenzweig beſchützt.

Möchte auch ein Zweiglein finden
Das die Stürme macht verſchwinden,
Mehr als Manchem wär's mir Nutz,
Aber vor den Ungewittern
Welche mir das Herz durchzittern
Gibt kein Zweiglein einen Schutz!

# Aurikel.

Am Saum des Gartenbeetes
Sah ich ein Blümchen ſteh'n,
Ein ſchüchtern rothes Blümchen
Von Wen'gen nur geſeh'n.

Es ſchaute aus dem Graſe
Hervor in ſtillem Leid,
Als ob ſich's heimlich ſchämte
In ſeinem ſchlichten Kleid

Da pflückten junge Mädchen
Was pflückenswerth nur war,
Die Roſen und die Nelken,
Und flochten ſie in's Haar.

Das Blümchen nur, das kleine,
Blieb ungepflückt allein,
Und ſtarb in ſtiller Trauer
Dahin am Gartenrain.

Nicht wußt' es, daß ſchon lange
Im Geiſt ich's abgepflückt,
Und tief in mein Erinnern
Sein Bildchen eingedrückt.

Doch als verwelkt die Roſen,
Die Nelken düfteleer,
Da dachte Keins der Blumen,
Der ſchön'ren Blumen mehr.

Ich aber ſeh' noch immer
Vor mir das Gartenbeet,
Und denke der Aurikel
Die jede Hand verſchmäht.

# Die Blumen duften und blühen.

Der König ſitzt auf dem goldnen Thron
Zur Seite ihm ſtehet ſein junger Sohn.
Und Ritter und Damen in reicher Zahl.
Ein Page kredenzet den Goldpokal.
Doch die Blumen duften und blühen.

Da nahet ein Bote in bleicher Haſt.
„Herr König, nur eilig das Schwert erfaßt,
Schon dringet dein Gegner herein in's Land,
Rings lodern die Dörfer im rothen Brand!“ —
Doch die Blumen duften und blühen.

Da eilet der König mit ſeinem Sohn
Hinaus, zu ſchützen für ihn die Kron',
Schon klirren die Waffen, es ſchnaubt das Roß,
In Strömen das Blut auf die Haide floß;
Doch die Blumen duften und blühen.

„Verloren, o König, verloren die Schlacht,
Geſieget, geſieget des Feindes Macht!“
Hinflüchtet der Alte und rauft das Haar,
Erſchlagen der Sohn und die tapf're Schaar!
Doch die Blumen duften und blühen.

Was ſchallet und klinget im Morgenſchein?
In's Königſchloß reitet der Sieger ein,
Es flattern die Fähnlein im Sonnengold,
Wie grüßen vom Söller die Damen hold;
Doch die Blumen duften und blühen.

Noch brütet die Nacht über Schloß und Land,
Da leuchtet's durch's Dunkel wie Fackelbrand,
Horch, Glockengeheule und Waffengetoſ'
Es raſet der Aufruhr, der Mord iſt los!
Doch die Blumen duften und blühen.

Der Sieger kämpft mit Verzweiflungsgrimm,
Da ſtürzt er zuſammen; das Reich mit ihm,
Es fliehen die Söldner, die Stadt iſt frei,
Die Lüfte erzittern vom Jubelgeſchrei;
Doch die Blumen duften und blühen.

Schon bringt im Triumfe herbei der Schwarm
Den alten König, erfüllet von Harm.
Der aber weiſ't Krone und Zepter fort:
„Das Kloſter ſei künftig mein Haus und Hort!“
Doch die Blumen duften und blühen.

# Morgenlüftchen.

Die kleinen Blumen weinten
Wohl durch die ganze Nacht,
Weil ſie der Sturm geſchlagen,
Und nicht ein Stern gelacht.

Nun da die Morgenröthe
Auf's Neue bricht hervor,
Nun lächeln ſie durch Thränen
Im duftig bunten Flor.

Da fliegt das Morgenlüftchen
Herbei, nach ſeiner Pflicht,
Und küſſet jeder Blume
Das Thränchen vom Geſicht.

# Blumenlied.

Gern mag ich den Blumen lauſchen,
Wie ſo ſtille ſie erblüh'n,
Wie ſie duften und berauſchen
Bis allmählig ſie verglüh'n.

Ach, ich weiß ja eine Blume
Deren Blüh'n ich oft gelauſcht,
Als ihr Haupt, das ſinnig ſtumme,
Lenzeslüfte noch umrauſcht.

Doch der Zauber, der umwoben
Damals ſie ſo reich und hell,
Iſt für immer nun zerſtoben;
Blumen, welkt doch gar zu ſchnell!

# Die Sonnenblume.

Schau doch, wie die Sonnenblume
Gar ſo hehr und prangend ſteht,
Wie nur nach dem Strahl des Lichtes
Immerdar ihr Sehnen geht.

Alle Blumen ſchau'n zur Sonne,
Zaghaft und in frommer Scheu,
Sie nur folgt von Oſt nach Weſten
Freudig ihr, in alter Treu'.

Schlürft den Wein aus goldner Schale,
Bis der ſüße Quell verſiegt,
Und berauſcht vom Göttermahle
Sich ihr Haupt in Träumen wiegt.

Und ſo folgt dem Born des Lebens
Immerdar ihr Angeſicht,
Und ſo ſtrahlt aus allen Blumen
Sie — als: Ode auf das Licht.

# Liebesklage.

Du ſchöne Menſchenroſe,
In Reiz und Scham erblüht,
Gleich ſanftem Weſtgekoſe
Begrüße dich dieß Lied.

Auch deine Schweſtern lauſchen
Dem ſtillen Bächlein gern,
Das mit geheimem Rauſchen
Sein Lied vertraut dem Stern.

Sie lauſchen gern den Klagen
Der Nachtigall im Hain,
Den friſchen Waldesſagen
Von ihrer Luſt und Pein.

Sie lauſchen gern den Beiden
Und ſteh'n als wie im Traum,
Bis Klang und Klage ſcheiden
Noch erſt vernommen kaum.

Das iſt ein ſüßes Mahnen
Das ſchauernd ſie durchbebt.
Nur du, du willſt nicht ahnen
Was mir die Bruſt belebt!

O neig' in ſüßen Träumen
Auch du dich meinem Lied,
Das bald zu fernen Räumen
Wie Klang und Sage zieht.

Den Schweſtern gleich im Mooſe
Vernimm von fremdem Schmerz,
Du ſchöne Menſchenroſe,
Es klagt ein krankes Herz.

# Sängerloos.

Die Blumen ſchlafen alle,
Die Blumen rings umher,
Ei, wie ſie duftig athmen,
Das Haupt vom Schlaf ſo ſchwer.

Sie träumen wohl nun ſtille
Vom Strahl der ſie erwärmt,
Vom buntbeaugten Falter,
Der zärtlich ſie umſchwärmt.

Vom Abendgold am Berge,
Vom nahen hellen Bach,
Vom jungen Hirtenmädchen,
Das eine Schweſter brach.

Da flötet in ihr Träumen
Mit ſchmelzend ſüßem Schall,
Als wär's im Traume ſelber,
Ihr Lied die Nachtigall.

Es klingt in Silbertönen
So weich und wehmuthsbang,
Es klingt mit Jubelſchmettern,
Mit ſterbenswehem Klang.

So klingt es jeder Blume
Die ſchlafend ſteht im Hain,
Mit namenloſer Wonne
In's Blumenherz hinein.

Und weckt der Weſt ſie wieder,
Wenn Nacht und Dunkel ſchied,
Iſt ihnen gleich als hörten
Sie immer noch das Lied.

Und jedes fühlt im Innern
Beſeeligt ſich noch lang,
Doch keines frägt von Allen:
Wer war's wohl nur der ſang?

# Kloſternelke.

Ich ſchiffte auf dem Strome
Dem Nonnenſtift vorbei,
Es ſang im alten Dome
Die fromme Cleriſei.

Wie waren grau, verwittert,
So Wand als Thurm umher,
Die Fenſter all vergittert
Mit Eiſenſtäben ſchwer.

An einem nur alleine
Ein Nelkenſtöckchen ſtand,
Beſtrahlt vom Abendſcheine
Im hellen Farbenbrand.

Und wie ich erſt ſo munter,
So weh' nun ſchlug mein Herz,
Mir war, als ſäh' herunter
Ein blutigrother Schmerz.

# Die unbeachtete Roſe.

Vom Weſt umſpielt, mit friſchen Wangen,
Ein Röslein ſtand im Morgenlicht,
Von ſüßem Hang die Bruſt befangen,
Du aber ſahſt die Roſe nicht.

Du gingſt am grünen Gartenzaune
Mit kaltem Blick an ihr vorbei,
Und dachteſt nicht, in heit'rer Laune,
Wie gramerfüllt die Roſe ſei.

Nun ſind erbleicht der Roſe Wangen,
Wie hold auch Weſt und Morgenlicht,
Dahin iſt bald ihr Blüh'n und Prangen,
Denn ach, du ſahſt die Roſe nicht.

Vielleicht, wenn Blumen dich erquicken,
Wo ſie in ſtillen Schmerzen ſtand,
Wirſt du als Welke dann erblicken
Die blühend nicht dein Auge fand.

# Die beiden Lilien.

Eine Lilje, keuſch erblüht,
Steht auf ſand'gem Felſenſchrunde,
Wo ſie einſt des Zufalls Hand
Hingepflanzt in böſer Stunde.

Unter ihr, im grünen Teich,
Rings von kühler Flut umfloſſen,
Eine andre Lilje ſteht,
Jung wie ſie emporgeſchoſſen.

Und die Lilje auf dem Fels
Blickt zur andern ſehnend nieder,
Und die Lilje in der Flut
Blickt zu ihr voll Sehnſucht wieder.

Und jedwede ſenkt das Haupt
Tief hinab, mit leiſem Weinen,
Denn ſie fühlen's, nimmer wird
Sie ein günſt'ger Stern vereinen.

Und ſo ſtehen Beide dort,
Ihrem herben Loos ergeben,
Ihre Blicke nur, voll Harm,
Wechſelnd hin und wieder ſchweben.

Doch da kommt ein grimmer Sturm
Hergebrauſt mit wildem Toben,
Der entreißt der Wurzeln Haft
Jene eine Lilje droben.

Wirft ſie nieder in die Flut,
Wo die andre ſchwankt und nicket.
Aber freud'gen Sinnes ruft
Noch die Lilje, die geknicket:

„Habe Dank, o Sturm, daß du
Uns vereinigſt noch hienieden,
Beſſer, bei den Lieben todt,
Als am Leben und geſchieden.“

# Guter Rath.

Die ſchönen Blumen ſteh'n
Nicht lang am Wege,
Denn ſie zu pflücken geh'n
Viel durch's Gehege.
Willſt Eine du erſeh'n,
So ſei d'rum rege:
Die ſchönen Blumen ſteh'n
Nicht lang' am Wege.

# Heimlichkeiten.

Was herrſcht doch nur für Heimlichkeit
Wohin die Augen blicken,
Wenn Blumenpracht und Frühlingszeit
Mit Wonne uns umſtricken.

Ganz heimlich nur der Kukuk ruft,
Weiß Niemand ihn zu finden:
Die Blumen ſtreuen ſüßen Duft
Verſteckt nach allen Winden.

Die Lerche hoch in Lüften ſchwirrt,
Von Allen ungeſehen,
Zikade unter'm Laube ſirrt,
Wer mag ſie nur erſpähen?

Die Grille ganz verborgen ſingt,
Im Schattenraum der Blätter,
Und aus des Baumes Wipfel dringt
Der Nachtigall Geſchmetter.

Darum wohl küſſ' ich, blüthumflockt,
Wo ſich nur Zweige breiten,
Ganz heimlich auch mein Lieb, verlockt
Von all' den Heimlichkeiten.

# Der Roſe Verrath.

Anvertraut der Roſe hab' ich
Meiner Liebe ſtilles Glück,
Dachte, einem Treuen gab ich
Von mir hin das beſte Stück.

Doch verſchweigen das Geheimniß
Konnte nicht ihr ſüßer Mund,
Gab es Jedem ohne Säumniß
Durch die würz'gen Düfte kund.

Haucht noch jetzt die ſtillen Triebe
Schwazhaft aus, die ſie erlauſcht.
Und ſo wird von meiner Liebe
Alles nun durch ſie berauſcht.

# Blumenwonne.

Wie muß doch den Blumen so wonnig sein,
Im wärmenden funkelnden Sonnenschein,
Gewiegt und umkoset vom Morgenwind,
Gleichwie von der Mutter ihr liebes Kind.

Wie muß doch den Blumen so wonnig sein,
Im duftigen blühenden Frühlingshain,
Umgeben von Schwestern, so weit als breit,
Voll bunter und strahlender Herrlichkeit.

Wie muß doch den Blumen so wonnig sein,
Zu schauen dem Ew'gen in's Aug' hinein,
Bis dieser voll liebender Huld zuletzt
Mit himmlischen Thränen ihr Haupt benetzt.

# Lerche und Nachtigall.

Wie nur jauchzen rings die Lerchen
Ungeseh'n in heit'rer Luft,
Wenn auf's Neu das Frühlingsmärchen
Sie umgibt mit Klang und Duft.

Keine Trauer, keine Sorgen
Nehmen ihre Herzchen ein,
Und ein ungetrübter Morgen
Scheint ihr Lebenslauf zu sein.

Was im Herbste sie verließen
Gibt der Frühling ja zurück,
Brauchen nichts sonst als genießen
So wie vor das alte Glück.

Jede Blume, jede Dolde,
Die sie früher schon entzückt,
Seh'n in jedem Morgengolde
Sie mit altem Reiz geschmückt.

In ſo ſeligem Gewimmel
Schwingen dr'um vom bunten Flor
Sie zum offnen Freudenhimmel
Sich mit jedem Lenz empor.

Nur die Nachtigall, die kluge,
Wird ſo ſchnelle nicht bethört,
Denn ſie traut ihm nicht, dem Truge,
Der dem Leben nur gehört.

Und in unermeſſ'nen Klagen
Gibt ſie's laut und ſchmetternd kund,
Wie ihr ſelbſt in Wonnetagen
Sei das Herz zum Tode wund.

Denn ſie fühlt's ja im Gemüthe,
Daß die Roſe jung und roth,
Die im erſten Lenz ihr blühte,
Ach, ſchon lange, lange todt.

# Verſtändniß.

Willſt die Blumen du verſtehen
Mußt du reines Herzens ſein,
Denn die Blumengeiſter ſehen
Tief in jede Bruſt hinein.

Kannſt du nicht zum Kinde werden,
Und wie dieß die Blume ſchau'n,
Wird wohl nie ſie dir auf Erden
Ihr Geheimniß anvertrau'n.

Willſt du dann dafür dich rächen,
Weil zu dir ſie niemals ſpricht,
Kannſt du wohl die Blume brechen,
Doch verſteh'n wirſt du ſie nicht.

# Königin Rose.

Die Rose ist die Königin
Im duft'gen Reich der Blumen,
Und herrscht mit unbeschränktem Sinn,
Wie Mück' und Käfer summen.

Der Ceremonienmeister ist
Die Sonnenblum', die gelbe,
Schaut nur nach der Sonne zu jeder Frist,
Und bleibet immer derselbe.

Als Damen behaupten den ersten Rang
Hyazinthe und Narzißchen,
Erzogen nach altherkömmlichem Zwang,
Und nebenbei stolz ein bischen.

Der Sturmhut und der Ritterspurn
Sind ihre treu'sten Ritter,
Behangen mit Schwert und Schild und Horn,
Und blau und rothem Flitter.

Was übrig noch im Strahl des Lichts
Iſt Volk und ſonſt'ges Geſindel,
Ihr treu ergeben, und weiß noch nichts
Vom heut'gen Freiheitsſchwindel.

So herrſcht die Roſe, frägt Niemand wie,
Und was ſie thut iſt heilig,
Doch findet das Einzelnherrſchen ſie
Zuweilen doch auch langweilig.

Und oft wenn Zöfchen Fingerhut
Ihr Morgens ſtreicht die Wangen,
Sieht ſchadenfroh die falſche Brut
Daran ein Thränchen hangen.

# Veilchengruß.

Auf mein Lied, geſchwind, geſchwind,
Mach' dich auf die Reiſe,
Hauſen gleich noch Froſt und Wind
Nach des Winters Weiſe.

Flieg vorbei an jedem Haus,
Meide Thor und Thüren,
Sende dich ja nicht hinaus
Holz und Stein zu rühren.

Flügle, ohne Raſt und Ruh,
Gleich als ob du müſſeſt,
Daß das erſte Veilchen du
Ja zuerſt mir grüßeſt.

# Schneeglöckchen.

Noch zieh'n die Wolken düſter,
Die Erde deckt der Schnee,
Da ſchaut des Lenzes Küſter
Hervor mit Sehnſuchtsweh'.

Es iſt das Blumenglöckchen,
Das guckt hervor voll Scheu,
Ob's wohl im dünnen Röckchen
Zu kalt nicht droben ſei?

Es guckt nach allen Seiten
Und ſchüttelt trüb ſein Haupt,
Nur rauhe Winde ſtreiten,
Kein Baum noch iſt belaubt.

Da faßt ein tiefes Grämen
Das kleine Blumenherz,
Da muß es Abſchied nehmen,
Muß wieder grabeswärts.

„Ade, ihr lieben Blumen,
Hätt' euch ſo gern' geſeh'n,
Wenn Bienlein euch umſummen,
Iſt's längſt um mich geſcheh'n!"

„Ade, ihr duft'gen Roſen,
Ihr Veilchen zart und fein,
Wenn Weſt und Falter koſen,
Wird's freudlos um mich ſein!"

Doch ſieh, auf luft'gen Schwingen
Kommt ſchon ein Weſt daher,
Dem folgt, mit freud'gem Singen,
Ein Vöglein über's Meer.

Dem Vöglein folgt ein Zweites,
Was ſollt' es auch allein,
Und fröhlichen Geleites
Zieht Frühling hinterdrein.

Wie da zu ſüßen Freuden
Iſt Blümleins Herz entflammt,
Doch will es ſelbſt im Scheiden
Verrichten noch ſein Amt.

Da läutet's ohn' Ermatten
Als Küſter, klein und ſchwach,
Aus ihren Gräberſchatten
Die Blumenſchläfer wach.

Doch kaum noch, mit Geflüſter,
Erſteh'n ſie aus dem Grab,
Sinkt auch der kleine Küſter
In ſeines ſchon hinab.

# Blumen-Auferſtehung.

Wieder erneuet
Jetzt ſich die Werdeluſt,
Labt und erfreuet,
Wiſſend und unbewußt,
Knospen und Keime
Schwellen zum Flor,
Selige Träume
Tauchen empor.

Ew'ges Geheimniß
Zeugender Schöpfungskraft,
Bricht das Verſäumniß
Tödtlicher Wintershaft,
Gibt ſich nun allen
Lebenden kund,
Und es durchſchallen
Hymnen das Rund.

Stürme verſtummen,
Ringsum entflieht die Nacht,
Alle die Blumen
Prangen in Jugendpracht,
Fröhlich Gewimmel,
Zaub'riſcher Schein,
Sieh, und der Himmel
Lächelt darein.

Nützet die Stunde,
Die uns der Herr verleiht,
Feiert im Bunde
Raſch nun die Frühlingszeit,
Schmückt euch mit neuen
Kränzen das Haupt,
Bald ja des Maien
Seid ihr beraubt!

# Roth und weiß.

Jung Gretchen hatt' ein Röslein steh'n,
Ein Röslein frisch und roth,
Thät' immer fleißig darnach seh'n,
Hatt' nie an Wasser Noth.

Daher ein schmucker Bursche kam,
Das Aug' voll dunkler Glut,
In Arm das junge Gretchen nahm,
War Beiden froh zu Muth.

Jung Gretchen nur des Burschen denkt,
Das Röslein ganz vergaß,
Nur selten ward's von ihr getränkt,
Wie sah es da so blaß!

Allein nicht lange Zeit, so zog
Der Bursche wieder fort,
Das arme Gretchen er betrog
Mit falschem Schwur und Wort.

Wohl netzte ſie nun, ach der Noth!
Die Blum' mit Thränen reich.
Und wieder ward das Röslein roth,
Doch ach, jung Gretchen bleich.

# Der erſte Traum.

Die ſchlanke Lilje wieget,
Des Frühlings junges Kind,
Vom tiefen Schlaf beſieget,
Ihr Haupt im Abendwind.

Das ſieht auf luft'ger Reiſe
Der bleiche Mondenſchein,
Und ſtiehlt ſich leiſe, leiſe,
In ihren Kelch hinein.

Dort weilt er, welch' Erquicken,
Umhüllt von Blüthenpracht,
Faſt ſterbend vor Entzücken,
Die ganze lange Nacht.

Erſt als der Tag im Kommen,
Wie traurig zieht er fort.
Doch wunderbar beklommen
Erwacht die Lilje dort.

Sie fühlt ein ſeltſam Beben,
Und kennt ſich ſelber kaum.
Sie hat geträumt ja eben
Den erſten Liebestraum.

# Zwei Roſen.

Am Fenſter meiner Liebſten
In einem Scherben ſtand
Ein junges blühendes Röschen,
Gepflanzt von ihrer Hand.

Es war die einzige Blume
Im ganzen, alten Haus,
Als zweite ſah zuweilen
Nur Liebchen noch heraus.

Noch ſeh ich beide Roſen,
So jung, ſo ſchön, ſo hold,
Die Eine umgrünt von Blättern,
Die Andre umlockt von Gold.

Noch ſeh ich beide Roſen
Wie ich ſie dort erblickt,
Als Eine dem Abendwinde,
Die Andre mir genickt.

Wohl Jahre ſind vergangen,
Seit ich ſie dort geſeh'n,
Ich weiß nicht was mit beiden,
Mit beiden Roſen geſcheh'n.

Doch denk ich an die Eine
Iſt auch die And're dabei,
So ſeh' ich noch jetzt die holden,
Die holden lieblichen Zwei.

Die Eine mit ſüßem Lächeln,
Die Andre mit duft'gem Hauch,
Und möchte um Beide weinen,
Und — um mich ſelber auch.

# Das Blumenmädchen.

Saß am weißbelegten Tiſche
Im Salon, erhellt mit Gas,
Braunen Gerſtenſaft voll Friſche
Im geſchliffnen Böhmerglas.

Geigenſchall und Waldhornklänge
Schrie'n und gellten mir in's Ohr,
Rings um mich in bunter Menge
Männervolk und Frauenflor.

Kam ein niedlich Blumenmädchen
Schüchtern da zur Thür' herein,
Und es fiel im Fauſt das Gretchen
Mir bei ſeinem Anblick ein.

Und zu jedem Tiſche trat es,
Zeigend ſeinen bunten Kram,
Und ein jedes Pärchen bat es,
Aber kein's ein Sträußchen nahm.

Und von Einem zu dem Andern,
Unbeachtet, ungehört,
Sah ich ſo die Kleine wandern,
Und ihr Antlitz ſchien verſtört.

Durch die Jungen, durch die Alten,
Schlich ſie d'rauf ſich zum Portal,
Aber ohne Pauſe ſchallten
Horn und Geige durch den Saal.

Und mir war, als müßt' die Arme
Rufen ich zurück geſchwind,
Und ihr ſagen: „Deinem Harme
Häng' nicht länger nach mein Kind!"

„Denn nicht anders, glaub nur immer,
Ging es mir bei dieſem Hauf,
Böt' ich ihm, bei Klang und Schimmer,
Meine Lieder zum Verkauf."

„Darum tröſte dich nur wieder,
Gönn' dem Augenblick ſein Recht,
Denn für Blumen und für Lieder
Iſt dieß Schenkenvolk zu ſchlecht!"

# Friedhofsblumen.

Aus ſtaubgewordnen Herzen
Erblüh'n, als Todtenkerzen
Die Friedhofsblumen all.

Dem Leben halb gehörend
Und halb dem Grab, wo ſtörend
Kein Ohr verletzt der Schall.

Mit bunter Farbenhelle
Bezeichnen ſie die Stelle,
Wo müde Schläfer ſind;

Die Blumenhäupter wanken,
Wie ſchwer von Grabgedanken,
Umkoſt vom Abendwind.

So ſteh'n und leuchten jährlich
Die Kerzen, reich und ſpärlich,
Auf Gräbern rings zu Hauf.

Und hemmt der Herbſt die Treue.
So ſteckt der Frühling neue
Als Friedhofsgärtner auf.

# Enttäuſchung.

Es ſtanden rings im Garten
Die Roſen lenzgeſchmückt,
Und konnten's kaum erwarten,
Daß ſie ihr Eigner pflückt.

„Gewiß", ſo ſpricht die Eine,
„Uns wird ein ſchönes Loos,
Die wir, zum Schmuck dem Haine,
Entblüht im keuſchen Moos."

„Ein weibgewordner Engel
Wohl baldig kommt herbei,
Zu brechen mich vom Stengel,
Daß ich Genoß ihm ſei."

„Ich werde", ſpricht die Zweite,
„Dem Strauche wohl geraubt,
Daß ich beim Brautgeleite
Umduft' ein ſchönes Haupt."

Die Dritte; „Eurer Reihe
Entſchwind' ich wohl allhier,
Bei eines Prieſters Weihe
Zu dienen ihm als Zier."

„Zum Schmuck der Feſtpokale,"
So ſtimmt die Vierte ein,
„Beim frohen Jubelmale,
Werd' ich gepflückt wohl ſein."

Und ſieh, der Herr des Gartens,
Er brach ſie alleſammt,
Wie waren, frei des Wartens,
Die Roſen luſtentflammt.

Doch ach, da warf zum Hohne,
Enttäuſchend all' im Nu,
Sie einer Hiſtrione
Der Käufer Abends zu.

# Armenſünderſtrauß.

Stets noch gebt, nach alter Weiſe,
Einem Armenſünder ihr
Mit noch auf die letzte Reiſe
Duft'ger Blumen bunte Zier.

Laßt ihm noch den Schmuck der Auen,
Laßt ihm noch der Wieſen Pracht
Auf der Schreckensbrücke ſchauen,
Hinter der kein Lenz mehr lacht.

Wie das Heiligthum der Blumen
Mögt ihr nur ſo frech entweih'n,
Und die Lieblichen zu ſtummen
Zeugen blutger That verleih'n?

Sagt, wie kommt zu Mörderhänden
Was Symbol der Reinheit iſt,
Kann es Troſt dem Herzen ſpenden
Dem kein Rückweg ſich erſchließt?

Was für wundgeweinte Augen
Soll der Blume Farbenglut,
Können draus ſie Hoffnung ſaugen,
Die getrübt ſo herbe Flut?

Was noch ſoll ein Ambraduften,
D'rin des Lebens Athem weht,
Jenem, der, von Modergrüften
Schon umhaucht, zu Grabe geht?

Deckt mit dichten Hüllen lieber
Ihm das Antlitz ganz und gar,
Daß kein Duft ihm ſtreif' vorüber,
Daß kein Blatt er werd' gewahr.

Und verbittert nicht den herben
Gang ihm noch, ins finſtre Land;
Denkt, wie ſchwer nur muß ſich's ſterben
Mit den Blumen in der Hand!

# Gelbveiglein.

Es prangt ein Frauenbildniß
In einer Niſchenwand,
Davor Gelbveiglein duftend,
Geweiht von frommer Hand.

Ein rothes Lämpchen breitet
Um Beide ſeinen Schein,
Indeß vom Mondenſchimmer
Umſilbert das Geſtein.

Doch ach, Gelbveiglein welket,
Wie auch ſein Duft ſo lind,
Und ſeine Blättchen flattern
Dahin, dahin im Wind.

Ob wohl zu kalt der Marbel
Auf dem das Veiel liegt,
Ob wohl zu heiß der Buſen,
Dran ſich's zuvor geſchmiegt?

# Nachtviole und Nachtigall.

Es ſang im Waldesdunkel
Einmal die Nachtigall,
Bei hellem Sterngefunkel,
Daß weithin klang der Schall.

Da kam ein ſüßes Düften,
Ein wonnevoller Hauch,
Getragen von den Lüften
Durch Baumgezweig und Strauch.

Wie duftgewordne Thränen
Durchdrang's den nächt'gen Hain,
Frug Nachtigall voll Sehnen:
„Wo magſt du, Blume, ſein?“

Doch auch der Nachtviole,
Von der das Grüßen kam,
Durchdrang das Herz, das volle,
Geheimer Liebesgram.

Es machten ja die Töne
Ihr allzuſüße Pein,
D'rum frug ſo oft die Schöne:
„Wo magſt du, Sänger, ſein?“

Doch Niemand brachte Kunde
Der Nachtigall und ihr,
D'rum brannte auch die Wunde
Stets heißer dort wie hier.

Mit jedem Sterngefunkel
Erſcholl darauf der Klang,
Und nächtlich durch das Dunkel
Das ſüße Düften drang.

So blieben, ach, der Leiden,
Mit trauern ſah's der Stern,
Voll tiefen Gram's die Beiden
Sich ewig ewig fern.

Und als mit letzten Düften
D'rauf die Viole schied,
Erklang auch in den Lüften
Zum letztenmal das Lied.

Dann ward es still für immer,
Dahin so Duft wie Schall,
Es kam zum Wald ja nimmer
Zurück die Nachtigall.

# Blumenneugier.

Als im engen Gartenhäuschen
Ich mit ihr beiſammen ſaß,
Und ob ihren Roſenwangen
Aller Roſen ſonſt vergaß;

Nur in ihre Augen ſchaute,
Die ſo ſeelenvoll und blau,
Daß ich d'rüber ganz vergeſſen
Alle Veilchen in der Au;

Nur mit ihren Locken ſpielte,
Die ſo golden, zart und fein,
Und des Morgens nicht gedachte
Mit dem goldnen Sonnenſchein;

Mochte Neugier wohl erfüllen
Ringsumher den ganzen Flor,
Denn ein Wiſpern und ein Flüſtern
Drang vernehmlich an mein Ohr.

Endlich kam es gar zum Häuschen
Wie mit zartem Mädchenſchritt,
Und ich hörte, wie es Außen
Aufwärts an den Stäben glitt.

Sieh, zum Fenſter oben guckte
Bohnenranke jetzt herein,
Mußte ſie doch die Spionin
Von den andern Blumen ſein.

Aber als ſie uns erſchaute
Mund an Mund im Gartenhaus,
Schlug in feuerrother Blüthe
Allſogleich die Bohne aus.

# Thränen und Blumen.

Die Blumen und die Thränen
Sind ſich verwandt gar nah,
Denn plötzlich iſt die Blume
Und auch die Thräne da.

Weiß Niemand ſich zu ſagen
Woher die Blume kam,
Noch auch woher die Thräne
In Freude oder Gram.

Und wie am Strauch die Blume
Den Dorn vor dir verhüllt,
So lindert auch die Thräne
Den Schmerz, der dich erfüllt.

Und wie ſie iſt gekommen
Verſiegt die Thräne auch,
Und eh du's ahn'ſt iſt wieder
Von Blumen leer der Strauch.

# Das Märchen von dem Blümlein, das gern fliegen gewollt.

Es ſtand einmal ein Blümlein auf dem Feld,
Das war das ſchönſte Blümlein in der Welt.
Es hatte bunte Blätter, würz'gen Duft,
Und ragte ſchlank und lieblich in die Luft.
Doch eins das Blümlein, ach gar ſehr verdroß,
Daß nie es konnt' von ſeinem Stengel los.
Denn einmal ſah es einen Schmetterling,
Mit buntbezacktem Schweif und Augenring,
Einer fliegenden Blume gleich,
Sich fröhlich wiegen in der Lüfte Reich.
Und ſeit's im Flug den Schmetterling geſeh'n,
War's auch um ſeine früh're Ruh' geſcheh'n.
Nicht mocht ſich's laben mehr am Perlenthau,
Noch freute ſich's am reinen Aetherblau,
Nicht bot Erquickung ihm das Morgengold,
Noch war es mehr den Blumenſchweſtern hold,
Denn ach, es wollte einzig und allein:
Eine fliegende Blume ſein.

Da hatte Mitleid mit dem armen Ding,
Das an ſo Thörichtes ſein Sehnen hing,
Der Herr, und rief zum Winde: „Komm herbei,
Und mach das Blümlein von dem Stengel frei!“

Und wie befohlen, that der treue Knecht,
Da ſprach das Blümlein freudig: „So iſt's recht!“
Und flog, und flog dahin, die Kreuz und Quer,
Und freute ſich ob ſeines Fluges ſehr.

So frei, ſo weit, hei, wie doch das nur ging,
Wie anders als es noch am Stengel hing,
O Glück, wer kann in Luft und Sonnenſchein
Eine fliegende Blume ſein!

So trieb ſich's lang herum im weiten Raum,
Hochſchwebend über Matte, Strauch und Baum,
Jetzt wieder ſenkend ſich zu Feld und Hag,
So wie's gerade ihm behagen mag.

Doch endlich ward es müd' des heit'ren Spiel's,
Und dachte, als es müder noch, des Ziel's,
Allein wie ſich's auch ſehnte jetzt nach Raſt,
Stets trieb der Wind es fort mit neuer Haſt.

Da ward dem Blümlein doch am Ende bang,
Es dauerte das Schweben gar zu lang',
Doch wie erſchrak es nur, als d'rauf im Flug
Der Wind es hin zu einem Strauche trug,
Und plötzlich unter das Gedörne ſcharf,
Aus den erträumten Himmeln niederwarf.

Da hing es nun, das war wohl bittre Noth,
Vom Dorn verletzt, und rings vom Dorn bedroht,
Gleich einem Vöglein, das der Vogler fing,
Wohl war des Blümleins Harm da nicht gering.

Allein noch ſchlimmer ſollt' es ihm ergeh'n,
Denn bald auf's Neue ward es auserſeh'n
Vom Wind zum Spiel, ſchon hat er's ungerührt
Von ſeinem Jammer, abermals entführt,
Und weiter ging es. — Ach der herben Pein:
Eine fliegende Blume ſein!

Da kam's herangebrauſt im raſchen Schuß,
O weh, o weh, das bringt wohl ſchlimmen Gruß,
Sieh, eine ſchnellbeſchwingte Schwalbe iſt
Der Segler, der ſo ſchnell den Raum durchmißt,
Schon hat ihr ſcharfes Aug', dem nichts entgeht.

Das arme Blümchen in der Luft erspäht,
Jetzt macht sie Jagd! — Und sieh im Schnabel schon
Ein Blättchen, fliegt der Luftpirat davon.

Da jammert wohl das Blümlein, aber ach,
Fort reißt's der Wind zu neuem Ungemach.
Was breitet sich nur da mit einmal aus?
Ein fauler Moor, geschwellt von dumpfem Graus,
Wo Wasserspinne nur und Unke lebt,
Ach, wie vor ihm das arme Blümchen bebt.

Umsonst sein Sträuben, denn in's feuchte Grab
Schon warf's mit wildem Braus der Wind hinab.
Da liegt es nun auf reglos trüber Flut,
Umwimmelt von des Sumpfes ekler Brut,
Und seufzet: „Ach, so muß ich rettungslos
Verderben hier in eines Tümpels Schooß,
Ach, daß mir nicht genügt der schwanke Stiel,
An dem es jetzt mir nur zu sehr gefiel!“

Doch sieh, da nahm das reu'ge Blümlein d'rauf
Gerührt der Herr und hing es wieder auf
Den Stengel hin, von dem der Wind es nahm:
„Erhole dich nunmehr von deinem Gram,

Und denk' an das, was du erlebt, zurück,
Es liegt in jedem Erdenſein das Glück.
Wer d'rum nicht lebt, wozu der Herr ihn ſchuf,
Verkennend ſeinen irdiſchen Beruf,
Und Größ'res will, als ſeine Kraft bedingt,
Sich ſelber nur in Noth und Kummer bringt."

Und wie das Blümchen auch verletzt und ſchwach
Erholte ſich's doch wieder allgemach,
Und labte wieder ſich am Perlenthau,
Und freute wieder ſich am Aetherblau,
Erquickte ſich am rothen Morgengold,
Und ward auf's Neu den Blumenſchweſtern hold,
Doch wollt' es niemals mehr, bethört vom Schein,
Eine fliegende Blume ſein.

# Vom Johanniskäferchen.

Es iſt Johanniskäferlein
Ein feiner tük'ſcher Wicht,
Trägt nicht umſonſt durch Nacht und Hain
Mit ſich herum ſein Licht.

Wenn träumend ſchwankt das Schilf der Au,
Und Nacht umhüllt den Plan,
Dann ſteckt's erſt im Laternchen ſchlau
Sein kleines Lichtlein an.

D'rauf promenirt's gehäbig ganz
Wohin's ihm grad gefällt,
Vom flüchtig kargen Wandelglanz
So Halm als Laub erhellt.

Es ſchwärmt durch's Blumenfeld und blickt
Nach mancher Schläferin,
Und iſt ein Kleidchen wo verrückt
Schaut's doppelt gern dahin.

Und weckt ein Röslein ſüßen Hang,
So küßt's in guter Ruh
Wohl gar die ſchlafesrothe Wang',
Und leuchtet noch dazu.

Doch mit dem erſten Dämmerſchein
Da ſchleicht's vom dieb'ſchen Schmaus
In einer Blume Kelch hinein,
Und löſcht ſein Lichtlein aus.

# Im Hochgebirge.

Wie ſteil der Pfad, wie tief die Kluft,
Wie weit in's Land hinein,
Kein Sang, kein Klang, kein Blumenduft,
Nur hangendes Geſtein.

Doch ſieh, am ſchroffſten Felſen ſchier,
Ein Röslein zart und mild,
So dicht umkränzt, bedünkt es mir
Faſt ein Liebfrauenbild.

# Als in blauer Frühlingsnacht.

Als in blauer Frühlingsnacht
Die Roſenknospe ſprang,
Erſcholl durch all die Blüthenpracht
Der Nachtigall Geſang.

Und als in blauer Frühlingsnacht
Mein Arm ſie heiß umſchlang,
Auch ihre Stimme mit Zaubermacht
Die Seele mir durchdrang.

Seither in mancher blauen Nacht
Erfüllt mit wehem Drang
Die Roſe und mich ganz heimlich ſacht
Derſelbe ſüße Klang.

# Die Waſſerblume.

Die Waſſerblume hebt das Haupt
Aus der kriſtall'nen Fläche,
Daß auch das blüthenloſe Reich
Von Erdenſchönheit ſpreche.

Und neigt ihr Antlitz träumeriſch
Hinab ſie zu den Wellen,
Wie haſchen da nach einem Kuß
Die flüchtigen Geſellen.

Doch jungfräulich und ſchüchtern ſträubt
Die Keuſche ſich dagegen,
Iſt an den Wäſſerigen ihr,
Man ſieht's, nicht viel gelegen.

Allein kommt die Libelle d'rauf
Die ſchillernde geflogen,
Die ſeit dem Lenz Geſpiele war
Der Blume in den Wogen,

Da läßt die breiten Blätter sie
Sogleich im Wasser rauschen,
Daß schon von fern den Liebesgruß
Der Treue mög' erlauschen.

Aus Silber webt sodann sein Netz
Der Mond wohl um die Beiden,
Ha, wie nur da die Späher all'
Die Glücklichen beneiden!

Doch hüllt die Nacht in Schleier gar
Die Einsamste der Blumen,
So hört man lange, lange noch
Die Wellen zornig brummen.

# Roſentraum.

Es war eine Laube von Roſen,
Darin die Zephire ihr Spiel,
In der mich auf ſchwellenden Mooſen
Der Schlummer, der ſüße, befiel.

Da ſah ich, o ſelige Triebe
Die wieder die Bruſt mir durchglüht,
Die erſte verlorene Liebe,
Wie damals zur Roſe erblüht.

Es waren die Augen, dieſelben,
In denen mein Himmel geblaut,
Die Locken, die goldigen gelben,
Die oft meine Thränen bethaut.

Ich hielt ſie wie damals umfangen
Zu ſchönerem Sterne entrückt,
Sie hatte die glühenden Wangen
Wie einſt an die meinen gedrückt.

O ſelig Umſchlingen und Koſen!
O Laube voll dämmriger Nacht! —
Das haben doch wohl nur die Koſen,
Die blühenden Koſen gemacht?

# Elfenlied.

Wir ſchützen
Die Blume
Vor Raupe
Und Wurm,
Und richten
Die matten
Empor nach dem Sturm.

Wir wohnen
In Kelchen
Von Farben
Umlacht,
Und ſchlingen
In Ringen
Den Reigen zur Nacht.

Wir kommen
Geritten
Auf Käfer

Und Wind,
Wenn Luna
Die Blumen
Mit Silber umſpinnt.

Da ſpielen
Die Grillen
Zu Reigen
Und Kuß,
Kaum bieget
Ein Hälmchen
Der ſchwebende Fuß.

Wir ſchaukeln
Und gaukeln
Auf Stängel
Und Blatt,
Und ſchwelgen
An Düften
Beim Mahle uns ſatt.

Und ſchmücken
Jedwede
Der Blumen

Darnach,
Mit Schimmern
Vom Monde,
Mit Perlen vom Bach.

Drum funkeln
Und glitzern
Sie morgens
So sehr,
In Silber,
In Perlen,
Weiß Niemand woher.

Doch nahen
Die Rosse
Des Phöbus
Sich kaum,
Verschwinden
Wir Elfen,
Ein flüchtiger Traum.

Und leise
Verhallet
In Sträuchig

Und Dorn,
Der Heimruf
Der Herrin,
Das mahnende Horn.

# Mönch und Roſe.

Steht ein Mönch mit bleicher Wange
Vor dem blüh'nden Roſenhange,
Schaut im Morgenſcheine golden
Wie ſo ſchön erglühn die Holden.

An das Jugendglück im Innern
Lebt nur mehr ein ſchwach Erinnern,
Und in heißverweinten Zähren
Iſt erſtorben ſein Begehren.

Wie vom Todespfeil getroffen
Hat geendet längſt ſein Hoffen,
Und ſein Herz zu raſcher'n Schlägen
Kann nichts Ird'ſches mehr bewegen.

Dennoch ſteht mit bleicher Wange
Oft der Mönch am Roſenhange,
Still betrachtend wie die Holden
Blüh'n im Morgenſcheine golden.

Und ihn dünkt, mit klaren Lettern
Stünde auf den Roſenblättern
All und überall geſchrieben:
„Bleicher Mönch, uns darfſt du lieben!“

# Blumengeplauder.

Die Dämmerung ſinkt auf's Gehege,
Kaum blinkt noch am Berge der Saum.
Da werden lebendig und rege
Die Blumen im ſchweigenden Raum.

Wie können im traulichen Düſtern
Sie einmal nun fröhnen der Luſt,
Und ſchwatzen und plaudern und flüſtern
So recht aus der innerſten Bruſt.

Und ſchon auch erzählet die Roſe
Den anderen Schweſtern herum,
Wie Morgens ein Käferchen loſe
Umſchwärmt ſie mit lautem Geſumm.

Und, wie ſchon frohlockender Miene,
Sich Sieger der Eitle gedeucht,
Als plötzlich die Nachbarin Spinne
Den kecken Geſellen verſcheucht.

Erzählet darauf Georgine
Wie ſie ſich tagüber gehärmt.
Weil Fingerhut und Balſamine
Allein nur die Biene umſchwärmt.

Die Tulpe mit herriſchem Prunken
Ruft prahlend dem Kartenkraut zu,
Daß ſie mit Kleinglöckchen getrunken
Ein Smolis auf du und du.

Da flüſtert zur Lilje drüben
Die ſchöne Hortenſia:
Es hab' ihr Nachtfalter geſchrieben
Er ſtürbe vor Sehnſucht beinah.

Die Sonnenblume mit Schmähen
Berichtet nun ebenfalls
Wie ſie bei dem Sonnenwärtsdrehen
Verrenkt ſich beinahe den Hals.

D'rauf klaget ein Knospenſchätzchen,
Das kaum noch ſein Kelchlein gelupft,
Es hab' ihm ein lüſternes Spätzchen
Ein Blättchen heruntergerupft.

Geſtehet Stiefmütterchen leiſe
Der Raute, wie geſtern im Hag
Sie habe gehäbiger Weiſe
Verſchlafen den herrlichſten Tag.

Feldnelke, ergänzend den Babel,
Mit Schluchzen erzählt, daß im Korn
Des Nachts ihr den Storchenſchnabel
Erſchlagen der Ritterſporn.

Schafgarbe darauf der Kamille
Vertraut als Geheimniß ganz ſacht,
Daß ſie eine neue Idille
Auf alle das Treiben gemacht.

So plaudert vom Dunkel umfloſſen
Noch lange der duftige Flor,
Da ſtreckt aus den Wolken verdroſſen
Der Mond die Laterne hervor.

Und ſchmählet: „Na, werdet ihr ſchweigen,
Ihr plaudernden Mäuler umher?!“ —
Und, huſch, alle Blumen ſich neigen,
Spricht Keines ein Wörtchen mehr.

# Herbstfrage.

Was faßt am Blumenbeete
Mich gar so trüber Sinn?
Nur gelbe Blätter gaukeln
Vor mir am Boden hin.

Du Rose meiner Liebe,
Du Jugendkönigin,
Wohin, mit Duft und Blüthe,
O Rose, sprich, wohin?

O Tulpe, Bild des Ruhmes,
Die mir unwelkbar schien,
Mit deinen bunten Flammen,
O Tulpe, sprich, wohin?

Du schlanke Kaiserkrone,
Du stolze Prahlerin,
Die mir das Glück bedeutet,
O Krone, sprich, wohin?

Verödet ſteht der Garten,
Kein Blümchen iſt darin,
Nur gelbe Blätter gaukeln
Vor mir am Boden hin!

# Die letzte Roſe.

Einſam vor der Roſenhecke
Steht ein junges ſchönes Kind,
Als mit feuchten Herbſtesſchauern
Durch die Bäume rauſcht der Wind.

Nicht dem fernen Kranichzuge
Folgt ſein ſinnend Auge nach,
Hängt nicht an dem Spiel der Blätter
Die der Wind vom Baume brach.

Nur auf eine ſchlichte Roſe
Iſt ſein ernſter Blick geſenkt,
Auf die letzte Blumenſchweſter,
Die am Strauche ſterbend hängt.

Wohl mag Wehmuth dich beſchleichen
Da ſolch Bildniß vor dir ſteht,
Biſt du ſelbſt doch eine Roſe
Die nur allzuſchnell vergeht.

Präg' es d'rum, mein ſchönes Mädchen,
Tief in dein Gedächtniß ein,
Denn zu bald nur wird die letzte
Roſe auch verblüht dir ſein.

Sorge dann, wenn von der Wange
Sie für immerdar verglüht,
Daß die Roſe des Gemüthes
Dir noch friſch im Innern blüht.

# Aller Blumen.

Aller-Seelentag iſt heute,
Feſtlich kündet's das Geläute,
Und den Schritt zum Friedhof lenkt
Wer ein Theures hat verſenkt.

Lichter ſchimmern, Lieder klagen
Wo nur Grabeskreuze ragen,
Näher dünkt bei Grab und Lied
Was von dieſer Erde ſchied.

Aller Seelen, aller Seelen,
Die zu den Geſchiednen zählen,
Denket heute Alt wie Jung,
Seliger Erinnerung.

Laßt d'rum auch ein Angedenken
Mich nunmehr den Theuren ſchenken,
Jenen Theuren, deren Sein
Wie kein Staubgebornes rein.

Roſe, in dem Gartenhage,
Denke dein in ſtummer Klage,
Die von Scham und Liebe roth
Ihre Ambradüfte bot.

Laß mich dein, o Nelke, denken,
Seh das ſchöne Haupt dich ſenken
Als ein wegverirrtes Kind,
Dich umrauſcht der Abendwind.

Veilchen, auf den Bergeskuppen,
Enggeſchaart, wie Mädchengruppen,
Die der Nord zum Spiel erſah,
Denke Euch mir wieder nah'.

Und auch euch, Vergißmeinnichte,
Sternchen, mit dem blauen Lichte,
Still entkeimt am Murmelbach,
Schick' ich einen Seufzer nach.

Aller Blumen, aller Blumen,
Die ein Käfer mocht' umſummen,
Die ein ſanfter Weſt umſpielt,
Die des Abends Thau gekühlt.

Die im Morgenſtrahl erglühten,
Die an meinen Pfaden blühten,
Die mir Herz und Aug' ergötzt,
Aller Blumen denk ich jetzt.

Gilt ja doch das Feſt der Seelen
Aller, die dem Leben fehlen,
Aller Geiſter nah und fern,
Und auch Eure ſind des Herrn.

# Wintergarten.

Du haſt die Blumen fortgenommen,
Und ſchmucklos Feld und Garten ſteh'n,
Nun Froſt und Flocke wieder kommen,
So neig', o Herr, dich meinem Fleh'n.

Laß zum Erſatz für das Verlorne
Erblüh'n die Blumen uns im Haus,
Daß ſich der arme Staubgeborne
Erlabe in der Stürme Braus.

Laß uns das Veilchen: Eintracht blühen,
Das auch im harten Froſt gedeiht,
Und gönne uns nach Tagesmühen
Den Aſterſtrauch: Geſelligkeit.

Gib, daß durch keinen Froſt erblaſſe
Der Tulpe: Frohſinn, heitre Pracht,
Und Sonnenblume: Freundſchaft laſſe
Uns leuchten auch in Winternacht.

Vor allen Blumen aber fehle
Das holde Röslein: Liebe nie.
Und mild erquicke jede Seele
Die Kaiserkrone: Poesie.

# Capuzinerblümchen.

Armes Capuzinerblümchen
Mit der röthlichen Capuze,
Und dem gelben Zipfelſchwänzchen,
Das dir wie ein Zöpfchen nachhängt.

Haſt nichts von den andern Blumen,
Nicht den Wohlgeruch der Roſe,
Nicht die Arroganz der Tulpe,
Die ſo frech jedweden anſchaut.

Rankeſt folgſam an dem ſichern
Fädchen dich hinan, an welchem
Aufgeſponnen dich der Gärtner,
Wie er dieß zu thun dir vorſchreibt.

Wankſt nur läſſig hin und wieder
Mit dem röthlichen Capuzchen,
Und den blaſſen Scheibenblättern,
Die wie Regenſchirme ausſeh'n.

Schelmiſch hat der Mund des Volkes
D'rum benannt dich nach den Klausnern,
Die nur der Beſchauung fröhnten,
Und der Langenweile gleichfalls.

Und ſo führſt du uns vor's Auge
Selbſtgenügliche Beſchränktheit,
Die nichts fordert und nichts bietet,
Und nicht weiß, weshalb ſie da iſt.

# Tröſtung.

Gar hold zu ſeh'n
Die Blumen ſteh'n
Am Rain in bunten Schaaren,
Doch wandern Viel'
Nach ihrem Ziel,
Die ihrer nicht gewahren.

D'rum klag' ich nie,
Wenn öfters ſie
Mein Lied auch nicht beachten,
Verſchieden iſt
Zu jeder Friſt
Der Menſchen Hang und Trachten.

So ſeid auch ihr
Am Anger hier
Mit eu'rem Loos zufrieden,
Und ſproßt empor
Im reichen Flor,
Wie's euch der Herr beſchieden.

Vielleicht daß doch
Auch ſpäter noch
Nach euch ein Wand'rer blicket,
Den, fern vom Ried,
So Blum' als Lied
Noch inniglich erquicket.

# O pflücke nicht die Blume.

O pflücke nicht die Blume,
Die Dir am Weg erblüht,
Wie lieblich ihre Farbe
Dir auch entgegenglüht.

Sie müßte ja verhauchen
Nur allzuſchnell den Duft,
Und ſelbſt der ſchönſte Buſen,
Er würde ihr zur Gruft.

Nie möge Dich verlocken,
Die Luſt des Augenblick's,
Sei's durch den Reiz der Blume,
Sei's durch den Schein des Glück's.

Sie ſteht nicht dort am Wege,
Um Dir nur Duft zu ſtreu'n,
Es werden And're kommen,
Die auch ſich ihrer freu'n.

Laß' Du das Amt des Pflückens
Dem Wind, wenn ſie verglüht,
O pflücke keine Blume,
Die Dir am Wege blüht.

## Auf ein Grashälmchen.

O Hälmchen klein,
Am öden Rain
Entkeimt dem Mutterſchooß,
Wie ſcheinſt du mir
Voll ſelt'ner Zier,
Und wunderbar und groß.

Wie biſt du hold,
Wenn Morgengold
Dein junges Sein erfreut,
Wie fein, o Gras,
Das Schattchen, das
Dein niedlich Leibchen ſtreut.

Wie iſt ſo ſchlank
Dein Hälschen blank,
Wie friſch dein Farbenton,
Wohl ſchöner kaum
Entragt der Baum
Dem heil'gen Libanon.

Wie neigſt du ſanft
Zum Wieſenranſt
Dich hin im Abendwind,
Und ſchwankſt ſo weich
Und anmuthreich,
Der Scholle ärmſtes Kind.

Kein Auge blickt
Nach dir, dich pflückt
Zum Strauß ſich keine Hand,
Verachtend tritt
Im flücht'gen Schritt
Der Fuß dich in den Sand.

Darauf noch mäht,
Wenngleich verſchmäht,
Die Sichel dich zum Schluß;

Damit dein Saft
In Lebenskraft
Sich wandle, wie er muß.

Und doch, o Halm,
Lobpreiſt kein Pſalm
Den Ew'gen mehr als du.
D'rum dufte nur
Zum Schmuck der Flur,
Und grüne immer zu.

# Barbarazweige.

O ſchöne Chriſtenſitte
In allen deutſchen Gau'n,
Die ſelbſt in Winters Mitte
Uns Blüthen läßt erſchau'n.

Sie heißt ein Zweiglein ſtellen
In's Waſſerglas hinein,
An dem die Knoſpen ſchwellen
Zu Blüthen weiß und rein.

Alſo geſchieht zum Preiſe
Der heil'gen Barbara,
Dem ſchönſten Blüthenreiſe
In Nikomedia.

Die unter finſter'n Heiden
Zum Herrn geführt ihr Drang,
Und ſich durch bitt're Leiden
Den Märtyrkranz errang.

D'rum mahnt's auch alle Herzen,
Die solch' ein Zweiglein schau'n:
O wahret auch in Schmerzen
Das Zweiglein Gottvertrau'n!

# Eisblumen.

Der Winter träumt von einem Lenze,
Nach dem er ſehnend zieht durch's Land,
Der aber nie noch ſeine Kränze,
Die duft'gen, um das Haupt ihm wand.

D'rum malt an jede Fenſterſcheibe
Er Blumen hin, ganz heimlich ſacht,
Damit von ihm ein Zeichen bleibe,
Daß er in Schmerzen ſein gedacht.

## Letzte Treue.

Wenn ein Theures uns geſtorben
Schmückt man gern ſein enges Haus
Noch mit Rosmarin und Roſen
Und mit andern Blumen aus.

D'rum wenn Euch von mir, Ihr Lieben,
Einſtens nur die Hülle blieb,
Schmückt auch mir mein Haus mit Blumen,
Hab' die Blumen ja ſo lieb.

Doch wenn juſt der Winter hätte
Allen Schmuck geraubt dem Hain,
Legt ſtatt ihrer meine Lieder
Mir noch in den Sarg hinein.

Sind auch minder reich als Blumen
Sie an Duft und Farbengluth,
Denkt, bei ſeinen Kindern ſchlummert
Wohl ein Vater doppelt gut.

# Frühlings-Ritornelle.

Schwellende Blüthe,
Als Mahner brichst du aus dem nackten Aſt,
Daß Frühlingshoffnung heg' ein jed' Gemüthe.

Niedliche Glöckchen,
Einläutet ihr den Lenz, wird gleich beſchneit
Euch noch beim Meßnerdienſt das Kirchenröckchen.

Goldige Primel,
Wie prangſt du rings, als wäre über Nacht
Gefallen auf die Flur der Sternenhimmel.

Schmeichelnde Lüfte,
Was weckt ihr meine todten Lenze auf,
Da doch nur übergrünt die alten Grüfte.

Duftiges Veilchen,
So fehlſt du nie, und bringſt ein jedesmal
Zum Frühlingsfeſte dein beſcheid'nes Theilchen.

Knöspchen am Dorne,
Sei nicht ſo ſcheu, auch dem Geringſten quillt
Sein Antheil aus dem ew'gen Lebensborne.

Sprudelnde Quelle,
Du rieſelſt wieder, daß des Spiegels nicht
Der Lenz entbehre in der Silberwelle.

Tannengehege,
Es ſchmückte dich der Lenz mit neuem Trieb,
Damit du Zeugniß gäbeſt ſeiner Wege.

Reizende Roſe,
Du biſt der ſchönſte Becher, den der Lenz
Uns zum Willkomm' kredenzt auf grünem Mooſe.

Lieblich erſprießet
Ihr Himmelsſchlüſſelchen, dieweil das Thor
Des Frühlingsparadieſes ſich erſchließet.

# Blumenſprüche.

Manch Einer ſteht am Gartenrain
Von hoher Luſt beſtrickt,
Wo nur Gemüſe und Salat
Ein Anderer erblickt.

Den Garten ziert nicht bloß
Die Roſe nur allein,
Es muß dabei auch noch
Das kleine Hälmchen ſein.

Das iſt für mich die ſchönſte Aquarelle,
Wenn ſich die Blume ſpiegelt in der Welle.

Wie manche Blum' entlockt den Ruf:
Verblühte ſie doch nie!
Indeß ſie achtlos mit dem Huf
Zertritt das liebe Vieh.

Wer Dornen fürchtet an dem Strauch zu finden,
Wird nie wohl einen Kranz aus Roſen winden.

Wie ſind die Blumen doch zu neiden,
Die mit dem Frühling auferſteh'n,
Das Feld mit Schönheit zu bekleiden,
Und dann in Düften zu vergeh'n!

Das haben uns die Roſen nur gelehrt,
Daß man den Dorn auch hält beachtenswerth.

Um einer Raupe ſchlimmes Trachten
Soll man die Blume nie verachten.

Je zarter eine Blume iſt,
Die unſer Aug' entzückt,
Je reiner ſei zu jeder Friſt
Die Hand auch, die ſie pflückt.

Wer Roſen nicht zur Zeit der Roſen bricht,
Der thut es auch im Schnee des Winters nicht.

Sei ſie auch noch ſo reich an Farbenglanz,
So wird doch eine Blume nie zum Kranz.

Nicht ſchön're Blumen gibt's als Mutterlieb auf Erden,
Doch keine kann ſo ſchnell wie ſie zum Unkraut werden.

Nicht achten auf ein Ungemach
Die Wandervöglein viel.
Sie ziehen ja den Blumen nach,
O neidenswerthes Ziel!

Von einer Diſtel wird dir's niemals glücken
Roſen zu pflücken.

Poeſie iſt eine Blume
Die erwachſen kann zum Ruhme,
Eins nur mögſt du nicht vergeſſen,
Daß die Blumen nicht zum Eſſen.

Das „Maßlieb" iſt ein ſchönes Kraut,
Nur wird's zu kärglich angebaut.

Je wen'ger ſie hervorſtrebt aus dem Mooſe,
Um deſto ſchöner dünket mir die Roſe.

Bedenk' welch' kurze Frist im Hag
Die Rosen prangen,
Ein Rosenblatt nimmt jeder Tag
Auch deinen Wangen.

Und magst du seiner noch so sorgsam warten,
Es wächst ein Unkraut doch empor im Garten.

Wo immer Rosen ihre Düfte streu'n,
Gleichmäßig sind vertheilt an sie die Loose,
Die Rose ist der Königsgärten Schmuck,
Kein Königsgarten aber schmückt die Rose.

Die Blumen blüh'n so herrlich nur,
Weil sie nie selbst sich fragen:
Was wird doch wohl nur die Natur
Zu unsr'er Blüthe sagen?

Jede Blume, die da sprießt
Oeffnet ihren Kelch dem Licht,
Nur das Menschenherz erschließt
Oftmals seinem Strahl sich nicht.

Die Rosen dauern fort,
Es welkt allein die Rose,
Erkenn' der Menschheit Loos,
So wie der Menschen Loose.

Wohl ragt zu ihrem eignen Ruhme
Die Tanne stolz empor zum Licht;
Doch furchtlos schaukelt sich die Blume,
Wenn ein Orkan die Tanne bricht.

Setzt auch in einen Topf von Gold
Die Blume Deine Hand,
So blüht sie lieber doch daheim
In Moor und dürrem Sand.

---

Es stehen bei Blumen ganz arm und schlicht,
Auch and're mit Kronen und Sternen,
Und neidet doch eine die and're nicht,
Da könnten die Menschen lernen!

Eins überlebt sogar schon hier die Zeit,
Das ist die Himmelsblume: Weiblichkeit.

Oft ſchmücken ſie mit Blumen einen Todten
Dem niemals eine Blume ſich geboten.

Mögt Ihr als Ritter prunken
Mit Gold und Edelſtein,
Im Knopfloch eine Roſe
Laßt meinen Orden ſein.

Druck von Friedrich Manz in Wien.

# Das
# Mädchen von Gloggnitz.

Ballade

von

Johann N. Vogl.

NATIONAL-BIBLIOTHEK WIEN

Den Ertrag für dieses Gedicht, nach Abzug der Druckkosten, bestimmte der Verfasser zur Unterstützung eines, durch die in Gloggnitz (bey Wiener-Neustadt) in der Nacht vom 22. April d. J. ausgebrochenen Feuersbrunst, verunglückten Familien-Vaters von sieben Kindern, dessen älteste Tochter bey dieser Gelegenheit, ein Opfer ihrer schwesterlichen Liebe wurde.

Wien, 1831.
Gedruckt bey Franz Ludwig.

# Das Mädchen von Gloggnitz.

Die Glocke zu Gloggnitz hat guten Klang,
Wenn Sonntags ſie läutet zum Kirchengang.

Doch grauſig erſchallt ihr Ruf vom Thurm
Wenn zur Nacht ſie raſ't im Wetterſturm.

Und hört ihr's!? — ſie ruft mit grellem Schrey,
„Zu Hülfe! zu Hülfe! herbey! herbey!"

„Schon lodert die Flamme aus Haus und Dach,
Verloren! verloren! wer jetzt nicht wach!"

Da rafft ſich der Vater in wilder Haſt
Empor von dem Lager, von Schreck erfaßt.

Und weckt behende ſo Weib als Kind,
Die ſchliefen gar friedlich und ſüß und lind.

Und zwey von den Knäblein erfaßt ſein Arm,
Den Säugling umſchlingt ſein Weib voll Harm.

Die größere Tochter, im leichten Gewand,
Die leitet die andern an ihrer Hand.

So flüchten ſie alle durch Glut und Graus,
Beflügelten Fußes, von Hof und Haus.

Wie ſauſt's durch die Felder, wie heult der Sturm,
Wie raſ't und ruft es herab vom Thurm!

Es ſpielt mit den Lappen ſo rauh der Wind,
Es wimmert vor Kälte das arme Kind.

So ſtehen ſie alle, verarmt an Troſt,
Und ſchauen die Flamme und zittern vor Froſt.

Und ſchauen die Flammen voll rother Glut,
Und ſehen vernichtet ihr Hab' und Gut.

Und rauher und rauher erbrauſt der Wind,
Und lauter ſtets wimmert und weint das Kind.

Wohl rollt es der Mutter vom Angeſicht
So glühend, doch wärmt es das Kindlein nicht.

Der Tochter auch dringt durch das Herz ſein Schrey,
Faſt will es ihr ſprengen die Bruſt entzwey.

„O ſieh' doch, o Mutter, wie friert das Kind!
O laß' mich, ich hole ſein Bett geſchwind."

„Und eh' mir die Flamme ein Haar verſehrt,
Bin ich aus dem Brande zurück gekehrt."

Da ſchaudert vor Schrecken und Angſt zugleich,
Die Mutter zuſammen, wie Schnee ſo bleich.

„Vergebens, vergebens, o ſchau' den Graus,
Nicht lebend mehr kommſt du von dort heraus!"

Doch wie ſie auch flehet zum Mägdlein jung,
Raſch iſt's durch die Flammen mit keckem Sprung.

Und Vater und Mutter und Schweſter klein,
Die ſchauen erſtarrend zur Glut hinein.

Und jeglicher Pulsſchlag vermehrt ihre Noth,
„Jetzt — jetzt muß ſie kommen, ſonſt iſt's ihr Tod!"

„Jetzt, — jetzt muß ſie kommen! — um Gott! — nur ſchnell!
O Himmel, wie lodert's mit eins ſo hell!"

Wie lodert's und flammt es durch's Wolkengrau,
Krach! donnert und ſtürzet zu Schutt der Bau. —

Die Glocke zu Gloggnitz, die ſchweigt gar ſtill,
Weil nimmer die Beter ſie ſtören will.

Die Beter, die weinend im tiefſten Schmerz,
Zum Himmel erheben ihr blutend Herz.

Nicht ſchlägt mehr die Flamme aus Dach und Thor,
Sie aber ſchau'n alle zum Herrn empor,

Und glauben als Engel voll Glanz und Pracht,
Das Mägdlein zu ſehen, durch Sturm und Nacht. —

Zu Gloggnitz die Glocke hat guten Klang,
Wenn Sonntags ſie läutet zum Kirchengang.

Und hörſt du ſie ſchallen zu Dorf und Haid',
So denke, o Gloggnitz! an deine Maid,

Die kühn ſich geſtürzt in die Flammen hinein,
Um ein Bettchen zu ſchaffen dem Brüderlein.

ORAL-BIBL.

# Der Josephsberg bei Wien,

und seine

# Schicksale.

---

**Erinnerungsblätter für die Besucher desselben,**

nebst

## einer Ballade

von

**Johann N. Vogl.**

Besonders abgedruckt aus dem österreichischen Zuschauer.

Wohl ſtehet noch Klauſe an Klauſe gereiht
Wie früher, da ſie noch der Andacht geweiht,
Doch wie einſt nur Trauer hier oben gewohnt
Jetzt Luſt auf der Zinke des Berges thront,
Und wo die ſtachlichte Geißel geſchwirrt
Das Glas voll perlenden Weines jetzt klirrt.

Im Zusammenhange mit dem Leopoldsberge, dem ersten Gipfel des Kahlenberges, früher Kettenberg genannt, steht der sogenannte Josephsberg. Der Besucher dieses Berges kann von Heiligenstadt oder Grinzing aus, zu Fuß oder zu Pferde, auf denselben gelangen, und für Damen, welche dem Bergsteigen nicht gewogen, stehen um eine geringe Summe (20 kr. C. M.) Tragthiere in den genannten Orten bereit, welche sie auf geduldigem Rücken gefahrlos die Höhe hinanbringen. Diese Cavalkaden sind zu einer Lieblingsunterhaltung der Wiener geworden.

Auf dem Josephsberge findet man ein nettes Dörfchen, in dessen Mitte sich die alte Camaldulenserkirche befindet. Das Dörfchen selbst besteht aus 22 Häusern mit 57 Einwohnern, niedlichen Gärten, dem sogenannten Schloßwirthshause und dem Casino des Herrn Gottfried Egermayer. Vorzüglich ist an beiden letztgenannten Orten die Aussicht auf den Leopoldsberg und auf die Kaiserstadt und ihre ganze weite Umgebung.

In dem Casino, dessen Lokalität ziemlich ausgedehnt und zur Bewirthung einer großen Zahl Gäste mit städtischem Comfort eingerichtet ist, wird noch das Zimmer sammt dem Tische gezeigt, auf welchem Mozart seine „Zauberflöte" schrieb.

Nur wenige Häuser dieses Dörfchens, welches sich Josephsdorf nennt, sind im Winter bewohnt, da sie meistens Partikuliers aus Wien angehören, welche nur die Sommermonate in denselben zubringen.

Die Kirche, ein schönes Gebäude, ist ziemlich gut erhalten; sie wird als eine ehrwürdige Reliquie auf Verlangen geöffnet, was auch ehedem mit der Gruft geschah, welche auf höhere Anordnung seit Kurzem wegen argen Muthwillens, der dort ge-

trieben wurde, geschlossen bleibt. Man findet in ihr unter vermoderten Särgen mehre zu Mumien eingeschrumpfte Leichen.

Auf dem Platze zwischen dem Kloster und dem Schloßwirthshause befindet sich der in Stein gehauene Brunnen von 18 Klafter Tiefe, dessen Wasser ganz köstlich ist. Das in ein Gastgebäude durch Vermiethung umgestaltete Schloß ist ziemlich groß und bequem. Vor dem Hause ist ein freier mit Bäumen besetzter Platz, welcher gegen die Hauptstadt hin eine Art Terrasse mit einem Geländer bildet.

Einzelne erhaltene Inschriften mahnen noch an die entschwundene Klosterzeit. So zeigt sich über dem Einfahrtsthor noch das alte Klosterwappen mit der Überschrift: „Sit nomen Domini benedictum MDCCXLIII." Der Keller des Gastwirthes ist ebenfalls noch ein Werk der Mönche.

Die Höhe des Josephsberges beträgt 1060 Fuß über dem Donauspiegel; er ist also bedeutend höher als sein südlicher Nachbar, der Leopoldsberg.

In den älteren Zeiten war dieser Berg ein Eigenthum des benachbarten Stiftes zu Klosterneuburg, ganz mit einem düsteren Eichenwalde bedeckt, und führte den Namen: „Schweinsberg," wahrscheinlich von den vielen Ebern, welche das Dunkel des Urwaldes zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten.

Nikolaus Wollsky, der Stifter eines Camaldulenserklosters und Marschall in Polen, dann der kaiserliche Rath Mathias Anoldini, und der dalmatinische Graf Athanasius Geogeri empfahlen dem Kaiser Ferdinand II. die Camaldulensermönche auf das Angelegentlichste, und bewogen ihn endlich, auch für diesen Orden ein Kloster in seinen Staaten zu stiften, damit die aus Italien nach Polen wandernden Camaldulenser mindestens in der Mitte ihres beschwerlichen Weges eine Unterkunft in einem Hause ihrer Regel fänden.

Kaiser Ferdinand berief hierauf im Jahre 1627 die Söhne des heiligen Romuald von der Camaldulenser Einöde, Montis Coronae, aus Italien hierher.

Diesem Rufe folgend, erschienen vier Mönche jenes Ordens: Pater Sylvianus Bosell, ein Venetianer, P. Constantinus aus Pisa, P. Melchior aus Trient, und P. Chioppari aus Vicenza, welche in dem Kloster zu den Schotten in Wien untergebracht und verpflegt wurden, bis sie einen schicklichen Ort zur Erbauung eines Klosters aufgefunden haben würden.

Zwei der eben erwähnten Brüder erwählten den öden finsteren Schweinsberg zu ihrem künftigen Aufenthalte.

Im J. 1628 wurde diese ganze Waldgegend von dem Stifte Klosterneuburg dem Kaiser Ferdinand abgetreten, von welchem sie am 2. April desselben Jahres den Camaldulensern mit Bewilligung des apostolischen Nuntius und des Diöcesanbischofes von Passau Leopold II., Erzherzogs von Österreich, als Eigenthum übergeben wurde.

Am 3. Juli erfolgte die Schenkungsurkunde des Berges und die Anweisung eines Stiftungskapitales von 36,000 Gulden.

Diese Summe war das Vermögen zweier adeliger, aber aufrührerischer Brüder, Namens Struacheda von Kölln, welches dem Fiskus anheim gefallen war.

Pater Sylvanus errichtete nun auf dem Gipfel des Schweinsberges das Kreuz, und traf, nachdem er von den benannten Brüdern das Geld, obwohl nicht die volle Summe, in Empfang genommen hatte, die nöthigen Anstalten zum Bau.

Am 10. August 1628 verfügte sich Kaiser Ferdinand, begleitet von seiner Gemahlin Eleonora Conzaga und seinen beiden Söhnen und zwei Erzherzoginnen, unter Zuströmung einer großen Volksmenge, zur Grundsteinlegung auf den Berg.

Johann Bapt. Pollota, der apostolische Nuntius, segnete bei dieser feierlichen Handlung den Grundstein ein, worauf ihn der Kaiser, welcher erklärt hatte, er wolle diese Feierlichkeit in eigener Person verrichten, in die Erde versenkte, nachdem er noch in die Höhlung des Steines eine goldene Denkmünze gelegt hatte.

Die Inſchrift, welche ſich auf dieſer Medaille befindet, iſt folgende: „Christo Jesu Imperatori aeterno Deiparae Virgini Imperatrici coelorum, sancto Josepho, Virginis Mariae sponso et Dei Nutricio, sanctis Benedicto et Romualdo eorumque sancto Camaldulensi Ordini.“ Auf der Kehrſeite ſtand: „Ferdinandus II. Imperator Eleonora Conzaga, Imperatrix, Ferdinandus III. Hungariae et Bohemiae Rex, Leopoldus Archidux, Ferdinandi filii, omnes pia mente dedicarunt anno Domini 1629 die 10. Augusti.“

Hierauf legte die Kaiſerin den erſten Stein zum Krankenhauſe, und König Ferdinand jenen zur Gründung des Gaſtgebäudes.

Nach Beendigung dieſer Feierlichkeiten wurde von dem Allerhöchſten Hofe das Mittagsmahl auf dem Berge eingenommen, bei welcher Gelegenheit der Kaiſer noch 1000 Gulden den Mönchen zum Geſchenke machte, und den Namen des Berges: „Schweinsberg“ in „Josephsberg“ verwandelte; dem zu erbauenden Kloſter aber den Namen jener Einöde in Italien, von welcher die Brüder kamen, nämlich: „Montis Coronae“ ertheilte.

Auch der zahlreich verſammelte Adel, dem erhabenen Beiſpiel ihres Beherrſchers folgend, verſprach den Ordensmännern thätige Unterſtützung.

Dieſe verwendeten nun die erhaltenen Beiträge theils zum Bau der Kirche und der Nebengebäude, theils zum Ankaufe des Schloſſes und der Herrſchaft Prinzendorf im Viertel unter dem Manhartsberge, und eines eigenen Hauſes in Wien (in der Weihburggaſſe zu St. Nikolai).

Der Bau machte indeſſen raſche Fortſchritte. Bald erblickte man das Noviciat, einen Keller, das Preßhaus, die Küche, Apotheke und eine Herberge für Fremde.

Das Ganze war in Geſtalt eines Vierecks erbaut, und hatte mit ſeinen zwanzig Zellen und der Mauer, welche dieſe umgab, das Ausſehen eines Dörfchens. Jeder der Mönche hatte

nach der Regel des Ordens ein besonderes, von den anderen abgesondertes Häuschen mit zwei Zellen, an welches sich ein kleiner Obst- und Blumengarten schloß.

Im Hofraume selbst war von Zelle zu Zelle ein Gang geführt, der sich an die Kirche und das Krankenhaus und die Apotheke anschloß. Über letzterer befand sich folgende Aufschrift: „Deo Maximo Aeterno Elenora Conzaga Ferdinandi Secundi semper Augusti Augusta CIↃ.IC:Ↄ.XXXII:"

In der Mitte befand sich die Kirche, das Priorat nebst den Gastgebäuden, vor welchen sich die herrliche Aussicht auf die Kaiserstadt und ihre reizvolle Umgebung aufriß.

Über dem Hochaltare der Kirche erblickte man das Bild des heiligen Joseph, welchem diese Kirche geweiht wurde, und an den vier Nebenaltären die heilige Jungfrau Maria, den Ordensstifter St. Romuad, den heiligen Leopold und St. Sebastian; neben diesen befanden sich noch sechs kleinere Altäre in der Kirche, auch waren die Wände derselben mit den lebensgroßen Statuen der heiligen Apostеln geschmückt.

Vor der Kirche befand sich ein kleiner gedeckter Vorhof, in welchem die weiblichen Besucher dieses Gotteshauses ihre Andacht verrichten durften, da diesen die Regel des Ordens den Eintritt in die Kirche selbst, so wie in das Innere des Klosters, nicht erlaubte. Über dem Hauptthore des Letzteren lies't man noch die Worte: „Sit Nomen Domini benedictum MDCCXLIII."

Kaiser Ferdinand II. hatte nicht die Freude, die Vollendung des Baues zu erleben, da er schon am 15. Februar 1637 das Zeitliche segnete. Doch sah er noch das Kloster zu einem Priorat erhoben, und den Pater Prosdomicus Murianensis im Jahre 1636 mit der Würde eines Priors bekleidet.

Erst sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Ferdinand III., erlebte die Beendigung des heiligen Baues, welcher im Jahre 1639 erfolgte, nachdem er im Jahre zuvor demselben all' seine Gerechtsamen und Freiheiten ertheilt hatte.

Nun lebten die frommen Büßer ein stilles, Gott ergebenes

Leben, getheilt in einsame Betrachtungen und in Ausübung ihres Gottesdienstes.

Sie sangen nach der Regel ihres Ordens ununterbrochen Psalmen und fasteten die Hälfte des Jahres. Dreimal in der Woche, vorzüglich an Sonn- und Feiertagen zogen sie nach dem Leopoldsberge und beteten dort in der Kapelle für das Wohl des Landesfürsten.

Sie durften kein Leinenzeug auf dem Leibe tragen, und nur auf Strohsäcken schlafen. Ihre Kleidung bestand nur aus einer Kutte von weißem groben Tuche, einem Ledergürtel und hölzernen, mit Leder bedeckten Sandalen. Beim Ausgehen trugen sie breitkrämpige weiße, mit schwarzer Leinwand gefütterte, Hüte, und einen weißen bis auf die Knie reichenden Mantel, an dem eine Kapuze befindlich war, und welcher am Halse mittelst eines Querholzes geschlossen werden konnte.

Im Jahre 1656 ertheilte den Camaldulenserpriestern der Bischof von Passau die Erlaubniß, in ihrer Kirche nicht nur die Beichte ihrer Ordensmitglieder, sondern auch weltlicher Leute vornehmen zu dürfen.

Unaufhörlich strömten ihnen milde Beiträge und Unterstützungen von allen Volksklassen zu, so zwar, daß ihr Prior, Johannes Advogarius, im Jahre 1681 einen neuen Bau der Kirche begann. Der damals regierende Kaiser Leopold I. besuchte mit seiner Gemahlin und deren Vater, dem Herzog von Neuburg, diese Einöde und beschenkte die Mönche mit 1000 Gulden.

Aber schon im Jahre 1683 brachten die Türken dem angefangenen Werke sowohl, als den alten Gebäuden, gänzliche Zerstörung.

Am 7. Juli jenes Jahres verkündigten die aufflammenden Dörfer das Nahen des furchtbaren Feindes, und ermahnten die frommen Einsiedlermönche zur Flucht. Ihr Prior Cerbonius raffte eiligst alle wichtigen Dokumente, Bücher und Reliquien zusammen, und verbarg sie in zwei wohlverschlossene Zellen, nahm sodann die Kirchenschätze, das Grundbuch des Klosters nebst den kaiserlichen Privilegien zu sich, und floh mit neun anderen Eremi-

ten nach Linz. Aber auch hier sich nicht für sicher haltend, begab er sich nach Italien, während seine Begleiter in Baiern eine Zufluchtsstätte suchten.

Es war die höchste Zeit zur Flucht, denn der Hof selbst, welcher Wien verließ und nach Linz flüchtete, sah schon in dem ersten Nachtlager, welches er in Korneuburg hielt, die zum Himmel steigende Flammenlohe des Camaldulenser Klosters auf dem Josephsberge.

Am 11. September 1683 erschien das christliche Heer zum Entsatze der Hauptstadt auf dem Kahlenberge. Es war bei 85,000 Mann stark, und führte 186 Kanonen.

Der tapfere Polenkönig und der Herzog von Lothringen sahen von dem Berge das in Staub eingehüllte, und von dem Geschütze der Ungläubigen so hart bedrohte Wien.

Die alten Wälle waren zerstört, doch hatte Starhemberg neue erbaut und alle Mittel angewandt, dem Feinde zu trotzen.

Am Abend dieses Tages waren die Kanten der ganzen Bergkette beleuchtet, welche Erscheinung Freude und Jubel unter die bedrängten Wiener brachte, und die während der Nacht häufig aufsteigenden Raketen versicherten sie der Ankunft ihrer Retter.

Mit Tagesanbruch versammelte die Kriegsfürsten eine Messe in den Ruinen der Camaldulenserkirche, welche der Feldprediger Avianus las.

Nach Beendigung des Gottesdienstes schnallte Sobiesky seinem Sohne Jakob den Panzer um, und stellte ihn dem Herzog von Lothringen mit den Worten vor: „Mein Sohn lerne von diesem großen Feldherrn, wie man Krieg führen soll."

Hierauf sprach er zu seinen Kriegern: „Polen! Euer König, Euer Beispiel!"

Nach diesen Worten gab er das Signal zur Schlacht, welche Wien aus den Banden der Ungläubigen rettete.

Am 6. November desselben Jahres kehrte Cerbonius mit seinen Mönchen wieder auf den Josephsberg zurück. Er

fand die verborgenen Schätze in den beiden Zellen noch unversehrt, obgleich alle übrigen Gebäude von den Türken in Schutt verwandelt worden waren.

Die frommen Brüder begannen sogleich die Brandstätte vom Schutte zu reinigen und arbeiteten, vom Kaiser Leopold und dem Adel unterstützt, mit rastlosem Eifer an dem Wiederaufbaue ihrer Zellen und der Kirche.

In Kurzem erstanden auch die Gebäude wieder, jedoch nicht in einem so vollkommenen Zustande als vor ihrer Zerstörung.

Ein günstiger Zufall beschenkte aber bei diesem Baue die Brüder mit dem, was sie seit einem halben Jahrhunderte vergebens gesucht hatten. — Am Festtage Maria Schnee entdeckte nämlich einer der Camaldulensermönche unfern des Klosters eine Quelle. Er schöpfte, und fand das klarste, köstlichste Wasser. Man denke sich die Freude der frommen Gemeinde, welche solch einem beschwerlichen Mangel nun für immer abgeholfen sah.

Im Jahre 1691 gelangte von dem Bischof von Neutra, Blasius Jaczlin das Ersuchen an den damaligen Prior des Kahlenbergerklosters Don Maurus, das Kloster desselben Ordens auf dem Berge Zobar in Ungarn mit vier Ordensmitgliedern zu versehen, welchem Verlangen er gerne willfahrte, und den P. Johannes Felix von Bologna als Superior mit einigen Ordensbrüdern dahin entsendete.

Dieses ist die letzte Begebenheit, wobei der fromme Büßer auf dem Kahlenberge erwähnt wird.

Im Jahre 1782 wurde das Kloster daselbst aufgehoben. Zehn Priester, drei Cleriker und sechs Laienbrüder verließen am 4. Februar mit großer Trauer den Ort, an welchem sie in Abgeschiedenheit und Stille ihr Leben zu enden gedachten.

Noch im selben Jahre brachte der edle Herr von Kriegl den Josephsberg sammt der entweihten Kirche, den Zellen der Camaldulenser und der Waldung an sich.

Die Zellen verkaufte er als Baustellen — die übrigen Klostergebäude veränderte er in ein Einkehrwirthshaus. Auf sein

Ansuchen wurde die Kirche am 21. December 1783 wieder eingeweiht, und dabei eine eigene Lokal-Kaplanei errichtet, welche durch einen Kapitularen des Stiftes Klosterneuburg besetzt und dem Leopoldsberge eingepfarrt wurde.

Später kam der Josephsberg in die Administration, von welcher ihn im Jahre 1795 das oberwähnte Stift käuflich an sich brachte.

Im Jahre 1809 wurde die Lokal-Kaplanei, nachdem sie 26 Jahre gedauert hatte, wieder aufgehoben, und die Bewohner des Josephsberges der Pfarre zu Heiligenstadt zugetheilt.

Hierauf erkaufte Frau von Traunwieser von dem Stifte den Berg, welche ihn jedoch wieder dem Fürsten Liechtenstein überließ, der noch jetziger Besitzer desselben ist.

Das Einsame des Josephsberges mit seinen reizenden Umgebungen erwarb demselben viele Freunde, unter diesen nennen wir den geistreichen Fürsten de Ligne, welcher viel zur Verschönerung des Berges beitrug, und auch seine Grabstätte auf demselben wählte.

Herr Dr. Poßinger aus Wien besitzt nebst dem Casino, das er einem thätigen Manne zur Miethe gibt, mehre der niedlichen Häuserchen, welche fast alle eine prächtige Aussicht bieten, während auch jenes an das Casino gränzende — einst de Ligne's Sommerhaus — drei Gärten mit der üppigsten Vegetation besitzt. — Das Häuschen der Erben des Herrn Ziegler, eines vermöglichen Fabrikanten und Naturfreundes aus Wien, dessen Überreste auch auf dem Josephsdorfer Friedhofe, vielleicht dem schönstgelegenen in der Monarchie, ruhen, ist durch seine niedliche Bauart, wie das Thürmchen mit der prächtigen Aussicht ein Gegenstand der Neugierde lustreisender Städter. In wahrhaft romantischem Zauber liegen die Häuserchen des Herrn Friedrich Bilhuber, mit der überraschendsten Aussicht, die man nur denken kann, und auch dadurch merkwürdig, daß in einem derselben (als sie noch im Besitze der Fräulein Hoffner gestan-

den) Ihre kaiserliche königliche Hoheit, die durchlauchtigste Erzherzogin Maria Anna, mehre frohe Tage zubrachte. — Überhaupt scheint die äußerst gesunde und unbeschreiblich schöne Lage dieses Ortes und seiner Umgebung noch nicht jene volle Würdigung, die sie verdient, erfahren zu haben. Aber seit den letzten Jahren ziehen mehre bekannte Wiener zur Sommerzeit in die früher verlassenen, niedlichen Häuserchen, und ihr Beispiel wird wohl noch Andere locken, wodurch am schnellsten dem, was zu dem Comfort des Lebens hier und da etwa noch mangeln möchte, abgeholfen werden dürfte.

# Fra Renatus.

Ballade.

„Auf ihr bleichen finſt'ren Büßer, auf aus eurer Grabesruh',
Werft von euch die weiße Kutte, Strick und Cingulum dazu,
Denn des Eides ſeid ihr ledig, den geſchworen euer Mund,
Fern von unſeren Karthauſen findet uns die nächſte Stund'."

So der Prior zu den Brüdern ſpricht, vom tiefſten Schmerz durchbebt,
Die im Kahlenbergerkloſter nur allein dem Herrn gelebt,
Und die Mönche, deren Zungen wieder frei vom ſtrengen Zwang,
Stottern, fragen durcheinander, bleicher noch als vor die Wang'.

„Sprich Cerbonius, verkünde uns in Eile was geſcheh'n,
Wie, ſoll Romualdus' Regel nicht in Oeſt'reich mehr beſteh'n?"
Spricht der Prior: „Blickt hinunter in das ſonſt ſo reiche Land,
Schaut, verwüſtet ſteh'n die Felder und die Dörfer ſeht in Brand."

„Kara Muſtapha bedränget Stadt und Land, von Grimm gefacht,
Selbſt das ſtolze Wien erbebet vor des Heiden Uebermacht;
Flucht allein nur kann uns retten vom Verderben, das uns droht,
Darum fliehet, denn die nächſte Stunde bringt den ſichern Tod."

Unter Klaggeheul und Lärmen ſchickt ſich da zur Flucht die Schaar,
Ruhig nur an alter Stelle bleibt ein Greis, mit weißem Haar,
Fra Renatus, der vor fünfzig Sommer nach dem Kloſter kam,
Und in finſterer Karthauſe ſich begrub und ſeinen Gram.

Neun und neunzig Jahre machten hohl sein Aug', die Wange bleich,
So nun steht er vor dem Prior, einem Grabentstieg'nen gleich;
Doch der würd'ge Ob're wendet zu Renatus sich und spricht:
»Fra Renatus, warum folget ihr den andern Brüdern nicht?«

Aber der entgegnet: »Möge Gott beschirmen ihre Flucht,
Mich nur lasset, würd'ger Prior, unbeirret, unversucht;
Denn vor mir müßt' ich erröthen, sucht' ich in der Flucht noch Heil,
Da der Tod mein einz'ges Hoffen, da das Grab allein mein Theil.«

Spricht der Prior: »Alles endet, was da trifft der Sonne Strahl,
Unrecht aber ist's, zu liefern zwecklos sich der Marterqual!«
D'rauf Renatus: »Ist's sein Wille, daß der Heide mich verschont,
Werd' den Meutern ich entgehen, wie zu würgen sie gewohnt.«

»Fra Renatus,« sagt der Prior, »nimmer kann ich euch versteh'n,
Wähnt ihr, daß der Herr ein Wunder euch zu Lieb' wohl läßt
geschehn?«
Doch der Bruder spricht: »Ich glaube, daß auf den er gnädig schaut,
Der mit reuerfülltem Herzen auf ihn hofft, und ihm vertraut.«

Dieses sprechend schreitet ruhig hin zum Hochaltar der Greis,
Sinket dort auf's Knie und neiget tief das Haupt, wie Schnee
so weiß,
Da von einem heil'gen Schauer fühlt der Prior sich umweht,
»Nun so mög' euch Gott bewahren, weil ihr ird'sche Hilf'
verschmäht!«

Und den flücht'gen Brüdern folget d'rauf Cerbonius mit Hast,
Denn ein dumpf Gelärm im Thale meldet schon den grimmen Gast;
Einsam in der düstern Halle kniet Renatus nun allein,
Wie ein sanfter Tröster schimmert mild auf ihn der Mond herein.

Scheint es doch, als sei der Fromme schon des Erdenseins beraubt,
Also kniet er, bleich und reglos, auf die Brust gesenkt das Haupt;

Horch, da naht es, an den Fenstern flieht vorbei ein rother Schein,
Thüren trümmern, Waffen rasseln, wer nun wird Dir Retter sein?

Reglos aber liegt wie früher Fra Renatus vor'm Altar,
Im Gebet versenkt, als wüßte nichts sein Inn'res von Gefahr;
Sieh' da leuchtet's durch die Pforte, horch, da klirr't's im wirren Schall,
Und herein zu düster'n Räumen tobt der Moslims wilder Schwall.

Blanke Damaszener blitzen, Kaftans rauschen an der Wand,
Ueber weiß und grüne Turbans sprühet rother Fackelbrand;
Und so drängt es sich und wechselt, halbbeleuchtet die Gestalt,
Nur Renatus kniet wie früher, von der Andacht Hauch umwallt.

Und die grimmen Gäste spähen durch das Dunkel wild und scheu,
Jetzt erblicken sie Renatus, und von ihrem Jubelschrei
Gellt die Kirche, seht schon fassen sie ihn wüthend am Talar,
Da durchzuckt sie eis'ger Schrecken, denn der Greis ist — kalt und starr.

Von dem Grimm der Bösen hatte gnädig ihn der Herr befreit,
Lächelnd im Gebet entschlief er, ohne Kampf und ohne Leid;
Und die Heiden jagt ein Grauen von dem todten Heil'gen fort,
Ihre Feuerbrände schleudern sie zurück nur nach dem Ort.

Doch nicht lang', so flieh'n die Würger wieder vor der Christen Schwert,
Und der Friede ist auf's Neue in die Ostmark heimgekehrt;
Da aus fernen Landen kommen all die Flücht'gen nun heran,
Auch der Prior mit den Seinen fand bereits zum Berg die Bahn.

Thränen auf den Wangen, wallet durch des Klosters Schutt die Schaar,
„Seht, Renatus' Leiche knieet unversehrt dort am Altar!"
Und der Prior und die Mönche stürzen hin auf's Angesicht:
„Ja, wer so dem Herrn vertrauet, den verläßt im Tod er nicht!"

Joh. N. Vogl.

# Aus der Teufe.

# Bergmännische Dichtungen

von

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Mit Bildern und Singweisen.

19077279

Wien, 1849.

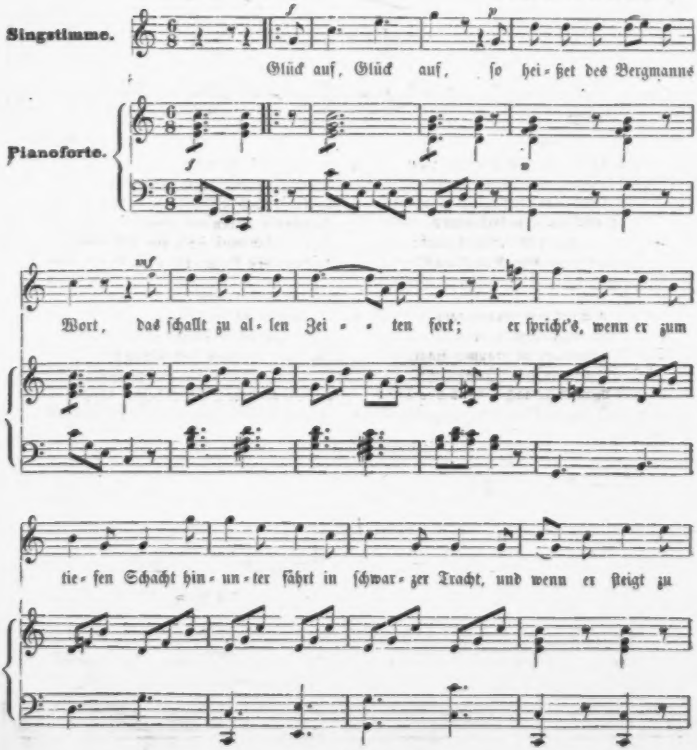
Verlag von Carl Gerold.

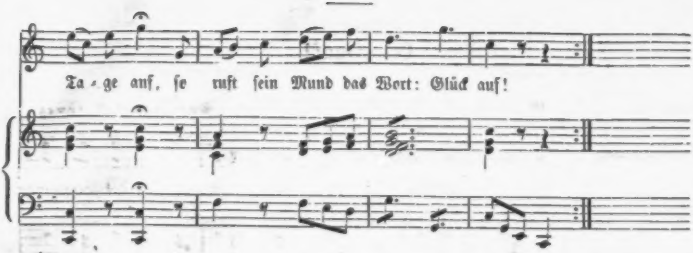
KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Buchdruckerei von Carl Gerold & Sohn.

# Glück auf!

*Allegretto.* Singweise von A. Syrowey





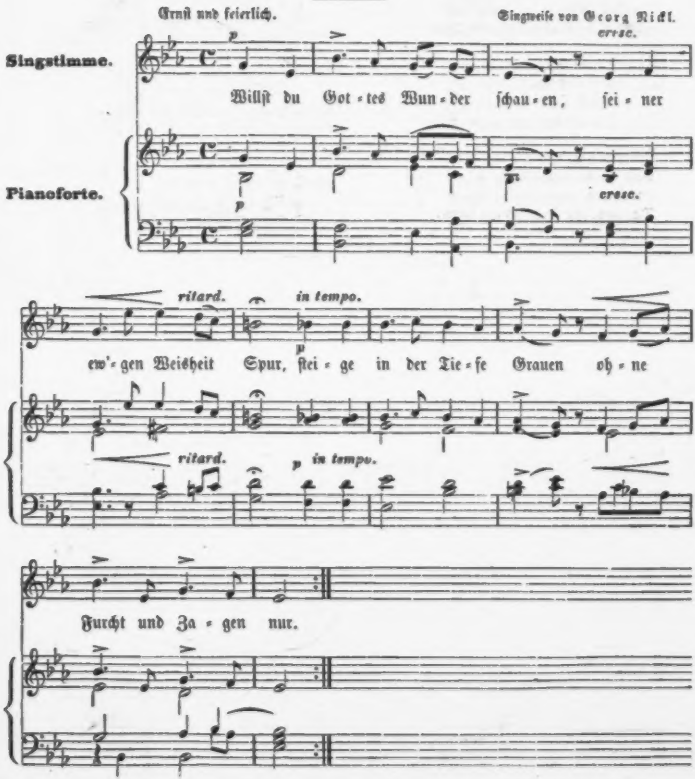

2. Glück auf, das war der erſte Laut
Als ich das Licht der Welt erſchaut,
Der Laut mit dem der Mutter Mund
Begrüßt mich auf dem Erdenrund.
Und wer es auch noch ſprach darauf:
Es war das herzlichſte Glück auf!

3. Glück auf, ſo rief auch ich einmal
Im hellen Sonntagsmorgenſtrahl,
Als ſie mir folgte zum Altar
Den Myrthenkranz im braunen Haar.
Ich denk's nach mancher Jahre Lauf,
Es war mein wonnigſtes Glück auf!

4. Glück auf, ſo rufen ſie wohl auch
Nach altem echten Knappenbrauch,
Wenn ſie mich ſenken in das Grab
Zu meinen Lieben ſtill hinab.
Doch lieblich muß ſich's ruh'n darauf,
Erſchallt in's Grab erſt ſolch: Glück auf!

5. Glück auf darum zu aller Zeit
In Trauer und in Freudigkeit,
In Gottes heller Sonnenpracht,
Im rabenſchwarzen Felſenſchacht.
Ob's nun hinab, ob's nun hinauf,
Des Bergmanns Wort, es heißt: Glück auf!

# Grubenfahrt.



2. Schau' die unterird'ſchen Dome,
Und die Pfeiler von Baſalt,
Wo nicht Lichtglanz und Arome,
Nacht und Grau'n dich nur umwallt.

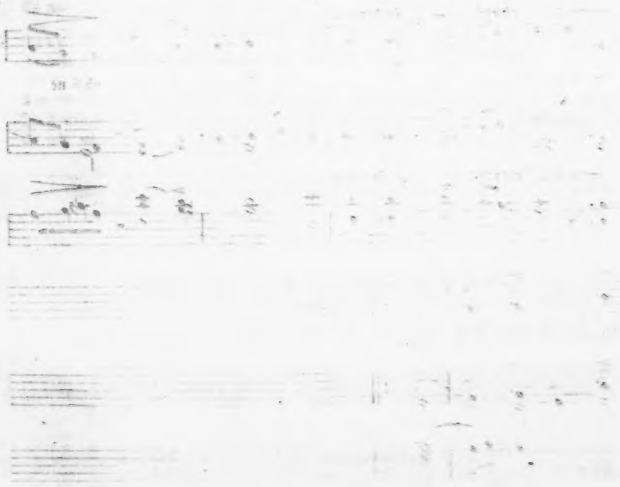
3. Mag das Herz auch anfangs pochen
Ob des Todes grauſer Näh',
Kommt der Schauer auch gekrochen
Bleichend dir die Wang' zu Schnee.

4. Muthig nur durch Nacht und Schwaden,
Nur die Kühnheit bricht ſich Bahn.
Und der Glaube iſt der Faden
Der zum Ziel dich führen kann.

5. Zitt're nicht, wie wild und wilder
Auch das Labyrinth ſich wirrt,
Und noch nie geſeh'ne Bilder
Vor's erſchrockne Aug' dir führt.

6. Laß die wilden Waſſer brauſen,
Und dem Schwaden ſeinen Zug.
Laß der Tiefe ihre Grauſen
Und den Klüften ihren Trug.

7. Zieh' getroſt nur immer weiter
Durch die Wunder dieſer Nacht
Denn es iſt ja dein Geleiter
Der die Wunder hat gemacht!



# Bergmannslied.

*Allegretto.*

Singweise von B. Rauchhartinger.

Singstimme.

Pianoforte.

*mf* Ich

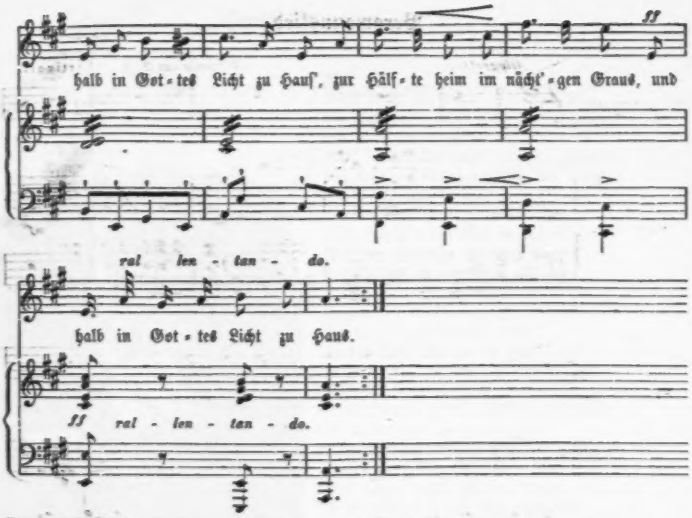
*ff* *mf*

möchte traun nichts anders sein, als wie ein Bergmann nur al-lein.

*p*

Zur Hälf-te heim im nächt'-gen Graus, und

*p*




2. Bald auf dem Knebel durch die Luft
Einfahrend in Gehäng' und Kluft,
Bald auf den Fahrten, luftig, frei,
Zu Tage kletternd ohne Scheu.

3. Mit Schlegel und mit Eisen bald
Erprobend hier der Wand Gehalt,
Nun wälzend mit des Pulvers Macht
Des Donners Rollen durch den Schacht.

4. Jetzt schürfend in verfunk'ner Klauf',
Um mich der Fluder wild Gebrauf',
Dazu der Künste lärmend Spiel,
Welch' Männerherz, dem dieß mißfiel?

5. D'rauf wieder an dem eignen Herd,
Zur Feierstunde heimgekehrt,
Nur Wohnlichkeit und Sonnenlicht,
Und noch ein liebes Angeſicht.

6. Jetzt wieder in der Brüder Kreis
Nach altgewohnter Stöllnerweis,
Ein volles Glas, das gern man gibt,
Jedwedem bringend was uns liebt.

7. Ja nur wo Schatten ſich und Licht
Zu Einem ſo wie hier verflicht,
Da lebt ſich's, wie's mehr ſteht zu Sinn;
Glückauf, daß ich ein Bergmann bin!

# Hans Baumann.

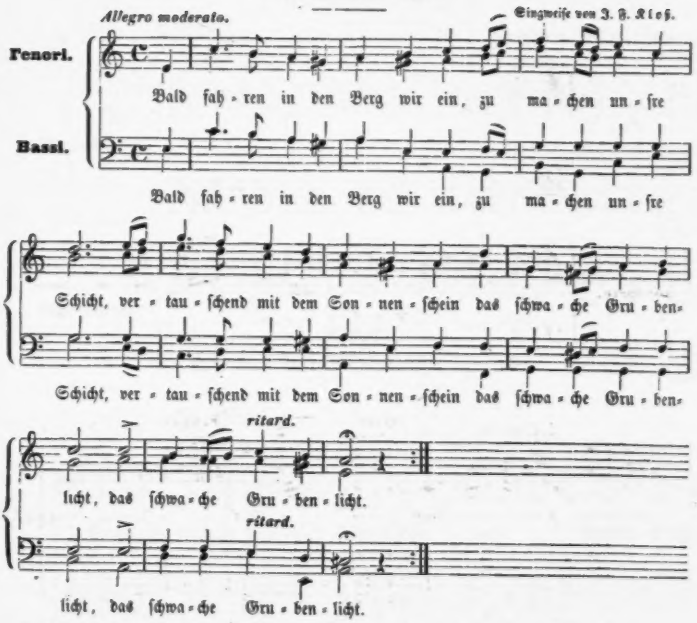
Es ſucht' im Harz, auf ödem Pfad,
Ein Bergmann nach verweg'ner That;
Hans Baumann iſt er zubenannt,
Jung, friſch noch, und gar ſehr gewandt,
Mit kräft'gen Gliedern, klug von Sinnen,
Der denkt was Großes zu gewinnen.
Es klafft ein finſt'rer Höllenmund
Herauf aus bodenloſem Grund,
Voll ſchaudervoller Bergestrippen,
Felshörnern und gezackten Klippen,
Die, grimmen Todesarmen gleich,
Empor ſich strecken, graus und bleich.
In dieſes ſchaudervolle Grab
Klomm unſer Bergmann nun hinab;
Nicht ſcheute oben er den Dorn'
Nicht d'runten Felſenriff und Horn,
Nicht ſchreckte ihn der ſchwarze Schlund,
Er dachte nur an ſeinen Fund,
Und ſtieg, entſchloſſen und voll Muth,
Hinab bei ſeines Lämpchens Glut;
Und immer tiefer geht die Fahrt,
Kein Ende noch ſein Aug' gewahrt,
Des Grubenlichtes fahler Schein
Beſchien allein das Felsgeſtein.
Als er ſo an den Leitern ſacht
Hinunter klomm zur Todesnacht.
In ſeltſamer Geſtaltung hing
Um ihn in einem grauſen Ring
Die Felſenmaſſe, weiß und grau
Als wie ein nächt'ger Geiſterbau
Und oben Nacht und unten auch,
Kein Laut, kein Schall, kein Weh'n, kein Hauch,
Nur ſeines Herzen leiſen Schlag
Sein Ohr allein vernehmen mag.
Und tief und tiefer geht es fort,
Nur Höhlen grauten hier und dort,
Voll tiefer Nacht, voll inner'n Graus
Aus dem Geröll' auf ihn heraus,

Und wilder ſchien das Felsgeſtein
Und zackiger die Wand zu ſeyn.
Kein Moos, wie oben an dem grau'n
Geſteine, war hier zu erſchau'n,
Kahl hing's umher, in Gruppen wild,
Wie der Vernichtung grauſes Bild.
Und immer ging es tiefer noch —
„Glück auf!“ — ich komm' an's Ende doch!“
So denkt Hans Baumann, knüpft auf's Neu'
Die Leiter feſt, die eben frei,
Und hält ſich d'ran mit nerv'ger Hand,
Und ſteigt hinab an Riff und Wand.
Und ſteigt und ſteigt noch manche Stund',
Da ſcheint's, er ſei nun auf dem Grund,
Denn vor ihm weit aus dehnet ſich
Nacht, Finſterniß gar fürchterlich.
Nur hier und dorten ragt's hervor,
Nur hier und dorten ſtrebt's empor,
Doch kann er die Geſtaltung nicht
Erkennen bei dem ſchwachen Licht.
Und Licht und Fäuſtel in der Hand
Geht ſachte hin er an der Wand,
Und ſpäht und ſucht, und ſucht und ſpäht,
Mit Aug' und Fäuſtel, wo er geht,
Ob nicht ein heller Wiederklang
Ihm's nun verrath', wornach den Gang
Er in den grauſen Schacht gethan. —
Doch zeigt kein Erz der Klang ihm an.
Und fort auf ödem Felſenpfad,
Den noch kein Menſchenfuß betrat,
Geht er dahin, ſo gar allein,
Im wüſten, finſtern Felsgeſtein.
Sein Schatten, einem Rieſen gleich,
Ragt an Geröll und Felſen bleich,
Und dumpfig nur — horch! — wie ſo weit
Sein Hammer ſchallt von Zeit zu Zeit.
Da glitzert's durch das Felsgetrümmer,
Da blinkt es bei dem kargen Schimmer,
Das Fäuſtel gellt, ſo rein und hell,
Herr Baumann ruft: „Ich bin zur Stell'!“
Und auf den Boden mit Bedacht
Setzt er das Grubenlicht nun ſacht,
Und ſchlägt und hämmert wohlgemuth,
Ihn treibt die inn're heiße Glut,
Und ſieh', die Hoffnung trog ihn nicht —
Das ſchönſte Erz kommt an das Licht
„Triumph! Triumph!“ — ſo ruft er aus,
Weit hallt der Ruf durch Nacht und Graus,
„Entdeckt hab' ich den rechten Gang,
„Nun hab' ich Ruhm mein Lebelang,
„Noch ſeh' ich's ſelbſt, es iſt kein Trug!
„Nun iſt die Fahrt belohnt genug,
„Die Baumannshöhle ſei hinfort
„Von heut' genennet dieſer Ort!“
So ruft der Bergmann froh geſinnt,
Ein Erz ſteckt er zu ſich geſchwind,
Und faßt das Grubenlicht darauf,
„Gottlob! nun geht's zu Tag hinauf.“
Und froh geht er zurück die Gruft,
So wie er kam, durch Schlucht und Kluft.
Jetzt nimmt ihn auf ein nied'rer Gang,
Wie iſt's da dumpfig, ſchwer und bang,
Blau flackert da ſein kleines Licht,
Das iſt ein gutes Zeichen nicht;
Ein Schwaden iſt's, der hier entquillt,
Den niedern Felsgang bald erfüllt.
Und haſtig eilt er nun zurück.
Doch günſtig iſt ihm nicht das Glück,
Grau, Geiſtern gleich, umringelt's ihn,
Vergebens will er ihm entflieh'n,
Das Lämpchen immer blauer ziſcht,
Bis — Weh! — mit einmal es erliſcht.
Da dringt ein Schrei aus ſeinem Mund,
Lang hallt er nach im grauſen Rund;
Als wolle ihn das Echo höhnen,
So ſchallt's um ihn in grellen Tönen!
Doch todtenbleich, vor Schrecken ſtarr,
Mit wildem Aug', geſträubtem Haar,
Lehnt dort Hanns Baumann an der Wand,
Krampfhaft geballt die nerv'ge Hand;
Wild hebt ſich ihm die Bruſt empor,
Wild ſauſ't und brüllt es ihm in's Ohr,
Und wie vom Wahnſinn angefaßt,
Tappt er dann hin in toller Haſt,

Und greift und taſtet mit den Händen
Verzweiflungsvoll an allen Wänden.
Kein Schimmer blinkt, nur Nacht allein
Schlingt ihn in ihre Arme ein,
Endlos, reglos, todt und leer,
Iſt's in dem weiten Rund umher.
Sein Schluchzen, das der Bruſt entdringt,
Das endlos finſtre Grab verſchlingt.
Da iſt kein Ohr für ſeine Klag',
Und für ſein Aug' da iſt kein Tag,
Da iſt kein Pfad für ſeinen Fuß,
Kein Menſchenlaut, kein Menſchengruß
Ein Sturz nur, oder — Hungertod
Iſt Retter ihm in dieſer Noth.
Und von Verzweiflung nun gefacht,
Rennt er laut heulend durch die Nacht,
Da ſtößt ſein Haupt an das Geſtein,
Das von der Decke hängt herein,
Und blutend, und betäubt und wund,
Schlägt er dahin auf kaltem Grund.
Voll Milde hat von Qual und Leid,
Wohl ihm! — die Ohnmacht ihn befreit;
O wachteſt du aus ihrem Arm
Doch nimmer auf zu Angſt und Harm,
O regte nie ſich deine Bruſt,
Wär'ſt du des Seyns dir nie bewußt.
Leicht iſt's, ja freudig oft, zu ſterben,
Doch ſchrecklich — ſo wie du verderben!
Und wieder das Bewußtſeyn kehrt
In ihm zurück, und was verwehrt,
Die Wirklichkeit, das ſchaffet frei
Vor ſeinem Blick die Fantaſei:
Das Licht der Sonne, hell und klar,
Wie ſpielt's um ihn ſo wunderbar,
Der Bäume Grün, der Vögel Singen,
Der Silberquellen luſtig Springen,
Wie das ihm Aug' und Herz erquickt,
Und ihn zur höchſten Luſt entzückt.
Doch ach — von kurzer Dauer iſt
Von ſolcher Täuſchung nur die Friſt,
Schon fühlt er ſchmerzlich ſeine Wunde —
„Wo bin ich?" frägt mit bleichem Munde
Der Bergmann ſich, da fällt's ihm bei,
Und wieder ſchallt ſein banger Schrei;
Verzweiflungsvoll dahingeſtrecket,
Rauft er ſein Haar, mit Blut bedecket,
Dann wieder ringt er ſich empor,
Und ſtreckt die Hände weit hinvor,
Und tappt und greift, und geht, und geht,
Vom kalten Hauch der Gruft umweht. —
Könnt' jetzt das Sonnenlicht ihn ſchau'n,
Es löſchte faſt, vor ſo viel Grau'n;
Die Wang', die ſonſt ſo voll und roth,
Die iſt gefurcht, erbleicht in Noth;
Sein Haar, ein ſchwärz'res gab es kaum,
Hat weiß gefärbt der Schreck — wie Flaum!
Blut deckt die Stirn', und Wahnſinn glüht
Ihm in dem Aug', das Nacht nur ſieht!
So irrt er, wie im Traum dahin,
Verwirrt und wüſt iſt Geiſt und Sinn,
Ein Froſt durchzittert ſein Gebein,
Kaum hält er mehr ſich am Geſtein.
Schon länger als die zwölfte Stund'
Hält ihn die Nacht in ihrem Schlund,
Und ach, kein Strahl der Hoffnung winkt,
Und, aller Kräfte ledig, ſinkt
Er halb im Wachen, halb im Traum,
Dahin im nächtig kalten Raum.
So liegt er manche Stunde lang
Dahingeſtreckt am Felſenhang;
Da weckt ihn, zu neuen Leiden,
Der Hunger in den Eingeweiden!
Und wieder irrt von Kluft zu Kluft
Von Schacht zu Schacht, von Schluft zu Schluft,
Hanns Baumann, einer Leiche gleich,
Die eigen ſchon dem finſtern Reich,
Und mit dem heitern Erdenſeyn
Nichts mehr und nie mehr was gemein.
Nicht klagt ſein Mund, in Angſt und Pein,
Sein Aug' ſucht nicht mehr nach dem Schein,
In ſeiner Bruſt iſt's hoffnungsleer
Und todt, als wie rings um ihn her.
So tappt er ſich ſtets weiter vor,
So klimmt und klettert er empor,

Nicht fühlt er's, daß das Felsgeſtein
Verwundend drang in's Fleiſch ihm ein. —
Was graut ihm da mit einemmal
Vor'm Auge, wie ein ferner Strahl,
Was weht ihm da mit Eins ſo friſch,
Entgegen, wie vom Waldgebüſch?
Weit auf das Auge und den Mund,
Ringt er ſich fort von Schlund zu Schlund,
„Herr Gott! — dort oben wird es Licht!" —
Und weiter hört und fühlt er nicht.
Hinauf nur gilt's, ſich durchzuzwängen,
Und ſollt' er halb auch bleiben hängen;
Und wie erfaßt von toller Wuth,
So klimmt er fort, — getüncht mit Blut
Iſt jede Wand, die er erklommen,
Um lebend nur an's Licht zu kommen,
Und licht und lichter wird's um ihn,
Die nächtig grauſen Schatten flieh'n,
Das Grauen ſinkt zurück, hinab,
In's alte, finſt're Felſengrab.
Doch er, in aller Sonnenhelle,
Liegt ſchluchzend an des Lebens Schwelle!
Allein — umſonſt, denn Schreck und Grau'n
Läßt ihn nicht lang' das Licht erſchau'n.
Aufathmet er, dann ſinkt er nieder,
Und hebt das müde Haupt nicht wieder!

# Vor der Einfahrt.



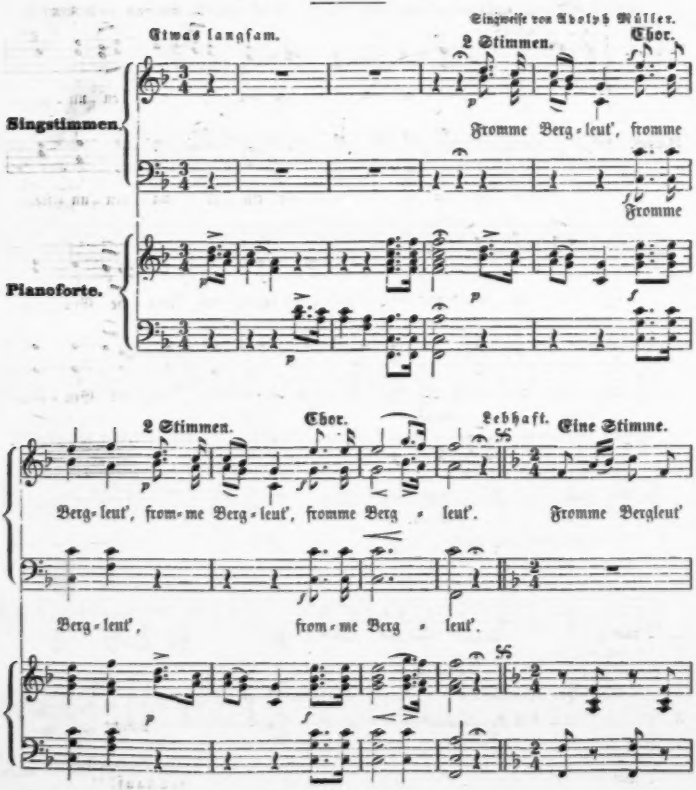

2. D'rum reicht noch einmal euch die Hand,
Im hellen Sonnenſtrahl.
Leicht, daß ihr, ſchon am Grabesrand,
Sie drückt zum letztenmal.

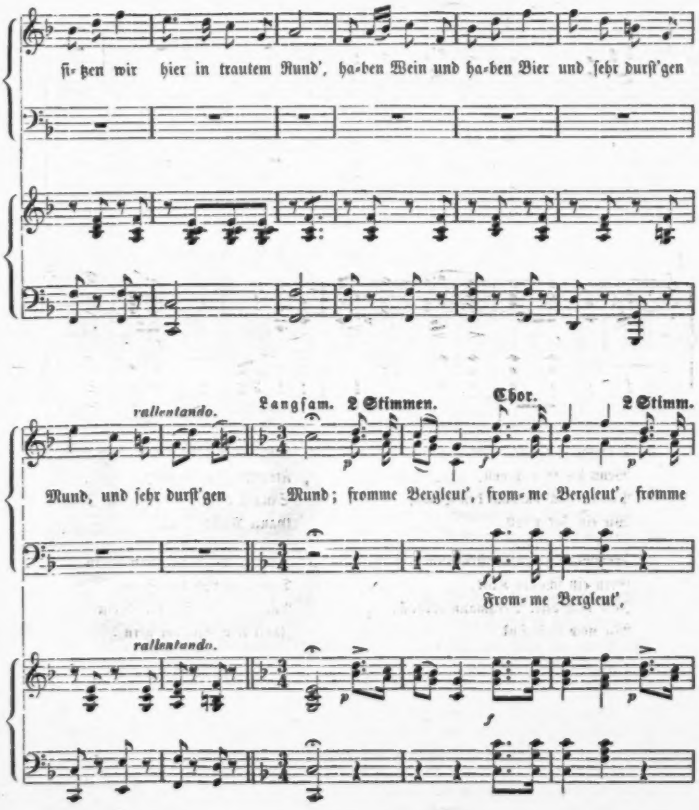
3. Doch zag' darob kein Bergmannsherz,
Was Gott auch hat verhängt,
Nur wo im Anbruch ſteht das Erz
D'rauf ſei der Sinn gelenkt.

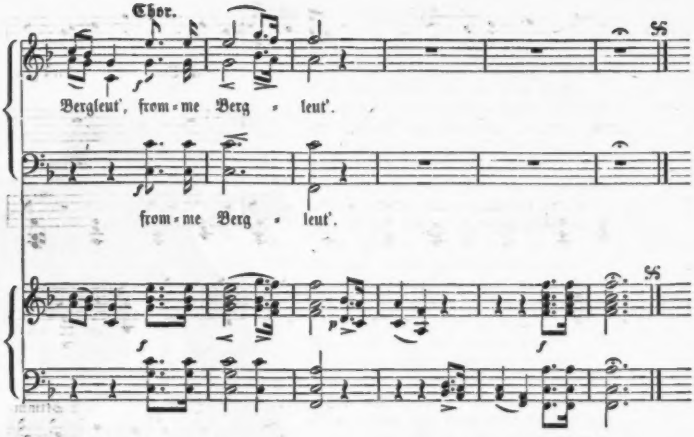
4. Weithin erkling' ſo Schacht als Kluft
Von unſrer Fäuſtel Schlag,
Bis wieder uns das Glöcklein ruft
Zu fahren über Tag.

5. Doch käme einer nach der Schicht
Nicht mehr mit uns herauf,
So ruft ihm noch, weil's Bruderpflicht,
Zum Abſchied ein „Glückauf!“

# Fromme Bergleute.




ſi-tzen wir hier in trautem Rund', ha-ben Wein und ha-ben Bier und ſehr durſt'gen
rallentando.
Langſam. 2 Stimmen.
Chor.
2 Stimm.
Mund, und ſehr durſt'gen
Mund; fromme Bergleut', from-me Bergleut', fromme
From-me Bergleut',
rallentando.




2. Fromme Bergleut' trinken gern
Wenn die Gläſer voll,
Preiſen auch darnach den Herrn,
Wie ein Jeder ſoll.

3. Fromme Bergleut' küſſen auch
Gern ein ſchönes Kind,
Iſt's doch alter Bergmann'sbrauch,
Wie noch viele ſind.

4. Fromme Bergleut' ſind auch noch
Freunde vom Geſang,
Singen d'rum, befreit vom Joch,
Ganze Nächte lang.

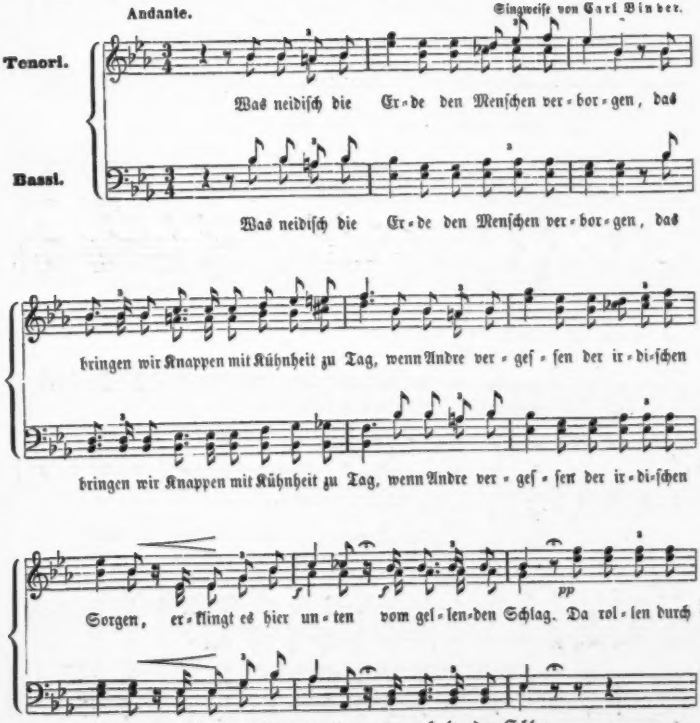
5. Fromme Bergleut' thun allein
Dieß zum Lob des Herrn,
Nur die Zeche für den Wein
Zahlt kein Eing'ger gern.

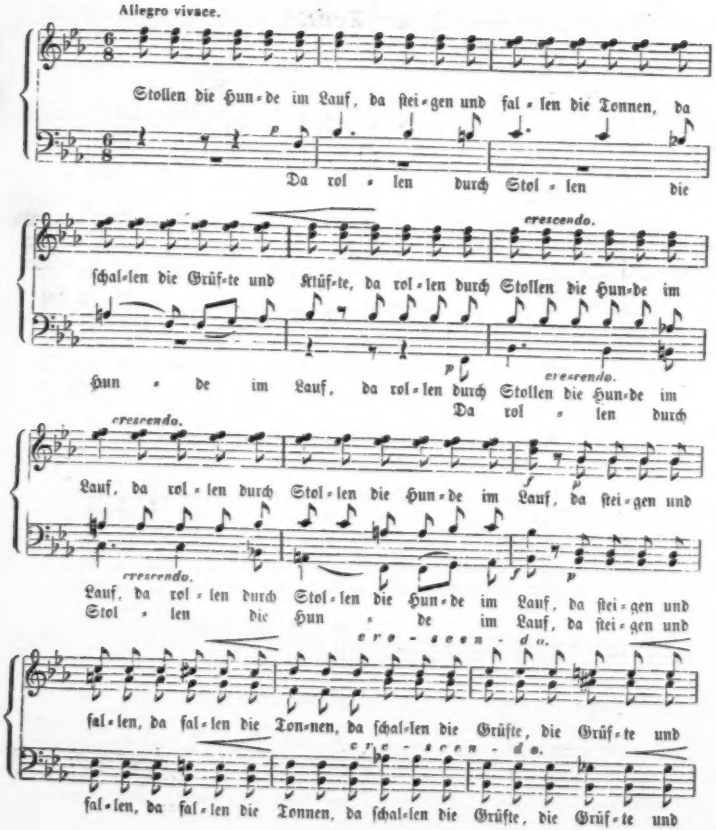
# Herr Rudhart und ſein Töchterlein.

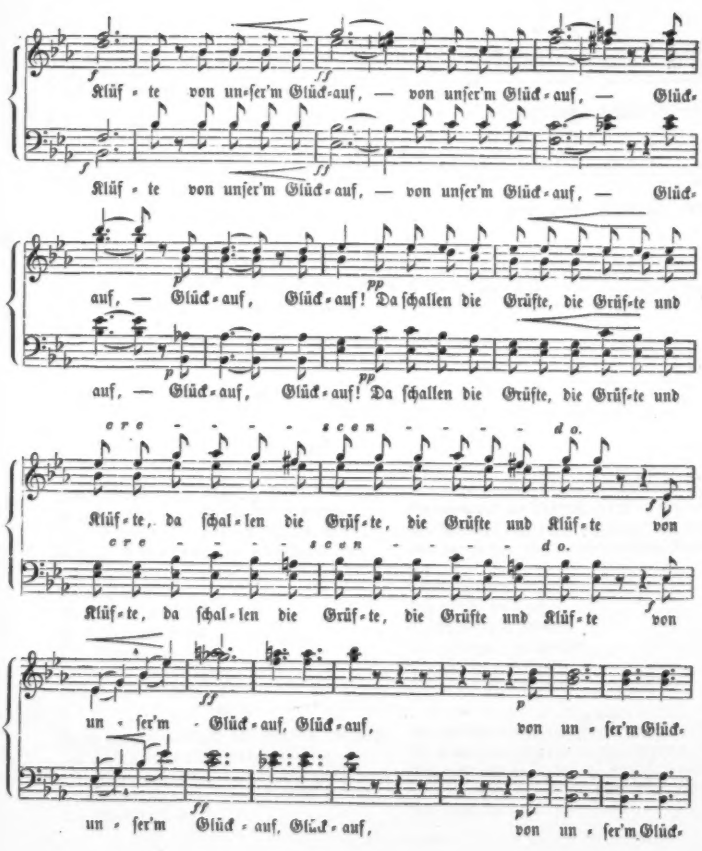
Zu Kuttenberg im Herrenhaus
Herr Rudhart ſitzt bei Sang und Schmaus.
Das volle Glas ſchwenkt ſeine Hand,
Er bringt's der ſchönſten Magd im Land.
Er ſchwenkt das Glas und leert den Wein,
Er bringt's dem eig'nen Töchterlein.
Viel edle Herrn am Tiſche ſind:
„Sprecht, wer will freien um mein Kind?"
„Doch muß er ſein an Silber reich,
Wie Keiner ihm in Böhmen gleich."
„Und führt er in ſein Haus ſie ein,
So muß das Haus von Silber ſein."
„Vom feinſten Silber, weiß und blank,
So Bett als Tiſch, ſo Stuhl als Schrank."
„Auf daß gleich einer Königin
Sie leben mög' und ſterben drin."
„Und wer erfüllt nicht mein Begehr,
Der wag' zu freien nimmermehr."
„Das ſchwör' ich bei Sanct Wenzeslaus!"
D'rauf ſtürzt ſein Glas Herr Rudhart aus. —
Herrn Rudhart's ſchmuckes Töchterlein
Pflückt Blumen ſich im Morgenſchein.
Sie ſteckt die Blümlein an die Bruſt,
Hat nur an Malv' und Nelke Luſt.
Ein ſchmucker Knappe tritt ihr nah,
Noch nie ſie einen ſchönern ſah.
„Gott grüß, Gott grüß, ſchön Jungfräulein!
Was wandelt ihr ſo gar allein."
„O laßt mich geh'n an eurer Seit,
Will ſein zu Eurem Dienſt bereit."
„Will flechten euch manch ſchönen Kranz
Von Malv' und rothen Nelken ganz."
Der Knappe mit dem Mägdlein geht,
Nach Malv' und Nelken ſorgſam ſpäht.
Er pflückt ihr Blumen ſchön und fein,
So lang voll Blumen ſteht der Hain.
Er ſchlingt ihr manchen Kranz ums Haupt,
Bis jeden Zweig der Herbſt entlaubt.

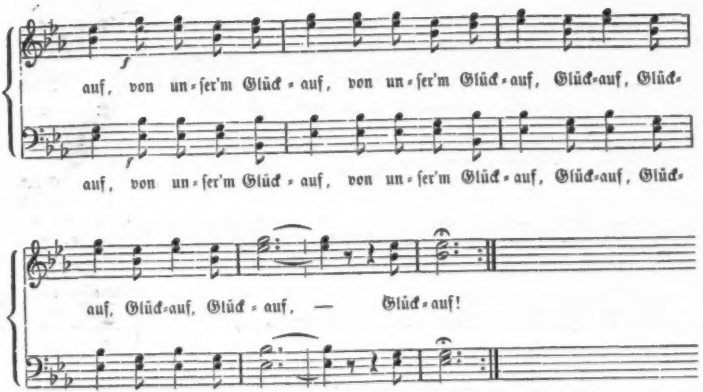
Doch als der Winter kommt zumal,
Da ſind verwelkt die Kränze all'.
Ein Blümchen nur blüht ihr noch treu,
Das Blümcheu aber nennt ſich: Reu. —
„Mein Kind, wie ſiehſt du bleich und krank!
Was iſt dein Schritt ſo matt und wank?
„„Ach, Vater, daß ihr's nie gehört,
Ein Knappe hat mein Herz bethört.““
„„Dem ſchwur ich Treue bis zum Tod,
Umblüht von Maly' und Nelke roth.““
„Und ſchwurſt du ihm bei Blum und Strauß;
So ſchwur ich bei Sanct Wenzeslaus!“
„Nun laß uns halten feſt und treu,
Was wir geſchworen alle zwei.“ —
D'rauf läßt er tief im Bergesgrund
Aushöhlen ein Gemach zur Stund.
Bekleiden läßt er Diel und Wand
Mit Silber bis zum Deckenrand.
Und ſetzet Tiſch und Stuhl und Schrein
Von Silber auch ſodann hinein.
Von Silber ſchön und wunderbar
Hinſtellt er eine Wiege gar.
In dieſer liegt ein Kind darein
Das auch geformt aus Silber ſein.
Und als dies Alles ſo geſcheh'n,
Heißt er mit ſich das Mägdlein gehn,
Und führt's durch Stollen, Schurf und Schlund
Hinunter in der Zeche Grund.
Und führt es in das Kämmerlein,
So dort gehölt in's Felsgeſtein.
Stellt Brot und Licht ihr hin zum Fuß, -
Und geht dann wieder ohne Gruß.
Er geht und ſchließt das Pförtchen d'rauf. —
Und läßt's vermauern bis hinauf. —
So ſtarb in Gram und tiefem Leid
Im ſilbernen Gemach die Maid.

# In der Teufe.


Andante.
Singweiſe von Carl Binder.
Tenori.
Was neidiſch die Er-de den Menſchen ver-bor-gen, das
Bassi.
Was neidiſch die Er-de den Menſchen ver-bor-gen, das
bringen wir Knappen mit Kühnheit zu Tag, wenn Andre ver-geſ-ſen der ir-di-ſchen
bringen wir Knappen mit Kühnheit zu Tag, wenn Andre ver-geſ-ſen der ir-di-ſchen
Sorgen, er-klingt es hier un-ten vom gel-len-den Schlag. Da rol-len durch
pp
Sorgen, erklingt es hier un-ten vom gel-len-den Schlag.


Allegro vivace.
Stollen die Hun-de im Lauf, da stei-gen und fal-len die Tonnen, da
Da rol-len durch Stol-len die
crescendo.
schal-len die Grüf-te und Klüf-te, da rol-len durch Stollen die Hun-de im
Hun-de im Lauf, da rol-len durch Stollen die Hun-de im
crescendo.
Da rol-len durch
crescendo.
Lauf, da rol-len durch Stol-len die Hun-de im Lauf, da stei-gen und
crescendo.
Lauf, da rol-len durch Stol-len die Hun-de im Lauf, da stei-gen und
Stol-len die Hun-de im Lauf, da stei-gen und
cre-scen-do.
fal-len, da fal-len die Ton-nen, da schal-len die Grüfte, die Grüf-te und
cre-scen-do.
fal-len, da fal-len die Tonnen, da schal-len die Grüfte, die Grüf-te und


Klüf = te von un=ſer'm Glück=auf, — von unſer'm Glück=auf, — Glück=
Klüf = te von unſer'm Glück=auf, — von unſer'm Glück=auf, — Glück=
auf, — Glück=auf, Glück=auf! Da ſchallen die Grüfte, die Grüf=te und
auf, — Glück=auf, Glück=auf! Da ſchallen die Grüfte, die Grüf=te und
cre - - - - - scen - - - - do.
Klüf=te, da ſchal=len die Grüf=te, die Grüfte und Klüf=te von
cre - - - - - scen - - - - do.
Klüf=te, da ſchal=len die Grüf=te, die Grüfte und Klüf=te von
un = ſer'm Glück=auf, Glück=auf, von un = ſer'm Glück=
un = ſer'm Glück=auf, Glück=auf, von un = ſer'm Glück=




2.

Wenn droben die Menſchen am Licht ſich erfreuen,
Vom Frühling entboten zum frohen Gelag,
Wenn Farben und Düfte die Blumen verſtreuen,
Erklingt es hier unten vom gellenden Schlag.
Da rollen
Durch Stollen
Die Hunde im Lauf,
Da ſteigen und fallen
Die Tonnen, da ſchallen
Die Grüfte und Klüfte
Von unſer'm: Glückauf!

3.

Wenn ſchaukelnde Weſte auf Wipfeln ſich wiegen
Und einſam ertönet der Nachtigall Klag',
Wenn Träume der Liebe die Mondnacht durchfliegen,
Erklingt es hier unten vom gellenden Schlag.
Da rollen u. ſ. w.

4.

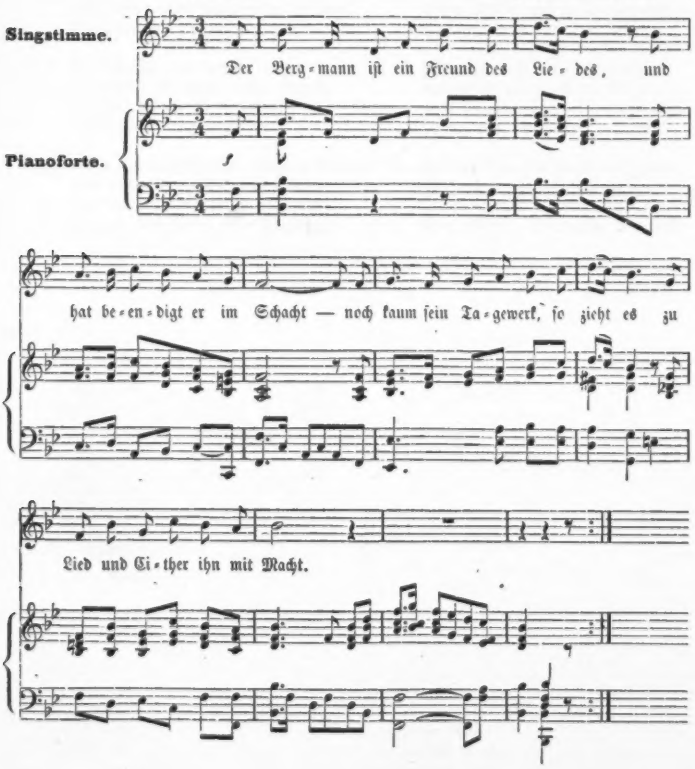
Wenn droben nach flüchtigem Glücke ſie jagen,
So wie's nur die Thorheit der Menſchen vermag,
Um Nichtiges kämpfen, um Thörichtes wagen,
Erklingt es hier unten vom gellenden Schlag.
Da rollen
Durch Stollen
Die Hunde im Lauf,
Da ſteigen und fallen
Die Tonnen, da ſchallen
Die Grüfte und Klüfte
Von unſer'm: Glückauf!

5.

So ſchaffen wir Knappen, vom Lichte geſchieden,
In Eintracht, die nimmer auf ſonnigem Hag,
Und während ſie droben im Kampfe ermüden,
Erklingt es hier unten vom gellenden Schlag.
Da rollen u. ſ. w.

# Lied und Cither.

Gemäßigt. Singweiſe von F. S. Züchs



2. Gern horchet seinen schlichten Weisen
Der jungen Dirnen frischer Flor,
Und wärmer wird das Herz den Greisen,
Erklingt die Cither an ihr Ohr.

3. Die Wangen aller Bursche glühen
Sobald des Bergmanns Lied erschallt,
Wie plötzlich alle Rosen blühen
Wenn König Lenz vorüberwallt.

4. Denn, was des Frühlings Hauch den Blumen,
Das ist für sie des Bergmanns Sang,
Und läßt die Cither er verstummen,
Ist auch nicht fündig mehr ihr Gang.

5. Sein ganzes frommes Bergmannsleben
Vertraut der Sänger ja dem Lied,
D'rum läßt er auch vorüberschweben
Was gnädig ihm der Herr beschied.

6. Bescheiden wohl wie Citherklänge
Und schlicht wie sie ist sein Gesang,
Doch kommt er aus des Herzens Enge,
Erzeugt von einem inner'n Drang.

7. So laßt denn laut die Lieder schallen,
Und auch die Cither kling' dazu,
O daß sie doch in's Herz euch Allen
Auch brächten: Fröhlichkeit und Ruh.

# Der ſchlafende Kaiſer im Untersberg.

Ein Schäfer ſtand am Untersberg
Noch ſpät im Abendſchein,
Da trat zu ihm ein brauner Zwerg
Hervor aus dem Geſtein.

„Magſt du den Kaiſer Karol ſeh'n,
Du munt'rer Hirtenknab'?
So ſteig' mit mir von dieſen Höh'n
Zur Bergesnacht hinab."

Der Hirte mit dem Männlein geht
Hinunter ſonder Grau'n.
Den Kaiſer, der dort wohnen thät',
Möcht' gar zu gern er ſchau'n.

Wohl führt der Zwerg den Knaben da
Durch Klüfte aus und ein,
Sein Tage dort die Sonne ſah
Nicht nieder in's Geſtein.

Und tief und immer tiefer ging's
Hinab die ſchwarze Schluft,
Rings um voll grauſer Felſen hing's,
Und nachtumflorter Luft.

Da aber ward es plötzlich hell
Von einer Ampel Licht,
Und beide ſtanden jetzt zur Stell'
Vor einer Pforte dicht.

Aufpraſſelt die mit einem Mal,
Was war nur da für Glanz,
Weit offen ſtand ein räum'ger Saal,
Der ſchien von Silber ganz.

Da ragte Säul' an Säul' herum,
Da flimmert Wand an Wand,
D'ran ſtanden Wächter ſtarr und ſtumm.
Den Spieß in ehr'ner Hand.

Den Helmſturz zu, den Schild am Arm,
Bildſäulen alle gleich,
Kein Herz ſchlug unter'm Panzer warm
In dieſem öden Reich.

In Mitt' des Saales aber ſaß
Der alte Kaiſer da,
Der hat des Schlafes keine Maß,
Nicht rechts noch links er ſah.

Es zierte eine Krone fein
Sein Haupt, nur karg behaart,
Und durch den Tiſch von Marbelſtein
Wuchs ihm ſein weißer Bart.

Er nickte, wie im Schlummer, ſchwer,
Und zog die buſch'gen Brau'n,
Als hätte juſt im Traume er
Viel ſond're Ding zu ſchau'n.

Auch ſaßen dort am Tiſchesrand
Viel ſtolze Herr'n umher,
Das Haupt geſtützt auf ihre Hand,
Die nickten ſo wie er.

Sie trugen Wämſer aller Art
Von buntem Farbgemiſch,
Und wie dem Kaiſer, wuchs der Bart
Jedwedem durch den Tiſch.

Der Hirt, dieß ſehend, mit Bedacht,
Neigt ſich vor Karol tief,
Der wackelt mit dem Haupte ſacht,
Doch nach, wie vor, er ſchlief.

Dann aber hebt, wie iſt's ihm ſchwer,
Das Haupt der ernſte Greis,
Und wendet ſich zum Hirten her
Und frägt ihn ſolcher Weiſ':

„Sprich, fliegen wohl die Raben noch
Um dieſen Berg zur Stund'?"
„„Sie fliegen jetzt, wie früher noch
Herum,"" ſo ſpricht ſein Mund.

Da ſenkt der Greis, wie ſchwer verletzt,
Das Haupt mit weißem Haar,
Und murmelt d'rauf: „So muß ich jetzt
Noch ſchlafen hundert Jahr!"

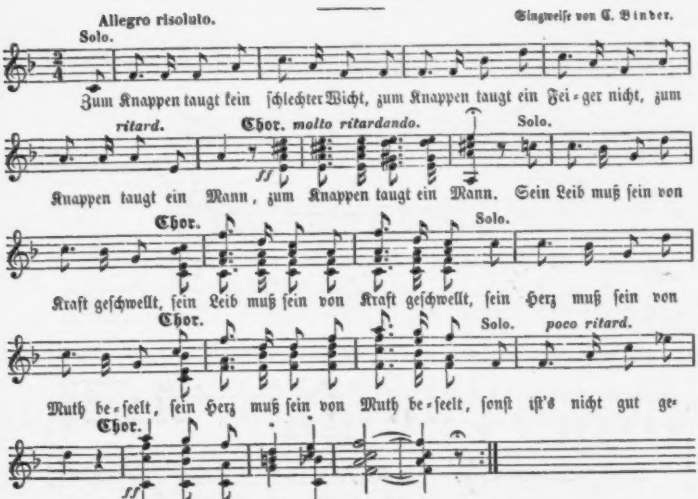
Dann wieder ſchläft der Kaiſer fort,
Und zieht die Brauen ſehr,
Und um ihn ſchlafen alle dort
Und nicken ſo wie er.

Da winkt der Zwerg dem Hirten ſacht,
Der folget ihm mit Haſt.
Und wieder führet durch die Nacht
Der Gnom' den jungen Gaſt.

Und wie ſie auf des Berges Haupt
Jetzt ſteh'n, vom Grün umſäumt,
Iſt fort der Zwerg, der Knabe glaubt
Es hab' ihm bloß geträumt.

# Knappenlied.

Für Baß-Solo und Männerchor.



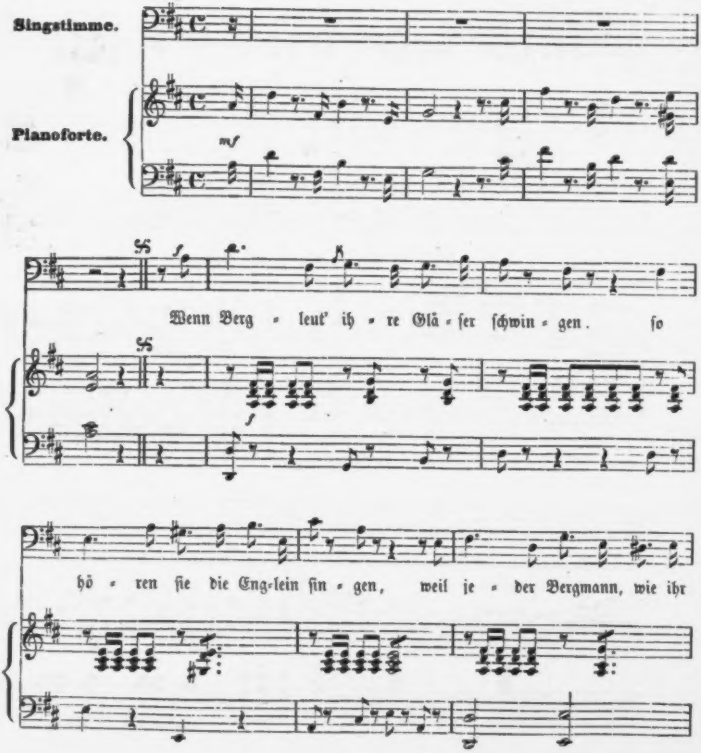

2. Nicht ſcheuen darf er Fahr und Noth,
Nicht ſcheuen darf er Grab und Tod,
Nicht ſcheu'n der Hölle Glut,
Den Berggeiſt der nur Böſes ſinnt,
Den Schwaden der Verderben ſpinnt,
Nicht ſcheu'n die falſche Flut.

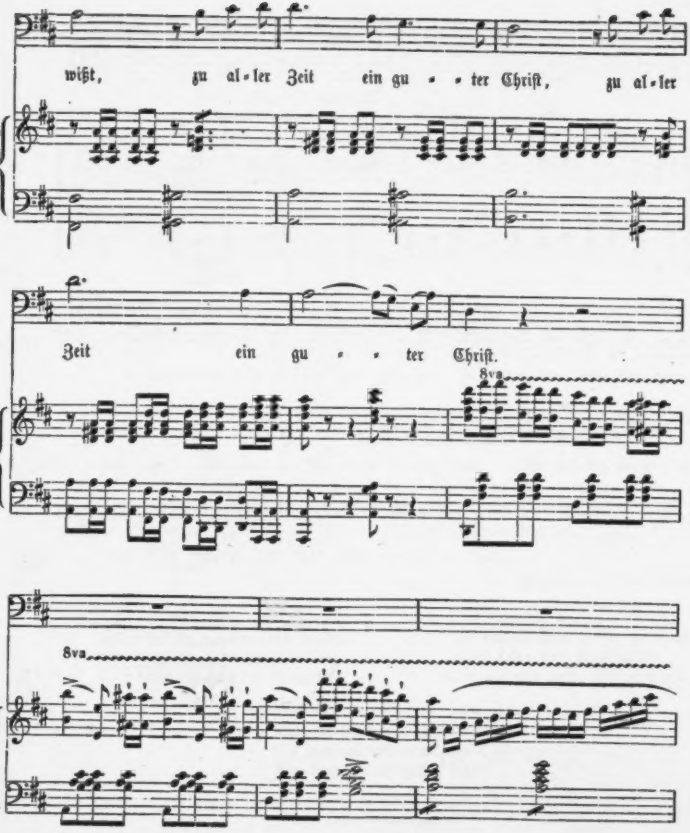
3. Sein Stollen heiße: Zuverſicht,
Der Glaube ſei ſein Grubenlicht,
Sein Fäuſtel ſei die Kraft.
Und ſchürft er ſo wie ſich's gehört,
Iſt er es werth auch, daß er ſchwört
Zu unſ'rer Knappenſchaft.

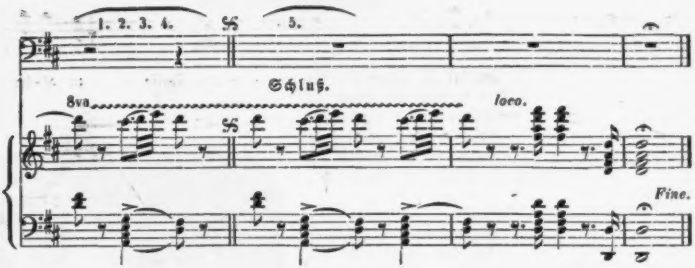
4. Es reich' ihm jeder dar die Hand
Zum feſten dauernden Verband,
Was auch erfolg' darauf.
Willkommen ſei er unſer'm Bund,
Und freudig ſchall aus jedem Mund
Dem Wackern ein: „Glückauf!“

# Trinklied.

Singweiſe von Carl Haſlinger.




wißt, zu al-ler Zeit ein gu - - ter Chriſt, zu al-ler
Zeit ein gu - - ter Chriſt.
8va
8va




Strophe 2.

D'rum lie-ben ſie's, in lan-gen Zü-gen zu trin-ken auch aus gro-ßen Krü-gen, da-mit ja Nie-mand ſa-gen kann, ſie hät-ten Et-was halb ge-than, ſie hät-ten Et-was halb — ge-than.

Strophe 3, 4, 5 wie Strophe 1.

3. Jetzt, Schenke, ſteige hurtig nieder,
Und kehrſt du aus der Teufe wieder,
So bring' ein echtes Gold zu Tag,
Daß d'ran ein Herz ſich freuen mag.

4. Doch hüte dich vor allen Dingen
Ein taub Geſtein zu Tag zu bringen,
Sonſt fielen ſtatt der Engelein
Uns gar noch unſre Schulden ein.

5. Nun laſſet uns, ſo lang' wir's dürfen,
Das edle Gold hinunterſchlürfen,
Bis ſchallend uns ertönt in's Ohr
Von Engelein ein ganzer Chor!

# Die Verſchütteten.

Zu Bärenau, in Kärnten,
Da wuchs des Silbers viel
An hundert Knappen ſchürften
Die Schätze dort an's Ziel,
Die fuhren ein und ſprachen laut:
„Nur immer auf den Herrn gebaut!"

Doch waren Drei darunter
Vor allen fromm und gut,
Die fuhren ſtets zur Teufe
Mit unerſchrock'nem Muth,
Und ſprachen, rings vom Tod umgraut:
„Nur immer auf den Herrn gebaut!"

Nicht machte die erbangen
So Noth, Gefahr als Plag',
Und Oel und Brot nur nahmen
Sie mit auf einen Tag;
„Genug iſt's bis der nächſte graut,
Nur immer auf den Herrn gebaut!"

Wohl warnte vor dem Treiben
Die Drei ſo mancher Mund:
„Verfällt der Schacht, ihr Thoren,
Verhungert ihr im Grund,"
Die aber: „Ei, ihr Freunde, traut,
Wir haben auf den Herrn gebaut!"

Doch einſt zur mächt'gen Stunde,
Ertönt gar wilder Schall,
Da ſtürzt der Berg zuſammen
Im ſchaudervollen Fall,
Da bethen wohl die Dreie laut:
„Auf dich, Herr, haben wir gebaut!"

„Ach, hätten auf drei Monde
Wir jetzt doch Oel und Brot,
So könnten wir entgehen
Vielleicht dem grauſen Tod,
Doch ob auch Todt das Aug' nur ſchaut,
Nur immer auf den Herrn gebaut!"

Und unabläſſig hauen
Sie Bahn ſich in's Geſtein,
Noch ſtillt ja Brot den Hunger,
Noch blinkt der Lampe Schein,
Und jeder ruft und ſchürft und haut,
„Nur immer auf den Herrn gebaut!"

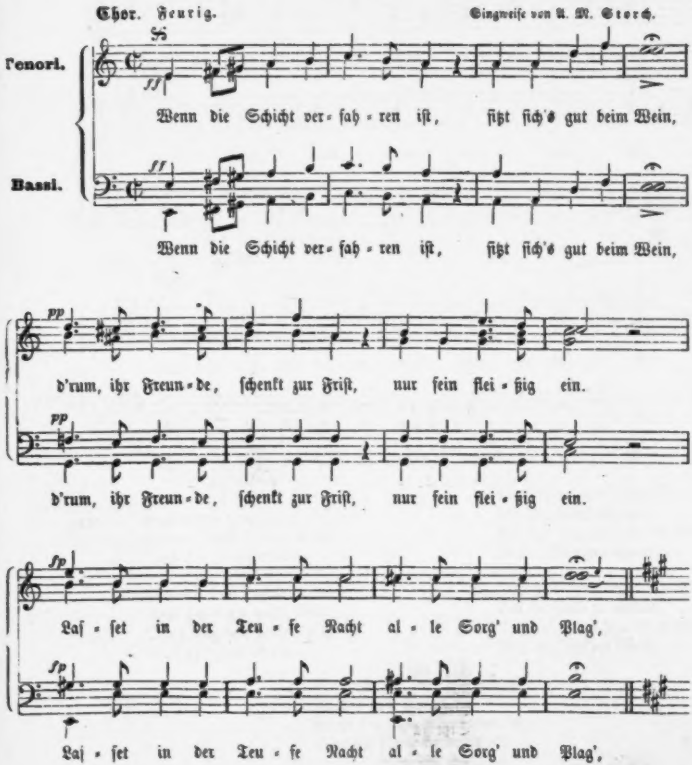
So graben unermüdet
Im finſtern Berg die Drei,
Und ſchlummern, wenn ſie müde,
Und ſchaffen dann auf's Neu'
Und ſprechen, wenn auch thränbethaut:
„Nur immer auf den Herrn gebaut!"

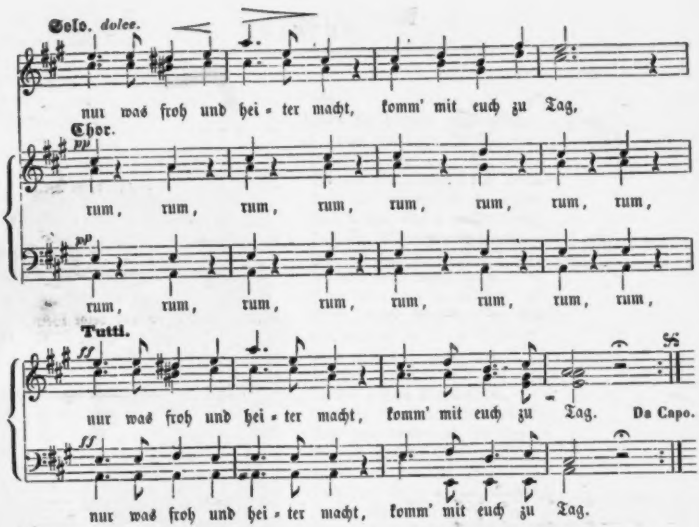
Doch Brot wie Oel, es dauert
Noch immerfort zur Friſt,
Sie wiſſen's nicht zu ſagen,
Ob das ein Wunder iſt,
Doch beten ſie, wie früher, laut
„Nur immer auf den Herrn gebaut!"

Und bald von hellen Schlägen
Erdröhnt es an ihr Ohr,
Bald dringt's wie Sonnenſchimmer
Zu Schacht und nächt'gem Flor,
Da jauchzen die in Freuden laut,
„Nur immer auf den Herrn gebaut."

Und ſieh', die Brüder haben
Errettet ſie vom Tod,
„Drei Monde war't ihr drunten,
Wer gab euch Oel und Brot?" —
Da ſtaunen die, und ſprechen laut:
„Wir haben auf den Herrn gebaut!"

# Rundgeſang.


Chor. Feurig.
Singweiſe von A. M. Storch.
Tenori.
Bassi.
Wenn die Schicht ver-ſah-ren iſt, ſitzt ſich's gut beim Wein,
Wenn die Schicht ver-ſah-ren iſt, ſitzt ſich's gut beim Wein,
d'rum, ihr Freun-de, ſchenkt zur Friſt, nur fein flei-ßig ein.
d'rum, ihr Freun-de, ſchenkt zur Friſt, nur fein flei-ßig ein.
Laſ-ſet in der Teu-fe Nacht al-le Sorg' und Plag',
Laſ-ſet in der Teu-fe Nacht al-le Sorg' und Plag',




3. Wenn die Schicht verfahren iſt,
Braucht es neue Kraft,
Und der Rebe Nektar fließt
Auch der Knappenſchaft.

4. Rundgeſang und Becherklang,
Ei, wie reimt das gut,
Sie nur bringen recht in Gang
Frohen Bergmannsmuth.

5. Nur mit dem Trifolium
Sitzt ſich's gut beim Wein,
Jeder von euch ſtimme d'rum
Laut und fröhlich ein.

6. Iſt's doch jeder Wackre werth,
Der da fährt zu Grund,
Daß ein Glas ihm ſei verehrt
Von der Brüder Rund.

7. Klug nur iſt: wer jetzt vergißt
Fäuſtel und Geſtein,
Wenn die Schicht verfahren iſt,
Sitzt ſich's gut beim Wein!

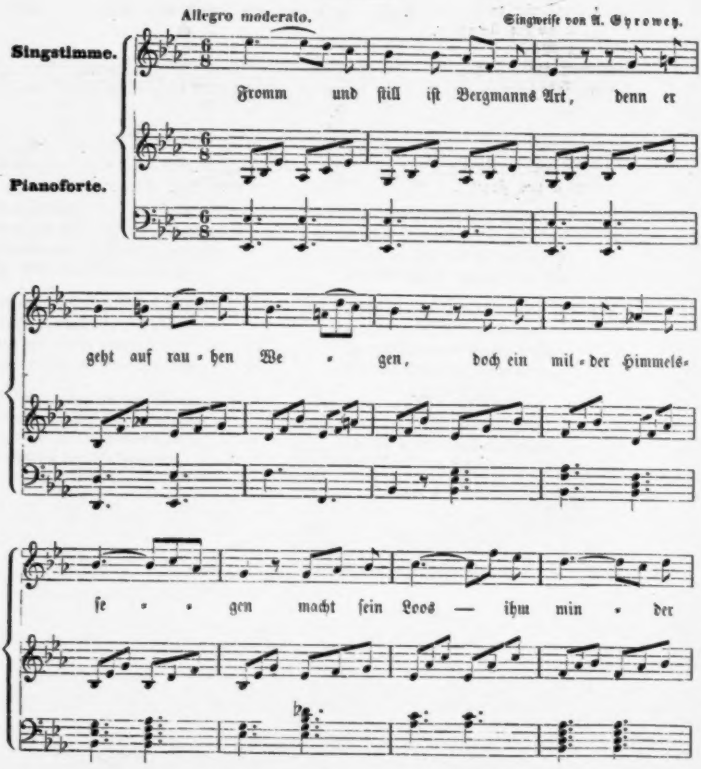
# Lazarus.

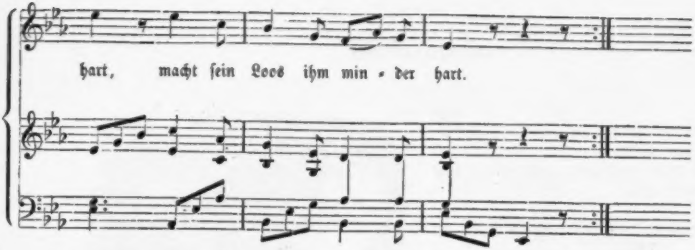
In der düſtern Zelle weilet
Lazarus der weiſe Bruder,
Unter Büchern, alten Schriften,
Auf die Bruſt das Haupt geſenket.
Doch als wie ein Wetterleuchten
Zuckt's ihm über's blaſſe Antlitz,
Und mit glüh'ndem Auge ruft er:
„Ja, ich muß's, ich muß's ergründen!"
In dem öden Kloſtergange
Steht er wieder ſtumm und einſam,
Steht er mit verſchlung'nen Armen,
Wie verſenkt in tiefes Träumen.
Aber raſch das Haupt erhebt er,
Murmelt dumpf: ich muß's ergründen:
An der offnen Kloſterpforte,
Von des Mondes Licht umfloſſen,
Seht zum drittenmal den Bruder,
Wie ein finſt'rer Grabentſtieg'ner,
Bleich und ſtarr die ſcheuen Blicke
Nach dem Gang zurückgewendet,
In der Hand die Meſſingklinke —
Wirft ſodann in's Schloß die Pforte,
Und hinaus ins Freie eilend
Ruft er noch: „Ich muß's ergründen!"
Wandert raſch darauf von hinnen
Auf den nächtig öden Pfaden,
Schreitet weiter ohn' Ermüden,
Schreitet durch die ſchwarzen Wälder,
Ueber mondbeglänzte Haiden,
Ueber Hügel, Brücken, Felſen,
Immer weiter, immer weiter.
Schon erhellt ſich's fern im Oſten,
Als ſich Raſt vergönnt der Bruder,
Denn am ſchaudervollen Trichter
Eines Abgrunds ſteht er plötzlich,
Maczocha wird er geheißen,
Weil ein Weib, von Haß durchlodert,

Dort das Söhnlein ihres zweiten
Gatten einſt hinabgeſchleudert.
Und mit glüh'ndem Auge ſtarrt er
Jetzt hinunter von der Höhe,
Starret auf der Felsgeklüfte
Wildverworrene Geſtaltung,
Auf die öden grauen Höhlen,
Auf die ſchwarzen Tannenwipfel,
Auf des Schlingkrauts wilde Windung,
Horchet auf die nächt'gen Waſſer,
Die da ungeſehen brauſen,
Ruft mit freudig wilder Stimme:
„Mazocha! noch hat es Keiner
Je gewagt mit kühnem Finger
Dir den Schleier abzureißen,
Den du über deine Wunder
So geheimnißvoll gebreitet.
Doch jetzt naht der Eine, deſſen
Herz vor deinem gröſten Schrecken,
Deinem Schaudern nicht erzittert.
Und die langen luft'gen Leitern,
Wohlgedreht aus ſtarken Fäden,
Knüpft er feſt an Strunk und Klippe,
Steigt dann nieder in den Abgrund,
Immer tiefer, immer tiefer.
Manch ein Stein löſ't aus den Spalten
Neben ihm ſich ab, und kollert
In die Teufe, — donnerähnlich
Hallt ſein Fall erſt nach Sekunden;
Aber voll Begierde ſteiget
Immer tiefer, immer tiefer
In den Schlund hinab der Kühne.
Und was Keiner noch geſehen
Thut ſich kund jetzt ſeinen Blicken.
Höhlen gähnen, Schlünde klaffen
Aus den wildgezackten Klippen,
Dunkle Waſſer murren, rauſchen,
Zwiſchen finſter'n Felſenbrüchen,
Fiſche ſchwimmen bis zum Rande,
Schau'n ihn an mit blöden Augen
Und verſchwinden dann im Dunkel.
Eulen ſchwirren, aus den Riffen
Aufgeſtört, mit wildem Krächzen
Um ſein Haupt, und trägen Falles
Träuft der Traufſtein von der Decke.
Doch mit immer glüh'nder'n Blicken,
Und mit immer heiß'rer Gierde
Nach dem neuen gröſ'ren Wunder
Steigt er an den ſchwanken Seilen
Immer weiter, immer weiter. —
In dem Kloſter aber fragen
Bang einander ſich die Mönche,
Frägt der Abt, beſorgter Miene:
„Wo iſt Lazarus, der Bruder?"
Keiner weiß von ihm zu ſagen,
Keiner hat ihn mehr geſehen,
Seit vom Abendmahl ſie ſchieden,
Aber Jedem ahnt ein Böſes:
War er ja den ſchwarzen Künſten
Zugethan ſtets im Geheimen,
Trotz des Abtes ſtrenger Warnung,
Trotz manch auferlegter Buße.
Und es ſchwindet Stund' um Stunde,
Zweimal ſchon verſank die Sonne,
Zweimal ſchon in ihrem Schleier
Hüllte düſ're Nacht das Kloſter
Ohne daß er rückgekehret.
Horch! — da ſchallt es ſachte, ſachte,
Horch! da pocht's am Kloſterthore.
In den ungefügen Angeln
Knarrt es bald, dem Gaſt ſich öffnend,
„Lazarus!" der Pförtner kreiſchet,
„Lazarus!" hallt's durch's Gewölbe,
Und von Zell' zu Zelle läuft es,
„Lazarus?" frägt jede Lippe,
Selbſt der Abt entweicht dem Pfühle,
Forſchend nach dem Langvermißten.
Aber mit erblaßtem Antlitz,
Wirres Haar um ſeine Scheitel,
Wirft ſich vor den Abt der Bruder:
„Herr, vergebt, ſo ich gefehlet,
Nimmer konnt' ich der Begierde
Heiße Gluten in mir zügeln,
Und als wie mit Geiſterbänden

Riß es mich aus dieſen Mauern,
Riß mich in des Abgrunds Tiefen,
Das Geheime dort zu ſchauen."
„Doch nicht fruchtlos war mein Wagniß,
Denn, was in den ew'gen Kammern,
In den bodenloſen Klüften
Jener Höhlen webt und brütet,
Ward von allen Erdgebornen
Mir allein ein grauſes Wiſſen." —
Tief gefurcht die finſtern Brauen,
Spricht der Abt da zu dem Bruder:
„„Weh', daß du ſo gar verblendet,
Dich noch rühmeſt deines Frevels.
Sühnen kann die ſtrengſte Buße
Nur allein ſo groß Verſchulden.
Drum gebiet' ich deiner Zunge,
Kraft des Amt's, das ich bekleide,
Stumm zu ſein für alle Zeiten,
Daß kein Menſchenohr erfahre
Was geſchaut dein Aug' dort unten;
Und ſo werde nun dein Inn'res
Jener Höhle gleich, und trage
Sein Geheimniß bis zum Grabe.""
Und es ſchwieg des Bruders Zunge,
Keiner hat es je vernommen
Was ſein forſchend Aug' erſchaut.

# Bergmanns Luſt.






2. Muß entbehren er auch gleich
Was mit Luſt erfüllt die Andern,
Einſam und im Finſtern wandern,
Iſt er doch an Freuden reich.

3. Fährt er auf nach langer Schicht,
Grüßt die helle heit're Erde
Ihn mit einem neuen Werde
Und mit einem ſchön'ren Licht.

4. Grüner iſt für ihn der Baum,
Bläuer ihm der Himmelsbogen,
Lieblicher des Stromes Wogen,
Duftender der Waldesraum.

5. Jede Blume nickt ihm zu,
Vöglein ſtreuen ihre Lieder
Freud'ger ihm als andern nieder,
Und die Quelle rauſcht ihm: Ruh.

6. Ohne Trauern ſteigt er d'rum
Wieder in die finſtern Klüfte,
In des Abgrunds feuchte Lüfte,
Wo nur Schauder rings herum.

7. Denn zu dem, was er verließ,
Wird er ja wohl wiederkehren,
Und die Erde macht Entbehren
Nur allein zum Paradies

# Gnomenrache.

Vom Thurnerſee der Gnome kommt einſt zum Tode matt
Aus ſeinem Berg gewandert, nach Roll, der alten Stadt.

Er trägt ein groß Gelüſten, zu ſitzen auch am Tiſch,
Wie all' die frohen Leute, bei Wein und Brot und Fiſch.

Er hat's gemeint im Guten mit Allen weit und breit,
Hat Keinem zugefüget in ſeinem Berg ein Leid.

„Sie werden wohl auch üben jetzt Freundſchaft nach Gebühr
Und mich nicht ſchnöde weiſen hinweg von ihrer Thür'."

So denkt der kleine Gnome und pocht gar ſachte an,
Doch wie er pocht und bittet, nicht wird ihm aufgethan.

Und wieder pocht und pocht er, er geht von Haus zu Haus,
Doch läßt ihn Jeder ſtehen in Nacht und Sturmgebraus.

„Hinweg, du Wichtelmännlein! du wüſter tück'ſcher Zwerg,
Und ſcheu'ſt du Sturm und Regen, ſo geh' in deinen Berg!"

Da geht er grimmig weiter, ſein Auge rollt in Wuth,
„Ich will an dir mich rächen, du falſche Natterbrut!"

Und zu dem letzten Hauſe führt ihn der nächt'ge Pfad,
Noch einmal will er pochen, eh' er ſich ſchickt zur That.

Doch ſieh', da thut die Thüre ſich auf dem Gnomen ſchnell,
Und Wirth und Wirthin heißen willkommen ihn zur Stell',

Und tragen Brot und Früchte herbei dem kleinen Gaſt,
Und würzen ihm nach Kräften die kurze Pilgerraſt.

Dann betten ſie den Müden in Kiſſen rein und weich,
Er meint, er läg', ein König, in ſeinem eig'nen Reich.

Doch als die Wirthe ſchlafen und ringsum herrſcht die Nacht,
Da hebt von ſeinem Lager der Gnome ſich gar ſacht,

Und legt ein Gold den Beiden hinein in ihren Schooß,
Und gebt hinaus zum Berge, umtobt vom Sturmgetoſ'.

Da ſtreckt er ſeine Hände gebietend aus und ruft:
„Herab, herab ihr Berge, mit Horn und Riff und Kluft."

Herab, du alt Gerülle, und räch' den Herren dein,
Werd' du für all' die Böſen zum ſchweren Leichenſtein!"

Und ſieh', da rollt's und donnert's hinab im grauſen Sturm,
Da praſſelt Haus und Giebel, da ſinket Dach und Thurm.

Da ſchallt ein laut Geheule zu ihm aus tiefem Grund,
Dann wird es todtenſtille im weiten nächt'gen Rund.

Da ſchaut noch'mal hinunter der Gnom auf's weite Grab,
Und fährt mit wildem Lachen in ſeinen Berg hinab. —

Am Thurnerſee, da wandert ſo manch' ein Pilger matt
Am nächſten Tag und ſuchet nach Roll der alten Stadt.

Ein Haus nur ſieht er ſtehen gar einſam auf der Flur,
Doch von der Stadt, da findet er nirgends eine Spur.

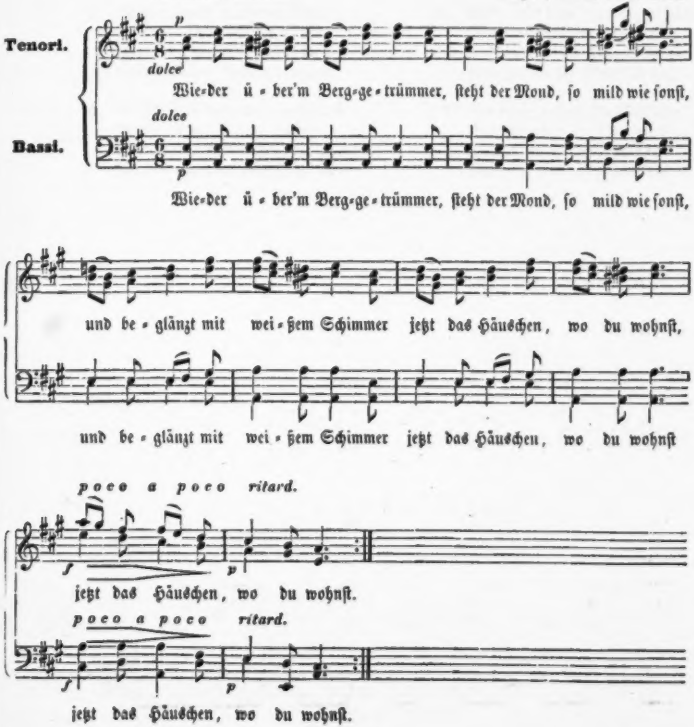
Das Haus doch ſteht ſo friedlich, es blinkt die weiße Wand,
Umrankt von grünen Reben, ſo wie ſie früher ſtand.

Die beiden Wirthe drinnen, die ſind in guter Huth
Und ſchaffen dort und leben mit immer frohem Muth.

Sie blieben unverſehret, zu nichts die Stadt verſank,
Das war des Gnomen Rache, das war des Gnomen Dank.

# Bergmann's Ständchen.

Andante con moto. Singweiſe von A. Emil Titl.



2. Keines leiſen Schalles Wehen,
Rings nur Schweigen wie im Grab,
Und die goldnen Sterne ſehen
Auf mich Einſamen herab.

3. Hörſt du nicht der Laute Klingen,
Das zu deinem Fenſter dringt,
Und auf leiſen Aetherſchwingen
Meinen ſtillen Gruß dir bringt.

4. Lauſche doch vom weichen Pfühle
Nieder eh' der Sänger ſchied,
Denn vor'm lauten Taggewühle
Flüchtet ſcheu der Sehnſucht Lied.

5. Ach, in öden Bergesſchlünden
Muß ich bergen meinen Schmerz,
Kann es nur dem Mond verkünden
Wie nach dir ſich ſehnt mein Herz.

6. Muß auf's Neu' nach Erzen ſchürfen
Wenn die Sonne ſteigt empor,
Und nicht meine Klagen dürfen
Dringen an der Menſchen Ohr.

7. So durch ewigfinſtre Schächte
Geh' ich ohne Strahl und Schein,
Lächelſt du in meine Nächte
Nicht als Hoffnungsſtern hinein.

# Hammermeiſters Töchterlein.

Singweiſe von Adolph Müller.

Maßig.

**Singstimme.**

**Pianoforte.**

Die Häm-mer po-chen rings her-um, es kräu-ſelt ſchwar-zer

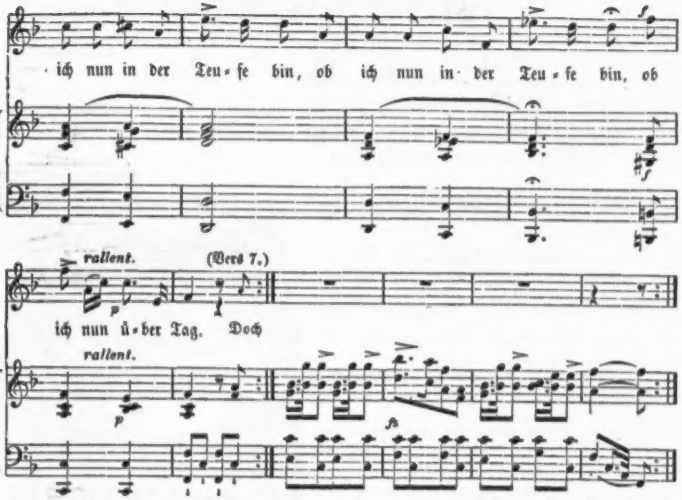
*poco riten.*

Rauch, nur in der Teu-fe iſt es ſtumm, doch nicht im Her-zen auch. Da

*poco riten.*

brauſ't es wie im Ham-mer drin, mit gar ge-walt'-gem Schlag, ob

*) Dieſe Wiederholung gilt nur für die letzte Strophe.




3. Des Hammermeiſters Töchterlein,
Mit Wangen friſch und roth,
Die hat mein Herz nur ganz allein
Gebracht in ſolche Noth.

4. Kein Röslein iſt ſo hold erblüht,
Kein Schwan wie ſie ſo weiß,
Die Eſſe ſelbſt im Hammer glüht
Nicht wie ihr Aug' ſo heiß.

5. Ach, wär' ich doch gekommen nie
In dieſes ſtille Thal,
Denn überall nur ſeh' ich ſie,
Nur ſie zu meiner Qual.

6. O Hammermeiſters Töchterlein
Du weißt nicht was geſcheh'n,
Bald werd' ich fern dem Hammer ſein,
Und fremde Wege geh'n,

7. Doch du wirſt walten nach wie vor,
Und wünſchen nichts zurück,
Nicht ahnend, daß ein Herz verlor
In dir ſein ganzes Glück.

# Die Gnad' Gottes am Kahlenberg.

Am Kahlenberg ein frommer Mann
Zu ſchürfen im Geſtein begann.

Der grub wohl manch ein Jahr mit Fleiß
Umſonſt in Noth und herbem Schweiß.

Doch ſprach, nicht achtend Hohn und Spott,
Bei jedem Angriff er: „Mit Gott!"

Und ſieh', mit einmal ward beſcheert
Wornach ſein frommes Herz begehrt,

Und zur Beſchämung für den Hohn
Ward ihm ein reiches Erz zum Lohn.

Drum dacht er auch, des Dankes voll,
Dem Herrn zu bringen ſeinen Zoll.

Und nannte nun die Grube dort
Zur „Gnade Gottes" auch ſofort.

Doch als nach vieler Jahre Lauf
Der Herr ihn rief zu ſich hinauf.

Ein Fremder in das Dörfchen kam
Und in Beſitz die Grube nahm.

Der brachte minder nicht wie vor
Des Erzes viel zu Tag empor.

Und weithin ward der Schacht bekannt
Zur „Gnade Gottes" zubenannt.

Saß einſt der neue Herr beim Wein
Und ſchenkte ſich gar wacker ein,

Sprach' da ein' Nachbar: „Ei fürwahr
Wohl mag ſichs leben ſorgenbar,"

„Wenn Einem ſo zu jeder Friſt
Die „Gnade Gottes" eigen iſt."

Doch Jener lachend: „Herr, ihr irrt,
Gar wenig Gottes Gnad' mich ſchiert!"

„Nennt Teufels Großmuth, ſo ihr wollt,
Den Schacht, wenn er nur Erz mir zollt,"

„Denn nicht die Gnade Gottes bringt
Das Erz, das mir im Säckel klingt."

„Mein eignes Schaffen iſt's, mein Fleiß,
Das iſt die Gnad', um die ich weiß."

Wohl Manchen ſolch ein Wort entſetzt,
Das alſo Gottes Huld verletzt.

Allein im frechen Uebermuth
Manch guten Trunk der Frevler thut.

Und ſpottet noch, mit frechem Mund,
Daß „Gnade Gottes" heiß' der Grund.

Doch als er Morgens drauf erwacht
Und niederſteigt in ſeinen Schacht,

Da ſtarrt mit Eins ſein Blut zu Eis,
Da wird die Wang' ihm kreideweiß.

Denn alles Erz, das ſonſt zu Ort,
Iſt nun als wie durch Zauber fort.

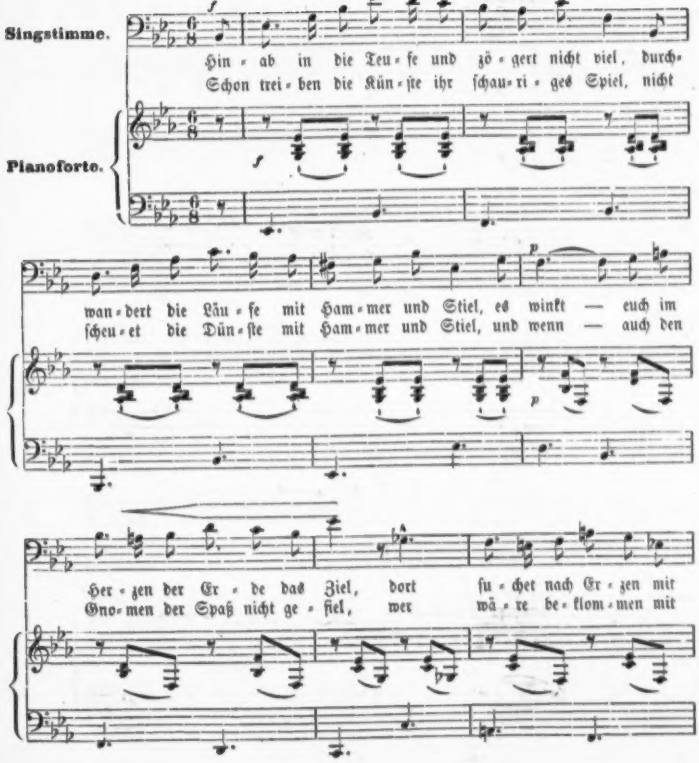
Und wie er ſchürft ſo Tag als Nacht,
Blieb taub hinfort der reiche Schacht.

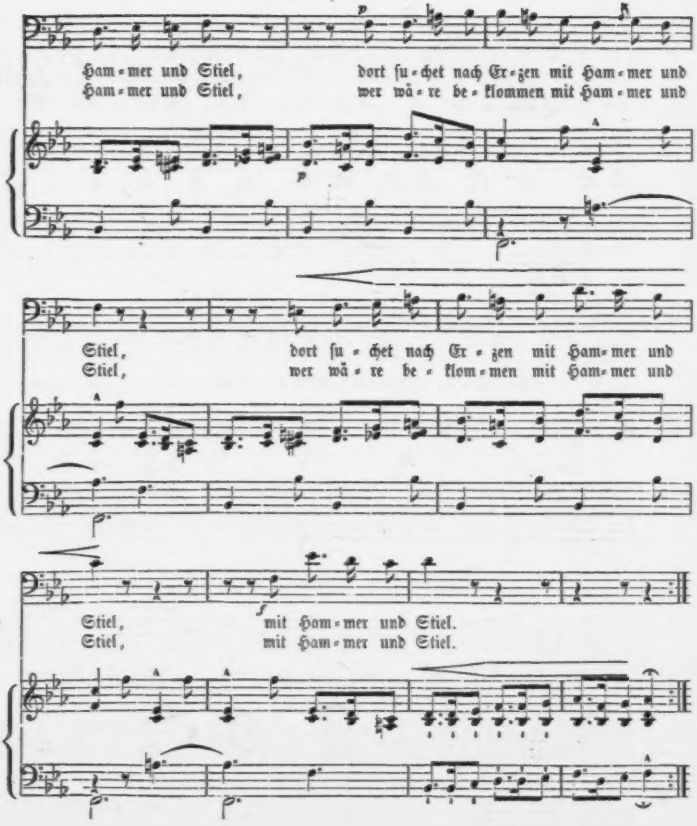
Taub das Geſtein, bei Schurf und Schlag,
Ein Steinbruch iſt's noch heut zu Tag'.

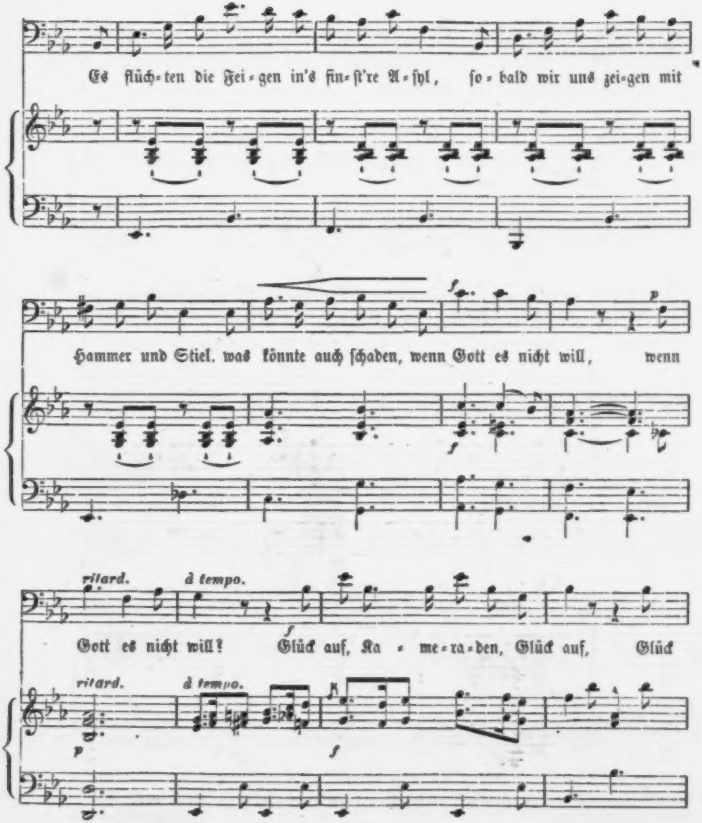
Nur Eins blieb von dem Ort bekannt,
Daß „Gnade Gottes" er benannt.

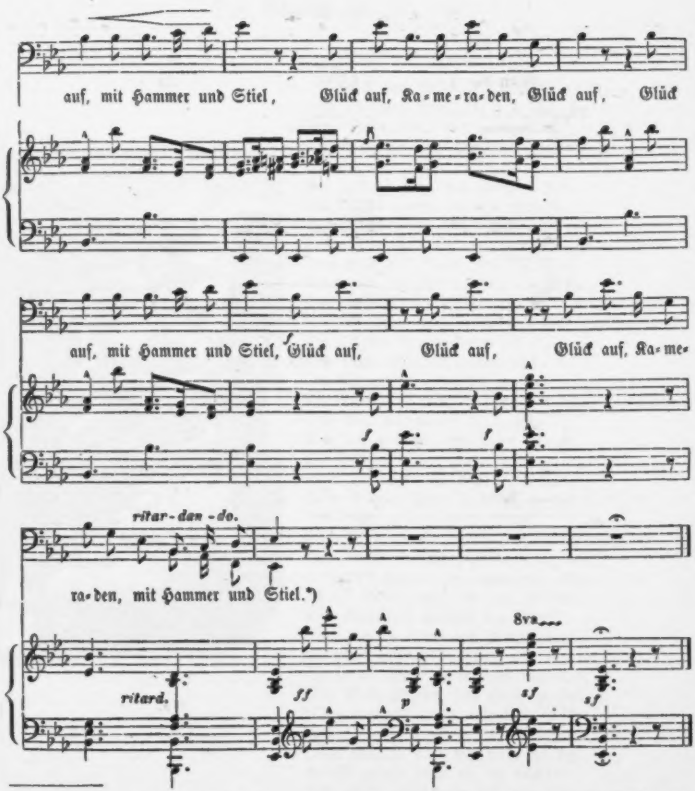
# Stollenlied.

Munter. Singweiſe von Wilh. Speier.




Ham-mer und Stiel, dort ſu-chet nach Er-zen mit Ham-mer und
Ham-mer und Stiel, wer wä-re be-klommen mit Ham-mer und
Stiel, dort ſu-chet nach Er-zen mit Ham-mer und
Stiel, wer wä-re be-klom-men mit Ham-mer und
Stiel, mit Ham-mer und Stiel.
Stiel, mit Ham-mer und Stiel.


Es flüch-ten die Fei-gen in's fin-ſt're A-ſyl, ſo-bald wir uns zei-gen mit
Hammer und Stiel. was könnte auch ſchaden, wenn Gott es nicht will, wenn
ritard.
à tempo.
Gott es nicht will? Glück auf, Ka-me-ra-den, Glück auf, Glück
ritard.
à tempo.




*) „Glück auf, mit Hammer und Stiel," iſt ein Bergmannsſpruch der in mehreren ungariſchen Gewerken gebräuchlich.

# Der Blutſchacht.

„Glück auf! Glück auf! ertönt's mit Macht,
Zwei Knappen fahren ein zum Schacht,
Jung Ferko, friſch und wohlgemuth,
Die Wang' ſo roth, das Aug' voll Gluth,
Mit ihm der Iſtvan wild und rauh,
Von wüſtem Sinn und rief'gem Bau.
Die Beiden fahren ein zum Schacht,
Der Iſtvan grollt, der Ferko lacht,
Denn dieſer ſieht nur Luſt und Heil,
Ihm ward ein ſchönes Erb' zu Theil;
Drob faßt des Andern Herz ein Grimm,
Das reiche Erb' mißgönnt er ihm.
Und wie hinab nun, frank und frei,
Die Fahrten ſchweben jetzt die Zwei,
Den Ferko ſtößt mit ſeinem Fuß
Der Iſtvan, daß er fallen muß.
Ein Schrei, ein Fall, d'rauf iſt es ſtill,
Kein Laut ſich weiter regen will.
Der Iſtvan horcht und ſteigt darauf
Die Fahrten wieder raſch hinauf.
„Nun ſchlafe du im Schacht, Geſell',
Mein iſt dein Gold, ſo blank, ſo hell!"
Und ſachte zu des Ferko' Haus
Schleicht er durch Nacht und Windsgebraus,
Hu, durch's Geklüft' umhüllt vom Schnee
Erſchallt's als wie ein wimmernd: Weh'!
„Pfui! Iſtvan, zagſt du wie ein Kind?
Den Hechelſtein umheult der Wind!"
Doch wie im Haus den Lampenſchein
Er drauf verſenkt in Truh' und Schrein,
Da birgt, nach dem er ſucht, kein Ort,
Kein Gold iſt hier, kein Gold iſt dort.
„Wer ſagt mir, wo's verborgen ſei?"
Holla! — Da fällt's dem Iſtvan bei,
„Aus Vorſicht trug er's wohl bei ſich,
Gewiß, gewiß, nicht irr' ich mich!"
Und wieder ſchleicht er hin zum Schacht,
Verſtohlen, ein Geſpenſt der Nacht,

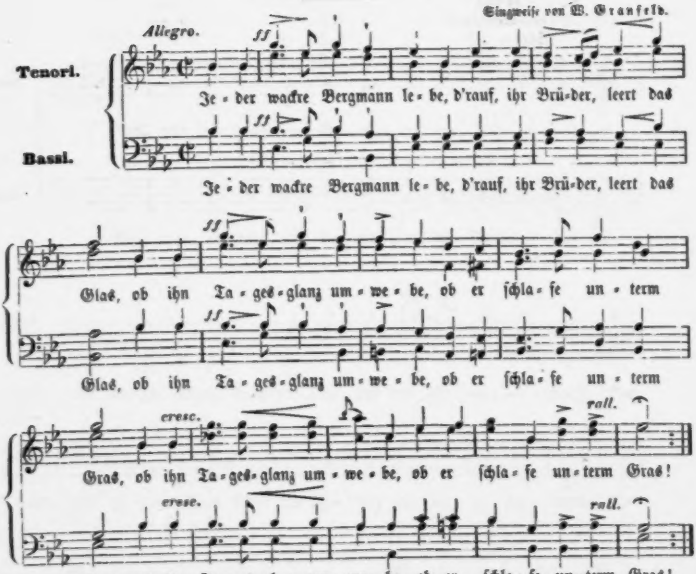
Und ſteigt mit ſeinem Grubenlicht
Hinab, zu thu'n die grauſe Schicht.
Wohl fährt's ihm fröſtelnd durch's Gebein,
Als er hinabklimmt ſo allein,
Doch faßt er bald ſich wieder Muth,
Das Gold, er hat's erkauft mit Blut,
Drum will er's auch als blut'gen Lohn,
Und ſollt' ihm Gnom' und Schwaden droh'n
So ſteigt er bis zum tiefſten Grund.
Welch ſchreckenvoller wüſter Fund!
Wie Geiſterlarven, die verſteint,
Das Felsgezack' ihm rings erſcheint,
Und dort, vom Dunkel überdeckt
Der Ferko, blutig hingeſtreckt.
Und was ihm eigen noch an Kraft,
Der Iſtvan jetzt zuſammenrafft,
Und naht, die Lampe in der Hand,
Der Leiche, die dort liegt im Sand,
Und beugt ſich über ſie mit Haſt
Und ſucht, von Gier nach Gold erfaßt.
Er ſucht und ſucht, frech wühlt die Hand
Dem blut'gen Todten im Gewand,
Da blitzt ſein Aug', es kreiſcht ſein Mund:
„Glück auf! zu Tage liegt der Fund.
In einer Börſe, voll und dicht,
Trug um den Leib ſein Gold der Wicht."
Und raſch die Säckel füllt er all,
Ha, wie das klingt mit hellem Schall!
Er füllt und füllt, nun iſt's geſcheh'n, —
Was macht ſein Haar zu Berge ſteh'n?
Was rollt er jetzt das Aug' ſo wild?
„Fort, Ferko! — Fort, du blut'ges Bild!"
Und wieder klettert durch die Nacht
Bebend der Iſtvan aus dem Schacht,
Das Lämpchen ſchwankt, es pocht ſein Herz,
Ihm iſt's, als zög's ihn grubenwärts,
Es tritt der Schweiß ihm aus der Stirn,
Im Schädel ſiedet ihm das Hirn.
Doch raſcher nur und raſcher ringt
Von Sproß' zu Sproſſe, angſtbeſchwingt,
Wild Iſtvan ſich und klimmt und klimmt,
Bis ſeltſam ihm's vorm Auge flimmt.

Er klimmt und klimmt, er ſtrebt und keucht,
„Bald iſt das Mundloch nun erreicht,
Dort funkeln ſchon durch's Felsgeſtein
Zwei Sterne in die Nacht herein!"
Und eil'ger noch ringt er hinauf,
Schon thut ſich ihm der Stollen auf,
Und ſieh, zwei Sterne auf ihn ſchau'n,
Daß ihm das Herz erſtarrt vor Grau'n.
Zwei Augen ſind's voll grüner Gluth,
Die ſprüh'n und glüh'n auf ihn mit Wuth
Aus eines Wolfes rief'gem Haupt,
Der offnen Rachens nach ihm ſchnaubt.
Da winkt kein Ausweg ſeiner Noth,
Vor Iſtvan droht der ſich're Tod
In eines Unthiers Schreckgeſtalt
Und hinten gähnt der Felſenſpalt.
Und ſchnaubend drängt das Ungethüm
Zum Iſtvan ſich und lechzt nach ihm,
Schon ſpüret er den warmen Hauch,
Schon dampft nach ihm des Schlundes Rauch,
Schon ſchnappt nach ihm der ſcharfe Zahn,
Er fühlt's, es iſt um ihn gethan.
Und horch, tief unten in der Nacht
Da kommt's mit Eins herauf den Schacht,
Da holpert's dumpf, da dröhnt's ſo ſchwer,
Da ſchlorrt's und raſchelt's hinterher,
Da häckelt ſich's nach Spinnenart
Von Sproß zu Sproß, von Fahrt zu Fahrt,
Und als der Iſtvan vom Geſtein
Hinunterblickt, da fällt der Schein
Dem Todten, den er frech beraubt,
Auf das zerſchellte blut'ge Haupt.
Da wirft, vom Wahnſinn angefaßt,
Schon ſelber eine Leiche faßt,
Der Iſtvan ſich dem Ungethüm
Entgegen mit Verzweiflungsgrimm,
Allein ſchon hat's, wie er's auch packt,
Den Zahn ihm tief in's Fleiſch gehackt,
Und ſein Geheul verkünder's weit,
Daß nichts vom Tod ihn mehr befreit. —
Horch, wie ein Mettenglöcklein fromm
Durchklingt ein Schall den Himmelsdom,

Das Stollenglöckchen klingt und ruft
Die Knappen zu des Berges Gruft,
Und frommen Sinnes kommt die Schaar
Mit feſtem Muth, der Sorgen baar,
Da findet in des Stollen Näh'
Den Iſtvan ſie geſtreckt im Schnee,
Ein Jammerbild, bedeckt mit Blut,
Im Aug' nur noch verloſchne Glut.
Nur mühſam aus des Todes Nacht
Noch einmal er zum Sein erwacht,
Und kündet's voller Reu' der Schaar,
Wie er des Ferko Mörder war;
Und wie der Herr ihm zum Vergelt
Das Ungethüm zum Schacht geſtellt,
Daß durch den Wolf der Wolf erlegt,
Der ſchlimmre Gier als er gehegt.
So geht zu Schemnitz noch zur Stund
Die Sage in des Volkes Mund,
Und Mancher, der auf ſeinem Pfad
Der ſchönen Bergſtadt ſich genaht,
Dem iſt auch wohl der Schacht bekannt,
Der noch der Blutſchacht wird genannt.

# Bergmanns-Toaſt.

Singweiſe von W. Granfeld.



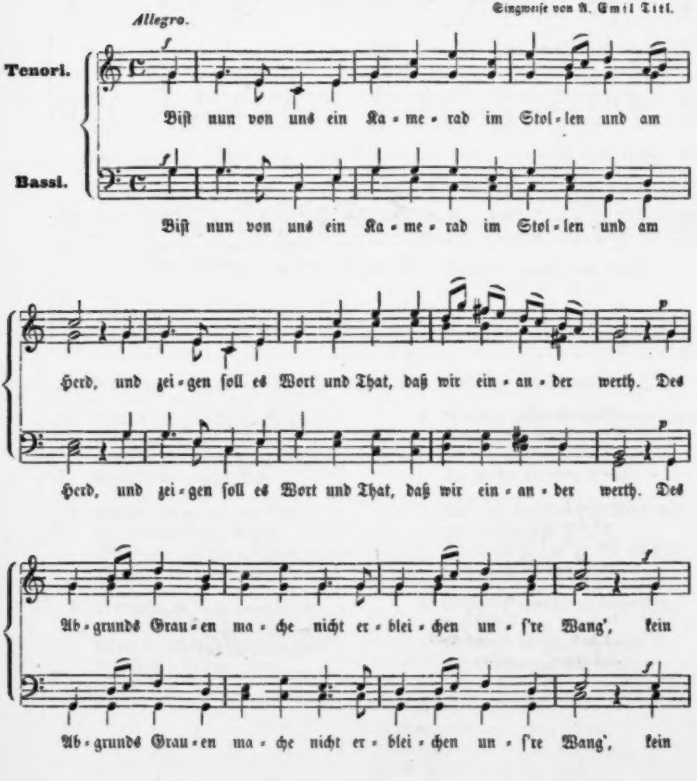

2. Jeder wackre Bergmann lebe,
Der da Klotz und Fäuſtel ſchwingt,
Daß der Schacht die Erze gebe,
Die nur Muth zu Tage bringt.

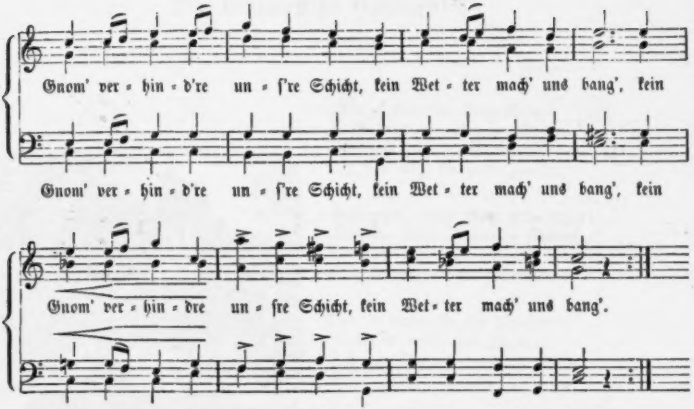
3. Jeder wackre Bergmann lebe,
Der noch treuen Sinn bewahrt,
Und ein guter Engel ſchwebe
Stets um ihn auf Baum und Fahrt.

4. Jeder wackre Bergmann lebe,
Wie ihn Nacht und Grau'n umweht,
Jeder nütze, jeder ſtrebe,
Bis der Bau zuſammengeht!

# Neue Kameradſchaft.

Singweiſe von A. Emil Titl.






3. Nicht ſchrecke uns die falſche Flut
Mit toſend wildem Schwall,
Und keine Felswand beug' den Muth
Durch ihren grauſen Fall.

4. Befahren ſei beherzt und kühn
Der todesſchwangre Schacht,
Und freudig ſoll das Herz uns glüh'n
In wilder Bergmannsſchlacht.

5 Entrungen ſei durch unſre Kraft
Das Erz des Gnomen Hand,
Damit's nach tauſendjährger Haft
Zum Nutzen ſei dem Land.

6. Iſt dann vollbracht die Knappenfahrt
Geſelligen Vereins,
So labe uns nach Bergmannsart
Ein Becher goldnen Weins.

7. Und reißt von hier dich wieder fort
Ein wechſelndes Geſchick,
So denkſt du, wo du biſt vor Ort,
Wohl noch an uns zurück.

8. D'rum eh' erwählt der neue Pfad,
Die Gläſer froh geleert:
Glückauf, du neuer Kamerad
Im Stollen und am Heerd!

# Die Gnomen zu Hallein.

Zu Hallein im Berggeklüfte
Hauſte einſt der Gnomen Schaar,
Schaffend dort bei Nacht und Schweigen,
Wo kein Aug' ſie ward gewahr.

Schwangen rüſtig Krahl und Fäuſtel,
Schürften wohl ſo manche Schicht,
Spät zur Nacht oft ſah man wandeln
Noch im Schacht ihr Grubenlicht.

Und ſo waren ſie den Knappen
Immerdar getreu zur Hand,
Daß am Morgen manch ein Heuer
Seine Schicht gefördert fand.

Da ein niedlich Kirchlein bauten
Auf dem Berg, mit frommen Sinn,
Von dem Salzgewerk die Knappen
Noch zu ihrem Schachte hin.

Ein metall'nes Glöcklein hingen
In den Thurm ſie drauf hinein,
Und zu Thal und Klüfte drangen
Bald die Klänge hell und rein.

Ei wie lugten da die Gnömchen
Aus den Spalten rings hervor,
Horchten auf die fremden Klänge,
Lauſchten mit erſchrecktem Ohr.

Huſchten ängſtlich hin und wieder,
Häschen gleich, von Angſt erfaßt,
Schwanden bald und horchten wieder
Gleich darauf in banger Haſt.

Doch je länger ſcholl das Klingen
Von dem Thurme hell und klar,
Um ſo trauriger auch zeigte
Sich die kleine Gnomenſchaar.

Endlich ſchwieg der Klang der Glocke,
Und es herrſchte wie vorher
Nächt'ge Ruh in jeder Hütte,
Und kein Auge wachte mehr.

Plötzlich da zum alten Steiger
An das Bett ein Gnömchen trat:
„Fürchtet nichts von mir, wir Gnomen
Kennen keine ſchlimme That."

„Aber wiſſ', wir müſſen ſcheiden
Aus dem altgewohnten Haus,
Jaget doch aus ihm das Schallen
Eurer Glocke uns hinaus!"

„Denn, ob wir uns ihm auch neigen
Der Euch ein Erlöſer ward,
Dürfen wir ihn doch nicht ehren
Nach der Chriſtenmenſchen Art."

„D'rum mit bitt'rer Wehmuth füllet
Uns der Glocken Feierklang,
Und was euch zum Troſt gereichet
Macht das Herz uns ſchwer und bang."

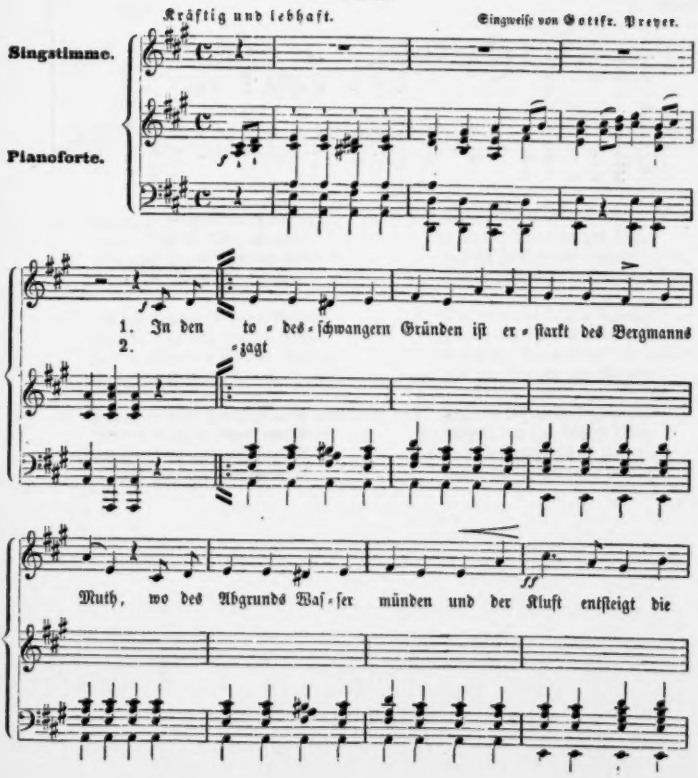
„Fahret wohl darum, ihr Alle,
Und gedenkt an uns zurück,
Ach, daß uns nicht theilhaft worden
So wie euch der Sühnung Glück!"

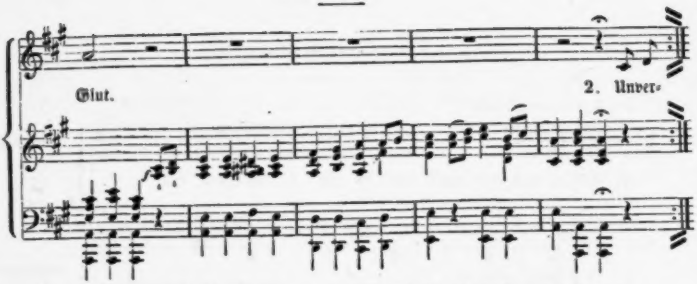
Alſo ſprach das kleine Gnömchen,
Sprachs und ſchwand zur Nacht hinaus,
Aber wie ein leiſes Weinen
Schallt's noch vor des Steigers Haus.

Täglich wohl vom Thurme nieder
Klang die Glocke fort und fort,
Aber keinen von den Gnömchen
Sah man mehr im Berge dort.

Drum wohl heut' zu Tage bethen
Noch die Knappen von Hallein:
„Laß, o Herr, auch bald die Gnomen
Deiner Gnade theilhaft ſein!"

# Bergmannsmuth.






2. Unverzagt durch all die Schrecken
Bricht er ſich die kühne Bahn,
Mag nach ihm die Flamme lecken,
Stürz' auf ihn die Flut heran.

3. Als des Berges Herr und Meiſter
Herrſcht er in dem dunklen Reich,
Und es flieh'n die tük'ſchen Geiſter,
Klingt der Fels von ſeinem Streich.

4. Kommt er dann zum Herd auch wieder
Wo ihm blüht des Friedens Glück,
Kehrt er bald und gern doch wieder
In ſein Herrſcherthum zurück.

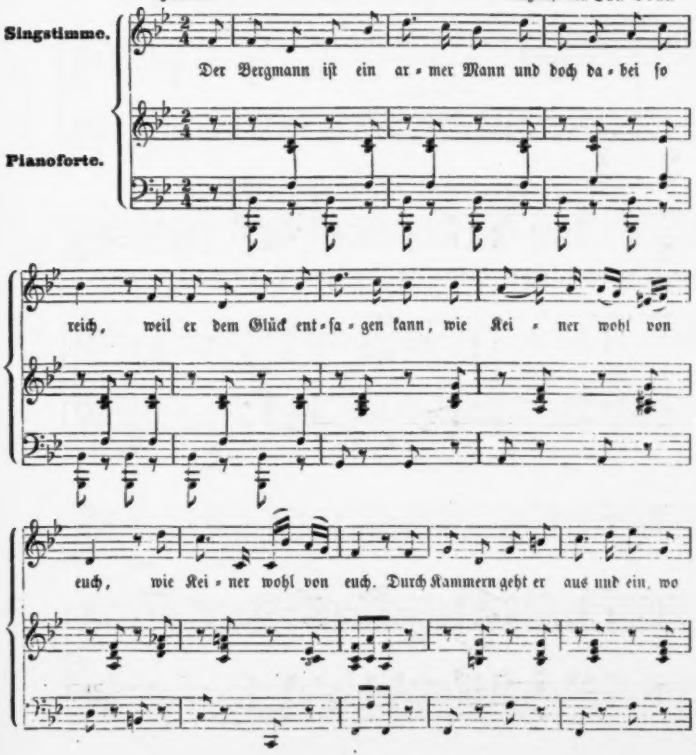
5. Sucht auf's Neue nach Gefahren
Ferne von dem ſonn'gen Tag,
Daß die Finſtern es erfahren
Was ſein kühner Muth vermag.

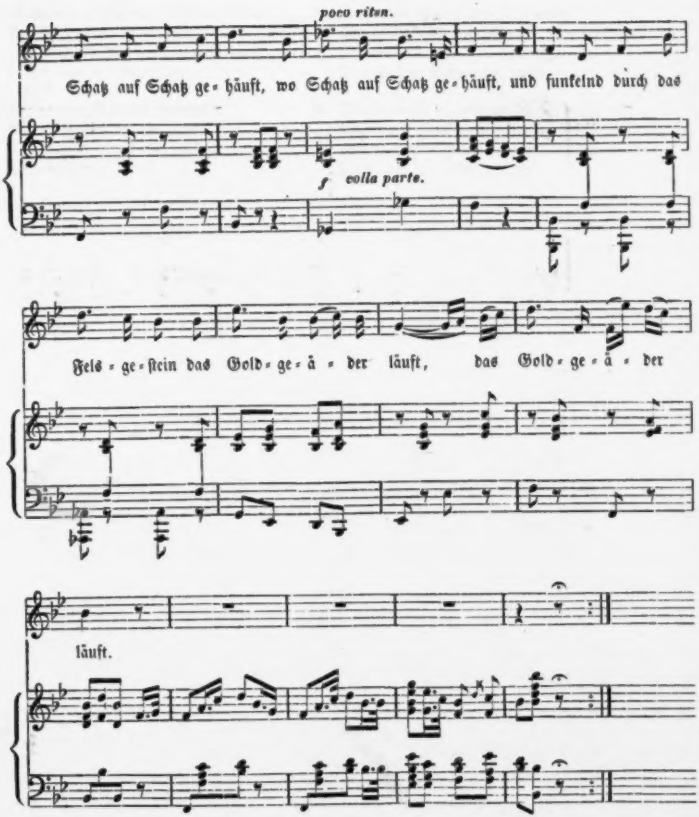
6. Aber wird von wilden Stürmen
Einſt das Vaterland bedroht,
Ruft's den Knappen von den Thürmen
Aus dem Schacht zum Aufgebot,

7. Fährt er auf gleich Ungewittern
Schnell bereit zu kühner That,
Und die Feinde mögen zittern
Wenn der Geiſterſieger naht.

# Bergmannsreichthum.

Heiter. Singweiſe von Jak. Dont.




poco riten.
Schatz auf Schatz ge-häuft, wo Schatz auf Schatz ge-häuft, und funkelnd durch das
f colla parte.
Fels-ge-ſtein das Gold-ge-ä-der läuft, das Gold-ge-ä-der
läuft.

3. Allein mit Gleichmuth ſieht ſein Blick
Den Reichthum rings umher,
Und niemals ſchmäht er ſein Geſchick
Wenn auch der Säckel leer.

4. Denn eines Schatzes jederzeit
Iſt er ſich froh bewußt,
Und dieß iſt die Genügſamkeit
In ſorgenfreier Bruſt.

5. Doch was in euch den Neid erregt
Und euren Frohſinn lähmt,
Mit Habgier euer Herz bewegt,
Das iſt dem Bergmann fremd.

6. D'rum ſchafft er, was er ſchaffen kann,
Mit ſeines Fäuſtels Streich,
Und iſt, wenn gleich ein armer Mann,
Doch auch wie Wen'ge reich.

# Die Braut des Bergmanns.

Vor dem Spiegel auf den Zehen
Steht die junge Bergmannsbraut.
Ei, wie ſich ſo ſelbſtgefällig
Heut' das munt're Ding beſchaut!

Schwarzes Häubchen, ſchwarzes Mieder
Stehen ihr auch gar zu gut,
Und der rothen Bänder ſpottet
Ihrer Wangen Roſenglut.

So vom Spiegel zu dem Fenſter,
Und von da nach dort zurück,
Drängt ſie Magdlichkeit und Sehnen,
Und der Liebe junges Glück.

Viel zu langſam von den Kuppen
Schwindet ihr der Sonne Licht,
Ach, ſo ſeufzet ſie, wie lange
Währt doch heute ſeine Schicht.

Und ſie tritt hinaus zur Schwelle,
Wandelt hin den ſtein'gen Pfad,
Doch kein Bergmann will erſcheinen,
Und kein Bräutigam ſich nah'n.

Horch, da gellt das Stollenglöckchen!
Weh' ein Unfall iſt geſcheh'n,
Und in Angſt und grauſer Ahnung
Meint die Aermſte zu vergeh'n.

Sieh, da kommt's den Bühl herunter,
Lauter Jammer füllt die Luft:
„Eingeſtürzet iſt der Salzberg
Und den Bräut'gam birgt die Gruft!“

Da, beſinnungslos zur Erde
Sinkt die arme Bergmannsbraut,
Statt der Hochzeitsglocke tönte
Ach, des Todtenglöckchen Laut.

Und in Gram und Thränen ſchwindet
Fürder ihr der Tage Zahl,
Denn das Glück, das ſie verloren,
Lächelt nicht ein zweitesmal.

Nimmer harrſchet ganz die Wunde,
Wird auch milder gleich ihr Schmerz,
Denn ſo herber Schlag verletzet
Allzutief ein weiblich Herz.

Doch ergeben dem Geſchicke,
Trägt ſie was der Herr beſchied,
Einſam der Erinn'rung lebend
In dem Grubenhaus am Ried.

Aber als der Tag gekommen
Der geriſſen Hand aus Hand,
Steht ſie wieder vor dem Spiegel
Wie am Hochzeitstag ſie ſtand.

Schwarzes Häubchen, ſchwarzes Mieder,
Schmücken ſie wie dazumal,
Doch von ihrer Wangen Bläſſe
Spricht des Herzens inn're Qual.

So, als Braut geſchmücket wandert
Sie zum Kirchlein unverweilt,
Und ihr Geiſt entfliehet zur Sphäre
Wo der Frühverlorne weilt.

Und an jedem Jahrestage
Schmückt ſie ſich als Bergmannsbraut,
Alten Pfad zur Kirche wandelnd
Ohne Wort und Klagelaut.

Fünf und fünfzig Lenze ſchwanden
So dem ſchwergeprüften Weib,
Silbern iſt ihr Haar geworden
Und gekrümmt und welk ihr Leib.

Da zur Kirche geht ſie wieder,
Einſt im alten Hochzeitsſtaat,
Mit dem ſchwarzen Wollenhäubchen,
Mit dem Röckchen von Brokat.

Sieh, was läuft das Volk zuſammen,
Welch ein Lärmen und Gebraus?
Aus dem längſt verfallnen Schachte
Grub man einen Knappen aus.

Blond von Haaren, roth von Wangen,
Noch geſchwellt von Jugendkraft,
Wie vor vielen, vielen Jahren
Ihn der Tod dahingerafft.

Ward von ihm des Grabes Schauder
Durch die Soole doch verbannt,
Aber von der Knappſchaft keiner
Der den Jüngling hätt' erkannt.

Da von ihrem Pfade lockt es
Auch das Mütterchen herbei,
Und ſie ſchaut die Jünglingsleiche
Und dem Mund entfährt ein Schrei.

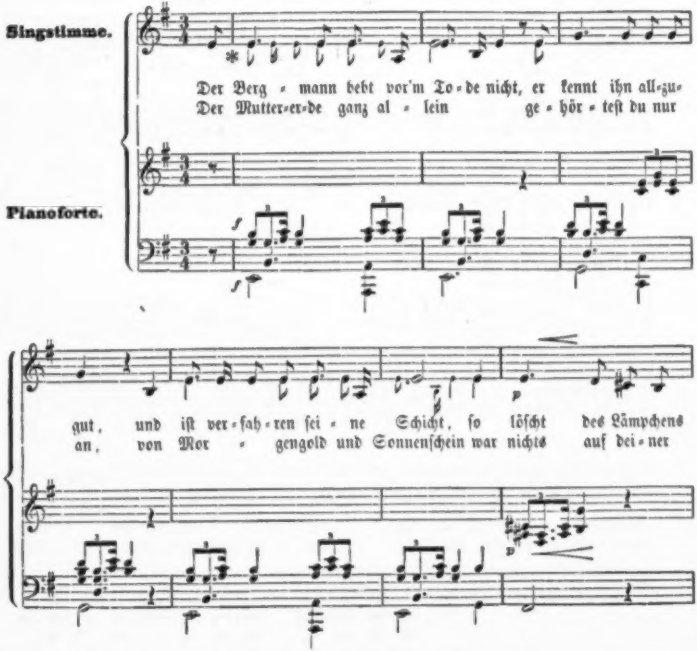
Denn, der noch in Jugendfülle,
Vor ihr liegt, das iſt ja er,
Den ſeit ihrem Hochzeitstage
Sie geſehen nimmermehr.

Schluchzend ſinkt ſie auf die Leiche,
Ihrer ſelbſt nicht mehr bewußt,
Neigt das Haupt und hebt es nimmer
Von des Auserkornen Bruſt.

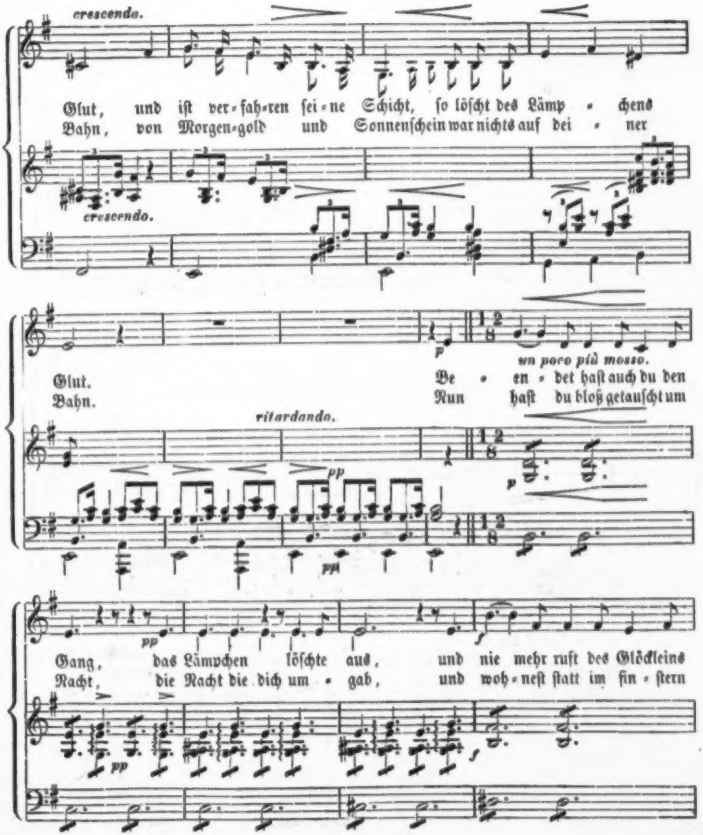
So vereint ins Grab auch ſenkten
Sie darauf das ſeltne Paar,
Bräutigam mit goldnen Locken
Und die Braut mit weißem Haar.

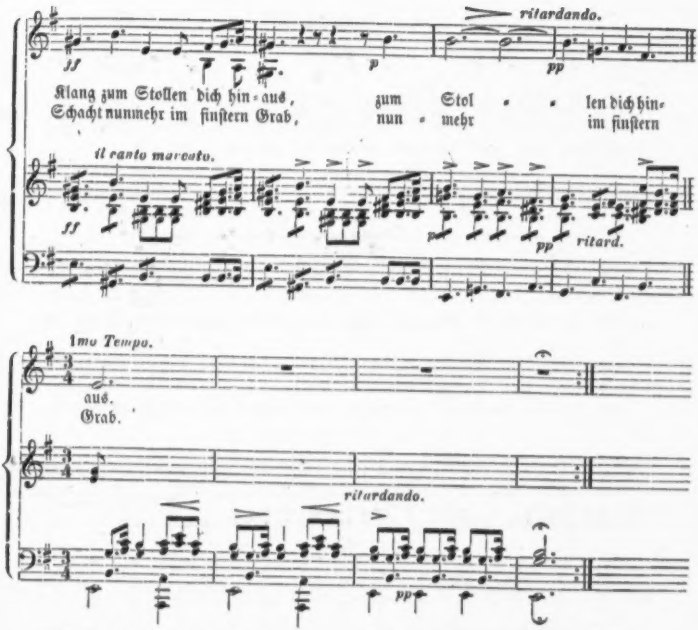
# Grablied.

Lento, ma non troppo. Singweiſe von Nina Stollewerk.




* Die Noten mit den Strichen abwärts, gehören zum zweiten Text.


crescendo.
Glut, und iſt ver-fah-ren ſei-ne Schicht, ſo löſcht des Lämp-chens
Bahn, von Morgen-gold und Sonnenſchein war nichts auf dei-ner
crescendo.
un poco più mosso.
Glut. Be-en-det haſt auch du den
Bahn. Nun haſt du bloß getauſcht um
ritardando.
pp
Gang, das Lämpchen löſchte aus, und nie mehr ruft des Glöckleins
Nacht, die Nacht die dich um-gab, und woh-neſt ſtatt im fin-ſtern

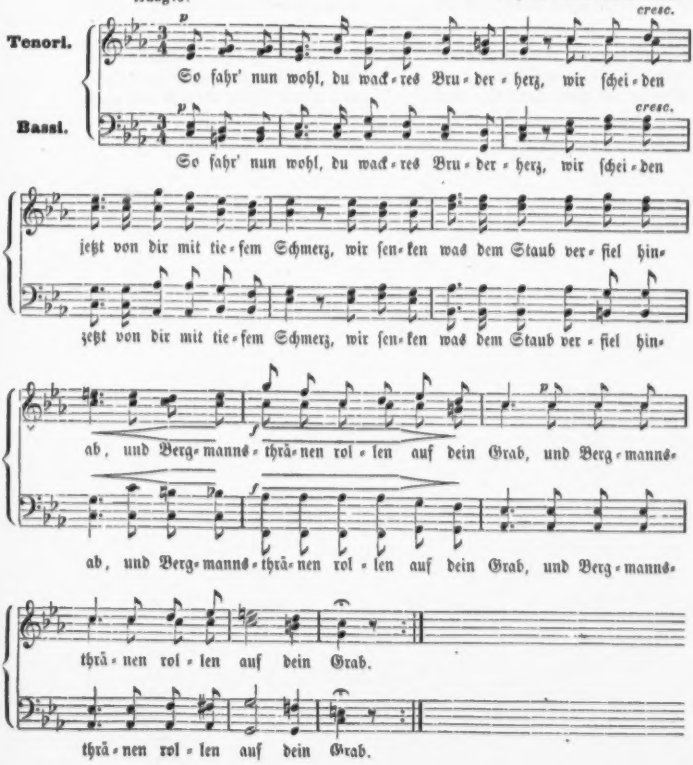



5. Das iſt kein Wandel der erſchreckt,
Du bliebſt der Nacht ja treu,
Wie oder wo ſie dich bedeckt,
Das iſt wohl einerlei.

6. Es ſagt's in deinem Angeſicht
Ja noch der fromme Muth:
Der Bergmann bebt vor'm Tode nicht,
Er kennt ihn allzugut.

# Grablied.

*Adagio.* Singweiſe von A. Emil Titl.



2. Du haſt gelebt nach echter Bergmannsart,
Und haſt gewagt manch eine kühne Fahrt,
Du haſt geführt manch guten Bergmannsſchlag
Und haſt gebracht manch edles Erz zu Tag.

3. Das Fäuſtel ruht, es feiert das Gezäh',
Und wir umſteh'n dich jetzt mit tiefem Weh',
War's deine Scheideſtunde doch, die ſchlug,
Denn dein Gewerke ſprach: Es iſt genug.

4. Wohl jedem Heil der ſo aus Haus und Ried
Nachdem die Schicht gethan, von hinnen ſchied.
Der nicht bereuen darf, der Strafe bang,
Die Fahrt durch dieſes Lebens Stollengang.

5. Nun ſchlummre ſanft, ſo wie der Herr gebot,
Bis du erwachſt im ſchönern Morgenroth,
Denn taubes Erz nur bleibt im nächt'gen Haus,
Doch gräbt das Gold der große Bergmann aus.

# Inhalt.


Glück auf! . . . . . 1.
Grubenfahrt . . . . . 3.
Bergmannslied . . . . . 5.
Hans Baumann . . . . . 7.
Vor der Einfahrt . . . . . 11.
Fromme Bergleute . . . . . 12.
Herr Rudbart und ſein Töchterlein . . . . . 15.
In der Teufe . . . . . 17.
Lied und Cither . . . . . 21.
Der ſchlafende Kaiſer im Untersberg . . . . . 23.
Knappenlied . . . . . 25.
Trinklied . . . . . 26.
Die Verſchütteten . . . . . 29.
Rundgeſang . . . . . 31.
Lazarus . . . . . 33.
Bergmanns-Luſt . . . . . 36.
Gnomenrache . . . . . 38.
Bergmanns-Ständchen . . . . . 41.
Hammermeiſters Töchterlein . . . . . 43.
Die Gnad' Gottes am Kahlenberg . . . . . 45.
Stollenlied . . . . . 47.
Der Blutſchacht . . . . . 51.
Bergmanns-Toaſt . . . . . 54.
Neue Kameradſchaft . . . . . 55.
Die Gnomen zu Hallein . . . . . 57.
Bergmannsmuth . . . . . 59.
Bergmannsreichthum . . . . . 61.
Die Braut des Bergmanns . . . . . 64.
Grablied 1. . . . . 66.
Grablied 2. . . . . 69.

## Druckfehler.

Seite 6, Strophe 7, 3te Zeile, ſtatt mehr: mir
Seite 8, Zeile 40, ſtatt Herr: Hans
Seite 29, 5te Strophe, ſtatt mächtigen: nächtigen